Nord und Süd

vereint mit Morgen

Deutsche Halbmonatsschrift

Herausgegeben von Dr. Curt Radlauer

Hundertdreiunddreißigster Band

34. Jahrgang: 1910: April—Juni

Nord und Süd, Zeitschriften-Verlag G. m. b. H.
Berlin W. 30 / Traunsteinerstr. 3

Inhalt des 133. Bandes: April / Mai / Juni 1910

Politik, Geschichte und Volkswirtschaft:

Wissenschaft und Technik:

Literatur und Theater

Romane, Novellen, Skizzen und Dramen:

Gedichte:

Bildende Kunst:

…schiedene Randbemerkungen:

…us Hof und Gesellschaft:

…usikbeigaben

…unstbeigaben

Hans Memling:
Madonna
(Wien, Hofmuseum)

Nord und Süd

vereint mit

Morgen

Deutsche Halbmonatsschrift

Verlag „Nord und Süd" G. m. b. H. Berlin
Vertretung für den Buchhandel:
S. Schottlaender's Schles. Verlagsanstalt

34. Jahrg. Bd. 133 Heft 403 Erstes Aprilheft 1910

Organ der neuen Kunstvereinigung
der Lessing-Gesellschaft
und Lessing-Hochschule zu Berlin.

Heinrich von Poschinger: Fürst Bismarck und der Kurfürstendamm

Nach bisher unveröffentlichten Quellen

Zu allen Zeiten und in allen Ländern haben die Fürsten es als eine Ehrenpflicht gegenüber den von ihnen bewohnten Städten angesehen, sie durch Monumente zu schmücken und durch großangelegte neue Straßenanlagen zu ihrer Entwicklung beizutragen. An ihre Stelle sind in neuerer Zeit zumeist die Munizipien getreten, die gleichfalls auf bisher öden Sandflächen und Wiesen Prachtstraßen hervorzuzaubern wußten. Als Beispiele erinnere ich an die Champs Elysées in Paris, die Ludwigsstraße in München, den Boulevard Victor Emanuele in Rom, den Cours Napoleon in Ajaccio, die Kaiserstraße in Frankfurt am Main, den Ring in Wien und den Kurfürstendamm in Berlin.

Der Plan, einen unscheinbaren, vor den Toren Berlins gelegenen Reitweg in eine Prachtstraße zu verwandeln, war eine alte Lieblingsidee Bismarcks. Seine erste Korrespondenz darüber knüpfte an den Gedanken an, den 1872 vorhandenen Reitweg festzuhalten, welcher auf der nordwestlichen Ecke des Zoologischen Gartens nach dem Kurfürstendamm heranführte und sich demnächst dort und auf dem neuangelegten Wege zum Forsthaus im Grunewald fortsetzte. Am Schlusse des Immediatberichts vom 21. Februar 1872, worin Bismarck für diesen Reitweg eintrat, appellierte er nicht umsonst an das lebhafte Interesse, welches der König jederzeit in Anbetracht der Rückwirkung auf die militärische Rüstigkeit der höheren Stände für die Erhaltung der Reitwege in der Nähe der Residenz an den Tag gelegt hatte.

Nach Inhalt eines von Bismarck im Februar 1873 an den Chef des Zivilkabinetts, Herrn von Wilmowski gerichteten Schreibens war Bismarcks Interesse fortab auf die Erhaltung der ganzen Breite des Kurfürstendamms zugunsten der öffentlichen Interessen späterer Zeit gerichtet. Darum sollte den Anbauern zu beiden Seiten nicht gestattet werden, irgend-

einen Teil desselben mit in ihre Häuserberechnung hineinzuziehen und als Ersatz für die ihnen obliegende Pflicht zur Hergabe des Straßenterrains zu benützen. „Ich will nicht gegen die Pferde-Eisenbahn überhaupt votieren, nur bin ich der Ansicht, daß das zu derselben notwendige Terrain aus den Mitteln der Grundbesitzer jener Gegend hergegeben, nicht aber der Weg da verengt werden sollte, wo der fiskalische Besitz ausnahmsweise Gelegenheit zu breiter und schöner Straßenentfaltung bietet." Am 17. Juni 1873 bat Bismarck den Handelsminister Dr. Achenbach nochmals, die Hergabe einer vollen Straßenbreite auf jeder Seite des Kurfürstendamms von den Adjazenten ex propriis fordern zu lassen, damit auf diese Weise für die zwischen Grunewald und Tiergarten zu schaffende Verkehrslinie die dreifache Breite einer gewöhnlichen Straße erzielt werden könne. „Dieselbe würde etwa den Linden, aber noch lange nicht den für ähnliche Verhältnisse in Paris dienstbaren Champs Elysées entsprechen."

Noch näher entwickelte Bismarck seine Gedanken in dem folgenden, gleichfalls an den Handelsminister Dr. Achenbach gerichteten Schreiben vom 8. Januar 1874:

„Eurer Exzellenz Schreiben vom 31. Dezember v. J. stellt mir eine baldige weitere Kommunikation bezüglich des Projekts zur Anlegung einer breiten Straße nach dem Grunewald in Aussicht. Indem ich den entsprechenden ferneren Mitteilungen entgegensehe, gestatte ich mir schon jetzt die Aufmerksamkeit Eurer Exzellenz auf zwei spezielle Punkte zu richten und die tunlichste Berücksichtigung derselben bei den schwebenden Verhandlungen zu empfehlen. Inwieweit das in Betracht kommende Terrain in die Charlottenburger Feldmark fällt, ist mir nicht ganz genau bekannt. Daß aber, soweit dies der Fall ist, das polizeiliche Bedürfnis von Charlottenburg durch das von dem Polizei-Präsidium vorgelegte Projekt weit überschritten werde, vermag ich nicht anzunehmen. Es handelt sich um die Herstellung einer, den voraussichtlichen Bedürfnissen der Zukunft Rechnung tragenden, der Hauptstadt in ihrem zukünftigen mutmaßlichen Umfange kaum entbehrlichen Straßenanlage, welche die Hauptader des Verkehrs nach dem Grunewald zu bilden bestimmt ist. Die Interessen der Stadt Charlottenburg und der Anbauer an der neuen Straße sind dabei wesentlich beteiligt. Die genannte Stadt zählte am Schlusse des Jahres 1871 bereits 19379 Einwohner, und diese inzwischen bereits gesteigerte Zahl wird bei einer Erweiterung Charlottenburgs nach dem Kurfürstendamm hin binnen kurzer Frist in weiterem erheblichen Maße zu-

nehmen. Nach der bisherigen Erfahrung wächst auch Berlin besonders gegen Charlottenburg und den Grunewald hin; die Entwickelung beider Städte wird daher mehr und mehr zu deren Vereinigung führen. Nahe Beziehungen und gemeinschaftliche Interessen bestehen schon jetzt, und man wird bei der Würdigung der polizeilichen Bedürfnisse ebensowenig zwischen beiden unterscheiden dürfen, wie in London zwischen der alten Stadt und dem Borough. Die Anbauer haben bei neuen Straßenanlagen ebenso auf Charlottenburger wie auf Berliner Terrain den Vorteil einer einträglichen Spekulation und der besseren Verwertung des übrigen Terrains. Ist es daher überhaupt geboten und entspricht es den Intentionen Seiner Majestät, die Straße nach dem Grunewald in einer ansehnlichen Breite herzustellen, handelt es sich hierbei um eine schon jetzt vorauszusehende Lebensfrage für die Zukunft: so wird auch den beteiligten Anliegern und Gemeinden gegenüber die Anforderung gestellt werden können, dieses polizeiliche Bedürfnis ihrerseits für die Gegenwart zu befriedigen und für die Zukunft sicher zu stellen. Der Umstand, daß sich der Kurfürstendamm in fiskalischem Besitz befindet, bietet eine erwünschte Gelegenheit, diese Anforderung in entsprechender Weise durchzuführen. Es ist meines Erachtens nicht zu gestatten, daß die Anbauer irgendeinen Teil des Kurfürstendammes in ihre Bau- und Häuserberechtigung hineinziehen, und dürfte ohne Bedenken die Bedingung gestellt werden können, daß dieselben auf jeder Seite des Kurfürstendammes für den zu pflasternden Fahrweg und den Bürgersteig ein Terrain von 5—7 Ruthen Breite herzugeben haben.

Bevor eine derartige Regelung der gesammten Straßenanlage sichergestellt ist, wird auch eine teilweise Chaussierung oder Pflasterung des Kurfürstendammes nicht gestattet werden dürfen. Mein erstes Eintreten in diese Angelegenheit war durch die von des Kaisers und Königs Majestät gebilligte Auffassung veranlaßt, daß es aus mehr als einem Gesichtspunkte nützlich sei, durch Vermehrung und Erhaltung guter Wege die Neigung zum Reiten bei den Offizieren sowohl wie im größeren Publikum zu fördern. Durch die Chaussierung oder Pflasterung auch nur eines Teils des Kurfürstendammes würde aber der einzige zur Zeit existierende ungepflasterte Reitweg nach dem Grunewald für die Bewohner Berlins verloren gehen, da derselbe neben der Straßenanlage wegen mangelnder Breite des Dammes nicht genügenden Platz finden würde. Hinzu tritt, daß die Herstellung einer jederzeit fahrbaren Straße die Bereitwilligkeit der In-

teressenten zur unentgeltlichen Hergabe des für die gesamten Anlagen erforderlichen Terrains beeinträchtigen und die hierauf gerichteten Verhandlungen erschweren würde."

* * *

Mit den Augen eines großzügigen Bürgermeisters hat Bismarck hier seine Ideen entwickelt, und seiner mächtigen, bis in das Jahr 1881 fortgesetzten Initiative ist es zuzuschreiben, daß der unscheinbare Feldweg, genannt der Kurfürstendamm, zu einer der großartigsten Luxusstraßen geworden ist.

Bismarck war auf das Erreichte auch recht stolz. Im Jahre 1896 bemerkte er in Friedrichsruh: „Wenn mir die Berliner ein Denkmal setzen wollen, so wünsche ich es mir nur dahin. Von der Politik und der Geschichte als meinem eigenen Werk will ich nicht reden. Da waren andere Einflüsse im Spiel. Aber eines kann ich für mich in Anspruch nehmen, daß ich den Berlinern Luft verschafft habe. Den Kurfürstendamm und die Villenkolonie Grunewald, die damit zusammenhängt, habe ich ganz allein durchgekämpft. Ich kann wohl sagen, daß mir in dieser Sache mehr Schwierigkeiten bereitet wurden, als es durch sämtliche Diplomaten Europas je geschehen ist. Aber ich hatte das Vertrauen meines hochseligen Herrn, und als ich ihm meinen Vortrag gehalten hatte, sagte er: Machen wir. Und so wurde es gemacht."

Eine unbekannte Jugenddichtung Friedrich Hebbels

Herausgegeben von Paul Bornstein

Vor kurzem weilte ich in Friedrich Hebbels dithmarsischer Heimat Wesselburen. Noch steht da die Kirchspielvoigtei, in welcher der jugendliche Dichter acht Jahre lang Schreiberdienste tat, und die schöne alte Kirche, auf deren Chor er so oft zum Gottesdienst sang. Das Geburtshaus ist nicht erhalten; wohl aber der Garten dahinter mit dem Ziehbrunnen, der in „Maria Magdalene" eine so gewichtige Rolle spielt. Auch lebt da oben, hochbetagt, in ihrem Kramladen noch eine einfache Frau, die genau des jungen Hebbel sich erinnert und eindringlich ihn zu schildern weiß. Von alledem soll später einmal ausführlicher an dieser Stelle die Rede sein. Ich besuchte die Gräber der Eltern des Dichters; „Hebbels Mutter": so lautet die schlichte Inschrift des Grabsteins, den unlängst herzliche Pietät stiftete. Erstaunlich lebendig ist in der kleinen, weltfernen Vaterstadt das Andenken Hebbels und die Liebe zu ihm. Dieser Liebe entwuchs, jeder Förderung würdig, nun der Gedanke der Begründung des Wesselburener Hebbel-Museums, dessen werdende Sammlungen schon heut unzweifelhaft manches interessante und bedeutsame Stück aufweisen. Aus dem Kreis der Männer, die selbstlos und ohne Scheu vor persönlichen Opfern in den Dienst der Museumsidee sich gestellt haben, wurde mir der Hinweis auf eine unbekannte Jugenddichtung Hebbels, die in einem Wesselburener Bürgerhause abschriftlich sich erhalten habe.

Es war dies das Haus des Ehepaares Buhmann. Frau Buhmann ist eine geborene Struve, eine Tochter von Hebbels Jugendgefährten Peter Jakob Struve, der als Dirigent des Kirchenchores — Hebbel nennt ihn den „Musicus" — eine Art Kantorstellung bekleidete. Die Mutter der Frau Buhmann aber war eine geborene Elvers, Margreta Esabea Elvers, eine Tochter des in Hebbels Lebensbeschreibung gar wohl bekannten Holzhändlers Paul Elvers, in dessen Haus Hebbel und seine Freunde ihre „Börse", d. h. gesellige Zusammenkünfte bei Spiel und Tanz mit den Mädchen des Fleckens hatten. Margreta Esabea war die ältere Schwester von Wiebke Elvers, die bei jenen Zusammenkünften Hebbels angebetete „Dame" war, und von Katharina Elvers, der Hebbels Freund Barbeck den Hof machte. Daß im Elversschen Hause Hebbel sehr häufig von seinen Gedichten vorlas, steht fest; daß er auch insgeheim den Schwe-

stern Elvers, und besonders Wiebke, so manches Geschriebene wird zugesteckt haben, läßt sich ohne weiteres annehmen. Wenn unter diesen Umständen Margreta Elvers das Manuskript der hier folgenden Dichtung, die ihr vielleicht besonders imponierte, sicher aber ihrem religiösen Sinn behagte, zur Abschrift sich erbat oder sie still für sich abschrieb und aufbewahrte, so hat das durchaus nichts Auffälliges. Mit dem ausdrücklichen Vermerk, daß es um eine Dichtung Hebbels sich handele, hat Frau Buhmann die Abschrift von ihrer Mutter überkommen. An ihrem Wort zu zweifeln, wird keiner sich erlauben, der mit dem Ehepaar Buhmann, älteren Leuten, denen die unantastbare Respektabilität aus den Augen schaut, auch nur wenige Worte gewechselt hat. Man darf getrost und a priori sagen: es gab um 1830 in Wesselburen außer dem jungen Hebbel keinen, der diese Dichtung hätte verfassen — es gibt heut dort keinen, der sie hätte fälschen können.

Die äußeren Umstände sprechen demnach zum mindesten mit starker Wahrscheinlichkeit für die Echtheit der Dichtung. Gleichwohl hätte diese, wenn auch starke Wahrscheinlichkeit nie mich vermocht, die Dichtung der Öffentlichkeit zu übergeben und damit ihre Echtheit zu bezeugen. Was diese Echtheit für mich evident und durchaus unanfechtbar macht, das sind Wesen und Artung der Dichtung selbst. Bevor aber diese ausschlaggebenden, inneren Gründe zur Sprache kommen, dürfte es sich empfehlen, die Dichtung zu hören. Vorweg sei bemerkt, daß an einer, vielleicht zwei Stellen die Abschrift zu versagen scheint.

* * *

Des Greises Traum.

Die Nacht deckte mit dunklem Fittig Land und Meer, goldne Sterne zogen auf am Himmelsbogen, rings umher war Ruhe und friedliche Stille verbreitet. Eugen, der edle Greis, der siebzig Jahre zählte und diese siebzig Jahre nur dazu angewandt hatte, die Werke des Ewigen anzuschauen und in diesen Werken den Abglanz seiner Vollkommenheiten aufdämmern zu sehen, war hinausgewankt aus seiner ärmlichen Hütte und hatte sich auf einem Hügel niedergesetzt, um die Schönheit der herrlichen Nacht in ihrer ganzen Fülle zu genießen. Fried und Ruhe strahlte vom Antlitz des frommen Greises; es war, als ob ein Engel auf seiner Stirn thronte, so himmlisch war sein Blick. Und seine Seele bewunderte das große Himmelsgewölbe und erstaunte über das unendliche Heer der Sterne, und unwillkürlich seufzte der Greis: „Gott, wie herrlich sind deine Werke, und wie schön, wie erhaben mußt du sein — — ach, und wie klein bin ich!“ — Und gewaltig von dem vernichtenden Gefühl dieses Gedankens durchdrungen, schlummerte der Edle ein.

Da war es ihm, als stände er auf einem fernen Stern, und ein Engel des Herrn stände ihm zur Seite. Liebliche Blumen blühten auf dunkelgrünen Fluren und erfüllten die stille Luft mit balsamischen Wohlgerüchen, melodische Lieder ertönten aus den luftigen Wäldern, von keiner Wolke war der lichte Himmel getrübt. Zu seinen Füßen rollte die Erde und alles andere Gestirn, und er schaute hernieder, und seine Seele freute sich, als er hernieder schaute und das Treiben der Erdbewohner erblickte.

Aber plötzlich ward es auf Erden dunkel und immer dunkler, nächtliche Finsternis, wie sie in Gräbern thront, breitete ihr Panier aus nach Ost, West, Süden und Norden. Und es erhub sich im Osten ein schimmernder Funke, erst klein und kaum erschaubar, aber der Geist des Herrn schwebte hinter ihm, wie ein brausender Sturmwind, und blies ihn an, daß er zur feurigen Glut ward, und die Glut loderte auf zur verheerenden Flamme. Und die Flamme verbreitete sich schnell, wie ein Blitzstrahl über den ganzen Erdkreis und fuhr lichterloh durch die Luft, daß es schien, als wolle sie auch den Stern vernichten, worauf der Greis stand. Eugen schauderte zurück; aber der Engel sprach liebend zu ihm:

„Fürchte dich nicht! Du stehst unter des Allmächtigen Obhut, der da spricht zu Sturm und Flamme: bis hieher und nicht weiter. Schau aber!"

Und er schaute bebend hernieder und sah Geister heraufschweben aus dem Qualm, der die ganze Erdenluft erfüllte.

„Siehe", rief der Greis freudig aus, „wer sind jene da, die da herschweben zu uns in milchweißen Kleidern?"

„Das sind Fromme, wie du", sprach der Engel.

Mutiger schaute er zum zweiten Male herab. Aber er bebte und stand still, als wenn ein Schlagfluß seine Glieder gelähmt hätte, wie er zum zweiten Male herabschaute. Der Engel bemerkte es und fragte:

„Was schrickst du zurück?"

„O", sagte Eugen mit zitternder Stimme und weinte Thränen des Kummers, „o, sieh auf jene!" — Und er zeigte mit abgewandtem Gesichte auf die Erde. „Sieh jene Unglücklichen, sie wollen auch emporfliegen und sich retten aus der mörderischen Flamme, aber ihre Flügel sind beschnitten, daß sie dableiben müssen, und eine gewichtige Last beugt ihr Haupt zur Erde. O wehe, wehe!"

„Rufe nicht wehe aus, Greis!" sprach der Engel. „Siehe, einst hatten sie solche Flügel wie du und jene Frommen, die jetzt die Ernte genießen ihres mühevollen Säens; aber sie wälzten sich herum in niedrigen Er-

götzungen und matteten sich ab in tierischen Wollüsten. Drob sind ihre Flügel gelähmt, und sie können nicht emporfliegen und ernten, weil der Hauch des Lasters gewaltig die Keime des Edlen, die die Gottheit in ihren Busen gestreut hatte, vernichtete. Und das Joch der Sünde, das sie sich freiwillig aufgeladen haben, ruht schwer auf ihnen und hemmt ihren Flug, ob ihre Flügel auch mächtig genug wären, ihn zu wagen."

Und wiederum schaute der Greis herab, und er sahe Geister fliegen mit pfeilschnellem Fluge, und schon quoll seine Seele aus in Entzückungen, daß doch noch mehr Sterne das Licht mit ihm teilen sollten. Aber am Scheidepunkte der irdischen Atmosphäre und des luftleeren Raums ermattete auch ihr Flug; und sie quälten sich, hinaufzufliegen in die lichten Höhen des Himmels und zu entfliehen der näher und näher daherbrausenden Flamme. Sie quälten sich und konnten es nicht. Und aufs neue brach der Greis aus in Wehklagen.

„Klage nicht, Eugen", sprach der Engel mit freundlicher Stimme. „Diese, welche du hier siehst, taten in ihrem Leben nichts Böses, aber sie vergaßen auch, Gutes zu tun. Darum kann die irdische Luft sie nicht zurückhalten, aber dem Anker des Himmels ist ihr Gewicht zu schwer. Denn wisse, Greis, die himmlischen Teile des Menschen sind stark mit Resten der Erde geschwängert, und diese Reste sind nur zu läutern im überirdischen Feuer der Tugend, sind nur abzuwaschen im Quell edler, guter Taten."

Plötzlich rauschte es auf Erden wie ein gewaltig stürmendes Meer und in der tiefsten Tiefe des Abgrundes wanden sich Seelen unter gräßlichen Qualen, die sich selbst verfluchten.

„O Gott, Gott!", stöhnte der Greis aus beklemmter Brust — — „Gott, diese! diese!"

„Hier weine und rufe wehe aus!" sagte der Engel mit ernster Stimme, und sein Antlitz verfinsterte sich. „Das sind Treubrüchige und Verführer. Das sind die einzigen Sünder! Siehst du die Blutstropfen an ihrer Stirn? Das sind Tränen der Unschuld! Und eine Träne der Unschuld, gelegt in die Wagschale des allgerechten Richters, und Millionen Welten wiegen sie nicht auf. Schau sie näher an! Siehst du jenen da, und die Unglücklichen, die sich an ihn klammern und ihn verwünschen? Das ist der Verführer, und die sich an ihn klammern, sind seine Schlachtopfer. Ja! und schaust du ihn da, den Verworfenen, und Brandmal der Hölle an seiner Stirn? Das ist ein Rabenvater, der seine eigenen Kinder an Galgen und Rad verschacherte. Für alle andern, die du siehst, ist Erlösung vor-

handen. Sie, die versäumt hatten, sich zu reinigen im Quelle der Tugend, werden jetzt geläutert im Feuer des Unglücks und trinken einst, wenn auch erst nach Jahrtausenden, in vollen Zügen die Wonnen der Seligen. Aber für Treubrüchige und Verführer ist keine Erlösung; Himmel und Erde, Gott selbst kann sie nicht retten. Denn alle anderen Sünden greifen bloß irdische Güter an, vernichten höchstens die gestreuten Keime, vergiften nicht die noch im Herzen schlummernde Saat. Aber diese! Sie morden die Unschuld und trinken ihr Blut. Sie zerfressen die innersten Keime des Geistes, daß der Zerrüttete sinnlos hinabtaumelt in die Wogen der Hölle! Sie vergiften die Saat mit höllischer Geschäftigkeit, die Gott und Natur in den innersten Winkel der Seele gestreut hatten, sie lösen das Band, das die Menschen an die Menschheit bindet, das die Menschheit an die ewige Vorsehung knüpft — und darum ist auf sie hingesetzt ewiger Tod."

Und das Antlitz des Engels glühte wie Morgenrot, und aus seinen himmlischen Augen quollen Tränen des Mitleids.

„O", rief er, gräßlich aufgeregt, aus, „o, daß ich sie retten könnte! Meinen Himmel wollte ich verlieren! Aber eher treten Hölle und Himmel aus den Schranken, als daß sich die Kluft füllt, die ihre Wohnung von der Wohnung der Seligen trennt. Denn verschlossen ist ihnen die einzige Brücke, die dem Sünder den Eingang in den Himmel öffnet. Sie können nicht bereuen, denn sie verzweifeln, und Verzweiflung ist von der Reue weiter entfernt, als der Himmel von der Erde."

Und der Engel versank in ein dumpfes Hinbrüten, endlich sagte er wieder leicht vor sich hin:

„Und das wollen sie nicht erkennen. Ja ihr Menschen mit eurer Philosophie! Die Litanei alles Vorhandenen wollt ihr kennen, die Spuren der Dinge berechnen, und kennt nicht euer eigenes erstes Gesetz. Mit Seraphim wollt ihr eurer Qualen (?) Licht schöpfen und prüft nicht erst, ob ihr es auch ertragen könnt, und denkt nicht daran, daß es im Grunde einerlei ist, zu viel als zu wenig Licht zu haben! Wahrheit wollt ihr euch erringen, und bedenkt nicht, daß die einzige Wahrheit, die euch hier erleuchten wird, Erkenntnis des Irrtums ist. Das Gesetz der Natur, der geheimnisvollen Mutter aller Kraft, widerspricht sich an keiner Stelle; es ist ewig Harmonie mit sich selbst. Das wißt ihr, und doch denkt ihr nicht daran, daß sie sich notwendig widersprechen müßte, wenn sie euch die Fähigkeit gegeben hätte, die höchste Wahrheit hier schon zu ertragen, ohne euch diese Wahrheit wirklich zu geben! — — Ja, mit eurer Philosophie ist es, wie mit euren Irrlichtern! Beide glühen, aber beide führen auch in die

Irre. Und was ist hier auch zu grübeln? Traut dem göttlichen Funken in euch, der da spricht: Tugend ist eure Bestimmung. Das wißt ihr, und das einzige Mittel, durch das ihr diese Bestimmung erreichen könnt, ist: strebt Harmonie zwischen Neigung und Pflicht herbeizuführen. Aber nie werden Neigung und Pflicht in euch harmonieren, wenn ihr nicht strebt, stets Herr über den Augenblick zu sein. Denn von dem Augenblicke hangen Hölle und Himmel im irdischen Leben ab. Der Augenblick kann euch zum Gott erheben, aber auch zum Teufel stürzen. Daher ist euer ganzes Sittengesetz: seid Herren des Augenblicks oder seid Natur. Tugend ist eure Bestimmung, und diese Bestimmung ist, weil Natur, Hingegebenheit. Natur folgt der Natur! Ihr könnt, was ihr wollt. Habt den Willen, Natur zu sein, und ihr seid es, und seid ihr ganz Natur, so habt ihr eure Bestimmung erreicht."

Abermals versank der Engel in düsteres Schweigen. Betrübt und niedergeschlagen stand Eugen ihm zur Seite, denn auch er war sich bewußt, nicht immer Herr des Augenblicks gewesen zu sein. Aber horch! Da ertönte himmlische Musik von ferne, dem Ohr lieblicher wie Flötenklang und Nachtigallied; und siehe, am Ende der Schöpfung ging die Herrlichkeit des Herrn in voller Glorie auf. Tausend und aber tausend Seelen beteten ihn an, und ihr Gebet öffnete ihnen die Augen, daß sie ihn schauten, und das Schauen gewährte ihnen der Seligkeiten höchste Fülle. Noch bebte Eugen und wagte nicht, den Blick aufzuschlagen. Aber freundlich hauchte der Engel ihn an, und der durchbohrende Gedanke schwand, daß auch keine Erinnerung von ihm zurückblieb; Eugen wandte sich und — — — o Entzückung aller Entzückungen! — — er sah die Herrlichkeit Gottes! Ewiger Frühling war verbreitet um ihn her. Sein Antlitz glühte wie Lenzesmorgen. Sein Gewand war gestickt aus lauter Sonnen. Sein Thron war ein unvergänglicher Regenbogen. Gnädig winkte er dem seligkeitstrunkenen Greise, jetzt sich bewegend in ewiger Rosenfülle der Jugend. Der Engel führte den Entzückten zum Thron hinan — — Gott reichte ihm den Kranz der Vollendung. Siehe, da küßten ihm Seraphim den Willkommenskuß — — und die Geister freuten sich ihres Mitbruders.

— — — — — — — — —

Den andern Morgen sahen die Dorfbewohner den geliebten Greis unbeweglich auf dem Hügel sitzen — — sie gingen hinan und sahen, daß er den ewigen Schlaf schlummerte. In dem höchsten Entzücken dieses Traumes, einem Vorgefühl der Freude des besseren Lebens, hatte dieses

Übermaß das nur noch schwache Band gelöst, welches seine mutige Seele an den zerfallenen Körper fesselte. Das Blut war erstarrt, die Hände des Edlen fühlten sich kälter; aber sein frommes Auge war nicht gebrochen, es strahlte vor belohnter Gottergebung.

Man bettete ihn zur Gruft. Kein prahlendes Monument posaunt dem Wanderer zu, wer hier den Todesschlaf hält; einfach und ärmlich erhebt sich über seiner Ruhestatt ein hölzernes, halbvermodertes Kreuz — — aber es weinten um ihn die Gerechten, als er dahin war. — — Und das ist der Totenkläger Pflicht.

Er war erwacht aus dem Traum des Lebens zum Leben selbst und hatte statt der Hoffnung den Genuß erblickt, statt der Dämmerung das Licht.

* * *

Diese Dichtung entspricht ganz und gar dem Gefühls- und Gedankenkreise des jungen Hebbel; des Hebbel vor 1831, der noch an Uhland nicht reif geworden war, noch von ihm nicht gelernt hatte, daß „der Dichter nicht in die Natur hinein-, sondern aus ihr heraus" zu dichten habe. In seiner Hebbel-Biographie sagt Emil Kuh[1]), nachdem er den religiösen Ursprung der Hebbelschen Jugenddichtung klargelegt: „Aus der biblischen Vorstellung von der Auferstehung des Herrn löste sich, neue überschwengliche Bilder gebärend, die Vorstellung von der Auferstehung aller Menschenkinder heraus. Das jüngste Gericht, in seiner Furchtbarkeit und Unbegreiflichkeit, nahm vor seinen Augen plastische Form an." — Hätte Kuh unsere Dichtung gekannt, er hätte sie nicht schärfer bezeichnen können. Dichterisch lebt diese Stimmung erregter Religiosität mit Klopstock sich aus; der frische Einfluß des „Messias", den Hebbel bei seinem Freunde Harding, dem Sohn seines Zeichenlehrers, kennen gelernt hatte, wird hier mit Händen greifbar. Klopstockisch, „messianisch" ist nicht nur auf breite Strecken die Terminologie, so der „Abglanz der Vollkommenheiten Gottes", die „Entzückung der Entzückungen", die Auferstehung als „Ernte Gottes"; nicht nur die Abstufung der Geister in die Seligen, die Verworfenen und, in der Mitte, die, deren Los „Dämmerung war, nicht Nacht": klopstockisch ist überhaupt das sentimentale Pathos, die aufgetriebene und beim jungen Nachahmer stark verblasene Rhetorik, die seraphische Übersinnlichkeit der Bilder. Nun aber zeigt diese Klopstockerei sich keineswegs nur hier; sie ist vielmehr ein hervorstechendes Kennzeichen auch der ganzen, frühen Verslyrik Hebbels, die von Geistern, Engeln, Seraphim, Cherubim, von Bildern des Todes, der Auferstehung, des Emporschwebens aus dem Staube zum „Siegesland", zur „Krone

[1]) 2. Auflage. Band 1, S. 51.

der Vollendung" förmlich strotzt. Ich nenne des zum Belege etwa die Gedichte „An die Unterdrückten", „Rosa", „An die Tugend", „Elegie am Grabe eines Jünglings", „Laura" [2]).

Schon die Titel der angeführten Gedichte verweisen bestimmt des weiteren auf Schiller. Er ist in der Tat der zweite der Götter, die über Hebbels Jugendschaffen thronen. Er beherrscht die ersten Experimente des Dramatikers. Wie die „Räuber" Pate standen bei des Siebzehnjährigen Räuberschauspiel, dem „Mirandola", so hat Franz Mohrs Schreckensvision vom jüngsten Gericht auch zu unserm Bilde Züge unzweifelhaft beigetragen. Schillerisch ist die feurige Lohe, angefacht vom Sturmwind Gottes. Wie bei Schiller die Locke von des Vaters silbernem Haupthaar die Wage des Gerichtes zum Sinken bringt, so hier der Blutstropfe an der Stirn der Unschuld. Daß der Verzweifelnde nicht bereuen könne, lehrte Franz Mohr. Und wie Pastor Moser bläst der Engel alle Philosophie quoad Erkenntnis in die Luft, freilich nur, um alsbald eine keineswegs klare, in Engelmund absonderlich klingende Ethik auf natürlicher Grundlage zu predigen. Gerade in dieser aber wird Schillers Einfluß von anderer Seite markant offenkundig. „Seid Natur!" „Traut dem göttlichen Funken in euch", „Tugend ist eure Bestimmung!" „Strebt Harmonie an zwischen Pflicht und Neigung!" „Ihr könnt, was ihr wollt!": das sind unverkennbar Schillerische Gedankenbildungen. Man kann allgemein sagen: wie Klopstock des jungen Hebbel Phantasie und Empfinden, so beherrscht Schiller seine ersten Versuche, auf dem Wege begrifflichen, spekulativen Denkens zu einer selbständigen sittlichen Weltanschauung zu gelangen. Genau aber, wie unsere Dichtung, spiegelt die ganze frühe Jugendlyrik, im Kern durchaus abstrakt gedanklich und nach Schillers Vorbild ethisch gewendet, diese Versuche wider. Dort wie hier die gleichen Schillerischen Kategorien, und zwar, da das dichterische Ausdrucksvermögen reich noch nicht entwickelt, in oft beinahe wörtlicher, bis zum Abklatsch gehender Übereinstimmung des Ausdrucks; dort wie hier diese Schillerischen Kategorien in unklarem Durcheinander mit unausgegohrenen Gedanken eigener Prägung, die gewisse Zukunftskeime ganz nicht verkennen lassen.

Die innige Verwandtschaft unserer Dichtung mit der beglaubigten, gleichzeitigen Verslyrik mögen etliche Gegenüberstellungen im einzelnen nun erweisen. An sich unerfreulich — es ließe sich das Spiel denn auch bedeutend weiter treiben, als ich tue [3]) — wird die mechanische, Sinn und Zusammenhang notwendig zerreißende Gegenüberstellung solcher verwandten Stellen hier vielleicht verzeihlich, weil sie im Nachweis der Echt-

[2]) Man findet die Jugendlyrik Hebbels in Band 7 der von R. M. Werner herausgegebenen, historisch-kritischen Gesamtausgabe.

[3]) Arno Scheunerts Buch „Der junge Hebbel. — Weltanschauung und früheste Jugendwerke" bildet in seinen tiefgreifenden Untersuchungen über Ausdruck, Stil und Weltanschauung des jungen Hebbel den vielleicht allerstärksten Beweis für die Echtheit unserer Dichtung. Dies

Kuno Amiet:
Spaziergang
Text von Lothar Brieger-Wasservogel

heit eine nicht unbedeutende Rolle spielt. Daß Übereinstimmungen in Wort, Bild und Gedanke, wie die folgenden, nicht zufällig sind, dürfte unschwer einleuchten.

„Des Greises Traum".

Eugen, der Greis, will den „Abglanz der Vollkommenheiten" Gottes heraufdämmern sehn.	„Fragmente", Stück 4:	„Gottheit trägst du in dem Herzen: „Bist der Abglanz der Vollkommenheit."
„Er freute sich, als er herniederschaute und das Treiben der Erdbewohner erblickte."	„Elegie", am Grabe eines Jünglings:	„Freudig schaut er nieder „Auf der nachgeblieb'nen Lieben Chor."
„Die himmlischen Teile des Menschen sind stark mit Resten der Erde geschwängert."	„Fragmente", Stück 4: (An den Menschen).	„Will er ganz hinüberschweben, — — „Setzt der Staub ein Ziel dem Geistesstreben."
„Strebt Harmonie zwischen Pflicht und Neigung herbeizuführen."	„Fragmente", Stück 4: (An den Menschen)	[Gott] „gab dir Mut, das Schwerste zu erleiden, „Wenn sich Pflicht und Neigung friedlich scheiden „Auf dem Ozean der Leidenschaft."
„Ihr könnt, was ihr wollt."	„An die Tugend":	„Freien ist Gesetz ihr Wille, „Den kein Tod zernichten kann."
„Tugend ist eure Bestimmung."	„An die Tugend":	Vergleiche das ganze Gedicht „An die Tugend".

darzutun genügen hier, wo in philologische Einzelheiten nicht einzugehen ist, schon etliche der Kapitel-Überschriften, in denen Scheunert seine Resultate zusammenfaßt. Ich nenne nur: „Das Zentrum der sittlichen Welt: Neigung zur Sünde." — „Die irdische Welt als notwendige Trübung der Welt des Ideals durch das Böse." — „Der Tod als sittliche Verklärung durch göttliche Gnade." — „Leben nach dem Tode. Drei Perioden. Schicksale des Guten. Schicksale des Bösen. Stellung Gottes." — „Der Traum als Vermittler sittlicher Offenbarungen, die den Wachenden unzugänglich sind": a) „Verweilen des Träumenden in der Welt des Ideals." b) „Terminologischer Begriff der Kälte, des Erstarrens." — „Das Schauen höchster Offenbarungen als Traumzustand": a) „niederziehende Wirkung dieses Schauens", b) „erhebende Wirkung" usw., usw. — Auch der Wortschatz unserer Dichtung deckt sich bis in einzelne, besonders charakteristische Worte hinein durchaus mit der allgemeinen Terminologie der Hebbelschen Jugenddichtung.

„Gnädig winkte er (Gott) dem seligkeitstrunkenen Greise . . . reichte ihm den Kranz der Vollendung." „Elegie", am Grabe eines Jünglings: „Sieht den liebevollen Heiland winken: „„Komm, empfahe deine Kron'!""

In einen andern, einen neuen Zusammenhang rückt unsere Dichtung, unter dem Gesichtspunkt der Form betrachtet. Als Prosastück mit lyrisch gehobener Sprache, als „Gedicht in Prosa" — Kuh verweist für diese Form auf den Einfluß Ossians, R. M. Werner mit größerem Recht auf den Jean Pauls — tritt „Des Greises Traum" durchaus gleichartig zu dem Nachtbild „Holion" und seinen anonymen Vorläufern im „Dithmarser und Eiderstedter Boten" einerseits und andererseits zu dem Märchen „Die einsamen Kinder", das Theobald Bieder-Hamburg vor etlichen Jahren in der von Amalie Schoppe redigierten Kinderzeitschrift „Iduna" fand.[4]) Diese frühen Prosadichtungen aber gehören nicht nur der äußeren Form, sondern auch ihrem innern Wesen nach aufs engste zusammen. Gemeinsam ist ihnen allen dreien das Traumhafte, die visionäre Phantastik bei gleichzeitiger Tendenz zum Umschlag ins Realistische, wie es in „Holion" und „Des Greises Traum" im Schluß hervortritt; im Märchen dauernd und prinzipiell das grell Spukhafte durchbricht. Nur steht unsere Dichtung zum wenigsten an Größe der Linie über dem „Holion", von dessen forciert düsterem Pessimismus sie in ihrer lichteren, religiösen Freudigkeit sympathisch sich abhebt — und tiefer als das Märchen, dessen visionäre Bilder minder aufgeblasen, unvergleichlich energischer und eindringlicher gezeichnet sind, und das nach Ton und Form der Darstellung bereits einen Übergang zur Erzählung bedeutet, wie sie in auffallender Schärfe und Knappheit zuerst in dem 1831 entstandenen „Brudermord" uns entgegentritt. Danach dürfte „Des Greises Traum", wie nach seinem Wert, so auch zeitlich zwischen dem „Holion" und dem Märchen stehen.

Ich resumiere. Unsere Dichtung ist der frühen Jugendlyrik Hebbels aufs engste verbunden; sie weist den für diese Lyrik bezeichnenden Klopstockisch-Schillerischen Einschlag auf und zeigt Übereinstimmung mit ihr in Wort, Bild und Gedanke. Sie deutet über den speziellen Einfluß der „Räuber" auf die werdende Dramatik, den „Mirandola". Sie erscheint nach Form und Wesen ferner innig verwandt mit der frühen Prosadichtung. Das alles besagt eben: sie ist dem ganzen gleichzeitigen Schaffen des jungen Hebbel organisch untrennbar verwoben. Alle die zum Vergleich herangezogenen Gedichte nämlich gehen auf die Jahre 1829 und 30;

[4]) Dieser interessanteste Hebbel-Fund der letzten Jahre ging nur darum so spurlos vorüber, weil er in ein wenig gelesenes Buch und mitten zwischen bekanntes Material hineingesteckt wurde. — Man findet ihn in der von Gustav Falke veranstalteten Hebbel-Auswahl der Hamburgischen Hausbibliothek. — Verlag Alfred Janssen, Hamburg 1906.

insonderheit die für uns wichtigen „Fragmente", unter den Akten der Kirchspielvoigtei aufgefunden, sind 1830 entstanden. Der „Mirandola" entstand 1830; „Holion" ebenfalls. Das Märchen fällt auf alle Fälle vor den „Brudermord", also vor 1831. Ende 1830, Anfang 31 lernt Hebbel Uhland kennen; damit entfernt er sich von Schiller und Klopstock, um in rapider Geschwindigkeit zu künstlerischer Reife emporzuwachsen. Nach alledem ist 1830 als Entstehungsjahr unserer Dichtung mit Sicherheit zu fixieren; es handelt sich also um die Leistung eines Sechzehn-, höchstens Siebzehnjährigen. —

Die Bedeutung solcher Jugendleistung ist rein entwickelungsgeschichtlich, ihr absoluter Wert nahezu gleich null. Künstlerisch bedeutet die Dichtung nur einen „excès de fantaisie", und zwar einer Phantasie, die bei ungewöhnlich spärlichem Zuströmen geistigen Materials auf heftigste Ausnutzung der wenigen Quellen angewiesen und mit fremden Vorstellungen völlig durchsättigt ist. Und doch können, wie bereits angedeutet, inmitten all der breiten Unselbständigkeit schärferem Auge gewisse eigenste Gedankenembryonen nicht entgehen. Wenn dieser jugendliche Dante nicht Räuber und Mörder in seiner Hölle tiefste Kreise verstößt, sondern Treubrüchige und Verführer als die, welche die besten seelischen Keime in andern vergiften, so spukt da in nuce sicher bereits jener Begriff der Versündigung an der Persönlichkeit des Mitmenschen, der, Ibsen vorempfunden, als tragische Schuld in Hebbels späterer Dramatik so bedeutsam hervortritt. Und ruft dieser unreife Mahner uns zu: „seid Herren über den Augenblick; von ihm hängt Himmel und Hölle ab, er kann euch zum Gott, aber auch zum Teufel machen", so gedenken wir unwillkürlich eines Herodes, der zugrunde geht, weil er nicht Herr des Augenblicks gewesen, und fernher klingen ans Ohr die schönen Worte, die Mariamne zu Herodes spricht:

> Für jeden Menschen kommt der Augenblick,
> In dem der Lenker seines Sterns ihm selbst
> Die Zügel übergibt. Nur das ist schlimm,
> Daß er den Augenblick nicht kennt, daß jeder
> Es sein kann, der vorüberrollt! Mir ahnt,
> Für dich ist's dieser! Darum halte ein!
> Wie du dir heut' die Bahn des Lebens zeichnest,
> Mußt du vielleicht sie bis ans Ende wandeln:
> Willst du das tun im wilden Rausch des Zorns?

Hans Hoffmann:
Gedichte aus dem Nachlaß

Morgengruß

In duftiger Frühe bin ich ihr begegnet;
Leider doch traf ich sie nicht allein:
Ein flüchtiger Gruß nur durfte es sein.
Aber der Blick, der Gruß bleibt mein. —
Wieder ist mir ein Tag gesegnet.

Das Rosenblatt

Ein Rosenblättchen fiel auf deinen Fuß:
Nimm es von mir als leisen Liebesgruß.
Manch Rosenblatt in meiner Seele schwebt,
Und all ihr Duft zu dir hinüberbebt.
Dies eine sandt' ich eben heimlich aus
Zu deinem Herzen, seinem Heimatshaus.
Und fiel es aus Versehn nur auf den Fuß,
So nimm es doch als treuen Liebesgruß.

Herbstlaub

Herbstlaub streu' ich zu deinen Füßen;
Laß es dich segnen, laß es dich grüßen.
Bunte Blätter, die düftelosen
Scheinen noch schön wie des Sommers Rosen;
Leuchtendes Laub von sonnigen Wegen,
Nimm es als liebenden heimlichen Segen.

Herbstlaub streue ich über dein Leben:
Nicht mehr Rosen hab' ich zu geben,
Nicht mehr Rosen, die roten, vollen,
Nicht mehr Wünsche, die jugendtollen.
Wonnen und Rosen geb' ich dir nimmer,
Liebe, segnende Liebe noch immer.

Ein Dankbrief

Es gab eine Zeit, da im Jugenddrang
Ich manch anmutige Maid besang,
Leicht aufflammend und leicht gerührt:
All mit dem Ernst, der dem Stoff gebührt.

Nun hat sich's wunderlich umgewandt:
Ich selber ein zierlich Verschen fand,
Gar rätselvoll hat mir's geklungen:
Eine holde Maid hat mich besungen!
Und gar eine duftige Rosenspendung!

Gewiß eine hocherfreuliche Wendung.
Ich fühlte mich nicht allein geschmeichelt,
Sondern — so gleichsam — mollig gestreichelt.

Und dennoch — hm — zum Herzen drang
Ein leiser, feiner Nebenklang
(Wie denn auf Erden jede Erfrischung
Hat ihre salzige Nebenmischung)
Durchaus nicht störend noch gar verstimmend,
Zart nur wie fern in Lüften schwimmend,
Nicht grade trüb', nicht grade kalt —
Nur etwa: Onkelchen wird alt.

Das Beste

Was war dein bestes Glück im Leben?
— Überfließend Maß war mir gegeben;
Habe der Freude mich nie verschlossen,
Vieltausend Wonnen hab' ich genossen,
Habe die Schönheit in mich getrunken,
Bin auch im Unglück nicht untergesunken,
Habe verschmäht nicht Wein noch Weib,
Kasteite nie zu sehr meinen Leib,
Fröhlicher Gast bei des Lebens Feste —
Aber die Sehnsucht war doch das Beste!

Felix Braun:
Der Schatten des Todes Roman

Fortsetzung

Meine Mutter sagte: „Ich fühle mich jetzt so erleichtert, gleichsam frei und — ich möchte sagen — kühl. Setz dich zu mir ans Bett und lies mir vor," und ich holte aus dem großen Bücherschrank die Briefe von Goethes Mutter und begann zu lesen, indem ich sorgfältig die fröhlichsten auswählte. Ich wußte: meine Mutter liebte diese Briefe, und war darum überrascht, als sie mich plötzlich unterbrach und mit ihrem guten Lächeln sagte: „Dumm ist doch das Lesen, Clemens. Plaudern wir lieber miteinander." Ich schloß das Buch: „Ja Mama — wie du willst — also was soll ich dir erzählen?" Sie hatte den Kopf weit ins Kissen zurückgebeugt, mühsam schien ihre Stimme emporzuklimmen: „Clemens, weißt du nichts mehr von jenem Mädchen? Wie hieß sie doch? Ella oder Elsa?" — „Elvira", sagte ich und fürchtete, rot zu werden. Aber langsam stieg die Röte in meine Wangen. „Elvira", wiederholte meine Mutter. Ich saß da, ohne mich zu rühren, heimliche Angst flüsterte und flatterte in mir, aber plötzlich kam mir ein Gedanke. Und es war ein großer schöner Gedanke, einer von den ganz edlen. Ich beschloß: meiner Mutter alles zu erzählen. So — dachte ich bei mir — würde ich eine gute Tat begehen und das Schicksal versöhnen und, indem ich meine tiefsten Geheimnisse verriet, einen Teil der Schuld wett machen, die unbeweglich über einsam verbrachten Tagen lastete. So saß ich denn still, die Hände ineinander verschränkt, den Blick durch das Fenster auf die Straße gerichtet, und sprach meine Geschichte langsam und wie im Traum vor mich hin.

Ich sagte: „Du wirst vieles wissen, Mama. Du könntest mich sonst nicht begreifen, und wenn ich's recht bedenke, habe ich dir manches abzubitten." — „Ja, Clemens," erwiderte sie. „Eigentlich war es doch sehr schön damals; sie hatte einen so seltsamen Blick — so groß war ihr Blick, gleichsam, als wollte sie einen damit für immer umschließen." — „Wie

du dich doch erinnern kannst, Mama!" — „O, ich weiß noch mehr: ihre Haare waren braun und ganz glatt, legten sich so über die Schläfen . . . schmiegten sich fast an, nicht wahr? und sie hatte einen so milden Mund." — „Ja, Mama." — „Und ihre zarte helle Stimme, Clemens, erinnerst du dich?" — „Ich erinnere mich." — „Wie sonderbar das alles in diesem Sommer gewesen ist. Wie du damals so spät nach Hause gekommen bist und mich die alte Hofrätin gewarnt hat! War so voll Aberglauben, die alte Frau! — Es ist wahr, ich habe mich gefürchtet, im ersten Augenblick freilich — dann hab' ich drüber lachen müssen. Gezeigt hab' ich dir's natürlich nicht — aber du hast doch recht gehabt." — „Mama!" — „Sei gut, Clemens," flüsterte sie, „erzähle mir alles! — du hast sie sehr lieb gehabt?" — Ich schwieg. — „Sehr lieb?" wiederholte sie. — „Ja," hauchte ich. — „Und sie dich auch?" — „Ich glaube schon, Mama." — „Warum sollte sie dich auch nicht lieb gehabt haben? Sag mir nur alles, Clemens, mir kannst du's sagen. Ich bin deine beste Freundin, merk es dir. Alles Böse mußt du mir sagen, jetzt und immer, versprich mir das!" Sie streckte ihre Hand aus, die ich ergriff und leise küßte. „So," sagte sie, „beginne!"

Und ich begann.

Draußen war es dunkel geworden, über dem Zimmer schwebte Dämmerung. Meine Worte schwebten auch; waren wie sie eintönig, traurig, still . . . . waren so schwer von Leid und verhaltener Sehnsucht, manchmal auffunkelnd bei dem Gedächtnis glücklicher Zeit. Wie lange war es wohl, daß ich sprach? Ich wußte es nicht. Alles, was ich nur irgendwie als geheime Erinnerung fand, suchten meine Worte und trugen es aus meiner Seele meiner Mutter zu. Nichts behielt ich, nichts war mir heilig genug, verschwiegen zu werden. Eintönig, traurig, still klangen meine Worte in die immer schwerer werdende Dämmerung . . .

Als ich zu Ende war, fühlte ich eine große Stille. Ich blieb wie gelähmt im Sessel und lauschte. Nichts regte sich. Doch. Mein Herz klopfte . . . laut, unermeßlich laut. Ich beugte mich leise vor: meine Mutter schlief. Schlief sie wirklich? Ich sprach sie an . . . erst leise, dann lauter, sie rührte sich nicht. Ich wunderte mich und stand auf, an ihr Bett zu treten. Die rechte Hand hing schlaff herab . . ein Schrei zerbrach in mir, noch ehe er laut werden konnte, ein Zittern überrieselte mich, ich berührte die Hand: sie war kalt. Ich legte mein Ohr ganz nahe an ihre Brust, um die Atemzüge zu vernehmen. Gott Lob: die gingen regelmäßig, nur schwach, sehr schwach, freilich — man mußte sich mühen,

sie zu hören. Jetzt zum Beispiel schienen sie ganz — — — Herr Gott! sie atmete ja nicht mehr! Und das Gesicht! wie fahl es geworden ist! Ein Fieberndes rührte mich an, — ich schrie, ich schrie ihren Namen, ich hielt ihre Hand und küßte sie. „Mama!" schrie ich, „Mama! Was ist dir denn?" — — . . . Bis ich zu mir kam und lauschte . . . Aber kein Laut kam. Feuchte Kälte kroch an mir hinauf, Tränen stürzten aus mir und das Wort „tot" immer wieder langgezogen vor mich hinwimmernd, neigte ich mich vorsichtig über sie und bedeckte ihr Gesicht mit Küssen . . . Das war kalt und starr — da schrie ich lang und gellend auf, wankte zur Türe, öffnete und sank hilflos meinem Vater in die Arme, der noch in Hut und Mantel eintrat. Ich fing seinen Blick auf, dann ward es Nacht; über meinen Kopf senkte sich drückende Finsternis, und ich hatte wieder das Gefühl eines schmerzlichen Hinschwindens in unbegrenzte Räume.

Zweiter Teil

Erstes Kapitel

An die fünf Jahre, die ich in Ruhe und mit Büchern verbrachte, will ich auch jetzt mit Worten nicht rühren: von ihnen möge so tief geschwiegen sein, wie sie selbst schwiegen. Und doch will es mir scheinen, als wäre in ihnen Großes geschehen: die Trauer um den Tod meiner Mutter; die heimlichen, unablässigen Anklagen gegen mich, die traumschweren Nächte und jene anderen, die ich damit verbrachte, mich zu den Prüfungen zu rüsten. Die bedeuteten mir freilich nicht viel; es war, als ob die furchtbaren Dinge, von denen ich früh Kenntnis erhielt, meine Sinne abgestumpft hätten, so daß mir die Aufregung und die Angst der anderen bald widerlich, bald verächtlich schien und ich an die gefürchteten Momente so ruhig herantrat wie einer, dessen Sinn gefestet und dessen Seele sicher ist. Im übrigen war ich der gleiche geblieben: weiten und wunderlich-verworrenen Spaziergängen hingegeben, dachte ich mir Abenteuerliches und Prachtvoll-Unmögliches aus, führte Zwiegespräche mit erdichteten oder lieben Menschen, die ich gern an meiner Seite gehabt hätte, sang vor mich hin, dichtete und hatte schöne Bilder vor dem Blick. In den späteren Jahren erhellte sich diese Welt immer mehr, und in dem letzten Universitätsjahr, da ich knapp davor stand, das mühevoll durchgeführte Studium der Rechte zum Abschluß zu bringen, machte mein in der Ebene verlaufender Weg eine Biegung und führte mich sicher und

unter günstigen Anzeichen in das Leben zurück, aus dem ich, den Tod meidend, langsam entwichen war. —

Ich hatte früher als sonst — es mochte erst halb sieben Uhr gewesen sein — im großen Lesesaal der Universitätsbibliothek die Bücher geschlossen. Langsam schritt ich über die Stufen in der Mitte der Rampe zur Straße nieder, auf der fleckenlos weißer Schnee lag. Lichter kamen von überall her, zitterten, schwebten, die hohen elektrischen Lampen hingen wie viele Monde im Nebel. Auf den Bäumen lag leicht die weiße Last: man konnte nicht glauben, daß sie froren. Weiß bedachte Wagen der elektrischen Straßenbahn glitten im wechselnden Lichterspiel und mit sich kreuzendem, hilflos verwirrtem Klingeln über die Schienen hin, als wäre das Fahren lautlos. An der Votiv-Kirche schritt ich vorbei: weiß und wunderlich standen die Heiligen im Portal; Fialen und Krabben, Maßwerk und Giebel schimmerten leicht auf dem Grunde eines zerfließend-blauversilberten, zu neuem Schneefall bereiten Winterhimmels. Es war nicht kalt. Angenehm wehte der Hauch vor meinem Mund und verwandelte sich, bewegungsfroh, zu zarten und schmächtigen Ornamenten. Durch die dunkelnden Gassen des Alsergrundes eilte ich nach Hause. Ich hatte so vieles für heute vor, ein paar Bücher lagen, noch unaufgeschnitten, auf meinem Tisch, und ein großes weißes Heft wartete darauf, das Geheimnis der Lettern zu empfangen.

Es war meine Gewohnheit, durch alle Zimmer unserer Wohnung zu gehen, ehe ich das meine betrat, obwohl dieses mit dem Vorzimmer durch die Küche und einen kleinen dunklen Gang in Verbindung stand. Meist waren alle Zimmer dunkel, nur im letzten — die Kinderstube nannte es der Vater — pflegten meine Schwestern nähend oder lesend den Abend zu verbringen. Heute war im ersten Licht, und ich hörte lebhaftes Sprechen gedämpft herausschallen. Verwundert öffnete ich und trat ein: meine Schwestern hatten Besuch. Es waren zwei Mädchen, im Alter von achtzehn bis zwanzig Jahren, fein und modisch gekleidet. Ich kannte die eine, Beate Glandorff; sie war mit Angelika seit langem befreundet und besuchte uns häufig; die andere, hoch und schlank gewachsen, mit klarem, manchmal träumerisch ausruhendem Blick, hatte eine leichte Ähnlichkeit mit Elvira, an die ich bei ihrem Anblick plötzlich denken mußte. Ich wurde ihr vorgestellt, ihren Namen aber verstand ich nicht. Erst später erfuhr ich ihn durch Angelika: sie hieß Christiane Lessing, und Angelika spöttelte darüber in der Art, wie man Namen zum Gegenstand wohlfeiler Bemerkungen zu machen liebt.

Der weiße Wintertag, der sich draußen an die Stadt schmiegte, hatte mich weich gestimmt. Ein Strom ungewisser, wirrer, traum-ähnlicher Gefühle war in mir lebendig, und ich spürte das Fließen der Wellen warm und eilig durch mich hindurch gehen, daß es mich ankam, die Arme zu breiten oder irgend jemand Liebem die Hand zu küssen. Unwillkürlich sah ich auf die Hände Christianes: sie waren weiß, schlank, ringlos; ein leichtes Armband hing lässig über der rechten . . . und mir war es, als müßte ich es mit wohliger und zärtlicher Bewegung abstreifen. Beates Hände waren — dies sah ich jetzt — gleichfalls von großer Schönheit: die Linke hatte um den Goldfinger einen schmalen goldenen Reif, in dem ein Amethyst gefaßt lag, die rechte Hand, ringlos, von einem ähnlichen Armband am Gelenk umschlossen, spielte mit dem Ring der Linken und drehte ihn unaufhörlich, so daß es schien, als wechselte Tag und Nacht, Licht und Dunkel. In dieser Betrachtung fühlte ich plötzlich Beates Blick über mich hingehen; da riß ich mich los und sah auf und in ihr Gesicht. Ich will es beschreiben.

Ihre Augen waren kühl, von grauer Farbe. Um die Stirn drängte sich das gescheitelte, dunkelbraune Haar, hüllte die Ohren halb ein, wandte sich und neigte sich tief zum Nacken hinab, erhob sich dann und bildete eine schwere Krone. Die Wangen, weiß, rosig überhaucht, mußten sich sehr weich anfühlen, der volle, ein wenig geöffnete Mund ließ die gezackten Zähne sehen, die in keineswegs regelmäßiger Reihe beieinander standen. Ein wenig eckig, wie entschlossen, sprang das Kinn vor, einen leichten Schatten auf den weißen Hals werfend, um den sich ein schmales Goldkettlein mit Medaillon liebevoll schlang.

Über Christianes Gesicht vermag ich nicht zu schreiben. Es war lieb und kühl. Ich hatte das Gefühl großer Ferne und leidvoller Fremdheit; verwirrende Schönheit des Lichtes bedeutete es, und ich wußte, daß es für mich mehr bedeuten konnte. Ihre Stimme kam nicht sehr hell, doch mit großer Sicherheit. Sie fragte mich etwas Gleichgültiges, dessen ich mich heute nicht mehr entsinne. Doch dies weiß ich noch: während ich, antwortend, bemüht war, meinen Gedanken eine besondere und anscheinend neue Form der Sprache zu geben, fühlte ich, von Zeit zu Zeit, Beates Blick auf mir ruhen. Aber ich gab diese Blicke nicht zurück; etwas wie Scham hielt mich ab und drohte, mich zu verwirren. — Im Gespräch mit Christiane Lessing versuchte ich, durch vertieften und angestrengten Ernst über die seltsame Unruhe hinwegzukommen.

„Ich habe oft von Ihnen gehört,“ sagte Christiane. „Man erzählt

wunderliche Dinge von Ihnen. Sie sollen immer so allein und versponnen sein."

„Woher wissen Sie das?"

„Ich werde Ihnen das natürlich nicht sagen —: vielleicht aus der Zeitung, vielleicht hab' ich schon lange Spione ausgeschickt." Sie lächelte, indem sie einen scherzhaft-bösen Blick annahm.

„Seh' ich denn so schrecklich aus?" erwiderte ich, innerlich entzückt über die Milde des Lächelns und die verheimlichte Lustigkeit des Tons. „Ich bin der gutmütigste Mensch unter dem Himmel."

„Möglich," versetzte sie mit gekünsteltem Ernst. „Aber über Ihre moralischen Qualitäten wollte ich nicht sprechen. Wirklich nicht. Ob Sie gutmütig sind oder nicht, das zu erfahren, werde ich noch später Gelegenheit genug haben."

„Hoffentlich", unterbrach ich sie, ganz ohne meinen Willen, und erschrak, wie mir die Röte in Wangen und Hände drang.

Christiane biß sich auf die Lippen und warf einen kurzen Blick auf ihre Finger: „Also sagen wir: hoffentlich", und dann sah sie mich schnell scharf, kühl an. Ich fing den Blick auf: so traf er mich nicht: den Namen Elviras in Gedanken vor mich hinsprechend, wußte ich, daß ich geschützt und sicher war. Doch klopfte mir eine heimliche Angst im Herzen.

„Also — von wo sind wir ausgegangen?" nahm Christiane das Gespräch wieder auf. „Richtig — daß Sie so für sich und eingezogen leben. Wie ein Sonderling."

„Bin ich das?" erwiderte ich und sah Christiane prüfend an. „Ich weiß es nicht, und so werde ich wohl auch keiner sein. Ich gehe meinen Weg, wie ich muß, das aber, was mich auf diesen Weg verwiesen hat und dessen ich vielleicht auch heute noch nicht Herr bin — wer vermag das zu nennen? Und selbst wenn ich es vermöchte" (hier hielt ich ein, sie ruhig anzuschauen), „dürfte ich es von mir loslösen und irgend einem Fremden anvertrauen? Oder würden Sie anders handeln?"

„Ja, da dürften Sie wohl recht haben", sagte Christiane in eisigem Tone; das Gesicht war auf einmal wie beschattet und gesenkt; die Finger spielten auf der Tischplatte, als schlügen sie die Tasten eines Klaviers. „Geht auch keinen etwas an, wollten Sie sagen."

Ich erschrak. Hatte ich sie beleidigt? „Das wollte ich nicht sagen, Fräulein."

Christiane Lessing lächelte kaum merklich. „So", sagte sie . . . und das Gespräch bog ab, ward stockend, langsam und stolperte über

Banales, Unwichtiges, immer wieder Gesprochenes einem frühen Ende zu, Literatur, Theater und bildende Kunst berührend, hie und da bei dem einen oder dem andern verweilend, ohne tieferes Interesse, über Selbstverständliches hin und war im Grunde nicht mehr als ein bewegter Schleier vor Langeweile und Verlegenheit. So sehr ich mich aber mühte, sie zu fesseln, war ich doch selbst nie ganz den angeregten Gedanken hingegeben, nie ungeteilt dem Gespräch zu eigen: denn immer noch fühlte ich — von Zeit zu Zeit — das Warme von Beates Blick auf Wangen und Händen . . . und zwischen beiden Frauen, auf wunderliche Art bald zu einer, bald zur andern hingezogen, wußte ich nichts, als den Namen Elviras zärtlich und mit großer Inbrunst immer wieder lautlos auszusprechen.

In gleichgültigen, schwerflüssigen Reden schlich sich die Zeit hin. Endlich erhoben sich die Gäste. Ich half Christiane in linkischer Weise in die Jacke, so daß sie lachte. Dabei streifte ihr Nacken flüchtig die Spitzen meiner Finger — da ließ ich erschreckt los, und hätte ich mich nicht rasch besonnen und die auf der einen Seite herabsinkende Jacke aufgefangen, so hätte mich wohl mehr und größerer Spott getroffen. Christiane verbeugte sich und dankte mit überlegen gekräuselten Lippen; auch Beate lächelte, und es schien mir nun, als hätte ich mich getäuscht, als ich vorhin ihren Blick zu spüren vermeint hatte. Sie achtete meiner kaum, ja: kaum daß sie mir die Hand reichte. Christiane aber wandte sich noch auf der Schwelle um und rief mir, der ich schon zum Zimmer zurückging, ein spöttisches: „Adieu!" nach.

Die Zeit des Abendbrots war gekommen, schweigend nahmen wir das einfache Mahl. Hie und da flatterte ein Wort gleichsam mit schweren Flügeln auf, um gleich darauf matt ins Schweigen zu stürzen. Das war vom Klirren des Bestecks auf den Tellern und dem Geräusch des Kauens und Trinkens schwach belebt. Bald verklang auch dies. Der Vater nahm die Zeitung, Angelika die Handarbeit, und Renate holte das aufgeschlagene Buch vom Schrank. Ich aber stand am Fenster, verfolgte die eigenartige Linie der Dächer gegen den Himmel, versuchte die Sternbilder zu erkennen, bis sich mein Blick trübte, verschwamm, sich auflöste und im Unendlichen schwebend verlor. Dann wandte ich mich ab, schloß die Augen vor dem Lampenlicht, daß ich in tiefrotem Nebelschein blind ward, wünschte Gutenacht und ging mit langsamen Schritten durch die dunklen Zimmer, in denen große Schatten lagen, nachdenklich meiner Kammer zu.

Als ich im Bett war, sammelte ich die Begebnisse und schloß sie zu dem Begriff: „Tag" zusammen. Ich fühlte mich nicht glücklich: eine

hastige Ruhelosigkeit hatte sich meiner bemächtigt und ließ mich nicht zu überschauender Gewißheit gelangen, ein Unausgesprochenes zwang mich, an Christiane zu denken, und doch meinte ich immer den Blick Beates warm an meiner Wange zu spüren. Seit dem Tod meiner Mutter war ich mit keinem Mädchen so nah im Gespräch gewesen wie heute, und mein Gemüt, das im Grunde einem ebenen Spiegel gleichen mochte, schien bewegt und von Unrast ergriffen. Ich hatte soviel zu denken: die letzte Staatsprüfung stand bevor — aber das war ja nichts Bedeutendes. Daß unser Vater in letzter Zeit verschlossen und unfreundlich war, ja seit dem Tode der Mutter eine gewisse Fremdheit gegen uns zur Schau trug, — beschäftigte mich viel und kränkte mich. Auch an Angelikas bevorstehende Heirat mußte ich denken und an Renates mönchisch-fromme Neigungen, die sie dem in der Ferne reifenden Entschluß, in ein Kloster einzutreten, nah und immer näher brachten. Und an vieles, vieles sonst . . . bis endlich alle Gedanken von dem einzigen, überragenden überschattet wurden, und ich, das Bild Elviras vor dem tieferen Blick der Seele, liebgewordenen Träumereien verfiel.

Es war immer so: ich sprach mit ihr; törichte Reden von innigem, weichem, überströmend-zärtlichem Ton. Ich dachte mir aus, sie sei gekommen, mich zu besuchen. Wie ein Mondstrahl, lautlos, kam sie ins Gemach. „Grüß Gott, Elvira, kommst du wieder?" — „Ja, Clemens, Lieber." — „Liebste, mir ist so bang nach dir gewesen — es war ein schlimmer Tag heute." — „Sag, Liebling, was ist's gewesen — sprich dich nur aus." — „Hörst du mich gut? Ich muß leise sprechen." — „Ich bin ganz nahe, sprich." — „Zwei Mädchen, Elvira, sind zu mir gekommen. Die waren sehr schön." — „Schöner als ich?" — „Schöner ist niemand — selbst die heilige Frau ist nicht so schön wie du." — „O du." — „Erinnerst du dich noch: damals am Teich? Ich war jung — aber ich hab' dich schon damals so lieb gehabt, du mich auch?" — „Ja. Ich dich noch viel mehr!" — „Liebling, sag, warum kommst du immer erst in der Nacht. Bei Tag' sehn' ich mich oft so nach dir!" — „Bei Tag darf ich ja nicht, Clemens. Sie lassen mich ja nicht vom Haus weg — sie bewachen mich so." — „Armes Kind, warum sind sie so strenge mit dir. Tun sie dir sehr weh?" — „Ach nein! Du darfst nicht traurig deswegen sein." — „Laß mich deine lieben Hände küssen!" — „Da. Nimm sie, aber nicht so wild!" — „Und den Mund auch — ja? — den Mund auch, Elvira!" — „Ich beuge mich ja schon, siehst du mich denn nicht?" — „Ganz beugen, Elvira, ganz! Ich will still liegen und die Augen schließen."

— „Und ich beuge mich tiefer und streiche dir übers Haar." — „Ah — wie wohl deine Hand tut! ah! und dein Mund!" — „Sei stille, Clemens, gleich bin ich fort." . . . Und ich hielt die Erträumte, und sie küßte mich.

So geschah es fast jede Nacht seit damals, aber es konnte auch anders erdichtet werden: Ich besuchte Elvira in der Stadt, in der sie lebte, das Mädchen besuchte ich und die Frau, denn ich wußte ja nicht, ob sie nicht schon verheiratet war. Große, fremde, im Traum immer sich gleich bleibende Zimmer betrat ich, ich wartete auf sie, sprach und speiste mit ihr, ging mit ihr durch die Straßen der fremden Stadt, begegnete ihr unversehens, küßte sie heimlich in Gärten des Nachts, wiegte ihr Kind, küßte es und spielte mit ihm, daß es lachte. Dann stand ich wieder am Teich. Ich sah die Bäume und fühlte den heißen Himmel, lief die Bergstraße zur Villa hin, berührte das Tor, sah meine Mutter angstvoll mich erwarten, sah die alte, längst verstorbene Hofrätin und tat den Schwur, den ich nachher brach. Jede Nacht schloß ich meine Erinnerung wie eine Kammer auf und ließ unzählige Stunden heranschweben, berauschte mich an ihnen, betrauerte sie, war glücklich über so große und so bunte Vergangenheit und schlief endlich mit einem leichten Befreiungsgefühl ein. Dann aber kamen die übermächtigen Träume meiner Kindheit.

Sie hatten mich nicht verlassen, diese Getreuesten. Boten waren sie, Boten jener unheimlich finstern Gewalt, deren Schatten unbeweglich meinen Weg überdeckte und mit seiner Dunkelheit so weit in das helle Umland einschnitt, daß die Schauer einer gefährlichen Zukunft über meine Seele stürzten. O Leben, wehrlos dem Tod zu eigen — wie halt' ich dich? Womit hatte ich diesen unermeßlich entfesselten Zorn herabbeschworen, diesen grausamen Zorn, unerschöpften Gebieter rasch fliegender Pfeile? Was ich berührte, fand ich vom Tod berührt, was ich erblickte, sah ich unter seinem Blick starr, bleich und eisig werden. Der große Begriff des Herbstes erschloß sich mir in dieser Zeit: ich fühlte die Tragik, die er in sich faßt und darbieten muß: an den rot und gelben Blättern, am langsamen Lösen, Versinken und Auf-der-Erde-treiben, an den kahlen, gläubigen Ästen mit frommen und zuversichtlichen Gebärden. Nun war Winter — und Hoffnung auf Frühling und Sommer, aber ich sah nur immer den Herbst; der wuchs und schloß das ganze Jahr in sich ein.

Dazu kamen die Gespräche mit meiner Schwester Renate. Über sie will ich einiges sagen. Sie war groß, schlank, ihr Haar war braun, nicht reichlich. Oft trug sie es — auch als sie schon über die zwanzig Jahre

hinaus war — offen herabhängend. Die Züge des länglichen Gesichtes waren nicht schön zu nennen, der Blick der grauen Augen schien hart, wurde aber fast schwärmerisch milde, wenn sie lächelte. Die Lippen waren kindlich, halb offen, wie bei einem Staunenden; man sah an diesem Munde, daß sie vom Leben nichts ahnte, nichts zu künden wußte. An ihrem Blick sah man dies freilich nicht — so blieb sie uns allen lange rätselhaft und ein wenig fremd und entfernt.

Man wußte nicht, wie es kam. Schon als Kind zeigte sie seltsame Frömmigkeit und einen an Begeisterung grenzenden Glauben von großer Inbrunst. Sie hatte eine rührende Liebe zu Gott und den Engeln, deren viele sie zu kennen vorgab. Sie nannte absonderliche, aber schön tönende Namen, die sie mühselig erfand: Belando, Antenio, Geraniel. Diese Namen sprach sie oft leise vor sich hin, und es schien, als spielte sie Gespräche mit eingebildeten Gestalten. Ihren Schutzengel sprach sie jederzeit vor dem Schlafengehen an, und sie hatte etwas Edles an sich, wenn sie sich, kniend, leise nach vorn neigte, den Kopf langsam den hochgefalteten Händen nähernd. Nicht selten geschah es auch, daß sie eine Blume auf die Erde legte, einen der Engel damit zu ehren (wie sie erklärte) oder damit sie einer zu Jesus bringe.

Als sie älter geworden war, begann sie den Heiland zu lieben, mit derselben unerschütterlichen, sehnsüchtigen Begierde, mit der ihre Mitschülerinnen einen der Lehrer im geheimen verehrten. Sie hatte sich ein Bild des Herrn: wie er der Magdalena erschien, in nicht wohlfeilem Rahmen über ihr Bett gehängt und darunter mit zierlichen, peinlich sauber geschriebenen Buchstaben einen Vers gesetzt. Darüber verspotteten sie alle, auch ich, und oft mit dem Ende, daß sie bitterlich darüber weinte. Dann wurde auch ich gerührt, zog ihr die Hände vom Gesicht und sah ihr fest in die Augen, nicht ohne ein leises Lächeln — da lachte sie und war wieder gut. So versöhnte sie sich und beschämte mich zugleich. Allein wir kamen uns damals noch nicht entgegen: erst als Angelika sich verlobte und uns dadurch entfremdet wurde, schlossen wir uns näher aneinander. Im dämmerigen Zimmer erzählte sie mir von Gott und wußte so schön und so schlicht Worte zu setzen und Gedanken zu entfalten, daß ich des Lauschens nicht müde ward — und ob mich gleich ein gewisser Hochmut und die innerliche Überzeugung, es besser zu wissen, dem Glauben fernhielt, ja oft lächeln ließ, so zog mich doch ein Rätselhaftes immer wieder in diese traurigen, wie verschleierten Stunden, in denen das Ahnungsvolle war und die Gewißheit eines Sieges über das Sterben.

Sie hatte wunderliche Träume: Christus erschien ihr und steckte ihr einen Ring an den Finger, oder er streute Sterne über sie, die zitternd an Haar und Kleid haften blieben, oder sie sah das Tor des Paradieses, das sie oft zu beschreiben versuchte, immer aber zu denselben Worten flüchten mußte. „Blühendes Licht,“ sagte sie, „ich weiß nichts anderes dafür . . . Blühendes Licht . . .“ und dabei schaute sie so sinnend auf ihre Hände, daß ihr Gesicht wie verklärt war. Oder es kam, daß sie die Mutter Gottes in den Himmel hob. Dann beschrieb sie das Gefühl des Schwebens und der Leichtigkeit über den Wolken, die sich weich anfühlten und voll Seligkeit waren. Oder sie berührte das heilige Kreuz, war ein Engel und fing das Blut des Erlösers in der Schale, küßte den Gral und schritt durch die Straßen des himmlischen Jerusalem. Meine Träume hörte sie ernst an, versuchte sie zu deuten und riet mir viele Mittel, ihr Wiederkommen zu verhüten. Ich erzählte ihr viel, auch meine Furcht vor dem Tod, die sie belächelte. Von Elvira aber sprach ich nichts.

Sonst hatte ich niemand, der mich anhörte. Mit Camillo verkehrte ich schon lange nicht mehr, er war Mittelschulsupplent irgendwo in Böhmen, kaum daß er mir hie und da eine Karte schrieb. Angelika lachte mich aus und hielt sich die Ohren zu, sooft ich etwas sonderbar Scheinendes sagte, der Vater war mürrisch und wollte „Ruhe haben, nichts von der Welt wissen“, so hielt ich mich denn an Renate und gewann sie lieb. Da geschah es, daß ein anderes Mädchen in den Kreis meines Lebens trat, und dies war Beate Glandorff.

Ich sah sie wieder an einem Abend bei Hofrat Felsen, einem alten Freunde meines Vaters. Ich erinnere mich ihrer gut: sie hatte ein blaßblaues Kleid, das mit seinem schmiegsamen und wellenden Gefältel ein Symbol des Wassers schien. „Wie kommen Sie hieher?“ fragte sie mich. — „Es ist ein Wunder geschehen“, erwiderte ich mit verhaltenem Lächeln. „Ich war in einem Wald, nun steh' ich staunend vor der Lichtung.“ — „Ah!“ sagte sie, mich ansehend, gleichsam als wollte sie, daß ich weiterspräche. Und dann nach einer Pause: „Und was sehen Sie vor der Lichtung?“ Ein dunkles Bild stieg vor mir empor und warf einen Schatten über mich hin. Ich zwang es zurück. „Etwas Liebes,“ sagte ich — „ja: etwas Liebes.“ — „Ein Mädchen natürlich.“ — „Natürlich. Vielleicht Christiane Lessing — vielleicht Maria von der Stadt — vielleicht Sie — vielleicht Elvira Graf.“ — „Vielleicht,“ sagte Beate kühl. „Sie wissen viele Namen, Herr Fortis. Aber sagen Sie: wer ist Elvira Graf?“ — „Elvira Graf?“ wiederholte ich langsam, während eine heimliche Angst

Etienne Maurice Falconet:
Badende
(Text auf Seite 80)

in mir aufstieg und meine Worte niederdrückte, „die hab' ich erdichtet — jetzt, im Moment, erdichtet." — „Komisch ist das, Herr Fortis. Wissen Sie: eine Graf ist mit mir in die Schule gegangen. Ich glaube, sie hieß Elvira oder so ähnlich. Sicher war's ein spanischer Vorname. Übrigens, das ist ja gleichgültig. — Beschreiben Sie mir diese Elvira!" Ich wußte nicht mehr, was ich vorhin gelogen hatte: „Groß, blond, dunkle Augen." Beate brach in Lachen aus. „Wie genau Sie das wissen, Sie Dichter! — Aber auch ich weiß etwas von ihr, und obwohl schon sechs Jahre oder mehr seitdem verstrichen sind, so weiß ich doch recht gut, daß sie ein koketter und exzentrischer Fratz gewesen ist. Frech, sag' ich Ihnen. Bis zum Exzeß. In einen Lehrer war sie geradezu verrückt." — „So", sagte ich und zwang mich zu einem Lächeln — aber ich lehnte mich an einen Kasten und legte die Hand fest ans Herz. Beate sprach. Ein Sausen und Tönen hüllte mich ein und fing den Sinn ihrer Worte auf, so daß der leere Schall an mein Ohr kam. Ja, sie erzählte von Elvira — aber ich hörte nichts, wollte nichts hören. Wozu auch, lieber Gott, wozu auch? — „Sie sind seltsam, Herr Fortis," sagte Beate plötzlich und sah mich besorgt an. „Was ist Ihnen?" — „Nichts — warum fragen Sie?" versetzte ich und warf die Arme herum, gleichsam um das Brausen um mich zu zerteilen, „wie lieb Sie sind, Fräulein Beate." — Sie wurde rot. „Gehen Sie doch mit Ihren Komplimenten!" — Ich hatte ein Gefühl, als müßte ich sie wie ein Kind, das von weit herangelaufen kommt, in die Arme schließen. Ihr Ton war so besorgt und voll Mitleid gewesen und ward nun hilflos, wie flatternd und voll Angst. „Ich mache keine Komplimente", sagte ich. „Es ist die Wahrheit." Sie sah mich unsicher an und fuhr sich mit beiden Händen nach rückwärts übers Haar. So war sie schön.

Fast so schön wie später, als sie am Klavier stand und sang, die Hände vor dem Schoß ineinandergelegt. Wenn ich sie ansah, überrieselte mich ein zärtliches, halb mitleidiges Gefühl, und es schien mir, als könnte ich sie sehr, sehr gerne haben. Zugleich erinnerte ich mich, daß ich ihren Blick so oft auf meinem Gesicht gespürt hatte, und wie der Gedanke kam, daß sie mich heimlich lieben könne, überschauerte mich ein süßer Schmerz, für den ich keinen Namen weiß, und der mir so ähnlich schien wie Heimweh.

Als die Gesellschaft sich aufgelöst hatte, begleitete ich sie nach Hause. Wir sprachen viel, nichts Bedeutendes, leicht Hinschwebendes, das der Wind fortträgt und das ihm das Gedächtnis willig und für immer überläßt. Die Straßen waren noch feucht vom Regen; in dem nassen Glanz

spiegelten sich die Lichter der Laternen und der elektrischen Lampen, daß es schien, als strebte der Schein ins Unterirdische hinab. Aber es war ein Zitterndes in dem Leuchten. „Sehen Sie," sagte ich. „Das Licht fürchtet sich vor der Tiefe." Aber sie erwiderte rasch, indem sie mich von der Seite ansah: „Oder die Tiefe vor dem Licht — denn woher wollen Sie wissen, welches zittert?" — „Wie meinen Sie das?" fragte ich, obwohl ich wußte, daß die Anspielung mir galt. — „Ach, ich sage das nur so," entgegnete sie, ohne den Blick zu erheben . . . In mir aber schwang es fort und ließ mich nicht zu Ruhe kommen. Was zittert? dachte ich: die Tiefe oder das Licht?

Fortsetzung im nächsten Heft

Walther Ziesemer:
Aus einer alten Briefsammlung

Die Marienburg, das Haupthaus des Deutschen Ordens in Preußen, war unter der langen polnischen Herrschaft in argen Verfall geraten und wäre wohl untergegangen, wenn nicht in letzter Stunde energisch Protest erhoben wäre. Max von Schenkendorf lenkte 1803 das Interesse der gebildeten Welt auf die verfallende Ruine und regte den Minister von Schroetter an, die weitere Zerstörung zu verhindern. Die Jahre nach der Katastrophe von Jena drängten den Gedanken an eine Wiederherstellung des Marienburger Schlosses zurück. Sobald aber der bekannte Staatsmann Theodor von Schön 1816 als Oberpräsident nach Westpreußen kam, wurde es anders. Schön erkannte die Bedeutung des Baues und mit fabelhaftem Eifer widmete er sich der Arbeit an der Wiederherstellung. Er berief Architekten, die über den früheren Zustand des Schlosses arbeiteten, und veranlaßte Historiker, in den Ordensarchiven nach alten Rechnungen über den Bau zu forschen. Schon im August 1817 konnte man die eigentliche Arbeit der Restaurierung beginnen. Man muß die Briefe Schöns lesen, um beurteilen zu können, wie sehr ihm der Bau der Marienburg am Herzen lag und zur Lieblingsaufgabe wurde. Am 12. November 1820 schrieb er aus Danzig an Niebuhr, der damals in Rom weilte: „Als ich vor vier Jahren nach Westpreußen kam, machte Marienburg als architektonisches Kunstwerk auf mich einen großen Eindruck. Ich ließ es von dem Schutte, unter dem es großenteils lag, und von den Verunstaltungen, die man seit 350 Jahren mit ihm vorgenommen hatte, befreien, und es entfaltete sich so schön, daß es, nach Moller und Böttiger, das schönste deutsche Wohngebäude in der Welt ist. Als Preuße aus dem Grunde meines Herzens, muß Marienburg, durch welches wir Christen und Deutsche sind, mir den höchsten Wert haben, aber die Art, in der es restauriert wird, bringt es dem Herzen der jetzigen Generation noch näher."

Man arbeitete in Preußen mit Fleiß und Begeisterung. Der Bres-

lauer Kunsthistoriker Büsching veröffentlichte 1823 seine beschreibende Darstellung „Das Schloß der deutschen Ritter zu Marienburg", der Geschichtsschreiber Preußens, Johannes Voigt in Königsberg, seine „Geschichte Marienburgs" (Schloß und Stadt). Schön wollte ein monumentales Werk über die Marienburg ins Leben rufen und suchte nach einem Manne, der auf Grund weitgehender historischer und kunstgeschichtlicher Studien eine Geschichte des Schlosses verfaßte. Man hat daran gedacht, Goethe zu einem solchen Werk zu veranlassen. Goethe hatte ja, angeregt durch die Arbeiten Sulpiz Boisserées, Büschings und des Darmstädter Architekten Georg Moller, 1823 seine Schrift „Von deutscher Baukunst" veröffentlicht und war darin zu den Gedanken zurückgekehrt, die er einst in Bewunderung für das Straßburger Münster verkündet hatte. Sulpiz Boisserée arbeitete damals an seinem großangelegten Werk über den Kölner Dom (1823—32) und lehnte es deshalb ab, ein derartiges Werk über die ihm fremde Marienburg zu schreiben. Auch Moller, der von Büsching vorgeschlagen wurde, führte das Werk nicht aus. Erst zwanzig Jahre später hat Eichendorff, angeregt durch Schön, sein prächtiges Werk „Die Wiederherstellung des Schlosses der deutschen Ordensritter zu Marienburg" geschrieben; doch weicht diese Schrift von Schöns Plänen in den zwanziger Jahren erheblich ab.

Die Briefe Büschings und Boisserées über diesen Gegenstand verdienen der Vergessenheit entrissen zu werden.

Büsching an Th. von Schön:

Breslau, den 23. April 1824.

Hochwohlgeborener,

Höchstverehrter Herr Oberpräsident!

Empfangen Ew. Excellenz meinen gehorsamsten und innigsten Glückwunsch zu der so erwünschten und herrlichen Erweiterung Ihres Geschäftskreises[1]). Eigentlich wohl sollte ich nur dem Landstriche Glück wünschen, der Ew. Excellenz pflegender Hand jetzt übergeben wird, aber auch Ihnen selbst darf ich wohl diese Glückwünsche sagen, da Ew. Excellenz so überaus thätigem und regem Geiste der bisherige Wirkungskreis doch zu klein war. Dem, der es mit seinem Vaterlande redlich meint, muß es höchst erfreulich sein, bei so manchen ungünstigen Zeichen, auch einmal ein recht erfreulich günstiges zu

[1]) Schön wurde Oberpräsident von West- und Ostpreußen und siedelte nach Königsberg über.

sehen: in die dazu würdigsten Hände ein so ehrenvolles und wirksames Amt gelegt zu erblicken. Mögen Glück und Freude in amtlicher und Familien Hinsicht Ew. Excellenz in den neuen Wohnort begleiten und dort nie verlassen.

Da indessen in der Welt nie etwas ohne Verlust ist, so wird es auch vielleicht Ew. Excellenz nicht leicht werden, das reizende Danzig mit dem dagegen doch nur traurig zu nennenden, in flacher Gegend liegenden und von den alten herrlichen Kunstwerken nur zu sehr entblößten Königsberg zu vertauschen. Doch vielleicht behalten sich Hochdieselben dort auch einen Wohnsitz vor, und so möge wenigstens dieser Tausch nur das einzig Unangenehme sein, was damit verbunden ist. Aller Vermuthung nach wird wohl nun auch bald Ew. Excellenz veränderte Stellung eintreten — von der man schon lange sprach —, indem alte Einrichtungen der Provinzialministerien erneut werden, und das wäre wohl doppelt wünschenswerth.

Ew. Excellenz gütigen Brief vom 12. d. beantworte ich nunmehr. Mit Goethe ist wohl nicht mehr viel anzufangen; indessen ist es doch immer für mich erfreulich, daß ich ihm den alten Aufsatz über Deutsche Baukunst wieder abgepeinigt habe; es wird doch wenigstens wieder einige Widersacher ärgern, daß der alte Herr sein frühstes Werk nicht verschmäht und verachtet, und daß das kalte Wasser, welches später über sein früheres Feuer eifrig gegossen, doch die Flamme noch nicht ganz erstickt hat. Seine unzarte Benutzung meiner nur ihm bestimmten Winke bleibt freilich immer sehr schlimm, indessen, hoffe ich, wird sich auch dieses, wie manches andre, im Strudel der Zeit abschleifen und wenig Nachtheil haben. Es waltet doch über die Marienburg ein zu eigenes und sichtbares Geschick, und Bahn bricht sich das Gute, wenn auch die, von denen man erwarten sollte und müßte, daß sie etwas dafür thäten, nichts thun.

Boisserée habe ich aufgegeben; ich hatte gleich kein Herz und Sinn zu ihm, als Ew. Excellenz mir den Auftrag gaben, an ihn zu schreiben; indessen befolgte ich doch gerne Ew. Erellenz Befehl, da ich hoffte, ich könnte mich in dem Manne geirrt haben, weil Sie ja wohl früher Selbst mit ihm in brieflicher Verbindung standen. Er ist durch Weihrauch — so scheint es mir — etwas verdreht und eingebildet geworden (der Franzose verläugnet sich auch nicht), wie er denn dies schon bei den Verhandlungen über seine Gemäldesammlung gezeigt hat, bei der er auch mit vollen Backen blies. Mag Berlin für eine solche Sammlung nicht der rechte Boden sein, ich gebe es zu, so ist doch Stuttgart noch weniger dieser Boden.

Moller dagegen ist gewiß ein anderer Mann und, wenn ihn jetzt dringende Geschäfte nicht verhindern, auch wohl zur Annahme des Vorschlages mehr geneigt, besonders unter den jetzt eingetretenen Umständen, da Ew. Excellenz auch auf Ostpreußen nun völlig einwirken

können. Soll ich an ihn schreiben? Mit Moller käme ich dann auch zehnmal lieber als mit dem vornehmen Boisserée.

Daß der Bau der Marienburg nun auch im Äußeren vorschreitet, ist trefflich. Möchten nur erst die schwarz-weißen Luken und Laden verschwinden können. Daß die Soldaten so saumselig, ist traurig, aber 7/8 von dem Geiste, der im Jahre 1813 in diesem Stande wehte, sind auch schon verschwunden.

Noch bemerke ich zu dem Vorigen über Moller, wie dieser über das Griecheln in der neuen Bauwelt denkt: „daß die Griechische Bauart, trotz ihrer Trefflichkeit, doch vernünftigerweise nicht unsre Bauart sein kann." Der Mann gehört freilich nicht nach Berlin, darf auch den Kölner Dom nicht ausbauen, zu dem er vielleicht allein das Geschick hat.

Auf Voigts Geschichte von Marienburg bin ich sehr begierig[1]. Haebler[2] scheint böse auf mich zu sein, da er mir nicht antwortet. Was habe ich ihm gethan?

Mit innigster Hochachtung und größter Ergebenheit

Ew. Excellenz

ganz gehorsamster Diener

Büsching.

Im Juli erst erhielt Büsching die langerwartete Antwort Boisserées und schickte sie mit einem Begleitbrief an Schön. Büschings Zeilen lauten:

Hochwohlgeborener,

Höchstverehrter Herr Oberpräsident!

Ew. Excellenz haben lange, recht lange mich, der ich durch Ihre gütigen Briefe so sehr verwöhnt war, ohne eine Nachricht gelassen; denn der letzte Brief, welchen ich zu empfangen das Glück hatte, ist vom 12. April. Schon drängt sich mir die Besorgnis auf, daß ich durch irgend etwas mir das Mißfallen Ew. Excellenz zugezogen haben möchte. Sehnlich wünsche ich, daß ein freundliches Wort von Ew. Excellenz bald dieser mich sehr quälenden Furcht enthebe.

Erfreulich ist es mir, durch beiliegendes Schreiben Sulpiz Boisserée gänzlich entschuldigt zu sehen, und Ew. Excellenz werden gewiß,

---

[1]) Sie erschien mit einer Widmung an Schön.

[2]) Carl Ludwig Haebler († 1842) war evangelischer Prediger, Schulinspektor und Rektor der Lateinschule in Marienburg, er hat gründliche Untersuchungen über das Schloß angestellt und war stets der Führer, wenn Fürstlichkeiten und andere hohen Gäste das Schloß besuchten.

nach diesem Briefe, auch das Misfallen mit ihm fahren lassen; der Mann zeigt sich wohl mehr deutsch gesinnt in diesem Schreiben. Sehr gerne glaube ich es, daß Boisserée nicht viel Vortheil von seinem großen und schönen Werke haben wird, da nicht viele es kaufen, ja unsre Universitäts-Bibliothek selbst ist so ganz erbärmlich und elend, daß sie dies Werk noch nicht gekauft hat und ich daher weiter nichts als die Kupfer vom Ansehen kenne!! Alle solche Unternehmungen bringen kaum die Kosten und ich weiß nicht, wie sich Dunker und Humblodt bei dem Verlage meines Werkes über Marienburg stehen werden. Mancher Freund in Preußen wird sich vielleicht gewundert haben, daß ich kein Geschenkexemplar ihm gesendet, aber mir war es dabei so schlecht gegangen, daß ich alle Lust verlor. 72 rth. Honorar habe ich bekommen und 64 rth. schreibe vier und sechzig Thaler habe ich für den Einband der Stücke in Berlin zahlen müssen, welche der König, der Kronprinz u. s. w. erhielten.

Mit innigster Hochachtung und Ergebenheit habe ich die Ehre zu sein

Ew. Excellenz
ganz gehorsamster Diener

Büsching.

Breslau, den 2. Oktober 1824.

Der eingelegte Brief Boisserées an Büsching:

Stuttgart, am 3. Juli 1824.

Verehrtester Herr Professor!

Ihr höchst schätzbares und wichtiges Schreiben ohne Datum ist während dem Monat März hier angekommen; ich war damals noch in Paris, und obwohl die Meinigen mir eine Abschrift dorthin geschickt haben, so ist es mir doch wegen dem übermäßigen Geschäftsdrange nicht möglich geworden, meinen Wunsch auszuführen und Ihnen noch aus jener Wirrwarrstadt zu antworten. Endlich bin ich denn im Mai wieder hierher zurückgekehrt, und nachdem ich eine Menge augenblickliche Erledigung fordernder Arbeiten abgethan und den wichtigsten Verhältnissen einigermaßen Genüge geleistet habe, gelange ich nun auch dazu mich bei Ihnen und dem Herrn Präsidenten von Schön wegen meines langen Schweigens zu entschuldigen.

Das Vertrauen, womit Herr von Schön mich beehrt, schmeichelt mir so sehr, daß ich nicht genug mein Bedauern ausdrücken kann, dasselbe so lange unerwidert lassen zu müssen. In der That, der Antrag des Herrn von Schön ein Werk über sein Lieblingsdenkmal die alte Marienburg zu veranstalten, giebt mir den schönsten Beweis von dem Beifall, den mein Werk über den Kölner Dom bei diesem würdigen Freunde vaterländischer Kunst gefunden hat. Aber die Mühselig-

keiten, welche mit der Ausführung solcher großen Kupferwerke verbunden sind, übersteigen dermaßen allen Begriff, daß schwerlich sich ein Verfasser zweimal mit einer solchen Last beladen wird. Ich für mein Theil bin blos durch die Liebe zur Sache getrieben nach und nach so sehr in das Unternehmen des Kölnischen Denkmals verwickelt worden, daß ich die Hälfte des Risikos auf mich nehmen und eine Menge der langweiligsten Geschäfte habe besorgen müssen, die meinen literarischen Arbeiten und Lieblingsstudien großen Abbruch gethan haben. Zum Lohn für alle diese Aufopferung eröffnet sich mir, nach dem einstweiligen Absatz zu urtheilen, die Aussicht auf einen bedeutenden Verlust. —

Sie mögen also beurtheilen, ob ich es in moralischer und ökonomischer Hinsicht verantworten könnte, wenn ich mich noch zu einem neuen Unternehmen der Art verleiten ließe. Überdem habe ich auch noch einige Jahre mit dem Kölner Dom zu schaffen; Gott gebe, daß ich dies mein eigentliches Lebenswerk nach Wunsch zu Ende bringe! Ist das geschehen, so unternehme ich schwerlich je mehr etwas, wobei ich viel für die Platten zu sorgen habe.

Meine Untersuchungen über die Kunstgeschichte ihrem ganzen Umfange nach fortzusetzen und zu vollenden, ist die Aufgabe, die ich mir nach Beendigung des Denkmals gesetzt habe, und welche zu lösen mein größtes Glück ausmachen wird. Ich habe seit 16 Jahren stets planmäßig für diesen Zweck gesammelt und sehe jetzt klar ein, daß ich in der Zukunft meine Zeit sehr werde zu Rath halten müssen, wenn es nicht Stückwerk bleiben soll.

Sagen Sie das dem Herrn Präsidenten von Schön und danken Sie ihm in meinem Namen auf das herzlichste für das bewiesene Vertrauen.

Jetzt zum Schluß noch ein paar Worte über das Verhältnis der Deutschen und Franzosen rücksichtlich der Erfindung der Spitzbogen-Architektur. Die Sache steht so, daß einstweilen noch nicht bestimmt auszumitteln ist, ob die ältesten und bedeutendsten Gebäude, welche den Übergang von der Rundbogen- zu der Spitzbogen-Architektur bezeichnen, in dem nördlichen Frankreich oder im westlichen Deutschland befindlich sind. Allem Anschein nach hat Frankreich die Priorität — dermaßen, daß dort in der Normandie, Picardie, Champagne usw. während dem 12. Jahrhundert der Spitzbogen früher oder doch an bedeutenderen Gebäuden angewandt wurde als bei uns. Indessen mit der Einführung des Spitzbogens ist das ganze System der Spitzbogen-Architektur, wie wir es an dem Kölner Dom, Straßburger Münster usw. bemerken, noch keineswegs gegeben; dieses System entwickelte sich erst in Deutschland, es ist unbezweifelt eine deutsche Erfindung. So sah ich die Sache an, ehe ich nach Frankreich kam, und so erklärte ich mich auch darüber in dem Text zum Domwerk, nur weniger ausführlich in Beziehung auf Frankreich, weil

überhaupt die nähere Nachweisung aller über die Hauptpunkte auf gestellten Behauptungen nunmehr in den allgemeinen Untersuchungen gegeben wird, welche mit der 3. und 4. Lieferung erscheinen sollen. An die Daten der allerdings ganz spitzbogig gebauten Domkirchen von Contonier und Lisieux habe ich dabei garnicht gedacht, denn die müssen falsch seyn, wenn nicht die ganze auf den besten Grundlagen beruhende Geschichte der Kirchenbaukunst, so wie sie nach englischen französischen italienischen und deutschen Forschungen seit etwa 30 Jahren aufgestellt und immer mehr bestätigt worden ist, gänzlich umgestoßen und die größte Verwirrung angerichtet werden soll. Auf das letztere hat es nun freilich der Windbeutel W. recht eigentlich angelegt, darum greift er zu allem, was ihm in seinen Kram paßt. Es wird ihm aber, ein Ignorant wie er in historischen Dingen ist, nie gelingen, mehr als einen augenblicklichen Anstoß bei demjenigen hervorzubringen, der nicht gleich die Mittel zur Selbstuntersuchung zur Hand hat; überzeugen wird er Niemand, weder von der Entstehung der Spitzbogen-Architektur im 10. Jahrhundert in Deutschland, noch von ihrer Existenz in Frankreich im 11. Verzeihen Sie dieses eilige und unzusammenhängende Schreiben und erfreuen Sie mich bald wieder mit einigen Nachrichten.

Ich bin Hochachtungsvoll

Ihr ergebenster

Sulpiz B.

Richard M. Meyer: Wissenschaftliche Moden

Wenn auch von Zeit zu Zeit aus irgend einer Höhle der Unkenruf ertönt: „Die Wissenschaft macht Bankerott!“ so ist doch über ihren ruhigen steten Fortschritt heut weniger als je ein Zweifel möglich. Gewiß ist er nicht auf jedem Gebiet in jedem Augenblick sichtbar; jede Disziplin kennt Perioden des Stillstandes, ja wohl auch des Rückganges, wie etwa die Philosophie ihn unzweifelhaft erlebt hat. Aber betrachtet man, wie es sich gehört, alle Wissenschaft als eine große Universitas literarum, innerhalb deren Naturforschung oder Philosophie oder Rechtswissenschaft eben nur einzelne Fakultäten sind, wer wird dann leugnen, daß der Besitz an positiven Kenntnissen sich mehrt, der Vorrat an technischen Hilfsmitteln sich vergrößert und die Werkzeuge der Forschung selbst sich verfeinern? daß fruchtbare Kombinationen entstehen und neue Sonderdisziplinen fördern?

Diese Entwickelung vollzieht sich mit zwingender Notwendigkeit als Durchschnittsergebnis einer vielfältigen und vielseitigen Arbeit, gerade wie unter normalen Verhältnissen das Nationalvermögen anwächst, gerade wie jeder auch nur mäßig begabte Mensch am Ende seines Lebens mehr Erfahrungen besitzt denn als Jüngling. Die Wissenschaft schreitet vorwärts auch in Perioden, die an bedeutenden Forscherpersönlichkeiten verhältnismäßig arm sind; also auch in der unseren. Nach welchen Gesetzen sich die wissenschaftliche Kapitalbildung vollzieht, das ist noch nicht ergründet; unwahrscheinlich ist es nicht, daß für den Fortschritt der Erkenntnis die berühmte Hegelsche Formel: Thesis-Antithesis-Synthesis noch immer den brauchbarsten Ausdruck liefert.

Aber allerdings — stetig ist diese Evolution eben nur, wenn wir auf den Gesamtbetrieb blicken. In jeder einzelnen Wissenschaft stellen sich Hemmungen ein; Hemmungen verschiedener Natur. Uebermächtige Persönlichkeiten können auf Irrwege wie den der einstigen „Naturphilosophie“ lenken; Mangel an frischem Material kann eine Stagnation herbeiführen, wie alle philologisch-historischen Disziplinen das zeitweilig erlebt haben; eine Wissenschaft kann unter dem Mangel an Interesse in engeren und weiteren Kreisen leiden, wie das wieder der Philosophie und

auch der wissenschaftlichen Theologie begegnet ist, oder unter der Abneigung der Praktiker, die die Jurisprudenz und mehr noch die Medizin reichlich zu kosten bekommen haben. Zu den Entwickelungskrankheiten aber, die zumal regelmäßig wie die Leiden bestimmter „Stufenjahre" sich einstellen, gehören insbesondere die wissenschaftlichen Moden.

Sie sind keine unbekannte Erscheinung. Überall haben methodische Arbeiter gegen sie einzuschreiten gesucht. So hat der berühmte Leipziger Chemiker Kolbe gegen „die Moden der modernen Chemie" geschrieben; so hat man auf philologischem Gebiet mühsam die „Keltomanie" ausgerottet: die Sucht, jedes schwer deutbare Wort aus keltischen Wurzeln abzuleiten; so hat neuerdings ein Grazer Geologe sich gegen „die herrschende Geomystik, Geosophistik und Geopoesie" ausgesprochen, wobei es allemal natürlich nicht unseres Amtes ist, über die Richtigkeit von Diagnose und Therapie zu entscheiden. In größerem Zusammenhang glaube ich selbst zuerst in meinem Vortrag „Betrieb und Organisation der geistigen Arbeit" (wieder abgedruckt in meinen „Problemen und Gestalten") auf die wissenschaftlichen Moden hingewiesen zu haben. Das ist ein paar Jahre her; seitdem sind einige wirklich zu Krankheiten, zu Epidemien entartet.

Eine wissenschaftliche Mode läßt sich als methodisch begründeter Aberglaube definieren. Sie beruht, wie der Aberglaube des Volkes, auf voreiliger Verallgemeinerung einer richtig beobachteten Tatsache. Eine Blutung hat aufgehört, nachdem man einen Spruch gemurmelt hat; also wird jede Blutung aufhören, wenn man ihn hersagt. Die Beurteilung einer historischen Persönlichkeit, etwa Friedrich Wilhelms I., hat sich als zu hart herausgestellt; also müssen auch Nero und Caligula gerettet werden. Das ist das Schema. Billroth hatte vor der kritiklosen Anwendung gewisser segensreicher Heilmittel zu warnen, wie Moriz Haupt vor den Entartungen der „Konjekturalkritik". Es gibt Zeiten, in denen man die Kinder oder die Kranken durch Abhärtung zugrunde richtet, und solche, wo die Verzärtelung dasselbe bewirkt; Epochen zu revolutionärer und zu konservativer Textbehandlung, zu nüchterner und zu „geistreicher" Interpretation. Kurz: jede Methode, Krankheiten zu heilen, kann zu einer Methode, Krankheiten zu mehren, gesteigert werden; jedes wissenschaftliche Werkzeug kann Gifte übertragen. In der Zeit, in der man noch klassische Zitate liebte, sagte man gern: „die Lanze heilt die

Wunde, die sie schlug"; aber der Spruch läßt sich auch umdrehen: die Lanzette schlägt gerade solche Wunden, wie sie heilt.

Hieraus erklärt es sich denn auch, daß die wissenschaftlichen Modekrankheiten paarweise auftreten. Jede Tugend, lehrt der göttliche Platon, wohnt zwischen zwei Lastern; jede gesunde Auffassung zwischen zwei Extremen, die sich entweder ablösen oder gleichzeitig aus einem Zuviel und einem Zuwenig der richtigen Dosis entstehen.

Natürlich aber sind sie weder alle gleich verbreitet noch alle gleich gefährlich, und wir haben uns vor der wissenschaftlichen Mode eines allzu künstlichen symmetrischen Arrangements (etwa in der Manier von Kuno Fischer oder vielen französischen Gelehrten) zu hüten!

Fünf Paare solcher Übertreibungen richtiger Gesichtspunkte scheinen mir heut in gefährlicher Blüte. Ich habe sie vor allem an Arbeiten meiner eigenen Wissenschaft, der deutschen Philologie, beobachtet, keine aber nur dort angetroffen und manche bei den Nachbarn stärker als bei uns in Flor. Sie betreffen die Grundauffassung der Persönlichkeiten, die moralische Bewertung, ihre psychologische Deutung, die Beurteilung ihrer Arbeitsweise und endlich die Beschaffung des Materials.

Für die Grundauffassung der Persönlichkeiten ist seit noch nicht langer Zeit die Mode aufgekommen, überall in dem jungen, unfertigen Künstler den „wahren" zu sehen. Die „Verjüngung" Friedrichs des Großen oder Friedrich Wilhelms III. in der Berliner Siegesallee gibt dieser allgemeinen Tendenz einen sinnfälligen Ausdruck; die wissenschaftlichen Studien, die speziell der Jugend des großen Friedrich (Lavisse, Brode) oder dem jungen Dürer (Weisbach) gelten, zeigen diese Neigung nur in der abgeschwächten Form eines an sich gewiß berechtigten Spezialinteresses. Aber man nehme Bücher wie Weitbrechts „Diesseits von Weimar". Hier wird Ludwig Tiecks alte Idee, daß Goethe seit der Übersiedelung eigentlich verdorben und heruntergekommen sei, mit einem gewissen Eigensinn erneuert; „Iphigenie", „Tasso", die „Wahlverwandtschaften" sollen neben „Götz" und „Werther" nichts gelten. Oder gar Meyer-Gräfes „Junger Menzel", der den großen Künstler in dem Augenblick scheitern läßt, in dem er sich eigentlich erst ganz in seiner Eigenart fand, und in allem „Preußentum" des einen Augenblick den Engländern und Franzosen nahe stehenden Meisters nur einen Selbst-

betrug des von sich selbst abgefallenen Genies sieht (welche Offenbarung in Form einer Vision er seitdem nochmals an Velasquez produziert hat) . . .

Auf ihren Gipfel wird diese nachträgliche Korrektur der persönlichen Entwickelung durch die neueste Mode getrieben, die „ungesungenen Lieder“ gegen die gesungenen auszuspielen. Als Ibsen bei der berühmten Unterredung in den „Thronprätendenten“ den Skalden Jatgeir aussprechen ließ, die ungesungenen Lieder seien die schönsten, da dachte er natürlich an jene künstlerischen Ahnungen, in denen der Dichter schwelgt und die ihm gleichsam zu lieb sind, um sie durch wirksame Ausführung zu verderben. Aber Hofmiller macht daraus die Gedichte, die Wilhelm Busch geschrieben haben würde, wenn er sich statt in seinem eigenen Sinne im Sinne Hofmillers entwickelt hätte, gerade wie Meier-Gräfe an den Bildern, die Menzel hätte malen können, wenn er Liebermann gewesen wäre, die Inferiorität der wirklichen Leistungen des späteren Menzel demonstriert . . .

Worauf beruht diese Tendenz, die sich z. B. auch in erneutem Spezialstudium des jungen Goethe und in gewaltsamer Überschätzung seiner Leistungen zeigt und die bereits eine ähnliche Umwertung aller Werte bei Nietzsche zu zeitigen beginnt?

Ich denke: diese Neigung entspringt der individualistischen Richtung unserer Zeit, oder besser: ihrer Richtung auf den Kultus bedeutender Individuen; denn individualistisch pflegen solche Epochen der Heroenverehrung durchaus nicht zu sein: gerade die Seltenheit starker Persönlichkeit führt dazu, daß man sie aufsucht, daß man ihnen, oft bis zur Sklaverei unterwürfig dient (man denke an die orthodoxen Wagnerianer!). Nun ist es klar, daß die Originalität einer genialen Persönlichkeit in ihrer Jugend am unmittelbarsten zum Ausdruck kommt. Der Dichter der „Räuber“ ist eben sozusagen noch das „reine Genie“, noch ohne Kunstverständnis, Erhebung, Selbsterziehung. Da nun der Genieanbeter gern das „neue Feuer“ auf den Altar setzen will, empfindet er die spätere Mischung mit jenen anderen Dingen als eine Entweihung; denn Technik, Menschenkenntnis, Selbstzucht sind ja an sich jedem Menschen zugänglich. Nur dies übersieht der Heroenkultus, daß gerade das Genie aus diesen Zugaben Nahrung für seine eigentümliche Begabung zu ziehen weiß. Der Dichter des „Werther“, des „Urfaust“, des „Ewigen Juden“ ist in noch höherem Grade „Originalgenie“ als der des „Tasso“

oder der „Pandora" — zugegeben; aber der letztere ist in noch höherem Grade Goethe als jener!

Gerade die höchsten Götter ließ die Weisheit des Altertums reifen und wachsen. Ares, Apollon oder gar die liebliche Hebe mögen in ewiger Jugend beharren — Zeus erscheint als reifer Mann und bei den Germanen Odin fast dem Greisenalter genähert.

Ganz anders nämlich steht es mit den Größen vom zweiten Rang. Genie ist vom Talent vielleicht nur durch die größere Entwickelungsfähigkeit unterschieden. Die großen Talente vermögen nicht, wie die Genies, aus der Not des Heranwachsens eine Tugend zu machen; „unwiderruflich reift die Blüte, unwiderruflich wächst das Kind," sagte einer von ihnen, Platen. Ihnen ist deshalb die höchste Kraft und Eigentümlichkeit zumeist in der Epoche beschieden, in der ihre natürliche Anlage von der unverbrauchten Frische der Jugend gestützt wird. Was wäre aus Theodor Körners Lyrik geworden, wenn er Ernst Moritz Arndts Alter erreicht hätte? was bedeuten die Altersdichtungen eines Klopstock (der doch seine genialen Seiten hat), selbst eines Wieland? und wer begreift nicht, daß Uhland, daß selbst Mörike in Jahren verstummten, in denen Heine sich zu neuer Bedeutung erhob?

Aber derselbe Geist der Heroenanbetung, der in mißverstandener Vergrößerungssucht den Größten das Recht des Wachsens nimmt, raubt den Halbgöttern die volle Blüte ihrer Eigentümlichkeit. Dort wird die Patina mühsam abpoliert, hier künstlich ein falscher Edelrost dick aufgetragen.

Jene Anpassung an das Leben und an die Kunst, die Goethe in Gedichten wie „Hermann" und der „Zueignung" als sittliche und deshalb auch als ästhetische Pflicht fordert, ist freilich gerade für das Halbgenie nicht ohne Gefahren. Ein wahrer Heiliger mag auch in dem Advokatentalar des heiligen Ivo, in dem Goldschmiedskittel des Eligius, in dem Soldatenrock des Sankt Georg verehrt werden; eine nur wenig den Durchschnitt überragende Frömmigkeit tut wohl gut, schon durch Kutte und Tonsur sich vor den Gefahren der „Welt" zu schützen. Etwas wie solche religiöse „Schutzbekleidung" bedeuten für die Halbgenies ihre Eigenarten und Exzentrizitäten: es sind ursprünglich natürliche Angewöhnungen, die aber mit der Zeit zu Schutzmitteln vor der Ansteckung des Philisteriums, der Masse werden. Man leistet ihnen deshalb einen schlechten Dienst, wenn man sie dieser Eigenheiten zu entkleiden sucht; und vor allem: man dient damit der historischen Wahrheit schlecht. Wes-

Karl Prahl:
Porträt Gustav Frenssens
Bleistiftzeichnung

halb die charakteristischen Züge wegretouchieren, die den Philister am Ende ärgern? Weshalb sucht Grisebach die Nüchternheit E. T. A. Hoffmanns und Houben die lyrische Weichheit Gutzkows nachzuweisen? daß Jener sich mit manchen Mitteln, auch mit alkoholischen, zu berauschen liebte, gehört so sehr zu der natürlichen Umhüllung seiner Seele, wie daß Gutzkow keinen anderen Rausch kannte, als den einer betäubenden, aber immer bewußten Arbeit. Gewinnt Voltaires Bild, wenn Popper ihn zu einem gutmütigen Menschenkinde machen will? Napoleons Größe, wenn Bleibtreu und Holzhausen seinen Edelmut erweisen möchten? Hier freilich handelt es sich um ein Genie, zu dessen Bedeutung auch gerade die schärfsten „moralischen Mängel" seiner Persönlichkeit gehören; aber die Tendenz ist die gleiche: auch hier ein Nivellieren, damit der Bourgeois sich mit dem Heros befreunden könne; auch hier eine Annäherung ungebändigter, ja bewußt in den Dienst der Individualität gestellter Eigenart an das flache „Gelassenheitsideal" der geringeren Aufklärer! Hebbels Größe zeigt sich gerade in der rücksichtslosen Energie, mit der er alles abschüttelt, was auf dem Wege zu seinem hohen Ziel ihn beirren kann; aber seine Lakaien haben nichts Dringenderes zu tun, wie jedesmal den Freunden, etwa Emil Kuh, oder gar der armen verlassenen Elise Lessing ihre „Schuld" nachzuweisen! Noch ärger treiben es in diesem Sinne die Glasenappe mit R. Wagner. Und selbst Kritiker, die sich nicht der „Unbedingtheit" verschreiben, suchen doch den hauptsächlichen Stein des Anstoßes aus dem Wege zu räumen; wie denn Karl Strecker uns soeben versichert hat, das „verallgemeinernde Geschwätz von Strindberg als dem Frauenhasser schlechthin" sei Jenen zu überlassen, „die nur faustdicke Begriffe kennen"!

Doch schon sind wir von der Gesamtauffassung der Persönlichkeiten zu ihrer moralischen herübergeglitten und zu deren jetzt beliebtester Färbung gelangt: zu den Rettungen. Ein Aufsatz in der Sonntagsbeilage der Vossischen Zeitung, der auch sonst manches Material zu unserem Thema beibringt, hat eine ganze Reihe von zum Teil recht ergötzlichen Belegen zusammengestellt; man könnte in der Tat von einer „historischen Rettungsgesellschaft" reden. Welchen Widerspruch erregte Janssen, als er die religiösen Zustände Deutschlands vor der Reformation als golden darzustellen suchte! Jetzt machen es v. d. Goltz mit den Offizieren und Ziekursch mit den Beamten von Jena kaum anders und finden allgemeinen Beifall! Man vergißt nur, daß Ereig-

nisse wie Luthers Auftreten und die Tage von Jena an sich Beweise von ungeheuerster Kraft für die Reformbedürftigkeit der obwaltenden Zustände sind!

Zu diesen Versuchen hat wieder, wie in den Zeiten, da Adolf Stahr die römischen Kaiser einer allgemeinen Mohrenwäsche unterzog, eine Überspannung des „historischen Sinns" geführt. Das gefährliche Wort der George Sand: „tout comprendre, c'est tout pardonner" hat dahin geführt, daß der Historiker alles verzeiht, damit man nur glaube, er habe alles verstanden. Mit großem Recht hat neulich U. v. Wilamowitz betont, zu welchen geradezu unsittlichen Konsequenzen diese Ablehnung jedes moralischen Werturteils führt. Man hält sich unaufhörlich über Schlossers „philiströs-moralische Geschichtsschreibung" auf und glaubt durch philiströs-amoralische Historik Wunder wie weit gefördert zu sein. Mit wahrer Entrüstung setzt etwa Rietschel in einer Besprechung von Preuß' temperamentvoller Geschichte des deutschen Städtewesens Ausrufungszeichen zu jedem Werturteil. Wie weit nun Preuß recht hat, oder voreingenommen ist, oder auf falsche Voraussetzungen baut, das ist natürlich eine Frage für sich; aber der Kritiker macht ihm überhaupt einen Vorwurf daraus, daß der Historiker egoistische Unterdrückungspolitik, kleinliche Schikanen, engherzigen Bureaukratismus, wo er ihn zu finden glaubt, zu tadeln wagt. Denn das war ja alles, wie man zu sagen beliebt, „historisch begründet". Und W. Pastor hat die scheußliche Folterjustiz des Mittelalters als „historisch berechtigt" verteidigt.

Ja was ist denn nicht historisch begründet? Jede Krankheit ist es, und jedes Verbrechen; soll ich deshalb wirklich den Raubmörder lediglich mit einem Attest seiner Abhängigkeit von sozialen Mißständen begnadigen? Soll ich mir einen hohlen Zahn nicht ausziehen lassen, weil ich auf ganz natürliche Weise zu ihm gekommen bin? „J'appelle un chat un chat et Rolin un fripon" und habe Jakob Burckhardts tiefsinnige geschichtsphilosophische Betrachtungen als Rückhalt, wenn ich Cesare Borgia einen Schurken und die Bartholomäusnacht einen furchtbaren Frevel nenne, mag ich noch so gut verstehen, wie diese Seele zerrüttet ward und die Untat zustande kam. Taine hat zwar behauptet, Tugend und Sünde seien Naturprodukte wie Honig und Galle; aber daß die Galle so süß schmecke wie der Honig, das hat auch Taine nicht behauptet!

(Schluß folgt)

Leo Courvoisier:
Der Komet Halley

Unter den auffallenderen Himmelskörpern seiner Art ist der Halleysche Komet unser ältester und bester Bekannter, oder richtiger gesagt derjenige, dessen alte Bekanntschaft wir am sichersten nachweisen können. Denn während die sogenannten „großen" Kometen in den meisten Fällen für uns Erdenbewohner überraschend, scheinbar aus den Sonnenstrahlen hervortraten — wie wir das ja vor kurzem an dem ersten Kometen dieses Jahres erlebt haben —, um sich bis zu den glänzendsten Lichterscheinungen zu entwickeln, dann aber auf Nimmerwiedersehen zu verschwinden, ist er es, der als himmlischer Kurier der Erde alle 76 Jahre wieder getreulich die Grüße ihrer fernen und fernsten Planetengeschwister bringt, bis zum Neptun, ja wer weiß, ob nicht noch unbekannterweise über ihn hinaus. Der Astronom, der diese Eigenschaft des mit Recht seinen Namen führenden Kometen und damit überhaupt die Periodizität solcher Körper entdeckt hat, ist der Engländer Edmund Halley (1656—1742), nach Flamsteeds Tode (1720) als „Astronomer Royal" der Leiter der berühmten Greenwicher Sternwarte. Er hatte sich als Erster mit der Berechnung parabolischer Bahnen von einer größeren Reihe von Kometen nach Newtons Methode beschäftigt, und dabei war ihm die Ähnlichkeit der Bahnelemente für die drei Kometen der Jahre 1531, 1607 und 1682, welche Apianus, Kepler und Longomontanus, Flamsteed und er selbst beobachtet hatten, aufgefallen. In der Überzeugung, daß es sich in Wirklichkeit nicht um drei verschiedene, sondern um ein und denselben Himmelskörper handele, der in ungefähr 76jähriger Umlaufzeit die Sonne umkreise, somit auch keine in die Unendlichkeit führende parabolische, sondern eine „geschlossene", elliptische Bahn habe, wagte er es, die Wiederkehr des Kometen zur Sonnennähe für das Jahr 1759 vorherzusagen. Es war dies um so kühner, als die Zwischenzeiten zwischen den drei beobachteten Erscheinungen nicht etwa gleich groß, sondern um 15 Monate verschieden waren. Aber Halley bereits glaubte die Ursache der Verschiedenheit in der Wirkung der Störungen der großen Planeten auf den Kometen erkannt zu haben, und machte bei seiner Vorhersage zugleich darauf aufmerksam, daß sich die nächste Erscheinung

besonders wegen der Störungen durch Jupiter und Saturn um mehr als ein Jahr verzögern dürfte.

Beim Herannahen des mit Spannung erwarteten Jahres 1759 unternahm Clairaut eine genauere Vorausberechnung der Sonnennähe des Kometen. Die außerordentlich mühsamen und langwierigen Rechnungen führten ihn auf den 13. April 1759 als Datum des Perihels (der Sonnennähe), wobei jedoch eine Unsicherheit der Vorausbestimmung von einem Monat zugestanden wurde. Am 25. Dezember 1758 entdeckte Palitzsch, ein Landmann und Liebhaber der Astronomie, in der Tat den erwarteten Kometen als schwachen Nebel. Sein Durchgang durch die Sonnennähe fand am 12. März 1759 statt, also einen Monat früher, als Clairauts Berechnung ergeben hatte.

Damit waren die Prophezeiungen Halleys in vollem Maße in Erfüllung gegangen, denn es konnte nun kein Zweifel mehr sein, daß die Kometen von 1531, 1607, 1682 und 1759 identisch waren. So war aber auch zum ersten Male bewiesen, daß die früher die Menschheit in Angst und Schrecken versetzenden und zu allerhand astrologischen Deutungen Ursache gebenden Kometen unter Umständen nichts weiter waren als legitime Mitglieder der großen Familie unserer Sonnentrabanten, der Planeten und ihrer Monde, und daß sie sich, wenn es sein mußte, ebenso sittsam und friedlich benehmen konnten wie diese.

Bei der Erscheinung des Jahres 1759 ist der solchergestalt berühmt gewordene Komet, wie es sich von selbst versteht, von den Astronomen aufs eifrigste beobachtet worden, galt es doch seine Bahn durch möglichst viele und genaue Messungen seines Ortes immer besser kennen zu lernen und die Vorausberechnung der nächsten Wiederkehr dadurch zu erleichtern. Im Fernrohr war der Komet bis zum 4. Juni 1759, also im ganzen 161 Tage sichtbar, mit bloßem Auge allerdings nur kurze Zeit vor und nach seinem Periheldurchgang.

Die nächste Wiederkehr des Kometen zum Perihel und zugleich die letzte bis jetzt beobachtete, war im Jahre 1835 zu erwarten. Auf Grund der inzwischen verbesserten Theorie der Bewegung der Himmelskörper und der genaueren Kenntnis der Massen der großen Planeten, namentlich auch derjenigen des seither entdeckten Uranus, war es möglich geworden dieses Mal die Störungsrechnungen wesentlich schärfer auszuführen. Es ist denn auch interessant zu sehen, wie viel näher die von verschiedenen Astronomen vorausberechneten Perihelzeiten mit der Wahrheit übereinstimmten als die frühere Angabe Clairauts. Das beste Resultat lieferte die

Untersuchung des deutschen Astronomen Rosenberger, der als Datum des Perihels den 13. November 1835 erhielt, während der Durchgang des Kometen tatsächlich am 16. November stattfand, also nur um drei Tage später. Der Komet wurde am 5. August 1835 von Dumouchel in Rom zuerst gesehen und Mitte September auch schon mit bloßem Auge erkannt. Ungünstige Witterung verhinderte indessen später, daß er sich zu dem glänzenden Schauspiel entwickelte, das man wohl erwartet hatte. Sein Schweif erreichte eine Länge von ungefähr 20°. Von besonderer Bedeutung sind die Beobachtungen geworden, welche damals der Altmeister der deutschen Astronomie, Bessel, über die Ausströmungen von Materie aus dem Kern des Kometen angestellt hat.

Die durch die Wiederkehr von 1835 erweiterte Kenntnis der Bahnbewegung des Halleyschen Kometen hatte es ermöglicht nun auch Untersuchungen darüber anzustellen, welche von den uns überlieferten früheren Kometenerscheinungen etwa als solche des genannten Himmelskörpers anzusehen seien. In dieser Richtung ist namentlich der Engländer Hind tätig gewesen. Das überraschende Resultat seiner Vergleichungen war, daß bis zurück in die Zeit vor Christi Geburt Kometenbeobachtungen verfolgt werden können, die mit mehr oder weniger großer Zuverlässigkeit als solche des Halleyschen Kometen gelten dürfen. Außer den schon genannten Erscheinungen gehören nach ihm und nach den sorgfältigen neuesten Untersuchungen der englischen Astronomen Cowell und Crommelin hierzu Kometen, welche in den folgenden Jahren aufgetaucht sind: 1456, 1378, 1301, 1222, 1145, 1066, 989, 837, 760, 684, 607, 530, 451, (373), (295), (218), 141, 66 nach Chr., 12 und 239 vor Chr. Eine der glänzendsten äußeren Erscheinungen des Kometen muß diejenige des Jahres 1066 gewesen sein, welche auf einem Gobelin von Bayeux mit der Überschrift: „isti mirantur stellam“ verewigt ist. Besonders großartig gestaltete sich auch die Wiederkehr im Jahre 1456.

Was können wir nun — so wird der Leser fragen — auf Grund eines Überblicks über die bis jetzt nachweisbaren Erscheinungen unseres Kometen für seine diesjährige Wiederkehr zum Perihel — die uns Lebende doch am meisten interessiert — voraussagen? Oder ist es am Ende gar zweifelhaft, ob er jetzt und jemals wiederkommt, ob er nicht gar das Schicksal verschiedener seiner Brüder geteilt, sich aufgelöst und in den unendlichen Raum zerstreut hat, um sein Dasein als Meteorschwarm zu fristen? Über die letzte Frage braucht man heute nicht mehr zu diskutieren. Der Komet ist zweifellos da, und zwar wurde er nahe dem von den Bahn-

berechnern Cowell und Crommelin angegebenen Orte zuerst von Wolf in Heidelberg mit Hilfe der Photographie am 11. September 1909 aufgefunden, als eine kleine neblige Masse 16. Größe. Hinterher fand er sich auch auf Greenwicher Aufnahmen vom 9. September und sogar vom 24. August. Am 15. September bereits konnte er an dem Riesenrefractor der Yerkes-Sternwarte bei Chicago direkt gesehen und beobachtet werden und bald darauf auch an anderen Observatorien mit bescheideneren Instrumenten, so in Algier und Brüssel. Inzwischen hat er an Helligkeit bedeutend zugenommen, und am 9. Februar 1910 bereits glaubte ihn Wolf mit bloßem Auge wahrgenommen zu haben, jedenfalls bezeichnet er ihn als ein für das Opernglas gut sichtbares Objekt.

Wie wird er sich uns weiter darstellen, indes er unaufhaltsam der Sonnennähe zustrebt? Diese Frage ist hinsichtlich seiner Bahnbewegung und damit seiner allgemeinen Sichtbarkeitsverhältnisse viel einfacher zu beantworten als hinsichtlich der Art, wie sich die ganze Erscheinung des Kometen selbst, sein Schweif, seine Lichtstärke vermutlich entwickeln wird. Denn hier sind wir auf unsere, auch heute immer noch sehr unsicheren Kenntnisse der physischen Natur der Kometen angewiesen, dort steht uns eine sorgfältige und durch die zuletzt erhaltenen Ortsbestimmungen kontrollierte Störungsrechnung zu Gebote. Nach den Untersuchungen der mehrfach erwähnten Astronomen Cowell und Crommelin hatte sich als Zeit des Periheldurchganges der 16. April 1910 ergeben. Die Diskussion der im Herbst 1909 erhaltenen Beobachtungen des Kometen veranlaßte jedoch die Berechner, den Zeitpunkt etwas zu verschieben und auf ungefähr Mitternacht des 19. April zu verlegen. Dieser Moment dürfte sehr nahe dem wahren Durchgang durch die Sonnennähe entsprechen. Auf Grund der Bahnlage ergeben sich dann für die Monate April und Mai 1910, also wohl für die Zeit der besten Sichtbarkeit des Objektes, die folgenden Stellungen des Kometen zur Sonne, aus denen ohne weiteres die Beobachtungsverhältnisse zu erkennen sind. Anfang April geht der Komet zirka 1 h, Mitte April $1^1/_2$ h und Ende des Monats etwa 2 h vor der Sonne auf, ist also nur früh morgens rechts von der Sonne, in den Fischen, und zum Schluß etwa 1 h lang bei Dunkelheit zu sehen. Dieser Zustand dauert bis etwa zum 15. Mai an, während welcher Zeit der Komet am Himmel etwas nach Osten und Norden gewandert ist, ohne jedoch das Sternbild der Fische zu verlassen. Von jetzt ab beginnt er sich sehr rasch der Sonne zu nähern. Schon am 17. Mai geht er nur mehr 1 h vor ihr auf, und in der Nacht vom

18. zum 19. passiert er sogar — für uns Europäer leider unsichtbar, aber von unseren Antipoden hoffentlich mit umso größerer Aufmerksamkeit verfolgt — die Sonnenscheibe selbst, was etwa 1 h dauert. Es braucht nicht gesagt zu werden, wie selten ein solches Ereignis ist, und was für wichtige Resultate seine glücklich durchgeführte Beobachtung für die Erkenntnis der physischen Beschaffenheit der Kometen liefern kann. Zur selben Zeit tritt noch eine andere, für uns nicht minder interessante Erscheinung ein. Da am 18. Mai Sonne, Komet und Erde in eine Linie zu stehen kommen, die Erde dann aber vom Kometen nur noch etwa um den 6. Teil des Sonnenabstandes, d. h. um etwa 25 Millionen Kilometer entfernt, der Schweif des Kometen aber stets von der Sonne weggerichtet ist, so wird bei genügender Länge des Schweifes — und diese darf man hier voraussetzen — die Erde durch ihn hindurchgehen. Auf die Ungefährlichkeit einer solchen, für die Erde höchstens mit einem hübschen Sternschnuppenfall verbundenen, Begegnung, ist schon so oft hingewiesen worden, daß hier die einfache Erwähnung der Tatsache genügen mag. Dagegen soll bemerkt werden, daß die kürzlich verbreitete Nachricht, der gleiche Vorgang werde sich Anfang Mai zwischen dem Kometenschweif und dem Planeten Venus abspielen, nicht zutreffend ist.

In den Tagen der größten Erdnähe wird nun der Komet eine sehr starke scheinbare Bewegung entwickeln. Vom 15. bis zum 25. Mai läuft er von den Fischen durch Widder, Stier, Orion, Zwillinge, Krebs bis zur Hydra, in welchem Sternbild er bei abnehmender Geschwindigkeit bis zum Ende des Monats bleibt. Er tritt zugleich von der rechten auf die linke Seite der Sonne, geht schon am 20. Mai etwa 1 h, am 25. 4 h, am 30. zirka $4^1/_2$ h nach ihr unter, wird also abends bequem sichtbar werden. Was seine relative Helligkeit betrifft, so ist zu bedenken, daß die Sonnennähe am 19. April eintritt, wo der Komet noch ziemlich weit von der Erde entfernt ist, daß aber erfahrungsgemäß die Entfaltung der größten Leuchtkraft bei Kometen erst nach dem Periheldurchgang erfolgt. In dieser Zeit kommt der Komet ziemlich rasch auf uns zu. Es wird also vermutlich der Himmelskörper seinen größten Glanz als Morgenkomet gegen Mitte Mai erreichen und vielleicht noch einige Tage nach dem 20. Mai als Abendkomet behalten, um ihn dann rasch zu verlieren.

Wie steht es nun aber überhaupt um die Helligkeit, mit der uns der Komet erstrahlen wird? Die Antwort hierauf ist aus den schon erwähnten Gründen nicht leicht, und doch ist sie diejenige, auf welche der Laie besonders großen Wert legt. Nach den bisherigen Erfahrungen darf

man den Halleyschen Kometen unter denen, welche für das bloße Auge sichtbar geworden sind, nicht zu den allergrößten rechnen, wie etwa den prachtvollen Donatischen von 1858, vielmehr erreicht er nur eine gute Mittelgröße. Immerhin dürfte die Helligkeit seines Kopfes, den Angaben von Holetschek gemäß, bei der jetzigen Erscheinung gegen Mitte Mai sich bis zur Helligkeit eines Sterns erster Größe steigern, während er beim Periheldurchgang und Ende Mai etwa wie ein Stern dritter Größe leuchtet. Die Schweifentwickelung wird ungefähr derjenigen von 1835 gleichkommen. Selbstverständlich sind das nur rohe Angaben, und auf Überraschungen in irgend einem Sinne muß man bei Kometen stets gefaßt sein. Doch wird die Sicherheit eines Urteils beim Halleyschen dadurch erhöht, daß, wie es scheint, während all der vielen Erscheinungen durch zwei Jahrtausende hindurch seine Leuchtkraft im allgemeinen dieselbe geblieben ist. Und das ist eigentlich sehr merkwürdig in Hinsicht auf die neueren Anschauungen über die Art der Schweifentwickelung. Damit kommen wir noch mit einigen Worten auf die Theorien über die physische Beschaffenheit der Kometen zu sprechen.

Wenn wir einen Kometen mit dem Fernrohr betrachten, so erkennen wir an ihm drei Hauptstücke: einen Kern oder hellen Mittelpunkt, eine diesen Kern ganz umgebende, ebenfalls noch hell leuchtende Hülle und den aus ihr hervorgehenden, allmählich sich immer mehr ausbreitenden und schwächer werdenden Schweif, der fast ohne Ausnahme von der Sonne weggerichtet ist. Einer der ersten Astronomen, die genauere Beobachtungen der Kometenschweife anstellten, war Kepler. Danach gelangte er zu der, bei dem Schöpfer der Planetengesetze sehr überraschenden, irrigen Ansicht, daß die Kometen sich in geraden Linien bewegten. Dagegen deutete er schon darauf hin, daß die Schweife aus materiellen Teilchen beständen, die durch den Stoß der Sonnenstrahlen weggeschleudert würden, eine Meinung, die in neuester Zeit wieder in den Vordergrund getreten ist. Besonders sorgfältige Untersuchungen hat, wie schon erwähnt, Bessel am Halleyschen Kometen angestellt. Er bemerkte eine Ausströmung, anscheinend von Materie, aus dem Kern des Kometen gegen die Sonne zu, welche innerhalb einiger Tage pendelartige Schwingungen um den Kern ausführte. Er entwickelte dementsprechend, unter Annahme einer von der Sonne ausgehenden, auf die ausgeströmten Teilchen wirkenden Repulsivkraft, eine mathematische Theorie der Kometenschweife, welche später Zöllner und namentlich Bredichin erweitert haben. Die Bredichinsche mechanische Theorie gestattet heutzutage so ziemlich alle

Eigenschaften der Kometenschweife befriedigend zu erklären. Darnach wäre die Erscheinung eines Kometen etwa mit einem niedrig gestellten Springbrunnen zu vergleichen, wenn man die Richtung der Schwerkraft mit der Richtung Sonne — Komet identifiziert und die Mündung des Ausflußrohrs als den Kometenkern betrachtet. Aus dem Kern strömt die Hauptmasse der Materie zunächst gegen die Sonne zu, wird aber sofort von der Repulsivkraft — welcher Natur diese sei, ist vorderhand gleichgültig — zurückgeworfen und genötigt, um den Kopf des Kometen herum von der Sonne weg abzufließen und, den mehr oder weniger langen Schweif bildend, sich im Weltraum zu verlieren. Die Repulsivkraft sah man früher als eine elektrische an, während in neuester Zeit die Keplersche Idee vom „Lichtdruck" das Übergewicht hat, seitdem durch Lebedeff experimentell die Wirkung eines solchen Druckes auf ganz kleine Körper bestätigt wurde. Aus Schwarzschilds theoretischen Untersuchungen war hervorgegangen, daß der Lichtdruck der Sonne je nach den Dimensionen der Körperchen bis zum achtzehnfachen Betrage der Schwerkraft gehen konnte. Dieses Resultat stimmt mit der von Bredichin für einige Kometen gefundenen Größe der Repulsivkraft gut überein. Andere Kometenerscheinungen freilich lassen es fraglich erscheinen, ob nicht doch noch elektrische Vorgänge mit eine Rolle spielen.

Wenn wir zum Schlusse uns noch einmal die Bedeutung des Halleyschen Kometen klarzumachen suchen, so müssen wir sagen, daß dieser Himmelskörper in mancher Beziehung für die Astronomie und die Menschheit interessant und lehrreich geworden ist. Es ist selbstverständlich, daß seine jetzige Wiederkehr von den Astronomen nach Kräften ausgenutzt werden wird, um alten Erkenntnissen neue hinzuzufügen. In welch' eminenter Weise sie dabei in der Entfaltung äußerer Hilfsmittel schon gegenüber der Erscheinung von 1835 im Vorteil sind, geht allein aus der Nennung der zwei mächtigsten Bundesgenossen der modernen Astronomie, der Photographie und der Spektroskopie, zur Genüge hervor. Wird der Komet bei seiner folgenden Wiederkehr einem im gleichen Maße fortgeschrittenen Menschengeschlecht erstrahlen?

Ludwig Gurlitt:
Der „Erste Kulturtag" in Berlin

Was will dieser Kulturtag? Er will mit rücksichtslosem Bekennermut Zeugnis ablegen von einer neuen, fast schon internationalen Weltanschauung, die sich auf den Ergebnissen der Wissenschaften aufbaut und eine freie Entwicklung der Kultur gewährleistet.

Deshalb setzt die Tagung ein mit einem Vortrage des Prof. Walter Schücking aus Marburg über „Kultur und Internationalismus", wobei sich zeigt, wie tiefgreifend schon gemeinsame kulturelle Erkenntnisse und Bedürfnisse auf den Weltverkehr, auf die Entwicklung einer allgemeinen Humanität und auf das Problem des „Weltfriedens" einwirken.

Sodann wenden sich die Vorträge gegen die unheilvolle Verquickung von Staat und Kirche, die in gleicher Weise beiden Einrichtungen schädlich geworden ist.

Es wird gefordert: Aufheben des brüchtigten § 166, der eine freie Diskussion über Religionsprobleme unmöglich macht, es wird ferner gefordert: Trennung von Kirche und Staat, Trennung von Kirche und Schule, sodann Aufhebung des völlig überlebten Apostolicumzwanges.

Die Schule muß vollständig verweltlicht werden, im Gegensatz zu den Bestrebungen der katholischen und der orthodox-evangelischen Kirche, die durch päpstliche Erlasse gegen den Modernismus und durch das „Irrlehrengesetz" der preußischen Generalsynode vom 10. November 1909 gegen „den Unglauben" im deutschen Volke und in unseren Volksschulen ankämpfen, deshalb diese und die höheren Lehranstalten und theologischen Fakultäten der Hochschulen noch strenger unter die Zucht der Kirche stellen.

Wir brauchen ganz neue Schulen, in denen, unbekümmert um kirchliche Wünsche und Ansprüche, die Jugend nach den Grundsätzen der neuen evolutionistischen Ethik und Pädagogik erzogen wird. Unsere Volksschulen, die heute noch die reinen Kirchenschulen sind und die Schüler behandeln, als ob sie samt und sonders dem Küsterstande zugeführt werden sollen, müssen endlich dem Magdtum der Kirche entrissen und auf den Boden einer modernen Weltanschauung gestellt werden. Auch die höheren Schulen sollten endlich von den Dogmen der Kirche und einer unvernünftigen pädagogischen Tradition befreit werden, damit die Jugend

durch Einheit in Denken und Tun gewinne und nicht fernerhin, durch eine Moral mit doppeltem Boden, in Wissenschaft und Leben verleitet, den Zwiespalt zwischen Lehre und Überzeugung bekunde.

Wir müssen Ernst machen, wenn wir nicht die Selbstachtung und die Achtung unserer Kinder einbüßen wollen. Wir dürfen uns nicht damit zufrieden geben, daß unsere eigene Weltanschauung nur so nebenbei in einer wöchentlichen verschämten Stunde über Biologie anstandshalber mit in dem Lehrplan Platz finde, sondern müssen fordern, daß Schule und Wissenschaft einen unlöslichen Bund schließen. Dabei müßten freilich die theologischen Fakultäten von den Hochschulen zu verschwinden haben, weil sie nicht voraussetzungslos sind und sich ihre Grenzen statt allein von der Wissenschaft auch von dem Glauben staatlicher Behörden müssen vorschreiben lassen. Schon Paul de Lagarde bestritt den theologischen Fakultäten das Lebensrecht und verwies die Religions-Professoren in die theologischen Seminare.

Wir fordern, daß die Entwicklungslehre die Grundlage des gesamten öffentlichen Schullebens werde; denn von da aus baut sich ein naturgemäßer Unterricht zwanglos auf, ein Unterricht, der ebenso der Natur des Kindes selbst gerecht wird wie der gesamten Natur- und Kulturgeschichte. Auch an die protestantische Kirche wird die Frage zu richten sein, ob sie die antiautoritative, antidogmatische Entwicklungslehre in ihr Programm aufnehmen und dadurch eine gesunde Entwicklung des Protestantismus ermöglichen will, wie sie schon von den Klassikern der protestantischen Kirche, von Schleiermacher, gefordert wurde. Eine solche Entwicklungslehre, die nach Goethes Wunsch zu einem Christentum der Gesinnung und der Tat, das heißt also auch zu einer abgeklärten Humanität führen soll, die volle Glaubens- und Gewissensfreiheit gewährt, die das Transzendente, das Unerforschliche, respektiert, würde der Mehrzahl der freien deutschen Männer und Frauen nach Wunsch sein, die heute von einer Teilnahme an ethischen Kulturkämpfen leider noch abstehen.

Der „Kulturtag" soll nur ein erster Versuch und Anstoß sein, soll aber einen Kampf im großen Stil einleiten, der dann mit Aussicht auf Erfolg einsetzen kann, wenn vorher ein Zusammenschluß alles Schöpferisch-Neuen zu einer modernen, dogmenfreien, großen deutschen K u l t u r g e m e i n d e erreicht wird.

Helfe jeder mit, dem die herrschenden Zustände das Gewissen beschweren.

Wilhelm Schäfer:
Der Cellospieler

Eine Anekdote

Er war in den guten Jahren ein Solist gewesen, der Tausende von Herzen rührte mit seinem bräunlichen Cellospiel und den die Blicke der Bewunderung schon rühmten, bevor sein Bogen an die Saiten rührte. Doch hatte ihn der Ruhm und alle Süßigkeit der Töne nicht behütet, aus einem schwarzen ein ergrauter Mann zu werden. Er stand im ersten Greisenalter, als sein Gehör nachließ, so daß die Töne wohl noch aus den Saiten, doch nicht mehr aus der Seele kamen, die wie mit einer Taucherglocke aus dem Geriesel weniger Wellen immer hoffnungsloser in die Tiefen der Stille hinunter sank; bis er ganz taub war.

Da mußte er von dem Ersparten lebend, der sein Leben lang im Lichterglanz und Jubel großer Säle gewesen war, mit seiner Frau allein in stiller Stube das Tagewerk der alten Leute tun, die sich von Schlaf zu Schlaf durch Müdigkeiten und Beschwerden, auch Schmerzen und böse Hoffnungslosigkeiten schleppen. Er trug es, wie ein altes Reitpferd seinen Milchwagen zieht, nicht in Geduld. Als er darüber ein Siebziger und ein gebücktes Männchen geworden war, das sich an seinem Stock aufstützen mußte, um nach den Vögeln oder Wolken hinauf zu sehen, starb ihm die Frau. Sie war ihm in den Jahren seiner Konzertfahrten wenig gewesen und wurde alles mit der Gebrechlichkeit, was ihm sein schweres Alter erträglich machte: sie hörte für ihn mit, wenn Menschen zu ihm kamen, und sprach zu ihm, wenn in den Stunden verhockter Einsamkeit die unbefriedigten Gedanken ihre Wolfssprünge machten.

Nun war sie fort; und als er eine Woche lang, der doch seit Jahren keinen Kirchhof mehr betreten hatte, täglich zu ihrem Grab hinaus gegangen war, wo ihr die gelben Ahornblätter schon einen Teppich auf die frische Erde geregnet hatten, und als er nicht begreifen konnte, daß sie darunter in einer Holzkiste liegen und verwesen sollte, die seinen ruhelosen Alterswünschen näher als sein eigener Körper gewesen war, indessen sich die fremden Menschen mit plumper Sorgfalt in seine Stuben drängten: da

ging er eines Abends selber zum Tod hinaus, weil der nicht zu ihm kommen wollte.

Er suchte ihn nicht draußen, wo die Opfer in engen Reihen auf ein neues Leben warteten, das ihre unverlierbaren Säfte, jedoch sie selber nicht mehr gebrauchen konnte. Es war, wie wenn aus seinen guten Zeiten noch ein verschollener Celloklang in ihm gewesen wäre, als er im flatternden Kragenmantel durch den nassen Novemberwind auf die Eisenbrücke hinauf ging, die mit drei hohen Bögen den Rheinstrom überspannte. Da war der Sturm auch für die Augen gleichsam zu hören: wie sich die hohen Bäume in den Rheinanlagen auf und nieder bogen, wie das Wasser mit weißen Kämmen stromaufwärts schäumte und wie die stachligen Lichter an der Schiffbrücke tanzten. Er hatte stets die Kühnheit geliebt, bevor das Alter ihn schwach in den Beinen machte; doch nur, wie ein Musiker im Konzertsaal mit Tönen kühn sein kann. Auch verließ ihn die Ordnung seines gutsituierten Lebens nicht; bevor er auf einem der dick vernieteten Rücken hinauf ging, womit die Eisenbögen sich bis zur doppelten Manneshöhe aus dem Geländer hoben, legte er die schwere Uhr, den goldenen Kneifer und die Krawattennadel mit einem flach geschliffenen Rubin sorgfältig in eine windgeschützte Ecke. Wie eine prachtvoll aufsteigende Melodie dachte er danach zur Höhe seines selbstgewählten Todes auf dem Eisenbogen hinauf zu schreiten; doch gelang es nicht, weil ihm ein Windstoß seinen Mantel wie eine Kapuze über den Kopf aufjagte. Seine zitternden Greisenhände konnten sich nicht halten an dem nassen Eisen; er glitt gleich aus und stürzte durch den leeren lichten Raum hinunter in den Strom.

Es war noch in der letzten Dämmerung; so sahen verspätete Spaziergänger aus den Rheinanlagen das Bündel von der hohen Brücke herunterfallen und auf dem Strom, kaum untersinkend, abwärts treiben. Sie liefen und riefen nach der Schiffbrücke hinunter, und weil der starke Gegenwind am Mantel noch immer aufgebauschte Zipfel fand, trieb er so langsam, daß sie ihn wirklich noch auffischen konnten. Er hatte nicht mehr als zehn Minuten im Rhein getrieben und war mehr durch den Sturz als durch geschlucktes Wasser vom Bewußtsein. Sie brachten ihn in eine von den Kajüten auf der Schiffbrücke und brauchten nicht lange an ihm zu reiben, da schlug er schon die welken Augen auf. Er mochte meinen, schon in einer andern Welt zu sein oder doch aus einem Traum geweckt zu werden: als er die nassen Kleider fühlte, besann er sich und wollte zornig werden. Seine Schwäche hinderte ihn daran, so fing

er an zu weinen; und wenn die Retter etwas von seinem ersten angstvollen Blick verstanden hatten, war es die Frage: Warum habt ihr mich nicht treiben lassen in dem Wasser, das schon eins mit mir geworden war?

* * *

Es gelang den Ärzten, denen soviel junges Leben unter den Händen stirbt, ihn wieder auf die alten Beine und in ein Altersheim zu bringen, darin der Tod so viel Auswahl unter stillen und verglimmten Greisen hatte, daß er ihn noch ein Halbjahr leben ließ. Es lag abseits der Stadt in einem Birkenwäldchen dicht am Rhein und war für Leute seines Standes sonst nicht eingerichtet. Da begann sein altes Holzwerk noch einen Wurzelschoß zu treiben, darin ein taubes Leben endlich die Blüte brachte, die ihm der Tod noch gönnen wollte. Sein Unglück war gewesen, daß er mit dem Gehör auch inwendig die Musik und damit den Sinn von seinem Leben verloren hatte. Nun kam sie wie ein Echo aus seinem Innern wieder. Es hatte schon in den ersten Fieberträumen damit begonnen, daß er wie einst ein Cellosolo spielte; immer wieder kam da eine Wendung vor, die er niemals geübt und auch von andern nicht gehört hatte: sie durchbrach den Strom von einer tiefen Melodie mit quirlenden Klängen, wie wenn aus einem fließenden Wasser ein Strahl aufbräche, der immer wieder von der Strömung fortgenommen wurde und doch nicht ruhen konnte. Mit einer mählichen Gesundung verschwanden solche Klänge nicht; und als er in der Wintersonne schon wieder um das Birkenwäldchen herum spazierte, stand er oft still an seinem Stock und sah sich staunend um, weil er die Töne eines Klaviers in klarer Schönheit perlen hörte. Wenn nicht die weißen Birkenstämme vor seinen Augen waren, wenn Wolken auf den Hügeln lasteten, kamen Orchesterklänge; er brauchte nur am Strom hinauf zu gehen, wo er den Wellenwind an seinen Händen spürte, und schon warfen sich die Geigentöne in den Trompetenklang. Wenn er sich dann auf eine Bank hinsetzte, die unter einer hohen Pappel auf einer Art Bastei am Ufer stand, und vor der Helligkeit des Wassers die Augen schloß: zog die Musik in Massen zu ganzen Symphonien auf. Manchmal war er selber der Dirigent davon; und wenn es ihn ganz überschüttet hatte, kam er in einer Glückseligkeit nach Haus, die seine Pfleger erst kopfschüttelnd und schließlich schmunzelnd bemerkten. Am meisten lächelten sie, als er mit Eigensinn darauf beharrte, sein Cello zu haben; denn nichts war wunderlicher als

das Gekrächze der aufgeregten Saiten anzuhören und das glückstrunkene Gesicht dazu zu sehen. Er hatte es nicht ungern, wenn jemand zugegen war, und keiner brachte übers Herz, dem tauben Greis nicht zu versichern, daß sein Spiel herrlich gewesen wäre.

So machte ein verwehtes Echo die alten Stunden dieses Virtuosen hell, der wieder jung und feurig trotz seinen alten Knochen dabei zu werden schien und zuletzt in einer Selbstbeglückung die Seele bis in die dunkelsten Winkel mit Glanz erfüllte.

Er war an einem Märzabend, als es Vollmond werden wollte und der ungestüme Wind die Wolkenschatten von Ufer zu Ufer warf, noch zu der alten Bastei hinaus gewandert. Man ließ ihn gehen, weil man die Harmlosigkeit von solchen Gängen kannte, obwohl der Rhein Hochwasser führte. Es war so hell, daß vom andern Ufer die Bäume deutlich zu erkennen waren, dahinter weithinein in blassen Bergen die dunklen Windungen der Täler. Der Wind kam vom Gebirge und jagte die bläulichweißen Wolkenlappen im Mondlicht so vor dem dunklen Himmel hin, wie wenn Eisschollen raschbewegt auf einem schwarzen Wasser trieben. Wie da der alte Mann von Klängen angefüllt selig in der bewegten traumhaften Helligkeit der Frühlingsnacht dasaß und landwärts sah, wo eine Kette hoher Bäume in die Unendlichkeit zu ragen schien: wurden in der Kälte der hohen Luft die Wolken kleiner und kamen ihm wie ein Schneetreiben vor, das in die Zweige dieser Bäume wehte und immer wieder darin verging. Darüber merkte er zum erstenmal, wie das, was er in diesen Monaten nur für Erinnerungen fremder Musik gehalten hatte, eigene Musik und gleichsam ein geheimnisvoller Widerklang aus der in Wind und Licht bewegten Natur in seiner Seele war; dann wie die Schneewolkenflocken da oben die Zweige überwehten und dennoch unwirklich darin verschwanden; so überschütteten ihn die Töne, nicht in unwirklicher Ferne, sondern so greifbar nahe, daß sich die Harmonien in genau erkannten Akkorden gaben. Wie er das erkannte und immer das Thema wiederkehren hörte, das aus dem Baß durch alle Stimmen lief und sich zum Geflecht einer klaren Fuge fest verrankte: da stand der Greis mit flehenden und abwehrenden Händen auf; weil er nicht fassen konnte, daß es Musik aus eigener Fassung war, die ihm irgend eine himmlische Macht zuwehte, daß er sie aufschreiben konnte, daß er, der immer nur ein Diener fremder Kunst gewesen war, nun im Alter noch begnadet würde, selber ein Meister herrlicher Musik zu sein.

Da trieb es ihn wie einen Jüngling in der zitternden Angst nach Hause, daß er die Töne in der Rührung verlieren und versäumen könnte, die Noten davon aufzuschreiben. Selig belastet trat er den Heimweg an, den er auf einem Kribbenweg abkürzen wollte. Er war ihn nie gegangen, weil er bisher mit seinen Stunden nicht sparsam gewesen war; nun ging er ihn, obwohl das Hochwasser nur noch den Rand von seinem Damm freiließ. Er ging ihn rasch, wie damals, und ließ den Mantel flattern, er ging ihn kühn mit seiner schönsten Melodie, er ging ihn glücklich mit seinen alten Beinen, wie wenn ein Kind von seinen Büchern endlich zum Spiel hinlaufen darf. Daß er dem Tod so nahe mit seinen Schätzen kaum noch zum Auspacken kommen könnte, bedachte er nicht mehr. Der aber wußte zum andernmal, was ihm zum besten diente, und legte ihm behutsam eine alte Ankerkette in den Weg, darin der Stiefel des Verzückten sich verfing, so daß er stolperte und zwar noch auf die Kribbensteine zu liegen kam, dann aber seitwärts umfiel auf Knie und Hände — wie wenn ein Hund im Spiel von Kindern umgeworfen wird — und mit dem Rücken in den Strom hinunter rutschte, der ihn damals wie einen leeren Sack getragen hatte und ihn mit seiner vollen Fracht nun grausam und gütig zum Kontrapunkt der Weltmusik hinuntersinken ließ.

Ein verschollenes Jugendwerk
Adolph Menzels
(Kürzlich von E. Schulz-Besser wiederaufgefunden und in No. 22 des „Kunstmarkt“, herausgegeben vom Verlage E. A. Seemann in Leipzig, veröffentlicht)

Rundschau

Die wackelnde Autorität

Berlin, 14. März 1910

Jeder konservative Knochen in Preußen klagt heute über die schmerzliche, die unerhörte Verhetzung der Massen. Alle Verantwortung wird auf die Schultern der Demagogen und der rasenden Zeitungssansculotten gewälzt. Sollte wirklich in den politisch sonst so witzigen konservativen Köpfen noch immer nicht das Bewußtsein der eignen Schuld tagen? Die Schicht der Unzufriedenen, das wissen sie, drückt immer gegen das Bestehende. Woher auf einmal diese verhundertfachte Kraft? Woher in einer Zeit ohne wirtschaftliche Not, ohne ernste Mißerfolge nach außen plötzlich diese allgemeine Ergriffenheit und Sorge?

Das kommt, weil die Autorität ins Wanken geraten ist, die Autorität der Regierung und der großen regierenden Parteien. Wenn's den Herren gut geht, dann vergessen sie gern, daß die Quelle aller Macht das Volk ist. Selbst ein von seiner eigenen Herrlichkeit trunkener Despot darf das in keinem Augenblick aus seinem Erinnern löschen. Das Volk kann diese Macht freiwillig vergeben. Man kann sie ihm aber auch ablisten, abringen und es allmählich in Apathie lullen. Dann aber ist notwendig, daß es von der Überlegenheit der Herrschenden ganz überzeugt sei, ihren Beruf zum Befehlen spüre und anerkenne. Allein wie hat man dagegen gesündigt!

Im Reiche hub es an. Als die verbündeten Regierungen verkünden ließen, nicht einmal — zehnmal: ohne die Erbanfallsteuer ist die Reichsfinanz-Reform für uns unannehmbar, da spitzte das Volk die Ohren. Wenn der Reichskanzler sich selbst so in die Bresche stellt, wenn der Reichsschatz-Sekretär sich so in die Brust wirft, dann können das doch nicht leere Worte sein, dann ist das ein der Gesamtheit gegebenes Versprechen, hinter dem die ganze staatliche Autorität aufgepflanzt ist. Die Regierung aber bricht in die Knie, und auf dem Felde der Niederlage, neben der Leiche des Kanzlers nimmt ein Mitglied desselben Kabinetts aus den Händen der verbündeten Sieger die Reichsfinanz-Reform o h n e diese conditio sine qua n o n und damit zugleich die Anwartschaft auf die höchste Würde.

Das Volk lauscht auf. So also ist es in Wahrheit mit der Autorität bestellt. Wenn ein brutalerer Wille heranfegt, dann knickt sie zusammen. Das hat den Agitatoren, und wenn man will den Demagogen, über Nacht soviel Gewalt über die Massen gegeben, nicht die Art der neuen Steuern allein. Denn darin haben die Konservativen Recht: die für die breiten Schichten drückendsten Lasten hätten auch die anderen bewilligen müssen, sollte das Werk überhaupt zustande kommen, und der Arme hat weder ein Erbe

noch einen Talonbogen zu versteuern. Erst in zweiter Reihe kam der Egoismus der neuen Mehrheit, der die anderen bluten lassen wollte. Noch aber gab man das Spiel nicht ganz verloren. Vielleicht war dies nur eine „Staatsnotwendigkeit", und die Vergeltung kommt morgen oder übermorgen.

Sie kommt nicht. Die Herren der Situation, die Konservativen und das Zentrum, können weiter nach Herzenslust kommandieren. In Preußen spielt der zweite Akt. Ein Königswort hat die Wahlreform verheißen. Es muß erfüllt werden. Derselbe Mann, der das umgekrempelte Finanzgesetz vom Boden aufheben mußte, zieht im Preußenhaus ein Papier aus seiner Tasche. Es gibt psychologische Momente, wo das Zuwenig tragisch werden kann. Im rechten Augenblick das Unentbehrliche nicht zu versagen, ist das wichtigste Rezept der inneren Politik. Ein politischer Gentleman ladet auch nicht zu einer Mahlzeit ein, um dann nur Salz und Essig auf den Tisch zu stellen. Immerhin scheint die direkte Wahl, die die Regierung gewähren wollte, in ihrem Werte von den Unbefriedigten zunächst doch sehr unterschätzt worden zu sein. Das können sie heute aus den Zuckungen der Konservativen erraten, die dadurch ihre Patriarchengewalt über die ländlichen Heloten gefährdet sehen und sich lieber eine zwitterhaftgeheime Wahl aus dem geizigen Leibe schneiden. Wie dem auch sei, die Regierung fordert direkte und öffentliche Wahlen. Die Mehrheit antwortet: umgekehrt wird ein Schuh draus. Wir verlangen indirekte und halb und halb geheime Wahlen. Die Regierung steht aufrecht da und — ist einverstanden. Die Konservativen haben den Rat, den ihnen der Ministerpräsident am 10. Februar gab: „Auch Sie, meine Herren von der konservativen Partei, müssen ihre Selbstständigkeit behalten, unabhängig von den Einflüssen der Regierung" schnell genug befolgt. Wie aber will die Regierung ihr Versprechen, frei zu bleiben, („Die Regierung läßt sich nicht als Mandator einer bestimmten Partei mißbrauchen") jetzt noch wahr machen? Was hilft es, daß sie sich hoch über den Parteien fühlt, wenn das Volk immer wieder Zeuge ist, wie die Konservativen und das Zentrum sie unterkriegen?

Es wären noch genug Bollwerke der Staatsgesinnung erhalten geblieben, hätte Herr von Bethmann Hollweg sich in dieser großen Not der Zeit ein Herz gefaßt und gesagt: Ich beharre auf der direkten Wahl, und da eine Mehrheit für die geheime Wahl sich entschieden hat, so wollen wir auch die noch hinzugeben. Fand die Regierung für diesen Vorschlag keine Mehrheit, dann hätte sie den Reformfeinden die ganze Verantwortung überlassen können. Der Bewegung draußen wäre so die gefährlichste Stoßkraft genommen worden. Statt zu führen aber läßt sich die Regierung führen, und so bröckelt das Fundament, auf dem sie ragt, noch weiter ab. Ihre Autorität kann nicht wachsen, wenn der preußische Kriegsminister unbefangen erklärt,

von einer Bevorzugung des Adels im Heere könne keine Rede sein, da doch jeder im Land und im Reich es besser weiß. Und in einer solchen Zeit des labilen Gleichgewichts glaubt der Berliner Polizeipräsident das Volk in affektiert lapidaren Sätzen über seine politischen Rechte belehren und von der Litfaßsäule aus gängeln zu können.

Nicht besser steht es mit der Autorität der großen Parteien. Wenn die Manöver zum Selbstzweck werden, wird alle Taktik zum Gespött. Wie kann man heute noch glauben, das Volk durch solche putzige Kunststückchen lange irre zu führen! Draußen will man den Leuten weismachen, es gebe kein Bündnis zwischen den Konservativen und dem vor kurzem noch so verketzerten Zentrum, und jeder Tag bringt im Reichs- und im Landhaus neue Beweise, mit wie aufopferungsvoller Konsequenz die Zeltgenossenschaft durchgeführt wird. Die Konservativen beantragen die Beibehaltung der öffentlichen Wahl, und als sie in der Lage sind, dies heilige Prinzip durchzusetzen und eine Mehrheit dafür zustande kommen soll, bringen sie, um das Kompromiß mit dem Zentrum zu retten, ihren eigenen Antrag zu Fall. Das Zentrum posaunt seit Jahr und Tag aus, es wolle auch für Preußen das Reichstagswahlrecht. Und als die Gelegenheit da ist, sich dem Ziele zu nähern, springt es zurück in die Arme der westöstlichen Versicherungsgesellschaft. Selbst seine eigene Anregung, die Wahlmänner aus weiterem Umkreis zu holen, opfert es kaltblütig den ostelbischen Freunden. Kein Wunder, daß noch nie soviel vom politischen Komödiantentum die Rede war, wie in diesen letzten Wochen. Dem Triumphator Heydebrand blickt alle Welt bewundernd zu. Ist es das höchste Ziel der parlamentarischen Taktik, die Gegensätze auf die Spitze zu treiben, Unruhe und Leidenschaft ins Volk zu tragen, dann ist er in dem an Feldherrntalenten wahrhaftig nicht armen Preußen der größte parlamentarische Stratege. Nie waren die Nationalliberalen den jetzt endlich geeinten drei freisinnigen Fähnlein näher denn heute. Wenn Herr von Heydebrand so weitersiegt, dann ist die Spaltung in zwei große Heerlager, „der Dualismus“, doch nicht mehr so ganz „eine Fiktion“, wie ihn der Kanzler noch am 10. Dezember im Reichstage bezeichnen konnte. Weitschauend ist die Politik, die daheim in Preußen nach eigenem Wunsch und in starrer Willkür das Haus bestellen will, vielleicht doch nicht, wenn schon nach zwei Jahren (nach den nächsten Wahlen) vom Reiche her das große Wasser trotz alledem die Schwelle überfluten wird. * * *

Von der Kunst des Radierens.

(Die Kunst des Radierens. Ein Handbuch von Hermann Struck. — Verlag bei Paul Cassirer-Berlin.)

Ob's im allgemeinen ein gutes Zeichen sei, daß die Künstler, besonders die Maler, jetzt so viel schreiben, lasse ich dahingestellt. Gewiß ist's aber erfreulich, wenn die

Künstler etwas mitteilen, was nur sie mitteilen können: etwas aus der Erfahrung des Produzierens.

Das Buch, das der Berliner Radierer Hermann Struck über seine Kunst verfaßt hat, ist belehrend ohne Pedanterie, soweit es Rezepte vermittelt und Handgriffe anschaulich schildert. Es zuckt dem Leser in den Fingern. Er bekommt Lust, sich nach dieser Anleitung auf die verwickelten Prozeduren der neueren Ätzkunst und Druckkunst einzulassen. Im besonderen die Verfahren, die Struck selbst eifrig und erfolgreich verwendet, einfache Strichätzung, Kaltnadelarbeit, verni moru und Aquatinta, sowie Kombinationen dieser Verfahren, sind aufs eingehendste beschrieben. Gesprochen wird auch von der Grabstichelarbeit, dem Farbendruck, der Schabkunst, der Lithographie und dem Holzschnitte, darüber aber minder genau und ersichtlich weniger aus Erfahrung.

Neben der Anweisung für den Radierer verfolgt das Buch eine zweite Absicht. Es will der keineswegs volkstümlichen Radierkunst verständnisvolle Freunde werben, solche, die urteilen, genießen, und — kaufen (dies ist eine Steigerung). Die beiden Absichten widersprechen sich nicht. Die Kenntnis des Herstellungsprozesses kommt dem Verständnis des Kunstwerkes zugute.

Freilich wäre auch etwas vom Historischen bekömmlich, dem Kritiker und Liebhaber gewiß, vielleicht selbst dem produzierenden Künstler. Davon gibt der Verfasser wenig. Doch fehlt's nicht an anderen Büchern, die gerade das Historische übersichtlich und sachkundig behandeln, wie vor allem Paul Kristellers „Kupferstich und Holzschnitt" (1905, Bruno Cassirer). Struck betrachtet die Geschichte seiner Kunst mit jener freien Naivetät, die dem Künstler wohl ansteht, und hat sich keine Sorgen darüber gemacht, wann und wie und unter welchem Zwange die Radierkunst einst entstanden ist.

Das Buch ist sehr reich und mit vortrefflichem Geschmack illustriert. Einige Originaldrucke — von Max Liebermann, Paul Bauns, Edvard Munch, Anders Zorn und dem Verfasser — sind besonders willkommen, weil an ihnen besser als an den Abbildungen in Zinkätzung die Wirkungen der beschriebenen Verfahren zu beobachten sind. Was das neunzehnte Jahrhundert angeht, gibt die Illustration wirklich einen Überblick über die schönen Erfolge der Wiederbelebung.

Ohne Einseitigkeit sind die Illustrationen gewählt, und erfreulich gerecht und für vielerlei Bestrebungen empfänglich sind auch die „zwanglosen und unverbindlichen Bemerkungen zu den Abbildungen". Struck spricht über fast alle neueren Meister des Bilddrucks sehr positiv, auf Schönheiten aufmerksam machend, manchmal begeistert, überall wohlwollend, manchmal etwas allgemein. Loben ist schwer, namentlich oft und charakteristisch loben.

Systematik ist nicht die starke Seite des Buches. Aber die Arbeit macht in ihrer Anlage keine Versprechungen, die nicht eingelöst würden. Und die frischen kollegialen Urteile und Lobsprüche sind sehr geeignet, die Teilnahme des Publikums anzuregen. Damit wäre viel gewonnen. Auch ökonomisch. Wenn doch unsere Künstler das Gold ihrer

Malkunst in die kleine Münze der Radierung umsetzen könnten! Und wenn doch diese kleine Münze gangbarer würde! Weite Kreise des gebildeten und kunstliebenden, aber nicht sehr kaufkräftigen Publikums könnten aufnahmefähig gemacht werden.

Daß die Kunstfreunde, selbst die wirklichen, die mit Eifer Gemäldegalerien und Bilderausstellungen besuchen, dem Gedruckten fremd und ratlos gegenüberstehen, ist gewiß. Vielleicht ist die gewaltige Produktion billiger photomechanischer Abbildungen mit schuld daran. Der Bilddruck ist gemein geworden. Man unterscheidet nicht. Schließlich ist dem modernen Menschen die Beschaulichkeit, die Blatt für Blatt genießt, verloren gegangen. Das laute farbige Bild vermag in der allgemeinen Stumpfheit und Eiligkeit eher zu fesseln, als das bescheidene schwarze Blatt.

Ein bißchen besser ist's ja geworden. Namentlich dem Buch und allem, was mit dem Buche zusammenhängt, kommen Mode und Affektation zugute.

Von einer Steigerung des Interesses am Bilddruck ist gerade für die deutsche Kunst viel zu hoffen. Jeder Kenner der deutschen Vergangenheit stößt auf die Erkenntnis, daß den Deutschen die reichsten Lorbeeren auf dem Felde der Druckkunst gewachsen sind.

Max J. Friedländer

Mannesmanns

Die sechs Remscheider Brüder, deren vom Auswärtigen Amt in Gemeinschaft mit der Union des mines marocaines bekämpfte Rechte seit Monaten ein Hauptthema der internationalen und der nationalen politischen Debatte bilden, sind wohl wert, daß sich der Blick auch einmal auf sie selbst lenke. Ein Westfalengeschlecht, das sich seit drei Generationen der Technik zugewendet hat. Der Großvater gründete eine deutsche Werkzeugfabrik im französischen Elsaß. Der Vater schuf die deutsche Feilenindustrie und verdrängte die bisher unbestritten herrschenden englischen Feilen völlig aus Deutschland und Österreich-Ungarn. Tat also in dem dem Industriellen gewiesenen Rahmen etwas für die deutsche Handelsbilanz recht Wichtiges; etwas, das man mit einigem Recht die nationale Tat eines Industriellen nennen kann. Heiratete im Alter von vierzig Jahren und zeugte elf Kinder — was auch schon so beinahe ins Gebiet der nationalen Taten hineingehört. Die sechs Söhne wurden sämtlich Techniker. Reinhard und Max erfanden zusammen die Mannesmann-Röhre; die erste nahtlose Stahlröhre; in einer Vollkommenheit, daß heute, nach Ablauf ihrer Patente, überall im Auslande mit ihren Maschinen gearbeitet wird. Und die Erfindung ist mittlerweile immerhin schon über zwanzig Jahre alt, was in unserer technisch vorwärtsstürmenden Zeit Einiges besagen will. Als sie neu war, hatte sie mit gewaltigen Schwierigkeiten zu kämpfen. Die mit nominell 35 Millionen Mark 1890 gegründete Aktien-Gesellschaft Deutsch-österreichische Mannesmannröhrenwerke hat in den ersten Jahren mit starken Unterbilanzen (Juni 1898: 18 Millionen Mark)

gearbeitet. Aber die Mannesmanns — sie sind heute noch die Hauptaktionäre — haben sich durchgefressen. Der Umsatz stieg langsam, dann immer schneller an. Die Zahlen sind interessant: 1900: 13,4; 1904: 25,6; 1909: 63 Millionen Mark. Jeden Arbeitstag werden in den Werken der Gesellschaft, die in Deutschland, Österreich, Frankreich, England und Amerika liegen, für über 200 000 Mark Mannesmannröhren hergestellt. Das ist gewiß allerhand. Auf diesen Lorbeeren mit Golddaunen sind aber die Mannesmanns nicht eingeschlafen. Sie erfanden das grundlegende Prinzip für das hängende Gasglühlicht. Und dann haben die Brüder so nebenbei für den sorgenvoll in die Erzzukunft blickenden deutschen Eisenindustriellen die marokkanischen Erzlager gesichert.

Das ist eine recht stattliche Summe von Leistungen, die nur zähe und kluge Männer vollbringen können. Ihr Meisterstück aber war ihr Festhalten in der Marokkosache. Der Gedanke, dahinfahren zu lassen, was ihnen mit List und Schmeichelwort und übermächtiger Drohung abgerungen werden sollte, lag nahe. Um so näher, als ihnen der Schneider-Creuzot-Konzern vollen pekuniären Ersatz zusicherte. Alle Auslagen mit Zinsen sollten sie zurückvergütet erhalten und dann noch, nicht niedrig, an der Union des mines marocaines beteiligt werden. Sie haben auch diese Offerte abgelehnt. Dachten: ein Mannesmann, ein Wort. Hielten sich an das Versprechen, das Max dem Fürsten Bülow, der ihn in Audienz empfing, gegeben hatte: sie würden, soweit es an ihnen liege, das deutsche Interesse wahren. Und dieses heischte, daß die Führung bei der Ausbeutung in deutschen Händen blieb: Deutschland braucht Erze und deshalb eine ihm günstige Preispolitik. Und die Ausbeutung der Bergwerke wird Millionenaufträge für die deutsche Maschinenindustrie abwerfen. Die Mannesmanns haben also als Deutsche gehandelt; und als Männer, als sie zäh an ihrem guten Recht festhielten. Ist solch Festhalten nur erhebend, wenn's ein Michael Kohlhaas tat, und nicht mehr, wenn's heute ein Mannesmann tut?

Wie aber, wenn die Deutschen, die sich diese wichtigen Konzessionen gesichert hatten, keine Männer gewesen wären? Dann hätten sie nachgegeben. Die Folge wäre, daß sie jetzt wohl ein buntes Bändchen stolz im Knopfloch spazieren tragen dürften. Eine wichtigere Folge die, daß heute schon das französisch-schwedische Eisenerzmonopol existierte, das heute schon der alten Welt die Erzpreise diktierte und in ein paar Jahren, wenn die deutschen Verträge mit den schwedischen Gruben abgelaufen sind, auch Deutschland diese Preise vorschreiben würde. Reizend, wenn Schneider-Creuzot uns die Preise für unsere Panzerschiffe und für das Rückgrat unserer Industrie machte! Das ist verhindert. Und wird verhindert werden, wie auch immer das Votum des — heftiglich bearbeiteten — Reichstages und der endgültige Ratschluß der Reichsregierung fallen wird. Denn schließlich gibt es, wenn deutsche Rechte

bezweifelt werden, auch noch deutsche Gerichte, die darüber zu erkennen haben. Aber können wir für ähnliche Fälle auch mit der Chance rechnen, daß der findige Sinn des deutschen Pioniers im Auslande sich mit dem Kohlhaas-Rechtsgefühl und dem Pflichtgefühl gegen das — amtlich wenig erquickliche — Vaterland eine? Wir haben diese Chance nicht. Und stehen deshalb wohl vor der entschiedenen Notwendigkeit, dafür zu sorgen, daß in Zukunft deutsche Rechte ohne Kampf gegen Hölle und Teufel, gegen Auswärtiges Amt und Schneider-Creuzot, Anerkennung und Vertretung durch des Deutschen Reiches amtliche Organe finden.

Johannes W. Harnisch

Von den Berliner Bühnen

Im „Schauspielhause" hat Paul Lindau auf seine Art Shakespeares Komödie von „Der Widerspenstigen Zähmung" zu einem starken Erfolge geführt, und auf seine Art hat er die unfreundliche Anschauung von der Ungeschlachtheit dieses Spiels paralysiert, das Max Reinhardt vor einigen Monaten als stilisierte Rüpelposse dem Publikum mundgerecht machte. Indem er etwas sehr Einfaches tat: er suchte Shakespeare. Er hatte ein zäheres Schauspielermaterial als Reinhardt, aber er schulte es mit Glück auf ein besseres Ziel hin. Er zeigte seinen Leuten die psychologische Entwicklung im Stücke. Herr Patry hatte seine Trockenheit, Frl. Arnstedt ihre Niedlichkeit zu bekämpfen. Aber schließlich schlug aus Herrn Patrys geradliniger Männlichkeit etwas wie Humor und Gefühl; aus Frl. Arnstedts schöner Weiblichkeit ein Seelchen. Beide spielten ihre Gestalten auf Maskenträger hinaus, auf die Träger teils natürlicher, teils freiwillig angenommener Masken. In Käthchen ist das verschüttet, was weiblicher Sinn, was Liebe zu den Menschen ist: durch Erziehung, durch Zurücksetzung, durch den Verlust eines gütig ausgleichenden Mutterherzens. Das Schwesterchen ist sanfter, fügsamer, es wird der Liebling des Hauses; ihr aber hat man so oft gesagt, sie sei herb und barsch und zänkisch, daß sie sich allmählich in die Rolle der Widerspenstigen hineingedrängt sieht und sich in ihr einzuleben, in ihr festzuwurzeln Lust hat. Die Menschen haben ihr (nach ihrer Meinung) schlecht mitgespielt, folglich wird sie die Zuchtrute der Menschen. Petruchio ist ein Weltfahrer, ein Stück Abenteurer, ein Gewaltsbursch. Ihn lockt es, ein Teufelsmädel zu besiegen, ihn lockt der Reichtum dieses Mädels, die gute Partie. Er heuchelt gar nicht edlere Beweggründe. Aber dieser Petruchio ist doch ein besserer Kerl, als er vor sich selbst sein will. In ihm ist wie in Katharina ein Gefühl verschüttet. Und gerade das Aufdämmern einer Liebe macht ihn zunächst noch brutaler, verwegener, toller. Je mehr sich seine Beweggründe reinigen, mit um so keckerem, rücksichtsloserem Furor spielt er seine Erziehungskomödie herunter. Und so kann die Posse auf eine menschliche Höhe geführt werden, auf die Shakespeare-Höhe: wo das wil-

de Käthchen plötzlich den tieferen Sinn des Spiels begreift, wo sie zum ersten Male ohne Groll, ja in Glück und Freude fühlt, daß man ein Spiel mit ihr getrieben. Mit humoristischem Einverständnis folgt sie ihrem Petrucchio auf den letzten Gipfel seiner Gehorsamsforderung: er könnte noch haarsträubendere Ungereimtheiten, als die Sonne für den Mond und den Mond für die Sonne zu halten, von ihr fordern — sie würde ihm nicht widersprechen. So ward Shakespeare gegeben, was Shakespeares ist. Auf diesem Höhepunkte, um den die rein burleske Auffassung Reinhardts immer herumgehen mußte, war Frl. Arnstedt überraschend gut. Der Geist der Schauspieler-Ausbildung im „Schauspielhause" macht Fortschritte . . . Lindau ließ der Dienerlaune, zumal im Hause Petrucchios die Zügel schießen. Die Burschen tummelten sich wie eine Herde betrunkener Faune und Trolle. Man wollte hier einen reinhardtschen Einfluß feststellen. Ich glaube nicht an solche Einwirkung, weil der Übermut, auf Shakespeare-Weise, innerlich begründet war: Petrucchio ist im Einverständnis mit seinen Dienern — auf einen heimlichen Blick, den er mit seinem Leibdomestiken, dem Schalksnarren Grumio, wechselt, sind die Burschen losgelassen zu fröhlichster Hatz.

* * *

Die Fröhlichkeit hat von den Berliner Bühnen Besitz ergriffen. Viele sehen darin, daß unser Volk wie andere Völker unterhalten sein will, eine Verflachung der theatralischen Kunst. Die „niederen Künste" florieren ohnedies. Ich sage „niederen Künste", weil sie in der allgemeinen Anschauung dafür gelten, nicht weil ich sie dafür hielte: Die „Revue", wie sie Julius Freund und Direktor Schultz entwickeln, ist mehr als „Spezialitäten-Theater", und in Donat Herrnfelds parodistischen Frechheiten und komischen Selbstironien ist auch eine Art Poesie. Taumelnde Idealen beweinen wieder einmal den Sieg des „Zirkusgeistes" über die ernsten Musen. Klagelieder dieser Art wird man in romanischen und skandinavischen Landen, selbst im deutschen Süden und im munteren Wien so bald nicht vernehmen. Da ist das Emotionsbedürfnis der Massen reger und unschuldiger. Es kommt nur darauf an, daß das Experiment der Fröhlichkeit am tauglichen Objekt geschehe. Wer die höhern Götter neben sich hat, die Götter klassischer Dichtung, Shakespeares, Kleists, Hebbels, Ibsens — gerade der braucht die „niederen Künste" nicht zu meiden und kann sich ruhig auch zum „Metropoltheater" und zu den Brüdern Herrnfeld bekehren und bekennen.

Julius Elias

Finanzpolitisches

Auch der Wechsel ist beständig! Und so kommt in den geringeren oder größeren Abschwächungen, welche die Kurse zeitweilig erfahren, erfahren — müssen, immer wieder die Grundfestigkeit der Tendenz zum Ausdruck. Unser Publikum glaubt

eben an eine mehrjährige Aufbesserung der heimischen Industrie, die ja jetzt zum ersten Male im Februar über 1 Million Tons Roheisen erzeugt hat, — hält die Verhältnisse der Union, an denen freilich auch kein Optimist vorbeigleiten könnte, für konsolidiert, lächelt über die doch keineswegs ganz bedeutungslosen Wirren am Balkan und fand sich sogar mit einer so brutalen Tatsache leichthin ab, wie sie das jüngste englische Marinebudget mit seinen ungeheuerlichen Steigerungen zutage brachte. Wer bei solchen Ziffern, deren Wachstum ja überhaupt noch gar nicht zu Ende ist, kalt bleiben kann, dem fehlt auch die leiseste Spur von Voraussicht, für die letzten Folgen wirtschaftlicher Überanspannung. Inzwischen sehen aber unsere Wechselstuben, diese großen automatischen Vorrichtungen für Massenkäufe, ein unaufhörliches Sicherneuern von Aufträgen, sogar in Papieren, von denen man gerne abrät. Denn z. B. Kautschukwerte, in denen die Londoner Stock-Exchange gegenwärtig noch wühlt, sind von ernsterer Seite nicht bei uns empfohlen worden. Und dennoch erscheinen Private, resp. Laien genug an den Bankschaltern und verlangen gerade in derartigen Papieren zu spekulieren. Schließlich läßt man denn auch diese Käufe in London ausführen, während ja im allgemeinen unsere Ordres für die internationalen Börsen abgenommen haben. Denn heute absorbiert eben der deutsche Aktienmarkt ein gewaltiges Interesse, dem unsere Kommissionsgeschäfte auch von ganzem Herzen genügen können, — seitdem der Differenzeinwand wie in einer Versenkung verschwunden ist. Seit zehn Jahren soll das Börsengeschäft nicht so groß gewesen sein wie heute, was freilich schon öfters behauptet worden ist. Das hindert natürlich nicht, daß man auf Gerüchte neuerer Erdbeben bei San Franzisko auch einmal verstimmt ist. Ebenso wie die ungünstige Kupferstatistik Eindruck machen mußte, trotzdem vielleicht Herr Morgan diese Arbeit bestellt hatte, um den neuen Kupferring endlich vollenden zu können. Würde ihm dies tatsächlich gelingen, so hätte nicht nur sein Beutel, sondern auch sein Prestige als Finanzmann enorm gewonnen. Noch dazu besitzt Herr Morgan, im Gegensatze zu Rockefeller, Söhne, die keineswegs bloß glänzende Namen bedeuten, sondern sich auch persönlich als höchst umsichtige Mitarbeiter ihres somit nicht unersetzlichen Vaters hervortun. Noch ein böses Gerücht gab es, dessen eventuelle Bestätigung tiefe Furchen ziehen könnte, es betrifft das eine Neuausgabe von Mark 30 Millionen Aktien bei der Hamburg-Amerikalinie, die ja noch per 31. Dez. M. 33 Millionen Bankguthaben etc. auswies. Möglicherweise würde aber sogar ein so ungeheuerlicher Zwischenfall auf das Gebiet von Schiffahrtsaktien beschränkt bleiben und die Allgemeinstimmung schließlich unberührt lassen.

* * *

Die armen Städte! Man will ihre Werte von nun an nur noch zweimal wöchentlich in

Berlin notieren, während zahlreiche Kommunen sich weiter täglich im Kurszettel erblicken möchten. An die Komödie dabei, nämlich daß eine derartige Notiz keinerlei Umsatz auszudrücken pflegt, denken sie aber nicht. 40 Millionen haben unsere Städte allein schon seit Neujahr wieder aufgenommen, und man wird sich wundern, wie diese besondere Überschwemmung des Anlagemarktes noch andauern muß. Das hat denn zu dem Plane einer Deutschen Kommunal-Kreditbank geführt, deren Grundkapital mit 25 Millionen als Rückgrat dann kaum zu hoch gegriffen sein dürfte. In Frankreich, wo sonst das System der Obligations hypothecaires weit strenger als bei uns durchgeführt wird, hat der Credit foncier schon längst eine Abteilung im obigen Sinne abgezweigt. Wir hätten also, falls jene Kommunalkreditbank wirklich käme, statt vieler neuer Städtepapiere, einheitliche Kommunalverschreibungen eines Institutes, die auf diese Weise leichter placierbar sein sollen. Immerhin bleibt es die Frage, ob hierbei kein Irrtum unterlaufen könnte, da alsdann zahllose Städte und Städtchen aus einer einzigen Quelle zu speisen wären, während heute doch viele Geldgeber vorhanden sind. Auch die Prüfung der Sicherheiten würde damit aus der Öffentlichkeit in ein einziges Privatbureau gedrängt werden. Dennoch scheint es, als ob der ganze Plan der Verwirklichung immer näher käme.

* * *

Summum jus, summa injuria. Warum ist unser Auswärtiges Amt erst am 9. März mit der Enthüllung gekommen, daß die Mannesmannschen Gerechtsame 60 000 Quadratkilometer betragen, bei überhaupt 450 000 Quadratkilometer des marokkanischen Gebietes? Welche Ungeschicklichkeit bisher immer nur den äußeren Rechtsstandpunkt abzuwägen, anstatt sofort die Grenze einer Rechtsvertretbarkeit festzustellen. Leute, die nur das England von vor drei Generationen kennen, Gebildete, die nach dem Wahlrechtsplane Bethmann Hollwegs sogar in der ersten Klasse wählen würden, behaupten ganz offen, ein solcher Monopolist, wenn er nur Brite wäre, hätte von Anbeginn seine Regierung zur Verfügung und damit den Erfolg längst in seiner Tasche gehabt. Man braucht aber nur an das weichliche Verhalten der foreign office gegenüber Rußland zu denken, da dessen Flotte englische Fischerboote als japanische Kreuzer zusammenschoß, — um zu wissen, daß man auch in London mit Wasser kocht. Kein krasserer Gegensatz denn auch, als die erste überhitzte Mannesmanndebatte im Reichstage zu dem wohltemperierten Ergebnisse dann später im Budgetausschuß. Immerhin trugen sich auch in letzterem einige Naivitäten zu. Z. B. der Hoffnungsausdruck, jene Erze in erster Linie unserer Industrie zuzuführen. Als ob es hierfür überhaupt einen größeren Konsumenten gäbe, als die deutschen Roheiseninteressenten! Diese werden eben die höchsten Preise zahlen. Und wenn dort weiter erhofft wurde, daß die Erze regelmäßig unter bequemen Bedingungen in unsern Hütten

zur Verarbeitung gelangen dürften, so vergessen die Herren, daß unser Kohlensyndikat sich keineswegs vaterlandslos fühlt, indem es der heimischen Industrie zu möglichst teuren Preisen liefert. Das Mannesmannsyndikat, dessen einzelne Mitglieder zu kennen nicht uninteressant wäre, hat einen wundervollen Apparat zu schaffen verstanden. Dieser enthielt: zornige Rechtsgutachter, fanatische Journalisten, milde überredende Federn und ganz präzise Belehrer der Presse. Da dieser Apparat jetzt einmal vorhanden ist, so wird derselbe bleiben und auch bei andern Gelegenheiten funktionieren, die mit Mannesmanninteressen nicht das mindeste zu tun haben. Warum sollte der Eine nicht vom Andern lernen? Pluto

Zu unseren Bildern

Bei Gustav Frenssen.

Frenssen empfängt nicht gern Besucher. Am wenigsten solche, die aus bloßer Neugierde das Haus durchstöbern, um nachher davon reden zu können. Doch da er mir gestattete, ihn selbst im Bilde aus seinem Hause heraus zu holen, wird er meine Lust zu der Sünde wohl verstehen, einiges von dem auszuplaudern, was ich bei ihm sah und erlebte.

Wenn man jemand zeichnet, sieht man eben nicht nur dessen Körper, man sieht auch das, was um ihn ist, und hört dazu noch die Sprache des Hauses. Läßt sich das alles in ein Bildnis hineinlegen, was die tägliche Umgebung, die täglichen Gebräuche dem Beobachtenden erzählen? Gewiß, soweit sie den Menschen in seiner Gestaltung beeinflußten, lassen sie sich von seinem Gesichte ablesen; aber nur in allgemeiner Form, nicht gegenständlich genug. Darum will ich hier das geben, wovon meine Zeichnung nicht berührt, aber begleitet ward.

Wer Blankenese kennt, wer nur einmal in einer Veranda an dem hohen, abschüssigen Elbufer einen Tag erlebte, einerlei bei welchem Wetter, der wird in dem Leben, das unten auf dem breiten Elbstrom dahinzieht, ein reiches, großzügiges Bild gesehen haben. Frenssen sieht das täglich. Er sieht, wie das Wasser am Horizont Schiff auf Schiff gebiert, wie der Strom die Wechsel des Tages und der Nacht spiegelt, tags in tausendfältigem Sonnenglitzern, in schwerer, träger Nebeldämmerung, in peitschenden Windeskräften, nachts im gleichmäßigen Aufleuchten und Erlöschen der Signalfeuer — Stromleben, nahe der stolzen Hafenstadt Hamburg. Das liebt er. Wie er mir sagte, hat er keinen Umgang mit Künstlern, Schriftstellern und ähnlichen Leuten; er brauche Wechsel, Menschen, die mit der Außenwelt in Fühlung ständen, die rechnend bauen und bauend rechnen — seinesgleichen sei er selbst genug . . .

So ist Frenssen und seine Umgebung, wenn er den Blick nach außen, in die Weite richtet; wenn er einkehrt in sein Heim, das heißt auch, wenn er einkehrt in den Menschen, der in seinem Hause weilt, wird er sinnend und fragend, forschend und helfend. Und so sieht sein Haus auch inwendig aus. Er hat es selbst gebaut, alles

ist seinem Bedürfnis gemäß gestaltet. Man kann den Räumen das Bild Frenssens ablesen. Klarheit in dem Bestreben nach Zufriedenheit, ohne Sklave großen Aufwands zu sein, das ist es, was überall spricht.

Es ist so langweilig, Grundriß und Aufriß eines Gebäudes zu beschreiben, zu langweilig, um solches zu lesen, aber wenn man sagen kann, die Diele des Hauses ist der Mittelpunkt, ist der Ort für Empfang, für Hausarbeiten, für Handarbeiten, für Mußestunden stillen Ausblicks über das Stromleben dort unten, für die Mahlzeiten, für Familienleben, Spiel und Frohsinn und gibt Raum und Licht für all dieses, dann kommt ein volles Bild vor die Phantasie. Die Hauptsache ist: daß jeder Gegenstand gebraucht und im Gebrauch lebendig wird. Direkt von der Diele aus geht die Tür ins Arbeitszimmer. Licht und Geräumigkeit, Ordnung und Auswahl. Wieder die Allgemeinheit frenssenschen Wesens. Hier zeichnete ich sein Bildnis. Es waren Stunden stiller Unterhaltung. Die farbigen Bücherrücken aus dem Bücherschrank, die Bilder, die an den Wänden hingen, die einfachen Möbel, die Gardinen und die Fenster mit dem Winke der Freiheit, erweckten in mir die Empfindung, daß man hier schaffen könne — weil man alles habe, was nötig sei. Andererseits konnte man zu dem Schlusse kommen, daß diese Umgebung die notwendige Folge früherer Arbeit sei, daß der Mensch lange vorher fertig da stand, dem sich dann die Umgebung anpassen mußte.

An der Fensterwand der Diele ist der Austritt auf die im Halbkreis vorgebaute, unbedachte Veranda. Hier könnten Kanonen stehen, die den Elbstrom beherrschen würden, oder der Standpunkt eines Zollaufsehers sein — nichts kann vorbei, ohne seinen Tribut an das Gesicht des Hauses Frenssen zu zahlen.

Der Garten führt einige Wendungen am Elbufer hinab, birgt lauschige Plätzchen und ist mit seinen Linienzügen mit der etwas sinnlich barock gehaltenen Fassade des Gebäudes sympathisch verquickt, löst sich mit anderen Nachbargartenlinien freundlich aus und hat zu den weiten Linien des Elbstromes Beziehungen, wie Frenssen zur Welt.

Karl Prahl

Kuno Amiet

Die Kunst der Schweizer ist im letzten Jahrzehnt vor allem in der Gestalt Hodlers stark in den Vordergrund deutschen Interesses getreten. Wir sahen mit Verwunderung, daß dies Volk, dem wir nur in der Literatur eine zähe Selbständigkeit einräumten, auf dem Wege ist, sich auch in der bildenden Kunst eine eigene Stellung zu erobern, daß mit andern Worten eine Tochterkunst der unsrigen weiterbildende Kraft auf die Mutterkunst auszuüben sich anschickt. Es ist freilich nicht zweifelhaft, daß es sich hier um eine Art Zurückschenken handelt, ähnlich wie uns das moderne englische Kunstgewerbe nur die ihm durch unsere Biedermeierzeit widerfahrene Bereicherung vergalt. Sicher ist Hodler noch ein völlig legierter Künstlertypus und mehr ein Pfadsucher als ein Ziel-

finder. Seine merkwürdige Bedeutung für uns besteht darin, daß ihm als erstem die Versöhnung und Vereinigung des französischen Malfortschrittes mit den alten Monumentalforderungen deutscher Kunst und ihren Gefühlsansprüchen zu gelingen scheint. Freilich nur in wenigen Werken.

In einem weit fortgeschrittenen Stadium scheint mir die künstlerische Entwicklung der Schweiz neben Hodler der bei uns im Reiche leider fast unbekannte Kuno Amiet zu repräsentieren. Schon darum, weil er im Technischen nicht wie Hodler einen schwerfälligen Umweg über Courbet machte, sondern gleich von Monet ausging und die direkte Übertragung der modernen Kunst in die Schweizer Mundart bedeutet. Es wäre darum absolut falsch, ihn etwa einen Schüler des großen Franzosen zu nennen, mögen seine landschaftlichen Schöpfungen wie sein berühmtes Gartenbild den Lehrmeister auch noch so stark erraten lassen. Die Tendenz des Schweizers geht vielmehr durchaus zur Monumentalität und zu einem Schaffen im stark nationalen Sinne. Die Menschen seiner Kunst sind in der Schweizer Erde geboren und wurzeln in ihr wie nur jemals Gestalten Gottfried Kellers, und es mag vielleicht an diesem ausgeprägten nationalen und herben Charakter seines Schaffens liegen, daß sich die deutsche Öffentlichkeit bisher noch nicht nach Gebühr mit ihm beschäftigte.

Kuno Amiet wurde im Jahre 1861 zu Solothurn geboren und wuchs im Zeichen der Erinnerungen an Böcklin und Keller auf. Seiner Entwicklung haftet nichts Gewaltsames und Überraschendes an, sie ist von der internationalen Art, die unser heutiges Kunstlernen charakterisiert, führt über München nach Paris und schließlich wieder in die Heimat zurück. Bastien-Lepage übt auf den jungen Schweizer seinen starken Einfluß, der gelegentlich noch heute aus Amiets Werken spricht, aber bald durch die entscheidenden Anregungen, die er von Monet und seiner Schule empfängt, verdrängt wird. Amiet zeigt uns das merkwürdige Beispiel eines nervösen Schweizers; eines Schweizers, dessen bodenständige Empfindungen erst durch sensibelste Sinne der Gestaltung übermittelt werden. Er ist kein realistischer Künstler im Sinne Lepages, sondern ein Sucher des Allgemeingültigen aus den Formen des ihn umgebenden Lebens. Amiets ornamentaler Sinn, eine alte Schweizer Eigentümlichkeit, ist außerordentlich entwickelt und drängt die moderne Technik in eine ihr bis dahin wesensfremde Stilisierung, deren Möglichkeit er eigentlich überhaupt als Erster überzeugend beweist. Ganz zweifellos fehlt dem Werke des bald Fünfzigjährigen noch immer die letzte Monumentalität, die Hodler in seinen Meisterwerken restlos findet. Was die Größe dieses vielleicht zukunftsreichsten der Schweizer Maler ausmacht, ist vielmehr, daß er in einem ganz andern Sinne als Hodler in der Moderne einen Weg in die nationale Zukunft weist und selber zu gehen den Mut findet.

Lothar Brieger-Wasservogel

* * *

Hans Memlings thronende Madonna aus dem Wiener

Hofmuseum, die mancherlei Geschwister von ausgesprochener Ähnlichkeit hat — gleich in der Liechtensteingalerie zu Wien, dann in den Uffizien, im Berliner Museum, im Louvre und in der Sammlung Devonshire zu Chatswort —, gehört zu den holdesten Repräsentanten der letzten Blüte altniederländischer Meisterschaft am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts. Der tiefsinnige Symbolismus des Genter Altars und ähnlicher Frühwerke ist in jener Zeit ebenso vergessen wie das dramatisch-leidenschaftliche Pathos, das Rogier van der Weyden eingeführt hatte. Es herrscht eine Malerei, die erfüllt ist von zarten, stillen Träumereien und einer ruhigen Freude an der Vielgestaltigkeit der Welt, an den Wundern ihrer Farben, an der Anmut der Frauen. Memlings Madonnen sind keine mystischen Himmelsbräute und keine matres dolorosae, sondern Vertreterinnen der höchsten irdischen Schönheit, wie sie der Meister von Brügge auffaßt, junge Mütter im versonnenen Glück ihrer neuen Würde, von liebreizender, keuscher Blondheit. Rings ist Friede, und eine unsäglich geschickte Hand geht dem bunten Zauber der sonnenbeschienenen Welt Zug um Zug nach. —

Etienne Maurice Falconet wäre einer der Bildhauer gewesen, die man zur Ergänzung der denkwürdigen französischen Ausstellung in der Berliner Akademie neben die Maler des Pariser Rokoko hätte stellen sollen. Wie sein Zeitgenosse Pigalle ist auch er in der Monumentalplastik noch von den theatralischen Prunkgedanken des Barock abhängig. Falconets berühmtes Hauptwerk: seine imposante eherne Reiterstatue Peters des Großen in St. Petersburg (wo er von 1766—1778 weilte), hängt mit der pomphaften Kunst der Epoche Ludwigs XIV. noch ebenso eng zusammen wie Pigalles Grabdenkmal für Moritz von Sachsen in der Straßburger Thomaskirche. Aber in den kleineren Arbeiten, wie unserer „Baigneuse" aus dem Louvre, zeugt Falconet wie sein Rival schon von der zurückhaltenden Diskretion und dem intimen Naturstudium einer neuen Zeit, die dann in den frappanten Porträtbüsten Houdons ihren starken Ausdruck findet. Auch in dem Lebenswerke Falconets zeigt sich das merkwürdige Doppelantlitz des achtzehnten Jahrhunderts, das in der Kunst, wie im Leben der Staaten und Völker, ein Ende und einen Anfang zugleich bedeutet. Dort Schnörkelwesen, Gespreiztheit, Freude am Geziert-Pathetischen; hier leidenschaftliche Hingabe an die Natur und die lebendige Wahrheit der wirklichen Erscheinungswelt.

D.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Max Osborn in Berlin. — Für den Inseratenteil verantwortlich: Walter Fliegel, Berlin. — Verlag „Nord und Süd", G. m. b. H., Berlin W. 9, Linkstraße 17. — Auslieferungsstelle für Österreich-Ungarn: Hermann Goldschmiedt, Wien I, Wollzeile 11. — Zuschriften und Einsendungen werden ohne Angabe eines Personennamens erbeten. — Druck: Schlesische Buchdruckerei vorm. S. Schottlaender, A.-G., Breslau III, Siebenhufenerstraße 11—15.

Scherzino.

Vivace e giocoso.

3.

p leggiermente, sempre staccato

m. s.

dolce

2 Ped.

Edition Peters. 8222

dolce

2 Ped.

senza Ped.

p

poco marcato

f

dim

f

p

dolce

2 𝄆Ped.

f

p

cresc.

più cresc

f

ff

ff

p

dim.

pp

cresc.

cresc.

f

ff

Zu der Musikbeigabe.

Ferruccio Benvenuto Busoni

Wenn man von Busoni spricht, denkt die große Menge ähnlich wie bei d'Albert zunächst nur an den hochgefeierten ausgezeichneten Klavierspieler; daß er allmählich zu einem eigenartigen, durchaus selbständige Bahnen einschlagenden Tondichter herangereift ist, das wissen leider nur wenige; ja, was noch schlimmer ist, eine gar nicht geringe Anzahl von Neidlingen sucht geflissentlich den Komponisten Busoni totzuschweigen, oder bemüht sich wenigstens, wo dies nicht mehr angängig ist, ihn hämisch zu verkleinern. Wie oft hört man auch heute noch den Ausspruch, aus einem musikalischen Wunderkinde, das den Virtuosenberuf ergriffen, könne nie ein großer Komponist werden. Als ob Mozart und Beethoven nicht zuerst als Virtuosen berühmt geworden sind.

Ein Umschwung in der Wertschätzung des Komponisten Busoni scheint sich neuerdings erfreulicherweise anzubahnen. Insbesondere hat seine Bühnenmusik zu Schillers „Turandot" infolge ihres wundervollen, uns den Orient vorzaubernden Klangreizes und ihrer eigenartigen Melodik sehr viel Anklang überall gefunden, wo sie als Orchestersuite (op. 41) gespielt worden ist. Daß ein Theater ihretwegen an eine Neueinstudierung der „Turandot" gegangen ist, habe ich freilich noch nicht gehört.

Ungemein viel verspreche ich mir von der Komischen Oper „Die Brautwahl", die voraussichtlich im Herbst im Hamburger Stadttheater ihre Uraufführung erleben wird. Busoni, der von jeher literarische Neigungen gehabt hat, hat auch den Text selbst gedichtet. Den Stoff hat er aus den „Serapionsbrüdern" von E. T. A. Hoffmann entnommen, für welchen Dichter er schon in seiner Jugend geschwärmt hat. Die Musik knüpft, soweit die äußere Form in Betracht kommt, an Mozart an, den Busoni von allen Komponisten übrigens am meisten, auch als Dramatiker, verehrt; es gibt demnach in der „Brautwahl" geschlossene Nummern und große Ensembles. Für die Deklamation der Textworte und für die Charakterisierung der Personen und Situationen hat als Vorbild Verdis „Falstaff", dieses wunderbare Meisterstück einer komischen Oper, gedient. In harmonischer Hinsicht ist „die Brautwahl" aber natürlich ganz modern; trotz aller Polyphonie sind die Singstimmen aber die Hauptsache geblieben.

Also Verdi und Mozart, natürlich der Mozart, der „Le Nozze di Figaro" und „Don Giovanni" geschaffen hat. Man ersieht daraus, daß in Busonis Schaffen immer mehr das Romanentum

zum Ausdruck kommt; es ist ganz merkwürdig, daß er sich dem Bannkreise Richard Wagners so gut wie ganz entzogen hat, daß ihn auch zeitgenössische Komponisten, wie Richard Strauß, Max Schillings oder gar Debussy, nicht im mindesten in ihr Lager herübergezogen haben.

Besonders lebhaft ist über das 39. Werk Busonis gestritten worden, das ursprünglich als „Sinfonie Italien" bezeichnet war, in der gedruckten Partitur, die übrigens ein technisches Wunderwerk der Leipziger Firma Breitkopf & Härtel ist, aber „Konzert" für Klavier, sehr großes Orchester und Männerchor genannt worden ist. Konzert ist hier in dem ursprünglichen Sinne eines Zusammenwirkens verschiedener Klangmittel gebraucht, auch ist die äußere Form auf fünf Sätze erweitert, sind darin stellenweise spezifisch italienische Melodien und Rhythmen herangezogen. Den Chor hatte übrigens schon Beethoven in seiner Fantasie für Klavier neben dem Orchester verwandt. Dem Aufgebot an äußeren Mitteln entspricht nicht nur die Länge des Werkes, das eine Stunde und zehn Minuten beansprucht, sondern auch sein geistiger Inhalt; aus der Fülle der Gedanken, die uns entgegentreten, hätte ein anderer Komponist wohl ein Dutzend Werke gemacht. Groß und edel, von packendster Wirkung, ist gleich der erste Satz, in dem das Klavier nur als Orchesterinstrument verwendet ist. Es tritt vor allem im zweiten und vierten Satz mehr hervor, während es im letzten, wo der Chor die Führung übernimmt, sich nur wenig bemerkbar macht. Im zweiten Satz, einer Art fantastischen Scherzos, finden sich neben hochgenialen Einfällen auch manche bizarre. Wahrhaft überirdische Geisteseingebungen enthält der dritte, langsame, über zwanzig Minuten währende Satz. Für das Publikum am zündendsten ist aber sicherlich der vierte, durchaus italienisch gehaltene Satz, der an Farbenkolorit selbst Berlioz' Meisterschaft und auch Richard Straußens Kunst in den Schatten stellt. Nur ein Idealist wie Busoni konnte solch ein Werk schreiben, dessen vollständige Aufführung nur unter außergewöhnlichen Verhältnissen möglich ist.

Auf andere bedeutende Werke Busonis kann ich hier nur kurz hinweisen, so auf sein zweites Streichquartett op. 26, sein Konzertstück für Klavier mit Orchester op. 31a, seine „geharnischte Suite" für Orchester, op. 34a, sein Violinkonzert, op. 35a, seine zweite Violinsonate, op. 36a. Unter seinen zahlreichen Kompositionen für Klavier allein ragen die kürzlich erst entstandene „Berceuse" und die dem Andenken seines Vaters gewidmete „Fantasie nach Bach" besonders hervor. Bei diesen Werken fällt es auf, daß das Instrument weit mehr dazu benutzt ist, um Stimmungsmalerei und klangliche Wirkungen hervorzurufen, als um der Technik zu dienen. Neuerdings läßt Busoni übrigens ähnlich wie Robert Hermann (vgl. 1. Oktoberheft 1909) und Paul Juon (vgl. 1. Januarheft 1910) jede Stimme ihren eigenen melodischen Weg gehen, auch wenn sich dadurch für das Ohr harmonische Härten ergeben.

Zu der Musikbeigabe

Unserem Leserkreis wird das von mir ausgewählte „Scherzino" (aus op. 33b, Klavierstücke) so ansprechend und klanglich reizvoll es auch an sich ist, doch keine völlig genügende Vorstellung von der Bedeutung Busonis als Komponisten geben; seine Klavierstücke, die dies ermöglichen, sind leider viel zu schwierig und auch zu umfangreich, als daß wir sie hier abdrucken könnten.

Sehr viel Anerkennung hat Busoni für seine mannigfachen Klavier-Übertragungen, besonders von Bachschen Werken, gefunden; als mustergültig gilt seine leider noch nicht vollständige Ausgabe des „wohltemperierten Klaviers" von Bach; in der jetzt im Erscheinen begriffenen Gesamtausgabe der Lisztschen Werke wird er die Klavierwerke, als deren bester Interpret er allgemein gilt, herausgeben.

Ein ganz besonderes Verdienst hat er sich durch seine 1901 begonnenen, dem modernen Schaffen gewidmeten Orchesterabende erworben, deren große Unkosten er aus eigener Tasche selbstlos getragen hat. Durch ihn sind Komponisten wie Debussy, Delius und Sibelius überhaupt erst in Berlin eingeführt worden.

Nicht vergessen sei ihm auch, daß er Privatunterricht nie für Geld erteilt hat.

Bewunderungswert ist auch seine große allgemeine, namentlich literarische Bildung; außer dem schon erwähnten Operntext hat er noch eine Operndichtung „Der mächtige Zauberer" und kürzlich auch einen Operettentext „Frau Potiphar" verfaßt. Höchst beachtenswert ist sein „Entwurf einer neuen Ästhetik der Tonkunst"; begierig darf man auch auf seinen noch unveröffentlichten „Versuch einer organischen Klavier-Notenschrift" sein.

Zum Schluß einige Daten aus seinem Leben. Geboren ist er am 1. April 1866 in Empoli bei Florenz. Seine Mutter, die ihn zuerst im Klavierspiel unterrichtet hat, war eine Deutsche, sein Vater, von Beruf Klarinettist, ein Vollblutitaliener. Bereits mit neun Jahren erregte er durch sein Klavierspiel in Wien Aufsehen, doch haben seine Eltern ihn nie als Wunderkind ausgenutzt. Nachdem er in Wien, Graz und Leipzig an seiner musikalischen Ausbildung weiter gearbeitet hatte, wurde er mit 16 Jahren bereits der Auszeichnung gewürdigt, in die philharmonische Gesellschaft zu Bologna aufgenommen zu werden. 1888 übernahm er eine Stelle am Konservatorium in Helsingfors, an welchem Ort er auch seine ihm kongeniale Lebensgefährtin fand; 1890 erhielt er den großen Rubinsteinpreis für seine Kompositionen und übernahm dann eine Stelle am Konservatorium in Moskau, siedelte aber bereits im nächsten Jahre nach Boston über, wo Nikisch sein „symphonisches Tongedicht", op. 32, zuerst aufführte. Seit 1894 lebt er in Berlin, doch bringt er meist acht Monate des Jahres auf Konzertreisen zu, die ihn neuerdings besonders wieder nach Amerika führen.

Prof. Dr. Wilh. Altmann

Redaktion der Musikbeigabe: Alex Jadassohn, Berlin, Linkstraße 17

Gustaf af Geijerstam
Nach einer photographischen Aufnahme)
Zum Aufsatz von Ernst Heilborn

Nord und Süd

vereint mit

Morgen

Deutsche Halbmonatsschrift

Verlag „Nord und Süd" G.m.b.H. Berlin
Vertretung für den Buchhandel:
S. Schottlaender'sche Schles. Verlagsanstalt

34. Jahrg. Bd. 133 Heft 404 Zweites Aprilheft 1910

Organ der neuen Kunstvereinigung
der Lessing-Gesellschaft
und Lessing-Hochschule zu Berlin.

Albrecht Wirth:
Der englische Imperialismus

Vor 1870 wußte man noch nichts von Imperialismus. Das einzige Reich der Erde, das sich ihm näherte, legte lauten Einspruch gegen die Verwirklichung einer Weltherrschaft ein. Die Briten kümmerten sich wenig um ihre Kolonien. Sie riefen: pereat India. Sie hielten es für das Richtige, daß einst die Kolonien reif würden und abfielen, wie ein Apfel vom Stamme fällt, selbständig würden und die Mutter verließen, wie ein erwachsenes Kind das Elternhaus verläßt, um sich ein eigen Haus zu gründen. Bright und Gladstone erklärten es direkt für unsittlich, Erwachsenen noch einen fremden Willen aufzwingen zu wollen.

Freilich, das war in England immer und stets nur Theorie. Das war die Welt als Vorstellung. Die Tat dagegen war stets anders in England, als der Gedanke. Da war die Welt nur Wille. Palmerston war der größte praktische Vorläufer des heutigen Imperialismus, während ein Bright Reden hielt und die Menge für little England und die Lostrennung der Kolonien begeisterte. Aber man kannte damals das Wort Imperialismus noch nicht. Dafür die Sache. Der britische Besitz in Indien wuchs. Aden und Hongkong wurden angelegt, Peking erobert und Australien besiedelt. Dann kam das Fortschreiten in Südafrika, kam Kimberley und 1877 die erste (eigentlich schon zweite) Annexion des Transvaals. Selbst die Liberalen mußten wider Willen Eroberungspolitik treiben. Die Umstände waren stärker als sie. Derselbe Gladstone, der leidenschaftlich für Menschenrechte und irische Homerule eintrat, ließ Alexandrien beschießen, ließ die Schlachten von Bronkhorstspruit und Majuba schlagen.

Schon aber regte sich die Gegenströmung, die auf engeren Anschluß der Kolonien an das Mutterland hindrängte. Die Strömung trat deutlich zutage, als der Mahdi sich im Sudan erhob und Gordon in Khartum bedrängt wurde. Ganz von selbst eilten die colonials, Kanadier und Australier, England in seiner Not zu Hilfe. Es schadete auch wenig der Begeisterung, daß militärisch das Zusammenarbeiten oft schwieriger

war, als man sich vorgestellt hatte. Ein berühmter australischer Rechtsanwalt war als Freiwilliger nach Suakin gekommen. Er hatte einen Feldwebel über sich, der ihm daheim die Schuhe gefertigt. Wollte sich von dem sozial so viel Tieferen nichts sagen lassen, wurde wegen Gehorsamsverweigerung vor das Kriegsgericht gestellt und mußte wohl oder übel verurteilt werden. Zu fünf Jahren. Nun konnte man doch nicht gut einen Mann, der Behaglichkeit und Praxis im Stich gelassen, der sein Leben für ein Ideal in die Schanze schlagen wollte, zum Lohne mit langjähriger Haft bedenken. Schließlich fand man den Ausweg, daß man ihm Gelegenheit gab, zu entfliehen — und kein Steckbrief ward ihm nachgesandt. Das waren jedoch Kleinigkeiten. Die Begeisterung war echt und das, obwohl doch England gar nichts im Sudan zu suchen, durchaus kein Lebensinteresse dort zu verfechten hatte. Es handelte sich allerdings um noch größere Dinge. In Afghanistan war es zu Reibungen gekommen, und ein Krieg mit Rußland drohte. So war das Jahr 1884 das Geburtsjahr des britischen Imperialismus.

Im selben Jahr machte Froude, der Historiker, auf den Carlyles Mantel gefallen, eine Reise um die Welt. Er beschrieb seine Eindrücke, mit Reflexionen untermischt, in einem Werke, das er Oceana nannte. Es ist das klassische Buch, ist die Bibel des Imperialismus. Froude legt darin das Hauptgewicht auf die Rasse. Er zitiert Horaz — non his parentibus — wo er vom Verderb der Rasse spricht, wie sie von Geschlecht zu Geschlecht gesunken, bis zur Gegenwart, die wiederum zeugen werde prolem — deteriorem. Nur durch Licht, Luft, Sport und Rührigkeit, sagt Froude, könne solche Gefahr abgewendet werden. All das aber gewährleisteten die Kolonien. Nur müßten, um nicht in zu starke Betonung des Physischen, des Animalischen, um nicht in Barbarei zu verfallen, um in der Kultur zu bleiben, die Kolonien sich eng an das kulturspendende Mutterland anschließen.

Seitdem wurden vier Kolonialkongresse abgehalten, um die überseeischen Pflanzstaaten enger an das Mutterland zu ketten. Der erste Kongreß war 1893 zu Kanada, in Toronto, die anderen in London. Der letzte Frühling 1907 unter dem Vorsitz des rührigen Winston Churchill, der im Burenkrieg und in Indien selbst ein gut Stück von den überseeischen Besitzungen gesehen hatte. Die Kolonien sind aber nur ein Teil englischer Betätigung. In der ganzen aktuellen Politik der Gegenwart richtet sich am gewaltigsten England in die Höhe. Es ist in der Schlacht mehr als einmal unterlegen, aber infolge seiner zähen Ausdauer und seiner er-

fahrenen Diplomatie ist es doch stets von Erfolg zu Erfolg geschritten. Selbst Bismarck meinte, falls anders das Wort wirklich von ihm herstammt, die Engländer hätten längst das Talent zu herrschen eingebüßt. Das ist ein großer Irrtum, von wem auch immer das Wort herrühren möge. Noch immer sind die Briten auf dem aufsteigenden Aste. Man sieht das vor allem daran, daß sie im hervorragenden Maße die Fähigkeit besitzen, sich veränderten Zeitumständen nicht nur anzupassen, sondern sie geradezu als Mittel zur Macht zu benutzen. Non me rebus, sed mihi res, subjungere conor. Herzöge und Lords verschmähen es nicht, Direktoren von Aktiengesellschaften zu werden und selbst solche Gesellschaften zu gründen. Jüngere Söhne vornehmer Familien gehen nach Australien, nach Südafrika und werden Stützen des Handels und der Industrie, oder gehen nach Nordamerika und kaufen und verwalten ungeheure Farmen, die an Größe nicht selten ein deutsches Fürstentum überragen. Wenn auch bei uns gleiche Züge auftauchen, wenn der Herzog von Ujest und andere Große sich eifrig in kommerzieller Richtung betätigen, wenn selbst in Japan der stolze Daimyo von Satsuma eine Fabrik errichtete, so hat England das Vorbild dazu gegeben. Aber weiter! Wie Karl Peters schon vor Jahren ausgeführt hat, ist England aus einem Handels- und Industriestaat ganz überwiegend ein Geldgeberstaat geworden. Es läßt andere für sich arbeiten, nach und nach auch in der Industrie. Wenn in Deutschland so oft Jo triumpe! gerufen wird, weil wir daran sind, die Briten industriell zu überflügeln, so ist dem entgegenzuhalten, daß dies einigermaßen in der Absicht weitblickender Engländer liegt. Mit Kleinigkeiten geben sie sich nicht mehr ab. Ihre Gewinne aus Staatsanleihen und Börsengeschäften, aus der Finanzierung und Gründung von überseeischen Banken, der verschiedensten Hafenbau-, Brauerei- und Spinnerei- und Bergwerksgesellschaften bringen ihnen weit mehr ein, als der praktische Betrieb der Unternehmungen selber tragen würde. Wenn Peruaner 1898 nur $2^1/_2$ standen und 1906 auf 19 stiegen, wenn nicht selten Goldminen-Shares von Schillingen auf eben so viele £ emporschnellen, so kommt das in der Regel englischem Wohlstand zugute. Die Goldgruben von Südafrika, Westafrika, Australien und dem kanadischen Alaska liegen im britischen Gebiete. Außer jenen Gruben, die reichlich die Hälfte der gesamten Weltausbeute an Gold liefern, hat britisches Kapital in Mexiko (z. B. el Oro) und vor drei Jahren, trotz der mißlichen politischen Verhältnisse, sogar in Rußland und Sibirien (Orsk Goldfields, Troitsk Goldfields, Siberian Proprietary Mines, Preobragensk und Alexan-

browsk Mines im Gouvernement Orenburg) Gesellschaften gegründet. Besonders merkwürdig ist das Vordringen Englands im Zarenreiche. England ist von jeher der Arzt gewesen, der sich für kranke Männer in der Politik interessiert hat. Ein rechter Dr. Eisenbart! Der nervus rerum war für die Briten immer die Hauptsache. Daher der finanzielle Mißerfolg des Burenkrieges sie auch mehr betrübte, als ihre militärische und moralische Niederlage. Sie haben jedoch die Niederlagen einigermaßen wettgemacht. Sie stehen in „korrekten", achtungsvollen Beziehungen zu uns, sind gut Freund mit Italien, Frankreich und Spanien, betrachten die Portugiesen als ihre Vasallen und haben „a fief", ein Kunkellehen, durch Königin Maud in Norwegen. Sie haben den Sudan erobert, Tibet wenigstens zeitweilig besetzt und sich dauernd zu dessen Vormund aufgeworfen, haben sich vorteilhaft aus der marokkanischen, wie der abessinischen Affäre gezogen, haben vor einigen Jahren durch eine Anleihe in Liberia die entscheidende Stimme erlangt, dringen unwiderstehlich in Afghanistan, Belutschistan und Persien vor und haben sich durch das Bündnis mit Japan in Ostasien für mindestens ein Jahrfünft einen Rückversicherunsvertrag geschlossen, in dem vorläufig die Trümpfe ganz in britischer Hand sind.

Das relative Übergewicht Großbritanniens mag in früheren Zeiten größer gewesen sein. Die anderen Staaten, und namentlich deren Flotten, kamen mitunter gegen die englische Machtstellung gar nicht in Betracht. Namentlich in dem Menschenalter, das nach Napoleons Sturz verfloß. Niemals aber ist die absolute Macht der Briten größer gewesen, als gerade jetzt. Wenn durch das Aufkommen des Deutschen Reiches, der Vereinigten Staaten und Japans ein Machtmonopol hinfür unmöglich wurde, so ist doch die territoriale und diplomatische Stellung Englands bedeutender denn je. Sein Landbesitz hat sich seit 1870 um viele Millionen Quadratkilometer in Afrika und Asien vermehrt, in einem ungleich höheren Maße als der Besitz anderer Nationen. Durch seine Staatskunst hat aber König Eduard die halbe Welt in das Netz britischer Freundschaft verstrickt. Die Yankees sind zwar störrisch, aber mit großer Behutsamkeit geht man jeder Möglichkeit eines Konfliktes aus dem Wege. Die Verständigung mit Rußland über Asien ist im besten Zuge. So hat England nach allen Seiten hin die Hände frei und kann nicht nur in aller Ruhe sich gegen kommende Gefahren wappnen, sondern auch aggressiv vorgehen. Gegen die japanische Gefahr werden die großen Befestigungen von Singapur errichtet; gegen innere und äußere Verwicklungen wird

das indische Reich durch Entzweiung der Brahmanisten und Mohammedaner — daher die Teilung Bengalens — und eine Festigung der Armee, wobei Lord Kitcheners Einfluß den Lord Curzons schachmatt setzte, zu stärken gesucht. So weit die Defensive. Unternehmungslustig aber gehen die Engländer in Abessinien, in Darfur, Katanga und in der Türkei vor, wozu sie die Entente mit Frankreich befähigt. Die Bewegung richtet sich gegen Deutschland. Durch den englisch-französisch-italienischen Vertrag sind wir im Reiche des Negus an die Wand gedrückt. England geht jetzt mit Frankreich bei der Besetzung Marokkos, und selbst in der Türkei, das wir unsere sichere Domäne wähnten, beginnt jetzt England, uns ganz demonstrativ auf dem Gebiete des Bahnbaues und Handels entgegenzutreten. Immer auffälliger wühlt es gegen den Kongostaat, um dessen Anfall vorzubereiten. In Persien endlich wird es durch die Verständigung mit Rußland die deutschen Interessen bekämpfen. Daran werden auch noch so intime Monarchenbesuche nicht viel ändern.

Nur in einem Land steht es nicht besonders um die britische Sache. Botha war der meistbeachtete Mann auf der letzten Kolonialkonferenz. Er hat, um die Loyalität der Buren darzutun, einen auf acht Millionen Mark gewerteten Diamanten durch das Transvaalparlament dem König Eduard schenken lassen. Schon Ohm Pauls Politik war es to lie low. Die Buren vergessen deshalb ihre Ziele nicht.

S ü d a f r i k a , so heißt ein alter Spruch, ist the grave of reputations, das Grab des Ruhmes. Der Spruch ist schon vor Sir Bartle Frere aufgekommen, dem man den Ausbruch des Zulukrieges und Majuba in die Schuhe schob, und er hat sich bei Buller, Methuen und White wiederum bewährt. Auch jetzt mag der Ruf noch so mancher Politiker an Südafrika zugrunde gehen. Selbst Chamberlain konnte es nicht fertig kriegen, daß dies Transvaal die 600 Millionen Mark zu den Kriegskosten beisteuerte, die man ihm auferlegt hatte.

Die erste Violine spielen noch immer die internationalen Minenbesitzer. Sodann hätten wir in London die um Asquith. Das Gefolge des Premierministers zieht jedoch durchaus nicht an einem Strick. Burns, der Arbeiterführer, war für allgemeine Verbrüderung, und infolge dessen logischerweise gegen die Chinesen, die den weißen Arbeitern die Butter vom Brot nehmen; Winston Churchill, der geniale Sohn eines genialen Vaters, ist nur ein verkappter Tory, ist eigentlich ein in der Wolle gefärbter Imperialist. Dann hätten wir drittens die früheren Ins und jetzigen Outs, die Tories, oder moderner Unionists, die aber trotz ihres

versöhnlichen Parteinamens auch zwiegespalten sind, nämlich in Anhänger Chamberlains und solche Balfours und des Herzogs von Devonshire. Natürlich hat jede Gruppe ihre eigene Ansicht über das Heil Südafrikas.

Im Burenlande selber aber wirken zunächst die „Progressiven" mit Jameson an der Spitze und Milner im Hintergrund; sie kämpfen mit allen Mitteln für eine „starke" Politik, für eine Verwaltung Südafrikas nach imperialistischen Grundsätzen. Ihnen steht der Afrikanderbond gegenüber, der, bald lauer, bald heftiger, das ganze Britentum befehdet und jetzt, da einmal der Strauß mit den Waffen verloren, ein friedliches Übergewicht der Buren erstrebt. Zwischen diesen beiden Extremen schwanken die meisten der da unten geborenen Engländer und Schotten nebst einigen Angehörigen anderer weißen Nationen unstet hin und her; die Mehrzahl scheint sich jedoch letzthin den Buren, von denen sie gern aufgenommen werden, angeschlossen zu haben und mit ihnen in den Ruf „Afrika voor de Afrikaanders" einzustimmen. Denselben Ruf lassen nun aber auch die Schwarzen ertönen, die ihrerseits sich gegen die Weißen erheben und die ebenfalls der Ansicht sind, das Land gehöre im Grunde doch nur den Kindern des Landes. Man sieht: Südafrika ist nicht ganz leicht zu regieren. Zahlenmäßig steht die Sache so, daß die Buren, zumal geschwellt durch das „koloniale" Element der Briten und anderer Ausländer, den Imperialisten, die außerdem jetzt bei der heimischen Regierung keine rechte Stütze mehr finden, weitaus überlegen sind. Auszunehmen sind Natal, das durch drei neue Distrikte, die man dem Transvaal abgezwackt hat, 1903 einen starken Territorialzuwachs erhielt, ferner der Rand, die Stadt der Diamanten, Kimberley, und natürlich Kapstadt und Port Elizabeth. Das Verhältnis der Afrikaander zu den Imperialisten wird wie 3 : 1 sein.

Auf der anderen Seite aber gibt es südlich vom Sambesi fünf Millionen Schwarze gegen $^5/_4$ Millionen Weiße. Das geht allerdings nicht nur die Herren Engländer, sondern auch uns Deutsche und die Portugiesen an. We're all in the same boat. Das Betrübliche ist nämlich, daß die Schwarzen sich so kaninchenhaft vermehren. Sie haben die Vielweiberei, die wir ihnen nicht gut nachmachen können. Es geht ihnen, wie uns nach dem dreißigjährigen Kriege: in gewissen Gegenden Mitteldeutschlands, z. B. in Franken, waren damals, um der Entvölkerung zu steuern, zwei Frauen, sogar für die Pfarrer, nicht nur erlaubt, sondern schlankweg durch Gesetz geboten. In arabischen Chroniken ist von einem besonders tüchtigen Araber zu lesen, der hundertachtzig Kinder hinterließ. Die Neger machen es ähnlich. Früher waltete ein Tschaka, der das

Gebiet zwischen Maputa und Oranje in eine menschenleere Wüste verwandelte, der allein auf dem Grabmal seiner Mutter fünfzigtausend Menschen geschlachtet haben soll; was den großen Tschaka in den Augen seiner Zulu lediglich hob. Als die Oranjeländer gänzlich ausgeraubt waren, zogen die Scharen der Zulu nach Matabeleland, ja bis Uhehe und durch die Kalahari, bis zu den Herero. Nun stifteten die Buren Frieden, und dann breitete sich über ganz Südafrika die pax britanica. Die Schwarzen hatten nun nichts Rechtes mehr zu tun, da ihr Hauptberuf, das Kriegshandwerk, ihnen gelegt worden war. Sie mußten sich auf Ackerbau legen; da der Krieg ihnen jedoch keine Sklaven mehr für die Feldarbeit lieferte, so waren mehr Frauen nötig, denn ein Zulu oder ein Suto wird nie daran denken, selbst Hand an den Pflug zu legen. So mußte man denn darauf aus sein, möglichst oft zu heiraten, um möglichst viel Arbeiterinnen zu haben. Eine Frau kostete aber Geld. Aber auch da war gerade durch den Weißen vorgesorgt. Während der Freier ehedem einfach fremder Leute Kindern ihre Ochsen und Pferde wegnahm, um damit den Kaufpreis für eine neue Braut zu erlegen — etwa zwanzig Ochsen für ein gewöhnliches Weib, neunzig bis hundert für eine Häuptlingstochter — geht er jetzt in die Gold- oder Diamantenminen und arbeitet so lange, bis er die Morgengabe zusammen hat.

Genug, das Ergebnis ist, daß die Vermehrung der Schwarzen unheimliche Ausdehnung angenommen hat. In Natal ist die Zahl der Bantu seit der englischen Okkupation auf das siebenfache gestiegen, dazu haben sich noch 90 000 Inder in der Kolonie eingenistet. Überall wird denn auch anerkannt, daß das drohende Übergewicht der Schwarzen eine große Gefahr für ganz Südafrika bedeute. Um so mehr, als wiederum durch die Weißen eine gewisse Einheitlichkeit von Begriffen und Anschauungen in der großen flutenden Eingeborenenmasse südlich des Sambesi erzeugt worden ist. In Ostafrika dünkt sich der Suaheli turmhoch erhaben über dem Waldmenschen, dem Mchensi; die kühnen Wandorobbojäger haben wenig mit den seßhaften, zurückgebliebenen Wapare, die hochgemuten, lebenslustigen Wadschagga nichts mit den rauhen Männern des Meruberges gemeinsam. Dazu stehen die Wahehe und die Yao gegen die anderen Bantu und gegen alle Bantu stehen die völlig rassefremden Massai. Das zerklüftete, vielspältige, von den verschiedensten Interessen bewegte Ostafrika zu beherrschen, ist ziemlich leicht; das, abgesehen von den Hottentotten, wesentlich einheitliche Südafrika im Zaum zu halten, ist schwer. Vielleicht war es noch lange nicht der dümmste Gedanke, bei solcher Sach-

lage Chinesen am Rand zu importieren: man kann die Zopfträger als Prellbock gegen die Bantu benutzen. Tatsächlich war denn auch zwischen Schwarzen und Gelben bereits tödliche Feindschaft ausgebrochen. Gegenseitige Überfälle waren auf der Tagesordnung.

Im Jahre 1883 war die Goldausbeute der ganzen Erde auf 300 Millionen Mark gesunken. Jetzt beträgt sie bald 1700 Millionen. Daran nimmt das Transvaal allein mit weit über einem Drittel teil. Das ist schon ein Gegenstand. Sodann aber ist Südafrika schon jetzt die Heimat einiger hunderttausend Briten und verspricht noch mehr für die Zukunft. Das Kap liegt auf der Strecke nach Indien und Australien. Kapstadt ist ferner der Ausgangspunkt für die gewaltige Transkontinentalbahn, die jetzt schon bis zu einigen vierhundert Kilometern nördlich vom Sambesi vorgedrungen ist, während sie im Sudan schon Faschoda mit Alexandrien verbindet. Südafrika ist ein Eckstein in dem Gebäude britischer Macht. Löst man den Stein los oder wird er nur locker, so wankt das ganze Gebäude. Nun gibt es Kenner, die auch nach dem Kriege an der Ansicht festhalten, die Buren würden doch noch die Herren Südafrikas. Damit wäre zugleich die Eingeborenenfrage gelöst.

Gustav Falke:
Frühlingsnähe

Kommt der liebe Blumenjunge
Mit den vollen Körben schon?
Schwalbenvoll in hellen Lüften,
Kündet das dein Jubelton?

Siehst du ihn von Hügeln hüpfen,
Morgenglänzend angetan?
Leicht ihn durch die Felder springen?
Siehst du meinen Frühling nahn?

Flieg' entgegen ihm und sag' ihm,
Daß ich lauter Sehnsucht wär',
Und wenn er sich müd' gelaufen,
Trag' ihn auf den Flügeln her.

Victor Klemperer:
Adolf Glaßbrenner und sein Fortwirken

Gedenkt man eines bereits ins Vergessen sinkenden Schriftstellers, so ist es üblich und ratsam, an dasjenige seiner Werke anzuknüpfen, das sich noch die meisten Leser bewahrt hat. So war denn auch am 27. März, dem hundertsten Geburtstag Adolf Glaßbrenners, in erster Linie von den vielen Skizzenbändchen die Rede, in denen er das Berlin des Vormärz und der Revolution abgeschildert hat, von den Serien „Berlin, wie es ist und — trinkt", „Buntes Berlin" usw. Wenn ich nun in den folgenden Zeilen von diesem üblichen Wege abweiche, so tue ich das nicht nur, um einiges wirklich Wertvolles und fast ganz Vergessenes desto energischer zu betonen, auch nicht nur, um sogleich dem bekannten Schlagwort: „Adolf Glaßbrenner, der Vater des Berliner Witzes" als einem allzu engen zu begegnen. Vielmehr liegt mir daran, einige, soviel ich weiß, noch kaum beachtete Beziehungen Glaßbrenners zu dem vielleicht bedeutendsten und sicher eigenartigsten modernen Humoristen: zu Wilhelm Busch, hervorzuheben.

Während der fünfziger Jahre, als sein Interesse nicht mehr vollständig in der Politik aufging, dichtete Glaßbrenner einige wunderhübsche Kinderbücher. In den „Sprechenden Tieren" erzählt er unter anderm die Geschichte „Von der albernen Ente und dem albernen Frosch". Die beiden Tiere schreien sich ihr „Waak" und „Quaak" entgegen und finden an dem „albernen Getös" so großes Vergnügen, daß sie den Ruf zum Leidwesen aller anderen Geschöpfe endlos wiederholen.

Was geschieht? Ein großer Hecht
Schlief sein Mittagsschläfchen schlecht;
Tobte deshalb auf das „Waak!"
Und auf das verwünschte „Quaak!"

Und da's immer wieder kam,
Und da's gar kein Ende nahm,
Und die Ente blieb beim „Waak!"
Und der Frosch bei seinem „Quaak!"

Packte er sie beide — und
Steckte sie sich in den Schlund!
Rief bloß bei der Ente „Waak!"
Und beim Froschverspeisen „Quaak!"

Der gänzliche Mangel an Sentimentalität, das grotesk Radikale der Abstrafung weisen sogleich auf Buschs „Max und Moritz":

. . . in den Trichter
Schüttet er die Bösewichter
Rickerade! Rickerade!
Geht die Mühle mit Geknacke.

Nun kann man wohl sagen, Busch habe ein berühmteres Vorbild an Hoffmanns weitverbreitetem, auch nicht gerade zartfühligem Kinderbuch gehabt. Aber einmal stehen die „Sprechenden Tiere" von 1854 zeitlich zwischen dem „Struwwelpeter" (1845) und „Max und Moritz" (1858)[1]), und sodann hat Busch ganz offenbar den Versdichter Glaßbrenner gut gekannt, denn gerade Buschs Meisterwerk, die „Fromme Helene", ist in mehrfacher Hinsicht aufs allerdeutlichste von Glaßbrenners „Neuem Reineke Fuchs" beeinflußt worden. Das wird sich aus einer Skizzierung dieses fast ganz versunkenen, satirischen Tiermärchens ergeben.

Die „sprechenden Tiere" des „Neuen Reineke Fuchs" wenden sich nicht an Kinder; es sind höchst politische Geschöpfe, unter ihren Masken stecken die Regierenden und Regierten der vierziger Jahre. Natürlich steht für den Berliner Dichter Deutschland und in diesem wiederum Preußen auf dem vordersten Plan, doch wenden sich seine satirischen Angriffe nicht so sehr gegen einen preußischen Herrscher oder Minister als gegen Rom und vor allem gegen die Jesuiten, in denen er die eigentlichen Urheber alles europäischen und so auch alles preußischen Dunkels und Unheils sieht. Reineke Fuchs, so baut sich die Geschichte auf, ist wegen seiner vielen Missetaten vom (päpstlichen) Hofe „Siebenspitzen" verbannt und aller Würden und Güter beraubt worden. „Nur Malpertaus ließ man ihm noch, sein altes Stamm- und Ahnenloch". Dort haust er nun mit seinen Freunden und Dienern, den „Fuchsiten", wartet ab,

[1]) Jedenfalls ist der Reichtum an guten Kinderbüchern kein so großer, als daß man das wertvolle Mittelstück zwischen dem „Struwwelpeter" und „Max und Moritz" so ganz totschweigen sollte, wie das etwa Hermann L. Koester in seiner „Geschichte der deutschen Jugendliteratur" tut.

bis seine Zeit wiederkehre, und sorgt inzwischen für die Belehrung der Seinen. Eine seiner Predigten lautet so:

Ihr werten Herrn!
Der Mächtigste ist jeder gern
Aus purer Religiosität,
Weil uns ja vorgeschrieben steht,
Gott sei das Mächtigste, was lebe,
Dem gleichzuwerden jeder strebe!
Drum klingt's auch schlicht, ist's doch nicht schlecht:
Wer nur die Macht hat, hat auch Recht.
Recht hat am meisten der Tyrann,
Doch's Volk auch, das ihn stürzen kann;

Am höchsten aber steht die Kraft,
Die selber alles denkt und schafft
Und andre Kraft stets glauben macht,
Sie hätt' geschaffen und gedacht. –
Die ist am ähnlichsten dem Herrn
Von Sonne, Erde, Mond und Stern,
Und darum tut auch unser Stamm
Ommia ad majorem dei gloriam.

Als nun unter der Regierung des „großen Ochsen" die Macht Siebenspitzens in Verfall gerät, wird Reineke wieder zu Hofe gerufen. Wie ihn der geistliche Würdenträger Rhinozeros aus Malpertaus abholt, und wie die beiden zusammen an den Hof wandern, „Rhinozers" Dummheit und Schlechtigkeit, Reinekes Schläue-gepaarte Niedertracht — das wird echt märchenhaft mit vieler Komik geschildert. Überhaupt gelingt es Glaßbrenner immer wieder, nach aller Politik einen Märchenton zu treffen, den man kindlich nennen könnte, wenn er nicht allzu mittelalterlich derbe wäre und auch das Sexuelle recht unverblümt betonte. In der Beratung zu Siebenspitzen weiß Reineke es durchzusetzen, daß man ihn zum Nachfolger des „großen Ochsen" bestimmt, und mit dieser Ernennung in der Tasche geht er „in alle Welt", um bei den einzelnen weltlichen „Tierhöfen" Einfluß zu gewinnen.

Am ausführlichsten und deutlichsten wird sein siegreiches Wirken am preußischen Hofe gezeichnet. Hier freilich sitzen die Tiermasken so locker, daß kaum noch von einem Märchen die Rede sein kann. Um so schärfer und geistreicher tritt die unmittelbare Satire zutage. Man erhält einen kurzen Überblick der jüngsten Vergangenheit. Das Reich des Bären war vom räuberischen Adler unterjocht worden; dann kam der Befreiungs-

Landhaus und Interieur von
Paul Schultze-Naumburg

Zum Aufsatz von Heinrich Pudor

krieg, der zwar nur mit Hilfe des Eisbären gelang, aber doch nie ohne den unsäglichen Opfermut des Bärenvolkes gelungen wäre.

Verlassen war jedwede Braut,
Freiheit, Freiheit erscholl es laut,
Und wer es heut zu Tag noch liest,
Wohl eine Träne drum vergießt.

Dies ist eine der wenigen Stellen des Buches, die lyrisch und doch gelungen ist. Meist stören die ernsteren lyrischen Ergüsse sehr, weil Glaßbrenner in dieser Hinsicht fast immer versagt. Aber zum Glück bildet ja auch das ernsthaft lyrische Element die völlige Ausnahme im „Neuen Reineke". Vorherrschend ist ein trocken humoristischer Ton, der ganz und gar auf Busch hinweist. Die Komik entspringt sehr häufig dem Gegensatz zwischen der Versform und der unerhört prosaischen Sachlichkeit des Ausdrucks, die sich zu verblüffenden Sentenzen und Charakteristiken zusammenschließen.

So etwa:

Was sonst auch Gutes fehlt dem Vieh,
Ein König fehlt ihm nun und nie.

Oder:

Die Spinne aus dem heil'gen Stift
War schlau und innerlich voll Gift.

Ich meine, hier ist schon der Ton angeschlagen, der bei Busch so überraschend wirkt:

Und Franz war wirklich angenehm,
Teils dieserhalb, teils außerdem. — —
— — — — — — — — — — — — —
Das Gute — dieser Satz steht fest —
Ist stets das Böse, das man läßt.

Aber auch in der Prägnanz ausführlicher Beschreibungen kann man etwas von Buschs Art verspüren. So wird der König durch altbewährte Mittel von der Erfüllung seines Versprechens abgehalten, dem Volke nach der Verjagung des äußeren Feindes eine Verfassung zu geben. Reineke läßt einmal die schöne Gemse Nanny, die Tänzerin, an den Hof kommen und durch sie den Herrscher gründlich von seinen politischen Sorgen ablenken, sodann täuscht er ihm revolutionäre Stimmungen und besondere politische Unreife des Volkes vor. Er läßt seinen getreuen Helfershelfer Dachs als burschenschaftlichen Verschwörer und

„niederträcht'gen Demagogen" vor den entsetzten König treten. Da wird denn der Dachs derart gezeichnet:

Mit einem überlangen Bart
Nach aller freien Männer Art;
An jedem Stiefel einen Sporn
Und einen Dolch im Busen vorn,
Auf seinem Kopf 'ne freche Mütze,
Im Munde eine Pfeifenspitze,
Dran eine Pfeife furchtbar lang,
Die merkenswert nach Tabak stank.

Man nehme zu diesen starken Ähnlichkeiten des Stils hinzu, daß beide Männer, Glaßbrenner wie Busch, durch heftigste antiklerikale Tendenzen bestimmt werden, so ergibt das allein wohl schon die Berechtigung, in Glaßbrenner einen Vorläufer Buschs zu sehen. Könnte man aber meinen bisherigen Ausführungen doch wohl noch den Vorwurf zu großer Allgemeinheit machen, so will ich nun zwei Szenen in Parallele stellen, die einerseits zu den gelungensten und wichtigsten der beiden Autoren zählen, und die zum andern entschiedenste Verwandtschaft verraten.

Da es mit dem alten König zu Ende geht und der Kronprinz höchst freiheitliche und volksfreundliche Ideen hat, so wendet Reineke seine Bemühungen auf diesen. Wieder ist ein Weib, diesmal die Kuh, sein Werkzeug. Sie bezeigt sich ihrem geistlichen Freunde, der ihr zu hohen Ehren verhilft, sehr dankbar. Und als nun der neue Herrscher an der Wiege seines illegitimen Erstgeborenen steht, ist er anfangs gar nicht entzückt. „Woher ist denn sein Haar so rot?" fragte er mißbilligend. Doch bald läßt er sich zur rechten Vaterfreude bekehren, und der Einfluß der zur Gräfin erhobenen Mutter wächst. Sie ist eine sehr fromme Dame, und da sie von der Geburt des Königskindes einen Schwächezustand zurückbehalten hat, so erhofft sie Genesung von einer Wallfahrt.

Im Nonnenkloster zu den Krähen
Weiß ich ein uralt Kästchen stehen . . .

darin befindet sich:

. . . von Sankt Ambrosen
Ein Paar geflickte heil'ge Hosen.
Wer einen Flicken von ihm küßt,
Flugs heil an Leib und Seele ist . . .
Ja selbst bei ein'gen tauben Damen,
Die gläubend zu der Hose kamen,
Der heil'gen, hat nach wen'gen Stunden —
— Ich schwör's — man schon Gehör gefunden.

Die Wallfahrt geht vor sich, Gräfin Kuh gesundet prompt, und nun vernehmen's alle,

> Daß Gott jetzt wiederum geruhe
> Und durch Reliquien Wunder tue,
> Besonders aber beispiellose
> Und herrliche durch diese Hose.
> Auch sei der Ablaß aller Sünden
> Durch einen Kuß dabei zu finden;
> Man heile Leib= und Seelenweh
> Für sieben Kreuzer nur Entree.

Man transponiere diese Vorgänge ins Bürgerlich=Familiäre und ordne sie in andere Reihenfolge. So gedenkt man sicherlich der kinderlosen Helene, zu der der „fromme Mann" spricht:

> Da helfen allein die geistlichen Mittel . . .
> Drum . . . folge der seligen Pilgerspur
> Gen Chosemont de bon secours,
> Denn dorten berühmt seit alter Zeit
> Stehet die Wiege der Fruchtbarkeit . . .

Und erinnert sich weiter, wie Helene die fromme Bittfahrt mit dem „heil'gen Franz" zusammen unternimmt, und sieht vor allem Buschs schönstes Bild vor sich: Vater Schmöck und Vetter Franz an der Wiege des Zwillingspaares, das dem heil'gen Franz aus dem Gesicht geschnitten ist, und gerät von diesem Bilde endlich wiederum auf Glaßbrenners: „Woher ist denn sein Haar so rot?"

Dies dürften genügend deutliche Anklänge sein, um daraufhin Glaßbrenner den Vorläufer und doch auch wohl den Lehrer Buschs zu nennen. Es soll damit keine Gleichstellung der beiden Männer gefordert werden. Busch ist der ungleich größere Künstler. Daß der Zeichner ebenso hoch, wenn nicht höher steht als der Dichter Busch, darf bei dieser Betrachtung aus dem Spiel bleiben. Als Dichter erhebt er sich über Glaßbrenner durch seine größere Formstrenge, ich möchte sagen, durch eine stärkere Bewußtheit seines eigentlichen Könnens. Denn Busch gebraucht jenen unpathetisch trocken satirischen Ton, den man heute geradezu als Busch=Vers bezeichnen könnte, durchgängig; Glaßbrenner dagegen, dem der Busch=Vers auch schon trefflich zu Gebote steht, mischt ihn gelegentlich mit sanfteren lyrischen Klängen, gelegentlich auch mit direkten Zornausbrüchen gegen die verspottete Heuchelei. Beide Abweichungen bedeuten natürlich eine Schädigung der eigentlichen Satire.

Trotz solch offenbarer Schwächen ist der „Neue Reineke Fuchs" von Anfang bis zum utopischen und zugleich skeptischen Ende — die Macht der „Fuchsiten" zerbricht, es fragt sich nur auf wie lange — ein köstliches Buch und noch heute so genußreich zu lesen, wie in den Tagen, da es unmittelbare Wirkung tat.

Glaßbrenners Kindergeschichten und sein politisches Tierepos sind wertvoll an sich und wertvoll in ihrem Fortwirken. (Richard M. Meyer hätte in seiner „Deutschen Literatur des neunzehnten Jahrhunderts" in Glaßbrenner doch kaum nur den „zahmen" Vorläufer der Kladderadatsch-Dichter gesehen, wenn er den „Reineke" in seine Betrachtung mit einbezogen hätte.) Daß diese Werke dennoch so ganz versunken sind, genau wie die „Verbotenen Lieder eines norddeutschen Poeten", um die es freilich viel weniger schade ist, weil hier die geringere Begabung des Mannes, die lyrische, stärker zu Worte kommt — das liegt wohl an dem zahlenmäßigen Übergewicht der Glaßbrennerschen Prosaschriften, sodann an ihrer kulturhistorischen Bedeutung, endlich an der größeren Unmittelbarkeit und — ich möchte sagen: praktischen Verwendbarkeit ihres Witzes. Wer heute das Berliner Volk der dreißiger und vierziger Jahre kennen lernen will, der greift zu Glaßbrenners Heften (wobei er freilich auch den Zeichnungen Hosemanns gebührende Aufmerksamkeit schenkt); und wer eine Berliner Posse oder Humoreske zu schreiben unternimmt, der „inspiriert" sich auch wohl gelegentlich bei dem gleichen Autor. Manches darf er ruhig aus diesen Schriften übernehmen, denn Glaßbrenner ist ja häufig nicht der Erfinder, sondern der Finder seiner Volks-Scherze, und alles läßt sich aufs bequemste durch Variation nachbilden, denn Glaßbrenner zeigt sehr deutlich die Art und das Zustandekommen des Berliner Witzes.

Dieser Mann, den man heute vielfach als den bloß Witzigen ansieht, von dessen kulturhistorischer Bedeutung man eigentlich annimmt, sie sei eine passive, ihm selbst unbewußte gewesen (gleich der kriminalistischen Bedeutung eines Verbrechers etwa), hatte eine sehr klare und hohe Auffassung von seinem schriftstellerischen Beruf und handelte danach. Er beobachtete und schilderte Berliner Sprache und Sitte ganz bewußt als Kulturhistoriker. Es kam ihm weniger darauf an, originell zu erfinden als richtig zu sehen und zu berichten, und wenn er etwa das Treiben auf dem Schützenplatz schilderte, so besang er die vorgeführte „gräßliche Mordtat" nicht mit eignen Versen, sondern bekräftigte in einer Anmerkung ausdrücklich die Echtheit des mitgeteilten Bänkel-

sanges. Da findet man denn in Glaßbrenners Heften den Alltag und Sonntag, die sozialen und politischen Empfindungen des Volkes, seinen Witz und seine Schlagfertigkeit, seine Bildungsfähigkeit und seine Unbildung.

Zieht man Glaßbrenners hahnebüchenste Scherze, seine nachkommenreichsten Witze in Betracht (etwa die Definition: Opodeldock is, wenn man Kreuzschmerzen hat), so kann man fast zu der Ansicht kommen, der Mann habe gar keinen eignen Witz, sondern nur das beste Ohr für den Witz des Berliner Volkes besessen. Aber das ist nun auch wieder gar nicht richtig, denn Glaßbrenner besaß ein viel höheres Gut, das den Witz involviert: den Humor. Einen Humor, dem alle Sentimentalität fernliegt, der in seiner scheinbaren Grausamkeit auch wieder auf Busch hinzuweisen scheint. Aber sieht man schärfer hin, so findet man hier an Stelle des Ähnlichen eine sehr charakteristische Verschiedenheit. Denn während Buschs Galligkeit einem tiefen Pessimismus entspringt, ist Glaßbrenners Ungerührtheit anders zu erklären. Man betrachte daraufhin eine seiner meisterlichen Szenen, den „Eckensteher Nante". Nante, der den Vormittag mit Trinken und Unfugtreiben ausgefüllt hat, kommt zum Essen nach Haus. Auf die Frage seiner Frau, was er verdient habe, erwidert er: „Nischt! Wenn de zwee Jroschen davon abhaben willst, denn mußte noch warten, ick muß erst wechseln." Darauf meint sie: „Na, wahrhaftig, wenn ick nich waschen dhäte, wir jingen reene zu Jrunde". Dann bekommt Nante „en paar Bratwürschte", während sich Mutter und Sohn mit „Quetschertoffeln" begnügen müssen. Danach erhält der Junge aus erziehlichen Gründen eine Ohrfeige und wird ausgesandt, für den Vater „bei Lehmanns ufn paar Oojenblicke die Zeitung" auszubitten. Und später begibt sich Nante wieder in die Kneipe. Der moderne Naturalismus hat ähnliche Szenen in großer Menge geschildert und hat das darin enthaltene Trübe mit trüben Farben zum Ausdruck gebracht. Bei Glaßbrenner ist die Wirkung eine rein komische. Er gibt nämlich den unter Nantes offenbarer Gemeinheit Leidenden nicht das Gefühl ihres Leidens. Mutter Schwabbe und ihr Sohn sind mit ihrer Stellung ganz zufrieden, das muß so sein, sie sind nicht zart besaitet und revanchieren sich gelegentlich für erlittene Unbill. Was das Mundwerk anbelangt, so sind sie dem Hausherrn völlig gewachsen, und wenn er hilflos betrunken heimkehrt, ist Mutter Schwabbe Herrin, und der Junge wiederum wird in einigen Jahren genau das sein, was der Vater jetzt ist.

Glaßbrenners harter Humor wird also hier durch ein sehr tiefes

und konsequentes Sehen ermöglicht. Er sagt sich, daß ein Zustand, der dem Gebildeten unerträglich scheine, für den Ungebildeten noch längst nicht eben solche Schrecken besitzen müsse. Er nimmt damit eine Erkenntnis vorweg, die erst in Sudermanns „Ehre" wieder auftauchen sollte. Aber in der „Ehre" trug sie kaum dazu bei, die Tragik des Dargestellten zu mildern, und in den meisten andern Dichtungen der „neuen Richtung" wurde diesem wahrhaft mildernden Umstand kaum Rechnung getragen. Nun könnte man ja in sozialer Hinsicht gegen den durch und durch liberalen Glaßbrenner den Vorwurf erheben, seine Betrachtungsweise sei doch eigentlich eine höchst konservative. Aber von dem Schriftsteller ist doch nur dies auszusagen: er war ein Naturalist mehr als fünfzig Jahre vor dem Aufkommen der deutschen naturalistischen Richtung, und er blieb im Grunde genommen mit seinem Humor enger bei der tatsächlichen Wahrheit als die nachmaligen Naturalisten mit ihrer Tragik. So daß also bei diesem Vorläufertum Glaßbrenners nicht von den Einschränkungen die Rede ist, die der gleiche Titel Wilhelm Busch gegenüber erfahren mußte.

Felix Braun:
Der Schatten des Todes Roman

Fortsetzung

Am nächsten Abend war Christiane Lessing bei uns zu Besuch. Ich kam von einem Spaziergang erfrischt, mit umkühlten Wangen, nach Hause. Als ich die Klinke niederdrückte, hörte ich gedämpftes heimliches Sprechen, — da zog ich sachte die Hand zurück und schlich mich in mein Zimmer. Bücher lagen, aufgeschlagen, auf dem Tisch; ich schob die vordersten zurück, setzte mich hin und zeichnete auf dem zufällig vor mir liegenden weißen Blatt allerhand Figuren und Ornamente. Eine heimliche Unrast quälte mich, die Sehnsucht, Christiane zu sehen, wechselte mit einer unbestimmten, kindischen Furcht vor ihrem Blick. In Zweifel schwankte ich, ich kam mir wie ein Gefangener vor, dem lange Ketten weiten Raum zum Schreiten geben. Und so schrieb ich, um die tönende Muschel unruhigen Wartens zu betäuben, die Verse auf, die mir vorhin in den Sinn gekommen waren:

O nun ist alles gut.
Mir ist, als könnt' ich mein Blut
Fühlen, wie es beruhigt ist
Und langsam fließt.
Deinen Namen spreche ich noch
Ganz leise in die Dämmerung hin
Und denke mir aus: Du liebst mich doch,
Weil ich so einsam bin.

Da trat plötzlich Renate ein. „Warum bist du hier?" fragte sie. „Drinnen ist Christiane Lessing und wartet auf dich." — „Wartet sie wirklich auf mich?" fragte ich, unschlüssig, ob ich gehen oder bleiben sollte. — „Ich glaube", gab Renate zurück. Und sie führte mich durch den dunklen Korridor wie einen kleinen Jungen. „Erinnerst du dich?" sagte sie, und ihre Stimme schien verdunkelt, „erinnerst du dich, wie du dich einmal hier versteckt hast

und wir dich fanden: weinend, ich weiß nicht mehr, worüber — aber über ein ganz absonderlich Gefahrvolles." — „Ja, ich erinnere mich," sagte ich, „es war nach dem Auftritt mit Professor Fasching, du — das war furchtbar." Renate nickte: „Alles ist furchtbar", sagte sie, „weil alles von der Kraft kommt und nichts vom Mitleid." — „Oder weil alles zum Mitleid strebt und nicht zur Kraft," antwortete ich. Und plötzlich stehen bleibend und flüsternd: „Nun kommt es wieder, Renate!" — „Was? Was kommt?" — „Die Furcht!" — „Aber wovor denn?" — „Vor ihr, vor dem Zimmer, vor euch allen, vor mir selbst — was weiß ich?!" — „Vor Christiane fürchtest du dich, Clemens?" — „Ja. Ob ich es nun fürchten nennen soll? Sie hat einen so schwebenden Blick." Renate lächelte: „Soll ich ihr das sagen, Clemens?" und wir hielten vor der Türe. „Geh hinein," flüsterte Renate und stieß mich an. Ich stand starr. „Ich kann nicht", hauchte ich, „ich kann nicht." In diesem Augenblick wurde von innen die Türe geöffnet und Christiane stand vor mir — da verdunkelte sich mir alles und, ohne zu wissen, was ich tat, trat ich zurück, murmelte etwas vor mich hin und lief in mein Zimmer zurück, den Schall des Gelächters einfangend, das die Mädchen hinter mir hersandten.

Von dem Augenblick an schien es mir, als könnte ich Christiane Lessing einmal lieben . . .

Einige Tage nachher — ich saß gerade bei den Büchern und studierte — brachte mir das Stubenmädchen einen Brief. Er war von Angelika. Was will sie nur von mir? dachte ich und warf ihn ärgerlich beiseite. Ehe ich aber die Lampe löschte, erinnerte ich mich seiner und öffnete ihn. Da stand nichts als die Worte: „Denk' Dir — die Beate ist ganz verliebt in Dich." Dies las ich an die hundertmal mit selig verlorenen und doch widerspenstigen Gefühlen, die Nacht schien mir groß und klar, die Sterne nah und von ungewohnter Helle. Träume gingen über mich hin: aber neue, nie geahnte. — In dieser Nacht geschah es zum erstenmal, daß Elviras Traumgestalt nicht zu mir kam. Das merkte ich erst spät. Beate Glandorff liebte mich —: wie seltsam das war, wie schön und wie befreiend! — Aber wäre es nicht viel schöner, befreiender und tiefer gewesen, wenn anstatt ihres Namens der Christiane Lessings auf dem Papier gestanden wäre? — Da berauschte ich mich an der Schönheit der Christiane wie an süßem und schwerem Wein und siehe: die Nacht war gut und schickte mir die Christiane in meinen Traum.

Zweites Kapitel.

An einem Abend, da wir alle, auch der Bräutigam Angelikas, Gustav, um den großen runden Tisch im Speisezimmer saßen und allerlei über die nahe Hochzeit vorschlugen und verwarfen, geschah es plötzlich, daß unser Vater mitten in der Rede stockte, und als hierauf aller Blicke sich ihm zuwandten, sahen wir mit ungläubigem Grauen sein Gesicht fahl und seine Augen glasig werden. Der Körper, dessen linker Arm, straff herabhängend, die Schulter schief nach sich zog, war an die Lehne des Sessels zurückgefallen, der Kopf sank vornüber und warf einen formlosen Schatten auf die Brust. Erst saßen wir alle regungslos, vom tödlichen Schreck bis an die Wurzeln des Lebens getroffen, dann rissen wir uns von den Sesseln auf, als hätten wir dran fest geklebt und stürzten zu unserem Vater hin, ihn zu stützen. Gustav und ich faßten ihn an, richteten ihn unter unsäglichen Mühen auf und schlepten ihn — nein: trugen ihn fast in sein Schlafgemach. Wie bleiern, so schwer abgestorben lasteten die Glieder des vom Schlag gestreiften Körpers auf den Flächen unserer Hände. Renate und Angelika folgten uns nur von ferne; sie gingen, langsam, dicht aneinandergeschmiegt und sahen uns mit angstvoll — bewegten Blicken nach, als wir aber die Tür geschlossen hatten, hörten wir sie ganz deutlich wild und verwirrt in Schluchzen ausbrechen.

Der Arzt kam, untersuchte, gab Maßregeln und versicherte vollkommene Gefahrlosigkeit. Ein leichter Schlaganfall — nichts weiter; man möge ihn rufen lassen, sobald sich etwas Beängstigendes zeige. Darum sei Beobachtung des Kranken auch während der Nacht dringend geboten. Wenn das Herz stark bleibe — hier sah er mich scharf an, daß ich erschauerte — wenn das Herz stark bleibe, sei nichts Schlimmes zu befürchten, und jedem von uns die Hand reichend, ging er, beruhigend wie immer. Gustav folgte ihm, dem Drängen meiner Schwester nachgebend; er schüttelte mir und Renate wortlos die Hand, als er sich aber zu Angelika wandte und ihr stumm ins Gesicht sah, schluchzte sie auf, eilte auf ihn zu und schmiegte sich an ihn. Er beugte sich und küßte sie aufs Haar. Darüber ergriff uns alle so heiße Rührung, daß wir in Tränen ausbrachen und uns, ohne einander anzusehen, die Hände gaben. — Dann fiel die Tür ins Schloß, und wir drei fanden uns mit einem Male einsam im Zimmer, in dem der Vater schlief und in dem wir beschlossen, die Nacht zu verbringen.

Um zwölf Uhr stand Angelika auf und sagte, sie wolle sich im Neben-

zimmer aufs Sofa legen, nur ein wenig ausruhen wolle sie, man möge sie wecken, wenn —. Sie vollendete den Satz nicht, sah sich um, zauderte und setzte sich wieder. Renate und ich versuchten vergebens, sie zum Gehen zu bewegen. Es sei ihr nur so in den Sinn gekommen, meinte sie. Darauf schlug ich vor, die Nacht zu teilen. Es hätte ja keine Vernunft, wenn wir uns alle drei im Wachen ermüdeten. Ich würde bis fünf Uhr aufbleiben, Renate würde mich ablösen, Angelika aber müsse die Vormittagsstunden um den Kranken sein. Erst lehnte Angelika ab, als aber Renate ruhig aufstand und sich bereit erklärte, willigte auch sie ein. Renate schritt voraus und bemühte sich, so lautlos als möglich die Klinke niederzudrücken, Angelika folgte ihr, und noch einen Blick auf das Gesicht des Schlafenden werfend, verließ sie mit der Schwester das Gemach, in dem nichts hörbar war als das leise Zwiegespräch der Uhr mit dem Herzen des Kranken.

Ich hatte meinen Stuhl ans Fenster gerückt, das die Aussicht auf einen Garten bot. Der Himmel war blau, von einzelnen weißen Wolken und leicht hinfließenden Dunstschleiern verhüllt. Wenige Sterne standen kühl und mit ungewissem Licht. Beugte man sich vor, so konnte man ganz links die scharfgeschliffene Mondsichel sehen: schmal, zart, wie aus angehauchtem Gold. Die Bäume im Garten standen kahl gegen den Himmel; ein leiser Wind regte sich, stand auf, und man konnte seine Schritte deutlich erkennen: an dem Hin- und Herwallen des Grases unter seinen Füßen. Wind! dachte ich . . . Wind! und dann lauschte ich . . . aber ich hörte den Wind nicht: ich hörte mein Herz lauter noch als das Herz meines Vaters und die Uhr . . .

Und ich sah die Möbel an, eines nach dem andern, — dunkel waren sie, Schatten lasteten auf ihnen, umhüllten sie wie in einer Liebkosung leicht und mit großer Sicherheit. Ich selbst aber war wie sie: leicht und in großer Sicherheit, und ich dachte nicht an den Kranken und nicht an den, der lange draußen im Garten gelauert haben muß: ich dachte an Beate Glandorff und Christiane Lessing. Und auch an Elvira dachte ich, aber stiller, klarer und ohne zu schwärmen. Sooft ich aber an Beate dachte, ging eine Angst durch mich, und ich richtete mich auf, nach dem Kranken zu sehen; der schlief. Der Schatten des Bettes schien gewachsen und rührte fast an meinen Fuß; wenn ich den ausstreckte, konnte ich ihn erreichen, doch ich getraute mich nicht, denn es war ein sehr dunkler Schatten.

Auf einmal kam ein Geräusch vom Bett her. Ich sprang auf, machte Licht. Mein Vater war erwacht; er hob sich ein wenig aus dem Kissen

und bewegte die Lippen, als ob er etwas sprechen wollte, — aber wie er selbst zurücksank, glitt auch das Wort unverständlich von seinem Mund herab und verlor sich in dem Geräusch des weichen Polsters. Ich trat nahe an das Bett heran, beugte mich nieder, um zu horchen, und hatte das Gefühl, ganz Schale oder Hand zu sein, in die ein anderer etwas legen will. Still stand ich, angespannt, über mir selber hochgewölbt, eine Kuppel über meinem Herzen, das dumpf schlug. Und dann löste ich mich, legte eine Hand auf die des Vaters und fragte sehr leise: „Ist dir etwas, Papa?"

Das Haupt des Liegenden wandte sich mühselig zu mir hin. Der Blick war drohend, aber wie graues Gewölk droht: unklar und schwebend. Um die Lippen schlich ein böser Zug. Die Hände aber griffen nach den meinen, umklammerten sie eisern, daß es wehe tat, und schlossen sich wie Ringe und wie geschmiedet um sie. An ihnen richtete sich langsam der Körper auf, bis er saß. Dann schwankte er ein wenig, der Griff lockerte sich, und der Mund öffnete sich schmerzvoll wie zu einem Schrei. Aber der Klang nicht auf. Nur Worte kamen, klar, daß ich mich vor Grauen verwunderte. Ihrer entsinne ich mich nicht mehr, nur das letzte Wort klingt noch im gleichen Ton durch diese Schrift: „Der Himmel", flüsterten die Lippen, ein Röcheln lief durch den Leib, der sich langsam niedersenkte wie eine Fahne und, wie die Hände, die die meinen immer noch — nur ganz leise— umfangen hielten, zurückfielen und schwach am Bett aufschlugen, floh der letzte Hauch aus dem Mund wie ein Schmetterling. Ich schrie nicht auf, — ich wartete und stand ruhig. Damals sah ich zum ersten Male das gebrochene Licht an toten Augen.

Nach einiger Zeit ging ich leise an die Fenster, sie zu öffnen: fremd und feierlich kühlend schwebte die Luft ins Zimmer. Ich lehnte mich für eine Sekunde hinaus, sah zum Himmel auf, den mein Vater zuletzt gegrüßt hatte, und fühlte angenehmen Hauch an den heißen Wangen. Wie ein Träumender war ich, der weiß, daß er träumt. Und in einem sonderbaren Gemisch sicherer und hinsinkender Gefühle ging ich hin, meine Schwestern zu rufen . . . .

Als ich am Vorabend des Leichenbegängnisses die vielen Kondolenzbriefe flüchtig durchsah, fiel mir einer durch die angenehm fließende Schrift auf, in der sich mein Name auf dem Kuvert schön ausnahm. Er war von Christiane Lessing; es standen ein paar herzliche Worte auf einer feinen schmalen Visitkarte. Nun reizte es mich, die Schrift Beates

zu sehen, aber als ich die großen Stöße von Briefen durchsuchte, ohne den gewünschten finden zu können, trat plötzlich Angelika mit Beate ins Zimmer.

Ich erhob mich und ging ihr ein paar Schritte entgegen: „Das ist lieb von Ihnen, daß Sie gekommen sind!" Sie entgegnete nichts und sah mich an, — dann gab sie mir beide Hände. Eine heiße Welle von Rührung überströmte mein Herz, ich hatte ihre rechte Hand sinken lassen, aber die linke hielt ich noch fest mit meiner rechten. „Bleiben Sie ein bißchen bei uns?" fragte ich. Sie rückte sich einen Sessel von der Wand an den Tisch. Angelika winkte mir und drückte sich aus der Türe.

Wir schwiegen lange. Beate saß mir gegenüber und spielte, den Blick gesenkt, mit den Fransen des Tischtuchs. Ich hatte das unangenehme Gefühl, das ich schon als Kind beim Berühren von Wolle empfunden hatte: als ginge ein Schauer durch mich, der mich von innen schüttelte. Da beugte ich mich über den Tisch und zog ihre Hände sanft, ganz behutsam auf die Decke. „Lassen Sie die armen Fransen leben", sagte ich und lächelte. — Sie sah mich flüchtig an: „Wie sonderbar ist das alles, Herr Fortis." — „Was?" — „Ich weiß nicht — daß Sie so . . . so gar nicht —". Sie stockte. — „Was meinen Sie?" — „Wie soll ich nur sagen? — ich hab' mich eigentlich gefürchtet, hieherzukommen." — „Wie versteh' ich das, Fräulein Beate?" — Sie zögerte. „Wissen Sie: ich hab' mir Sie ganz anders vorgestellt." — „Ist es, daß ich so frei sprechen kann — so als wäre gar nichts geschehen?" — „Ja — das wundert mich. Sind Sie nun böse?" Sie sagte das entzückend, ich hätte sie am liebsten in die Arme genommen und wie ein Kind gestreichelt. So lächelte ich nur und muß sehr gütig ausgesehen haben, als ich sagte: „Warum sollte ich Ihnen auch böse sein, liebes Fräulein? Aber meinen Sie nicht auch, daß überall eine Grenze ist, über die man nicht hinauskann? Mir ist", fuhr ich nach einer Pause mit angenommener Kälte fort, „in meinem Leben soviel vom Tod geschehen, daß ich ihn nicht mehr so fürchte wie einst und wie einer, den er selten überrascht. — Man wird endlich auch hart, Fräulein Beate, — ich könnte Ihnen davon bis zum Abend trübe Geschichten erzählen. Aber vielleicht ist das die beste Brücke zur Größe, und der Weg ins Lichte geht vielleicht über die Leiche des Todes." Wie ich das sagte, rührte mich plötzlich etwas leise an, und ich sah das Gesicht meiner Mutter so deutlich, daß ich ihren Hauch zu spüren vermeinte. Da fühlte ich mich klein werden, gleichsam einschrumpfen, und ehe ich es mich versah, rannen mir ein paar große Tränen über die Wangen.

Ich wischte sie mit dem Handrücken hinweg, — da stürzten viele hervor und überfluteten mein Gesicht, während ich lächelte, um mich vor Beate zu verbergen. „Jetzt hätt' es mich fast wieder gezwungen," sagte ich und erhob mich, um ans Fenster zu treten. „Wie wunderbar!" — Beate stand auf und kam ganz nahe an mich heran. „Haben Sie Furcht?" fragte sie. Ich fand Ton und Frage lästig und einfältig und antwortete nichts. Und wie ich so, mit dem Rücken zu ihr, das Gesicht an die kühle Fensterscheibe gepreßt, auf die Straße schaute, fiel mir Christiane ein, und ich empfand Sehnsucht nach ihrer Gegenwart. Und Beate erschien mir unbedeutend und hemmend. Wir sprachen gleichgültige Dinge, die keinen Klang haben, Gefangene des Windes sind und Kinder der Vergessenheit. Ich war weit fort, dem Zimmer, mir und Beate in ein Leeres entrückt, das beruhigend war.

Und dann kam alles oft Erlebte wieder: dieses langsame Schreiten hinter dem blumengeschmückten Sarg, hinter dem mit dem dunklen und wie vermummten Fall der Schritte Gebete, gemessen, niedern Flugs schwebten; die Feierlichkeit des Einsegnens in der Kirche, während der nichts so schmerzlich ist, als der Augenblick, da der Priester das metallene spiegelnde Kreuz über dem Sarg schnell dreht, daß es wie ein Blitz oder wie ein Messer schneidend durchs Herz fährt; das Zusehenmüssen, wie der Sarg mit dem, das einstens lebend war, von den Fäusten bezahlter Träger ratternd in den Wagen geschoben wird, und diese Furcht für den Toten, den lieben Toten, dem man einmal die Hand geküßt und in den Blick geschaut und liebe Worte gesagt hat! Und mit dem man Frühlinge verbracht hat und goldene Sommertage und fröhlichen Herbst und Winterabende in warmem Zimmer. Und vor dem man geweint und gelacht hat, und bei dem man sicher war und geborgen vor allem Bösen, was zur Seele kam und aus ihr. Und den man immer sprechend und atmend gedacht hat, Tage und Nächte lang, bis eine Nacht aufstand und sprach: „Nein! Sieh hin: er atmet nicht, er hat nie geatmet. Nun lebt er das Leben wie alle Dinge in seiner Stube, die ihm unterworfen waren und zu willen. Aber jetzt ist er wie sie: Stein, Ding, Atemloses . . . ohne Hauch; ohne Gefühl für das Gute und Schmerzliche." Und man schreit auf gegen die Nacht und will es nicht glauben und schreit Tage und Nächte gegen die eine unerbittlich hohnlachende Nacht, die ewig ist und gekrönt und unendlich voll Haß. Die Türe öffnet man heimlich nach langer Zeit, um ins Zimmer zu sehen: alles ist Traum . . . Vater, komm, wir wollen zusammen spazieren gehen, oder: Vater, schläfst du?

Oder: Vater, ich hab' heut einen bösen Tag gehabt, weißt du, der hat mir etwas zu Trotz getan! — So schwach fühl' ich mich, Vater — ich glaube, ich werde bald krank sein. — Aber die eine Nacht tritt aus dem Zimmer und herrscht den Fragenden an: „Er ist tot! Begreifst du das nicht?: er ist nicht mehr da!" Und dann begreift man plötzlich wie einen Blitz und schlägt die Hände vors Gesicht und sagt dumpf in sich hinein: „Ja: er ist tot . . . in der Nacht ist er gestorben!" Und dann kommt das Weinen — o Gott — dann kommen die vielen nutzlosen Tränen!

Ich habe damals nicht viel geweint, nur wie das Kreuz so über dem Sarg gefunkelt hat und wie ich den Blick Christiane Lessings spürte, die in der Kirche, ganz rückwärts, gestanden ist. Als ich vorbeiging, rührte mich der Blick wieder an, und ich öffnete mein Herz und ließ ihn ein. Da stiegen mir ein paar Tränen ins Aug, und das Blut wagte sich näher an meine Wangen, denn der Blick hatte es heimlich herangelockt.

In langen Reihen fuhren die schwarzen Wagen, von Rappen mit nickendem schwarzen Kopfputz gezogen, zum Friedhof. Es war eine endlose Fahrt. Ich saß neben Renate, mir gegenüber hielt Gustav die leise weinende Angelika umschlungen. Gesprochen ward nicht viel. Renate und ich sahen in die frühlingshafte Landschaft der Simmeringer Heide hinaus, die unter dem blauen Himmel zu atmen schien.

Wir fuhren in den Friedhof ein; durch Grabsteinstraßen und Zypressenalleen, vorbei an blühenden Beeten und erdigen Hügeln. Eiben und Lebensbäume, Weiden und Zypressen neigten Laub und Schatten über Kreuze und Säulen, Aschenkrüge und Steine, die in Goldschrift stumm die Namen der Untenliegenden nannten. Mich ergriff ein dunkles, verschollenes Gefühl. Ich dachte an Onkel Armand und die Mutter. Wozu? flüsterte eine Stimme in mir. Wozu? — Da stand der Wagen. Die Träger hoben den Sarg und trugen ihn dem geöffneten Grab zu, das meine Mutter barg. Langsam stiegen wir aus, ich half Renate, Gustav hob Angelika zu sich herab.

Wagen auf Wagen rollte jetzt heran, stand, und schwarzgekleidete Herren und Damen schritten aus dem Schlag heraus, sprangen herab, sahen sich um, halfen wieder anderen, auszusteigen. Ich blickte flüchtig hin: viele Gesichter schienen mir fremd zu sein; wie ich nun so in meiner Umschau eine Halbkreislinie fast vollendete, bemerkte ich abseits, an eine Eibe gelehnt, Christiane Lessing.

Ich wollte zu ihr: eine heftige, fast leidenschaftliche Wallung trieb mich an — da ließ mich das gedämpfte Vaterunser zurücktreten und mich

umwenden. An langen Seilen ließen sie den Sarg in die Tiefe, dumpf schlug er auf — auf den andern, der lange schon unten ruhte.

Eine Wolke legte sich mir aufs Haupt . . . ich fühlte mich schweben, über allem hochgehoben und wie entrückt — und die Wolke hüllte mich ein, hielt mich fest und drang mir bis ins Herz — dann löste sie sich wohlig und wie ein Zerfließendes auf und mit ihr das Herz. Da kamen die Tränen. —

Eine fremde Hand drückte mir eine kleine silberne Schaufel in die meine. Tränen überströmten mein Gesicht, wie ich die aufgeworfene Erde langsam auf den Sarg stürzen ließ; es gab ein eigentümlich prasselndes Geräusch von charakterloser Monotonie. Schluchzend stand ich und fühlte: Liebe. Und wie ich zum drittenmal die Scholle in die Tiefe schickte, dem Toten zum Gruß, der mir im Leben Vater gewesen war, — war ich wie umrauscht von Liebe. Nie hatte ich so geliebt wie in dieser Stunde, nie hatte ein Begehren, Gutes zu tun, mich so sehnsüchtig übermannt. „Vater", schluchzte ich in mich hinein . . . und wie ich halblaut: „Vater" sagte, ward es mir blendend bewußt, daß es der im Sarge niemals würde vernehmen können. Da schlug ich die Hände vors Gesicht, und mein Herz schwoll an vor Liebe und klang und ward zur Wolke. Dann sank ich, vom Weinen betäubt, in die Knie. Über meine Hände aber flossen die Tränen. —

Und auf einmal war alles still und die Schollen kollerten nicht mehr. Ein paar Schritte lösten sich aus dem Schweigen. Wie ich auffah, fiel mein Blick auf Renate, die neben mir stand: ernst und tränenlos. Da schämte ich mich im tiefsten meiner Schwäche, ergriff ihre Hand und drückte sie, als wollte ich etwas Großes geloben. Und ich ging von einem zum andern und drückte viele Hände sekundenlang, um sie gleich wieder sinken zu lassen. Nur eine Hand hielt ich lange fest, und ein Gesicht sah ich, das still im Niederschauen verharrte, und eine Stimme hörte ich unter den vielen, eine Stimme, die sprach: „Nicht traurig sein, Clemens."

Aber war ich denn traurig? Ich war ja gar nicht traurig. Eine Mädchenstimme hatte mich „Clemens" genannt! Ich war ja voll Glück! Ich war ja ganz im Licht! Eine Mädchenstimme hatte mich „Clemens" genannt — wie hätte ich da traurig sein können?! . . . Und ich sagte, während ich die Hand noch in der meinen hielt: „Ich bin es nicht mehr, liebes Fräulein Christiane." Mehr nicht; nur dies und nickte ihr zu und lächelte ein wenig, und wie ich lächelte, kamen mir Gedanken an Elvira und an Beate Glandorff. „Wo ist Beate?" dachte ich und strengte mich

an, sie zu entdecken, aber ich konnte sie nicht finden. Sie war nicht mit zum Friedhof gefahren — das verstimmte mich, und das Licht in mir losch aus.

Auf der Rückfahrt hatte ich ein schönes Gespräch mit Renate. Sie saß ganz ins Kissen zurückgelehnt, so daß ihre Stimme wie von ferne zu schweben schien. „Was denkst du nun, Clemens?" sagte sie.

„Vieles, Renate. Ich denke mich an Stelle des Vaters. Das tut gut und macht hart gegen den Schmerz. Zu denken, daß wir alle denselben Weg gehen müssen und daß es viele sind, die unser vielleicht mit Sehnsucht warten, beruhigt sehr. Denn vielleicht ist nichts so schrecklich vor dem Sterben als die Furcht vor der großen Einsamkeit."

„Ob das so gut ist?" erwiderte sie, nachsinnend. „Aber dies ist ja das tiefste Glück, das die Bibel verspricht: mit anderen und verschwiegen zugleich selig zu sein."

„Vielleicht", sagte ich. „Aber es sind zu wenig sichere Dinge, an die du denkst. Ich liebe das Irdische. So bleibt für mich nichts mehr als die Gewißheit des Verfalls dieser Glieder, die ich berühren kann und spüre, ihr Modern und Verfaulen in der Erde unter auf ewig verschlossenem Hügel. Und — —" Ich brach ab, fröstelnd. Es durchschauerte mich.

„So klar das ist", gab Renate nach einer Weile zurück — „ist es aber zu fassen, daß ein Bewußtsein erlöschen kann, daß ich, die ich mich fühle und mit dir spreche, jemals nicht sollte „ich" sagen können? Sind wir, jeder einzelne und selbst der geringste, nicht alle Träger und Spiegel dieses ganzen Weltgebäudes, das mit unserem Hinsinken zusammenstürzen, in ewigem Untergang verharren müßte? Nimm ein Beispiel aus der Physik, die dir ja näher liegt, und frage dich, ob diese Energien nicht ebenso konstant bleiben müssen wie materielle. Ich gebe dir zu, daß sie Form und Gestalt wechseln können, ja vielleicht auch den Stoff, den sie austauschen, so wie sich Wärme und Arbeit gegenseitig erzeugen. Aber zugrunde gehen kann nichts, ohne daß in die festgefügte Ordnung des Ganzen ein Riß geschähe, der, ohne Aussicht, verbessert zu werden, den Sturz alles Lebens unerbittlich nach sich zöge. Siehst du, das glaube ich."

„Oft", erwiderte ich angeregt, „hab' ich mir ähnliches gedacht, aber immer so, wie etwas, das man duldet, oder wie man Kindern in irgend einer für uns gleichgültigen Frage rechtgibt. Und — du wirst lachen — es war mir oft, als wäre die Seele irgend eines Menschen der Vorzeit die meine."

Renate lächelte: „Wessen Seele?"

Albert von Keller:
Damenporträt

„Ich weiß nicht recht — vielleicht die eines deutschen Mystikers aus dem fünfzehnten Jahrhundert."

Wir schwiegen beide, lächelnd. Dann sagte sie: „Wie gut es doch ist, sich solchen Träumereien hinzugeben. Man verliert sich gleichsam selbst und sinkt in jedes einzelne Ding unserer Umwelt so mit Liebe und Verständnis ein, daß man ins Große, ja, ins Künstlerische daraus hervorreifen kann. Und man verliert die Furcht vor den Gefahren, außen und innen."

„Wer sie nur verlieren könnte," sagte ich, indem ich aufatmend hinaussah. „Aber die verlassen einen nicht und so, wie wir nach dem Tod Gestalt und Denken ändern können, verwandeln sie sich immer neu, aber im Leben. Viele Dinge sind über die Erde gestreut, denen wir nie zu entrinnen vermögen . . . Ich habe manchmal so Angst, Renate."

Da legte Renate beide Hände auf die meinen und sah mich an: im Dämmer des Wagens leuchtete der Blick. — Kein Wort mehr ward zwischen uns laut . . . ihre Hände auf den meinen, verharrte Renate neben mir, bis wir vor unserem Hause angekommen waren. Als der Wagen hielt, wünschte ich plötzlich: wären es doch Beate Glandorffs Hände gewesen!

In der Nacht aber, als ich still und mit offenen Augen im Bette träumte, wünschte ich dies nicht mehr. Ich erinnerte mich Christiane Lessings und ihrer Hände und atmete auf, als ginge eine Strom schwerer Gefühle durch meine Brust. Liebte ich sie? — ich vermochte mir keine Antwort zu geben. Denn durfte man das Liebe heißen, das schwankend und wie eine Brücke war? Man konnte das Ziel rechts und das Ziel links nehmen, mitten auf der Brücke stehend, zu beiden Ufern gleichmäßig verlockt, indes der Totenfluß unten die Pfeiler unterwusch und abbröckeln machte.

Das eine aber merkte ich nicht, daß ich, der ich vom Tode kam, liebevoll ins Leben zurückgerufen wurde. Das verstand ich erst viel später, als die Schicksale längst ins Drohende gewachsen waren. Aber auf der Straße, die ich zum Leben zurückschritt, lagen jetzt tiefere Schatten. Ein Geweihter war ich, selbst mit verdunkeltem Herzen. Rührte mich Liebe an? ich weiß es nicht. Nur das eine ist mir klar: wenn Liebe sich nicht zu verwandeln vermag, so war es nicht Liebe. Und wenn ich Elvira Grafs gedenke und meines Herzens und meiner Sehnsucht und Leidenschaftlichkeit aus dieser Zeit, so weiß ich es und muß sagen: Es war nicht Liebe.

In Träumen und Arbeit verlor ich den Frühling, den Sommer

und den Herbst. Im Winter aber verstieß ich die Träume und gab mich ganz der Arbeit hin. Ich hatte mir als Ziel gesetzt, am Geburtstag Elviras, den ich immer durch eine symbolische Handlung zu feiern pflegte, zum Doktor promoviert zu werden. Und so erlebte ich's auch. Beate war die erste, die mir Glück wünschte und die Hand darauf gab. Von Christiane aber kam ein Brief; den suchte ich nachts vor dem Schlafengehen noch einmal hervor, und als ich das Licht gelöscht hatte, drückte ich ganz leise meine Lippen auf ihn.

Drittes Kapitel.

Nach einer langen, trostlos leeren Zeit überstürzten sich die Ereignisse. Angelika heiratete und zog nach München, kurz darauf ging Renate in ein Kloster in der Schweiz. Ich blieb allein zurück; wohl hatten mich Angelika und Gustav oft und oft gebeten, mit ihnen zu kommen —: ich vermochte es nicht, von der Stadt zu scheiden, an der ich mit großer Innigkeit hing. Von Renate war der Abschied schwerer: wir waren in letzter Zeit viel beisammen gewesen, hatten in langen Gesprächen, am liebsten in die Dunkelheit hinein, an übersinnliche und mystische Gedanken gerührt, von denen wir uns später kaum mehr trennen konnten. Ich sehe noch das Bild vor mir: ich mit dem Rücken am Fenster lehnend, sie in die Sofaecke geschmiegt, den Arm auf die Lehne aufgestützt und die Wange leicht an die gerundete Handfläche gelegt. Wenn es dann dunkelte, hatte der silberne Kamm in ihrem Haar einen eigentümlichen Schimmer. Und dann wurden alle Worte so seltsam beschwingt, als schlüge in ihnen das Herz selber, und alle hatten ein so ehrliches, rührend ehrliches Ziel nach der Wahrheit und empfanden die Seligkeit des Erreichten schon dunkel vor. Aber sie konnten auch langsam und feierlich hingleiten, schwere Gedanken streifen oder Kreise um sie ziehen, Großes, Halberfülltes in die Dämmerung und das Dunkel heben. Und oft war es, als ob wir beide das Schmerzliche unseres Schicksals zugleich fühlten: dann liebten wir uns am stärksten, und ob wir es uns gleich aus kindischer Scheu nicht eingestanden —: so verriet es Laut und Tonfall unserer Stimme und beglückte uns sehr.

Nun ging Renate von mir, und ich war allein. Vormittags, da ich bei Gericht zu arbeiten hatte, spürte ich es nicht so sehr, aber die Nachmittage und die Abende wurden bald schwer zu tragen. Ich las damals viel, auch schrieb ich Gedichte und kleine Prosastücke in ein Tagebuch,

das ich aber bald aufließ. Kurze Zeit dachte ich daran, ein Drama zu schreiben, aber ich fühlte nur zu gut, daß ich nicht hoch genug über den Träumen stand; ab und zu setzte ich mich ans Klavier, um zu spielen, allein immer, ohne es mir recht machen zu können. Dann stand ich auf, lief ein paarmal alle Zimmer durch, griff nach dem Hut und stürmte die Stiegen hinab, ins Freie zu kommen. Planlos streifte ich durch die Straßen, Lieder summend, oft auch rhythmischen Unsinn vor mich hinsagend.

Da geschah es, daß ich eines Tages in dem der Universität zunächst liegenden Rathauspark unvermutet mit Christiane Lessing und Beate Glandorff zusammentraf. Ich stand beim Springbrunnen und starrte in das Spiel des zurückfallenden Wassers, in dem Sonne war. Als ich beiseite trat, streifte ich eine Dame am Arm, ich entschuldigte mich und, aufsehend, fing ich das Lächeln Beates ein. Sie stand neben Christiane, die mit dem Schirm im Kies Striche zog.

„Nein, — daß Sie uns nicht bemerkt haben!" sagte Beate. „Übrigens: was machen Sie denn den ganzen Tag, Sie sind ja jetzt ganz allein, nicht wahr?"

„Ach, was ist da vieles zu tun?" erwiderte ich. „Lesen und Bummeln — das ist alles. — Und Sie, Fräulein?"

„Ich? — Faullenzen."

„Das heißt: Klavier üben, englisch und französisch sprechen, Tennis spielen und Romane verschlingen."

Ich sagte das lustig, in der Hoffnung, einem ernsten Gespräch auszuweichen, das anzuknüpfen Beate stets Neigung zeigte. Aber so hatte ich nur noch Schlechteres erreicht, denn sie zuckte mit den Lippen nach Art von Beleidigten, und während sie zur Erde sah, sagte sie schnell und scharf:

„Halten Sie mich für so oberflächlich?"

Ich war zuerst ganz bestürzt, dann sah ich erstaunt in ihr Gesicht; sie hielt aber den Blick noch gesenkt. Da wandte ich mich, Christiane anzusehen, die bis dahin schweigend danebengestanden war. Und Christiane erwiderte meinen Blick lächelnd und im Einverständnis. Darüber war ich ganz voll Glück.

„Ach, jetzt sind Sie mir böse, Fräulein Beate," sagte ich, noch immer im scherzenden Ton, aber fortwährend mit Christianes Blick in dem meinen und von wohllautenden Stimmen unermeßlich durchklungen.

Und meine Stimme war selbst so beglückt in Wehmut und Wohllaut, als ich ganz leise zu ihr sagte: „Nicht böse sein und Vergebung, Fräulein —!", aber den Namen sprach ich nicht aus, denn ich dachte mir Christiane und alle meine Worte waren an sie gerichtet: ich fühlte, daß es unendlich voll Glück sein mußte, mit ihr einmal böse gewesen zu sein und sich nun in Versöhnung einzuschmeicheln. Halberstickt war ein Jauchzen in meiner Brust.

Da sah mich Beate plötzlich an und lachte: „Wie schön Sie bitten können!"

„Nicht wahr?" sagte Christiane, gleichfalls lächelnd. „Man sieht es ihm an: er ist ein guter Mensch."

„Ja", rief Beate. „Könntest du ihm auf die Dauer böse sein?"

„Ich?" entgegnete Christiane, indem sie mich lange und schelmisch ansah und nachzudenken schien, — „eigentlich: nein! Übrigens: doch: o ja, wenn er mich beleidigte, so wie dich . . . Ha! Er soll's nur probieren! — Also beleidigen Sie mich rasch und daß sich's lohnt!"

Ich wußte nichts zu erwidern. Sie erschien mir in diesem Augenblick unermeßlich hoch und fern, und gerade, daß sie sich so nahe gab, ließ sie mir noch ferner werden. Entzückt umfaßte mein Blick ihre schmale, trotz ihrer Größe kindliche Gestalt.

Aber auf einmal erschien mir alles leer und ohne Sinn. Ein Gefühl der Unsicherheit und des Vergeblichen übermannte mich und überdunkelte alles, was froh in mir war. Wozu? klang die Frage empor, und was mich eben in Licht und Menschlichkeit hinaufgehoben hatte, ließ mich frei. Da stand ich wieder im Düstern, die Einsamkeit verlangte mich zurück. Eine Stimme hauchte einen halbvergessenen Mädchennamen an mir vorbei, ich erhaschte den Schall, und nun war es wieder ganz finster um mich geworden.

Ich empfahl mich rasch. Beate wollte mich halten, Christiane sprach nichts. Als sie mir die Hand reichte, sagte sie so nebenbei, ich möchte sie doch einmal besuchen: Wiedner Hauptstraße 19. Ob ich mir das merken würde? — Wie lieb von ihr!, dachte ich und antwortete: „Ja, ich werde kommen" und leiser: „Weil Sie mich so lieb eingeladen haben." — Sie nickte: „Gut." — Ich wandte mich um, aber sie hatte sich schon zum Gehen gewendet, nur Beate stand und sah mir nach.

Fortsetzung im nächsten Heft

Heinrich Pudor:
Schultze-Naumburg

Mit dem wachsenden Reichtum und der Geschmacksverfeinerung Hand in Hand gehend ist ein großer Teil der deutschen Industrie in der Kunstindustrie und im Kunstgewerbe aufgegangen. Da indessen diese moderne Kunstbewegung verhältnismäßig noch jüngeren Datums ist, hat sich bisher ein bestimmter Stil noch nicht fixiert. Auf der einen Seite verfällt man, namentlich in den sogenannten „feinsten Kreisen", einem Stil des Eklektizismus und richtet seine Zimmer in je einem der französischen Königsstile, das Herrenzimmer vielleicht auch in Gotik, das Speisezimmer in Renaissance, das Boudoir in Rokoko, den Salon in Louis seize, das Wohnzimmer in Biedermeierstil ein. Auf der andern Seite festigt sich aber die Biedermeiereinrichtung immer mehr, und man kann heute schon sagen, daß sich im kurzen aus ihr ein neuer Stil herauskristallisiert haben wird, der die besten Eigenschaften des Biedermeiers, also strenge Sachlichkeit, Einfachheit, Zweckmäßigkeit, Bürgerlichkeit, Behaglichkeit, mit den Errungenschaften der modernen Kunstbewegung, also der materialgetreuen Ausführung und dem in einfachen Linien und Formen sich ergehenden Entwurfe, zu vereinigen strebt. Um Repräsentanten dieser beiden Richtungen zu nennen, würde also der Schultze-Naumburg-Stil mit dem Behrens- oder Albin-Müller-Stil eine Vereinigung einzugehen haben.

In der „Dekorativen Kunst" erschien vor einiger Zeit ein illustrierter Artikel über Schultze-Naumburg, der, aus der Feder des Weimarer Schriftstellers Wilhelm Bode, in seinem ganzen Umfange eine ausführlich umschriebene Entschuldigung dafür darstellte, daß man Schultze-Naumburg den Vorwurf der Nachahmung des Biedermeierstils macht. Qui s'excuse, s'accuse, sagen die Franzosen. Aber wir stehen gar nicht auf dem Standpunkt, als ob man Schultze-Naumburg dafür entschuldigen müsse, daß er in den Fußstapfen des Biedermeierstiles einhergeht. Denn wie gesagt und wie wir gleich noch ausführlicher sehen werden: der Biedermeierstil ist der einzige, der Anwartschaft hat, die Grundlage für den neuen deutschen Stil zu geben.

Schultze-Naumburg war einer der ersten, der sowohl theoretisch für Biedermeier-Tendenzen eintrat als persönlich in seinen Bauten (seit 1901) das richtig verstandene Biedermeiertum anwendet. Und eine Art des modernen Biedermeierstiles ist es auch, die heute allerorten in unserer Möbelindustrie eingesetzt hat. Geht man doch, indem man die Konsequenzen zieht, stellenweise soweit, jedes Ornament als etwas Überflüssiges anzusehen und die Nüchternheit als Ideal zu proklamieren. Soweit geht stellenweise heute England, und Muthesius trat hierfür im Berliner Kunstgewerbeverein ein. Als Erscheinung der Reaktion gegen die Ausartung der eine Zeitlang herrschenden Schlangenlinien ist dieses Bekenntnis eines kunstgewerblichen Stoikers sehr interessant. Und als Heilmittel, vor allem in der billige Massenerzeugnisse produzierenden Industrie, kann diese Ornamentfeindlichkeit in Frage kommen. Denn allen diesen Industrien, ob sie nun Holz, Metall, Textilstoffe oder Papier verarbeiten, möchte man dringend ans Herz legen, ganz schlicht und einfach zu dekorieren und sich mit den aus dem Material und dem Gebrauchszwecke ergebenden Formen und Linien zu begnügen. Auf der anderen Seite müssen wir uns klar werden, daß wir den Biedermeierstil nicht kritiklos übernehmen dürfen, daß er vielmehr auch seine großen Mängel hat.

Die Vorliebe für Allegorie, die in der Zimmerdekoration des deutschen Empire reichlich ausgelebt wird, trug wesentlich dazu bei, die innere Kälte und die Armut dieses Geschmacks an rein künstlerischen Ideen in verstärktem Lichte erscheinen zu lassen. Es geht in der Tat ein englisch-dilettantischer Zug durch den ganzen Empirestil, vor dem wir uns heute sehr hüten wollen. Diese Verwandtschaft des Biedermeiertums mit dem englischen Louis seize (Adam, Shearer, Sheraton, Hepplewhite) ist oft übersehen worden. Tatsächlich ist aber der Biedermeierstil vom englischen Louis seize, teilweise auf Umwegen über Frankreich, stark befruchtet worden. Auch Folnesics betont diesen Tatbestand. In gewisser Beziehung knüpft der Biedermeierstil mit Umgehung und teilweiser Verneinung der Prinzipien des Empire an den Louis seize-Stil an: das Gegensätzliche dem Empire gegenüber ist die Beseitigung des Pompösen, des Imperialistischen; denn nach dieser Richtung bedeutete das Empire ein Wiederanlehnen an barocke Tendenzen. Vom Louis seize aber nahm der Biedermeierstil die Vorliebe für die einfache, gerade Linie, für den rechtwinkligen Aufbau und die Vereinfachung des ornamentalen Beiwerks. Einige der Hepplewhiteschen Möbel machen den Eindruck deutscher

Biedermeiermöbel. Die Vorliebe für zusammenschlagbare Möbel, für mechanische Spielereien, wie Harlequintische, für die Ausbildung der Lehnen in Lyraform, findet sich im englischen Louis seize in gleicher Weise wie im deutschen Biedermeierstile. So machen auch eine ganze Reihe der Schultze-Naumburgschen Möbelformen durchaus den Eindruck von solchen eines Chippendale, Hepplewhite, Shearer, Sheraton. Dahin zielen z. B. die durchbrochenen Formen der Lehnen, und schon das Material: Mahagoni oder seine Substitute, ist dasselbe. Wurde doch in jener Zeit das Mahagoniholz überhaupt zum ersten Male nach Europa, und zwar nach England eingeführt.

Das französische Möbel war mit der Zeit zu einem Mittelding zwischen Bronzeplastik und Möbelschreinerei geworden; oft genug überwog die erstere, und die größten Künstler der französischen Möbelstile waren in erster Linie Bildhauer und Ziseleure, wie z. B. Caffieri, Oeben, Riesener usw. Es darf dem Biedermeierstil hoch angerechnet werden, daß er wieder zu den rein tischlermäßigen Möbeln zurückführt und den Holzcharakter in den Vordergrund stellt. Auch diesem Gange der Dinge hatte der Louis seize-Stil vorgearbeitet, und auch diese Entwickelung setzt sich im Biedermeier Schultze-Naumburgschen Gepräges fort. Auch hier steht der Holzcharakter des Möbels im Vordergrunde, auch hier finden wir oft sogar die Schlüssellochbeschläge in Holz ausgeführt, auch hier sind Bronzeornamente vermieden und statt ihrer die dem Material des Holzmöbels entsprechenden Zutaten vorgezogen.

Ein weiteres Verdienst des Biedermeierstils liegt in der Betonung der Zweckmäßigkeit. Dieses Prinzip folgt aus dem der Bürgerlichkeit. Denn bürgerlich konnte nicht ein luxuriöses Möbel, sondern nur ein zweckmäßiges, sachliches und sachentsprechendes sein. Nach dieser Richtung knüpft der Biedermeierstil wieder enger an den Empirestil an als an den Louis seize. In der Tat war diese Zweckmäßigkeit für das Biedermeiertum gleichbedeutend mit etwas Ästhetisch-Künstlerischem. Treffend sagt Folnesics: „Der ästhetische Eindruck, den diese Möbel hervorrufen, beruht in hervorragender Weise auf der Vorstellung der Zweckmäßigkeit, Bequemlichkeit, Festigkeit und Dauerhaftigkeit. Ihr Anblick weckt die Vorstellung körperlichen Behagens und damit die Voraussetzung ästhetischen Genießens."

Es hieße Wasser ins Meer tragen, wollte man über diese Behaglichkeit und Gemütlichkeit der Inneneinrichtungen von 1820 und 1830 viele Worte machen; denn hierin eben liegt ihr hauptsächlicher, genügend

bekannter und geschätzter Wert. Und auch hier muß man sie dem französischen Königsstil gegenübersetzen, um die Vorzüge, die sie nach dieser Richtung bieten, zu erkennen. Auch dem Empirestil gegenüber bedeuten sie hierin eine Steigerung und Vervollkommnung. Es liegt im ganzen Zeitcharakter. Der Cäsarismus hatte abgewirtschaftet, selbst der Hof und der Adel berauschte sich an dem bürgerlichen Ideal und schwärmte für bürgerliche Schlichtheit und Einfachheit. Man sehnte sich nach Ruhe, nach Beschaulichkeit des Daseins, dem Gemüt wurden zum ersten Male wieder Zugeständnisse gemacht; hier knüpft der Biedermeierstil an die Tendenz des gotischen Stiles an. Er ist im Gegensatz zu den Königsstilen und zum Empire in diesem Sinne deutsch, nicht keltisch-romanisch. Aber freilich darf er an innerem Kunstwert sich nicht entfernt mit dem gotischen Geschmack messen. Die Gotik floß gleichsam über von Reichtum an künstlerischer Phantasie, an ornamentalen Ideen. Der Biedermeierstil ist künstlerisch letzten Endes armselig. Nüchternheit, auch wenn sie eine bewußte, gewollte ist, kann niemals ein künstlerisches Prinzip sein. Inneneinrichtungen wie die aus dem Schlosse zu Schönbrunn oder der Gräfin Zichy oder aus dem Schlosse zu Windischgrätz sind vielleicht gemütlich und wohnlich, aber wenig künstlerisch, und der künstlerische Wert der Möbel des Biedermeierstils wird nicht am wenigsten dadurch in Frage gestellt, daß ihre Originalität fraglich ist; eben weil in den meisten Fällen für den eigentlichen künstlerischen Entwurf des einzelnen Möbels der englische Louis seize-Stil, wie schon bemerkt, die Vorbilder lieferte. Einen zureichenden Beleg hierfür bietet die Inneneinrichtung des Schlosses Debritschau in Böhmen; jedes einzelne seiner Möbel ist die fast getreue Kopie eines englischen Möbels von Sheraton oder Hepplewhite. Der Ruf Chippendales und seiner Nachfolger hat nicht nur bis Berlin, sondern auch bis Wien und Paris nachgeklungen, und nach mancher Hinsicht gilt das bis zu einem gewissen Grade auch noch vom Schultze-Naumburg-Möbel.

Seit einigen Jahren hört man in Deutschland wieder vom „Gemüt" als einem der wichtigsten Werte des menschlichen Lebens. Dem Gemüte nun, und zwar dem deutschen Gemüte im Heim, in der Außen- und Innenarchitektur, im Wohnraum und Möbel die nötigen Zugeständnisse zu machen, diese Forderung hat Schultze-Naumburg seit Jahren erhoben, dafür ist er theoretisch eingetreten, und in dieser Richtung ist er praktisch tätig. Hier liegt eins seiner größten Verdienste, das wir ihm nicht vergessen wollen. Und hierin liegt auch die große Wirkung, die er auf das

Publikum ausübt, begründet. Und von diesem Gesichtspunkt aus kann man ihn in der Tat als einen Kulturbringer, als einen Reformator hinstellen. Er baut nicht nur praktisch und gesund, sondern auch „gemütvoll". Er schafft ethische Werte als Möbelarchitekt wie als Baumeister.

Als Architekt ist Schultze-Naumburg genau dasselbe wie als Wohnungskünstler. Auch hier ist es das Biedermeierprinzip des Sachlichen, Zweckmäßigen, zugleich Schlichten, Biederen, welches hervortritt. Dabei werden die Stilformen vom Louis-Seize, Empire und Klassizismus aufgenommen. Auch Anregungen des Bauernhauses helfen mit, besonders bei der Durchbildung des Daches, auf die Schultze-Naumburg großen Wert legt. Es muß ihm ferner zum Ruhme nachgesagt werden, daß er auf das Milieu und die Umgebung einigermaßen Rücksicht nimmt, wenn auch noch immer nicht genug — ist dies ja doch ein Punkt, der von der ganzen modernen Architektur mit größtem Unrecht vernachlässigt wird. Alle diese Momente treten auch bei seinen eigenen Bauten hervor. Zum Herzen von Deutschland gehört die Landschaft, in die Schultze-Naumburg seine Siedelung hineingebaut hat. An Bergen von mäßigen Höhen, und in Reben und buschiges Grün gebettet, zu Füßen die schnellfließende, silbern-glitzernde Saale, hat er seine Wohn- und Werkbauten errichtet. Auch Heimbauten kann man sie nennen, Heimbauten und Werkbauten: gemütvoll, schlicht, traulich, sachlich und etwas bieder. Der künstlerische Schwerpunkt liegt innen. Von innen heraus sind sie gebaut, denn der Zweck und die Sache, das Wohnen und Arbeiten liegt innen. Man beachte das geräumige und wohnliche Treppenhaus und vergleiche damit die kalte, unwohnliche Art, in der unsere Treppenhäuser sonst gehalten sind, und gerade in unserem rauhen Deutschland sollte man die Dielen und Treppenhäuser, wie es Schultze-Naumburg liebt, warm und wohnlich gestalten. Wenn wir weiter schreiten, bestrickt uns eine ruhige Vornehmheit. In diesem Speisezimmer läßt es sich behaglich sitzen und speisen, zu Mittag am großen Tisch, zum Frühstück und zum Kaffee auf dem erhöhten Platz am Fenster. Schultze-Naumburg hat wohl erkannt, wie gemütlich sowohl für den Anblick wie für das Leben diese erhöhten Plätze am Fenster sind, die uns auch im Fremdenzimmer und Musikzimmer begegnen. An letzterem beachte man die breiten Fensterbretter, die traulichen Sofaplätze, die Mullgardinen und vor allem das breite, niedere deutsche Fenster, durch das das Licht flutet. Weiter das große Sofa, auf dem die ganze Familie in besonders traulichen Stunden Rast halten kann, und die Kissenbank

in der Ecke des Bureaus des Geschäftsführers, an gute schwedische Sitte erinnernd.

Zum Schluß noch ein paar Worte über die Person Schultze-Naumburgs. Er wurde am 10. Juni 1869 in Naumburg als Sohn eines Malers geboren, der Schüler von Karl Begas und Magnus war. Man erinnere sich daran, daß dieser Vater Begas ein hervorragender Vertreter des Biedermeiers in der Malerei war. Schon im Elternhause also erhielt Schultze-Naumburg den Hinweis auf seinen künstlerischen Beruf. Vom Vater wurde er zum Maler bestimmt, obwohl seine innere Neigung ihn zum Architekten drängte. Auf Wunsch des Vaters bezog er im Jahre 1887 die Kunstschule in Weimar, hörte aber zugleich am Polytechnikum Vorlesungen über Architektur. Wenn er nun auch zunächst die Malerei als Beruf erwählte, arbeitete er doch ständig an dekorativen und werkkünstlerischen Aufgaben und beschäftigte sich dauernd mit der Architektur. In die nächsten Jahre fielen Reisen nach München, Rom und Paris. In München gehörte er dem Freundeskreise an, der im Jahre 1896 die erste moderne kunstgewerbliche Ausstellung veranstaltete, und seit dieser Zeit beteiligte er sich intensiv an derartigen Aufgaben, bis er im Jahre 1901 sich ganz der Architektur widmete und zugleich in Saaleck ansiedelte. Hier an einem der schönsten, malerischsten Orte schuf er sich am Fuße der Saaleburgen jenes Heim, das er ganz nach seinen Kultur- und Kunstforderungen und Überzeugungen ausgestalten konnte, und hier gründete er in Häusern, die nicht Fabrikstil, sondern Landhausstil zum Ausdruck bringen, die Saalecker Werkstätten, die vor einiger Zeit auch in Berlin eine Filiale eröffnet haben.

Ernst Heilborn:
Gustaf af Geijerstam

Er war der Dichter des Zartgefühls. War selbst ein überaus zart empfindender Mann.

Von Seelenwundheit könnte man bei ihm sprechen, wie ja den Leidenden in seiner Hyperästhesie jede, auch die leise Berührung schmerzt. Vielleicht aber heißt das nur den groben Sinnen begreiflich machen, was feineren ohne weiteres verständlich ist.

Man vergegenwärtige sich „Frauenmacht". Der Mann hat ein Mädchen niederer Herkunft und derber Instinkte aus einem Übermaß von Pflichtbewußtsein zum Weib genommen. Am Abend seines Hochzeitstages tritt ihm sein Schicksal in seiner ganzen Schwere entgegen. So sitzt er ein paar Augenblicke grübelnd da. Die Frau ruft ihn. Er springt auf und — bittet sie um Vergebung. „Verzeih, mir ist heute abend so wunderlich zumute." — Die Frau nimmt zuerst in richtigem Empfinden eine Art Dienerinnenrolle in seinem Hause ein: er tut alles, ihr Selbstgefühl zu reizen, damit sie ihm als gleich zu gleich gegenübertrete. Man kann nicht zartfühlender zu Werke gehn. Sehr bald aber dringt sein Feinempfinden mit Gewissensmacht auf ihn ein: „Ich verstehe jetzt, daß ich dies wollte, um mich selbst aufzurichten, um zu vergessen, daß ich im Innersten meiner Seele mich ihrer und meiner selbst schämte."

Der Dampfer steuert den Schären zu, ein junges, nicht mehr allzu junges Ehepaar steht an Bord. Sie sind im Begriff, ein Sommerhaus aufzusuchen, das sie vor Jahren bewohnt haben. Sie werden es abgebrannt finden. Die Frau wird eine rostige Nadel entdecken, die sie damals in die Rinde eines Baumes steckte. Wie gleichgültig das alles! Aber wie wird es den beiden zu aufregendem Herzenserlebnis, zu einem Vorkommnis von Gemüts-Leidenschaft, das die Vergangenheit erhellt und die Zukunft beschattet. Ein seelisches Schicksal hängt sich daran. So im „Buch vom Brüderchen".

„Tatsachen sind nichts," sagt Geijerstam einmal. Es schein von all dem untrennbar, daß Herzenserlebnisse jeder Art bei ihm ungeheuer schwer

genommen werden. Ein Bruder schreibt dem Bruder einen sarkastischen Brief. Das kommt alle Tage vor, und dafür steht der Papierkorb im Zimmer. Hier aber, in „Die Brüder Mörk", wird der Brief ängstlich verbrannt, damit nur ja jeder Gedanke daran vernichtet werde. Mit dem Feuer aber züngelt die Erinnerung auf, und ihre Flamme kann nie erlöschen.

Kraft dieses Zartgefühls gelang es Geijerstam, was nur ganz Auserwählten gegeben ist, eine glückliche äußerlich ungetrübte Ehe so zu schildern, daß die Seele des Lesenden fiebernden Anteil nimmt. Als blickte man auf einen See, dessen Oberfläche im Sonnenschein spiegelt; tief im Grunde drängen die Wasser in starker Strömung.

Auf Grund dieses Zartgefühls wurde Geijerstam der Sentimentalität beschuldigt. Das ist gerade so, als wenn die Gesunden vom Kranken, dem auch die vorsichtige Hand Schmerz verursacht, sagen: „Er gibt an." Es ist aber auch gerade so, als wenn die Blinden, wenn sie die begeisterten Worte der Sehenden hören, einander zutuscheln: „Lächerliche Schwärmer." Dabei wähle ich mit Absicht die beiden vom Gesichtspunkt der Gesundheit aus entgegengesetzten Vergleiche, um mir selber klar zu machen, daß der sanitäre Standpunkt hier nicht in Frage kommen kann.

Zugleich aber geht mir ein Lieblingswort durch den Sinn, ein Verlaine'sches:

„Car nous voulons la Nuance encor
Pas la Couleur, rien que la nuance!
Oh! la nuance seule fiance
Le rêve au rêve et la flûte au cor!"

Neue Nuancen nun hat Geijerstam wie ganz wenige unter den Modernen geschaffen. Feinste Empfindungsmöglichkeiten hat er offenbart. Jede Saite, an die er rührt, vibriert in lang anhaltenden Schwingungen. Mag sein, daß ein weiblicher Zug in ihm ist; vielleicht. Warum aber sollte das „Weibliche" nicht auch zu bereichern vermögen?

Nur eine Nuance. In der „Komödie der Ehe" tritt die Frau einmal an das Telephon, ihren Mann anzurufen. So tat sie immer, als ihre Ehe noch ungetrübt war, nur um den Klang seiner Stimme zu hören. Auch heute ist es die alte Sehnsucht, die sie dazu führt. Und sein erstes Wort lautet: „Ich wollte dich eben anrufen." Da steht ihr das Herz vor Freude still. Er aber fährt fort: „Um dir zu sagen, daß ich zu Mittag nicht nach Hause komme." Die Schleier fallen. Nur eine Gefühlsnuance, aber das Verhältnis der beiden stellt sich darin ganz eigenartig dar. Auch

wird der begebnislose Vorgang auf das fürdere Benehmen der Frau Kraft gewinnen.

Man erkennt eine Gliederung in Geijerstams Werk. Er ging von der Bauernerzählung aus, wandte sich dann dem modernen Empfindungsroman zu und suchte schließlich ein vertönendes Vergangenheitsleben auf schwedischen Herrensitzen. Wollte man die drei Richtungen in drei Hauptwerken kennzeichnen, so würde man als Titel nennen: „Nils Tufvesson und seine Mutter" — „Das Buch vom Brüderchen" — „Karin Brandts Traum". Bei Geijerstams Tode nun trat es zutage, daß die gewerbsmäßige Kritik, zumal in seinem Heimatlande, in seinen Bauernerzählungen das Bleibende seines Werkes signalisierte. Dies aber erscheint mir recht eigentlich als das Philister-Urteil. Es heißt das Neue, das er brachte, von sich weisen, um sich an das zu klammern, was ihm mit andern, mit vielen andern, gemeinsam war. Es heißt die Nuance übersehen und in vulgärer Farbenfreude schwelgen. In Wahrheit war er der Dichter der Zart-Empfindung.

Fügte ich hinzu, daß er selbst ein überaus zart fühlender Mann gewesen? Es hätte dessen nicht bedurft. Sein Werk ist derart, daß hinter jeder Phantasiegestaltung das innere Erlebnis stand.

II.

Wie die siderischen Einflüsse darum nicht aussetzen, weil man die Gestirne tagsüber nicht zu sehen vermag, so sind in Geijerstams Welt höhere und geheimnisvolle Mächte darum nicht weniger wirksam, weil man sie nicht zu begreifen vermag. Nur ein Ahnen ihres Waltens ist dem Menschen gegeben. Dies Ahnen aber spricht in jedem Buche Geijerstams, und diese Sprache ist es, worauf es ihm ankommt. Sind seine Gestalten an sich feinfühlig genug, so wird ihnen eine neue Erregungs-Basis damit geschaffen.

Die Ahnung überfällt die Schlafenden und weckt sie aus ihren Träumen und raunt ihnen zu, daß etwas Entscheidendes vorgefallen ist. („Karin Brandts Traum"). Die Ahnung sagt der Frau, die ihrem gestorbenen Kind in den Tod folgen möchte, daß sie auch ohne eigenes Zutun bald aus dem Leben scheiden werde. Auch weiß sie, daß sich ihr der Tod in derselben Gestalt nahen wird, in der er ihr Kind entführte. („Buch vom Brüderchen".) Der Bruder, der von fern auf das Licht im Sterbezimmer des Bruders blickt, lebt den Augenblick des letzten Ausatmens so intensiv mit, daß es für ihn keiner weiteren Frage bedarf und er von

seinem einsamen Beobachterposten aus den Abschluß des Lebens zu verkünden vermag. („Die Brüder Mörk.") Die Ahnung hebt in ganz unvorhergesehener Lebenslage so eindringlich und unverständlich zugleich zu reden an, daß sich die Vermutung, ähnliches schon einmal, irgendwann, irgendwie, erfahren zu haben, unabweisbar einstellt. („Kampf der Seelen"). Ahnung ist überall, und in ihr verschwistern sich Vergangenheit und Gegenwart.

„Glaubst du, daß etwas je vorüber sein kann?" Gleichviel, wie sich die Menschen dazu stellen: sie mögen sich in Sicherheit einlullen; sie mögen leichtsinnig ihren Weg gehen; sie mögen die Mächte keck und auf ihr Kraftbewußtsein pochend zum Kampf herausfordern — einmal tut sich der Abgrund zu ihren Füßen gewiß auf; oder es fällt doch der Schleier vom Spiegel, sie müssen sich selbst erblicken, wie sie einst waren und wie sie darum auch geblieben sind. „Denn so unauflöslich sind die Schicksale der Menschen aneinandergefesselt, daß, was der eine gegen den anderen gesagt, gedacht oder getan hat, niemals ausgelöscht werden kann." Bei Aufstellung der Vergangenheits-Rechnung erscheint der weiche Geijerstam nicht weniger unerbittlich, als Ibsen in seiner Wesenshärte.

Doch greift die Ahnung auch in die Zukunft hinüber, und damit schließen die Glieder in einander, und es entsteht, was wir Schicksal nennen. Im Eingang des Romans „Frauenmacht" sitzen zwei Fremde einander in einem Café gegenüber, der Blick des einen fällt auf den andern, der gewahrt es und fühlt auch sein Interesse wachgerufen. In beiden ist eine Ahnung geweckt, und beide wird das Schicksal irgendwie zusammenkoppeln. Warum aber von Ahnung reden, wo doch der Ausdruck „Erregung der Aufmerksamkeit" voll auszureichen scheint?

Das ist gerade das für Geijerstam Charakteristische: den scheinbar unbedeutenden Vorgängen leiht er seelische Schwere.

Von derbem Spuk ist Geijerstam ausgegangen. Er verstand es, jenes dunkle Bangen zu rufen, das Vernunft und Überlegung zu paaren treibt. So in „Ivar Lyth", wo er — ein moderner und psychologischer E. T. A. Hoffmann — die grauenhafte Erfahrung des Doppel-Ichs gestaltet. So in „Alte Briefe", wo es in den verschlossenen Zimmern, welche die Verstorbene bewohnte, zu rumoren beginnt. So im „Haupt der Medusa", wo sich der Tod des verfeindeten Freundes gespenstisch ankündigt. Niemals hatte es Geijerstam dabei unterlassen, höchst natürliche Gründe für die befremdenden Erscheinungen anzuführen. Und das tat er gleichsam höhnend: Leugnet das Wunderbare geruhig; ich tu es mit euch; die

Fritz Böhle:
St. Georg
(Radierung)

innere Erfahrung des Schicksalswaltens ist euch dennoch geworden; die bleibt, was auch euer Verstand davon in Abzug bringen mag. Ließ Geijerstam später das Spukhafte weit dahinten, um in die Stille und in die verwunderliche Welt der Ahnungen einzukehren, so behielt er gleichsam die Methode bei. Alles scheint ganz alltäglich. Aber hinter dem Gewohnten steht das Unerhörte. Hinter der Zeit die Ewigkeit.

So wollte Geijerstam seine Romane angesehen wissen, das war es recht eigentlich, worauf es ihm ankam. Er selbst schrieb mir einmal über seine „Brüder Mörk", und die Briefstelle kennzeichnet seine Auffassungsweise:

„Der Roman handelt nicht ganz von Bruderzwist. Es steckt etwas von Teufelei dahinter, wie Ibsen sagte. Die alten Hüttenherren, sie waren von altem Adel, kultiviert und feinfühlig, träumerisch und schwärmerisch veranlagt. Der ältere Bruder ist typisch dafür. Er hatte einmal das Glück, aber das Unglück kam. Der Bruderzwist überfiel ihn in dem Moment, wo das Blatt sich wandte. Er erlebt alles, wie die Frau wahnsinnig wird, wie er selbst dazu bewirkt hat, wie sein Kind stirbt etc. Die Unglücke hetzen ihn. Erst jahrelang hernach bekommt er Kraft zum Hassen. Das ist seine Tragödie. Die des Bruders — des Plebejers — geht mich gar nichts an . . . Ich bin im Tiefen meines Herzens ein Wildmarken-Mensch. Das war auch mein Held, der Major. Ach, das Grübeln der langen Winter."

Das ist der sehr moderne Zug in Geijerstam, daß er wie der gealterte Ibsen und Maeterlinck und viele andere die sichtbare Welt der geahnten unterstellt. Zugleich aber unterläßt es Geijerstam beinahe nie, die Ahnung, oft auch die Gewißheit, des Ausgangs in die Seele des Lesers zu legen. Er zerstört damit die brutale Spannung. Er macht kein Geheimnis aus dem Wege, den er zu beschreiten gewillt ist. Wie Homer die Gefahren des Odysseus schildert, nachdem er es sichergestellt hat, daß der Dulder Ithaka wiederum betreten wird. Und das eben ist der antike Zug in Geijerstam.

III.

Es ist Spuk im Schweigen. Natürlich kennt Geijerstam auch jenes Maeterlinckſche Verstummen, in dem sich die Seelen zusammenfinden; aber es ist charakteristisch für ihn, daß sich seine Menschen meist auseinander schweigen. „Es ist eine gefährliche Sache", heißt es in der „Komödie der Ehe", „wenn zwei Menschen, die einander geliebt haben, dahin kommen, daß sie beide im Dunkel wachliegen mit ihren Gedanken, ohne daß der eine darauf verfällt, den andern anzusprechen . . . Da fangen die

bösen Gedanken an zu arbeiten." Kobolden vergleicht er diese Gedanken, die mit einander spielen, sich aufreizen und anstacheln. Sie tragen den Zunder in das Tote und Morsche, sie wecken die Flamme, die Zorn heißt und als Haß vernichtet.

Hinter dem Schweigen steht die Vereinsamung.

Das ist das große Leid, dem Geijerstam die ergreifenden Worte geliehen hat, ja, vielleicht ist sein Lebenswerk nichts anderes als ein Klagelied der Vereinsamung. Die schwedische Seele ist die vereinsamte Seele. Das Übel, an dem Schweden krankt, ist, daß die Menschen nicht zu einander finden können.

So schrieb er seinen Roman „Gefährliche Mächte". Geijerstam leuchtet in die Politik des Landes, in die sozialen Verhältnisse, in das gesellschaftliche Leben hinein. Was ist die Ursache, daß gerade die Besten in ihren Bestrebungen scheitern, oder daß sie, vorzeitig müde, die Hände sinken lassen? Sie kranken an Vereinsamung, und mit dem Alter steigert sich ihr Leiden, bis sie dahin gekommen sind, über den eigenen Qualen die der andern völlig zu vergessen. Und sind dann dürre Äste, die abgehauen werden. „Das Einzelleben hat uns in seiner Gewalt — keiner hört auf das, was der andere sagt."

So scheint es echtester Geijerstam zu sein, wenn er mir einmal schrieb:

„Wer im Leben eine Zeitlang ohne geistige Verwandtschaft gelebt hat, weiß, wie die Welt sich plötzlich erweitern kann, da er entdeckt, daß auch andere da sind, die wie er selbst das Leben und die Mächte des Lebens gefühlt haben."

Worin bestand der Zauber der Jugend? Eben darin, daß man noch nicht vereinsamt war.

So klingt es wie ein Unterton durch alles, was Geijerstam geschrieben, dies Sehnsüchtige: „Als wir noch jung waren." Damals marschierten wir geschlossen. Damals gab es für uns noch ein „Wir", was später, seiner feinen Beobachtung nach, nur noch für die Klasse der Arbeiter Geltung besitzt. Damals hielt man es möglich, ein neues Schweden zu schaffen — stimmten doch aller Wünsche und Bestrebungen überein. Schien es doch, als befruchte die Gemeinsamkeit alle Talente.

Kritischer zusehend, konnte sich Geijerstam freilich der Wahrnehmung nicht verschließen, daß jene Steigerung der Empfindungen, die er und seine Generation in der Jugend erfahren hatte, als solche auch ihre Gefahren in sich schloß. Es war aber das Aufkommen der sozialen Frage gewesen, was diese Jugend gar so jung gemacht hatte. In Schweden wie anderswo.

Sehr früh erkannte Geijerstam, daß er trotz aller Gemeinsamkeit, die ihn damals mit den Gleichstrebenden verband, zu eigentlich sozialer Dichtung nicht berufen war. In dem Vorwort zu „Nils Tufvesson und seine Mutter" hat er davon erzählt, wie ihm solche Erkenntnis gerade in jenem Sommer zuteil wurde, als er ganz mit Bauern zusammenlebte, um sich ihre Empfindungsweise zu eigen zu machen. Geijerstam hat es niemals an sozialer Hingabe fehlen lassen, hat auch wissenschaftliche Untersuchungen über die Lage der Stockholmer Arbeiter veröffentlicht, hat sich auch bewußt auf den Boden der Partei gestellt. Doch trat später zugleich ein konservativer Zug in ihm zutage. Ich habe ihn selbst einmal in Schweden im Umgang mit Bauern gesehen: Es war etwas Patriarchalisches in seiner Art. Die alten Hüttenherren, die er so gern geschildert, waren ihm wirklich seelisch verwandt. Und wenn Geijerstam einmal sagt: „Das Glück liegt darin, daß nichts geschieht" — bekundet nicht auch das ein wesentlich konservatives Empfinden?

Geblieben war ihm aus der sozialen Begeisterung seiner Jugendzeit das Mitleid; geblieben und im Feuer eines leidvollen Lebens geschmiedet. Das Mitleid wird bei ihm zu einem Charakterkriterium: jener Rechtsanwalt, der den hilfesuchenden Arbeiter aus seinem Bureau weist, weil er, von eigenem Schmerz gebeugt, den Fremder nicht nachzufühlen vermag, richtet sich selbst. Das Mitleid ist bei Geijerstam überall: es ist in dem Manne, der Frau gegenüber, die ihn betrogen hat; es führt in Verbrechen hinein, nur um ein Mutterherz zu schonen; es kettet an Unwürdige. Wie ein Leitmotiv erklingt es immer wieder, in jeder Tonstärke und in jeder Tonart. Die Mitleidigen können nie ganz zu verwerfen, die Mitleidlosen nie ganz vertrauenswürdig sein. Im Mitleid lebte seine Seele. Er war wirklich der Dichter des Zartgefühls.

(Schluß folgt.)

Max Osborn:
Von Berliner Theater- und Kunstdingen

Die Zeit des Frühjahrsäquinoctiums ward den Berlinern eine Feier der Erinnerung an glorreiche Kunsttage der Vergangenheit. Zu gleicher Frist erschienen, in den Schauspielhäusern des Königs von Preußen und der Bürger von Schöneberg, die großen alten Partner von einst, die sich und uns längst untreu wurden, als Gäste: Josef Kainz und Agnes Sorma. „Als Gäste" —: das ist aber nicht im Theaterzettelsinne zu verstehen, sondern im feierlichen Sinne des Empfangs, den teure und geehrte Fremdlinge bei den homerischen Hellenen fanden. Das heilige Wesen aller Kunst wird im Anblick so herrlicher Paradigmata tiefer begriffen als jemals sonst. Man lebt dahin und schwankt zwischen kleinen Freuden und grausamen Enttäuschungen hin und her. Man ist älter geworden und entdeckt mit stets neuem Staunen, daß man die Erbärmlichkeit, Falschheit und Gemeinheit der Menschen immer noch zu niedrig eingeschätzt hat. Im Sonnenglanz der Frühlingstage, in der ahnungsvollen Poesie des Auferstehungsfestes erscheint die Bosheit und Tücke, die sich in kurzen Abständen entlarvt, doppelt schmutzig. Da leuchten zwei Sterne auf. Zwei Stimmen tönen zu uns, in denen alle Seligkeiten und alle Schauder, aller Stolz und alle Wehmut des Lebens gereinigt wiederklingen. Zwei begnadete Menschenkinder wandeln vor uns und geben uns im Schritt ihrer Füße, in den Gesten ihrer Hände, im Ausdruck ihrer Gesichter, in der Silhouette ihrer Körper einen Abglanz von dem Rhythmus der Welt, den wir suchen. Ihre beglückende Existenz hebt uns aus dem Wust der Kleinlichkeiten, die uns rings entgegengrinsen, zu umstrahlten Höhen empor. Ich möchte nicht leben ohne die Werte, welche die Namen dieser beiden in meinen Erinnerungen, Träumen und Hoffnungen darstellen. So greulich das Menschengezücht im Durchschnitt ist, mit dem wir Grüße, Blicke, Worte, Händedrücke wechseln: die höchsten Erquickungen werden unserer Seele und unsern Sinnen doch wieder nur durch erlesene Exemplare dieses merkwürdigen Geschlechts dargebracht.

Es gibt Leute, die glauben, die Quelle dieser Wonnen der Kunst würden den Lebenden, namentlich den lebenden Berlinern, noch ungetrübter zuströmen, wenn die böse Kritik nicht wäre. Oder: wenn die

Kritik nicht so böse wäre. Erst kürzlich hat mein verehrter Freund Richard M. Meyer einen Appell zur Milde veröffentlicht, in dem sich gewiß die Klagen vieler Hunderter sammelten. Mir scheint das kein gangbarer Weg zu sein, unbezweifelbare Schäden aus der Welt zu schaffen. Der Kritiker ist ein Kliniker und kann ohne scharfe Messer und Nadeln nicht auskommen, wenn er kranke Glieder amputieren, gefährliche Geschwüre auskratzen und die gesunden Teile wieder zusammennähen will. In einer Versammlung von Direktoren und Kritikern, die vor einigen Wochen stattfand, prägte ein Redner die lustige Lapidarformel: „Das Theaterwesen zeitigt Überproduktion; Überproduktion wird reguliert durch Pleite; die Kritik hat dafür zu sorgen, daß die richtigen Theater Pleite gehen." Ist dieser Zustand auch noch nicht überall durchgeführt — es handelt sich nicht nur ums Theater —, so bleibt er immerhin erstrebenswert. Ohne Radikalmittel aber läßt er sich nicht erstreben. Man unterschätze diese norddeutsche Geradheit und Unbekümmertheit ja nicht, die fast ganz (nicht „ganz", aber „fast ganz") frei ist von dem Kliquentum, der Kameraderie und literarischen do ut des-Politik, die in andern Gegenden deutscher Zunge, vom Ausland zu schweigen, beliebt werden. In unserer Zone haben — versteht sich in denjenigen Revieren der Kritik, die allein ernsthaft in Betracht kommen — auch gute Freunde und sonst friedlich benachbarte Kollegen wenig Schonung füreinander. Im Gegenteil: man wird oft genug aus Freundschaft doppelt grob, um nicht vervettert zu erscheinen, um sich vor allem selbst gegen die eigenen Sentiments zu schützen (was allerdings dadurch erleichtert wird, daß nach einem bissigen französischen Sprichwort am Unglück unserer Freunde immer etwas ist, was uns nicht mißfällt). Nein, laßt unserer Kritik ruhig die Nörgelsucht, die Strenge, die hochgeschraubten Ansprüche. Und laßt ihr nicht minder das Recht zum Enthusiasmus, der dann auch einmal daneben haut. Ohne diese beiden sich ergänzenden Dinge kann sie nicht auskommen. Natürlich gibt's dabei Auswüchse: dort blutleckerische Henkerlust, manchmal auch hämische Böswilligkeit; hier ein wildes Sich-Erhitzen für fragwürdige oder unausgegorene Neuerungen. Diese Nebenschößlinge müssen natürlich abgeschnitten werden. Doch es ist mit ihnen wohl nicht anders als mit den gelegentlichen Soldatenmißhandlungen brutaler Unteroffiziere, die sich als erbitternde und zu bekämpfende, aber wohl nie ganz vermeidliche Zugaben zur preußischen Heeresdisziplin präsentieren: das System behält trotzdem seine Qualitäten.

Zu den Einzelungerechtigkeiten, die reguliert werden sollten, gehört

die Behandlung, die das Problem Reinhardt zur Zeit erfährt. Die Wurzel des bitteren Stimmungswandels, den der Herr des Deutschen Theaters erdulden mußte, sitzt allerdings recht tief: sie steckt in dem großen Reaktionsgesetz des Hasses, den die Öffentlichkeit allen Dingen zuwendet, denen sie, ihrer Meinung nach allzulang, ihre Bewunderung entgegengebracht. Sie rächt sich dafür, daß sie sich imponieren ließ. Nur so kann man erklären, wieso Fehler, die von Reinhardt und den Seinen begangen wurden, ins Ungemessene aufgebauscht, wieso seine Verdienste plötzlich sinnlos unterschätzt, seine Versuche und Pläne von vornherein bespöttelt und diskreditiert werden konnten. Es riß allgemein ein Ton der Unfreundlichkeit gegen ihn ein, über dem man ganz vergessen zu haben scheint, was wir diesem großen Anreger nicht nur von früher her, sondern auch für die unmittelbare Gegenwart zu danken haben. Fast ohne Anerkennung nimmt man es hin, daß er noch immer derjenige Bühnenleiter Berlins ist, der am meisten wagt, am fruchtbarsten neue Gedanken produziert und in die Tat umsetzt, am gierigsten bestrebt ist, die Möglichkeiten des Theaters zu erweitern und den unbestimmten Erwartungen, die unsere Zeit an die dramatische Kunst knüpft, feste Gestalt zu geben. Daß dabei vieles falsch und unzulänglich herauskommt, könnten nur solche Freunde Max Reinhardts leugnen, vor denen ihn der Himmel bewahren möge. Es braucht nicht darüber debattiert zu werden, daß den Aufführungen seiner Theater oft die letzte literarische Durcharbeit und künstlerische Abrundung fehlt, daß oft noch schärferer Tadel ausgesprochen werden muß. Aber selbst dann ist, ganz wenige Ausnahmefälle abgerechnet, ein positiver Ertrag vorhanden, der Aufmerksamkeit und Respekt erfordert.

Auch die letzte Tat Reinhardts: die Aufführung von Eduard Stuckens Mysterium „Gawân“, war ein neuer Beweis für den Ernst und die Kraft, mit der trotz allem hier gearbeitet wird. Sie schließt eine Reihe von Unternehmungen ab, mit der man nur die Kunstleistung der andern Berliner Bühnen zu vergleichen braucht, um sie richtig einzuschätzen. Ein Dichter, der seit Jahr und Tag vergeblich an alle Türen klopft, wird in sein Recht eingesetzt, und die Art, wie das geschah, zeugte wieder von der alten guten schauspielerischen und szenischen Zucht. Für Stucken selbst wird es einen unberechenbaren Vorteil bedeuten, daß er einmal eins seiner Werke auf die Optik und Akustik der Bretter und Kulissen hin nachprüfen konnte. Die Erfahrung wird ihm gezeigt haben, wie weit er auf dem rechten Wege war, und wo er abbog. Er konnte erkennen, daß sich

seine Symboldichtung von dem christlichen Ritter, der wie der Dürersche durch Tod und Teufel unangefochten hindurchreitet und büßend seine Seele rein bewahrt, zu prachtvoll eindringlichen, sinnlich greifbaren Bildern verdichtet hat, daß sie nur zum Schluß ins Vage hinabgleitet, weil sie plötzlich die Verbindung mit dem Leben verliert und ins Gedanklich-Dogmatische ausschweift. Und weil eines der feinsten Motive seiner Dichtung: die Personalunion zwischen der jungfräulichen Gottesmutter und dem Menschenweib als der Verkörperung sündhafter Verführung (die der Begriff der Liebe durch sein geistig-sinnliches Doppelwesen als Vermittler eint), nicht bis an die Schwelle der voraussetzungslosen Klarheit geführt wird, welche die grobe Bestimmtheit des Theaters verlangt. Er wird nun besser wissen als zuvor, was er zu vermeiden hat, wenn er sich künftig an die Bühne wendet.

* * *

Aus dem Revier der bildenden Künste ist wenig Erhebendes zu melden. Es ist eine große Unsicherheit und Verdrossenheit zu spüren. Einer erfreulichen Tatsache sitzt immer eine unerfreuliche auf dem Nacken. Der Wettbewerb „Groß-Berlin“ der Architektenvereine, dessen Ergebnisse sich nun bald im Rahmen der Städtebauausstellung der Öffentlichkeit präsentieren werden, läßt Hoffnungen für die künftige Behandlung und Gestaltung des Stadtbildes aufsteigen — inzwischen reißt man eines der schönsten und reizvollsten Baudenkmäler Altberlins: Gontards graziös-festliche Königskolonnaden, einfach herunter, weil „der Verkehr“ es angeblich fordert, und beschwört die Zornesstimmen der Kunstfreunde mit der berühmten Beschwichtigungsformel des „Wiederaufbaus an anderer Stelle“. Für die internationale Ausstellung zu Rom im nächsten Frühjahr hat die Regierung die vernünftige Organisation, die vor sechs Jahren vor St. Louis von der Genossenschaft durchkreuzt wurde, zur Tat gemacht, indem sie einem einzelnen, gutgewählten Vertrauensmann, Artur Kampf, das Arrangement übertrug — aber in der Nationalgalerie sieht es böser als je aus, und es scheint tatsächlich, als ob einer ihrer kostbarsten Schätze: die ausgezeichnete Sammlung internationaler moderner Kunst, die Tschudi begründete und die einen Ruhmestitel für Berlin bedeutet, aus dem Zusammenhang mit den übrigen Teilen der Galerie gerissen werden sollte. Auf der andern Seite macht man von Stellen her, auf denen sonst ehrlich und tapfer für die Kunstinteressen Berlins gefochten wird, der Generaldirektion der Museen, die in den übrigen Provinzen

ihres Reiches mit so viel genialer Energie und Tüchtigkeit waltet, das Leben unnütz sauer. Unstimmigkeiten und Unbehaglichkeiten überall!

Auch in den Ausstellungen, die unser Stolz sind, ist auf die prächtig daherrauschende Flut des Winters im werdenden Frühjahr die Ebbe gefolgt. Die amerikanische Kunstschau der Akademie wäre auch ohne den gefährlichen Vergleich mit der imposanten Ausstellung der Rokokofranzosen, die sie ablöste, eine sanfte Enttäuschung gewesen. Manches mag am Charakter der Sammlung liegen, die uns als Repräsentation der Malerei der neuen Welt angeführt wird. Sie hat offenbar die Jugend Amerikas zu wenig berücksichtigt und auch sonst Künstler und Gruppen übergangen, die auf manchen internationalen Ausstellungen des letzten Jahrzehnts, namentlich im Pariser Kunstpalast von 1900, die schöpferische Tätigkeit der Vereinigten Staaten auf diesem Gebiet ganz anders erscheinen ließen. Aber im ganzen beruht der matte Eindruck der großen Kollektion doch auf der Schwächlichkeit, Unselbständigkeit und Temperamentlosigkeit des Durchschnitts der amerikanischen Malerei. Nimmt man die sublimen Farbenpoesien Whistlers, die vornehmen Bildnisse von Sargent und einigen seiner Nebenmänner, die sich an ihm schulten, die von Fern an Cézanne erinnernden Landschaftsimpressionen von John Henry Twachtman, die geistreichen Radierungen von Pennell (die man jetzt auch im Berliner Kupferstichkabinett gut studieren kann), die stark empfundenen Wirklichkeitsphantasien Henry Muhrmanns und wenige sonstige Stücke aus, so fehlt dem Blick über die Gesamtheit jeder persönliche Ausdruck, jede koloristische Kraft, jede Leidenschaft des Naturgefühls und der malerischen Lust. Es ist in Wahrheit eine herzlich langweilige Veranstaltung geworden. Immerhin erweitert auch sie unsere Kenntnis und Erkenntnis, und wir wollen den sachlichen Dank, den wir dafür schulden, nicht vergessen. Einer meiner Universitätslehrer sagte mir einmal: „Wenn bei einer wissenschaftlichen Arbeit ein Buch uninteressant ist, so ist eben das daran interessant, daß es uninteressant ist" . . .

Richard M. Meyer: Wissenschaftliche Moden

(Schluß)

Das Lustige an der doktrinären Überspannung des historischen Sinnes, gegen die gerade der große Anarchist Nietzsche eine so glänzende als gern übersehene Streitschrift geschrieben hat, ist die Art, wie sie sich selbst widerlegt. Denn sie muß ja doch jede Entwickelung anerkennen, d. h. jede Umgestaltung des eben noch (im Hegelschen Sinne) „Vernünftigen". Ich habe einmal Hevesis, durch ihre Einzeldarstellungen übrigens sehr wichtige, Geschichte der österreichischen Kunst auf diese Formel gebracht: „Dem wahrhaft großen Maler A. hat die Kunstkritik bisher schweres Unrecht getan, weil sie, statt ihn historisch zu erfassen, objektive Forderungen an ihn stellt. Nimmt man ihn aber als das, was er war, als einen Repräsentanten jener Zeit kindlichen Vertrauens und kräftigen Wachstums, so werden seine süßen urgesunden Kinderköpfe als ein unendlicher Fortschritt gegen die akademische Magerkeit seiner Vorgänger erfreuen. Kommt man freilich von ihm zum Meister B., so erstaunt man über die rasche Fortentwickelung von A.s geschmacklos-süßlicher Biederkeit zu der Energie dieser ernsten, hageren Denkerphysiognomien; um eine neue Verwunderung zu erleben, wenn man sich von B.s dürftiger, rein intellektueller „Geistmalerei" zu den künstlerisch abgerundeten Genrebildern unseres herrlichen C. wendet." Und so fort; denn die Manie, jede Eigenheit als historisch notwendig begreifen und verzeihen zu wollen, führt eben unvermeidlich zu den Akrobaten-Kunststücken einer unaufhörlich ihren Standpunkt wechselnden Apologetik.

Sie führt auch in ihrer Anwendung auf die Individualpsychologie unmerklich zu einer ebenso bedauerlichen Schwarzmalerei, wie in ihrer übermäßigen Betonung des Milieus zu solch advokatorischer Schönmalerei.

Im Grund handelt es sich ja bei der vermeintlichen Ablehnung alles Lobs und Tadels zugunsten des Begreifens trotz Spinoza, trotz Hegel und trotz Ranke immer nur um ein Zurückschieben des Urteils; denn gänzlich läßt sich unsere moralische Parteinahme nun einmal nicht unterdrücken. Bei den „Rettungen", die selbstverständlich hin und wieder berechtigt, ja nötig sein können, — wie denn Tilly schwerlich das Scheusal war, das uns in der Schule gezeigt ward, und Gottsched zwar nicht das unvergleichliche Genie Reichels, aber auch gewiß nicht der monumentale Idiot manches zu eifrigen Lessingianers —, wird die Schuld den unglückseligen Gestirnen zugewälzt; das heißt die bösen Zeiten sollen den bösen Menschen, die „dunklen Epochen" den Toren schuldlos machen. Aber es gibt keine Zeit, die so sittenlos gewesen wäre, daß jenes Scheusal von einem Kindermörder, das Huysmans (in Là-bas) mit sentimentalem Historizismus verteidigt hat, nicht auch auf solchem Hintergrund ein Scheusal bliebe; und keine Epoche war so dunkel, daß sie individueller Begabung nicht immer noch vollen Raum zur Betätigung großer Borniertheit gelassen hätte.

Dies Zurückschieben hilft also nichts; es hilft auch nichts bei den „Pathographen". Seit Lombroso die nie geleugneten Zusammenhänge von Genie und Wahnsinn mit grenzenloser Oberflächlichkeit breitgetreten hat, ist jedes in hohem Wahnsinn rollende Dichterauge ein ausreichendes Aufnahmeattest für die Irrenanstalt geworden. Mit unzweifelhaft pathologischen Naturen wie Rousseau, Grabbe und Kleist fing man an, um schließlich vor Goethe nicht Halt zu machen. Die beliebteste Spezialität wiederum bei der psychiatrischen Behandlung toter Dichter ist die Untersuchung auf „Perversität". Es hat sich eine eigene „Sexualphilologie" herausgebildet, die aus den unschuldigsten Wendungen den in puncto puncti normalsten Heroen einen Strick dreht und dem unglücklichen Platen den späten Trost verschaffen möchte, er sei höchstens primus inter pares. Daß Rétif de la Bretonne mit seinen angeblich tausend Kindern zum Sünder gegen jenen viel umfochtenen Paragraphen des Strafgesetzbuches gestempelt wird, ist nur eine Frage der Zeit. Für den unbefangenen Leser ist es allerdings oft schwer, bei diesen „medizinischen Feststellungen" etwas Perverses anderswo zu entdecken, als in der krankhaften Sucht der betr. „Forscher" selbst. Aber einstweilen erfreuen sich die hastigsten Perversificatoren noch des gleichen Ansehens beim Publikum, wie die wenigen gründlichen Arbeiter, die Heines Krankheit oder Kleists

Reise nach Würzburg untersucht haben. Dabei sind sie der ehrlichen Meinung, ihren Patienten einen Dienst zu leisten, wenn sie die freilich zuletzt ins Pathologische entartende literarische Selbstzerstörung Otto Ludwigs oder gar den großen Stil schon in Nietzsches Jugendwerken als unwillkürliche Bekundungen des Wahnsinns „erweisen". Und mit welchen Mitteln! wir haben schon gelesen, daß einem Dichter der Mangel an Geschäftssinn zum Schlüssel in das Sanatorium geschmiedet werde! So schlägt die Rettungswut hier geradezu in die Lust an Beschmutzung um, und man möchte manchen hierhergehörigen Autor geradezu selbst der Koprophilie, der Schmutzmanie bezichtigen.

Denn die psychologische Deutung bildet wahrlich nicht den Glanzpunkt der modernen Wissenschaft. Möbius schrieb „über die Hoffnungslosigkeit aller Psychologie"; wohl nicht bloß aus der eigenen Erfahrung. Denn es ist erstaunlich, wie selten modernen Forschern ein deutliches psychologisches Bild ihrer Helden, eine klare Vorstellung der Möglichkeiten und Unmöglichkeiten in ihrer Seele vor Augen schwebt. Eine Methode, die nur noch mit Begriffen und Sachen arbeitet, verliert eben zuletzt jedes Verständnis für den Spielraum des überhaupt oder in bestimmten Zeiten Denkbaren. So würden die erzgelehrten Betrachtungen des großen norwegischen Forschers Bugge und seines belesenen deutschen Gefolgsmannes Elard Hugo Meyer über die Entstehung der nordischen Mythologie und der Eddagedichte schon daran allein scheitern müssen, daß erstens ein Mann von so umfassenden biblischen, rabbinischen, antiken Kenntnissen, wie sie ihn voraussetzen, für die Zeiten vor Sophus Bugge und E. H. Meyer undenkbar ist, und daß zweitens, wenn er denkbar wäre, er nicht so hätte dichten können. Oder man traut in der älteren Literaturgeschichte aus Mißtrauen gegen die (früher unzweifelhaft übertriebene) Ableitung poetischer Darstellungen aus wirklichen Vorgängen dem Neidhart von Reuenthal oder Wernher dem Gärtner ein Maß von Erfindungsgabe zu, das mir wenigstens die Grenzen der psychologischen Wahrscheinlichkeit weit zu überschreiten scheint.

Und wieder steht neben solcher Verleugnung oder doch Suspendierung der Psychologie ein gefährliches Raffinement in der Seelendeutung. Für die einfache Annahme, daß ein Verfasser leidenschaftlicher Dichtungen ein leidenschaftlicher Mensch, und ein Autor trockener Aufzählungen ein Pedant gewesen sei, haben die Hochweisen nur noch vornehme Verachtung. Natürlich kann diese Ableitung unter bestimmten

Umständen einmal irrig sein; sie generell als „bequeme Auffassung" abzutun, ist so seltsam, als wenn man behaupten wollte, nur Phlegmatiker begingen Selbstmord.

Wir haben ein System von umgekehrter Erklärung erhalten, das ich als „psychologie par ricochet" zu bezeichnen pflege. Alles bedeutet das Gegenteil. Jede Poesie spricht (das hat Ortner schon vor zwanzig Jahren verkündet) nur das aus, was ihrer Zeit fehlt; und die „Bildungspoesie" des 19. Jahrhundert beweist die Unbildung jener Epoche. Adalbert Stifters Korrektheit muß aus mühsam überwundenem vulkanischen Feuer hervorgegangen sein; und wenn Friedrich Nietzsche mit heroischem Selbstvertrauen auftritt, erspäht Overbecks Scharfsinn gerade hieraus einen völligen Mangel an innerer Sicherheit. Raffael ergab sich sanften Umrißlinien, weil er ein anderes Mittel nicht fand, seine titanische Wut zu bändigen; und Michel Angelo entwarf ungeheure Bewegungen, um sein schlafmütziges Naturell aufzustacheln. Und unsere Seelendeuter machen oft die wunderbarsten Fehlschlüsse, nur weil sie so große Logiker sind.

In das Kapitel der künstlichen Selbsterschwerung des Verständnisses gehören auch die beiden auf die Beurteilung des dichterischen Prozesses bezüglichen wissenschaftlichen Moden, die ich schon gestreift habe: die antibiographische Methode und die Überschätzung der Phantasie, zwei Dinge, die kaum zu trennen sind.

Ich gab es schon zu, daß wir (besonders in der Geschichte des Minnesangs, und in der Goethe-Philologie) die unmittelbare biographische Ausnutzung der Poesie unzweifelhaft übertrieben haben. Daß Hartman von Aue gern kaufmännische Bilder braucht, beweist noch gar nichts; und daß Heinrich Heine das Gedicht „Nächtliche Fahrt" gedichtet hat, kann ihn nur in Eugen Dührings Augen zum Mörder machen. Aber nun hat eine Reaktion eingesetzt, die Dichtung und Leben, all unseren Erfahrungen an neueren Künstlern zum Trotz, fast völlig trennen will; eine Furcht vor der Zurückführung der Dichtung auf die Wahrheit, die schon unsere frühesten Dichter abseits von aller Realität eine reine Schreibtischexistenz führen läßt. Schönbach glaubt dem Ulrich von Lichtenstein gar nichts mehr, der doch lange nicht so „unwahrscheinlich" ist als etwa vor hundert Jahren der „Theatergraf" Hahn, der Vater der Dichterin Ida Hahn-Hahn, mit seiner Verkörperung der kompleten Theaternarrheit.

Statt die einfachsten Niederschläge der schlichtesten Wirklichkeit

anzunehmen, sucht man lieber überall „Novellenmotive". Bezeichnend ist z. B. das kleine Schriftchen „Die heilige Elisabeth" von K. Wenck, dessen Ergebnisse allgemein akzeptiert zu werden scheinen. Über die Herbeischaffung oder die Bewertung der Quellen des Materials habe ich natürlich kein Urteil; wohl aber über ihre Ausnutzung und die Folgerungen des Verfassers. Wenn die Landgräfin Sophie als „die weltlich-prächtige Herrin und böse Schwiegermutter" von der Legende geschildert wird, so soll diese ein novellistisches Motiv eingeschwärzt haben. Das ist natürlich möglich; aber wie wird es bewiesen? Daraus, daß die Landgräfin vier Jahre nach dem Tode ihres Gatten Wohnung bei den Cisterciensernonnen nahm, aber ohne auf ihre Besitztümer zu verzichten; und daraus, daß sie in einem Gebetbuch liebend und sorgend ihres Gatten gedenkt und in einem Gebetbuch in der typischen Haltung der frommen Burgfrau dargestellt ist! Aus solchen durchaus herkömmlichen Momenten und Ausdrücken „treue Gattenliebe und ein für Liebestätigkeit erschlossenes Herz" zu folgern, scheint uns „romanhafter" als die alte Legende. Und weshalb könnte denn die fromme Witwe nicht eine weltlich-prächtige Herrin und böse Schwiegermutter gewesen sein? Die Frage, wie das „novellistische Motiv" entstand, oder weshalb es hieraus gezogen wurde, hat Wenck sich hier so wenig wie an anderen Stellen vorgelegt.

Auch die Neigung, alle „bedeutenden" Namen als Erfindung anzusehen, gehört dahin. Schneegans sieht in dem Namen von Dantes Beatrix schon den Beweis ihrer Unwirklichkeit; könnte er das nicht auch, wenn sie Clara oder Rosa genannt wäre? Selbst Burdachs Neigung, den Namen Walters von der Vogelweide, und Seemüllers, den Neidharts von Reuenthal als „Berufsnamen" zu deuten, sind nicht frei von jener Tendenz. Jakob Grimm hat auch mit Schillers glänzendem Namen gespielt, W. Schlegel in dem Grillparzers Grillen und Parzen vereint gelesen; Heine hat Bürgers Namen symbolisch gedeutet und Immermann den eigenen.

Man darf sich nicht vorstellen, daß nur eine abweisende Deutung „kritisch" sei; wo die Überlieferung das Richtige bewahrt hat, da ist es eben kritisch, ihr zu folgen.

Gewiß, zu völliger Sicherheit kommen wir selten. Aber wo können wir das in Fragen, die überhaupt der Deutung bedürfen? und jedes Tatsachenmaterial ist stumm und taub, bis wir es gedeutet haben!

Aus dieser Erkenntnis heraus haben sich die Geisteswissenschaften in die Analogie der Naturwissenschaft gestürzt und haben bei der Beschaffung des Materials ihr Heil in der Vollständigkeit des Alten und seiner statistischen Bearbeitung gesucht. Statistik! letzte Illusion der Objektivität! mühsamer Umweg zur „Erkenntnis des Erkannten"! Sehr hübsch hat kürzlich Poppe geschildert, wie der Experimentalphilosoph Marbe die Rhythmen bei Goethe und Heine mit dem exakten Verfahren der Statistik beobachtet und glücklich zu dem Ergebnis gelangt, daß die Goethesche Prosa in dem gewählten Textabschnitt ruhiger, gehaltener, von gleichförmigerem Rhythmus sei als die „beobachtete" Heinesche Prosa ... „Walpurga", heißt es in Mauthners köstlicher Parodie auf Auerbach, „schloß scharfsinnig aus den Streifen von Kohlenruß um die Augen, daß er geweint und sich mit den Ärmeln der Jacke die Augen gewischt habe. Übrigens hatte sie es gesehen."

Nur in den Naturwissenschaften, in denen es sich um genau charakteristische und „fungible" Einzelfälle handelt, läßt sich die Statistik ohne Gefahr verwenden; wie stark die Interpretations-Möglichkeiten überall sonst die Selbsttäuschung der „Objektivität" zerstört, beweisen die nationalökonomischen Statistiken zur Genüge. In der Philologie vollends hat die Statistik nur in den „anorganischen" Disziplinen Wert: in der Grammatik und — mit Vorsicht angewandt — in der Metrik; Marbesche Experimente und Rittersche Sprachstatistik liefern keine Resultate, die zu der Umständlichkeit des Verfahrens in irgend welchem Verhältnis ständen.

Beruht die Anwendung der statistischen Methode auf literarische Probleme nur auf einer voreiligen Entlehnung einer hier nicht angezeigten Arbeitsweise, so ist eine andere wissenschaftliche Mode der Ausdruck einer niemals zulässigen Übertreibung. Während die Statistik Vollständigkeit des Materials voraussetzt, hat die Überfülle an Stoff, die unseren Wissenschaften tagtäglich zuwächst, vielfach dazu geführt, daß man sich ganz willkürlich dem zufälligen Bestand unserer Kenntnisse überläßt. Alle Mythen, Volkslieder, Sprichwörter können nur die wenigen Auserlesenen beherrschen, die Reinhold Köhler, Wilhelm Hertz, Johannes Bolte. Aber deshalb brauchten die weniger Glücklichen noch nicht mit naturgemäß begrenzten Kenntnissen eine unbegrenzte Kombinationslust zu verbinden. Diese „Ableitungsmanie" ist aber allmählich zur gefährlichsten aller wissenschaft-

lichen Moden für die Geisteswissenschaften geworden. Weil sie in zwei oder drei Einzelheiten Ähnlichkeiten zeigen, bringt Jensen alle Epen der Welt in genealogische Beziehung; weil zwei Reimworte stimmen, sollen zwei Minnesänger, die sonst nichts gemein haben, sofort „auf Grund dieser schlagenden Übereinstimmungen" Lehrer und Schüler heißen. Man vergißt, mit der Unmasse anderen Materials zu rechnen, das zwischen Assyrien und Europa liegt, wenn es sich überhaupt um Beziehungen handelt; man versäumt es, mit den unzweifelhaft verlorenen Belegen zu rechnen. So ist man in ein wahres Spinngewebe von Abhängigkeiten und Beziehungen gekommen. Die Anhäufungen der Einzelübereinstimmungen von zufälliger oder zweifelhafter Natur sollen den fehlenden Blick für wesentliche Verwandtschaft und Wesensverwandtschaft ersetzen; und schließlich haben wir nur loses Geröll, unorganische Haufen von Einzelheiten, die zu beliebig anderen Kombinationen in diesem wissenschaftlichen Mosaikspiel aufrufen!

In diesem letzten Fall erkennt man es am deutlichsten, wie leicht die wissenschaftliche Mode zur wissenschaftlichen Krankheit werden kann. Zwar lehrt die Erfahrung, daß gerade in den gefährlichsten Momenten dann die rettende Krisis einzutreten pflegt — die Reaktion; aber zu oft führt sie dann eben nur zu der entgegengesetzten Krankheit! Wie der arme Kranke, den Dante zum Gleichnis für die Parteiungen seiner Vaterstadt Florenz gebraucht, so wirft sich auch die Wissenschaft in lebhafter Bewegung von einer Seite auf die andere, und wurden gestern die Empiriker verachtet, so verlästert man heut jeden, der philosophische Anschauungen in die Forschung mitzubringen wagt. Das alles aber sind eben zwar Übertreibungen, aber doch Äußerungen wirklicher Entwickelung; und einem Erstarren in unpersönlicher Routine ist auch ein ganzer Sack voll wissenschaftlicher Krankheiten und Moden noch vorzuziehen!

Friedrich Kayßler: Allerleirauh

Das Kind vor dem Spiegel. Es flößte mir als Kind einen gewissen Unwillen ein, als ich zum ersten Mal mit Überlegung in den Spiegel sah und den Körper, den ich darin erblickte, als Ich zu empfinden mich gezwungen fühlte. Ich kann mich heute noch genau dieses Augenblicks erinnern, ich weiß noch, daß ich bis dahin in meinem Innern eine viel unbestimmtere, aber wie mir schien wertvollere Empfindung, ich möchte sagen ein Gefühl reicherer Fülle mit dem Begriff meines Ich verbunden hatte und nicht angenehm überrascht war, im Spiegel eine fest umrissene Gestalt zu sehen, die mich an viele ähnliche erinnerte und nichts von dem bisher in mir Gefühlten auszudrücken schien. Sie war mir gänzlich fremd, ich fand sie etwas nüchtern und mußte mich erst an sie gewöhnen. — Ist dies nicht ein neuer Beweis dafür, daß die Seele des Kindes nicht ein Einfaches, Neues, Niegeborenes ist, sondern ein aus früheren Existenzen Zusammengeflossenes, das nun in das neue Leben im Unterbewußtsein Erinnerungen mitbringt, die es seinen neuen Körper zunächst gewissermaßen kritisch betrachten lassen. Woher denn auch die tiefen, unergründlichen Augen der kleinen Kinder, die uns Dinge zu sagen scheinen, unsichtbare Dinge, vor denen wir erschauern, — welche das erwachsene Kind niemals auszusprechen imstande sein wird, weil sie von der Last der sichtbaren Dinge gänzlich verschüttet wurden.

Zweites Jünglingsalter. Heute habe ich wieder einen Altersgenossen gesprochen, der meiner Ansicht ist, daß die Jahre von dreißig bis achtunddreißig etwa beim männlichen Geschlecht die zweite Jugend bedeuten. Nachdem wir uns in der Mitte der zwanziger Jahre zu erstaunlicher Sicherheit erhoben hatten, die alles zu erfassen und zu begreifen schien, schwebten wir mit dreißig etwa freiwillig wieder zu der kindlich dreinschauenden Bescheidenheit der ersten Jünglingsjahre herab, die sich zur Unwissenheit bekennt, ja wir warfen manche schwer errungene Erkenntnis fanatisch über Bord und nahmen freudigen Mutes die alten Fahnen und Feldzeichen zur Hand, auf denen von geheimnisvollen Wunderzeichen umwunden die unbesiegbaren Ideale unserer Jugend prangen. Wir finden dabei, daß wir trotz all unserer „Reife“ noch immer an sie glauben; nur daß wir unsere eigene Schwäche und Unzulänglichkeit besser

kennen gelernt haben und beginnen, mit kritischen Augen diese an unseren Idealen zu messen. Und nun kommt eine zweite Entwickelungszeit, die Epoche des zweiten Jünglings, mit schon zerfetzten Flügeln, die Wiederkehr alten Zweifelns und Hoffens. Um die vierzig muß es sich entscheiden, ob diese zweite Jugend etwas genützt hat oder ob sie vergebens wiederkehrte.

Bescheidenheit der Großen. Warum sind die wahrhaft Großen so bescheiden? — Sie werden verlegen und unsicher angesichts der Unmöglichkeit, sich an irgend Anderen zu messen.

Vielheit. Die Vielheit ist zu ekelhaft, als daß sie nicht einmal aufhören müßte zu existieren. Irgend einmal. Jede anständige Weltanschauung muß das zugeben.

Das neue Mysterium. Solange unsere Seele die „Maschine" als solche nicht mit demselben Gleichmut betrachten gelernt hat wie der Vorzeitmensch seine Feuersteinwaffe, solange kann ein neues Mysterium nicht geboren werden. Dann aber muß es geboren werden, das, was sich in der fernsten Dämmerung unserer geheimen Träume ankündigt. Es wird nicht eine plötzliche Erlösung sein, wie sie die Toren zu allen Zeiten von den neuen Mysterien erwartet haben; aber es wird etwas sein, was von der Menschenseele den Bann einer Jahrhunderte alten lästigen Verantwortung nimmt, so daß es wieder möglich werden wird, frei aufzuatmen und für irgend ein kleines heimliches Wunder zu leben oder zu sterben.

Diese und Jene. Es gibt Solche, die mit einem guten Gleichmut auf die Welt kommen; sie nehmen die Dinge, wie sie sind; sie finden Leben und Sterben als gegebene Tatsachen vor und rechnen von vornherein damit, ohne sich darüber zu wundern. Diese, wenn sie sonst gute Kraft in sich tragen, haben das Zeug dazu, Herren des Augenblicks, Könige dieser Welt zu sein. Und es gibt Andere, die zwei große erstaunte Augen aufschlagen, wenn sie zur Welt kommen, und sich nicht genug wundern können über die zwei unbegreiflichen Dinge Leben und Tod, die niemals aufhören, das Leben als ein Wunder anzustarren und über den Tod nachzugrübeln, solange sie leben; und über dem Staunen und Grübeln finden sie keine Zeit, den Augenblick wahrzunehmen, sie haben vergessen zu leben, wenn sie sterben, und wenn der Tod sie ansieht, begegnet er denselben Kinderaugen, wie das Leben bei ihrer Geburt. Jene siegen heute, diese in der Ewigkeit.

Der Fluch des Namens. Wären die Namen nicht, die Dinge würden ins Grenzenlose wachsen können. Wieviele Möglichkeiten liegen nicht in dem kleinsten Ding dieser Welt? Aber der Name ummauert das Ding mit einer festen Grenze, so daß es sich nicht auswachsen kann. — Sind es uralte göttliche Gebräuche, die in mir wirken oder ist es die nackte Natur, die in mir schreit und sich gegen die Kleider wehrt, die man ihr anziehen will?: aber meine Scheu vor dem Namen geht so weit, daß es mir schwer wird, einen geliebten Menschen sehr laut beim Namen zu rufen. Mir ist, als würde damit etwas verletzt, irgend ein Gesetz vielleicht, das sagt: „Halte rein das Unbenannte; da du es liebst, ist es dir ja das nicht zu Benennende. Sobald du ihm einen Namen gibst, erniedrigst du es zu dem gemeinen Vielerlei, das sich mit Namen behängt, damit es nicht verwechselt werde." Oder ist es eine uralte Zeit, die grollt, ein Zeitalter, wo das menschliche Gefühl noch mit ungebrochener Kraft Raum und Zeit überflutete: „Was müßt ihr euch bei Namen rufen, die ihr euch in Wahrheit liebt? Genügt nicht der Hauch eines Gedankens, der in das Weltall fällt, daß ihr zueinander fliegt und werdet ein Krystall, und wäret ihr auch fern voneinander an den zwei Enden der Welt?!"

Worte lesen. Worte haben Duft, der über ihnen schwebt; Viele, die Worte lesen, nehmen sich nur diesen Duft hinweg. Oder Worte haben etwas Festes, Körpervolles, das man fühlen kann wie die volle Blüte einer Blume; Viele, wenn sie ein Buch in die Hand nehmen, gehen gerade auf den Leib der Worte los, zerpflücken ihn und wollen sehen, was darin steckt. Und Worte haben einen Duft, der aus der Ferne hinter ihnen kommt, einen Lichtduft, der von der fernen Lichtquelle herrührt, welche die Worte zu Formen aufblühen ließ, sowie es einen Sonnenduft gibt von einer Sonne her, die Blumenformen hervorlockt; Manche, die Worte lesen, achten nicht auf den Duft über den Worten, sehen den Körper der Worte kaum — aber sie atmen den Lichtduft. Nur um seinetwillen lesen sie.

Bewahrte Tränen. Jede Träne, die du Kraft genug hast, in dein Inneres zurückzubannen, rinnt einwärts in deines Wesens Kern und hilft dort an einem Krystall bilden, dessen Reinheit und Klarheit das Dunkel deines Inneren allmählich erhellt und eines Tages dich ganz durchleuchten wird.

R u n d s c h a u

Da „Nord und Süd“ am 1. Mai cr. in einen anderen Verlag übergeht, der durchgreifende Änderungen im Betriebe und in der Gestaltung der Zeitschrift plant, lege ich mit dem Erscheinen dieser Nummer die Redaktion nieder.

Berlin, 15. April 1910

Dr. Max Osborn

Italienische Treue

Es war ein rührender Abschied auf dem Bahnhof in Florenz. Marchese di San Giuliano reckte sich — so erzählen die Augenzeugen — auf seinen Fußspitzen, so hoch er nur konnte, tief neigte sich die hagere Gestalt des Kanzlers herab und drückte den kleinen Italiener an die deutsche Hünenbrust. Ein sinnfälliges Symbol der neuen, alten Verbrüderung. Sollen wir nun der Römertreue, die der Chorus der italienischen Presse diesmal mit so ungewohnter Einhelligkeit beteuert hat, wieder voll vertrauen? Trotz all der graziösen Extratouren, trotz Algeciras, wo auch San Giuliano hinter Visconti Venosta den Doppelzwirn spann, trotz Gaeta und Racconigi? Wir dürfen's, sofern wir uns vor einer Illusion hüten, zu der das offiziöse deutsche Communiqué über die spolia opima der Italienreise des Herrn von Bethmann Hollweg leicht verleiten könnte. Will man die Formel dieser Kundgebung, „die Dreibundpolitik habe in beiden Ländern zu feste Wurzeln geschlagen, als daß sie von einem Wechsel der Personen berührt werden könnte“, so deuten, als hätte die Tripleallianz sich auch jenseits der Alpen das Volksherz erobert, so wäre das eine gefährliche Selbsttäuschung. Populär kann in Italien das notwendige Übel dieses Bündnisses nicht werden, solange seinem Entweder nur das Oder eines Kriegs mit Österreich gegenübersteht. Und wie nahe den breiten italienischen Massen, die auch heute noch den Österreicher mit gehässi-

gem Nebenklang den Tedesco nennen, die Verallgemeinerung liegt, kann die Deutschenhetze am Gardasee erweisen, die nur wirtschaftliche Klugheit erst jüngst zum Schweigen brachte.

Dem offiziellen Italien aber mag man die neuerliche Erwärmung der erstarrten Dreibundgefühle gerne glauben. Ihre Temperatur sank immer, so oft man in Berlin und Wien die Freundschaft Italiens als eine Unentbehrlichkeit zu empfinden schien. Und der Umschwung kam in demselben Augenblicke, wo man — müde der allzu lebhaften Farbenspiele des italienischen Himmels — sich an der Donau und Spree für den Notfall auch ohne Italien einzurichten begann. Als Deutschland sich im Brausen des Balkanföhns so entschlossen neben seinen schnellgerüsteten Nachbar gestellt hatte, bekam auch der pendelnde Stiefel endlich wieder einen festen Ruck. Selbst nach der anstrengenden Rundreise des Zaren um die schwarz-gelben Pfähle hat Tittoni über seine Unterhaltungen mit Iswolski einen idyllischen Bericht in die Wilhelmstraße geschickt. Hier hatte man sich zu der plötzlich hervorbrechenden Volksbegeisterung für den Auftraggeber der russischen Standgerichte schon ein Verslein gemacht, zu der Begeisterung, die selbst den republikanischen Bürgermeister von Rom an der Tafel des Zaren erscheinen und die lange angekündigte Katzenmusik der Sozialisten jäh verstummen ließ. Heute aber sind alle Blütenbäume von Racconigi, auch die heimlichsten, schon welk. Die letzten Stengel siechten im Frost der Botschaft, daß zwischen Petersburg und Wien wieder normale Beziehungen hergestellt seien. Das Augenzwinkern Iswolskis war also nur ein neckischer Scherz gewesen.

Nun findet ihr Italien wieder getreu auf dem Weg, „den es seit dreißig Jahren nicht verlassen hat", und eifrig beflissen, den Scheitel des deutschen Gastes mit allen Ehren zu kränzen. Drum klangen die Zeitungsfanfaren so hell vor ihm her zum Preis seiner „geradezu wunderbaren Mäßigung und Weisheit in internationalen Fragen". (Ein rechter deutscher Politiker weiß übrigens den Wert der Presse überall, außer in der eigenen Heimat, zu respektieren; wie man auf der Amerikafahrt des Prinzen Heinrich den Zeitungsgenerälen gehuldigt hat, so hatte Herr von Jagow diesmal auch die Repräsentanten der italienischen Presse zum Kanzlerbankett in den Palazzo Caffarelli gebeten.) Drum strahlt jetzt auf seiner Brust der Goldstern mit Mariä Verkündigung, Italiens höchster Orden, der sonst nur Souveränen und den erlesensten italienischen Politikern verliehen wird. Drum überboten sich der König und seine Räte in Liebenswürdigkeit, und selbst der radikale und republikanische Gemeinderat Roms ließ ihm zu Ehren Gasfackeln von den Kandelabern lodern. Glänzend war die Tafel der Kardinäle und Prälaten in der eichenumhegten Villa Bonaparte, aber noch blendender die Ministerparade in der deutschen Botschaft. Wieviele Namen und wieviele Talente, möchte man fast neidisch ausrufen.

Ein trüberes Mißverständnis der römischen Stimmungen kann man

sich kaum denken als den Kummer einiger politischer Klageweiber in Deutschland über den „kühlen Empfang“ des Kanzlers. Mit hysterischem Mißtrauen deuteten sie selbst die schleunige Flucht Sonninos vor einer Abstimmung, die alle von Bettolo so mühsam ergatterten Vorteile für die nationale Schiffahrt für immer hätte vernichten können, als einen Herrn von Bethmann Hollweg angetanen Tort. Ja, sie waren nahe daran zu glauben, des Königs Großmutter sei nur darum schwer erkrankt, um den Kanzler zu ärgern. Auch diese unwirschen Pedanten sind jetzt widerlegt. Luigi Luzzatti, der fast Siebzigjährige, der jetzt zum fünftenmal den Weg zur Ministerbank gefunden hat, diesmal aber endlich auch zu ihrer Spitze, brachte noch, solange der deutsche Reichskanzler auf italienischem Boden weilte, allen Schwierigkeiten zum Trotz, das neue Kabinett zustande, ein sehr buntes Koalitionsministerium. So konnte Herr von Bethmann Hollweg, dessen Besuch zur Zeit der Ministerkrise manch einer als einen Schuß ins Leere bezeichnen wollte, noch schnell mit den Erwählten von Giolittis Gnaden engere Fühlung nehmen.

Welch ein feines Gehör hat doch Luzzatti, dieser alterfahrene Unterhändler, für das, was ein anderer zu vernehmen wünscht. Fast ist es, als hätte er von Professor Lamprecht gelernt, wie man dem neuen Mann in Berlin das Willkommenste sagt, und wie ein Echo vom philosophischen Kanzler, vom späten Erben der Klassiker klingt seine Antwort auf Herrn von Bethmann Hollwegs Glückwunschtelegramm, das der Unterredungen gedenkt, „in denen Sie hohe Gedanken zum Ausdruck gebracht haben, wie sie eines wahrhaft überlegenen Staatsmanns würdig sind.“ Immerhin ist nicht zu verkennen, daß die schmucklose und gerade Art des Kanzlers, der sich von jedem Überschwang und jeder Übertreibung fernhielt, in Rom einen Vertrauen erweckenden Eindruck gemacht hat. Und es ist wahrscheinlich, daß er mit seiner Politik der unverschnörkelten Linie in den auswärtigen Angelegenheiten eher Erfolg haben wird als im Inneren. Hinter seiner wortkargen Sachlichkeit sucht man nicht so leicht noch eine zweite Deutung wie hinter den polierten Diplomatenworten des Fürsten Bülow, der während des römischen Besuchs sich in seiner Rosenvilla mit so gutem Geschmack in der Dämmerung hielt. Der Virtuos der Liebenswürdigkeit mag nicht ohne Verwunderung von seinem Ruhesitz beobachten, wodurch der Spröde und Herbe im Vorteil ist und wie sein Nachfahr, während ihn daheim im wohlvertrauten Kreis Abhängigkeit lähmt, auf einem Felde, das er früher nie gepflügt hat, die ersten reifen Garben schneiden kann.

Allerdings erst, nachdem Aehrenthals positiver und Iswolskis negierender Geist ihm den Boden bereitet haben und nicht zuletzt Bülows eigene beste Tat. Seit dem Frühjahr 1909 haben auch die Phantasten unter dem bei aller Hitze des Blutes insgemein so realpolitisch gerichteten Volk der Italiener wieder umgelernt. Und

so haben seine Führer die Klugheit, den Weg, der nach mannigfachem Irrlichterieren ringsum sich doch als der sicherste zum Frieden und zum Wohlstand bewährt hat, wieder mit Lust zu gehen oder doch den Schein zu erwecken, als gingen sie ihn voll Freudigkeit. Es ist ein eigenartiges Zusammentreffen, daß gerade Luzzatti, der als einer der Ersten und Unermüdlichsten an der Annäherung zwischen Italien und Frankreich gearbeitet und die Mittelmeer-Konvention inspiriert hat, sein Kabinett jetzt so geschlossenen Zuges auf der alten Dreibundstraße aufmarschieren läßt. Und San Giuliano, der als Pariser Botschafter das Herz der Franzosen erobert und ihnen als Auslandsminister im Kabinett Fortis manchen guten Dienst erwiesen hat — eilt, kaum daß er von seiner Ernennung erfahren hat und ehe er noch die Geschäfte übernehmen konnte, dem deutschen Kanzler nach, um in Florenz vor aller Welt zu bekunden, daß die Politik der Consulta im parlamentarischen Hin und Her „unverändert bleiben soll", das heißt, er bekennt sich wieder einmal unzweideutig zum Dreibund. Wir sind's zufrieden. Es ist der erste Beweis dafür, daß sich unsre gesamte Lage in der internationalen Politik nicht verschlechtert hat. Wenn alle Friedensgarantien verankert sind, wie jetzt die korrekten deutsch-englischen Beziehungen, das leidliche Einvernehmen zwischen Österreich-Ungarn und Rußland, die Verständigung zwischen der Türkei und Bulgarien und Serbien, dann sitzt auch der italienische Anker am festesten im Grund. Und je besser es uns geht, um so treuer sind die Italiener.

Josef Adolf Bondy

Lueger

Über den toten Bürgermeister von Wien ist vieles, sehr vieles, vielleicht alles gesagt worden, was die breitere Öffentlichkeit an dieser unbestritten bedeutenden Persönlichkeit zu interessieren vermochte. Dennoch will mir scheinen, als ob ein Moment im psychologischen Werdegang Luegers, der übereinstimmend als sehr ehrgeizig bezeichnet worden ist, nicht im vollen Maße gewürdigt wird: seine nicht zu erschütternde Ausdauer. Das geradezu geniale Einfühlen dieses Mannes in die Anschauungen einer Welt, die doch seinem Bildungsgrad nach nicht die „feine" war, seine Vitalität und rastlose Tätigkeit, seine persönliche Rechtschaffenheit und vieles andere sind der Bürgermeister-Exzellenz auch von gegnerischer Seite zuerkannt worden. Von der, einen inneren Größenzug verratenden Selbstbeschränkung, von der Selbstzucht des glückbegünstigtesten Menschen Lueger ist hingegen viel zu wenig gesprochen worden. Man mag einwenden, daß er ja nicht nur das Ziel seines Strebens, die absolute Herrschaft im Rathause, erreicht, sondern aus dem Wiener Bürgermeister einen Faktor gemacht habe, der fast jedes größere Ereignis im politischen Österreich beeinflußte. Aber diesen Einfluß mußte er sich Schritt für Schritt selbst erkämpfen, unter Verbrauch seiner besten Energie erst erwerben. Und um wie vieles be-

quemer, um wie vieles leichter hätte Lueger Macht, Ansehen, kurzum alles, was dem Ehrgeiz im modernen Staat erreichbar ist, haben können, wenn er hätte Minister oder Ministerpräsident werden wollen! Die Eigenbeschränkung seines Strebens, nicht über den Bürgermeister hinauszugehen, die Voraussicht, daß auch auf dieser politisch sekundären Stelle eine Macht zu schaffen sei, die in Österreich Wind und Wetter bestimmen könne und deren Refler der Stadt Wien zugute käme, sind Momente aus der Luegerzeit, die ebenso verdienen im Gedächtnis des Volkes zu bleiben, wie seine Arbeiten, die Wien auf den Weg einer modernen Weltstadt führten. v. S.

Lebenstragödien

Es gibt ihrer viele, unendlich viele. Ist nicht am Ende der Inhalt eines jeden Dramas, eines jeden Romans eine solche Tragödie eines Lebens, ein Schicksal? Nur erschaut mit dem Auge des Künstlers, des Gestalters, des Menschenbildners? Der Form verleiht nach dem Abbild der Millionen, die um ihn herum schon Form haben? Die künstlerische Beseelung — und die wirkliche arme Seele . . .

Seele . . . was ist das doch? Ein materielles Etwas, gebunden an die vielfach komplizierten minutiösen Windungen unserer Großhirnhemisphären? oder etwa im Zwischenhirn stabilierte Materie? oder ein Luftiges, ein Atem, ein in die Luft lautlos-unsichtbar Verschwindendes? Oder im Herzen Lebendes, Vergehendes? Ein Undefinierbares, Geheimnisvolles?

Warum dem auf den Grund gehen wollen? Seele — die Gesamtheit psychischer Vorgänge, deren Sitz das Gehirn ist. (Wenn nun einmal definiert werden soll, ganz grob definiert!) Aber was ist damit klarer geworden, was ersichtlicher? Ich glaube: nichts.

Gleichwohl: sprechen wir von der Seele, von der Tragödie der Seele. Denn die Tragödie des Lebens ist ja auch die der Seele, weil beide in ewigem Zusammensein wirken. Sprechen wir von ihr, von den vielen, von einer von ihnen. Von der Tragödie eines Tagelöhnerlebens[1]). Erzählt von ihm selbst, gesehen von keinem Künstler. Mit der Gewandtheit des Vielumhergeworfenen. Mit dem Gefühl für sublime Schönheiten: den „Klingklang des Nachtstundenschlages, vom hohen Turme hereinziehend durch die Gitterfenster" des nachtwindumwehten Kerkers; das „Schielen eines Sternleins zwischen Eisenstäbe" hindurch; das leise Treten von Mäusen auf dem nackten Estrich; und das Wesen des Todes, des Sterbens. Und erzählt mit dem tiefen Hassen gegen die Herrschenden, die Mächtigen, die im Tode noch nicht die Gleichheit kennen.

Ein Schülerschicksal: arm und doch ins Gymnasium, mit geflickten Hosen, elend, hungernd; verspöttelt darum. Das tut weh in jungen Jahren. Und daheim die Mutter: betend, weinend, hungernd, nur um ihren Jungen Priester werden zu

[1]) Lebenstragödie eines Tagelöhners. Mit Vorwort von Adolf Levenstein. Verlag Eberhard Frowein, Berlin.

lassen. Priester, höchstes Ideal der Tausende, die fromm-gläubig in dunklen Gassen wandeln. Priester — und statt dessen: Qualen der Seele, eine Tragödie des Lebens. Schreiber, Wanderbursch, Fremdenlegionär, Gefangener, preußischer Soldat und Unteroffizier, Auswanderer, Arbeitsloser, Straßenkehrer, Holzschlepper, Obdachloser, Portier, Anstreicher, Kondukteur, Kellner, Maler, Nachtwächter ... Und endlich wieder Anstreicher. Man durchdenke diese Berufe in ihrer Vielheit, ihrer Verschiedenheit. Man denke, wie vor jedem her der angstvoll-matte Schrei nach Arbeit klingt. Arbeit, um des jungen Weibes willen (die als Tochter eines Lehrers und Nichte eines Pfarrers einst auch bessere Tage gesehen hat). Um des Kindes willen, das in ihr reift, das sie heimatlos in dem gelobten Lande durch Gassen und Gärten trägt. Man fühlt sich stark, gesund, sehnt sich nach Arbeit — und irrt tags und nächtens umher mit dem heiseren Rufen: Arbeit, Arbeit, Arbeit ...

Ja, wenn man unethischer wäre, wenn man rücksichtslos wäre, wenn man Morden, Rauben, Stehlen, Lügen, Betrügen nicht scheute! Aber dieser Mann — warum nennt man ihn nicht einen Helden? — ist sittlich im höchsten Grade, ist es immer gewesen, will nur die Wahrheit. Und muß darum leiden. Derweil werden daheim seine ehemaligen Lehrer am abendlichen Stammtisch ihren Skat dreschen und nebenbei von denen reden, die ihr Leben verpfuschten, versumpften, verluderten, untergingen ... Sie haben's ja immer gewußt, daß er nichts taugte! Aber nicht: daß sie ihm nicht Halt gaben, ihm nicht Erzieher waren. Warum? Weil er arm war, weil er Stipendien empfangen sollte, weil er nicht einer aus ihrer Klasse war? Doch was in aller Welt geht sie das Schicksal, die Tragödie eines Lebens an!

Man bezahlt sie, die Herren am abendlichen Stammtisch. Und sie tun ihre Pflicht, die (unbegrenzt nach ihren Höhen zu) ein jeder ja, wie's ihm gut dünkt, begrenzen kann. Dafür dozieren sie gewissenhaft: „Non scholae, sed vitae discimus". Und wissen nichts von den Tragödien des Lebens.

Zwischen den Häusern von Millionären hindurch irrt er, der ehemalige Gymnasiast. Arbeit, Arbeit ... Für Weib und Kind. Die letzten Dollars trägt er zum Arzt: erst mein Honorar, dann meine Arbeit! Und er steht vor den Leichen seiner beiden Kinder, die sterben müssen, weil der Fluch der Armut auf ihnen ruhte, wie „Hunderte, Tausende anderer Proletarierkinder, die man ruhig sterben läßt, weil ihr Erzeuger die Mittel nicht besitzt, ihr Leben zu erkaufen."

Ob Sterben auch der letzte Akt dieser Lebenstragödie ist? oder ob noch vorher die Tragödie endet, um ein paar Sonnentage dem Sterben vorangehen zu lassen? Der Wille zum Leben ist ja so gewaltig, daß er immer wieder siegt. —

Noch ein Wort über das Schicksal dieses Buches: wäre es ein Roman — als solcher dürfte es aber nie den Reichtum seines Inhalts haben — dann würden nach wenigen Wochen alle „Gebildeten" davon sprechen. So aber ist es eines Tagelöhners Aufzeichnung seines

eigenen Lebens; eines, der selbst die Tragödie seiner Seele, seines Lebens zu behalten Mut hatte; eines, den wir nicht kennen, wenngleich uns sein Name genannt wird. Und solcher Schicksal ist Vergessen-werden.

Und doch: es bleibt ein Lebensbuch „für denkende Menschen“.

K. W.

Ein Brief aus Wien

Das waren diesmal anstrengende Wochen, dicht angefüllt mit Theaterereignissen. Der Nachfasching, die Fasten, das ist ja bei uns immer die Zeit, in der die Genüsse am reichlichsten aufgetischt werden, unbekümmert um alle frommen Gebote. Aber wenn das alles verklungen ist, stellt sich alsbald eine Ernüchterung — eine Reue ein, die mindestens so echt ist wie bei allen frommen Seelen. Diesmal waren es besonders strapaziöse Theaterwochen. Wenn ich nicht irre, gab's in einem Monat sechzehn Premièren. Fortwährend neue Stücke, die nach zwei, drei Aufführungen wieder in die Theaterarchive versinken. Neue Menschen tauchen auf, neue Begriffe lassen sich häuslich in Wien nieder, während andere, altbekannte, liebgewordene verschwinden. Da gibt's Begrüßungen und Begräbnisse, künstlerische und gesellschaftliche Ereignisse in Dur und in Moll, aber immer von der gleichen animierten Wichtigkeit und mit den übertriebenen wienerischen Gebärden. Schon am nächsten Tag kümmert sich kein Mensch mehr um den, den man gestern jubelnd begrüßt oder tieftrauernd begraben hat. Man hat längst wieder andere Sorgen. Und so dreht es sich weiter, das Ringelspiel der Saison. Es ist sehr lustig anzusehen, aber für die Passagiere ist's auf die Dauer ein trübsinniges Vergnügen. Doch dreht es sich so rasch, so unaufhörlich, daß keine Zeit zum Nachdenken bleibt. Was vielleicht ein Glück ist.

Da war zunächst ein Theaterabend, an dem wird ein Leichnam, in Sackleinwand eingenäht, auf die Bühne des Burgtheaters gebracht. Und aus dieser Sackleinwand heraus entwickelt sich dann „Das zweite Leben“, Georg Hirschfelds Drama, das der Wiener Kritik und dem Burgtheaterpublikum solche Schauder eingejagt hat. Ich glaube ganz ernstlich, die Sackleinwand war an allem schuld, überhaupt die schauder-romantische, fast kolportagehafte Aufmachung des ersten Aktes. Der Einfall selbst, einen Menschen aus dem Scheintod erwachen und ihn ein zweites Leben führen zu lassen, in dem er von seinem ersten fast nichts mehr weiß, ist sehr schön und dichterisch. Es fragt sich nur, ob dieses Motiv durchaus nach dramatischer Fassung verlangte. Ob es möglich war, einen so komplizierten und verinnerlichten, vorgeschriebenen Prozeß: das Hindämmern im Halbbewußtsein, auf dem Theater lebendig darzustellen. Ob nicht die novellistische Form hier die natürliche und einzig mögliche ist. Der Dichter hat es ja selber erzählt, daß eine Geschichte, die er als Kind gehört, ihn zu dem Drama angeregt habe. Und wenn er diese Kindheitserinnerung in seiner zarten und innigen Art zu einer Novelle ge-

staltet hätte, wäre es gewiß eine schöne und merkwürdige Dichtung geworden. So wurde es ein unwahrscheinliches, trotz manchen Schönheiten monotones Theaterstück. Freilich, zu schweigender Verachtung und zischender Ablehnung bot es durchaus keine Veranlassung. Aber es war eben der letzte Premièrenabend unter Schlenther, und da wollte das Publikum nicht aus seiner gewohnten Rolle fallen . . .

Ein paar Tage später war die Leiche schon aus dem Hause geschafft und das Burgtheater von lauter Jubel und Begeisterung erfüllt. Der neue Direktor, Alfred von Berger, hielt seinen Einzug. Er persönlich wurde an diesem Abend in einer Weise gefeiert, wie es im Burgtheater noch keinem Dichter, keinem Schauspieler begegnete. Das Wiener Publikum ist eben im Mißfallen und im Wohlwollen gleich heftig und übertrieben. Der Abend selbst, eine mittelgute „Sappho"-Aufführung, gab kaum Anlaß zu solcher Begeisterung. Das Wichtigste für den neuen Herrn wird wohl sein, daß er sich durch die enthusiastische Bewunderung, die man ihm hier entgegenbringt, nicht beirren läßt.

Da geht es in der Hofoper schon stiller zu. Der plötzliche Tod des Baritonisten Leopold Demuth versetzt dieses Institut merklich in Trauer und Wehmut und bedeutet vielleicht eine weitere Verarmung des Repertoires.

Ein plötzlicher Tod hat auch eine andere sympathische Wiener Gestalt verschwinden lassen: Ludwig Hevesi, den Kritiker und Humoristen, von dessen Hingang in diesen Blättern schon kurz gesprochen wurde. Es war ein freiwilliger Tod, aus nervöser Angst vor schwerem, unheilbarem Leid. Bei einem Manne, den man immer nur als eleganten Plauderer, als liebenswürdigen Humoristen gekannt hat, berührt ein so finsteres Ende noch frappierender. Hevesi war eines unserer vornehmsten und gediegensten journalistischen und kritischen Talente. Einer der Letzten aus der alten Garde des Wiener Feuilletons, die diese „Unsterblichkeit eines Tages" (wie Speidel das Feuilleton einmal nannte) aus dem Reichtum ihrer Bildung und ihrer Erfahrung, aus ihrer persönlichen Kultur heraus schrieb. Kein Routinier und nüchterner Impressionist, wie die meisten der heutigen feuilletonischen Generation, sondern ein Schriftsteller, der mit dem Verstand und mit dem Herzen zugleich schrieb und kritisierte. Was er als Feuilletonist und Theaterkritiker geleistet hat, ist durch den kleinen publizistischen Resonanzboden, der ihm zur Verfügung stand, nicht zur richtigen Geltung gekommen. Was er für die „Sezession", überhaupt für alle modernen Bestrebungen getan hat, das wissen die Wiener Künstler genau. Und schließlich war er auch Humorist und zwar einer, der seine Leute wirklich zum Lachen bringen konnte. Und dieser Mann setzte sich an einem Sonntag Nachmittag vor den Spiegel und erschoß sich. Das mutet entsetzlich und unbegreiflich an, und dennoch liegt eine schaurige Logik darin. Denn der Humorist ist ja ein Mensch, der sich den Leuten gegenüber stets lustig und guter Dinge zeigt. Aber wenn er zur Besinnung kommt, ist er vielleicht

trübsinniger als alle die, die über ihn lachten . . . .

Dann wieder Theaterereignisse. Dem literarischen Ehrgeiz begegnet man nicht häufig. Hie und da im Deutschen Volkstheater, das sich auch heuer wieder für Thaddäus Rittner, einen jungen österreichisch-polnischen Dichter eingesetzt hat. Freilich erfolglos, denn das Publikum hat für die gedämpfte dramatische Art Rittners wenig Sinn. Voriges Jahr lehnte es seine moderne Don Juan-Komödie „Unterwegs“ ab, diesmal brachte es für seine Junggesellen-Komödie „Der dumme Jakob“ bloß kühles Interesse auf. Überhaupt haben Stücke, die sich irgendwie über die Theaterschablone erheben und nicht bloß auf Wirkung berechnet sind, in diesem bourgeoisen Theater kein Glück. Deshalb wurde auch Jerome K. Jeromes Christuslegende von heute: „Der Fremde“, sehr skeptisch aufgenommen. Die Bekehrung von Böse zu Gut geht darin allerdings zu gründlich und programmgemäß vor sich. Es gibt aber auch manchen schönen und poetischen Moment, und schon die Figur des Christus im modernen Weltgetriebe ist ein nobler Einfall. Doch das Publikum wollte zeigen, wie aufgeklärt es ist, und setzte dem dramatischen Bekehrungsversuch seine ganze Premièrenskepsis entgegen.

Ludwig Hirschfeld

Finanzpolitisches

Die Furcht vor dem Gelde war es, die unserer gesamten Spekulation noch bis in den April hinein Zurückhaltung auferlegen mußte. Sonst ließ der um diese Zeit so gewaltige Dividenden- und Zinstermin seine „großen Wasser“ spielen, diesmal spürte man in bezug auf Abundanz zunächst eine beunruhigende Trockenheit. Es genügte der eine Umstand, daß in der Pariser Coulisse mit 6 Proz. prolongiert wurde, — ein dort unerhörter Satz —, um zahlreiche Kaufkreise stutzig zu machen. Denn obgleich Geschäftsleute schon ihrem notwendigen Optimismus nach kein langes Gedächtnis haben dürfen, so reicht doch ihre Erinnerung bis 1907 noch gut zurück. Damals, im Gefolge der amerikanischen Krise wurde die Börse unversehens von einer Knappheit überrascht, die sich in unsern Kurszettel scharf und schärfer eingezeichnet hatte. Heute nun schienen sich selbst die erfahrensten und deshalb kaltblütigsten Finanziers über die internationale Geldlage nicht klar zu sein, entweder wegen des englischen Budgets, oder wegen des schlechten Standes unserer Staatspapiere, oder vielleicht auch wegen wichtiger und großer Kapitalsvermehrungen, die nur unserer Hochfinanz einstweilen bewußt sein können. In letzterem Sinne hatte z. B. u. a. ein anhaltender Rückgang von Bochumern Eindruck gemacht, obgleich dafür wohl ganz andere Gründe in Wirklichkeit mitspielen. Für die Kursentwicklung dürfte es vorläufig entscheidend werden, wie viel Papiere Berlin vorgekauft hat. D. h. im März unter Inaussichtnahme der im April gewöhnlich wieder eintretenden Flüssigkeit. Unter Umständen können solche Hoffnungen auch übermäßig

eskomptiert worden sein, so daß jene Vorkäufer nicht wieder schlanke Abnehmer für Montan- oder Bankaktien finden.

* * *

Reden ist Silber! Hoffentlich trifft dieses Sprichwort diesmal nicht auf unser auswärtiges Amt zu, das einen deutschen Besitzer griechischer Staatsfonds ziemlich gründlich beruhigt hat. — Sowohl wegen einer etwaigen Schädigung der Gläubiger-Interessen, als auch wegen der Finanzkontrolle, die formell und materiell nicht abgeschwächt werden könnte. Demgegenüber sei nur daran erinnert, wie erst vor Monaten Sir Ernest Cassel über den Kopf der ungleich wichtigeren Türkischen Schuldenverwaltung eine Anleihe mit der Pforte abschloß und unsere Botschaft daselbst die neuen Kreise, die doch Herr Cassel nur im Auftrage Englands zog, keineswegs gestört hat. Wie nun, wenn man in Downing street eines Tages seine Ursachen hätte, das gleiche Spiel bei den Griechen in Szene zu setzen? Würden wir dann für unsere kleinen Interessen in Athen mehr Kraft einsetzen, als damals für unsere gewaltigen Interessen in Konstantinopel? Es gab eine lange Zeit, wo das internationale Kapital und dessen Zinsendienst überhaupt die Wege der Diplomatie mit bestimmte. Das ist vorbei, seitdem jene unselige Spannung zwischen England und Deutschland die Herren in London bis zur Einseitigkeit rastlos gemacht hat. Möglich wäre aber auch noch ein anderer Fall, nämlich eine Revolution, die den König Georg, oder vielleicht sogar das ganze Königtum beseitigte. Sollten dann die neuen Machthaber die Finanzkontrolle der Fremden als lästig empfinden und demgemäß handeln, so bliebe ein einmütiges Handeln der Garantiemächte, zu denen anleihemäßig Deutschland noch gar nicht einmal gehört, keineswegs ganz gewiß. Unsere „Anlagen" in griechischen Werten begannen eigentlich erst seit der Vermählung der Schwester des deutschen Kaisers mit dem Kronprinzen von Griechenland. Animiert zu derartigen Käufen wurde verhältnismäßig wenig, es waren zumeist die loyalen Provinzen Altpreußens, die hier zwischen Dynastie und Staatspapieren nicht zu unterscheiden vermochten. Später kam eine Zeit, wo es mit der Sicherheit dieses Zinsendienstes bergestief hinabging, und die Anwesenheit des Königs in Frankfurt wurde dann zu einer intimen Versammlung benutzt, um dem Herrscher selbst Gelegenheit zu einer Darlegung zu geben. Man kannte nämlich bereits dessen günstige Meinung über die Ehrlichkeit der Finanzleute in Athen und wollte klugerweise (!) den Ausdruck einer so maßgebenden (!) Meinung gleichsam festlegen. Seine Majestät sprachen denn auch über die Unzerstörbarkeit ihrer Kuponeinlösung so bündig, daß jene anfangs zitierte Beruhigung, wie sie jetzt ähnlich unser auswärtiges Amt abgab, nur ein Kinderspiel dagegen ist. Bald darauf stellte Griechenland, ohne jede Rücksicht auf seinen Souverän, die Zinszahlung ein und dem feierlichen Herrn Redner von kurz zuvor kam es keinen

Augenblick bei, auch nur den ersten Kupon aus seiner eigenen Tasche zu decken. Ein Monarch hat Erhabneres zu leisten!

* * *

Das Gegenteil einer Entschuldigung hat der Aufsichtsrat der Nationalbank für Deutschland in seiner kürzlichen Generalversammlung abgegeben. Der Vorsitzende verteidigte nämlich die Kreditgebungen seines Institutes bei Brühl, Ballentin, Eyda Strasser — sämtlich bekanntlich später in Konkurs — mit der Tatsache, daß auch die andern Berliner Banken ähnliche, wenn nicht zum Teil größere Verluste erlitten hätten. Das macht ja aber den guten Glauben damals an diese Firmen noch unbegreiflicher, indem man deren Wechselschiebungen eben bei verschiedenen Kommissionsbanken auf die Spur kommen mußte. „Bei größter Vorsicht und schärfster Kontrolle", so erklärte freilich der Vorsitzende recht mutig, ließen sich derartige Ausfälle nicht vermeiden, und merkwürdig genug erhielt er darauf keine Antwort. Im allgemeinen wäre es auch bei Banken noch wichtig zu erfahren, inwiefern etwa große Kredite auf die Fürsprache irgend eines Aufsichtsratsmitgliedes oder sonst nahestehender Herren gewährt sein könnten, die sich auf solche Weise dann selbst zu entlasten wünschen. Die deutschen Aktionäre fühlen sich noch bei weitem nicht selbständig genug, sie pflegen sogar an dem einzigen Tage in bescheidener Zurückhaltung zu verharren, den ihnen die Statuten in umgekehrtem Sinne gewähren. Das Vorbild der Parlamente, die das ganze Jahr hindurch ihren Mund auftun, bleibt hier völlig wirkungslos.

* * *

Ein Zoll auf Arbeiter scheint jetzt in Frankreich einige Aussicht auf Erfolg zu haben, natürlich auf — fremde Arbeiter, die, sobald einmal eine solche Härte zum Gesetz erhoben worden wäre, auch wohl in andern Ländern sich eine Schröpfung gefallen lassen müßten. Der Gedankengang dabei ist klar! Man spricht von vornherein weniger von irgend einer besonderen Geschicklichkeit jener ebenso bedürftigen, als betriebsamen Ausländer, sondern nur von ihren billigeren Lohnforderungen, die dann gottloserweise noch in heimischen Papieren, anstatt in französischem Absinth angelegt werden. Und dies plant wahrscheinlich ein Reich, dessen Bevölkerungsrückgang so peinliche Wirkungen erzielt, daß dort z. B. zerfallene und verlassene Landhäuser, eben aus Mangel an Menschen, keineswegs zu den Seltenheiten gehören. Trotzdem liebt man es, jene Arbeitslöhne, die doch vor allem aus einer gewaltigen Gegenleistung erfließen, nur weil sie zumeist in fremden resp. heimischen Papieren angelegt werden, einen „Kraftentzug" zu nennen, weshalb man einen Teil jener Lohnersparnisse „vorweg" einbehalten möchte. Natürlich wird hierbei die alte Tatsache übersehen, daß Belastungen der Arbeiter regelmäßig auf die Unternehmer zurückzufallen pflegen, wie denn selbst das Krankenkassenwesen in Deutschland nur dadurch möglich geworden

ist, daß der Abzug von den Löhnen durch Erhöhung der Sätze rasch wieder ausgeglichen wurde. Im Grunde werden also jene sozialen Lasten völlig von unsern Unternehmern getragen. Indem aber sogar ein so schlimmes Attentat — einen Einfuhrzoll auf die einfache Muskelkraft zu legen, auch bei uns Liebhaber finden könnte, sei hier sogleich auf den entgegengesetzten Umstand hingewiesen. Nämlich daß das deutsche Volk wie kein anderes in den Großstädten fast der ganzen Welt das stärkste Fremdenkontingent stellt, mag auch dessen Arbeit keine ganz niedere sein. Wir wenigstens hätten also dann alle Ursache die schädlichsten Repressalien zu befürchten.

* * *

Die Liquidität unserer Banken, wie sie durch die im März veröffentlichten Jahresbilanzen dargestellt wird, erfüllte augenscheinlich unsere öffentliche Kritik mit starker Genugtuung. Wie kommt man aber eigentlich dazu, die in Reports angelegten Summen unter die leicht greifbaren Mittel zu stellen? Würden unsere Großinstitute einfach ihre flüssigen Gelder zu Ultimo in Effektenschiebungen anlegen, so könnten sie dieselben freilich nach 30 Tagen wieder einziehen. In Wahrheit betrifft aber dieser Posten wohl Käufe für die Kundschaft, der die Barbeträge dazu vorgelegt wurden. In einem solchen Falle würde es aber den Banken sehr wenig nützen, wenn die Kundschaft einer Aufforderung um Zahlung nicht nachkommen wollte. Die betreffenden Positionen müßten dann in den meisten Fällen weiter durchgehalten werden. In den Bilanzen sind die Anlagen in Lombard und Reports ganz undurchsichtig zusammengezogen. Indessen ist das Anwachsen dieses Postens gegen das Vorjahr so ganz ungewöhnlich, daß man darin unbedingt die umfangreichen Engagements des Publikums erkennen muß, die eben von seinen Banken getragen werden. Die neun Berliner Institute verzeichnen für Lombard und Reports die Summe von M. 1 353 900 000, was gegen Ende 1908 ein Plus von M. 534 Millionen ausmacht. Diese Riesenzunahme bildet den weitaus wichtigsten Punkt in den Jahresabschlüssen, selbst wenn bei der deutschen Bank auch die Warenbeleihungen stark ins Gewicht fallen.

Pluto

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Max Osborn in Berlin. — Für den Inseratenteil verantwortlich: Walter Fliegel, Berlin. — Verlag „Nord und Süd", G. m. b. H., Berlin W. 9, Linkstraße 17. — Auslieferungsstelle für Österreich-Ungarn: Hermann Goldschmiedt, Wien I, Wollzeile 11. — Zuschriften und Einsendungen werden ohne Angabe eines Personennamens erbeten. — Druck: Schlesische Buchdruckerei vorm. S. Schottlaender, A.-G., Breslau III, Siebenhufenerstraße 11—15.

Illustrierte Bibliographie

Neben meiner Kunst. Flugstudien, Briefe und Persönliches von und über Arnold Böcklin. Herausgegeben von Ferdinand Runkel und Carlo Böcklin. Mit 125 Illustrationen. Vita, Deutsches Verlagshaus; Berlin.

Dies Buch ist eine überaus wichtige Ergänzung zu der seit fünfzehn Jahren so ungeheuer angeschwollenen Böcklin-Literatur. Niemand wird sich in Zukunft mit dem Schweizer Gewaltigen beschäftigen können, ohne in erster Linie hier sich Rats zu erholen. Es ist keine systematische Darstellung von Böcklins Art oder auch nur von einigen Abschnitten seines Lebens, sondern ein etwas bunt zusammengewürfeltes, aber darum vielleicht um so interessanteres Bündel bedeutsamster Erinnerungen, Einzelschilderungen und Do-

Walter — Arnold — Werner — Fritz

Arnold Böcklin und seine Brüder
nach einer Daguerreotypie von 1847 oder 1848
(Aus: „Neben meiner Kunst“. Flugstudien, Briefe und Persönliches von und über Arnold Böcklin. Herausgegeben von Ferdinand Runkel und Carlo Böcklin. Mit 125 Illustrationen. Berlin, Vita, Deutsches Verlagshaus)

Zeichnung von Arnold Böcklin
(Aus: „Neben meiner Kunst". Flugstudien, Briefe und Persönliches von und über Arnold Böcklin. Herausgegeben von Ferdinand Runkel und Carlo Böcklin. Mit 12) Illustrationen. Berlin, Vita, Deutsches Verlagshaus)

kumente. Man hört und sieht hundert neue Dinge, liest aufschlußreiche Briefe, vernimmt bezeichnende und lustige Anekdoten, verfolgt den Meister im Verkehr mit Freunden, Schülern, Kunstgenossen, Fernerstehenden. Eine ganze Schar großer Namen gruppiert sich um den seinigen: Marées, Adolf Hildebrand, der Zoologe Dohrn, der Philologe Müllenhoff, General Goltz, Richard Wagner und Frau Cosima, mit denen Böcklin in Neapel zusammentraf. Dabei ergibt sich ein hübscher Dialog. Es entsteht eine kleine Differenz zwischen dem Musiker und dem Maler. Wagner sagt: „Von Musik verstehen Sie wohl nicht viel?" Worauf Böcklin, sehr derb: „Hoffentlich mehr als Sie von der Malerei . . ."

Konstruktion des Schiffskastens und Versteifung der Schwanzachse
Zeichnung von Arnold Böcklin
(Aus: „Neben meiner Kunst". Flugstudien, Briefe und Persönliches von und über Arnold Böcklin. Herausgegeben von Ferdinand Runkel und Carlo Böcklin. Mit 125 Illustrationen. Berlin, Vita, Deutsches Verlagshaus)

Den größten Raum des Buches aber nehmen die außerordentlich fesselnden, hier zum ersten Male mit einiger Vollständigkeit gesammelten Zeugnisse für Böcklins aeronautische Bemühungen. Von den ersten Grübeleien und Konstruktionen, die nach Frau Böcklins

Bericht schon kurze Zeit nach der 1853 geschlossenen Ehe einsetzten, bis zu den letzten, bereits ziemlich weit vorgeschrittenen Aeroplan-Versuchen wird uns alles mit großer, sehr willkommener Gewissenhaftigkeit vorgeführt. Eine lange Reihe instruktiver Illustrationen stützt die schriftlichen Darlegungen, und mit immer neuer Bewunderung blicken wir auf die Zähigkeit, mit der Böcklin von Experiment zu Experiment schritt. Unermüdlich rang der große Romantiker der Malerei mit dem romantischen Problem des technischen Zeitalters, dessen Lösung er nicht mehr erleben sollte. Liest man diese Partien, so möchte man glauben, es handle sich hier um einen Mann, dessen ganzes Leben sich in Spekulationen dieser Art verloren habe, nicht um einen Künstler, der hier nur die Ergänzung seiner eigensten Tätigkeit und eine Erholung für die einseitige Beschäftigung seiner Phantasie suchte.

Zweiter Flugversuch
Zeichnung von Carlo Böcklin
(Aus: „Neben meiner Kunst". Flugstudien, Briefe und Persönliches von und über Arnold Böcklin. Herausgegeben von Ferdinand Runkel und Carlo Böcklin. Mit 125 Illustrationen. Berlin, Vita, Deutsches Verlagshaus)

Eine kleine Anekdote kann ich

übrigens aus Eigenem hinzufügen. Sie ward mir von einem Berliner Gelehrten, der sie selbst erlebt hat, erzählt. Bei einem Besuche Böcklins in Berlin traf mein Gewährsmann mit dem Meister zusammen, der ihm von einem Besuche bei Helmholtz erzählte. „Ja", meinte Böcklin, „ich habe ihm meine Luftschifftheorie auseinandergesetzt. Er hörte mich aufmerksam an und gab mir in allem Recht. Bis auf einen Punkt, wo er mir nicht mehr folgen konnte." Am nächsten Tage begegnete der Gelehrte Helmholtz. „Ja", sagte dieser, „Böcklin hat mir vorgestern seine Luftschifftheorie auseinandergesetzt. Eine ganze Weile ist er auf dem richtigen Wege. Aber dann kommt ein Punkt, wo er sich in den Irrtum verstrickt" . . . Leider sollte Helmholtz Recht behalten. Dennoch ehren wir auch in der Aviatik Böcklin als einen nicht zu unterschätzenden Förderer auf der Linie, an deren Anfang ein noch Größerer: Lionardo, steht.

Hans von Marées
Karikatur

Peter Bruckmann
Karikatur

(Aus: „Neben meiner Kunst". Flugstudien, Briefe und Persönliches von und über Arnold Böcklin. Herausgegeben von Ferdinand Runkel und Carlo Böcklin. Mit 125 Illustrationen. Berlin, Vita, Deutsches Verlagshaus)

Kurt Aram: Die Hagestolze. Ein humoristischer Roman. Verlag S. Schottlaenders Schlesische Verlagsanstalt, Berlin.

Jede Arbeit von Kurt Aram gibt immer so ein rechtes liebes Buch her. Es ist die gute, gemütliche Münchener Luft, die über den Spintisierereien und Ulken Arams gemächlich weht. Bei ausgesprochen poetischer Begabung, die über eine unverkennbare Formgewandtheit verfügt, tritt uns in Aram ein herzliches, liebenswürdiges Gemüt entgegen. Echter Humor, der namentlich dem unerschöpflichen Thema der Herzensregungen folgt, dient unserem Münchener Dichter zum Ausdruck von manchem innigen und tief empfundenen Bilde. Allemal ist dabei der Grundton schlichte Menschlichkeit, was ungemein sympathisch berührt. Aber der Schwerpunkt von Arams Kunst liegt doch eigentlich darin, daß es in allen seinen Werken nicht auf das „Was“, sondern auf das „Wie“ ankommt. Die alltäglichsten Vorgänge erscheinen dem Leser in neues, von sprudelnder, lustiger Helle durchtränktes Licht gerückt. — Die „Hagestolze“ ist eine junge, bildschöne Amerikanerin. Wir wetten 100 gegen 1, daß kein Leser griesgrämig genug sein wird, sich nicht in das junge, lebenslustige und eigensinnige Mädel zu verlieben. Den ganzen Zauber einer von moderner Kultur zitternden, graziösen Nervosität verleiht Kurt Aram dieser jungen Dame in seinen Schilderungen. Wo er die prächtige Amerikanerin erwähnt, da wetteifern pikante Darstellungsgabe mit leichtem Konversationston, da fesselt uns die feine intime Stimmungsmalerei, da bewundern wir die scheinbar leicht entworfene und doch so exakte psychologische Zergliederungskunst des Dichters. Der Heldin gegenüber steht ein junger deutscher Schriftsteller, der sich bis über beide Ohren in die ausländische Schönheit verliebt hat und nun alles Mögliche und Unmögliche anstellt, um die „Hagestolze“ zu bekehren. Wahrhaftig, das ist ein toller und ein zwerchfellerschütternder Kampf! Beide Parteien meinen es verdammt tragisch und wirken deshalb in ihrer künstlich gesteigerten Feindseligkeit, die doch nur auf der reinsten Zuneigung beruht, überaus komisch. Da werden Intriguen gesponnen, Wucherer „totgeschlagen“, die gröbsten Schiebergeschäfte mit Automobilen gemacht, bloß um der Dame des Herzens zu imponieren. Und geschimpft wird mit einem subtilen Unterton der Liebe, daß dem Leser warm und wohlig dabei werden kann. Zofen werden bestochen, ja es wird ihnen Haue und andere Annehmlichkeiten angedroht, wenn — —

Doch ich kann unmöglich den ganzen Roman im Auszug wiedergeben. Jeder Satz ist eine Lustigkeit, jede Rede und Widerrede ein Kopfsprung des modern aufgeputzten, vornehmen und kulturerfüllten Karnevalprinzen. Wer daher über einen trüben Tag hinwegkommen will, der nehme das Buch zur Hand; es wird ihn nicht gereuen.

Dr Curt Radlauer

† Björnstjerne Björnson

1832—1910

Zum Aufsatz von Dr. Elias :: ::

Nord und Süd

vereint mit Morgen

Deutsche Halbmonatsschrift

Herausgegeben von Dr. Curt Radlauer

Nord und Süd, Zeitschriften-Verlag G. m. b. H.
Berlin W. 30 / Traunsteinerstr. 3

34. Jahrg. Bd. 133 Heft 405 Erstes Maiheft 1910

Organ der neuen Kunstvereinigung
der Lessing-Gesellschaft
und Lessing-Hochschule zu Berlin.

Ottavio Freiherr von Zedlitz

Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses und Präsident der Seehandlung:

Der Niedergang des guten parlamentarischen Tons

In einem Teil unsrer Presse liest man jetzt wahrhaft herzbewegende Klagen über den Niedergang des guten Tons im Reichstag und im preußischen Abgeordnetenhause. Bei richtiger Würdigung entbehren diese Klagen doch der tatsächlichen Unterlage. Es ist zwar richtig, daß in den letzten Wochen einige Redner ihrem Temperament die Zügel haben schießen lassen, mehr als dies im allgemeinen üblich ist. Wenn man aber wie ich in seiner Erinnerung eine vierzigjährige parlamentarische Tätigkeit an sich vorüberziehen lassen kann, dann besteht gar kein Zweifel, daß auch in früheren Zeiten Perioden lebhafterer und gröberer Redeweise zu verzeichnen sind. In den Tagen des Kulturkampfs zum Beispiel und auch bei vielen andern Gelegenheiten, wo die sachlichen Gegensätze scharf zusammenprallten, waren die parlamentarischen Versammlungen ungleich reicher an temperamentvollen Aeußerungen. Auch Bismarck hat in den Stunden des Kampfes ein starkes Wort niemals gescheut. Auch er würde wahrscheinlich dem Verdammungsurteil des Berliner Tageblatts verfallen sein, wenn diese Zeitung schon damals den guten Ton Deutschlands in Erbpacht gehabt hätte. Es ist ja sogar wiederholt vorgekommen, daß Fürst Bismarck gegenüber heftigen Angriffen der Gegner seinen Platz am Bundesratstisch verließ und mit drohender Miene, als wolle er zum körperlichen An=

griff schreiten, auf seinen Gegner losging. Eduard Lasker floh vor seinen drohenden Armbewegungen, und auch Virchow war einmal nahe daran, von dem Begründer des Deutschen Reichs geprügelt zu werden. Und Bismarck ist doch für das Berliner Tageblatt eine Autorität! Es berührt freilich eigentümlich, daß dies Organ trotz seiner Bewunderung für den französischen Radikalismus den konservativsten und deutschesten Mann unserer Zeit, Bismarck, als einen der Seinen in Anspruch nehmen will.

Wenn jetzt sowohl im deutschen Reichstag wie im preußischen Abgeordnetenhaus öfter sehr kräftige Worte gebraucht werden, so liegt das an einem Zusammentreffen aller der Ursachen, die auch in früheren Zeiten bei uns zu einer temperamentvollen Redeweise geführt haben. Die politische Spannung muß man zurzeit als hochgradig bezeichnen. Der Ausgang der Reichsfinanzreform und die damit verbundene Wendung in der Richtung unsrer allgemeinen Politik übt noch immer starke Wirkungen. Im Abgeordnetenhause wirft die Frage der Wahlrechtsreform große Wellen. Der Eintritt der Sozialdemokraten in diese gesetzgebende Körperschaft ruft naturgemäß in höherem Maße als früher Stoß und Gegenstoß hervor. So ist es nur zu erklärlich, daß man in unsern Parlamenten jetzt nicht immer die Sprache Goethes im Greisenalter des Dichters führt.

Aber sogar Herr von Oldenburg-Januschau, der ja in der demokratischen Presse als der niederträchtigste Grobian verschrien und aufs heftigste von ihr angefeindet wird, ist doch geradezu ein Kind im Verhältnis zu dem, was in andern parlamentarisch regierten Ländern in den Gesetzgebungskörpern nahezu tägliche Uebung ist. Ich will mich bei dem Ton, der im österreichischen und im ungarischen Parlament üblich ist, nicht lange aufhalten. Im österreichischen Reichsrat gehören die Pfeife, die Kindertrompete und der Pultdeckel zu den Musikinstrumenten, die den Ton machen. Im ungarischen Reichstag hat jüngst ein Teil der Opposition den Ministerpräsidenten Grafen von Khuen-Hedervary blutig geschlagen. Aber auch Vorgänge, wie sie in Italien und in Frankreich zahlreich vorkommen, sind in den deutschen parlamentarischen Versammlungen einfach unmöglich. Selbst in England — unserm ruhigen wohlerzogenen Nachbar-

staate — hat das Unterhaus in der letzten Zeit Szenen gesehen, die über das weit hinausgehen, was sich selbst in den erregtesten Momenten bei uns jemals ereignet hat.

Nach all dem scheint man in der Tat zu der Auffassung berechtigt zu sein, daß mit den Klagen über den unerhörten Niedergang der parlamentarischen Sitten in Preußen-Deutschland nach dem Sprichwort verfahren wird: Viel Lärm um nichts!

Theodore Roosevelt:
Politisches und Unpolitisches*)

Ich betrachte die Ehe als eine Genossenschaft, bei der jeder Teilhaber in Ehren verpflichtet ist, sowohl an die Rechte des andern als auch an seine eigenen zu denken.

*　　　*　　　*

Wenn ein Volk nicht eine Menge Kinder hat, oder wenn die Kinder nicht heranwachsen, oder wenn sie, nachdem sie herangewachsen sind, krank an Körper und zurückgeblieben oder lasterhaft an Geist sind, so geht es mit diesem Volke bergab, und kein Anhäufen von Reichtum, kein Glanz vorübergehenden materiellen Wohlstandes kann irgendwie als Ausgleich dienen.

*　　　*　　　*

Der Mann oder die Frau, die absichtlich die Ehe meiden, die ein so kaltes Herz haben, daß sie keine Leidenschaft kennen, oder einen so seichten, selbstsüchtigen Verstand, daß sie keine Kinder haben *wollen*, sind tatsächlich Verbrecher am Menschengeschlecht und sollten allen gesunden Leuten ein Gegenstand verächtlichen Abscheus sein.

*　　　*　　　*

Wenn die Familie im Durchschnitt nur zwei Kinder hätte, so würde die Bevölkerung des Staates in seiner Gesamtheit so schnell abnehmen, daß er in zwei bis drei Generationen — ganz mit Recht — dem Aus-

---

*) Proben aus dem in den nächsten Tagen bei Karl Curtius in Berlin erscheinenden Werke „Staats- und Lebenskunst." Sie lassen den früheren Präsidenten der Union als einen Mann erkennen, der nicht nur den Mund, sondern auch das Herz auf dem rechten Fleck hat.

sterben nahe wäre, so daß die Leute, die nach dieser niedrigen und selbstsüchtigen Lehre gehandelt haben, andern mit tapfereren und kräftigern Idealen Platz machen würden.

* * *

Die Art, wie man einem Kinde eine gute Aussicht für das Leben gibt, besteht nicht darin, daß man es in Luxus und Überfluß aufwachsen läßt, sondern darin, daß man ihm die Erziehung angedeihen läßt, die ihm Charakterstärke verleiht.

* * *

Nur einen Mitbürger gibt es, vor dem ich schneller an den Hut fasse als vor dem Soldaten, und das ist die Mutter. Denn ich glaube, daß sie es schwerer hat.

* * *

Es herrscht unter sehr jungen Männern und unter Knaben, die eigentlich noch keine jungen Männer sind, immer die Neigung, zu glauben, böse und lasterhaft zu sein, wäre ziemlich vornehm; sie sind der Ansicht, dies beweise, daß sie Männer sind. O wie oft begegnet man einem jungen Menschen, der sich rühmt, er sei im Begriff, „sich das Leben anzusehn", womit er meint, er sei im Begriff, sich den Teil des Lebens anzusehn, der tausendmal besser ungesehn bliebe!

* * *

Die Schulbildung macht einen Mann vielleicht nicht zu einem guten Bürger, aber ganz sicher hat die Unbildung die Neigung, ihn daran zu hindern, ein guter Bürger zu sein.

* * *

Der Frau sollte reichlich Gelegenheit gegeben werden, sich eine Schulbildung anzueignen; aber abgesehn von Ausnahmefällen muß der Mann für den lebenslänglichen Beruf als Brotverdiener erzogen werden, während die Frau nicht dazu vorgebildet zu werden braucht und auch nicht dazu vorgebildet werden sollte. Daher muß von einer gewissen Stufe ab die Erziehung der beiden im allgemeinen verschieden sein, weil die Pflichten beider unter gewöhnlichen Umständen verschieden sind. Dies bedeutet nicht

eine Ungleichheit im Maße der Betätigung, sondern es bedeutet, daß die Betätigung für gewöhnlich von verschiedener Art sein muß. Im ganzen halte ich die Pflicht der Frau für die wichtigere, schwierigere und ehrenvollere von beiden; im ganzen achte ich die Frau, die ihre Pflicht tut, höher als den Mann, der die seine tut.

* * *

Eine große Universität hat zwei besondere Funktionen. Die erste ist die, eine kleine Anzahl von Gelehrten ersten Ranges hervorzubringen, eine kleine Anzahl von Männern, die in der Wissenschaft und Literatur oder in der Kunst Hervorragendes leisten. Die zweite ist die, eine sehr große Zahl von Männern in die Welt zu schicken, die nie eine solche Stellung im Felde der Gelehrsamkeit erringen könnten und es auch nicht versuchen sollten, deren Tatkraft sich aber auf jedem andern Gebiet der Betätigung fühlbar machen soll, und die die Tore der Universität mit der ebenmäßigen Entwicklung des Körpers, des Geistes und vor allem des Charakters verlassen sollen, die sie instand setzt, ehrenvolle und wirksame Arbeit eines guten Bürgers zu leisten.

* * *

Je gebildeter ein Mensch ist, um so gefährlicher ist er, wenn er kein Gewissen hat.

* * *

Keiner unsrer Mitbürger hat Anspruch auf besondere Rücksicht wegen der Art, wie er seinen Schöpfer anbetet, oder wegen seines oder seiner Eltern Geburtsortes, noch sollte man deshalb gegen ihn eingenommen sein. Jeder muß sich auf seinen Wert als Mann verlassen, und jeder hat einen Anspruch darauf, nur danach beurteilt zu werden.

* * *

Niemand ist glücklich, wenn er nicht arbeitet. Von allen elenden Geschöpfen ist der Faulenzer, welcher Gesellschaftsklasse er auch angehören mag, schließlich das erbärmlichste. Wenn ein Mensch nicht arbeitet, wenn er weder die Fähigkeit noch den Trieb zur Arbeit besitzt, so läßt sich nichts mit ihm anfangen. Für ihn ist in unserm Staate kein Platz.

* * *

Es gibt sehr verschiedene Arten von Erfolg. Da ist der Erfolg, der die Seele verdorrt, der Erfolg, der durch die Gier des Wolfes und die Schlauheit des Fuchses errungen wird, der Erfolg, in dessen Gegenwart sich anständige Leute unbehaglich fühlen oder in Empörung geraten. Dann gibt es eine andere Art von Erfolg — den Erfolg, der der Lohn scharfer Beobachtung, der Klugheit, der Entschlossenheit, der Geschicklichkeit im Verein mit einem unentwegt redlichen Benehmen im privaten wie im öffentlichen Leben ist. Die erste Art des Erfolges kann in gewissem Sinne — und in einem kläglichen Sinne — für den einzelnen von Vorteil sein, aber für das Gemeinwesen ist sie immer ein Fluch, während der Mann, der die zweite Art erringt, nebenbei auch noch der Wohltäter des ganzen Staates wird.

* * *

Jeder, der, wie die Welt es nennt, großen Erfolg gehabt hat, wird, wenn er ehrlich sein will, zugeben müssen, daß bei seinem Triumph viel Zufall, viel Glück im Spiele war; das sollte ihn gewißlich vor Anmaßung behüten und andre vor jedem Gefühl niedrigen Neides gegen ihn bewahren.

* * *

Der Kapitalist, der allein oder im Verein mit seinesgleichen ein großes industrielles Unternehmen durchführt, durch das er Geld verdient, ist ein Wohltäter und nicht ein Übeltäter, vorausgesetzt, daß er auf anständige und rechtmäßige Art arbeitet. Wir wollen einen solchen Mann fördern, wenn er Gutes tut. Wir wollen seine Handlungen nur überwachen und beaufsichtigen, um ihn zu hindern, Böses zu tun.

* * *

Wenn jemand sein Haus verpfändet, um sich ein Automobil zu kaufen, so ruft er das Unglück herbei; und wenn reiche Männer oder Leute, die sich als solche aufspielen oder die gewissenlos und töricht danach trachten, reich zu werden, sich rücksichtslosen Spekulationen hingeben — besonders, wenn sie dabei auch noch unredlich vorgehen — so setzen sie nicht nur ihre eigene Zukunft aufs Spiel, sondern auch die aller ihrer unschuldigen Mitbürger, denn sie bringen Angst und Schrecken über die ganze Geschäftswelt.

* * *

Wenn während der Lebensdauer eines Menschengeschlechtes keine Krisis eintritt, die stark genug ist, um in ausgeprägtem Maße die Tatkraft des bedeutendsten Führers an den Tag zu legen, so weiß die Welt natürlich nichts vom Dasein eines solchen Führers und kann nichts davon wissen; infolgedessen gibt es in der Geschichte jedes Volkes lange Zeiträume, während derer kein Mann ersteht, der in der Geschichte eine untilgbare Spur hinterließe.

* * *

Kein Volk unter der Sonne hat je eine bedeutende Rolle gespielt, wenn es sein Schicksal allzusehr fürchtete — wenn es nicht den Mut besaß, groß zu sein.

* * *

Kein Staat kann dauernd bestehen, wenn er zum Klassenstaat wird, wo der Mann nicht das Interesse des ganzen Volkes, sondern das Interesse der besonderen Klasse, der er angehört oder anzugehören vorgibt, für das Allerwichtigste hält.

* * *

Wir haben nicht das geringste Verständnis für jene sozialistische Idee, die versuchen möchte, die Trägheit, Liederlichkeit und Unfähigkeit auf dieselbe Stufe zu stellen wie den Fleiß, die Sparsamkeit und erfolgreiche Arbeit, die danach trachtet, nicht nur das Privateigentum zu vernichten, sondern auch — was viel wichtiger ist — die Häuslichkeit und das Familienleben, die Hauptstütze, auf der unsre ganze Zivilisation beruht. Wenn eine solche Theorie je angenommen würde, so würde sie den Untergang des ganzen Landes bedeuten, und dieser würde die Schwächsten, die, die am wenigsten imstande sind, für sich selbst zu sorgen, am schwersten treffen.

* * *

Die Anarchie ist ebensowenig ein Ausdruck der „sozialen Unzufriedenheit" wie der Taschendiebstahl oder das Prügeln der Frau.

* * *

Die edelste aller Regierungsformen ist die Selbstregierung, aber sie ist auch die schwierigste.

* * *

Die großen Diebe soll man nicht laufen lassen.

Ich glaube, daß die Regierung den Vorteil der Mehrzahl im Auge haben muß, und daß Habgier und Schurkerei, die in großem Maße betrieben werden, ebenso unnachsichtlich bestraft werden sollten, als wenn sie im kleinen zutage treten.

*   *   *

Das Gesetz kennt keine Achtung vor Personen. Das Gesetz soll weder für den Reichen noch für den Armen gehandhabt werden; es ist für jeden anzuwenden, reich oder arm, wenn er ein ehrlicher, dem Gesetze gehorsamer Bürger ist, und es ist gegen jeden anzurufen, reich oder arm, der es übertritt, ohne Rücksicht darauf, auf welcher gesellschaftlichen Stufe er steht, ohne Rücksicht darauf, ob seine Uebertretung die Form der Habgier und des Betruges oder die der rohen Gewalt annimmt; auf jeden Fall ist das Gesetz gegen ihn anzurufen, wenn er es verletzt.

*   *   *

Die Gesetzgeber sind verantwortlich für die Gesetze, die Richter für den Geist, in dem sie sie auslegen und anwenden.

*   *   *

Es gibt gewisse Verbrecher, deren Freveltaten die Gestalt der Roheit und Grausamkeit gegen die Schwachen annehmen, und die einer besonderen Art von Strafe bedürfen. Der Mann, der seine Frau schlägt, z. B. wird mit Gefängnis ungenügend bestraft, denn die Gefängnishaft macht auf ihn oft gar keinen Eindruck, während sie für seine Frau und seine Kinder, die die Opfer seiner Roheit gewesen sind, möglicherweise Hunger und Mangel zur Folge hat. Vielleicht wäre irgendeine Form der körperlichen Züchtigung die geeignetste Strafe, um dieser Art Verbrechen zu begegnen.

*   *   *

In der Schlacht zählen nur die Schüsse, die treffen.

*   *   *

Ungerechte Kriege sind häufig, und ein ungerechter Friede ist selten; aber vor beiden sollte man sich hüten.

*   *   *

Das wunderbare Emporblühen Deutschlands in der Welt der Industrie und des Handels und ebenso der Kunst und Wissenschaft ist die Folge der Tatsache, daß der Deutsche daran gewöhnt ist, hohe Ideale zu haben und diese Ideale doch in praktischer Weise zu behandeln.

* * *

Es hat nur wenig Zweck, wenn man bedauert, daß die Dinge sich anders gestaltet haben, als wir es gern gesehen hätten. Wir müssen vielmehr die Verhältnisse nehmen, wie sie sind, und versuchen, ob wir ihnen nicht die beste Seite abgewinnen können, die sie haben.

* * *

Wenn es eine Eigenschaft gibt, die nicht bewundernswert ist, sei es bei einem Volke oder bei einem einzelnen Menschen, so sind es hysterische Anfälle auf religiösem oder sonst einem Gebiete. Der Mann oder die Frau, die zehn Tage der Pflichtvergessenheit durch einen elften Tag quälender Reue wieder gutmachen wollen, sind in der Welt nur wenig brauchbar. Ebenso hat es nicht den geringsten Zweck, wenn man es lange Zeit über ablehnt, sich den gewöhnlichen Bürgerpflichten zu unterziehen, und dann plötzlich auffährt, über irgendeine nicht klar bestimmte Person oder Sache sehr aufgebracht ist und Abhilfe verlangt, als ob das ein konkreter Gegenstand wäre, der sofort verabfolgt werden könnte.

* * *

Es ist ein sicheres Kennzeichen einer niedrigen Natur, den Handlungen andrer immer niedrige Motive zuzuschreiben.

Dr. Julius Elias:
Björnstjerne Björnson

Björnstjerne Björnson hat nun die große Wanderung angetreten, doch der Tod traf ihn nicht ungerüstet. Es war kein Leidensweg, sondern ein Waffengang. Von des großen und gütigen König Haakon Walhallafahrt singt der Skalde Öyvind Finsson, der von allen Sängern der Urzeit Björnsons Herzen am nächsten stand, der Dichter aller Dichter:

„Doch meine Rüstung",
Ruft der König,
„Will ich mir selber bewahren;
Behalten will ich
Helm und Panzer,
Lassen nicht will ich die Lanze."

So spricht der Kampfgewaltige, dem Reiche Odins entgegenschreitend. Mit Helm und Panzer und Lanze zog auch Björnson aus dem Leben in das Reich der Schatten. Bis in die höchsten Jahre hinein hatte ihm ein gütiges Schicksal den Künstlerwillen wehrhaft und die Schaffensstärke streitbar erhalten. „Vater stirbt wie ein Riese der Vorzeit", schrieb man von Björnsons Krankenlager.

Björnsons Todestag ist dem skandinavischen Norden ein Nationaltrauertag. Hier ist ein Dichter, der sein ganzes Volk hinter sich hatte. Dieser Dichter wurde eine europäische Berühmtheit nicht durch das Ganze seiner literarischen Lebensarbeit, sondern durch das Gefühl, das er Europa von dem nationalen Gottesgnadentum seines Dichterberufes zu vermitteln wußte. Zumal in Deutschland hat er nie durch seine künstlerische Gesamtpersönlichkeit gewirkt, wie etwa Henrik Ibsen, sondern vornehmlich als Mann des Theaters durch einzelne Werke größere oder geringere Erfolge gewonnen, wie durch „Die Neuvermählten", „Zwischen den Schlachten", „Sigurd Slembe" (den die Meininger für das Ausland entdeckten), das „Fallissement", „Geographie und Liebe". Geraume Zeit war es in Deutschland überhaupt ganz still von Björnson, bis die Aufführung des

Doppeldramas „Über unsre Kraft“ auf unsrer Bühne durchgesetzt wurde und wiederum eine lebhafte Teilnahme für den „Nebenbuhler Ibsens“ weckte. In den fünfundzwanzig Jahren geistiger und künstlerischer Entwicklung hatte ja der ernste düstere König Skule gesiegt und der Dichtung der Welt neuen Inhalt gegeben, aber die helle und heitere Erscheinung König Haakons war schließlich doch nicht vergessen worden. Dann waren Björnsons Nordlanderzählungen bei uns ins Volk gedrungen, hatten seine Lieder, vielleicht das stärkste seiner Dichternatur, deutschen Herzen getönt. So dürfen sie sich im Bereiche deutschen Kunstlebens nun wohl die Hände reichen, der Einsame und der Mann des Volks, er, der für Wahrheit und Freiheit und Sittlichkeit unvergängliche Gestalten schuf, zunächst für sich und dann für die andern, und er, der für dieselben Mächte des zukünftigen Lebens mit tausend Zungen redete, zunächst für das Volk redete.

Was Ibsen uns geworden ist, eine alles durchdringende Kulturkraft, das konnte Björnson uns freilich nicht sein. Nie war er Nur-Dichter. Es gab in seinem Dasein ganze Jahresreihen, da der Poet in Björnson so sehr zurücktrat, daß man überhaupt an seiner Entwicklungsfähigkeit zweifelte, und doch hat das norwegische Volk niemals auch nur einen Augenblick aufgehört, in Björnson seinen nationalsten Geisteskämpen, seinen politischen und ethischen Führer und Tribunen zu sehen. Sein streitbarer Geist hat immer Anschluß an die Mehrheit gesucht, und hörte er auf, durch die Dichtung zu wirken und zu kämpfen, so stürzte er sich als Politiker, als Journalist, als Volksredner in den Tageszwist. Einzutreten für die bedingungslose Selbständigkeit Norwegens, für die parlamentarische Regierung („Das Storthing soll kein Verwaltungsrat, sondern eine Nationalversammlung sein“), für eine Bauern- und Bürgerrepublik, für das suspensive Veto, für die Reinheit der Norwegerflagge, für die Entjochung der Frau, für die Moral (die für ihn wesentlich in geschlechtlicher Moral gipfelte), für ein freies, fröhliches Christentum, für den Pangermanismus und für ungezählte andre Dinge, von denen dieser romantische Wahrheits- und Freiheitsschwärmer, dieser Laienprediger auf dem Parnaß, viel oder wenig verstand. Denn das ist das merkwürdige: wenn dieses große von jähen Temperamenten beherrschte Kind sich in dem Bewußtsein, ein großer Staatsmann zu sein, auch einmal überschlug und, ein Berserker der Ehrlichkeit, sich in Dinge mischte, die ihn wenig angingen, und sein Ländchen wähnte als Resonanzboden der Welt, — sein Volk fehlte ihm auch bei seinen naiven Irrungen nicht, es begleitete ihn begeistert durch dick und dünn. Von allem, was er sprach, war er in dem Augenblick, da er es sprach, fest

und tief überzeugt, und diese Überzeugungskraft machte sein Volk kritiklos. Es freut eine Nation, einen Führer zu haben, der an das Gute im Volke, im einzelnen Menschen glaubt, der zwar Fehler und Mißstände mit Schärfe kritisiert, aber doch immer eine Hoffnung hat und sichere Besserung prophezeit, der in seinen und des Volkes schwersten Lebensstunden einen Trost hat, und dem der Zweifel nie zur Verzweiflung wächst. Ibsen strebt nach der Wahrheit, Björnson hat sie. Das ist das Entscheidende. Ibsen nimmt nur das eine Recht in Anspruch, Fragen zu stellen; Björnson hat immer die Lösung seiner Fragen. Ibsen spricht nicht anders als nur in seinem eigenen Namen, Björnson aber spricht immer im Namen der norwegischen Nation. Er fühlt sich wohl nur auf vorgeschobenen, allen sichtbaren Posten. Der größte Gemeinplatz vergoldet sich in seiner Hand und geht als gangbare Münze ins Volk. Sein ganzes Dasein ist ein Fraternisieren, ein Händeschütteln gewesen. Da liegt seine Größe und seine Schwäche. In seiner Größe kann der Mann ein Muster sein: daß das Ansehn einer Nation in der eigenen Scholle wurzelt, daß es sehr wohl frommt, von Zeit zu Zeit zu kontrollieren, was bare Ausländerei ist im Geistes- und Sittenleben des Volkes. In Norwegen war Björnson der heimliche König, und als er bei der Eröffnung des neuen norwegischen Nationaltheaters in der Loge dem politischen König des Landes gegenübersaß, da blickten tausend Augen leuchtend zu ihm wie zu einem angestammten Fürsten auf, und es war, als wollte man die beiden Herrscher miteinander vergleichen, aneinander messen. Eine solche persönliche Macht hatte dieser Mann auf die Gemüter dort oben.

In der Familie Björnsons zeigt man mit zärtlicher Ehrfurcht ein, übrigens wundervolles, Porträt des Großvaters. Je mehr er in die Jahre gekommen ist, desto erstaunlicher hat sich der Sohn in seinem Aussehen dem Ur- und Altersbilde des tapfern Pfarrherrn genähert. Er ist nicht nur an Statur, Gliedmaßen, Schädelbildung usw. des Vaters leibhaftiges Ebenbild, er ist auch Geist von seinem Geist. Der priesterliche Feuersinn ist auf ihn übergegangen, der Trieb, das Volk zu heben, zu bessern, zu wecken. Dieser Priestersinn verblieb seiner Art wie seiner Kunst auch dann noch, als er sich von Kirche, Dogma und Kinderglauben freigemacht und einem warmen, menschlichen Christentum zugewandt hatte (Ende der siebziger Jahre). Der Verlauf war so: Björnson war von Jugend auf liberal und entfernte sich mehr und mehr von der dogmatischen Strenggläubigkeit der Staatskirche. Er geht vom orthodoxen Christentum zum Evolutionismus über, zur Anerkennuug Darwins, besonders aber

Spencers, er wird indessen nicht eigentlich Evolutionist, vielmehr agnostischer Theist mit dem Nachdruck auf Agnostik. Der Agnostizismus Spencers leugnet Gott nicht, er schließt ihn nur wie alles nicht dem Verstande Erkennbare von der Philosophie aus; mag sein, ist wohl — doch Ignorabimus. Was Björnson zuletzt von der Kirche losriß, das war die Höllenlehre, d. h. die Lehre von der Ewigkeit der Höllenstrafen, der Verdammnis. Der Kampf gegen diese Lehre wird Ausgangspunkt seiner religiösen Wandlung, seines neuen Sturms und Drangs. Diese Lehre nämlich drückte auf das Gemüt der Bauern, machte die Bauern untertäniger den Autoritäten, als es die freiheitliche Richtung des Landes zuließ. Sie fesselte die oppositionellen Triebe, die Björnson ja gerade lösen wollte. Daneben blieb ein Rest. Je mehr nämlich Björnson in die moderne Natur- und Gesellschaftslehre eindrang, je entschiedener er als Dichter und Romantiker in das Lager des Realismus überging, wo Henrik Ibsen lange schon sein Zelt aufgeschlagen hatte, desto schärfer bildete sich in ihm der Moralist aus. Es war das Vatererbe in geänderter Form, das Surrogat für den verlorenen Kirchenglauben.

Der Moralist und der Volkmann. „Norwegens Literatur wird volkstümlich sein oder sie wird gar nicht sein" — mit dieser Parole trat, ein Schüler Wergelands, des feurigen Volksaufklärers, der dichtende Jüngling in die Schranken. Daher erklärte sich der beispiellose Erfolg seiner ersten Bauernrollen, z. B. des „Synnöve-Solbakken". Ihr heller, derber, streitlustiger Held ward zum Typus, und im Lichte dieses Typus sah man Björnson fortan selbst. Geleitet durch die mächtig aufgekommene Sagen- und Volksliederforschung, durch die der Vorzeit heiß zugewandte Geschichtswissenschaft, schöpfte seine Dichtung an den Quellen der echten, naiven Volkspoesie, jener Poesie, in der das zeitgenössische Volk sich und seine Art genau wiedererkannte. Es waren die Tage der norwegischen Nationalromantik: König Sverre, der Lieblingsheld des Norwegers, König Sigurd stieg auf; der gedrungene Stil dieser Dichtung schlug Bresche in das schönrednerische Pathos der verfeinerten Dänenromantik. Eine Reihe von Erzählungen führten den Bauern und seine schlichte Psychologie charaktervoll in die Dichtung ein, breiteteten ein Volksleben voll Stärke und Glanz und Lust vor den Augen der Nation aus. Björnsons Form, die er aus dem Wesen der Dinge durch unmittelbare Anschauung und ein Miterleben gewann, wurde literarisches Muster. Nichts war dieser seltenen Kraft zu schwer. Als ein Kind des Glücks erschien er den Menschen, als ein Seher und Begnadeter, der wie im Traum das Rechte traf, der alles wollte und

alles konnte, was er wollte. Und dann Björnsons Lyrik! Seine das Tiefste der Nordlandnatur fühlende und in festen und klaren Bildern gestaltende Lyrik und erschütternde Balladenkunst, seine rauschenden Vaterlandsgesänge, die in Wahrheit norwegisches Nationaleigentum geworden sind. Sonnenschein und klare Nordlandsluft liegen über dieser seiner Dichtung, — selbst da, wo die Lyrik zur Polemik wurde, wo Björnson kämpfend singt und singend kämpft, wo er die moderne Sage seines Volkes und die Sage seines eignen politischen Wandels im Liede ausströmen ließ, bald ironisch und scharf, bald lustig und witzig, bald wehmütig und anklagend In seinen schwersten Lebensstunden hatte dieser Mann einen Trost. Sein Gedicht ist im Sinne Goethes Gelegenheitsdichtung. Auch jede der scheinbar so objektiven Naturschilderungen, jede balladeske Umformung eines überlieferten Sagenstoffes hat ihre letzte Quelle in zeitlicher Seelenstimmung. In diesem Liederbuch liegt die Geschichte seines Lebens eingeschlossen, so zwar, daß aus dem persönlichen poetischen Zeugnis ein Zeugnis für den Geist und die Stimmung des Volkes wird.

Es kam aber die Zeit, da die Quellen volkstümlicher Romantik versiegten. Da schrieb Ibsen seinen „Bund der Jugend"; er untersuchte das Gegenwartsdasein, ein „Staatssatirikus", und schuf einen neuen Prosastil. Des glänzenden Haakon Lorbeeren begannen leise zu welken, und Skules Reich setzte ein: die skeptische Betrachtung aller geltenden Moralwerte, die Zergliederung des Gesellschaftslebens, die entwirrende und in die Tiefe leuchtende Prüfung der Menschenseele. Die alten Freunde schieden sich auch persönlich. Der Dichter der Minoritäten konnte die nächste Wegstrecke nicht mehr mit dem Mann der Majoritäten gehen. Die „Rechte" sah damals in Ibsen „ihren" Dichter, so sehr sich Ibsen auch dagegen wehren mochte. Dann kamen „Gespenster", und die „Rechte" stieß „ihren" Dichter aus. Nun näherten sich allmählich Ibsens und Björnsons Wege wieder. Menschlich und literarisch und auch politisch. In Amerika verkündete Björnson den Ruhm des Genossen als „der größten dramatischen Kraft, die jetzt irgend einem in der Welt eignet", und trat, in die Heimat zurückgekehrt, in den Gespenstertagen, als die dunkeln Rotten der Pfaffen mit und ohne Kappen wild hinter dem revolutionistisch-freiheitlichen „Kampfesdichter" her waren, als entschiedener Verteidiger des Verfehmten auf.

Für Ibsen hat die neue Kunst in der Menschenschilderung bestanden, in der Fähigkeit, aus dem Weltlauf die tragischen Komödien und komischen Tragödien zu gewinnen. Für Björnson aber ward fortan im wesentlichen

das Wirklichkeits- und Gesellschaftsdrama ein Mittel, seine eigenen Ideen umzusetzen, einen hochgelegenen und weiten Kampfplatz für das zu haben, was er über staatliche und soziale Verfassung, über Königtum und Republik, über Liebe und Ehe, über die Ethik des Geschlechterverkehrs, über Religion und Glauben dachte und zur allgemeinen Anschauung gemacht haben wollte. Manchmal, besonders in der Spätperiode, nahm sein Werk auch eine autobiographische Richtung: er analysiert sich und sein Haus, aber nicht selbstanatomisch wie Ibsen, der schonungslos prüfend in seinen eigenen Eingeweiden wühlt, sondern mit heller Freude an sich und seinem Stamme, verstehend und entschuldigend. Das Theater war für Björnson die Bibel der Armen, und seine Gestalten waren Fleisch von seinem Fleisch und Blut von seinem Blut: sie redeten von seinen Gnaden über sich und andre, und in der Rede lag das Wesen der Charakteristik. Die sittlich verderbliche Macht des Geldes wird im „Falissement" erschütternd und warnend aufgezeigt; im „Redakteur" kommen die Presse an den Pranger und die öffentliche Fehde, deren reinere Formen, als Mittel, die Wahrheit zu finden, von der Zukunft erwartet werden. Im „König" wird Politik getrieben, wird die notwendige Umwandlung der monarchischen Staatsform beleuchtet, allerdings mit einer persönlichern psychologischen Vertiefung, als in den meisten modernen Stücken Björnsons. Im „Handschuh" wird die Frage der Geschlechtsmoral erörtert, teils in satirischer Stimmung, teils mit dem Brustton der Entrüstung über die unreine Lebensführung in dieser Welt. Die Forderung lautet: Enthaltsamkeit, Tugend, Selbstbeherrschung. Ibsens „Wildente" (September 1883) ist, teilweise wenigstens, eine Entgegnung auf den „Handschuh"; die absolute Moralforderung der Björnsonschen Heldin Svava Riis wird in Hjalmar Ekdals Verhältnis zu Gina karikiert.

In „Ueber unsre Kraft", dem ersten Teile, wird das kirchliche Dogma in einem bestimmten Punkte, dem Wunderglauben, angegriffen, der sich Björnson darstellt als ein höchst bedenklicher Trieb, die Grenzen menschlicher Erkenntnis zu überschreiten, ins Uebernatürliche zu schweifen. Ein Stück voll hinreißender Stimmungen und Gedanken vom gläubigen Gemüt, von der in Gott und Antichrist ringenden Seele, von der Opferwilligkeit der Christenliebe, — Ideen und Gefühle, die tief wurzeln in der freiheitlich gehobenen Priesternatur des Dichters. Dazu die feinsten poetischen Reize in der Art, wie der mystische Geist des Pfarrhauses zusammenklingt mit der erhabenen, helldunkeln Herbheit der umgebenden Natur. Die Christanier Aufführung ist über die Maßen wirksam gewesen.

Wer sie erlebte, wird sie nie vergessen. Nach der Vorstellung stellte mich Björnson. Ich schwärmte von dem bleibenden Theatereindruck. Der Alte verstand nur den „Eindruck" und nicht das „Theater". „Ja", sagte er aufleuchtenden Auges, „mein Stück hat etwas Zwingendes. Es wäre auch entsetzlich, wenn es Wunder gäbe!" So lebte Björnson mit seinen Werken; so meinte er, durch dieses sein Werk den Wunderglauben ein für allemal ad absurdum geführt zu haben.

Dieser Glaube an sich und seine Sendung machte das Dasein des genialen Mannes schön. Und dieser Glanz von Schönheit liegt verstärkt und verklärt über seines Dichtens Schluß. Ibsens „Epilog" ist Autojustiz. Ibsen hat gedichtet, aber nicht gelebt — riesiger Schneefall deckt seine Ideale wie mit einem Leichentuche zu. Ein Winterstück ist auch das vorausgegangene Werk, der „Borkmann": verjährte, beklemmende Schuld steigt tragisch herauf, und was Leben heißt, ist Narrenspiel. Björnsons Epilog aber ist ein rosig blühendes Stück vom Leben; Björnson zehrt nicht bitter von altem Wein, — er läßt den „neuen Wein blühen", den Wein der Jugend zur Freude des Alters: ein „zweckloses" Kunstwerk, wie nur ganz wenige seiner Dramen. Der Dichter sieht durch leichte Wolken, die sich rasch verflüchtigen, den Himmel offen und hört Fanfaren der Erdenluft. Henrik Ibsen verbrauchte mit unbefriedigter Seele seine ungestüme Lebensenergie in seiner Dichtung — seine Dichtung war eine Selbstaufopferung für uns andre. Björnson ist zwar kein Selbstauflöser gewesen; er rettete seine Lebensenergie durch seine Dichtung hindurch. Er blieb Haakon bis zum letzten Lebenszug, und als Haakon geht er in die Geschichte ein. „Er hat in Wahrheit eine königliche Seele." Dieses Wort sprach Henrik Ibsen in einer feierlichen Stunde über Björnstjerne Björnson.

Felix Braun:
Der Schatten des Todes
Roman

Fortsetzung

Wie ich nun so, die Begegnung überdenkend, über den Ring schritt, wiederholte ich mir im Geist das Gespräch und freute mich an dem müßigen Spiel, die Gestalten beider Mädchen nebeneinander zu stellen. Da entsann ich mich des Benehmens der Beate, und es ward mir vieles, auch was sich früher zugetragen hatte, klar, und ich sagte zu mir selbst, ganz leise, wie man sich etwas Köstliches anvertraut, das die Brust allein nicht verwahren kann: Sie liebt dich. Und ich wiederholte es mir oft und lachte heimlich in mich hinein, denn es tat mir wohl, so Gutes, so nie gefühlt Gutes zu wissen. Und ich empfand ein schönes und reines Gefühl für sie, das aber nicht Liebe war. Oder war das vielleicht Liebe, was ich für Christiane Lessing empfand? Schauer war es, Ehrfurcht, Beglücktheit ihrer Nähe. Aber nicht Begehren. Wie aber war es zu Elvira gewesen?

Und doch: war es nicht Liebe, Gegenwart und Nähe zu verlangen? sehr sehnlich zu verlangen? Und war es wieder nicht Liebe, vor dem Gedanken, geliebt zu werden, in Glück zu stehen? War es nicht Liebe, im Gespräch mit der einen zu vergehen, sich zu lösen, bang sich in Wunsch- und Willenlosigkeit zu verlieren — im Gespräch mit der anderen aufzugehen, sich zu erheben, sich im Wunsch nach dem Willen über sie zu sammeln? War es nicht Liebe, Sehnsucht darnach zu haben, im Schutze der einen zu ruhen — und wieder nicht Liebe, das Wissen zu haben, die andere in sich schützen zu können? Aber Begierde war nirgend. Flamme war nicht, Sturm war nicht. Ruhe war und stille Sehnsucht. Angst, Scham, Bedürfnis nach dem Gemeinsamen. Wille zum Licht aus der Tiefe, Wille zum Wirklichen aus dem Wahn. Aber die Flamme schlief. Welche von beiden erweckte sie? Oder hatte sie Elvira für immer verlöscht?

Und doch: ein kleines Glimmen war noch in meinem Herzen; ganz klein brannte es fort, unterirdisch gleichsam und heimlich. Und ein Gefühl war wach, das war wie Rauschen, wie Ähren vor dem Wind, und ein

Wissen, daß ein Hauch scheuer Lippen die Flamme wieder wachsen lassen konnte . . . und ein dämmerndes Ahnen, daß die Flamme verzaubert war und auf die Lippen Christianes wartete, die sie erlösen mußten . . .

So kam ich nach Hause. Es war spät geworden. Die großen Zimmer, deren Türen offen standen, waren dunkel, die glatten Flächen der Möbel trugen noch hoffnungsloses Licht. Ich zündete an; das Dienstmädchen kam und brachte das Abendessen. Das Gas raunte und füllte die Stille aus. Ich hatte das Abendblatt vor mir und las während des Essens. Es war behaglich im Zimmer, ich fühlte mich wohl, und mein Gesicht ward heiß und glühte.

Das Mädchen kam, die Geschirre wegzutragen. Ich hatte sie eigentlich noch nie angesehen: sie schien mir auf einmal schön. Vor meinem Blick, der wohl zu lange forschend auf ihrem Gesicht hinirrte, schien sie beunruhigt zu sein. Sie lachte ein paarmal kurz und ohne Grund auf. So gefiel sie mir, und sie dünkte mich begehrenswert. Ein Gedanke stand auf und riß viele andere mit, ein Wunsch löste sich, und ich dachte an die Nacht . . .

Ich knüpfte ein Gespräch mit ihr an. Sie antwortete kaum, so verlegen war sie. Scherzend fragte ich dies und jenes: Ob sie jemand gern habe? Sie ward rot. Wer es denn sei? — Ein Bankdiener. — Und in welcher Bank? Und wann sie heiraten würden? Und wie so die Fragen hineilten, schien sie langsam der Verlegenheit Herr zu werden, und ihr Blick ward freier. Und wie sie so dastand: an den Tisch gelehnt, die unschönen Hände auf die Tischplatte gelegt, dachte ich mir aus, wie schön es wäre, auch einmal so zu sein wie die andern, und ich knöpfte ihr im Geist die Bluse auf und küßte sie und lachte dabei innerlich, wenn ich an den Bankdiener dachte.

Aber eigentlich getraute ich mich doch nicht, auch nur einen Schritt vorwärts zu tun, denn ich kannte mich und wußte, daß ich mich dazu unmöglich überwinden konnte und daß ich im Grunde zu ernst dazu war, die niederen Freuden des Lebens zu kosten. Gerade diese Erkenntnis aber zwang mich, über sie hinaus zu bringen. „Wie hübsch Sie sind", sagte ich tonlos, mit schattigen Worten. Sie lachte und wand sich: „Sind der gnädige Herr aber schlimm!" — „Lassen Sie sich näher anschauen", sagte ich lauter und — wie mir schien — mit frivolem Ton. Sie kam ein paar Schritte näher und legte beide Hände hochgehoben ans Haar. Ich konnte ihre Brüste unter dem Kleid sich bewegen sehen, meine Ohren glühten, mein Atem ging wie mühsamer Flug. Und ich streckte die Hände

nach ihr aus, täppisch, wie einer, der Ungewohntes tut. Und ich streifte sie, leise, aber doch so, daß ich das Weiche ihres Fleisches spürte. Da ging sie zurück und lachte, und ihr Blick ward gemein und schien mich, während sie selbst zurückwich, aufzufordern. — In mir aber verbrannte etwas, riß etwas mitten entzwei, erstarrte und erstarb ein Heer aufrauschender Begierden. „Also so", sprach es lautlos in mir selber, „also das ist die Flamme, das ist das unterirdische Brennen!" Ich sank aufs Sofa und preßte die Hände vor die Augen. — „Gehen Sie!" sagte ich zu ihr, die noch immer stand und wartete. „Mir ist nicht gut! Gehen Sie — aber schnell!" Und als sie sich nicht vom Platze rührte, schrie ich: „Schnell, schnell!" Und außer mir: „Gleich! Ich will Sie nicht mehr!" — Da ging sie, die Tür voll Wut ins Schloß schlagend.

Und ich nahm ein Buch, irgend eines, aus dem Schrank, schlug auf und las, überschlug die Seiten, blätterte, da und dort flüchtig verweilend. Gegen zehn Uhr löschte ich das Licht und begab mich in mein Zimmer, zu schlafen.

Es war derselbe kleine, fast dürftige Raum, in dem ich schon als Gymnasiast geschlafen hatte. So sehr war ich an ihn gewöhnt, daß ich ihn, selbst als ich ganz allein in der Wohnung lebte, nicht mit einem größeren vertauschen mochte. Das Fenster ging auf den geräumigen Hof hinaus, in dem zwei Laternen standen, die, mit schwachem Licht, einen Schattenkreis um sich gezogen hatten. Die Fenster gegenüber waren dunkel, nur in einem war mattes, von einem roten Schirm verhängtes Licht. Ich spähte hinüber, ohne etwas gewahren zu können. Große Schatten liefen über die Wand, verdunkelten das Licht und trübten den Blick. Da griff ich zum Fernglas und sah eine Frau sich entkleiden. Meine Hände fühlten ein Zittern aus dem Herzen kommen — ich legte das Glas fort, drehte das Licht ab und zog mich im Dunkeln aus. Wie ich aber im Bett lag und das Geschehene überdachte, übermannte mich das Begehren aufs neue.

Die Küche, in der das Mädchen arbeitete, war dem Kabinett benachbart, ich sah den Türspalt voll Licht und hörte das Klirren der Geschirre, die abgewaschen wurden. „Sie ist noch auf," dachte ich, — „wenn sie jetzt hereinkäme!" Und ich erwog eine Reihe von Vorwänden, sie ins Zimmer kommen zu lassen. Endlich schellte ich. Sie öffnete augenblicklich die Türe: „Gnädiger Herr wünschen?" — „Ein Glas Wasser." — „Ja." Die Türe schloß sich. Gleich darauf hörte ich die Wasserleitung gehen und Wasser ins Glas rinnen. Sie kam mit dem Glas auf einer Tasse und stellte es auf das Kästchen neben dem Bett. „Es ist gut", sagte

ich, „danke". Und sie wischte sich die Hände an der Schürze ab und ging. „Wenn sie sich jetzt antrüge," dachte ich und wartete, aber sie schloß die Türe ruhig und bestimmt, und man sah nichts im Zimmer als den leuchtenden Spalt. Da drehte ich mich zur Wand, heftig, als wollte ich etwas niederringen, atmete ein paarmal auf, und ein gütiges Schicksal schickte mir traumlosen Schlaf.

Am nächsten Morgen kam eine Einladung Beate Glandorffs zu einer Tennispartie im Prater. Ich beschloß, nicht zu gehen, und ging in der Tat nicht, ja ich entschuldigte mich nicht einmal. Da erhielt ich tags darauf eine andere, noch liebenswürdigere Einladung zu einer Soiree. Meiner Taktlosigkeit von vorhin wurde mit keinem Wort Erwähnung getan, dagegen standen als Postskriptum die Worte: „Christiane Lessing wird auch da sein." Das verstimmte mich, und ich nahm mir vor, wieder auszubleiben.

Ich war für vier Uhr bestellt, aber noch um dreiviertel vier lag ich ruhig auf dem Sofa, unerschütterlich in Glauben und Absicht, zu Hause zu bleiben. Ich hatte mir das Rauchen angewöhnt und blies blaue Rauchspiralen über mich in die Luft. Es gab so vieles zu denken: von Camillo war ein Brief gekommen, worin er mir seine Verlobung anzeigte. Dies hatte mich, obwohl ich es mir selbst nicht recht gestehen wollte, im Innersten ergriffen. Camillo war so alt wie ich und wollte heiraten. Noch faßte ich es nicht, und wie so der Gedanke weiterging und mich selbst berührte, mußte ich lachen. Wie das wohl sein mußte: verlobt zu sein? Und ich gestand mir, es nicht ausdenken zu können. Zwar: möglich wäre es schon gewesen: ich war majorenn, war Doktor, und meine Vermögensverhältnisse hätten es wohl erlaubt. Die Neuheit des Gedankens verwunderte mich und lockte mich, ihn weiterzuspinnen. Und eine uneingestandene, heimliche Sehnsucht half mit. Aber wie ich stets gewohnt war, nichts auszuschöpfen, sondern widerwillig alles Angefangene abzubrechen und liegen zu lassen, geschah es auch hier. Ich sprang auf, warf die Zigarette weg, zerstampfte sie, lief um den Tisch herum und sagte dabei mit einem bestimmten, nur mir selbst geläufigen Rhythmus: Achja, achja, achja . . . — Da entsann ich mich der Einladung.

So kam es, daß ich, in Smoking und Lackschuhen, mit einem kleinen Veilchenbukett in der behandschuhten Linken, an die Klingel der Tür drückte, an der eine Tafel befestigt war, darauf stand: Glandorff. Es waren große Buchstaben, vor denen man sich fürchten konnte. Und vor der Tür lag ein mächtiger Fußabstreifer, darauf war zu lesen: Salve. Ein

Stubenmädchen mit weißer Schürze und mit einer flügelnden schwarzen Masche im Haar öffnete. Sie nahm mir den Hut aus der Hand und hängte ihn an einen Haken als letzten von vielen anderen runden Hüten, und während ich meinen Überzieher auszog, holte sie ein silbernes Tablett von einem Schrank. Darauf lag ein weißes Kuvert, das meinen Namen trug. „Herrn Dr Clemens Fortis", hatte Beate peinlich kalligraphiert.

„Herr Doktor sind der letzte", sagte das Mädchen. Ich öffnete das Kuvert, aus dem Beates Visitkarte fiel. Darauf stand — gleichfalls mit kalligraphischen Zügen —: „Herr Dr Clemens Fortis wird gebeten, Fräulein Aloysia Wachtel zu Tisch zu führen." Als ich dies las, verdunkelte sich etwas in mir, und das bißchen Heiterkeit, das ich gute Laune nannte, war fort. Ich gestand es mir jetzt, daß ich im stillen gehofft hatte, Christiane Lessing als Tischdame zu erhalten — wozu hätte das Beate auch geschrieben? Argwohn ward wach in mir: wenn sie mich zum besten hielte?! Ich war gereizt, fast erbittert, und so kam der Gedanke damals gar nicht auf in mir, daß man mich gerade mit dieser Dame besonders ehren wollte, denn Aloysia Wachtel pflegte — unter Pseudonym natürlich, das mir aber im Augenblicke nicht einfiel — in Tageszeitungen lyrische Gedichte zu veröffentlichen. So entschloß ich mich in übler Laune, dem Mädchen, das bereits ungeduldig ward, zu folgen — die Tür zu einem strahlenden, von Menschen erfüllten Zimmer öffnete sich, und wie ich verwirrt, mit umflortem Blick eintrat, fiel mir plötzlich das Pseudonym ein; so sagte ich statt: „Guten Tag" laut „Telvach!"

Beate Glandorff, die mir entgegengekommen war, reichte mir die Hand und fragte: „Wie bitte?" Ich lachte und fühlte, wie mir die Stimmung wieder kam, denn ich sah Beate über und über rot im Gesicht, ja selbst die Hände waren gerötet. Darüber freute ich mich mit einer kleinen Schadenfreude, aber es war ein wohliges Gefühl. Und als Beate, ohne die Tennispartie zu erwähnen, sagte: „Nein — wie schön, daß Sie gekommen sind. Wir haben auf Sie schon gar nicht mehr gerechnet!" stand ich auf einmal ganz in Mitleid und hätte ihr am liebsten beide Hände geküßt.

In diesem Moment trat ein fein gekleideter Herr in meinem Alter auf mich und Beate zu, lächelte verbindlich und streckte mir die Hand entgegen. Ich zögerte: er kam mir bekannt vor, allein ich konnte ihn nicht erkennen. Da nannte er seinen Namen: Herbert Ludwig. Ob ich mich seiner nicht entsänne? Wir wären eine Zeit lang in derselben Klasse des akademischen Gymnasiums gewesen. Eines Tages — er

erinnerte sich, als ob es heute gewesen wäre — hätte er ein langes Gespräch mit mir auf der hohen Warte geführt. Dann hätten wir einen Sommer zusammen verbracht. In Steiermark — das werde ich doch noch gut im Gedächtnis haben. Er lachte und fragte, ohne meine Antwort abzuwarten, wieso ich zu Glandorffs käme. „Darf ich," wandte er sich mit galanter Verbeugung an Beate, „dem Herrn Fortis an Ihrer Statt die Damen vorstellen?"

„O — gewiß", sagte Beate.

So klang, während im weiten Zimmer das summende Geräusch vieler Gespräche hin und wieder schwebte, manchmal anschwellend, wie mit Flügeln schlagend, — mein Name, von Herbert Ludwig ausgesprochen, gedämpft auf und lockte einen zweiten, zarteren hervor, der, kaum gehört, in ein Dunkel hinabsank. Und meine Hand empfing zu flüchtiger Vereinigung schmale Hände und spürte den leichten Druck von Edelsteinen an Ringen. Und meine Blicke gingen schnell, halb verschleiert an Gesichtern und Kleidern hin und hätten doch so gerne irgendwo still zur Rast verweilt.

„Fräulein Christiane Lessing," sagte Herbert Ludwig.

Fräulein Christiane Lessing stand, mit dem Rücken zu mir, das Gesicht dem großen Spiegel zugewandt, im Gespräch mit zwei Herren, deren einer als philosophischer Schriftsteller einen Namen hatte. Der andere, der dem Philosophen gleich Christiane zuhörte, begnügte sich damit, von Zeit zu Zeit, zum Zeichen der Zustimmung zu nicken und den Mund zu einem unfertigen Lächeln zu verziehen. Mit der linken Hand zog er unaufhörlich die rechte Seite des Schnurrbarts über die Lippen. Fräulein Christiane schien sehr interessiert und hörte aufmerksam zu; sie bemerkte mich nicht.

„Bemühen Sie sich nicht," sagte ich zu Herbert Ludwig, „dieses Fräulein kenne ich ohnehin. Im übrigen: ich danke Ihnen."

„Warum: Sie?" sagte Herbert Ludwig. „Wir sollten uns doch „Du" sagen. Halt", rief er plötzlich, sich an die Stirn tippend, „eine hab' ich vergessen. Sehen Sie — sieh mal: die Schlanke dort beim Balkon. Sie ist eine Adelige — verlobt. Maria von der Stadt. Sie wird dir gefallen."

Ich schob seine Hand, die sich auf meinen Arm gelegt hatte, wie etwas Lästiges fort. „Lassen Sie mich", sprach ich, „ich will jetzt nicht —. Später."

„Also du willst wirklich nicht?"

„Nein!" entgegnete ich schroff, ohne ein Gefühl des Widerwillens

hindern zu können, in den Ton meiner Worte einzubringen. „Lassen Sie mich: ich störe ja die Dame."

Jetzt erblickte mich Christiane Lessing. Sie gab mir die Hand: „So? Sie sind auch hier?" Das war alles, was sie sprach. Sie wandte sich um, der Philosoph hielt seinen Vortrag weiter, und der andere Herr, der mit bewundernswürdiger Ausdauer ausharrte, setzte seine drei Tätigkeiten des Nickens, Grinsens und Schnurrbartziehens in rhythmischer Folge und mit Gleichmut fort.

Langsam, wie einer sich aus einem Getümmel zurückzieht, wich ich zur Wand. Dort lehnte ich mich an, übersah Möbel und Bilder, dann flüchtig die Menschen, die in Gruppen standen oder saßen, plauderten, lachten, — überhaupt ohne Grund fröhlich waren. Der Name: Maria von der Stadt, an dem viel von meiner Knabenzeit hing, hatte mich — dies schien mir seltsam — kaum berührt. Ich sah sie jetzt neben Christiane stehen, und nun vermochte ich es kaum, wieder zu denken, daß sich mein Blick einmal gefreut hatte, die schmale Gestalt zu umfassen, und daß es tiefstes Glück für mich gewesen war, an ihrer Seite durch Straßen oder Gärten hinzuschreiten. Und ich erinnerte mich eines Regentags und sah das Licht der Laternen auf dem feuchten Pflaster spielen. Und wir sprachen vom Sterben.

Beate kam auf mich zu: „Auch hier allein? Gefallen Ihnen die Mädchen nicht?"

„O ja: ich bin eben dabei, sie mir anzusehen."

„Und da gerade muß ich Sie stören."

„Nein — bleiben Sie doch. Sie sind mir ja am liebsten von allen."

„Wirklich?" lachte Beate und biß sich auf die Lippen, um nicht rot zu werden, aber sie ward es doch.

„Ja. — Was soll ich denn mit den andern sprechen?"

„Und mit mir können Sie sprechen? Alles?"

„Ach Gott: alles? Mit wem kann man dies denn? Aber warum sollte ich mit Ihnen nicht über Bedeutendes sprechen können? Sie haben eine angenehme Art, zuzuhören, und ich glaube: Sie können das auch."

„Man hat mir das schon oft gesagt, aber man hat mir nie etwas zu hören gegeben."

„Und soll ich das?"

„Bitte!" Sie war in dem Augenblick entzückend.

„Lieber nicht," sagte ich nach einer Weile und kam mir dabei so

gütig vor, daß ich selbst über mich gerührt war. „Sie sind ja noch so — wie soll ich nur sagen, so . . . —?

„Wie? Wie bin ich?" fragte sie, das Zeichen der Spannung im Blick.

„So licht," sagte ich nach einigem Nachdenken. „Zu licht. Viel zu licht."

Da rief man sie. Sie sah mich ruhig an und ging. Ihr Schritt war leicht. Ich liebte sie in dieser Stunde. Als sie gegangen war, kam ich mir ganz einsam und verlassen vor, auch ein wenig lächerlich und linkisch, und so beschloß ich, mich Christiane zu nähern.

Die aber stand noch immer beim Spiegel und hörte dem Philosophen zu, und zu dem nickenden Herrn hatte sich ein zweiter gesellt, der gleichfalls nickte und lächelte, nur daß er sich, nachdem er genickt hatte, das durch die heftige Bewegung überfallende Lockenhaar aus der Stirn strich.

Da scholl in meiner Nähe Lachen. Ich wandte mich und sah Herbert Ludwig im heiteren Gespräch mit mehreren Damen, die sich sehr zu unterhalten schienen. Aller Augen waren auf mich gerichtet. Dies erfüllte mich mit unbehaglichen und lästigen Gefühlen, ich wollte mich abwenden, mich zu irgend einer Gruppe begeben, aber das Lachen hielt mich fest, ja, kaum daß ich den Fuß vorsetzte, einen Schritt zu tun. Das Lachgeklingel hing mir im Ohr, — ich getraute mich nicht mehr, hinzusehen.

Da kam wieder Beate, zierlich und schlank. Eine Flechte hatte sich gelöst und wollte den schmalen Hals berühren. Ich steckte ihr zwei Haarnadeln zurecht, und sie führte meine Hand. Weil ich so ungeschickt sei. Und: „Sie müssen mein rechter Tischnachbar sein", rief sie mir im Enteilen zu und hörte gar nicht mehr, wie ich den Namen des Fräulein Wachtel grollend vor mich hinsprach.

Christiane trat jetzt auf mich zu. Wie sie herankam, überlief es mich heiß. Ich fühlte, daß ihr Blick zu schwer für den meinen werden könnte ... Langsam wich ich ein paar Schritte zurück . . . aber dann hielt ich ein und wartete. Erwartete sie. Klopfend, wuchs mein Herz über mich hinaus, wie eine Wolke war es um mich, Warten war ich ganz und Erwartung.

Sie aber ging an mir vorbei. Ich merkte das erst lange nachher, als die Wolke aufgeschwebt war. Da strömte mir der Zorn ins Blut, aber nicht lang. Dann kam Wehmut und Wunsch nach Tränen, und ich hatte ein würgendes Gefühl im Halse wie vor dem Schluchzen.

Ich war wie eine Sehne gespannt. Da legten sie den Pfeil an mich an.

Es wurde vor dem Essen noch gespielt. Was es war, erinnere ich mich nicht mehr, aber ich weiß noch, daß Pfänder ausgelöst wurden und daß dies oft mit Küssen geschehen mußte . . . Und Herbert Ludwig kniete vor Christiane Lessing und empfing einen Kuß auf die Stirn. Das Blut schoß mir ins Gesicht. Ich sehe die Gestalt, die schlanke hohe Gestalt sich niederbeugen und dem Knienden die Lippen auf die Stirn hauchen. Und das Lächeln sehe ich. Ihres und das seine.

Dann sehe ich mich selbst Pfänder lösen. Mir hatte man aufgetragen, jeder Dame ein gutes Wort zu sagen. Und ich sehe mich vor Christiane stehen, sie ansehen und schweigen; und ich sehe mein ernstes und überglühtes Gesicht wie in einem mystischen Spiegel. Atmen fühle ich mich, als ob ich das Wort aus meiner tiefsten Tiefe herausholen müßte, es in ein Liebes zu verwandeln, das gut tun muß. Nur das Gelächter höre ich jetzt nicht mehr so gut: es ist jetzt ganz gedämpft und Echo geworden. Ah! es ist nicht mehr so laut wie früher, und Herbert Ludwigs Worte sind ganz fern, fast verstummt. Wenn ich noch ein paar Winter erlebe, werden sie wohl ganz zu Schweigen geworden sein.

Ich bekam mein Pfand nicht. Als wir alle zu Tisch gingen, kam mir Christiane entgegen und reichte es mir. „Sind Sie aber heute ungeschickt!" sagte sie dabei. Dann ging sie und ließ mich allein. Doch nicht für lange. Denn es war Zeit, zu Tisch zu gehen und Fräulein Aloysia Wachtel aufzusuchen.

Zu meiner Linken saß Maria von der Stadt. Ich begrüßte sie und sprach ein paar gewöhnliche Worte hin, die nicht Klang noch Ziel haben. Sie reichte mir die Hand, flüchtig und kühl; kaum, daß sie einiges dazu sagte. Denn sie entsann sich meiner nicht mehr; erst als ich von meinen Schwestern sprach, von dem Haus und der Wohnung, von den Straßen, durch die wir gegangen waren, wenn ich sie abends nach Hause begleitete, vom Regen und von den Laternen und von dem Gespräch über den Tod, wurden ihre Antworten lebhafter. Doch gelang es mir nicht, mit ihr die halbvergessene, zu schöne Zeit ans Licht zu rufen: ihr Tischnachbar, ein Einjährig-Freiwilliger mit ungewöhnlich langem blondem Schnurrbart, schien ungeduldig und unterbrach durch laute Scherze, die sich meist auf die dargebotenen Speisen bezogen, sooft sie sich anschickte, zu antworten. Und sie wandte sich ihm — wie es mich dünkt — lieber zu als mir. So ließ ich es, lehnte mich zurück, selten ein Wort zu meiner rechten Nachbarin sprechend, die, gelangweilt und mit vornehmer Verachtung, einsilbig und tonlos erwiderte.

Da geschah es, daß mir — als eine Schüssel herumgereicht wurde — die Gabel entfiel, und als ich mich bückte, sie aufzuheben, stieß ich mit dem Kopf an die Schüssel an, die klirrend mit dem Inhalt zu Boden stürzte. Aloysia Wachtel sprang auf und schrie: „Um Gottes willen!" Maria von der Stadt und ihr Nachbar wechselten, verhalten lächelnd, Blicke, die mich streiften. Andere Gäste lachten, einige sogar sehr laut. Aber Beate beherrschte augenblicklich die Verwirrung. Sie rief, es sei gar nichts geschehen; man möge sich niedersetzen: so etwas könne jedem passieren. Übrigens sei das Stubenmädchen an dem Ganzen schuld: hätte sie die Schüssel besser gehalten, so hätte diese gar nicht herabfallen können. Da sich nun auch herausstellte, daß Fräulein Wachtels Kleid auch nicht den geringsten Schaden genommen hatte, so setzte man sich wieder beruhigt zu Tisch.

In der folgenden Unterhaltung war nun nichts so bemerkenswert wie die Witze Herbert Ludwigs. Dieser sprach seine Beobachtungen laut, halb zu seiner Nachbarin gewandt, halb mit bedeutender Geste die ganze Gesellschaft in den Bereich seiner Reden einbeziehend. Er knüpfte an meine Ungeschicklichkeit an, und nachdem er einige Anekdoten aus dem Leben des dünnen und knochigen Zacharias Werner zum besten gegeben hatte, erzählte er plötzlich Geschichten aus meiner Knabenzeit; so auch, daß ich einmal Maria von der Stadt hätte begleiten sollen und mich aus Schüchternheit auf dem Boden versteckt gehalten hätte. Da lachte Maria und sagte, zu mir gewandt: „Ach, wenn ich das gewußt hätte!" und sich weit über den Tisch vorbeugend, rief sie Herbert Ludwig, der ihr schräg gegenüber saß, zu: „Bitte noch mehr vom Herrn Doktor Fortis!" Und Herbert Ludwig, aufs höchste geschmeichelt, erzählte und rezitierte unter anderm den Anfang eines Gedichts, das ich einmal in der Schule auf Maria gemacht und das mir der Professor konfisziert hatte. So ward es der ganzen Klasse bekannt, und es hätte nie ein lauteres Gelächter gegeben als damals, schloß Herbert Ludwig mit vielsagender Handbewegung seine Enthüllungen.

Als sich nun ein Echo dieses Gelächters auch in dieser Gesellschaft erhob, schwankte ich, ob ich aufstehen und davongehen oder es aufs äußerste ankommen lassen sollte. Wie ich nun überlegte, hatte er eine neue Bemerkung über mich gemacht, der große Heiterkeit folgte. Ich sagte nun laut, während des Lachens, zu Aloysia Wachtel, die sich am besten zu amüsieren schien, ich könnte nicht begreifen, wie gebildete Menschen an den Worten eines so geistlosen Schwätzers Gefallen finden könnten.

Bei diesen Worten war aber plötzlich eine Stille eingetreten, und so traten sie aus dem Schweigen groß und voll hervor. Einen Augenblick lang schien sich die Stille zu vertiefen.

Herbert Ludwig nahm ein Apfelmesser, wiegte es in der Hand und sagte, auf seinen Teller sehend, mit überlegener Gutmütigkeit: „Der versteht Späße nicht — der muß gleich grob werden!"

„Kümmern Sie sich um Ihre Angelegenheiten!" versetzte ich laut, durch seine geduckte Haltung mutig geworden, „und lassen Sie fremde Dinge in Ruhe! Sie haben eine unerträgliche Art von Intimität, und ich könnte der Gesellschaft ebenso gut erzählen, wie ich mir Sie als Gymnasiast schon vom Halse zu halten wußte."

„Alle Welt weiß", gab er ruhig zurück, „daß Sie ein unberechenbarer Sonderling sind. Also nehme ich Ihre Worte nicht ernst. Den Rat aber können Sie von mir annehmen: wenn Sie Geselligkeit nicht vertragen, so suchen Sie keine Gesellschaften auf!"

„Aber ich bitte, meine Herren", mischte sich Beate in den Streit, „lassen Sie doch dieses unerquickliche Thema. — Übrigens: heben wir die Tafel auf und gehen wir ins Klavierzimmer!"

„Fräulein Beate," sagte ich erregt, „ich lasse mich von diesem Menschen nicht beleidigen!"

„Aber er hat ja nur Scherze erzählt," wandte jetzt Maria von der Stadt ein. „Wer wird denn das gleich so tragisch nehmen?"

„Das ist meine Sache, Fräulein," entgegnete ich, wenig galant, und fühlte, wie mich der letzte Rest von Sympathie verließ, den diese Gesellschaft noch für mich übrig hatte. „Wenn ich mich schon beleidigen lasse, so suche ich mir den Menschen dazu aus!"

„Das ist ein guter Witz!" gröhlte Ludwig. „Lachen Sie doch, meine Herrschaften! Er sucht sich aus, wer ihn beleidigen darf! Köstlicheres ist noch nie gesagt worden!" und zu seiner Dame sich wendend, halblaut, aber doch, daß ich es gut hören konnte: „Ein Doctor juris, ich bitte!"

Ich zitterte wie vor einer großen, lange vorbereiteten Tat. „Sie können ja gar nicht an mich heran," schrie ich, „Sie — Sie!" Mir versagte das Wort.

„Regen Sie sich nicht auf," flüsterte Beate, dicht bei mir.

„Sie werden nicht erreichen, daß ich mich mit Ihnen schlage," sagte Herbert Ludwig trocken. „Sie sind für mich erledigt."

Die Miene, mit der er seine Erklärung begleitete, stachelte mich auf, ein Schmerz würgte mir in der Gurgel, ein roter Schleier überfinsterte

meinen Blick. Aber ich sah mich in einer hellen Phantasie Herbert Ludwig mit den Fäusten schlagen. Und ich sah mich rot, mit großem Blick und Schaum vor dem Mund. Die Zähne zusammengepreßt, den Blick weit, die Hände geballt, schritt ich auf ihn zu. Langsam wich er zum Spiegel zurück. Er hatte die Arme vor der Brust verschränkt und trug meinen Blick auf dem seinen. Da erblickte ich mich selbst im Spiegel, und wie ich mein von Zorn verzerrtes Gesicht erkannte, erschrak ich und stand in Scham und erschüttert. Dann sammelte ich mich und trat zurück. Es war eine unheimliche Stille, und ich fühlte aller Blicke an mir. Auch den Blick Christianes fühlte ich: scharf und streng waren die dunkelnden Augen auf mich gerichtet.

Da zuckte ich zusammen. Hilflos und wie ein Kind dem Weinen nahe, sah ich um mich, aber überall waren nur ernste und angstvolle Gesichter. Von jedem Blick zurückgewiesen, sah ich mich mit einem Male in eine furchtbare Einsamkeit gedrängt, — da schrie es in mir zur Flucht, und ehe ich mich besann, hatte ich die Tür aufgestoßen und sie, hinausstürmend, ins Schloß zurückgeworfen. Aufatmend stand ich im Vorzimmer, dessen vornehme Möbel Gemessenheit und Zurückhaltung ausdrückten und zusammen mit dem tiefen Schweigen eine eigentümliche Beklemmung ausübten.

Ich griff nach meinem Hut — da hielt mich eine Hand fest. Eine kleine leichte Hand war es, die wohltat und kühlte: Beates Hand. Ich beugte mich und küßte die kleine Hand, die noch immer die meine lose umschlossen hielt.

„Seien Sie nicht böse," sagte ich mit fliegender Stimme. „Ich ertrug es nicht mehr!"

„Bleiben Sie doch!" bat sie, fast weinend, „es wird alles noch gut werden."

„Ich kann nicht bleiben — ich kann ihn nicht ansehen!"

„Mir zuliebe."

„Ich kann nicht!"

„Wenn Sie mich nur ein bißchen lieb haben —!"

„Auch wenn ich Sie sehr lieb hätte, könnte ich nicht. Verlangen Sie das nicht von mir. Ich bin übrigens zu erregt und tauge nicht mehr zur Gesellschaft."

„Schauen Sie, Herr Doktor," bettelte die liebe Stimme, „Sie haben uns alles zerstört. Jetzt müssen Sie's wieder gut machen."

„Ich hab' nichts zerstört! Er war es!" entgegnete ich heftig. „Lassen Sie mich! Ich kann nicht bleiben!"

„Auch wenn er zurücknimmt, was er gesagt hat?"

„Auch dann nicht."

„Auch wenn ich ihn fortschicke, damit Sie bleiben?"

Beates Gestalt war nahe an mir, ihr Gesicht war ganz an meines emporgehoben; flehend und voll Liebe hing ihr Blick an dem meinen.

„Wie lieb Sie sind," sagte ich leise.

„Sprechen Sie!" flüsterte sie, meine Hand fester mit der ihren umklammernd.

Ich neigte mich ihr zu. „Warum wollen Sie gerade mich?"

„Ich weiß nicht," hauchte sie, kaum hörbar. „Quälen Sie mich nicht und bleiben Sie."

„Nein —!" sagte ich plötzlich laut. „Ich kann nicht mehr: ich habe ihn zu sehr beleidigt. Wie könnte ich noch einmal in das Zimmer zurück, in dem ich mich so benommen habe?"

„Alle haben Ihnen recht gegeben," wandte sie lebhaft ein, „alle. Auch ich." Und leise: „Ich am meisten."

„Ich danke Ihnen, Fräulein Beate," erwiderte ich — meine Stimme klang auf einmal so fremd und kühl —, „aber ich kann nicht, es ist mir nicht möglich." Und ich beugte mich, neuerdings ihre Hand zu küssen. Die glitt traurig von der meinen herab. So nickte ich ihr nur zu und ging zur Türe. — Als ich aber draußen auf dem Gang stand, war ich so voll Mitleid und Liebe zu ihr, daß ich am liebsten wieder angeläutet hätte, ihr zu Füßen zu stürzen. In mißmutiger, unzufriedener Stimmung ging ich die Stiegen hinab, auf die Straße, die von Laternen erleuchtet, weiß und ruhig dalag.

So endete auch dieser Tag mit dem gleichen: dem einsamen und schmerzlichen Gang nach Hause. Die Sinnlosigkeit eines gezeichneten Daseins lastete schwer auf den langsamen Schritten; immer tiefer ins Dunkle hinein ging das Leben, das der Tod frühe berührt hatte. Verfinsternde Gedanken zogen vor mir her, eine unbeschreiblich süße Sehnsucht aber kam: nach dem Erlöschen, dem Wunschlossein, und meine Seele verlor sich so in Müdigkeit und Hingebung, daß es mich ankam, sie sinken zu lassen, tiefer und tiefer sinken zu lassen, in das Dunkel hin, darinnen der Tod war und wartete.

Aber als ich meine Wohnung aufgeschlossen hatte und die lieben Möbel im Dunkel stehen sah: unendlich gefaßt und mit Ergebung in ihr schattiges Schicksal, ergriff mich noch einmal ein lichtes Gefühl. Und ich dachte mir aus: ich wäre nicht allein, sondern es stünde eine Frau neben mir in der Dunkelheit und vor dem Schweigen der Möbel. Und die Frau wäre mein wie dieses Zimmer und mir ebenso vertraut und lieb. Ihre Hand würde ich halten, wie Beate meine Hand gehalten hatte, aber nicht voll Angst, sondern im Gefühl der Klarheit und des Besitzes. Und ich sah Camillo vor mir, der dieses Gefühl kennen mußte ... — und langsam, wie ich so im Sinnen stand, trat das Bild der Christiane vor mich hin. Da schrie ein Schmerz in mir auf, und die ganze Verzweiflung meiner Jugend ward lebendig und war nur Schluchzen. Aber das lichte Gefühl, das mich einmal erlöst hatte, wich nicht: es wuchs und erhellte sich, es überleuchtete das Zimmer, und ich sah es wie an jenem Winterabend, da mir Christiane zum erstenmal begegnet war. Mit zitterndem Entzücken machte ich Licht, um die Möbel zu sehen, wie sie damals standen, als ihre Finger sie berührt, ihr Kleid sie gestreift hatte. Ganz leise ging ich von einem zum andern, rührte es an, aber ganz scheu und im Rhythmus eines drängenden Gesanges in meinem Herzen. Zum Spiegel aber, der ihre Gestalt ganz festgehalten hatte, neigte ich mein Gesicht so nahe, daß ich ihn fast mit den Lippen berührte. Und kühl wie ihr Atem streifte mich das Glas an der Wange.

In dieser Nacht schrieb ich das Gedicht, das mir vor allen andern lieb ist. Ich nannte es „Erinnerung an den schönsten Tag". Vielleicht ist es nur der freundlichste oder edelste Tag gewesen —: ich weiß es nicht. In dieser Nacht erschien er mir der schönste und Christiane als das gütigste Licht an dem wolkigen Himmel meines Lebens. Das Gedicht aber schließe ich hier an, denn in ihm sind tiefere Gefühle wirkend, und ihre Sprache ist leichter als die einer nach der Vergangenheit hinstrebenden Erzählung.

O das Zimmer, das einst ihre zierlichen Schritte empfangen —:
Noch hält es den Widerhall fest, inbrünstig, mit Estrich und Wand!
Und ihr Möbel, an denen sie leicht und lächelnd vorübergegangen,
Euch hat sie berührt mit dem Kleid und mit spielend-hingleitender Hand!

Und Licht war . . . o, Licht lag beglückt auf den Bildern, Licht lag auf den Rahmen,
Lag auf dem Boden verstreut . . . und war denn der Spiegel nicht Licht?

Weit dehnte das Zimmer sich da — und alle, die späterhin kamen,
Standen noch immer in Glanz und Wunder und wußten es nicht!

War eine Stunde so groß wie diese? war je eine Gnade
Dieser, der göttlichen, gleich, da Himmel nicht Himmel mehr schien,
Erde nicht Erde mehr war? Da Wolken sich teilten in Pfade
Und der Schritt sich, beflügelt, erhob: zu Herrlichem hin?!

O, was war Leid und Traum und Schicksal? — Strahlende Stunde!
Wunschlos trank ich dich auf, wie einer durch Nebel hin schwebt:
Alles war Glück in mir, und ich hatte doch von ihrem Munde
Niemals mehr als Gruß und freundliche Worte erlebt.

Fortsetzung im nächsten Heft

Dr. J. v. Czekanowski:
Anthropologische Arbeiten in Zentral-Afrika

Am 1. Mai verließ ich Berlin, um als Anthropologe an der Zentralafrikanischen Expedition Seiner Hoheit des Herzogs Adolf Friedrich zu Mecklenburg teilzunehmen. Nach elfmonatiger Arbeit in Ruanda, am Ruwenzori und in den Urwäldern des Ituri trat die Expedition den Marsch nach dem Westen an, während mir der Auftrag zuteil wurde, die Länder am nördlichen Urwaldrande anthropologisch aufzunehmen. Übrigens waren wir auch schon im ersten Jahre stets gezwungen, getrennt zu marschieren, da die Verpflegung größerer Menschenmassen in diesen schwach bevölkerten Gegenden Schwierigkeiten bietet. Diesmal mußte ich mich aber verabschieden, da meine Reise nach Mangbetu und den Nyam-Nyam-Ländern in Chartum ihr Ende finden sollte.

Ich will hier nicht die Reise mit all ihren kleinen alltäglichen Angelegenheiten schildern, ich will nicht erzählen, wie man den Esel aus dem Sumpfe herausziehen mußte und tagelang im Urwalde während der Regenzeit bis über die Hüften im Wasser der angeschwollenen Flüsse zu waten hatte. Das Reisen selbst hat schon so viele talentvolle Schilderer gefunden. Ich möchte daher hier auf einige weniger oft behandelte Probleme eingehn.

Ebenso wenig wie man jetzt noch bahnbrechende topographische Entdeckungen machen kann, kann man auch mehr neue Völkerschaften entdecken. Wir haben hundert Jahre fleißiger und genialer Arbeit hinter uns. Die Völkerschaften Zentral-Afrikas sind bekannt, die Hauptsprachen aufgenommen, es sollen jetzt nur die weiten Maschen des über das Ganze geworfenen Netzes ausgefüllt werden. Viele Hypothesen über die Ethnographie in Zentral-Afrika sind bereits aufgestellt; darum ist es nicht leicht, neue Vermutungen zu bringen. Aufgabe der Forschungsarbeit von heute ist es jedoch, vor allem einmal die im Umlauf befindlichen Voraussetzungen und Erwartungen auf ihre Richtigkeit hin zu prüfen und durch das nötige Material zu begründen. Durch Anwendung exakter wissenschaftlicher

Methoden soll aus den vielen Vermutungen die Basis einer kritischen Anschauung herausgeschält werden, einer Anschauung, die uns auch Aufschluß über manche Erscheinung unsers Lebens geben könnte. Um zu diesem Resultat zu gelangen, ist es die erste Pflicht, reichhaltiges Untersuchungsmaterial zu sammeln.

Wenn man die großen Bewegungen, die sich im Laufe des letzten Jahrhunderts in Zentral-Afrika abgespielt haben, betrachtet, so muß man vor allem das Ausstrahlen der arabischen Eroberungszüge ins Auge fassen. Die nach Süden vorwärts dringenden Nubo-Araber erreichten den nördlichen Rand des zentral-afrikanischen Urwaldes und drangen an seinem Ostrande bis zum Albertsee vor. Dort wurde ihnen der weitere Weg durch den Wahima-Staat Bunyoro versperrt. Die in Sanzibar herrschenden Maskat-Araber erreichten, das gegenwärtige Deutsch-Ostafrika und den Tanganika-See durchquerend, den Congostrom, diesem entlang drangen sie in den zentral-afrikanischen Urwald, so daß sie fast bis an die Grenzen der durch ihre nördlichen Stammesbrüder besetzten Gebiete kamen. Da sich die Völkerwanderungen meistens auf den gleichen Straßen vorwärts zu bewegen pflegen, so hat dieser einzelne Fall eine allgemeinere Bedeutung. Wir dürfen uns nicht wundern und es auch nicht als einen Zufall betrachten, daß in den Gebieten zwischen den beiden arabischen Wällen sich die Siedlungszone eines der primitivsten afrikanischen Stämme, der Zwerge, befindet. Sie sitzen da an der Grenze, die Afrika in zwei sehr verschiedene Teile zerlegt. Im Süden von dieser Linie erstreckt sich nämlich das Gebiet der sprachlich untereinander eng verwandten Bantu-Stämme, die die Hauptmasse der Bevölkerung in den deutsch-afrikanischen Kolonien ausmachen. Im Norden dagegen liegt der linguistisch heterogene und noch nicht genügend erforschte Sudan. Schon den Alten waren die Pygmäen bekannt, und bei Herodot finden wir ganz zuverlässige Angaben über ihr Vorkommen an den Nilquellen. Die neuere Zeit indessen stempelte diese Zwerge zu Phantasie-Geschöpfen und erst nach den bahnbrechenden Reisen von Schweinefurth in den Jahren 1868—71 wurde ihre tatsächliche Existenz einwandfrei bewiesen. Da man in den unwirtlichsten Gegenden von Süd-Afrika eine andre Art zwerghaft hellfarbener Jägerbevölkerung, die Buschmänner, kennt, so lag die Frage auf der Hand, ob man es hier nicht mit versprengten und verdrängten Enclaven der afrikanischen Urbevölkerung zu tun hat. Diese Ansicht findet wenig Gegner. Man versuchte jene zwerghaften Völkerschaften auch mit den Negrito in Indonesien in Zusammenhang zu bringen. In der Beurteilung

der letztgenannten Frage wurde aber noch keine Einigung erzielt. Deshalb sah ich meine Hauptaufgabe darin, zuverlässige Beobachtungen über die körperliche Beschaffenheit der Zwerge anzustellen und auf dieser exakten Basis die Untersuchung ihrer Verwandschaftsbeziehungen vorzunehmen. Dann würde die Möglichkeit bestehen, an die grundlegende Arbeit des Schweizer Gelehrten Rudolf Martin anzuknüpfen, der bekanntlich die Inlandstämme der Malayischen Halbinsel mit besonderer Berücksichtigung ihrer Urbevölkerung erforscht hat. Gelegentlich mehrerer, nach drei verschiedenen Richtungen unternommener Durchquerungen des Ituri-Waldes ist es mir gelungen, wiederholt mit den Pygmäen in Kontakt zu kommen. Wenn auch die ersten Versuche, die Verbindungen mit den Zwergen anzubahnen, recht wenig Erfolg hatten und ich nur einzelne zu sehn bekam, so war mir doch im Ituri-Becken viel mehr Glück beschieden. Auf dem Wege von dem Fort Beni nach Avakubi verirrte ich mich — nur von einem Askari und einem Führer begleitet. Aus Versehen kamen wir auf einen Pfad, der uns zum Pygmäenlager brachte. Zu meinem größten Erstaunen liefen die Leute nicht fort, sondern erwiesen sich als sehr zutraulich und erklärten sich bereit, uns auf den Weg zurückzubringen. Diese Gelegenheit habe ich benutzt, um meine Untersuchungen anzustellen. Leider lag es jedoch außerhalb des Möglichen, mit ihnen im Urwalde herumzustreifen, um genaue Angaben über ihre Sitten und Gebräuche zu machen. So blieb dieser Anfang meines Studiums noch recht dürftig. Doch die Beziehungen waren einmal angeknüpft, das Schwerste geleistet. Denn selbst in den verlassensten Gegenden geht dem Reisenden sein Ruf voraus.

Im Laufe der weitern Reise gelang es, die Zahl der Beobachtungen stark zu vermehren, so daß ich nun eine solide Grundlage für die Untersuchung dieser Zwergrasse hatte. Gelang es mir doch, die scheuen Urwaldbewohner nicht nur zu messen und zu photographieren, sondern die kleinen Kerle ließen sich sogar gefallen, daß ich ihnen ihr nicht gerade schönes Gesicht abgipste. Allerdings darf ich das Verdienst, solche seltenen Trophäen von meiner Reise heimgebracht zu haben, nicht für mich allein in Anspruch zu nehmen, denn ich hatte einflußreiche Unterstützung von Seiten zweier australischer Goldsucher, die sich ständig im Urwalde aufhielten und sich des Vertrauens jener Zwerge rühmen dürfen.

Man hat sich bisher vielfach bemüht, die eigentliche Sprache der Pygmäen zu ermitteln. Bei nähern Unteersuchungen stellte sich aber stets heraus, daß das von den Forschern für die Zwergensprache gehaltene Idiom ganz einfach die Sprache benachbarter Stämme war. Auch meine Erkun-

digungen nach dieser mystischen Sprache sind ohne Erfolg geblieben. Es scheint, daß die Zwerge tatsächlich ihre alte Sprache eingebüßt und die ihrer Nachbarn angenommen haben.

Der Urwald gewährt den Pygmäen außerordentlichen Schutz vor fremden Eindringlingen. Man braucht sich nur an die Schwierigkeiten zu erinnern, die Stanley bei seiner Durchquerung des Ituri-Waldes zu überwinden hatte. Jetzt, nachdem der Congostaat eine Verkehrs-Arterie dem Ituri entlang organisiert hat, ist der Urwald gangbar geworden. Das ist aber erst durch Anlage einer Dörferkette geschehn, die eine, wenn auch klägliche Verpflegung der Reisenden sichert. Die Reisenden müssen sich an diesen Pfad halten, da sie sich sonst der Gefahr des Verhungerns aussetzen. Aber auch der Einfluß dieser Verkehrsstraße reicht nicht in die Tiefe des Urwaldes. Die Pygmäen haben ihre Unabhängigkeit zu wahren verstanden; deshalb ist es auch klar, daß in dem Saume zwischen den zwei Kultur-Zonen sich die Autochthonen unter dem mächtigen Schutze des Urwaldes erhalten haben.

Meine weitere Aufgabe war die Bestimmung der Grenze der beiden afrikanischen Haupt-Kultur- und vor allem Sprachenzonen in dem Teile, den Ankermann als den dunkelsten bezeichnet. Diese Arbeiten haben einen großen Teil des zweiten Jahres in Anspruch genommen. Es handelte sich vor allem um den ungeheuern Wirrwarr der Völkerschaften, die in ihren Wanderungen von Nordwest nach Südost vom Urwald abgeprallt, untereinander vermischt und übereinander geschoben, die Bevölkerung des Mangbetu-Gebietes bilden. Es hat viel Mühe und Zeit gekostet, bis es gelungen ist, unter dem einheitlichen Mantel der schönen Mangbetu-Kultur die heterogenen Elemente unterscheiden und auf ihre Zusammengehörigkeit prüfen zu können.

Diese Untersuchungen haben festgestellt, daß die Bantu-Grenze wesentlich anders verläuft, als man früher angenommen hat. Die Bantu reichen bis zur Uelle hinauf, doch läßt sich der Einfluß der Sudan-Kultur noch weit südlich im Urwald wahrnehmen.

Die durch Ratzel angebahnten Untersuchungen haben festgestellt, daß man beim Studium der Verbreitungsgebiete der einzelnen Gebrauchsgegenstände und Sitten zu ähnlichen Resultaten gelangt, wie beim Studium der Gliederung der Sprachzonen. Kartographisch dargestellt, erhält man demnach zwar nicht identische, wohl aber dieselben Tendenzen vertretende Bilder, so daß dadurch die Möglichkeit gegeben wird, auf Zusammenhänge zwischen den Völkern zu schließen. Ebenso wie die Sprache, stehn auch

die verschiedenen Sitten und Gebräuche neben allen Gebrauchsgegenständen mit der Befriedigung der menschlichen Bedürfnisse im Zusammenhang; sie werden bei Kontakt entlehmt. Die einen verbreiten sich schneller, die andern langsamer. So erhält man die Möglichkeit, eine Anzahl Verbreitungswellen nachzuweisen. Die Untersuchungen von Frobenius und Ankermann haben gezeigt, daß man in der afrikanischen Kulturgeschichte verschiedene aufeinander folgende Kulturwellen nachweisen kann.

Wodurch entsteht nun eine Kulturwelle? Sie kann die verschiedensten Ursachen haben. So kommt es vor, daß die Eroberer die Autochthonen ausrotten und in die unwirtlichen, unzugänglichen Öden verdrängen. Solche Beispiele liefert die Kolonisierung von Amerika. Auf den Trümmern des alten Lebens entsteht ein neues, das mit dem alten gar nicht zusammenhängt, das mit ihm gar nichts Gemeinsames außer der Einheit des Ortes hat. Es kann aber auch vorkommen, daß die Eroberer den Unterjochten ihre Sprache, Sitten und Kultur aufdrängen, wenn sie auch mit der Zeit in der Masse ihrer Unterworfenen aufgehn. Ein Beispiel dafür bietet die germanische Expansion in Mitteleuropa. Auf afrikanischem Boden können wir den gleichen Vorgang in Mangbetu beobachten. Die Ursprachen gehn hier immer mehr zurück, die Bevölkerung bezeichnet sich immer mehr mit dem Namen ihrer Eroberer, die sich infolge der intensiven Blutmischungen von ihren Untertanen kaum noch unterscheiden lassen. Sämtliche Geräte und Gebrauchsgegenstände — die ganze materielle und geistige Kultur — erhalten dieselben, den Eroberern entlehnten Formen. In den alten Körper wird eine neue Seele verpflanzt.

Ebenso oft kommt es aber vor, daß die Eroberer ihre Sprache einbüßen, ohne daß dabei ihre Eigenart verschwindet. Beispiele dafür liefern uns die hamitischen Staaten im Westen vom Viktoria-See. Die Leute bewahren die Tradition ihrer weiten Wanderungen und Eroberungen. Sie behielten den Stolz ihrer vornehmen Abstammung, und trotzdem nahmen sie die Sprache der von ihnen verachteten Bauern an. Es wurde hier nur das äußere Gewand, die Sprache verändert. Es kann aber auch vorkommen, daß sich der Kulturbesitz ändert, ohne daß es zu Völkerverschiebungen kommt. So hat die Einführung des Vorderladers in manchen Gegenden den Bogen und Pfeil verdrängt, und die Einführung von Manjok, einer eßbaren Wurzel, hat ganz bedeutend die Negerwirtschaft verändert, ohne daß es zu einer Einwanderung der den Manjok bauenden Indianer gekommen ist. Der Sandfloh durchquerte Afrika, ohne durch seine alten Wirte transportiert zu sein.

Wir sehn, daß der Kulturbesitz eines Volkes durch die verschiedensten Ursachen verändert werden kann. Deshalb wird auch die Frage nach den Trägern der Kultur zu einem der allerwichtigsten Problem der afrikanischen Kulturgeschichte. Viele Momente weisen nach Osten hin. Um die vielen, bis jetzt noch nicht übersichtlich geordneten Tatsachen einigermaßen zusammenzufassen, wird eine Anzahl konsekutiver Einwanderer aus Asien angenommen. Schon in die historische Zeit fiel die Eiwanderung der Semiten. Das Vordringen der Hamiten aus dem südlichen Arabien kann ebenfalls für eine historische Tatsache angesehn werden. Wer waren aber die Träger der vorhergehenden Kulturwellen? Könnte man nicht auf diese Probleme mit Heranziehung der exakten wissenschaftlichen Methoden eine Antwort geben? — Allerdings, doch wäre erst nachzuweisen, daß man auch in einer objektiven und zuverlässigern Weise, als es der allgemeine Eindruck des Beobachters gestattet, die vorkommenden Typen unterscheiden kann. Dann kann aus der Verbreitung der einzelnen Typen auf ihren Zusammenhang mit den einzelnen Kulturwellen geschlossen werden. Die großartige Entwicklung, die die statistischen Methoden in England in den letzten 30 Jahren erfahren haben, hat ein Mittel zur Angriffnahme dieses Problems gegeben.

Um die exakten statistischen Methoden anwenden zu können, muß aber das notwendige Zahlenmaterial, das nur durch systematisches planmäßiges und geübtes Arbeiten gesammelt werden kann, zusammengebracht werden. Deshalb wurde auch das anthropologische Messen mit Aufopferung von viel Energie und Zeit während der ganzen Reise ausgeführt, und mit Genugtuung konnte ich am Schlusse der Reise die Zahl von viertausendfünfhundert beobachteten Individuen verzeichnen. — Hierzu kommt noch die von mir zusammengebrachte Schädelsammlung von über tausend Nummern, so daß es jetzt wohl nicht mehr verfrüht ist, mit diesem Material znr Prüfung der in Aussicht genommenen Probleme zu schreiten.

Wie notwendig eine systematische Behandlung dieses Problems ist, beweist die Tatsache, daß jeder Beobachter unter den Negern neben den Hamiten noch 2 oder 3 Neger-Typen zu unterscheiden pflegt, von denen einer sicherlich mit dem Namen des feineren belegt wird. — Man kann mit diesen nichtssagenden Bezeichnungen natürlich nicht die Verbreitung der einzelnen Typen verfolgen und sie auf ihre Zusammenhänge mit den verschiedenen Kulturen untersuchen.

Einen wesentlich größern Wert hat die Erkenntnis der Tatsache, daß die im Schutze der Nilsümpfe sitzenden und im Süden bis zu den

großen Seeen reichenden Völkerschaften eine einheitlichere Gruppe ihren körperlichen Beschaffenheiten nach bilden. Sie unterscheiden sich von ihren sämtlichen Nachbarn durch eine auffallend primitive Kultur. Ihr extremer Konservativismus, der auch darin zum Vorschein kommt, daß hier weder das Christentum, noch der Mohammedanismus einen Erfolg aufweisen kann, bildet auch eine Garantie der Ursprünglichkeit dieser Gebiete. Die auffallende Tatsache, daß die Siedlungen der Vertreter dieser Gruppe an die Gebiete der Zwerge grenzen, bildet einen nicht zu unterschätzenden Umstand. Die Vermutung ist nicht abzuweisen, daß wir hier vor einer eingeschlossenen Insel der alten Einwanderungswellen stehen. So kompliziert und verwickelt stellen sich die Probleme dar, die einer anthropologischen Prüfung unterzogen werden sollen.

Bei einer allgemeinen Besprechung der Arbeitsergebnisse dürfen auch die Beobachtungen über die afrikanischen Steinzeiten nicht fehlen, wenn sie auch nicht gerade reichhaltig ausfielen.

Die Tatsache ist allgemein bekannt, daß man vom Togo bis zum ägyptischen Sudan geschliffene Steinbeile von sehr sorgfältiger Arbeit findet. Auf meiner Reise durch Mangbetu habe ich sie wiederholt gesehn. Die Eingeborenen kannten sie; was die Gegenstände aber darstellten, wußten sie nicht. Als man sie fragte, woher die Gegenstände kämen, antworteten sie, sie seien vom Himmel (resp. vom Mond) gefallen. Es scheint also, daß wir hier Spuren einer verschwundenen Kultur haben, die keine Erinnerung von sich zurückgelassen hat. Zu dieser sehr dunkeln und noch nicht für die Behandlung reifen Frage kann man wenig sagen. Einige Forscher scheinen diese Tatsachen mit weiter nördlich vorkommenden analogen Funden in Zusammenhang zu bringen.

Trotzdem man in den einzelnen Teilen meiner Reise-Gebiete große durchgehende sprachliche, kulturelle uod anthropologische Unterschiede nachweisen oder wahrscheinlich machen kann, zeigt die soziale Organisation stets dieselben Grundprinzipien. Wir beobachten hier und da nur unwesentliche Abweichungen von der allgemeinen Norm. Die Basis der sozialen Organisation bildet überall das Geschlecht (Sippe), dessen Mitglieder für einander verantwortlich sind. — Die Clans besitzen ursprünglich gemeinsam Grund und Boden, üben Blutrache für die erschlagenen Genossen und treten überall solidär auf. Die dem Kultus der gemeinsamen Ahnen entspringenden suggestiven Einwirkungen dienen zur Festigung der Solidaritäsbande. In Mangbetu und den Niam-Niam-Ländern tritt hier noch der Glaube an die Verwandlung in bestimmte Tierarten nach dem

Tode hinzu. — Alle Clans sind gleichwertig. Sie unterscheiden sich voneinander durch ihre Macht. Die schwächeren, weniger zahlreichen können sich nicht so geltend machen und ihre Interessen mit Erfolg wahren. Deshalb ist die erste Pflicht von jedermann, möglichst viele Kinder zu erzeugen. Die Fruchtbarkeit der Frau wird zur ersten Tugend. Wenn die Clans durch andre unterworfen und dienstbar gemacht werden, wahren sie trotzdem noch ihre Autonomie.

Der primitive zentralafrikanische Staat bleibt infolgedessen nur eine durch Macht erzeugte Vereinigung einer Anzahl von Sippen. Die Häuptlinge dieser Organisation müssen aber zu jeder Zeit mit dem Umstande rechnen, daß ihre Untertanen von ihnen abfallen können. Sie dürfen nicht vergessen, daß sie für ihre Leute die relativ Besten sein müssen, sonst werden diese die Reihen ihrer Gegner mehren. Dieser Umstand bildet einen sehr wirksamen Schutz der Untertanen; mit der europäischen Okkupation wird der Häuptling zum Unterbeamten. Die Eroberer unterstützen ihren Mann, sie steigern seine Autorität, um ihr eigenes Ansehn in die Höhe zu bringen. Die Pazifikation enthebt ihn der Notwendigkeit, für seine Untertanen zu sorgen. Die neu eingeführte Polizei liefert ihm die weggezogenen zurück. Er ist nicht mehr gezwungen, auf sein Volk Rücksichten zu nehmen. Die Einfuhr der neuen Waren, die Organisation des Exports von Rohmaterial, alles das gibt ihm die Mittel zur Ausbeutung der Arbeitskräfte. Eine derartige Ausbeutung war früher technisch unmöglich. Deshalb kann man sagen, daß die europäische Eroberung die Lage der Eingeborenen verschlechtert hat.

Die Erziehung der Neger zur Arbeit, für die man sich so sehr in Europa zu begeistern versteht, hat also auch gewisse negative Folgen für die Eingeborenen. Wie sieht aber das Resultat bei einer ganz objektiven Betrachtung aus? Es ist wahr, daß der Kannibalismus eingeschränkt wurde, daß wir statt des mit ungeheuern Brutalitäten geführten Sklavenhandels eine durch Steuerdruck getriebene Wanderung des schwarzen Proletariats ins Leben gerufen haben. Eine von den europäischen Schutzmächten eingeführte Steuer bezweckt, die bis dahin von dem europäischen Kapital unabhängigen Eingeborenen unter die Macht des Geldes zu stellen, indem sie die Eingeborenen zwang, durch periodische Leistung einer Zahlung sich um bare Geldmittel zu bemühn. Die Leute können sogar für den Ueberschuß der verdienten Gelder eine Anzahl neuer Bedürfnisse befriedigen. Mit den Bedürfnissen wächst jedoch die Abhängigleit; wo sich die Bedürfnisse nur langsam entwickeln, ist auch die Macht des Ka-

pitals gering. Anders ist es in den Kolonien, wo man Alkohol einführen darf; dort ist die Macht des Geldes größer. Deshalb begeistert sich auch mancher „humane" Kolonialpraktiker für die sogenannte chemische Herrschaft.

Das Eingreifen des Geldes reißt den alten sozialen Bau ein. Ueberlieferte Abhängigkeiten und Regulative werden vernichtet. Es kommen neue Machthaber, die sich um das ganze Geschehn nicht kümmern. Und wenn die alten, auf tiefere Einsicht ins soziale Geschehen gebildeten Einrichtungen verschwunden sind, was geschieht dann? Was geschieht, wenn der Clan seinen Einzelnen nicht mehr überwacht? Damit ein sozialer Verband gedeihen kann, muß eine große Anzahl meist nicht zum Bewußtsein der Einzelnen kommender Bedingungen erfüllt werden. Geschieht dies nicht mehr, so wird die Harmonie ihres Zusammenlebens gestört. Dann kann auch der Verband nicht mehr gedeihn.

Es ist sehr auffallend, wie nachteilig auf die Geburtenzahl der Kontakt mit der sogenannten Kultur wirkt. Es kommt selten vor, daß Leute, die in Diensten von Europäern stehen, Kinder haben, so vor allen die Soldaten. Die arabisierten Neger, die das Kulturelement von Ost- und Zentralafrika ausmachen, haben keine Kinder und müssen sich durch Zuzug von außen ergänzen. In Mangbetu ist die Anzahl der unfruchtbaren Frauen ganz fabelhaft. Nur in den Ländern, die von der europäischen Kulturarbeit verschont blieben, wie Ruanda, oder bei Völkerschaften, die sich äußerst refraktär verhalten, wie die schwarzen Nilneger, hat man es mit einem großen Völkerzuwachs zu tun. Wenn man noch die Fortschritte der Schlafkrankheit ins Auge faßt, so kann man mit Bestimmtheit annehmen, daß die Bevölkerung von Zentral-Afrika gegenwärtig zurückgeht.

Die allgemeine Erscheinung des afrikanischen Lebens wird durch die Congogegner als ein Ergebnis der rücksichtslosen ökonomischen Ausnutzung des Landes dargestellt. Es unterliegt keinem Zweifel nach dem vorhergesagten, daß wir es hier mit Folgen der europäischen Besitzergreifung zu tun haben, doch darf man dafür wohl kaum ein bestimmtes Verwaltungsprinzip verantwortlich machen. Wenn auch die Eroberung und Organisierung des Kongostaates in den frühern Jahren bei der außerordentlichen Schwierigkeit der Lage nicht ohne gewaltsame Eingriffe vollzogen wurde, so ist anderseits nicht abzuleugnen, daß durch die Aufrechterhaltung der alten sozialen Institutionen und vor allem durch das strenge Fernhalten des Geldes die Verlumpung und Proletarisierung der Eingeborenen ver-

hütet wurde. Es ist ganz wunderbar, daß die „humanen" Kongoreformen als eine der ersten Forderungen die Einführung des Geldes verlangen, was unbedingt eine Pauperisierung der Bevölkerung zur Folge haben würde. Diese Forderung findet ihre Erklärung darin, daß unter den Kongogegnern die durch die Handelseinschränkungen geschädigten Kaufleute das ausschlagende Hauptkontingent bilden. Doch darf man nicht vergessen, daß auch die Kongoregierung bei der Fernhaltung des Geldes von praktischen Prinzipien geleitet wird. Anders würde die Monopolisierung des Handels durch den Staat kaum durchführbar sein. Jetzt, nach der Uebernahme des Kongostaates durch die belgische Regierung und bei der beabsichtigten Erschließung des Landes für den Freihandel wird sich der alte Status nicht lange halten lassen. Die wissenschaftliche Forschung soll sich also die gute Gelegenheit nicht entgehn lassen, noch vor Beginn einer sich bereits ankündenden Aera neuen wirtschaftlichen Aufschwungs und sozialer Umgestaltung die absterbende gesellschaftliche Organisation der Eingeborenen eingehend zu untersuchen.

MN
NSR

Otto Julius Bierbaum

* 1865 :: † 1910 :: ::

Theodor Kappstein:
Der Superlativverein[1]

Wenn man in einer Gesellschaft auf die Frage der Hausfrau, wie einem das Essen schmecke, das auf der Einladung ganz bescheiden als „ein Löffel Suppe" sich anbot, in Wahrheit aber aus sieben Gängen besteht mit allen Raffiniertheiten der Saison, wenn man schlicht und freundlich dann versichert: „Gut, gnädige Frau," so hat man die gnädige Frau tödlich gekränkt, denn man hat ihr Essen getadelt. Um ihr die Anerkennung zu vermitteln, die man mit dem Worte „gut" ausdrücken wollte, hätte man schon zu einer Reihe schreiender Superlative greifen müssen, die zusammen für die Hausfrau einen befriedigenden Positiv ergeben hätten. Und es ist wirklich meist so, daß jemand, der beim Positiv stehen bleibt, das Negative meint. Sage ich von einem Dramatiker: er ist ein tüchtiges Talent, so bedeutet das leider für die Ohren und Augen der Zeitgenossen: es ist also „nichts mit ihm los". Das erinnert an jenen originellen Küster in Süddeutschland, der die ersten Predigten der Kandidaten in der Universitätskirche zu bedienen hatte und der sich für die verschiedenen Leistungen der jungen Prädikanten eine eigene Staffel zurechtgemacht hatte. War die Predigt nach seiner Meinung gut gewesen, so sagte er mit dankbarer Rührung: ich habe mich sehr erbaut; war es eine mittelmäßige Leistung, so erging das Urteil: es war ein schwieriger Text; hatte die Probepredigt jedoch gar nichts getaugt, und war nur so mit Ach und Krach zu Ende gekommen, so drückte er sich am vorsichtigsten aus: der Herr hat geholfen ... Diese Rubriken des Küsterzensors verdeutlichen nicht nur die Auffassung der Religion in den breiten Volksschichten, wonach sie der äußerste Notbehelf ist, der letzte Versuch einer Anleihe, wenn man mit dem eigenen Latein längst fertig ist und alle anderen Türen verschlossen fand. Aber sie zeigen auch die Eigenschaft des Menschen, nur mit starkem Vorbehalt in ein schlichtes, ehrliches Verhältnis zu treten zur Sprache. Es ist ja überhaupt erstaunlich, wie wenige erwachsene Menschen wirklich sprechen können. Man muß es in einer Gesellschaft erleben, wenn jemand, der kein Redner

---

[1]) Wir bringen diesen Aufsatz etwas verspätet. Kappstein hat ihn uns für das 400. Heft von „Nord und Süd" geschickt. D. Red.

von Beruf ist, die Stimmung der Versammelten auf einen festlichen Ausdruck zu bringen unternimmt. Die Qual ist meist gleich groß für den Redner wie für die Hörer. Derselbe schmerzliche Mangel zeigt sich in der brieflichen Aussprache. Nur so ist es zu verstehen, daß eine große Verwunderung durch das Publikum hindurchgeht, wenn gelegentlich eine geistreiche Frau ihre Erlebnisse und Eindrücke in Briefen, die ihn nicht erreichten (und doch erreichten), zu Papier bringt. Stumm und ohnmächtig stehen die meisten Menschen — nicht im Süden, aber im Vaterlande — ihrer Muttersprache gegenüber, und diese Hilflosigkeit sucht sich zu verbergen hinter einer charakterlosen Geschwätzigkeit. Die Vielsprecherei verbrüdert die Menschen zum Superlativverein. Er ist über die ganze Welt verbreitet und hat gleichlautende internationale Statuten. Besondere Zentren dieses Vereins sind die großen Städte. Wenn es richtig ist, daß die Menschen als Originale geboren werden und als Kopien sterben, so trägt daran ohne Zweifel die unsichtbare Tätigkeit des Superlativvereins eine Hauptschuld. Der Allerweltshobel der gemeinsamen „Bildung" nimmt mit den Ecken und Kanten auch die Eigenart eines Wesens rasch und glücklich hinweg, und ein Exemplar der Gattung bleibt zurück. Exemplare aber kann man numerieren. Numerieren und etikettieren ist unsere Lust. Der Superlativverein stumpft den Sinn ab für die Kraft des Einfachen, Bedeutsamen, er verdirbt die Augen, so daß sie schließlich durch beständigen Drill das Große klein sehen und das Kleine groß. Die Folge ist, daß das Kleine gepriesen wird und das Große mißachtet. Das Fremde bewundert und das Eigene verleugnet. Ein entschiedener Gegner des Superlativvereins war Goethe, der im Faust die nachdenklichen Worte sagt: Gewöhnlich glaubt der Mensch, wenn er nur Worte hört, es müsse sich dabei doch auch was denken lassen; es trägt Verstand und rechter Sinn mit wenig Kunst sich selber vor; wenn's euch ernst ist, was zu sagen, ist's nötig, Worten nachzujagen? Worte! Worte! Worte! spottet Hamlet zu Polonius. Es gilt, das Wort zu ehren, statt es durch Mißbrauch zu entweihen. Im Anfang war das Wort . . . Was durch den Tagesgebrauch den Glanz verlor und im Wert zurückgekommen ist, das müßte in einer großen Prägeanstalt neu geschmolzen werden. Auf allen Gebieten des Lebens regiert der Wortschwall, der den Menschen verächtlich macht. Es wäre gut, wenn wir uns entschließen könnten, viele Wortmärtyrer unserer Sprache für hundert Jahre in den Schrank zu stellen mit der Verpflichtung, während dieser Zeit nicht aus diesem Becher zu trinken. Das würde uns erlösen in dem Gebiet der Politik und des öffentlichen Lebens, in Wissenschaft und Kunst,

ach und in der Religion! Fritz Mauthner hat uns mit seiner erschütternden Kritik der Sprache den Sinn geschärft, indem er Dynamit legte an unsere Wortgötzen, und Maeterlinck hat die seelenvolle Beredtheit des Schweigens vor uns als Heiligtum erschlossen. Vierhundertmal hat diese Zeitschrift, die immer „vornehmer" wird, zu uns geredet im vielfarbigen Abglanz des Lebens — weigern wir denn just am Festtage den Mitgliedsbeitrag an den Superlativverein: treten wir aus seinem Nebeldunst in die Klarheit, indem wir zu „Nord und Süd" schlicht und von Herzen sprechen: Hab' Dank, wir sind dir gut . . .

Das Leben

Ihr wollt es lehren,
Daß es euch eint.
Ihr wollt ihm wehren,
Wie einem Feind.

Ihr wagt zu schänden
Das höchste Gut:
Mit rohen Händen,
Rot von Blut,

Mit immer dreistern,
— Waffen — schwer —
Wollt ihr es meistern,
Von oben her!

O wüstes Kriegen!
Wer fällt, der siegt!
Ihr glaubt zu siegen
Und unterliegt! . . .

— Am Waldeshange
Spielt still ein Kind.
Ich bin nicht bange,
Wo Kinder sind.

Ich hab mich gerne
Ihm beigesellt:
Vergaß die ferne,
Verlogene Welt.

Bei Spiel und Scherzen
Auf freier Flur
Tat ich im Herzen
Den frohen Schwur:

Kämpft fort, ihr Toren,
Um Geld und Macht,
Die ihr verloren
Bereits die Schlacht! —

I c h will mein Leben,
Ob groß, ob klein,
Dem Leben geben
Und ihm allein!

Mir gabs zum Lehen
Mutter Natur —
Ich will es verstehen,
V e r stehen nur . . .

John Henry Mackay.

:: :: ::

Ernst Heilborn:
Gustaf af Geijerstam

Schluß

IV.

Aus der Vereinsamung heraus der Schrei nach Aussprache. Natürlich kann sie auch zum Bösen führen, und Geijerstam hat es geschildert, wie eine doppelte Aussprache, des Hausfreundes dem Gatten gegenüber, dieses zu seiner Frau, all' jene tragischen Herzenswirren heraufbeschwört, die er „Komödie der Ehe" nannte. Sie bleibt darum nicht weniger das Herzensbedürfnis all seiner Menschen.

Sah sich Geijerstam als vorwiegend psychologischer Künstler und als Deuter der zartesten Empfindungsschwingungen vielfach auf die Ich-Form der Erzählung angewiesen, so stellt das nicht mehr niederzukämpfende Bedürfnis nach Aussprache fast überall das auslösende Moment dar. „Frauenmacht" ist eben nichts als die Erzählung eines Mannes, der sein Lebensleid nicht mehr in sich zu verschließen vermag. In „Kampf der Seelen" ist es die seelische Erkrankung, wenn man will, der nahende Wahnsinn, der den Bankdirektor, einen zweiten John Gabriel Borkman, dazu führt, seiner Frau gegenüber Bekenntnisse abzulegen; und, ob sein Lebensspiel auch bereits verloren ist, in gewissem Sinne, und zwar gerade auch im psychiatrischen, bringt die Aussprache Genesung. In höhnischem Trotze beginnt eine Geijerstamsche Erzählung mit den Worten: „Allein zu sein, ist gut für den Menschen. Es ist das höchste Gut auf Erden, und nichts anderes ist gut" — auch sie führt zu Bekenntnisablegung. Die Aussprache ist gleichsam das Gebet des Geijerstamschen, des modernen Mannes, wie ja alles Beten zu allen Zeiten ein Suchen nach Vermittlung war. Dabei findet das seelische Bedürfnis, dem die Scheu, die uns unsere Erziehung gibt, entgegensteht, für solchen Drang manchmal die wunderlichsten Formen: so schreibt im „Buch vom Brüderchen" die Frau ihrem Manne, mit dem sie täglich zusammen ist, einmal einen Brief. Das Wort brächte sie

nicht über die Lippen. Dem Papier vermag sie ihr Bekenntnis anzuvertrauen.

Schließlich schildert ein jeder in seinen Gestalten nur sich selbst. Dies Verlangen nach Aussprache war in Geijerstam.

Hier nun muß ich von mir selber reden. Ich hatte Geijerstam in Ed aufgesucht, und ich glaube, auch er freute sich des Wiedersehens. Wir gingen in diesen Waldungen, die beinahe weglos und sehr einsamkeitstief sind, und schon damals war sein Atem schnell und hörbar. Er blieb plötzlich stehen und sagte: „Sie müssen nicht glauben, daß meine erste Ehe in Wirklichkeit so war, wie es im Buch vom Brüderchen geschildert ist."

Ich weiß es heute und wußte es damals schon, daß es ihm Bedürfnis war, sich in diesem Augenblick darüber auszusprechen. Trotzdem gab ich der Unterhaltung eine andere Wendung.

Aber ich glaube nun zu ahnen, daß in den Eheerfahrungen jenes Rechtsanwalts Oskar Steinert der „Gefährlichen Mächte" mehr aus den Erlebnissen seiner ersten Ehe ist, als im „Buch vom Brüderchen".

V.

Man kann nicht von Geijerstam sprechen, ohne des traurigsten Kapitels in seinem Leben Erwähnung zu tun, und das trägt Strindbergs Namen als Überschrift.

Geijerstam war ein Mann der Freundschaften, und wenn sich ihm in vorgerückten Jahren die eigene Jugend, mehr als anderen, verklärte, so mag seine Freundschaft mit Strindberg einen entscheidenden Anteil daran gehabt haben. Offenbar war Strindberg die Seele jenes Kreises gewesen, der sich so hochgemutet zusammenfand, ein neues Schweden zu schaffen. Es war zeit seines Lebens ein Drang zu verehren in Geijerstam; der wandte sich Strindberg zu, in dem er das große, das führende Talent zu erkennen glaubte.

Vielleicht nahm diese Freundschaft in der Art ein Ende, wie Geijerstam es im „Haupt der Medusa" geschildert hat. Jedenfalls machte er die Erfahrung, der er selbst im „Kampf der Seelen" Worte geliehen: „Aber schon damals ahnte ich, daß es zwischen dir und ihm eines Tages zu einem schweren Kampf kommen würde. Denn das geschieht immer, wo eine warme Natur sich an eine kalte anschließt." In der Tat: Strindberg eröffnete die Feindseligkeiten, als Geijerstam die großen Erfolge in Deutschland zuteil wurden. Er schrieb die „Schwarzen Fahnen", ein Buch von dem jedermann in Schweden lange, bevor es erschienen war,

wußte. Darin nun wurden, unter sehr kenntlicher Verschleierung, häßliche Verdächtigungen gegen Geijerstams Charakter erhoben.

Ich habe mit Geijerstam oft genug über Strindberg gesprochen. Ich hörte bei solcher Gelegenheit nie ein böses Wort aus seinem Munde. Vielmehr war er es, der sich mir gegenüber zu Strindbergs Verteidiger aufwarf. Geijerstam brachte es fertig, die „Schwarzen Fahnen", auch nachdem sie in Buchform erschienen waren, nicht zu lesen. Um so härter traf ihn ein Aufsatz, der in einer deutschen Zeitschrift erschienen war, und die „Schwarzen Fahnen" zum Ausgangspunkt neuer Verdächtigungen erkor. Doch will ich Geijerstam selbst in den Briefen, die ich damals von ihm empfing, reden lassen. Zum mindesten auszugsweise:

„Ich habe fast nichts gearbeitet. Ich habe Versuche gemacht, in Arbeit zu kommen. Viele sogar. Der Grund, daß ich nicht konnte? Ja, es wird mir nicht leicht zu sagen. Wir haben ja alle unsere leeren Perioden. Viel hat eine Sache dazu beigetragen. Das läßt sich in einem Wort sagen: Strindbergs „Schwarze Fahnen". Mein Herz hat in gewöhnlichem Sinne nicht darunter gelitten. Denn den Charakter des Mannes kannte ich ja . . . Aber ich konnte doch das Buch nicht lesen, weil ich mich frei von all diesen scheußlichen Eindrücken halten wollte." —

„Wissen Sie, was Deutschland bis jetzt für mich bedeutet hat? Ein Land, wo ich ganz ruhig und von den Unannehmlichkeiten des literarischen Lebens frei und froh ausruhen konnte, ein Land, wo man nur meine Bücher kannte, wo alles, was Schmutz, Neid und Bosheit heißt, mich nicht berühren konnte. Kindisch, nicht wahr?" —

„Leider haben Sie recht. Es steht nicht gut mit mir. Meine Krankheit heißt wissenschaftlich Arteriensklerose. Im Anfang. Das bekommen wir alle einmal. Das ist ebenso sicher, als daß wir einmal sterben müssen. Bei mir ist es aber etwas früh gekommen. Auch haben Sie eine ganz richtige Ahnung. Diese Ahnung sagt Ihnen, daß — wäre meine Stellung in Schweden nicht so, wie sie eben ist, so hielte ich auch leichter aus. Sogar meine Gesundheit wäre besser."

VI.

Rein theoretisch konstruiert: von vornherein leuchtet es ein, daß zartfühlende, mit diesem Bedürfnis nach Aussprache ausgestattete Menschen in der Ehe oder in der Freundschaft ihre Herzenserfahrungen machen müssen. Ehe und Freundschaft sind die Arena für solche Naturen. Nun wohl; mehr oder minder sind alle Werke Geijerstams Ehe- und Freundschaftsbücher.

Vielleicht sind seine Ehebücher zugleich das Kennzeichnendste, zugleich das Allgemeingültigste, was er geschaffen. Wann aber hat seit den

Tagen der Antike die Freundschaft eine solche, sich immer wieder zum Wort meldende Rolle gespielt, wie bei Geijerstam? Ich wüßte es kaum zu sagen. Wie hypermodern sich das Freundschaftsgefühl bei ihm auch gebärden mag — etwas an die Antike Erinnerndes bleibt zurück. Während man diese Bücher nun liest, zwingt er in seinen Bann. Dann erscheint dies Schwernehmen der Freundschaft beinahe selbstverständlich. Dann begreift man Worte, wie die aus dem „Kampf der Seelen": „Als du ihn von dir stießest, da begann sicherlich — auf eine für uns unerklärliche Weise — die innere Spaltung, nach der Torsten nie wieder ein ganzer Mann wurde." Sobald man aber diese Bücher aus der Hand gelegt hat, erwacht der innere Widerspruch. Ich wenigstens vermag es aus meinen Erfahrungen heraus nicht nachzufühlen, daß ein Mann daran zugrunde geht, daß sich ein Freund von ihm abwendet, oder ihn mit hämischen Worten verletzt. Und derart mögen die meisten empfinden. So wurde auch daraus der Vorwurf der Sentimentalität gegen Geijerstam abgeleitet. Wohl; aber ist das berechtigte Kritik? Erscheint es angängig, den Maßstab der Empfindungslosigkeit an das Zartgefühl zu legen? Vielmehr: Gefühl ist immer das Positive, der Reichtum, das Leben. Ich scheue vor dem Paradoxon nicht zurück: auch gesteigerte Gefühlszartheit ist — Kraft.

Neben Ehe und Freundschaft webt sich bei Geijerstam ein weiteres Band der Seelengemeinschaft. Dem Gatten und der Frau gesellt sich der Hausfreund. Führt das, wie in der „Komödie der Ehe", zu Ehebruch, so ist nichts sonderlich Charakteristisches daran. Geijerstam aber liebt es, ein solches Verhältnis in aller Unschuld zu zeichnen; so in „Kampf der Seelen" und in „Frauenmacht". Und darin tritt es wieder zutage: brutales Begehren, sinnliche Leidenschaft, alle rohen Kraftäußerungen blieben ihm fremd. In ihm war dieser verlangende Schrei nach seelischer Aussprache.

Nun wissen wir, wie sehr das eigene Erlebnis bei Geijerstam hinter dem allen steht. Trotzdem verfällt er häufig genug der theoretischen Konstruktion, und es war nicht absichtslos, daß ich sagte, daß sich all diese Verhältnisse, in die er seine Menschen stellt, auch rein theoretisch aus den seelischen Prämissen herleiten lassen. Vielleicht hat er zu viel geschrieben. Vielleicht nutzte er das seelische Erlebnis künstlerisch allzu ökonomisch aus. Jedenfalls hat hier und nur hier die berechtigte Kritik einzusetzen. Es ist etwas Konstruiertes in der „Komödie der Ehe"; etwas Rechnerisches im „Haupt der Medusa"; viel zu absichtlich mutet der Gegensatz der beiden Ehen

in den „Gefährlichen Mächten" an. Ganz frei davon sind nur das „Buch vom Brüderchen" und die Bauernerzählungen seiner Frühzeit und aus seiner letzten Schaffensperiode „Karin Brandts Traum".

Aber auch wo er sich dieser gefährlichen Neigung zu theoretischer Konstruktion überließ: immer derselbe zärtliche, liebeverlangende Mann.

VII.

So werden wir selbst zum Maß der Dinge. Fast alle Gestalten, die Geijerstam geschaffen, scheiden sich in empfindsame und unempfindsame Naturen. Den einen gehört sein Herz; den andern sucht er mit seinem sehr ausgeprägten Gerechtigkeitsgefühl Billigkeit widerfahren zu lassen. Sogar in seinen Bauerngeschichten nimmt er diese Stellungnahme ein. Und spielt in seinen Erzählungen häufig eine finanzielle Krisis eine Rolle, erweisen sich dabei die einen als weltfremde Träumer, die andern als „Zahlenmenschen", so ist es vielleicht zu wenig, nur eben von Gerechtigkeitsgefühl bei ihm zu sprechen. Es ist etwas von scheuer Bewunderung in seinen Augen, wenn er sie auf die richtet, die Herren über die „Zahlen" — für ihn ein mystischer Begriff — zu werden vermögen.

Eine Jugenderinnerung mag da mit hineingespielt haben. Auch sein Vater war Hüttenherr gewesen, bestand die finanzielle Krisis nicht und mußte sein Besitztum Fremden überlassen. Hatte übrigens etwas gelernt, wurde hernach Schulinspektor und Rektor.

So tiefgreifend ist bei Geijerstam diese Scheidung in empfindsame und unempfindsame Naturen, daß seine Gestalten kraft dieses Merkmals ein geradezu typisches Ansehn gewinnen. Gleichgestimmte Seelen tauchen immer wieder auf, oft hat man die Empfindung, daß sie einen mit bekannten Augen ansehn. Auch harren ihrer meist die gleichen Erfahrungen.

Das aber will nicht sagen, daß Geijerstam nicht das Zeug zu scharf individueller Charakteristik besessen hätte. In dieser Hinsicht wird sein Bauernroman „Nils Tufvesson und seine Mutter" sehr wichtig. Wie ist dies Weib gezeichnet, das mit dem eigenen Sohn in Blutschande lebt; in ganz realistischer Farbengebung eine danteske Erscheinung; wie dieser Sohn, der unter ständiger Suggestion seine Tage hinbringt; wie das Mädchen, das er freit, und das so unsäglich viel guten Willen, so viel Herzenstapferkeit in die schmähliche Ehe mitbringt! Nein, Geijerstam konnte schon charakterisieren; es kam ihm nur mehr auf die Seelen als auf deren bürgerliche Inkarnation an.

Eben weil er dies Zartgefühl für seelische Regungen besaß, konnte

er vor vielen anderen ein Deuter der Kindespsyche, ein Kindergestalter ersten Ranges werden.

Darüber fällt mir ein Geschichtchen ein, das er mir einmal von seinem eigenen Sohn geschrieben:

„Da Sie Sten gern haben, will ich Ihnen was Komisches erzählen: Vor ein paar Tagen kam ein Brief. Der Brief enthielt eine Anfrage, ob ich Mitglied eines Vereins werden wollte. Das bekam Sten zu hören. ‚Papa soll also Mitglied werden‘, sagt er ganz still. Dann fängt er an zu weinen. Maria fragt ihn, warum er weint. Da antwortet er ganz still, immer weinend: ‚Papa durfte wohl Dichter bleiben, wie er immer war! Warum muß er Mitglied werden‘?"

„Aber ich glaube fest," heißt es einmal in „Frauenmacht", „Kinder wissen so gut wie alles. und nur wir Großen sind es, die ihre Kinderzeit vergessen haben. Mir tun die Kleinen leid, die gezwungen werden, ihre Überlegenheit über uns dadurch zu zeigen, daß sie schweigen und sich unserem Willen fügen." Man könnte das als Kernspruch über Geijerstams gesamte Kinderschilderung setzen. Sie sind es, die die Erwachsenen erziehen; die sich zum Mittler machen zwischen Vater und Mutter; die es als Lebenszweck begreifen, ein Geraubtes zu ersetzen; denen ein ungebildetes Wort wehe tut; die man sich mit Wahrheit und nur mit Wahrheit gewinnt. Ihr eigenes und gesteigertes Feingefühl übertragen sie auf die Erwachsenen; sie verstehen es, mit einem Wort, mit einer Geste die Betrübten seelisch zu liebkosen.

Oft hat Geijerstam solche Kinder, vom Tode überschattet, gezeichnet. Dann ist es, als sähe man die blauen Äderchen auf Hals und Stirn und in den weitgeöffneten Augen die stumme Frage.

Das aber ist diese Frage, die Erwachsene nur zu oft zu stellen vergessen: Welcher Sinn wohnt dem Leben bei?

Wiederum entspricht es Geijerstams ganzer Art, daß für ihn schon der Zeit vor der Geburt des Kindes die größte Wichtigkeit zukommt. Mehr als einmal tritt es in seinen Büchern trennend zwischen die Gatten, daß sich der Mann unfähig erweist, an dieser Vorfreude der Mutter teilzunehmen. Andererseits charakterisiert es den leidvollen Helden in „Frauenmacht" völlig, daß ihm von vornherein sein Kind ans Herz gewachsen ist, daß er dem kommenden gleichsam entgegenlebt, die Mutter um des Kindes willen zu seinem Weibe macht. Auch muß man an das „Buch vom Brüderchen" denken: es ist etwas Mystisches um diese Er-

wartungszeit vor der Geburt des Kindes, als wollte sich das Leben zu seinem Beruf, Leben zu spenden, heiligen.

Eine ganz eigenartige, und zwar wiederum mystische Vorstellung tritt hinzu: unsere Unsterblichkeit ist in unseren Kindern. In der „Komödie der Ehe" sagt der Vater: „Das ist, weil ich fühle, daß sein Leben beginnt und daß meines zurückgleitet, aber dennoch auf geheimnisvolle Art in dem seinen fortgesetzt werden soll." Und die Mutter spricht: „In dem Kinde lebe ich, ohne das Kind bin ich tot. Weißt du noch, wie ich mich davor zu fürchten pflegte, alt zu werden? Was bedeutet das wohl? Ob ich alt werde? Das ist ja nichts. Mein Kind war alles."

VIII.

In „Karin Brandts Traum" tun beide ihre „Pflicht", der Vater sowohl wie die Tochter. Es ist in dem Vater eine starke Neigung erwacht, aber er weiß seine beiden Töchter auf ihn selbst angewiesen, glaubt ihnen ausschließlich leben zu müssen, und so kämpft er seine Liebe nieder und entsagt. Die Tochter bringt ihrem Vater das Opfer ihres Herzens und reicht einem ungeliebten Manne ihre Hand.

Nun aber erweist es sich: der Vater tat unrecht, als er sich selbst an das Kreuz seiner Pflicht schlug. Haus und Besitz geraten in Verfall; er selbst verknöchert und vereinsamt in dem Bewußtsein des Opfers, das er brachte. An der Tochter aber bewährt sich ihr Tun, und alles gerät zum Besten. Was also ist „Pflicht"?

Man darf es nicht vergessen, daß in die Entscheidung zwischen „Pflicht" und „Nicht-Pflicht" die verstandesmäßige Überlegung kaum noch hinein spricht. Auch der Instinkt kommt selten genug zu Worte. Die Pflichtmenschen hören auf ihr „Gewissen". Und das rät —? Es scheint die Wirkung einer jahrhundertelang bekannten und geübten weltfeindlichen Religion zu sein, daß sich die Stimme des Gewissens fast immer mit den Wünschen des Herzens in Widerspruch setzt. „Pflicht" ist das dem Menschen Unangenehme. So weist die Pflicht auf einen spiritualistischen Weg, und der kann für das Individuum sehr wohl der richtige, aber ebenso gut der unrechte sein.

Wirft Geijerstam die Pflichtfrage auf — und bei seiner ethischen Grundstimmung war das unabweisbar — so durfte sich der Dichter seelischer Simmungsdifferenzierung weder zu gläubigem „Ja", noch zu revolutionärem „Nein" bekennen. Und das trifft denn auch zu.

Aber — es muß ein Sinn im Leben sein. Die alte Rektorsgattin im „Kampf der Seelen" spricht es aus: „Es ist ein alter Glaube, und es ist dabei das Eigene, daß niemand ihn erringen kann, der ihn nicht in sich selber findet . . . Es ist nur der Glaube, daß ein Sinn sein muß in allem, was geschieht. Und wo wir ihn nicht sehen, müssen wir ihn suchen. Wo wir ihn nicht finden, müssen wir ihn uns selber schaffen, und sollten wir ihn uns auch vom Himmel herunterreißen." Das Leben der guten Alten ist völlig mit der Aufgabe eins geworden, den bösen Schicksals- und Lebensgang ihres Sohnes begreifen zu lernen. Das wird ihr zuteil, und es ist Trost darin. Der Trost, den Geijerstam all seinen Menschen zuteil werden läßt. Das ist das sehr Positive in seiner Weltanschauung.

Man begreift nun, welche Bedeutung dem Spiel der Ahnungen in Geijerstams Welt zukommen mußte. In ihnen verknüpfen sich Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Die Ahnung macht das Leben einheitlich und deutet dessen Sinn. Lebt man selbst in seinen Kindern fort, so haben andererseits Vorfahren nicht aufgehört, in einem selbst fortzuwirken. Es ist Bewegung in der Stille, und darum ist Glück im Nichtsgeschehen. Der Instinkt, diese ererbte Fähigkeit, wird in den Zweifeln des eigenen Selbst, wie Mitleid in den Beziehungen zu anderen Führer. Und alles fließt zusammen in die eine Empfindung der Andacht, der Welt und den Geschehnissen des Lebens gegenüber.

Es ist ein Sinn im Leben. Man beachte die wunderliche und innerlich höchst folgerichtige Art — es ist etwas Antikes darin — wie sich die Gerechtigkeit aus sich selbst heraus in „Nils Tufvesson und seine Mutter" durchsetzt. Man beachte, wie selbst in Geijerstams quälendsten Büchern jeder Verlust einen Trost in sich trägt, und wäre es nur der des Reifens. Es ist viel Mystisches in Geijerstams Weltbetrachtung, aber der Boden, den man betritt, wird darum nur um so fester. Es ist ein Sinn des Lebens in jedem Buch, das Geijerstam geschrieben hat.

IX.

War Geijerstam der Epiker der zarten und flüchtigen Seelenstimmungen, so hat er darin von Ibsen gelernt, und es scheint überflüssig, neben diesem einen großen Einfluß nach andern Einwirkungen auszulugen. Sogar das „Gesetz der Verwandlung" taucht gelegentlich bei ihm auf.

Wie Ibsen übt Geijerstam die Kunst, den Intervall zwischen den Worten auszufüllen. Dies „zwischen den Worten" ist in der Technik vielleicht das spezifisch Moderne, nur daß es der Epiker hier sehr viel

leichter hat als der Dramatiker. Ein Wort ist gefallen. Der, von dessen Lippen es kam, hört den selbstgebildeten und doch so oft fremdklingenden Laut, und seine Seele ist rege, den Eindruck in der Seele des andern mitzuverarbeiten. Ein Wort ist gefallen, und der, dem es gilt, prüft heimlich, ob es der Herzensmeinung des anderen entsprach, untergeht die Wirkung solcher Rede, ruft den Verstand für die Replik zu Rate, oder fühlt sich dazu außerstande, — und nun erst erfolgt die Antwort. Zwischen den Worten mögen sich die Seelen liebkosen oder befehden — auf das „Zwischen den Worten" kommt es an.

„Tatsachen sind nichts." Sah sich Geijerstam, seinen inneren Bedürfnissen zur Folge, auf die Ich-Erzählung mehr oder weniger angewiesen, wurde der nach Menschen Verlangende recht eigentlich zum Epiker der Aussprache, so spielt das Nichtaussprechen eine beinahe gleich große Rolle bei ihm. Er meistert die schwere Kunst des Auslassens innerhalb der Erzählung. Kein Wort darüber in der „Komödie der Ehe", wie der Fehltritt der Frau nun eigentlich zustande gekommen ist. Der Leser wird zum Mitschaffen angeregt. Auch in seiner Technik ist Geijerstam der ganz Modernen einer.

Doch gibt sich darin nur die eine Seite seiner schriftstellerischen Persönlichkeit.

Es ist zugleich, wenigstens stellenweise, etwas durchaus Antikes in seiner Darstellungsart.

Zum Teil gewinnt Geijerstam die großzügige, antik anmutende Wirkung durch prägnante Verwendung ganz kleiner Züge. Ich denke an jenen Einkauf zum Geburtstag der Frau, den der betrogene und verlassene Ehemann, allem Geschehenen zum Trotz, doch unternehmen muß, und wie dies stärker als alles andere auf die Frau wirkt und sie ihm wieder zuführt. Ich denke an den Tod des „Brüderchens": das eine Auge stirbt gleichsam vor der Abtötung des Leibes; und diese seltsame Erscheinung wiederholt sich auf dem Sterbebett der Mutter.

Wie in der Antike spielen Tiere eine seelisch bestimmende Rolle. Der Hund ist im „Haupt der Medusa" auf die Schienen geraten und von der Lokomotive erfaßt worden. Sein Herr wählt bald darauf dieselbe Todesart. — Als gebrandmarkter Verbrecher und in Ketten geschlossen, wird Nils Tufvesson wieder auf seinen Hof geführt. Sein inzwischen verwilderter und verkommener Hund ist das einzige Wesen, das ihn freudig begrüßt; dasselbe Tier, das er am Tage seines Verbrechens mißhandelte.

In solchen Einzelzügen wird Geijerstam zum Epiker ganz großen Stiles. Die Brüder Mörk sind mit einander verfeindet, so sehr sie sich einst liebten, und der Major erfährt von der tödlichen Erkrankung des Hüttenherrn. Kein Wort des Mitgefühls oder der Klage. Aber er setzt sich auf seinen Schlitten, kommt zur Nachtzeit auf den Gutshof des Bruders, läßt sich heimlich ein abgelegenes Gemach öffnen und blickt stumm in die Flamme des Kamins. Steht dann auf und tritt die Rückreise an. Der Augenblick, in dem sein Bruder starb, ist ihm so deutlich bewußt geworden, daß es keiner weiteren Frage bedarf. Das alles aber ist so plastisch gestaltet, so schlicht aus dem Charakter heraus gegeben, zugleich so handlungskräftig, daß sich immer wieder der Vergleich mit der Antike aufdrängt.

Ganz verschleiert sind in „Nils Tufvesson und seine Mutter" die Vorgänge des Verbrechens, und für die Übeltäter scheint alles aufs beste bestellt. Kein Zeuge, kein Ankläger und kein Richter. Aber aus den Tiefen des Volksbewußtseins steigt es auf. Leise raunt es, bald von dieser, bald von jener Seite; ein Schrei ertönt und verhallt; das Echo bringt ihn wieder, er tönt von neuem, wird von allen aufgenommen; um schließlich im Munde einer bescheidenen und fügsamen Frau zum gesprochenen Wort zu werden, das keinen Widerspruch mehr zuläßt. Um dieses willen ist das Buch geschrieben. Man liest das und meint, den Chor der antiken Tragödie über die Bühne schreiten zu sehen.

Gewiß ist Geijerstam ein sehr moderner Erzähler. Es ist zugleich etwas Zeitloses in ihm.

X.

So endete der letzte Brief, den ich von Geijerstam empfangen: „Wenn ich Ihrer freundlichen Aufforderung gehorche und nach Deutschland übersiedle — wohin sollte ich da gehen? Ich, der ich ein Asthmatiker geworden bin und ohne Menschen nicht leben kann?" — Eine Antwort erfolgte nicht mehr, die Antwort übernahm der Tod.

Aber scheint es nicht nach dem Gesagten, als ob hier eine Erbschaft wäre? Vielleicht ist Deutschland mehr als Schweden berufen, sie anzutreten.

Wo aber eine Erbschaft ist, da ist auch eine Zukunft.

Rundschau

Die große Aussperrung.

Die 22000 Bauherren wollen die 400000 Bausöldner und den unübersehbaren Troß, der ihren Reihen folgt, niederzwingen — um jeden Preis. Nur die Heuchler und Schwächlinge unter ihnen leugnen das, die Ehrlichen und Starken geben es offen zu. Niemand, der eine Verständigung offen wünscht, tritt vor den andren mit gebrauchter Topa hin: Entweder widerspruchslose Annahme aller unserer Bedingungen oder Aushungerung. Das aber war die Notwahl, die in der Dresdener Hauptversammlung des Deutschen Arbeitgeberbundes für das Baugewerbe als unumgänglich aufgerichtet worden ist, ehe noch die Arbeiter den Mund aufgetan, ehe sie auch nur ein Wort von Lohnerhöhungen gesprochen hatten. In jenem Dresdner Kriegsrat sagte ein Redner unumwunden: Es gibt nicht Ideale zu vertreten, sondern den Kampf um die Macht. Es muß eine große Katastrophe herbeigeführt werden, eher gibt es nicht Ruhe."

Es war von den Heißspornen unter den Führern in Rheinland-Westphalen, in Dresden und Minden ganz folgerichtig ausgeheckt. Sie sagten sich: Die 1908 zwischen den Arbeitgebern und Arbeitnehmern abgeflossenen Tarifverträge laufen am 31. März 1910 ab. Jetzt ist der Augenblick günstig, für die nächsten Jahre die Verträge zu ertrotzen, die uns genehm sind. Denn, wenn die Bautätigkeit jetzt nach den letzten mageren Jahren auch ein wenig reger geworden ist, so hurtig schießen die Mauern jetzt nicht empor, wie es in einem Jahr oder in zwei Jahren etwa geschehn wird. Jetzt können wir, zumal uns das neue Gesetz zum Schutz der Bauhandwerker ohnehin mehr einschränkt, eine vollständige Einstellung aller Betriebe viel leichter und schmerzloser aushalten, als später, und die Klugheit heischt, die Macht der Arbeiter jetzt zu brechen, ihre Kassen jetzt zu leeren, damit sie uns nicht gerade in der besten Erntezeit mit ihren Forderungen bedrängen können.

Darum sollte jetzt alles hinweg, was den Bauherren schon lange lästig und verhaßt war. Am widrigsten ist ihnen die Macht und die Kontrolle der lokalen Arbeiter-Organisationen. Kein besseres Mittel gibt es, als sie bei der Festsetzung der allgemeinen Arbeitsbedingungen ganz und gar auszuschalten. Daher die Haupt- und Grundforderung nach dem „zentralen" Abschluß der Tarifverträge. Das heißt, die Zentralverbände der Arbeiter und des Arbeitgeberbundes für das Baugewerbe sollen nicht nur, wie die Gewerkschaften es wollen, die letzten Instanzen, sondern die einzigen Instanzen beim Abschluß der der Tarifverträge sein. Und nur für die Vereinbarung der speziellen Bedingungen (Arbeitszeit, Lohn, Einzelkündigung) sollen die örtlichen Verbände kompetent sein. Der außenstehende wird nicht sofort erkennen, daß diese Forderung das eigentliche Zwinguri für die Arbeitsmassen werden soll, die jedoch sind sich dessen bewußt, und wieviel ihre Durchsetzung für die Unternehmer bedeutet, das hat ein Wortführer in der Dresdener Versammlung (von der man die zum Frieden zählenden Berliner listig fernzuhalten verstand) mi rührender Offenheit einbekannt: Unsr Macht steht und fällt mit dem zentralen Tarif. Er halst gegebenen Falls an einem Tage in ganz Deutschland eine Million im Baugewerbe beschäftigter Arbeiter den Streikkassen der Arbeiter auf. Drücken Sie das durch, daß wir auf einen Tag und auf eine gleiche Dauer die Verträge festlegen, so kommt alles andre von selbst." Und der Redner fügte noch hinzu: „Wenn ich heute Arbeitervertreter wäre, würde ich auch dafür kämpfen, daß das nicht angenommen wird."

Diese Worte sind ein schlagender Beweis dafür, daß die Herren in Dresden nicht im Zweifel darüber waren, wie unmöglich den Arbeitern die Annahme

ihrer Forderungen war. Und just darum haben sie alle Mitglieder des Bundes auf die Forderungen festgelegt, damit es für sie kein Zurück mehr gebe. Darum mußte auch die Vermittlung im Reichsamt des Innern scheitern. Auch „alles andre“, das nach Durchdrückung des zentralen Tarifs von selbst kommen sollte, haben sie gleich in den unabänderlichen Kodex ihrer Bedingungen aufgenommen. Die Akkordarbeit soll nicht nur, wie die Arbeitsorganisationen zugestehn, prinzipiell zulässig, sondern schon im Tarifvertrage gesichert sein, damit die Ortsverbände der Arbeiter sie nicht dort, wo es ihnen paßt, verbieten können. Die (so leicht zur Willkür verleitende) Staffelung sollte unterscheiden zwischen tüchtigen und schlechten Arbeitern. Vor allem aber kam es den Arbeitgebern darauf an, den Arbeitsorganisationen die Kontrolle über den Arbeitsnachweis unmöglich zu machen und diesen beileibe nicht paritätisch, sondern so einzurichten, daß es ausschließlich in den Händen der Bauherren bleibt. Die Arbeiter fürchten, daß der Nachweis dann von ihren Brotgebern auch zu Maßregelungen mannigfacher Art benützt werden könnte. Es läßt sich darüber streiten, ob diese Besorgnisse berechtigt sind, ob ein besonderer Schutz der Akkordarbeit notwendig war, da doch das Gesetz schon ihre böswillige Störung verbietet, ob der zentrale Tarifabschluß, der auch in andern Gewerben eingeführt ist, den Gewerkschaften wirklich so gefährlich werden könnte, zumal ihnen die Versicherung gegeben worden ist, daß während der Vertragsdauer keinerlei pekuniäre Schadenersatzansprüche, die gesetzlich zulässig sind, gegen sie verboten werden sollen.

Man könnte, wie gesagt, über all das diskutieren, aber das ist ja gerade das Bezeichnende, daß die Unternehmer jede Erörterung darüber von vornherein abgelehnt und sogar schon bei den Vorverhandlungen im November vorigen Jahres die bedingungslose Annahme ihres Vertragsmusters verlangt haben. Durch diese beleidigende Zumutung, die einen Vertrag zustande bringen will, den andern vertragschließenden oder nicht als gleichberechtigten Faktor anerkannt und ihn schon wie einen Unterjochten behandelt, sollten die Arbeiter und ihre hoch entwickelten Organisationen zum Entscheidungskampfe geradezu herausgefordert worden. Nach dieser endgiltigen Auseinandersetzung, die den Gewerkschaften das starke Rückgrat brechen sollte, haben die Streithähne unter den Bauherren, die nichts so sehr hassen wie den „Konstitutionismus“ auf dem Marktplatz, schon lange gehetzt. Sie glaubten ihrer Sache ganz sicher zu sein. In ihren Proklamationen kündigten sie, halb drohend, halb triumphierend, an, es stehe ein sozialer Kampf bevor, wie ihn Deutschland in dieser Ausdehnung noch nicht erlebt hat. Dennoch haben sie sich über das Wesentliche getäuscht. Sie glaubten, aller Unternehmer sicher zu sein. Schon nahmen sie ganz Deutschland unter ihre Diktatur. Nach dem 15. April — so träumten sie — werde nirgendwo mehr ein Ziegelstein über den andern gemörtelt werden, kein Mann mehr auf einem Baugerüste stehn. Auf jedem Werkplatze werde Kirchhofsruhe sein. Kein Maurer, kein Bautischler, kein Glaser, kein Dachdecker, kein Stukkateur, kein Parkettleger und wie sie sich alle nennen mögen, sollte daran zu tun finden. Zwei Millionen unbeschäftigter Hände, eine Million knurrender Magen. Nun sollte sich erweisen, wer es länger aushält, die Werkleute mit ihren Kriegskassen oder die Unternehmer mit ihren Bankguthaben, sofern sie auch in den schlechten Zeiten, die vorangegangen sind, zurücklegen konnten. (Die Kapitalskräftigen mögen hier und dort nebenbei die Hoffnung haben, in diesem Kriege auch noch manchen der kleinen Konkurrenten, der nicht so viel auszuhalten vermag, auf eine bequeme Art loszuwerden.) Alle Unternehmer, so hofften sie, würden bei der Stange bleiben. Kein Stein obendrein aus einer Ziegelei, kein eiserner Träger aus einer Fabrik, kein Fensterrahmen und keine Türklinke aus einer Werkstatt wandern. Die ganze Nachbarschaft des Baugewerbes verödet daliegen. Nirgendwo sollten die Ausgesperrten eine Zuflucht finden. Auch die Kartellkommission fürs Ausland sollte ihre Schuldigkeit tun, damit auch kein organisierter Arbeitgeber in der Schweiz, in Oesterreich, in Belgien und in den Niederlanden die Davongejagten beschäftige.

So hatten die Heerführer alles mit erstaunlicher Umsicht und Tatkraft vorbereitet, und sie haben auch genug erreicht. Dennoch ist es anders gekommen, als sie es erwartet hatten. Es mußte anders kommen. Denn die zwingende Notwen-

digkeit zu einem solchen grausamen und rücksichtslosen Vernichtungskampf war nicht gegeben. Es ist zwar wohl denkbar, daß die Unternehmer einmal gezwungen werden, zu der schärfsten Waffe, zur allgemeinen Aussperrung, zu greifen. Weisen die Arbeiter jeden vernünftigen Vermittlungsvertrag zurück, erheben sie Forderungen, die den Unternehmern ein unerträgliches Joch aufzwingen wollen, dann wird niemand es den Arbeitgebern verargen, wenn sie das Aeußerste, das Letzte tun, um eine leidliche Existenz herauszuerlangen. Dann ist auch die Solidarität aller Unternehmer eine selbstverständliche Pflicht und die Aussperrung nur die gebührende Antwort auf den Uebermut der Arbeiterorganisationen. Das Koalitionsrecht hat eben zwei Schneiden, und wem der Notstreik recht ist, dem muß auch die Aussperrung in verzweifelter Lage billig sein. Die preußische Gewerbeordnung vom Jahre 1845 verbot noch Koalitionen der Arbeitgeber ebenso wie solche der Arbeiter. Heute aber muß der Staat, wenn nicht frivoler Weise wichtige Interessen der Allgemeinheit aufs Spiel gesetzt werden, Gewehr bei Fuß stehn, sobald Arbeiter und Arbeitgeber, sei es als Angreifer, sei es als Angegriffene, ihre Konflikte miteinander ausfechten. Er vermag kaum mehr, als seine guten Dienste zur Friedenstiftung anzubieten.

Nur darüber dürfen wir die Arbeitgeber nicht täuschen, weil sie in der Regel die Stärkeren sind, daß sie immer eine größere Verantwortung sich aufbürden und daß es ihnen schwerer wird, die allgemeinen Sympathien zu gewinnen, weil durch jede Aussperrung die Unschuldigen mit den Schuldigen leiden müssen. Dennoch bleibt es ihr gutes Recht, wenn kein anderes Mittel mehr hilft, die abgelaufenen Verträge nicht zu erneuern und ihre Betriebe stillstehn zu lassen. Diesmal aber fallen alle Voraussetzungen, die einen so großen und verheerenden Boikott rechtfertigen könnten. Die Arbeiter waren auf der ganzen Linie zum Frieden und auch zu Zugeständnissen bereit, und vom ersten Tag an haben sich die Bauunternehmer dadurch ins Unrecht gesetzt, daß sie jede Verhandlung unmöglich gemacht haben. So ist offenbar geworden, daß sie nur die Arbeiter vor der Zeit der Hochkonjunktur zu demütigen und ihnen ungünstige Bedingungen aufzuzwingen, der ganzen deutschen Wirtschaft in einem noch immer kritischen Augenblick schwere Wunden schlagen.

Sie mögen in ihren Flugblättern noch so eindringlich versichern, daß sie nicht aus materiellen Gründen, sondern idealer Interessen wegen den bittern Kampf begonnen haben, man wird es ihnen nicht leicht glauben. Da jammern sie: „Soll der Arbeitgeber auf seinem eigenen Bau noch etwas zu sagen haben? Soll er noch von den eigenen Leuten respektiert werden? Soll er noch Leute einstellen können, die er zur Ausführung seiner Bauten nötig hat? Oder muß er von den Organisationen bestimmen lernen, welche Leute bei ihm arbeiten dürfen? Darf ihm der Bau gesperrt werden, wenn er andre beschäftigt? Mit einem Wort: Soll der Arbeitgeber noch Herr auf seinem Bauplatz bleiben, oder sollen es die sozialdemokratischen Organisationen noch mehr werden als sie es heute schon sind?" Alle ihre Klagen dringen nicht zum Herzen. Selbst wenn ein Kern von Berechtigung in ihnen stecken mag, so bezeugen sie doch nur, daß sich die führenden Unternehmer noch immer nicht in das Unabänderliche finden wollen, daß die Arbeiter sich in jahrelangen Kämpfen ein Selbstverfügungsrecht erstritten haben, auf das sie nimmermehr verzichten werden. Sie beanspruchen, als Gleichberechtigte die Verträge auf Grund der durch Angebot und Nachfrage bestimmten Normen festzusetzen. So unerträglich, wie sie in den Denkschriften der Aussperrer dargestellt werden, können die bisher geltenden Zustände nicht sein, sonst hätten auch die Bauherren in Hamburg und Berlin sich nicht mit ihren Arbeitern auf der alten Grundlage wieder verständigt. Es gibt keine überzeugendere Widerlegung den Unversöhnlichen und die einstimmige Annahme des Berliner Schiedsgerichtsspruchs durch die Mitglieder des Verbandes der Berliner Baugeschäfte. Wenn sich im Architektenhaus nicht einmal eine Hand dagegen erhob, abgesehn von einer Lohnerhöhung von 5 – 7½ Pfennigen pro Stunde, alles beim Alten zu lassen, dann ist der Tarifvertrag des Jahres 1908 auch für die Arbeitgeber keine so fluchwürdige Ungeheuerlichkeit, am allerwenigsten ist es gerechtfertigt, gegen ihn eine ganze Welt aufzuwiegeln, soviel Not und Unglück heraufzubeschwören. Man begreift den Zorn der Matadore

des deutschen Arbeitgeberbundes für das Baugewerbe gegen den Berliner Verband, denn deren Mitglieder haben die größte Bresche in den Wall ihrer Argumente gelegt. Wie auch immer die Aussperrung enden mag, die moralische Niederlage ihrer Anstifter ist schon entschieden. Sie haben ihre bestimmten Blößen enthüllt, und das ist nicht klug in einer Zeit, in der das Ungetüm Staat allenthalben, wie in den Kolonien im Kalibereich und an der Bankenkrippe, den Unternehmergewinn belauert. Wenn es ihr Ehrgeiz war, sich an ihrer Macht zu berauschen und Deutschland mit der bisher größten Arbeiteraussperrung zu segnen, dann können sie sich ihrer Erfolge freuen. Aber sie werden schnell ernüchtert werden, wenn sie den wahren Effekt erkennen. Sie haben nur wieder einmal bewiesen, daß jeder schroffe Angriff die Arbeiter desto fester zusammendrückt, daß die Solidarität der Unternehmer in einem vom Zaun gebrochenen Kampf sich nur selten bewährt — fast in keinem Bezirk ist der Lockout einheitlich geglückt — und vor allem, daß es nichts Törichteres gibt, als den letzten Pfeil zu verschießen, ehe die letzte Not gekommen ist.

Dr. J. A. Bondy.

Vom „Verstehn", von braven Rationalisten und den unangenehmen Literaten.

Die widerlichsten Rationalisten sind die, die ihren Rationalismus nicht Wort haben wollen.

Es gibt kein Einander-Verstehn. Es gibt nur ein Sich-im-andern-Fühlen. Auch das Problem der Kunst — ein Problem der Seele — ist aus dem im höhern Sinn „Gefühlsmäßigen" zu begreifen. Es gibt nur eine Kunst (ein Analogon wäre der „Wille" Schopenhauers), die sich in tausend und abertausend Verkörperungen finden läßt von ihrem Auserwählten. Immer wieder kennt seine Seele sich in den tausend Gestalten der einen. Das, was man Verstehn nennt, ist ein Spiel mit Zeichen, ein Spiel für „Erwachsene". Es gibt so schrecklich Erwachsene, daß sie auch die Kunst „verstehn" wollen. Aber das, was sich ihnen als „verständliche" Kunst darbietet, ist gar nicht die Kunst, sondern irgend eine hergelaufene Vernünftigkeit in abgelegten Kleidern. Denn die Kunst gebraucht ein Kleid immer nur einmal, dann läßt sie es herabfallen und liegen. Oft steht es starr da in seinen Falten und Bauschen (bis irgend eine hergelaufene Vernünftigkeit hineinschlüpft, um den Verständigen Kunst vorzuspielen).

Ein braver ehrlicher Rationalist sagt von Rodin: „Laßt mich aus mit dem Zeug!" Gut. Was geht den Kerl Rodin an? Ich begreife nicht, warum man sich darüber ereifert. „Banause!" &c. Wozu der Lärm? Verlangt ihrs von einer Kuh? Also! Ihr schädigt Euern „Standpunkt", wenn Ihr die Banausen durch Schimpfen oder überhaupt „bekehren" zu können meint. Laßt sie im Frieden ihrer wiederkauenden Vernunft. Etwas anders freilich ist es, wenn einzelne dieser Menschenklasse sich als „Führer zur echten Kunst" auftun. Dann soll man ... doch, eigentlich, warum soll man? ... Mich läßt die Existenz eines Nordau z. B. schon seit zehn Jahren ganz kalt. Ich lese auch nicht Literaturgeschichten von Engel. Mit einem „vernünftigen" Menschen spreche ich nicht über Unvernünftiges z. B. über Kunst. Nur wenn er mich reizt. Nachher bereue ich es regelmäßig. „Vernünftige" Menschen, die sich um jeden Preis für Künstlerisches interessieren, sind sicherlich lästig. Aber viel lästiger sind die „künstlerischen" Wortler und Säusler, die „Haben-Sie-schon-gelesen-gesehn?"-Menschen mit Augenaufschlag. Aus ihnen rekrutiert sich die Armee der „Literaten". Diese Leute könnten einem wahrhaftig selbst Rodin verekeln. Ich hasse sie wie — ich weiß gar nicht, was ich gleich ihnen hasse (ihrer einer wäre um einen Vergleich sicherlich nicht verlegen. Sie sind nie um Vergleiche verlegen, überhaupt nie verlegen, diese Schamlosen).

Woran erkennt man den Literaten? Ich möchte am liebsten sagen: daran, daß er tot auf die Welt kommt. Aber das scheint kein genügendes Erkennungsmerkmal zu sein. Mir freilich steigt der fatale Modergeruch sofort in die Nase, wenn ich das Buch eines Literaten aufschlage. Aber andre haben vielleicht chronischen Stockschnupfen. Also muß ich deutlicher werden. Es gibt Menschen, die jedes Wort, das sie verwenden, beleben, und andre, die jedes Wort umbringen, vielmehr nur Wortleichen zuwege bringen. Das sind Literaten. Kein Wort ist „an sich"

lebendig oder tot. Worte sind Instrumente, auf denen man spielen kann. Darauf kommt alles an. Nun, Literaten können nicht „spielen", andererseits tun sie nichts als „mit Worten spielen", doch dies ist nicht Musizieren, sondern etwa Jonglieren: sie bringen die Worte willkürlich und zwecklos aus ihren natürlichen Verbindungen und stiften Unordnung. Dann sind sie befriedigt oder tun so. Literaten tun immer so. Oder auch so. Der Dichter nimmt die Worte, und sie bewegen sich und leben. Der Literat nimmt gleich darauf dieselben Worte, und sie fallen um und verwesen stinkend. Das ist der Unterschied.

Noch eins: der Dichter will immer etwas ausdeuten; die Worte „versuchen" ihn und dienen ihm willig. Alle Worte wollen ihm dienen. Da hat er immer nur wieder zu suchen, zu wählen. Der Literat will nur schreiben. Er überläßt es den Worten, etwas gesagt zu haben. Die Worte aber schwätzen durcheinander. Das ist der Unterschied. Noch etwas: der Dichter kann sich nie verleugnen. Er ist in seinen Worten immer zu Hause; ein Literat ist nie da. Man sucht ihn vergeblich in seinen Worten. Man findet darin jedermann. Diese Worte sind wie ein Hotelzimmer. Es erwartet immer jemand, und es war immer einer vorübergehend darin gewesen. Jeder Literat könnte jedes Literaten Bücher geschrieben haben. Es ist ganz gleichgültig, welcher Literat dieses oder jenes Buch geschrieben hat. Das Buch weiß nie, wer es geschrieben hat. Viele Literaten schreiben immer die Bücher andrer Literaten. Deshalb loben einander alle Literaten. Es kann einer ja nie wissen, ob er nicht das Buch des andern geschrieben hat.

Richard Schaukal (Wien).

Weil Zeppelin flog.

Seit Sedan und der Berliner Gründerzeit sind die Deutschen in einer lächelnden Unterschätzung der Geistigkeit erstarkt. Man versagte ihr nicht gleich jede Achtung, weil es der preußische Schulmeister gewesen sein sollte, der die Schlachten gewann. Man erkannte aber sehr bald, daß der Schulmeister eben nur dazu da ist, um Schlachten zu gewinnen. Keinem Patrioten wäre die Vorstellung eines Schulmeisters möglich gewesen, der keine Schlachten gewonnen hätte. Die Möglichkeit gar, daß ein Schulmeister eine Niederlage überleben könnte, ist in den verflossenen neununddreißig Jahren nie in Betracht gezogen worden. Immerhin fühlten wir nur dumpf, wo unsre neue Größe saß. Als Zeppelin flog, ist uns die Sache klar geworden. Wir sind umgezogen. Aus dem Gebiet der Geistigkeit hat die Rasse ihr ewiges Licht, das Genie in die morgendlicheren Gefilde der praktischen Physik überführt. Wer ein Genie ist, besucht die Oberrealschule und läßt sich an der Technischen Hochschule inskribieren. Die Berufenen bauen Maschinen oder tun sich sonst wirksam in der Welt um. Auf den deutschen Plantagen, in den deutschen Kontoren im Ausland gibt es mehr Talente, als die gesamte Geschichte der deutschen Geistigkeit aufzuweisen hat. Das sind aber nur die Talente. Die Genies, die erfinden etwas, was vom Kriegsministerium angekauft wird. Ihnen gehören die Postamente, worauf das Volk seine Ideale in marmorne Gestalten bannt. Apollo wurde von den Weibern zerrissen. Zeppelin wird unter dem Beifallsgetose der ganzen Nation vom Kaiser geduzt.

Man hört jetzt schon bestimmt sagen, daß Literatur, Kunst, Philosophie und die profitlose Wissenschaft unter der heftigen Nachfrage nach Genies von Seiten der Industrie zu leiden habe. Wer dergleichen äußert, gilt in der besten Gesellschaft für einen zeitgemäßen Denker. Er verbreitet Prärieluft um sich. Seine Augen sagen: Amerika. (U. S. A.) Was ursprünglich vielleicht ein hübscher Einfall war, ist mittlerweile zur sozialökonomischen These geworden, die den modernen Menschen von seinem altertümlichen Gegenbeispiel unterscheidet. So wie jeder, der nicht Reserveoffizier ist, einem bis zur Kleidung salopp verträumten Achtundvierziger gleicht. Denn wer nicht aus tiefer Ueberzeugung Reserveoffizier sein möchte, der ist es wenigstens aus „Haltung". Alte deutsche Eigenschaften, wie der durch seine Unübersetzbarkeit bekannte Humor, Gerechtigkeitssinn, Idealismus, Beschaulichkeit usw. müssen schon in Treibhäusern gezogen werden. Im Freien gedeihn sie nicht mehr. Man verweist sie ins Welschland und nennt sie Faulheit, Leichtsinn, Oberflächlichkeit, Rentnerphilosophie . . . In ganz Preußen

gibt es nur noch einen konservativen Kern: die Junker, wie es nur noch eine Art von politischer Tradition gibt: die Reaktion. Ihre Vertreter haben Zeppelin richtig eingeschätzt. So ein Lenkbarer ist stärker als jede Fronde. An den schönsten Sedanfeiern war Deutschland nicht so einig wie in den denkwürdigen Zeppelintagen, wo das Volk im Rausch einer neuen Schönheit schrie und die noch mehr begeisterten Politiker das Wunder diskontierten. Die neue reichsdeutsche Aesthetik basiert darauf, daß schön ist, was sowohl das Auge erfreut wie für Kriegszwecke taugt.

Ich denke, wir sollten den letzten Schritt tun, und nachdem wir unser Genie anderswo untergebracht haben, die Führung des Titels „Volk der Dichter und Denker" verweigern. Er war uns die längste Zeit peinlich, jetzt aber, wo er überflüssig geworden ist, können wir ihn den Amerikanern schenken. Die fangen an, sich nach solchen Delikatessen inbrünstig zu sehnen. Die haben Adel, Kunst, Wissenschaft, Literatur und gute Manieren gekauft. Das genügt ihnen aber nicht mehr. Sie verlangen nach Innenleben. Bitte! Jetzt, wo das letzte Problem, nämlich zu wissen, wie weit wir es mit unserm Genie gebracht haben, gelöst ist.

In Wahrheit haben wir uns über das Problem des Genies allmählich zu Krüppeln gedacht. Wir kannten keine vornehmere Art geistiger Beschäftigung. Ein Bekannter mit anarchistischen Neigungen lockte mich einmal in eine Versammlung von Friseurgehülfen. Unterwegs erzählte er mir voll Begeisterung von den syndikalistischen Bestrebungen dieser Gruppe. Nach Erledigung der beruflichen Angelegenheiten, erzählte er, hielten die jungen Leute einander Vorträge über die wichtigsten Probleme der Gegenwart. Die wichtigsten Probleme der Gegenwart, dachte ich, das sind: die Genossenschaftsbewegung, Sozialismus oder Insurrektionismus. Schon war ich mit meinen Bekannten in eine Debatte über den metaphysischen Anarchismus Sorels, den Sabotagofürsten Hervé, die Aussichten einer radikalen bürgerlichen Partei in Deutschland geraten. Wir kamen zu den syndikalistischen Friseurgehilfen Worüber, glauben Sie wohl, daß sie debattierten? Über den genialen Menschen.

Der geniale Mensch war eine fixe Idee geworden. Es erschien keine Rezension, worin er nicht wenigstens gestreift war. Kein Wunder, daß er auch in der Luftschiffahrt auftauchte, nachdem er sich schon in den Betrieben von Siemens u. Halske verloren zu haben schien.

René Schickele (zzt. Paris).

Otto Julius Bierbaum †

Bierbaum ist einer von den vielen „lieben Kerlen" gewesen, die sich in unsern schweren Zeiten bei Wein oder Bier oder Kaffee eine Popularität erwerben, die den Träger mindestens um ein bis zwei Jahre überlebt. So lange brauchen nämlich in der Regel die guten Freunde, um alle unbekannten Wein- und Bieranekdoten als Steine zu einem literarischen Denkmal zusammenzutragen. „Otto Julius," — wie sie ihn im Gegensatz zu dem nicht minder interessanten „Otto Erich" (Hartleben) nannten — hatte vor andern „lieben Kerlen" manches voraus: Er konnte nicht nur Bier oder Wein oder Schnaps in unheimlichen Mengen vertilgen, er verstand es, zwischen den heterogensten Getränken die zärtlichste Gemeinschaft herzustellen. Er konnte an einem Abend ungefähr 4 Liter Wein, 8 Liter Bier, 20 Kognaks vertilgen. Das konnte er zum Unterschiede von wenigen „lieben Kerlen" Abend für Abend, und während dieser Sitzungen vermochte er noch Witze zu reißen, und nach diesen Sitzungen konnte er noch literarisch schaffen. Andre Menschen empfinden nach solchen Alkoholexzessen die Neigung, zu schlafen, „liebe Kerle" haben das Bedürfnis zu dichten, den Alkohol zu besingen, die Liebe zu loben, den Sonnenauf-

ang mit neuen Augen zu schauen. Der erhabenste Augenblick im Leben dis „lieben Kerls“ Otto Julius Bierbaum soll es gewesen sein, als er mit Otto Erich Hartleben gemeinsam in der Nähe von Meran in einem bessern Trinkerasyl lebte, es eines Tags ohne den geliebten Suff nicht mehr aushielt, einfach durchging, Tag und Nacht drauf los trank und einen Arzt des Sanatoriums, der die beiden Ausreißer verfolgte, nach allen Geboten des Gottes Bacchus jammervoll bezechte. Es ist nicht bekannt geworden, ob in diesem gewaltigen Augenblick „Lobetanz, ein Singspiel“, oder „Gugeline, ein Bühnenspiel“, entstanden ist oder etwa gar das Prosawerk „Yankeedoodlefahrt“ geboren wurde. f.

Die Wirkung der Kritik.

Weder als Subjekt noch als Objekt der Kritik schreibe ich hier pro domo. Weder bin ich — von einigen Pubertätsirrungen abgesehen, — jemals selbst Kritiker*) gewesen, noch bin ich — wieder von einigen Pubertätsirrungen abgesehn — von Kritikern mißhandelt worden.

„Kritisieren ist leicht, besser machen ist schwer.“ Das ist eine der Fundamentaldummheiten an denen der Volksmund so reich ist. Besser machen ist nämlich durchaus nicht das, was vom Kritiker zu verlangen ist. Die Fähigkeit der Kritik ist eine Gabe für sich Wenn eine Frau Männer fragt, wie ihnen ihr neuester Hut gefällt, so ist sie gewiß nicht der Meinung, daß sie bessere Hüte machen könnten als Putzmacherinnen; ja man möchte glauben, daß gerade der ungerechte Blick den Mann zum arbiter elegantiae in Frauenmoden befähigt. So geht es mit dem Kritiker überhaupt. Man höhnt bisweilen, jeder Theaterrezensent habe eine Reihe unaufgeführter und unaufführbarer Stücke im Schreibtisch liegen und zieht daraus den voreiligen Schluß, er sei Kritiker geworden, weil es zum Dichter nicht ausgereicht habe. Das ist ganz und gar falsch. Die literarische Gemeinsamkeit der beiden Tätigkeiten macht es in den Entwicklungsjahren oft schwer, die kritische von der dichterischen Begabung zu unterscheiden. Daher mag gewöhnlich der Weg zur Selbsterkenntnis des Kritikers durch die dichterischen Schiffbrüche führen. Mit dieser Eigentümlichkeit steht übrigens der Kritiker nicht allein. Gewiß hat auch mancher Politiker einmal schönes weißes Papier mit Römerdramen geschwärzt, und die Jugend vieler achtbarer Praktiker des Lebens mag schlechte Lyrik befleckt haben. Ein dichterisches Vorleben ist also gegen den Kritiker kein Einwand.

Die Mißachtnng des kritischen Talents beruht auf der falschen Vorstellung, es sei negativer Art. Wer das kleinste Opus vollendet hat, soll mehr wert sein als der, der die Mängel fremder Werke noch so scharf erkennt. In vielen Köpfen ist Kritik synonym mit Verurteilen und Schimpfen. An diesem Vorurteil mag die Mehrheit der Kritiker selbst Schuld sein.

Kritik hat nur einen Wert (dann aber einen ebenso hohen wie jede andere geistige Schöpfung) als Ausdruck einer positiven Natur. Auch als Ablehnung und Polemik muß sie positiv sein. Ein wohlgeratener Geist wehrt sich instinktiv, Negatives zu denken Ich verstehe, daß jemand einen Ekel am Theater oder an der Politik bekommt, d. h. mit anderen Worten, daß diese Gebiete im Augenblick für ihn erschöpft sind und, falls er sich weiter mit ihnen beschäftigt, seinen Geist mit negativen Sätzen erfüllen. Ist er ein lebendiger Mensch, so wird er instinktiv diese Wüsten verlassen und sich entweder neuen Gebieten zuwenden oder seine Enttäuschungen zu einer milden Philosophie von der Eitelkeit aller Dinge sublimieren. Vielleicht wird er Buddhist werden oder in ein Kloster gehen oder eine Farm in den Kolonien bebauen oder sozialer Fürsorge leben In keinem Fall wird er in den unfruchtbaren Geländen verweilen und als verdrossener Kritikaster Gift und Geifer sprühen. Ich möchte so weit gehen, jede ablehnende Kritik, die nicht in einem grö-

*) Dieser schönen Jungfränlichkeit hat mich inzwischen das rauhe Leben beraubt. Der Verf.

heren übersichtlichen Zusammenhange steht, zu verwerfen. Wenn ihm ein Buch oder ein Werk mißfällt, warum schreibt er darüber, warum sucht er nicht eins, das ihm gefällt, um seine Zusammenhänge ins rechte Licht zu setzen? Man wird erwidern: aber der Kritiker soll auch das Schlechte bekämpfen, um dem Guten Platz zu machen. Ein frommer Wunsch! Mißlungene Werke hat es immer gegeben, und gerade sie haben vielleicht den meisten Anspruch auf Nachsicht in der Behandlung. Eine prinzipiell schlechte Literatur und Kunst, die der Unterhaltung einer voraussetzungslosen Masse dient, die weder den Reiz der Verfeinerung noch den der unverfälschten Derbheit besitzt, die bloß platt, ungebildet und doch nicht volkstümlich, zahm und dennoch nicht vornehm ist, sondern einfach feig und flau, eine solche Produktion besteht erst seit dem 19. Jahrhundert. Die Berufskritik, die ungefähr gleichzeitig ihre heutigen Formen angenommen hat, ist vollkommen machtlos dagegen gewesen. Noch niemals vielleicht hat die Kritik das wirklich Schlechte dadurch vernichtet, daß sie es angriff; wenn es fiel, so ist es dem Schicksal alles Irdischen gefolgt, zu sterben und Neuem Platz zu machen. Diesem Neuen aber den Weg zu ebnen, es zu verteidigen, zu beleuchten, seinen Gedankengehalt hervorzuheben, alles dieses ist die Aufgabe der positiven Kritik, die dadurch natürlich indirekt den Tod dessen beschleunigt, was sie als schlecht erkennt.

Ich möchte hier einen kleinen hygienischen Rat einfügen: die Medizin hat seit Langem erkannt, daß der Inhalt unserer Vorstellungen die Chemie unserer Säfte beeinflußt. Man kennt den Wert, welchen die Aufheiterung des Gemüts für alle Kranken hat. Darum sollte uns schon der Selbsterhaltungstrieb veranlassen, so weit es irgend geht, keine negativen Gedanken in unser Hirn zu lassen, sondern sie als untaugliche Schlacke hinaus zu werfen. Wenn mir ein Verleger den Auftrag gibt, irgend ein Stück Leben zu untersuchen, und darüber zu schreiben und ich komme zu negativen Resultaten, so lehne ich die Arbeit aus Rücksicht auf meine und meiner Leser Verdauung und Blutzirkulation ab. Ich warte, ob mich diese negativen Erkenntnisse zu positiven Gedanken führen werden, sowie ich in diesem Augenblick Positives zu sagen hoffe, auf Grund der deshalb freilich nicht neuen Erkenntnis, daß eine gewisse Art der Kritik unfruchtbar, d. h. negativ ist.

Negativ ist besonders jede Art erhitzter Agressivität, und wenn sie der besten Sache dient. Wegen dieses Fehlers sehen wir fortgesetzt die besten Absichten mißlingen, besonders im sozialen Kampf. Verbitterte Ressentimentmenschen, d. h. Menschen mit falschen negativen Methoden, brauchen sich einer Sache nur anzunehmen, um sie scheitern zu machen. Man kann sich deshalb garnicht genug gegen jene bekannte deutsche Unart wenden, die stets begierig ist, „Denkzettel zu geben", etwas „niedriger zu hängen", oder einen zu „verreißen", kurz Zensuren zu verteilen. Wozu dient das alles, als irgend einer Karikatur von Miniaturtyrannen ein bischen Machtkitzel zu verschaffen, den er auf positivem Wege nicht erreichen kann? Entweder sein Eifer wendet sich gegen einen schlechten Gegenstand; dann ist es bedauerlich, daß er ihn nicht für einen besseren verwendet, oder die Nebel des Hasses oder der Dummheit diktieren solche Urteile, dann sind sie erst recht unqualifiziert.

Ich kann eine kleine groteske Geschichte nicht unterdrücken, obwohl Menschen mit negativen Methoden vielleicht behaupten werden, sie sei die Ursache meiner Gedanken über Kritik. Aber die Geschichte ist zu charakteristisch. Ich wohnte einen Sommer in einer deutschen Mittelstadt, in der zwei große Zeitungen erscheinen, die eine von allgemeiner politischer und literarischer Bedeutung, die andere ein gut gemachtes, für die Massen bestimmtes Lokalblatt. Jene hat meine literarische Tätigkeit ihren Lesern stets mit Liebenswürdigkeit signalisiert; dieses besaß einen Kritiker, der sich in etwas vorgerücktem Pubertätsalter befand und ein neues Buch von mir „verriß". Die große Zeitung wurde von Leuten gelesen, bei denen ich bisweilen speiste oder tanzte; schlechte Kritiken würden sie kaum bewogen haben, mir ihre Türe zu verbieten. Das Lokalblatt hingegen lasen viel wichtigere Personen: die würdige Matrone, bei der ich wohnte, sowie ein bei ihr bediensteter junges Kalb von übertrieben ländlicher Geistesrichtung. Beide betrübte es, daß meine Gewohnheit, spät aufzustehen, den Einklang des Haushaltes störte, aber man hatte bisher Nachsicht geübt, weil ich für einen gelehrten Herrn galt, der viel zu denken hatte. Nun aber kam heraus, daß der, für den man bisher mit dem bekannten

weiblichen Opfermut Unbequemlichkeiten auf sich genommen hatte, so gut wie nichts wert war, ein Nichtskönner, dazu ein frivoler Mensch, dem nichts für heilig galt. Man entsann sich plötzlich, daß einem schon manches aufgefallen war, kurz, ich wurde von jetzt ab schlecht bedient und mußte ausziehen Auch Kellner lesen bisweilen Rezensionen und es bleibt nichts andres übrig, als ihre ungünstigen Eindrücke durch höhere Trinkgelder zu verwischen. Mit Vorliebe erscheinen lieblose Kritiken in unserer Vaterstadt, zur Genugtuung derer, die es immer gesagt haben, daß es mit uns „nichts“ sei. Auch das Blättchen des Mannes, um dessen Tochter wir vielleicht morgen anhalten wollen, ist so rückständig, uns manchmal beschimpfen zu lassen, ahnungslos, daß Scherl und Mosse vielleicht bereits für uns gesprochen haben. Das sind so ziemlich die einzigen Wirkungen der rein negativen Kritik.

Alles dies sind scherzhafte Kümmernisse des Daseins, aber sie haben auch eine ernste Seite. Wer sich die Mühe nimmt, von der Premiere eines Bekannten aus den Zeitungen einen Eindruck zu gewinnen, wird nicht einmal über die Temperatur der Aufnahme zuverlässiges erfahren. Wir können von derselben Aufführung in den verschiedenen Blättern lesen, daß das Publikum sich ablehnend, gleichgültig, freundlich und begeistert gezeigt habe. Dagegen gibt es nur **ein** Mittel: Abschaffung der Tages- (oder vielmehr Nacht-) Kritik. Eine in jeder Spielzeit neu zu wählende, aus Presse und Theaterleuten und vielleicht einem oder dem anderen angesehenen Bürger zusammengesetzte Kommission sollte nach jeder Uraufführung einen Augenblick zusammentreten und, wie einen Börsenkurs (der auch nichts mit dem **inneren** Wert der Papiere zu tun hat) den heutigen „Kurs“ des Stückes festsetzen. Diese Notiz erschiene gleichlautend in allen Morgenblättern, und würde nach auswärts telegraphiert. Nun steht es den Zeitungen frei, in den nächsten Tagen von ihnen geschätzte Kritiker heranzuziehen, die in der Form von Essays im feuilletonistischen Teil Stücke besprechen, die ihnen wertvoll erscheinen. So kann kein Autor um die Tatsache seines Erfolges gebracht werden. Andererseits kann ein Theaterdirektor durch eine ernsthafte Besprechung aus berufener Feder ermutigt werden, ein bei der Uraufführung abgelehntes Stück vor einem nun besser belehrten Publikum noch einmal zu versuchen. Wer es nicht lassen kann, wider die Tantiemenfestung eines erfolgreichen, aber literarisch zweifelhaften Autors Sturm zu laufen, der mag es versuchen; aber dadurch, daß niemand mehr berufsmäßig dazu verpflichtet ist (die Kursnotierung macht den oft verdrossenen Nachtkritiker überflüssig), wird auch diese negative Kritik nur von Freiwilligen übernommen werden die damit immerhin eher positive Zwecke verfolgen werden als die, welche vertragsmäßig verpflichtet sind, über jedes Stück etwas zu sagen. Es ließe sich auch denken, daß zwei gleich starke Geister z. B. anläßlich der so umschrittenen Hoffmansthal-, Hauptmann- oder Wedekind-Premieren im selben Blatt in einer Polemik die Klingen kreuzten, ein Mittel, wodurch langsam ein Theaterpublikum ersten Ranges erzogen werden könnte.

Zum Schlusse noch (nach der hygienischen Bemerkung für den sterblichen Leib) eine Bemerkung für die Unsterblichkeit: Nur die positive Kritik überlebt, die geistvollsten Diatriben bleiben besten Falles literargeschichtliche Merkwürdigkeiten.

Oskar A. H. Schmitz.

Finanzpolitisches.

Wo blieb die alte Lebhaftigkeit? Und wenn auch das Publikum wirklich für Transportwerte, Elektrizitätsaktien u. s. w. erwärmt wurde, nachdem die Spekulation genügsam vorgekauft hatte, — ohne Montan- und Bankaktien geht es nun einmal nicht. Diese gelten aber als zu hoch, wie vor allem der Lauracours von ca. 173 bei nur 4 Proz. Dividende beweisen kann. Deshalb hat der vorzügliche Monatsbericht des Stahlwerkverbandes kaum auf die Tendenz gewirkt, trotzdem er sogar ganz unerwarteter Weise von dem günstigen Stande unsres Baugewerbes sprach. Und indem die Deutsch-Luxemburger Bergwerksgesellschaft jetzt ihr Aktienkapital von 50 Millionen auf $63^1/_3$ Millionen bringt, liegt für die Börse nicht der allergeringste Grund vor, an dem Nachahmungsreize dieser Transaktion auch für andre Hüttenwerte zu zweifeln. Denn wo in der wertlichen Montanindustriehütte hätte man mit Plänen und Entschlüßen des Herrn Kryseler etwa nicht zu rechnen, und wo fürchtet man bei Neu-

erwerbungen etwa nicht ein sonstiges Zuvorkommen durch die Konkurrenz? Der Umstand, daß z. B. der Jahresbericht von Gelsenkirchen mit keinem Worte den Erweiterungsprojekt erwähnt, hat sie doch noch keineswegs unwahrscheinlicher gemacht. Natürlich ließen sich Anatolier, Nordd. Lloyd, A. E. G., Siemens-Schuckert erst in die Höhe setzen, als Geld wieder leicht geworden war. Erst dann fand u. A. die Darlegung Glück, daß die große Cunardlinie in Liverpool schon seit Jahren nichts verteile, also auch Nordd. Lloyd bei 104 gar nicht teuer seien. Allerdings erhält die Cunard bei jedem neuen Schnelldampfer eine gewaltige Staatssubvention und anderseits hat unsre Bremer Gesellschaft eine Bilanz hinter sich, die so manches Schwere lieber verschweigt. Die Aktien wurden aber dennoch gekäuft, weil eben Geld wieder billiger geworden war. Vielleicht ist dies schon früher der Fall gewesen, allein in London waren die Resorts für ein Goldshores auf 5 1/2 und 6 Proz. gestiegen. Warum sollten also nicht unsere Banken dieselben Summen, mit denen sie in Berlin nur 3 3/4 Proz. machen konnten, um 1 1/2 Proz höher nach der Stock-Exchange-Verleiher? Erste d. h. sichere Brokler gibt es dort genug, die dann natürlich auch noch einmal 1 Proz. verdienen. Indirekt sind möglicherweise sogar Barsummen von der Preuß. Centralgenossenschaft den gleichen Börsenweg gegangen. Stellt heute doch das Geben und Nehmen von Gold so verschlungene Verhältnisse dar, daß dabei die Angriffe von nah und fern fast ganz aufgehoben erscheinen. So ist es z B. sicher: daß das deutsche Geld, welches der englische Goldsharesmarkt erhält, indirekt wieder Amerika zu Gute kam, d. h den dortigen Ansprüchen Erleichterung verschafft. In der Hauptsache sind überhaupt nur die Eisenbahnfinanzierungen seitens der Newswher Größen, welche die englische Geldsituation momentan beherrschen. Wahrscheinlich kann sich aber London solche neuen höchst ausgedehnten Ansprüche aus hundert geschäftlichen Gründen nur schwer entziehen. sodaß auch der ganze Continent gezwungen wird, auf die Entwicklung dieser Dinge anhaltend zu achten. Der dortige Taumel in Kautschuksshares, die bereits Millionen bisher verspielen, scheint die Politik der Bank von England noch nicht allzu stark zu beeinflußen, anders wie gesagt Amerika! Und Paris allein, d. h. ohne Rückgrat an London kann bei aller noch so großen Abrundung vorläufig noch nicht hinreichend aushelfen. — Bei der schon vorhin erwähnten Steigerung unsrer Elektrizitätsaktien fallen die Anregungen der Wechselteile wohl gar nicht entscheidend ins Gewicht. Denn da wo so große Projekte in die Oeffentlichkeit dringen, wie Ausnützung von Wasserkräften am untern Bach mit 18000 Pferdekräften, oder eine Kraftübertragung aus dem Halle'schen Braunkohlengebiet nach Berlin — gibt es fast regelmäßig eine Antosugestion. Die Realität des Technischen geht dann unversehens in eine Romantik der Spekulation über und der Rest ist jener Coursaufschwung, der noch nicht ein Mal zu zerfallen pflegt, sobald man erkennt, daß die Rechnung nicht stimmt.

* * *

Es gibt auch einen wirtschaftlichen Belagerungszustand, unsere Regierung hat denselben jetzt vergeblich beim Kali-Bergbau angestrebt. Diese Niederlage ist um so empfindlicher, als sich hier zwei innere Mächte auf einem und demselben Interessengebiet freundschaftlich begegnet hatten: — Der Preußische Fiskus und die Kaliinteteressenten. Und als letztere werden nicht etwa die landwirtschaftlichen Verbraucher bezeichnet, sondern merkwürdig genug: die Besitzer und Verkäufer, unter denen unsre Großgrundbesitzer natürlich in der vordersten Linie marschieren. So lag die Sache schon bis so der Lärm gegen Schmidtmann nnd den amerikanischen Trust entstand, infolgedessen man dann vor Coursfeinheiten, Intriguen, Schachzügen und Gegenzügen den wahren Tatbestand nicht mehr zu sehen bekam. Ueber dem Allen schwebte aber bald der schöne Satz von den deutschen Nationalschätzen, die nicht an das Ausland verschleudert werden dürften. In der spannungsvoll erwarteten Generalversammlung von Aschersleben schien die Discontogesellschaft, die ja auch sonst nicht immer klug geleitet wird, dem alten Schmidtmann das Reden untersagt zu haben. Das Geständnis des jungen Schmidtmann jedoch, daß er die Million Dollar Shares des International-Trust ausgerechnet bei der Newsuher-Bank seiner Contrahenten, oder überhaupt drüben

statt in Berlin dezimiert hätte, dieses Geständnis hätte ehemals Disconto-Commandit um 10 Proz. geworfen. Und wenn die Discontogesellschaft indirekt erklärt, reichlich Gegensicherheiten in Bezug auf jene Newyorker Bank in ihren Händen zu haben, eine solche Art von Geschäftsführung wie die zwischen Schmidtmann und seinem amerikanischen Freunde ist und bleibt ein peinlicher Verstoß, — doppelt peinlich weil er sich unter vollster Kenntnisnahme der Discontogesellschaft vollzog. Damit hat übrigens die Welt von den öffentlichen Gegnern Schmidtmanns noch keine bessere Meinung erhalten, als von diesem selbst.

* * *

Ist Deutschland arm? In einer Tarifdebatte sprach der freikonservative Abgeordnete v. Moltke von dem relativ noch armen Deutschland. Natürlich lag dem Redner der bekannte unzulässige Vergleich mit dem alten Reichtum Frankreichs und Englands ganz fern, allein dennoch ist ein solcher Ausdruck wie: arm recht bedenklich. Es hilft nämlich im Auslande unwillkürlich ein Vorurteil befestigen, das von den dortigen Kapitalisten ausgeht und sich also zwischen arm und reich keine Mittelstufe zu denken vermag. In Wirklichkeit kann es gar nicht genug betont werden, daß wir seit mindestens achtzig Jahren, d. h. nach Verwindung jenes Rückganges, den die unselige Napoleonische Epoche heraufbeschworen hatte, wieder ein wohlhabendes Volk sind. Nur unsre gesteigerten Lebensansprüche, die glücklicher Weise auch von den untern Klassen, sowie dem kleinen Mittelstand unaufhörlich erhoben werden, zwingen uns zu einer intensiven industriellen Tätigkeit. Diese erfordert natürlich zunächst mehr Geld, als wir ohne ausländische Kredite für gewöhnlich zur Verfügung haben, woraus dann die schiefen Urteile der Fremden über unsre Baarmittel überhaupt entstehen. In einem einzigen Falle könnte freilich der beständige Fortschritt unsrer wirtschaftlichen Kräfte einen unliebsamen Aufenthalt erleiden. Wenn nämlich für Deutschlands Heer und Flotte die ungeheuren Ausgaben noch lange fortgesetzt werden, das bleibt aber ein Geheimnis unsrer Regierung daß sie nur tropfenweise und durch uns in den Budgetkommissionen ansplaudert.

* * *

Geld auf Gegenseitigkeit scheinen die deutschen Großstädte einander liefern zu wollen. Es handelt sich dabei um den nicht ganz neuen Plan einer Geldvermittlungsstelle für den vorübergehenden Austausch der fügbaren Baarmittel zwischen einer Reihe bedeutender deutscher Stadtverwaltungen. Wie augenscheinlich aber hier der Begriff: Großstadt festgestellt ist geht aus dem Charakter der bereits beigetretenen Städte hervor. Wir finden da Frankfurt a. M. neben Schöneberg, Köln neben Rixdorf, Breslau neben Gelsenkirchen 2c. Da die Einwohnerzahl von 80000 als genügend für die Mitgliedschaft angesehen wird und etwa nicht deren Steuerkraft, so läßt sich vorläufig nur der Nutzen der Schwachen auf Kosten der Starken voraussehen. Das mag sehr menschenfreundlich, aber doch kaum sehr wirtschaftlich sein. Außerdem erscheint die Strömung für den Geldbedarf gewöhnlich ziemlich gleichwertig, sodaß die eine Stadtkasse kaum sehr flüssig ist, wenn die andre sich knapp fühlt. Da diese neue Zentrale mit dem Sitze in Kassel bereits seit dem 1. April eröffnet wurde, so darf man auf den Erfolg schon wißbegierig sein. Auffallend ist nur, daß unter den ersten 38 Städten Berlin noch fehlt.

* * *

Schlummerlied.

(Emanuel von Bodman.)

Max Marschalk, Op. 23 Nº 3.

Mit zartester Empfindung.

Moderato.

Gute Nacht! Gute Nacht!

O schliesse deine schönen Lider, und morgen öffne ich sie wieder!

Sieh, deinem Leben wurde meine Liebe gegeben.

Ped. beim Harmoniewechsel

p molto legato

203

Gu-te Nacht! Gu-te Nacht! Ich lö se dei-ne wir-ren Sträh - nen, und ich zer-drük - ke zwei hel-le - Thrä - nen:

Oh, meinem Le - ben wurde deine Lie - - be ge-ge - - - - ben.

Gu-te Nacht! Gu-te Nacht!

pp molto legato

Ped beim Harmoniewechsel

rallent.

Stich und Druck von C.G. Röder, Leipzig 203 Aufführungsrecht vorbehalten.

Zu unserer Musikbeigabe

Wie so mancher Komponist, so wird auch Max Marschalk, dessen feines, stimmungsvolles und auch in harmonischer Hinsicht anziehendes „Schlummerlied“ für viele unsrer Leser sicherlich eine wertvolle Bekanntschaft werden dürfte, hauptsächlich von der Bühne angelockt. Wenn auch die mancherlei Musikstücke, die er zu den Bühnenwerken seines Schwagers Gerhart Hauptmann („Hanneles Himmelfahrt“, „Die versunkene Glocke“, „Schluck und Jau“, „Und Pippa tanzt“), zu Theaterstücken Sudermanns, zu Maeterlincks „Schwester Beatrix“, zu Gabriele Reuters Märchen „Das böse Prinzeßchen“ geschrieben, sich als wirkungsvoll erwiesen haben, vor allem weil sie den Situationen stets angemessen gehalten sind, so hat er bisher mit seinen Opern doch noch keinen rechten Erfolg. Es waren dies „Phanor und Phanette“ (Text von Emil Strauß), „Lobetanz“ (Text von Otto Julius Bierbaum), „Das Wichtelchen“ (Text von Moritz Heimann) und „Aukassin und Nikolete“. In diesem Opernwerk, das im November 1907 im Stuttgarter Hoftheater aufgeführt wurde, versuchte Marschalk, der nach der bekannten altfranzösischen Sage selbst den Text gedichtet hat, gewissermaßen eine Rückkehr zu dem alten Liederspiel, bediente sich dabei aber außer der Liedform und des gesprochenen Dialogs auch der musikdramatischen Fortführung der Handlung, sowie des Melodrams. Ob diese neue Stilform sich für die Zukunft als brauchbar erweist, läßt sich vorläufig noch nicht absehen. Jedenfalls verdient Marschalks Versuch durchaus Beachtung. In seinem neuesten, noch der Aufführung harrenden Bühnenwerk „Der Held von Oggersheim“ (Text von Emil Strauß) hat er sein Experiment nicht wiederholt.

Viel Anklang haben seine Lieder (u. a „Souper“, „Colombine“, „Waldnacht“) teils infolge ihrer Stimmungsmalerei, teils auch wegen ihres feinen Humors gefunden. Sie sind auch sehr sangbar gehalten und zeichnen sich durch reizvolle, nie überladene Klavierbegleitung aus. Der Instrumentalkomposition scheint Marschalk absichtlich aus dem Wege zu gehn, jedenfalls hat er auf diesem Gebiete bisher nichts veröffentlicht.

Er ist ein Berliner Kind, geboren am 7. April 1863. Erst nachdem er sich jahrelang als Maler betätigt, sogar die Berliner Kunstakademie (von 1882 bis 1885) besucht hatte, wandte er sich der Musik zu, und zwar bildete er sich vornehmlich bei Heinrich Urban († 1902) aus. Dieser, der bekanntlich sehr lange als Kritiker an der Vossischen Zeitung einen bedeutenden Einfluß auf die Berliner Musikverhältnisse ausgeübt hat, veranlaßte ihn, auch zur Feder zu greifen. Besonders durch einige Artikel in der „Zukunft“

wurde Marschalk rasch bekannt. Seit 1894 wirkt er an der Vossischen Zeitung, wo er allmählich an die maßgebende Stelle eingerückt ist. Neuerdings hat er als künstlerischer Berater eines vornehmen Musikverlags viel Gutes gewirkt und auch begonnen, seine Erfahrungen auf dem Gebiete der Gesangskunst andren mitzuteilen.

Prof. Dr. Wilh. Altmann.

* * *

Lockung.

Tiefgolden träumt der Mittag seinen Traum.
Des Himmels blauer Ocean entschlief
Und schweigt sich in mein Herze, das ihn rief,
Das ihn, noch überflutend, faßte kaum.

Das letzte Wolkensegel sank am Saum
Des Horizonts im goldnen Hafen tief
Zur Rast, wo sich die Welle längst verlief
Und lüstcheiß zerrann in lichtem Schaum.

Des blonden Tages loher Scheitel glüht.
Die stolzen Hände greifen eine Krone . . .
In weißen Ketten fesselt ihn das Licht.

Sein Atem lodert: — und die Flamme sticht
Mir süß ins Herz —, daß nah dem Mittag wohne
Ein Glück, das nur in Nächten rot erblüht . . .

Ewald Sylvester.

Lessing-Gesellschaft für Kunst und Wissenschaft. E. V.

Einem vielfach geäußerten Wunsche unsrer Mitglieder konnten wir gern entsprechen, indem wir Dr. Cäsar Flaischlen für eine Vorlesung eigener Arbeiten gewannen. Er gehört nicht zu den Dichtern, die in ihrem Innern eine andre, schönere Welt erbauen und mit dem farbenschillernden Bilde ihrer Phantasie Leser und Hörer herüberziehn aus dem Alltagsleben in das visionär Erträumt-Erlebte. Fest und sicher steht er im Leben der Wirklichkeit, und aus den Ereignissen der Zeit destilliert er einen wertvollen Extrakt an Mahnungen und Lehren, die mit tiefem Ernst das Leben in all seinen Erscheinungen bejahn mit dem wehmütigen Bewußtsein, daß hinter all diesen Daseinsformen ein Gebot des Verzichtens steht, dem wir alle unterworfen sind. „Einen Liederabend" nannte der Vortragende diese Veranstaltung, in der er jene freien Rhythmen zu Gehör brachte, die nicht nach Reim, Versmaß und überraschenden Ausdrücken jagen, sondern die einfachen, sich von selbst darbietenden Sprachformen des Alltags benutzen, um eine Fülle guter und feiner Gedanken zu prägen, wie z. B. das hübsche Wort: „Man soll sich nicht auseinander- — sondern zusammenzanken." Die Idee, daß dem Menschen vom Schicksal das Gleiche gegeben sei, und daß der Unterschied nur in dem bestehe, was der Einzelne aus dieser Gabe mache, kam in einer Reihe dieser Lieder zu bleibendem Ausdruck, und Lösungen tiefernster Fragen wurden in den Blättern des Jost Seyfried-Romans versucht: „Wie ideale Lebenshoffnungen im Verhältnis zu ihrer Erfüllung stehen — wie Mann und Weib sich gegenüberstehn, — ob ein großer Künstler als Mensch klein und minderwertig sein könne." In all diesen Dichtungen offenbarte sich soviel Sehnsucht und Erinnerung, Naturgefühl und ehrliche, echte Erkenntnis des Lebensberufes und -kampfes, daß das dankbare Publikum verständnisvoll und ergriffen dem Dichter folgte und ihm am Schlusse mit reichem Beifall lohnte.

Mit gleich lebhaftem, spontanem Beifall wurde der Vortragenden unsrer letzten Veranstaltung dieses Vereinsjahres, Frau Olga Wohlbrück-Wendland, gedankt. Sie hatte unter den eigenen Werken eine so geschickte Auswahl für ihre Vorlesung getroffen, daß die Vorzüge ihres Talentes zu vollster Geltung kommen. In einer Skizze aus dem russischen Beamtenleben: „Der Platz am Fenster" zeigte sie als feine Beobachterin von Menschen und Dingen, die sie klar und scharf umriß, der erstren knechtische Unterwürfigkeit einerseits und Tyrannei und Ausbeutung andererseits mit Geschick und klugem Verständnis wiedergab und mit leichtem Spott den Beamtenstand mit den Worten des Helden kennzeichnet: „Der Beamte hat dem Vorgesetzten zu dienen, zu gehorchen und zu schweigen. Jawohl, zu schweigen! Das wäre noch schöner, wenn jeder das Maul auftun und seine Meinung sagen würde. Der Beamtenstand ist ein heiliger Stand; auf ihm beruhen die Ordnung und das Bestehen des Staates, Zucht und Sitte und Frömmigkeit. Das wußte ich schon, als ich noch ein kleiner Schreiber war."

Das Anfangskapitel aus dem Roman „Du sollst ein Mann sein!" wurde durch die eindrucksvolle Vortragskunst der Verfasserin zu fast dramatischer Wirkung gebracht. Die so oft unverstandenen Kämpfe einer Kinderseele, unter denen sie sich windet, wie der Erwachsene unter den ihm vom Leben auferlegten zwar größeren und schwereren, aber doch seiner Kraft und Ueberlegung angepaßten, wandten sich an das Gefühl der Hörer, und ein wohltuender Humor umspielte das ausgezeichnet skizzierte Milieu. — Mit einer beißenden Satire auf die Cabaret-Mode der neunziger Jahre: Ein Begräbnis I. Klasse schloß der außergewöhnlich genußreiche Abend. Die Begeisterung fürs Ueberbrettl wurde mit ergötzlicher Ironie gezeichnet und die Zeit persiffliert, die des Landes edelsten Söhnen, denen das Geschick die eigenen Mittel und die einer standesgemäßen Verbindung versagt hatte, die lukrative Ausbeutung des „Tanzüberbeins" gestattete.

Der Vorstand.

Für den gesamten Inhalt verantwortlich: Dr. E. E. Friedegg in Schöneberg — Redakteur der Musikbeigabe: Alex Jadssohn in Berlin. — Druck von Richard Falk, Berlin W. 66, Leipzigerstraße 115-16. — Manuskripte, die wir nicht verlangt haben, senden wir nicht zurück, wenn ihnen nicht das nötige Porto beiliegt.

Franz v. Defregger
Selbstbildnis
1835—1910
Zum Aufsatz von Erich Felder

Nord und Süd

vereint mit Morgen

Deutsche Halbmonatsschrift

Herausgegeben von Dr. Curt Radlauer

Nord und Süd, Zeitschriften-Verlag G.m.b.H. Berlin W. 30, Traunsteinerstr. 3

34. Jahrg. Bd. 133 Heft 406 Zweites Maiheft 1910

Organ der neuen Kunstvereinigung
der Lessing-Gesellschaft
und Lessing-Hochschule zu Berlin.

Ein Minister in seinen Briefen

Unveröffentlichte Korrespondenz des Freiherrn von Roggenbach

Ideale Menschen sind selten Sieger. Unsre Wirklichkeit ist auf Kampfnaturen angelegt, auf Tatmenschen, denen jedes Mittel zur Erreichung des Zweckes genehm ist, zumal wenn mit der Sache auch die eigene Persönlichkeit in den Vordergrund rückt. Sagte man also: Freiherr von Roggenbach war ein idealer Mann, ihm galt nur die Sache, nicht die Person, so begründet man damit zum Teil, warum er keine starke Wirkung ausüben konnte. Jedoch nur zum Teil. Zufällige Umstände trugen mehr dazu bei als seine vornehme Innerlichkeit.

Oft ist die Linie zwischen Gewolltem und Erreichtem, zwischen Erfolg und Mißlingen außerordentlich schmal. Durch die Ungunst einer Minute geht der Welt manches Große verloren. Um eines Haares Breite hätte es sein können! Alle innern Vorbedingungen waren erfüllt, nur der äußere Anlaß fehlte.

Jahrelang stand Freiherr von Roggenbach dem einstmaligen Kronprinzen des Deutschen Reiches freundschaftlich nahe. Er war so fest verwachsen mit den Zukunftsplänen des kommenden Herrschers, daß seine Ideale in unserm Staatswesen schon festen Boden zu berühren glaubten: Die Estrade für sein Wort war gebaut, die Erde für die Samenkörner der Gesittung und Kultur, die er auszustreuen dachte, gelockert, die Saat schien für ihn zu reifen.

In den Jahren der Erwartung schuf er sich unablässig in kleinerm Kreise, auf andern Gebieten Betätigung. Er gehörte nicht zu den Menschen, die verbiestern, auch durchaus nicht zu denen, die ausschließlich schätzen, was für die Allgemeinheit geleistet wird, was Vielen zugute kommt. Ihm wog oft e i n e r Millionen auf. Ich kann ihn selbst aus seinen Briefen sprechen lassen:

„Ich habe mein ganzes Leben hindurch an der mir oft wiederholten Lebensweisheit meines väterlichen Freundes, des Barons Stockmar, fest-

gehalten, der im Alter, nach einem interessanten und großen politischen Aufgaben gewidmeten Leben, stets versicherte, daß das Einzige, was im Leben Wert hat und Befriedigung gibt, der gemütlich erhebende Dienst sei, den man Andern leiste. Ich fand diese Erfahrung eines wirklich Weisen immer bestätigt und habe mit dadurch die tiefe Geringschätzung alles dessen gewonnen, was andern erstrebenswert scheint, was sie mit allen guten und übeln Mitteln erjagen, wie: eine Rolle spielen auf der Schaubühne, Varnity fair, politischer Erfolg, Standbilder in Erz, oder Gnade bei Großen und Kleinen — und dergleichen mehr . . . . . Jeder edle Mensch ist auf dieser kleinen Erde, daß er unabhängig von allen Stürmen des eigenen Innern für Andre lebt und wirkt, solange Kraft in ihm ist."

Und doch sprach hier, ihm unbewußt, edle Resignation. Das Alter war gekommen, die letzte Hoffnung, daß er die Träume seiner Jugend noch erfüllen könnte, war geschwunden. Diese nie vergessenen zähen Träume hatten sich mit einer großen politischen Laufbahn beschäftigt.

Dreiundzwanzigjährig, 1848, schrieb er: „Ich meinerseits will mein Leben daran setzen, nicht instinktmäßig zu führen, sondern bewußt den sichern, erkannten Weg zu gehen . . . ." Und im Jahre 1852: „Ich werde es nicht aufgeben, es als die Aufgabe der in Deutschland lebenden Generation und aller patriotischen Männer anzusehn, daß sie den politischen Zustand des Landes so gestalten, wie es den Forderungen germanischer Freiheit und nationaler Selbständigkeit entspricht."

Die nationale Selbständigkeit durfte er nicht erschaffen, sie schuf ein Stärkerer, dessen Sturmnatur „die Forderungen germanischer Freiheit", die Freiherr von Roggenbach daneben stellte, achtlos beiseite stieß, stoßen *mußte*. Fürst Bismarck duldete seiner Art nach nur Helfer, die sich ihm bedingungslos unterwarfen. Freiherr von Roggenbach aber war ein aufrechter Mann, ein unbeugsamer Charakter. Er stemmte sich seiner innersten Überzeugung nach gegen jeden, auch noch so verschleierten Absolutismus. Sein Sinn für *Freiheit und Gleichheit* ging so weit, daß er einmal zu mir äußerte:

„Fast könnte ich mich für eine Gesellschaftsordnung begeistern, die alle männlichen Kinder mit drei Jahren den Eltern wegnimmt und sie erzieht, ohne daß sie jemals in die Familie zurückkehren. Nur dem absolut Tüchtigsten unter absolut Gleichen soll der Erfolg und die Zukunft gehören. Davon sind wir freilich sehr weit entfernt in unserm Zeitalter, in dem nur das Protektionsunwesen und der Plutokratismus herrschen . . ." Und ein andermal meinte er:

„Die, welche sich auf Protektion verlassen, werden zwar im Staate Preußen ein „großes Tier" — aber menschlich bleiben sie Nieten. Worauf es einzig ankommt, ist, selbst eine Kraft werden, und dazu kann niemand helfen. Das muß jeder schon selbst besorgen. Sonst ist er nichts und wird nie etwas werden."

Mit diesen Gesinnungen, die er zu betätigen wünschte, konnte er, bei aller Anerkennung für Bismarcks Genie, das sich ihm früher als manchem andern in seiner überwältigenden Größe enthüllt hatte, im wesentlichen nicht übereinstimmen. Vor allem nicht in der inneren Politik des Reichs. Trotz einer häßlichen persönlichen Kränkung, die Bismarck Herrn von Roggenbach antat (in der Geffcken-Affaire), verlor er nie den Maßstab in der Beurteilung des großen Mannes. Er wiederholte mir oft:

„Ich habe für Bismarck stets große Sympathie gehabt und war in den meisten Punkten mehr mit ihm einverstanden als viele seiner Freunde. Jedoch sein Mißtrauen, besonders allem gegenüber, was am Hofe vorging, war geradezu lächerlich. Das gab er gelegentlich selbst zu, wenn er seinen Gemütszustand analysierte."

In einem Rückblick, den Freiherr von Roggenbach an seinem 80. Geburtstag tat, schrieb er mir in seiner rührenden Bescheidenheit:

„Ich darf mich nicht beklagen, nachdem das Leben mir wohl mehr gegeben hat als den meisten meiner Zeitgenossen und jedenfalls mehr als ich gesucht und zu finden berechtigt war. So ist auch der Rest, der noch auszukosten bleibt, falls er günstig fällt, ein überschüssig Gut, falls er ungünstig, nicht im Stande, vorempfangenen Segen zu mindern. . . . Sie nennen mein Geschick tragisch . . . . Ich empfinde es nicht so. Im Gegenteil fühle ich dankbar, daß mein Leben von einer ausnehmend wohlwollenden Fee geleitet und ein selten glückliches war. Zunächst habe ich es ganz nach meinen Neigungen gestaltet. Sehr früh, in Jahren, wo die meisten meiner Altersgenossen sich nach vollendetem Studium in untern Spären abzumühn haben, bin ich schon, im Jahre 1848, mitten ins Getriebe der handelnden Kreise getreten und habe von günstiger Stellung Einblicke in dasselbe tun können. Nicht sowohl in Preußen allein, als auch in England und Frankreich. Das war schon mehr, als ein Angehöriger von Klein-Baden ohne offiziellen Charakter, so jung an Jahren erwarten konnte, ohne ganz wunderbare Schicksalsfügung. Ich habe Staatsdienst nie gesucht und schon 1850 den Eintritt in preußische Dienste abgelehnt, ohne daß ich es je bereut habe . . . Jetzt schweigt man am besten still. Meine Empfindung, mein Urteil liegt so weit ab von den

bewegenden Stimmungen der gegenwärtigen Generation. Gewiß hat diese das Recht, zu sein und zu fühlen, wie sie es tut, und noch viel gewisser wird ihr die Zukunft gehören, bis auch für sie der Ruf ihrer Epigonen erschallt: „Fort von der Bildfläche, ihr antiquierten Gestalten."

In jungen Jahren verdiente Freiherr von Roggenbach sich bereits seine Sporen als Staatsmann. 1861 bis 1866 war er der leitende Minister Badens. Ihm verdankt seine Heimat den Namen „Muster-Ländle". Er verließ seinen Posten, da er sich zu weit für die Sache des Augustenburgers verpflichtet hatte. Die Bismarcksche Lösung der Herzogtümer-Frage entsprach im Grunde Roggenbachs Auffassung, wie alles, was das Einigungswerk förderte. War doch sein Sehnen von Jugend auf gerade die Neugestaltung Deutschlands unter Preußens Leitung mit Ausschluß Österreichs gewesen!

Wer immer ihm näher trat, wurde vom Zauber seiner Persönlichkeit ergriffen. „Hoch" und „niedrig" gab es für ihn nicht. Daher waren auch Menschen aus den verschiedensten Kreisen seine Freunde.

Roggenbachs äußere Erscheinung entsprach seiner innern Vornehmheit. Die große schlanke Gestalt, weit über das Durchschnittsmaß gewachsen, trug das Gepräge der Kraft und Gesundheit. In dem edel geformten Haupt mit dem üppigen, bis zum letzten Tage vollen Haar, blitzten blaue Augen voll überlegenen Humors. Er blieb sich immer gleich. Frühzeitig war dieser Mann geworden und vollendet — trotz des endlosen Wissensdranges, der ihn noch beseelte, als er im 80. Lebensjahre schrieb:

„Ich finde 48 Stunden Tageslänge (anstatt 24) noch zu kurz, um nur einigermaßen nachzukommen dem, was nicht nur wissenswert, sondern wissens*notwendig* ist . . . ."

Das Kriegsjahr 1870/71 verlebte Roggenbach im Hauptquartier des Kronprinzen.

Roggenbach ward 1871 die Begründung der neuen deutschen Universität Straßburg übertragen. Hier hoffte er, der unbeirrbar freien Forschung auf allen Gebieten ein ernstes Emporium zu errichten. Als es ihm nicht gelang, seines Geistes Hauch durch die Statuten der neuen Schöpfung wehn zu lassen, als Straßburg nur zu „einer Universität mehr" in deutschen Gauen gestempelt wurde, zog sich Roggenbach sofort von der Leitung zurück. Er hatte mehr als ein Heim, das ihn erwartete. Neben Schloß Ehnerfahrnau war es Segenhaus, wo er seines Goethe Lebensweisheit praktisch betätigen konnte: „In der Gegenwart leben, heißt, eines der berufensten Welträtsel lösen."

Roggenbachs Familie war seit dem 14. Jahrhundert im südlichen Baden begütert. „Das eigentliche Familienhaus", schrieb er mir, „stand im Städtchen Schopfheim. „Ehnerfahrnau" war dieses zweite Heim seit dem Mittelalter genannt, wohl weil es „gegenüber" von Fahrnau, auf der rechten Flußseite der von dem allemannischen Dichter Hebel besungenen „Wiese" liegt. Die Familie war durch Reformation, Schwedenkrieg und französische Revolution vielfach umhergeworfen worden. Sie emigrierte nach ihren im Bistum Basel überrheinisch gelegenen Gütern, dann wieder zurück, in ewigem Wechsel des Wohnsitzes. So machte auch dieses Haus die Wandlungen der Zeiten mit. Als sich mein Vater Ende der dreißiger Jahre aus dem Militärdienst zurückzog, suchte er einen Sommeraufenthalt zu gründen. Dazu war das Stadthaus ungeeignet. Er kaufte das hiesige Hofgut, das ursprünglich eine Propstei der Abtei St. Blasien gewesen und nach der Sekularisation in der Reformationszeit in verschiedene Hände geraten war. Ein vorhandener Stein sagt, daß Teile davon 1405 erbaut wurden. Meine Eltern ließen es für ihren Zweck renovieren, und ich fügte für mein Bedürfnis noch einiges an, um Bücher und Bilder unterbringen zu können. Wenn es für mich reichlich groß genug ist, bleibt es doch noch immer ein anspruchsloses Haus. Es hat keine Nachbarschaft, nur Wald und Wiesen. Alle Menschenwohnungen sind jenseits des Flusses auf zehn Minuten Entfernung im gebirgigen Talkessel. Der Turm und die beiden unteren Stockwerke sind alt — jedoch ohne jeden Spuk!" —

Ein zweites Heim war dem Unvermählten Segenhaus, der Witwensitz der Fürstin-Mutter Marie zu Wied, der großen Menschenfreundin, die der selbstlosen Hingabe dieses Mannns völlig wert war. Gemeinsam war beiden eine Lebensauffassung, die Freiherr von Roggenbach einmal mit den Worten kennzeichnete: „ Die Aufgabe jedes Menschen ist es, nicht sowohl für sich und sein Behagen zu leben, als andern so viel hilfreich und fördernd zu sein, wie es möglich ist. Der ernste Mensch weiß, daß seine Aufgabe in der Nächstenliebe ruht, und daß das eigene Leben nur deshalb und dann wertvoll ist, wenn es Andern durch irgend welche Leistungen nützlich wird, seien es nun große oder winzig kleine . . ."

So betätigte Roggenbach im persönlichen Leben dieselbe Selbstentäußerung, die seine öffentliche Laufbahn verlangt hatte. Es war die nämliche Tragik des Schicksals: ihm wurde das Höchste versagt. Die einzige Frau, deren Wesen sich mit dem seinen ergänzte, konnte nicht seine Gattin werden. Keine Häuslichkeit, keine Nachkommenschaft erblühte dem für Familienglück Empfänglichen.

Stets wies er mein Bedauern über sein karges Los milde zurück: „Auch meine Beziehungen zur Wiedschen Familie kann ich nur als eine ungesuchte, glückliche Wendung meines Lebens empfinden. Sie begannen bei meiner Begegnung mit dem Fürsten Hermann auf dem Reichstage in Erfurt 1850 und haben nie aufgehört, wenn sie auch oft lange unterbrochen wurden, z. B. die fünf Jahre, in denen eine Art Ehrenverpflichtung mich wider Neigung und Wunsch zum Eintritt in badische Dienste nötigte, von 1861—66. Während dieser Zeit starb Fürst Hermann in Baden, und als er auf dem Totenbett lag, versprach ich ihm noch einmal, seine Witwe nicht zu verlassen. Er sah ihre schwierige Lage sehr genau voraus. Ich habe dann während 40 Jahren der Fürstin, die ich wegen ihrer seltsamen Eigenschaften hoch verehrte, eine stete Stütze sein können. Das ist kein tragisches Geschick, sondern ein seltenes Glück, für das ich stets dankbar sein muß. Ich habe schließlich auch das günstige Geschick gehabt, daß die Fürstin vor mir sterben durfte, nicht umgekehrt, daß sie nicht einsam, hülflos und verlassen zurückbleiben mußte, was ihr sehr schwer gewesen wäre, nachdem sie an mein teilnehmendes, stützendes Miterleben gewohnt war. Ich wundere mich gar nicht, wenn man das Verhältnis, in dem ich zur Fürstin stand, abnorm findet. Das war es auch. Ja ich selbst suche nach einem Analogon. Ihre Persönlichkeit allein erklärt alles. Wer sie kannte, wunderte sich nicht. Ich war ihr in ihrem arbeitsvollen schweren Leben behülflich, ohne je Einfluß anzustreben oder zu haben. Bis zuletzt blieb sie so, wie Sie sie aus den Niederschriften ihrer Jugendjahre kennen gelernt haben:*) stets an sich arbeitend, stets jede Regung des Herzens und der Gedanken am Maßstabe der Pflicht gegen Andre messend. In ihrer Natur lag völlige Selbstvergessenheit, Hingabe an die sittliche und geistige Förderung ihrer Umgebung. Als ich der Familie näher trat (Ende der fünfziger Jahre) ging die Fürstin in der Sorge für ihre zahlreichen Patienten und in der Pflege für ihr armes Kind und den stetig leidender werdenden Fürsten auf. Erst später, nach meiner Karlsruher Episode (1860—1866), den Phasen des Zollparlaments, der Straßburger Universitätszeit und des Reichstagsmandats (von 1871—74) war mir ein mehr stetiger Aufenthalt in Segenhaus ermöglicht. Freilich auch dann noch mit langen Unterbrechungen.

Ich habe auch nicht, wie Sie glauben, auf die Entwicklung der Fürstin eingewirkt, denn ich fand sie als fertig abgeschlossenen, zielbewußten Charakter vor, mit festen Grundsätzen, Lebensanschauungen und Lebensidealen. So

*) Das Material für mein Buch: „Marie Fürstin-Mutter zu Wied, Prinzessin von Nauen", Leipzig 1905 bei Haberland, verdanke ich Roggenbach.

in der Führung ihres äußeren Lebens, im täglichen Tun und Lassen wie im Wichtigeren.

Ich habe stets nur von ihr gelernt, von dem ersten Tage meiner Begegnung mit ihr — bis zum Sterben. Leichter und erträglicher habe ich ihr das Leben zu machen gesucht, indem ich ihr vieles abnahm, alles mit ihr teilte, was ihre Leistungsfähigkeit erhöhte. Doch in keiner Weise war damit eine Beeinflussung verbunden, die mir geradezu eine Versündigung, eine Art Sakrilegium geschienen hätte." —

Nach alter Germanen-Art sah Freiherr v. Roggenbach in der Frau eine höhere Abart des Menschen: „Ein Weib ist immer besser als ein Mann, weil unbewußter."

Vom Jahre 1874 bis zu seinem 1907 erfolgten Tode, der ihn in voller geistiger und körperlicher Rüstigkeit traf, ist Roggenbach nicht mehr in die Öffentlichkeit getreten. Wenn die bei Kaiser Friedrichs Regierungsantritt erlassenen Proklamationen auch seines Geistes waren, das Publikum erfuhr es erst später. Fürst Bismarcks Zorn entlud sich 1888 gegen Geheimrat Geffcken. Eine Haussuchung fand bei Freiherrn von Roggenbach statt. Er schrieb mir 1903 aus Ehnerfahrnau darüber mit seinem unverwüstlichen Humor:

„Seit eines schönen Tages der selige Bismarck in dem törichten Verdacht, er könne etwaige, Geffcken belastende Beweise bei mir finden, in meiner Abwesenheit durch einen Schlosser hier meinen Schreibtisch aufbrechen ließ, bin ich darin bestärkt worden, keine empfangenen Briefe aufzuheben. . . . So besitze ich auch keinen einzigen Brief der Fürstin. Die letzten, die ich hier empfing, ehe ich, wie alljährlich zu Weihnachten nach Segenhaus ging, verbrannte ich vor meiner Abreise 1899. Dann kam 1900 der erste Schlaganfall, und ich blieb da, bis zum Ende. Nicht einmal einen einzigen Brief von ihr mehr. . . ."

Während der 99 Tage der Regierung Kaiser Friedrichs war Freiherr von Roggenbach zum letzten Mal in Berlin. Das Kaiserpaar hatte ihn berufen.

Seine Hoffnungen auf eigne Wirksamkeit im Staat waren nun tief in die Erde versenkt. Doch er nahm nach wie vor lebhaften Anteil an jeder Aeußerung des öffentlichen Geistes, an jeder Regung des Volkswillens. Auch nachdem ihm 1902 die edle Freundin, die Genossin seines Seelenlebens, entrissen worden. Mehr als zwei Jahre hatte er in Treue stündlich ihr Leiden erleichtert, sie keinen Augenblick verlassen.

Nach ihrem Tode kehrte er nie wieder nach dem Rhein zurück. Bei seinem Abschied hinterließ er, ohne sich zu nennen, den von der Fürstin

begründeten Anstalten ein bedeutendes Kapital, aus dessen Zinsen alljährliche Pilgerfahrten zur Ruhestätte der hohen Frau, inmitten von Waldesgrün, zum fröhlichen Gedächtnis unternommen werden sollen.

Er zog für den Winter in ein Familienhaus in Freiburg i. B., im Sommer war er in Ehnerfahrnau. Und geistig war er mitten im Leben. „Aus verhängter Parterreloge" — schrieb er — „die Akteure auf der Bühne zu beobachten, wie sie selbst gefällig dahin schreiten auf hohen Kothurnen und Reden halten, die sie für geistreich und welterschütternd halten, wie sie die scharfgeschliffenen Schwerter theatralisch schwingen, das hat auch seinen Reiz . . . Freilich stellt sich auf das plaudite, das uns vernehmlich zugerufen und erwartet wird, leider oft ein herz- und nierenerschütterndes Gelächter ein."

Aber er verzweifelte nie an der Zukunft. Einmal meinte er: „Das schlimmste ist das in Deutschland so virtuos betriebene Totschweigen, das mit der vielverbreiteten Charakterlosigkeit zusammenhängt und mit der Gewohnheit, ohne eignes Urteil bloß dem Herdentrieb zu folgen . . . Wir haben unsre Hoffnungen auf die künftige Generation gesetzt. „Noch am Grabe pflanzt er die Hoffnung auf." Zur Zeit sind wir kein Kulturvolk. Den herrschenden Ideen nach eher das Gegenteil. Seit der Größenwahn der inhaerenten Brutalität des deutschen Nationalcharakters zum Durchbruch geholfen und die angeborene Servilität und das Lakaientum ausgelöst hat . . .

Mit dem Bebrüten von Windeiern sollte ein ernstes Volk wie das deutsche sich nicht abgeben. Oder sind am Ende die modernsten Deutschen nicht ernst zu nehmen? Ich glaube, die alte Welt geht nach ewigen großen Gesetzen, nicht nach den Rezepten von Kurpfuschern . . . Ich habe den ganzen Vormittag Obstbäume gesetzt, deren Früchte ich nicht mehr genießen werde. Dies beweist, daß ich mit nahezu 80 Jahren noch derselbe Tor geblieben, der ich von jeher war und der den einzig wahren Lohn eines lobenswerten Lebens in der innerlichen Vollwertigkeit dessen erkannte, was geschaffen wurde. So fehlen die befriedigenden Freuden nie, wer auch die Ernte einheimst . . . Ich weiß nun sehr wohl, daß in neuester Zeit die Sitte eingerissen ist, kaum daß zwei Augen sich geschlossen haben, die ganze Hinterlassenschaft an Briefschaften für vogelfrei zu erklären und den literarischen Strandpiraten als Beute auszuliefern, unter der Flagge, solche seien dem historischen Gemeinbesitz verfallen. Die notwendige Wirkung dieser Unsitte wird sein, daß das freie Sichgehenlassen, der Hauptreiz des Briefes, überhaupt aufhören muß und nur noch gemachte Briefe auf den Markt kommen, die die Lüge unsers derzeitigen gesellschaftlichen

Lebens um eine weitere vermehren. Wo eine Korrespondenz öffentliche, wissenschaftliche und künstlerische Gebiete umfaßt, mag eine Ausnahme zulässig sein. Aber die neuesten Veröffentlichungen haben vielfach die Grenze des Znlässigen überschritten . . . Ich habe nun auch die Hohenlohe-Memoiren durchgelesen und habe nichts in ihnen gefunden, was nicht der mitlebenden politischen Welt bekannt war. Mit den wenigen Ausnahmen gelegentlicher Bismarckscher Ergüsse über auswärtige Beziehungen. Bismarck war dergestalt unter der Herrschaft seiner Stimmung von Haß und Liebe gegen einzelne Personen, insbesondere auch der Menschen, mit denen er gerade sprach, daß er im Stande war, an ein und demselben Tage die sich widersprechendsten Orakelsprüche abzugeben" . . .

Als ich ihn bat, seine Erinnerungen niederzuschreiben, erwiderte er:

Sie haben über meine „Schreibgewandtheit" gesprochen. Ich bin mir nur allzusehr bewußt, wie mir gerade diese Gabe so ganz versagt ist. In mündlicher wie in schriftlicher Wiedergabe der Gedanken bin ich absolut unbeholfen. Dies ist die natürliche Folge meiner kritischen und skeptischen Veranlagung. Ich fühle in jedem Ausdruck das Unzutreffende, ja in jedem Gedanken, der den Ausdruck sucht, das Falsche. Wie kann daraus ein leichter, fließender Stil entstehen? „Hier stock ich schon, wer hilft mir weiter fort?" ist meine Devise, wie sie die des guten Doktor Faust war, ehe er sein Lebensexperiment unternahm. Also für jede Schriftstellerei bin ich verdorben. Vollends für Memoiren. Aus dem guten Grund, weil ich wohl manches erlebt und beobachtet habe, jedoch nur Weniges durch dessen Kenntnis der Welt genützt würde. Die Selbsttäuschung, dies Wenige für wichtig zu halten, habe ich nie besessen. Die Berliner Reptilien wissen alles ohnedies besser, und man täte Unrecht, ihnen den Spaß zu verderben . . ." Und sein Glaube? Er entgegnete mir: . . . S i e glauben zu wissen von der Pflanze (mit der Sie sich vergleichen) und von der ganzen geschaffenen, entstandenen Welt, daß sie aus dem Nichts entstanden und in das Nichts zurückfällt. Das alles weiß i c h n i c h t. Weder wie das Werden ward, noch wie das Vergehen sein wird. Mehr noch: Ich will es auch gar nicht wissen. Nur eins ist gewiß, daß es nicht das „Nichts" sein wird. Alles, was vor dem „Werde" war, mit dem die unendliche Vielheit des Seins entstand und fortwährend entsteht, wird auch nachher sein. Das ist aber nicht das ruhende „Nichts", sondern das ewig Leben Schaffende. Indem Sie gegen die materialistische Auffassung sich auflehnen und gegen die, welche sich die Kraft alles Seins als alten Mann mit dem weißen Bart aus der Firma „Gott & Co." vorstellen, können Sie unmöglich zu dem ganz unwissenschaftlichen Resultat

kommen, nur dem Zufall in willkürlicher Ordnung der Atomenelemente die Leitung der Weltenwerkstatt zuzuweisen. Der „Zufall" in dieser Denkformel muß aufgelöst werden. Mit dem X ist es nicht getan für philosophisches Denken, und weder mit dem Zufall noch mit der Verlegenheitsformel des „Nichts" ist geholfen. Im Gegenteil, dies bedeutet eine logische Bankrott-Erklärung, die doch nicht menschenwürdig wäre . . . Ich glaube an eine „Seele", wenn auch Virchow meint, bei tausend Sektionen habe er keine gefunden.

Freiherr von Roggenbach bedauerte es nicht, daß es ihm verwehrt worden, Einfluß auf unser Staatswesen anszuüben, wenn er auch schrieb: „Es ist wehmütig, zu konstatieren, wie ganzen Geschlechtern das moralische Rückgrat gebrochen ist. Und wie natürlich ist da Ihr Gefühl der Vereinsamung . . . Ich bin mein Lebelang ein Einschichtler gewesen, fahre fort, der alte verschlissene Wanderer zu sein, und so werde ich auch der Grube entgegengehn . . ."

Was er jedoch nicht bedauerte, werden Viele nie aufhören, zu beklagen: daß dieses Mannes hohes Wollen und Können der Allgemeinheit verloren ging. Mite Kremnitz.

Geheimer Oberbaurat Launer

Vortragender Rat im Königl. Ministerium für öffentliche Arbeiten:

Der Umbau des Königlichen Opernhauses in Berlin

Das Königliche Opernhaus wurde in den ersten Regierungsjahren Friedrichs des Großen von 1740—1742 von G. W. von Knobelsdorf errichtet, und zwar zunächst als ein prächtiger Saalbau zur Veranstaltung von Hoffesten, bei denen auch kleinere italienische Opern aufgeführt wurden.

Der Bau ist äußerlich wenig verändert auf unsre Tage gekommen; nur die Freitreppen der Seitenfronten haben den spätern Ausbauten weichen müssen. Der Zuschauerraum hatte vom Anfang an die elliptische Form und zeichnete sich durch eine gute Akustik aus. Das Proszenium war noch ohne Logen und setzte seine Säulen-Architektur auf der Bühne fort, die noch keinen Schnürboden hatte.

Im Jahre 1787 ließ Friedrich Wilhelm der II. das Haus durch C. G. Langhans den Älteren, dem Berlin auch das Brandenburger Tor verdankt, zur Hofoper umbaun. Hierbei erhielt der Zuschauerraum ein schönes Proszenium und eine große Hofloge.

Nach der Feuersbrunst in der Nacht vom 18. zum 19. August 1843 fand die Wiederherstellung durch C. F. Langhans den Jüngern statt, wodurch der Zuschauerraum und der „Apollosaal" an der Lindenfront, dieser in Anlehnung an seine ursprüngliche Formensprache, ihre heutige Gestalt erhielten. Zur Verbesserung des Betriebes wurden die Vorbauten an den Seiten mit schmalen, innern Treppenhäusern aufgeführt, und im Jahre 1869 wurde durch denselben Architekten der südliche Anbau an das Garderobenhaus errichtet.

Der große Wiener Ringtheaterbrand im Jahre 1882, der zu einer gründlichen Untersuchung aller Berliner Theatergebäude führte, ergab, daß auch das Königliche Opernhaus den Forderungen nach Feuersicherheit und rascher Entleerungsfähigkeit bei weitem nicht entsprach.

Nachdem dann auf Grund der neuen Theaterbauordnung vom Jahre 1889 die bedenklichsten Mängel abgestellt waren, entstanden 1891 bereits Entwürfe zu einem Neubau, die jedoch bei der ungünstigen Finanzlage einstweilen zurückgestellt wurden.

Da fand Ende des Jahres 1903 die Katastrophe im Iroquois-Theater in Chikago statt, und auf allerhöchsten Befehl wurde das Opernhaus geschlossen. Mit der Untersuchung und Verbesserung des Gebäudes wurde ein aus Vertretern der beteiligten Ministerien gebildeter Ausschuß betraut, der sich zu dem auf wenige Jahre berechneten Notbehelf entschloß, Sicherheitswege für die im Hause befindlichen Personen durch Anfügung äußerer, eiserner Galerien und Treppen zu schaffen. Man war sich klar darüber, daß bisher allein die umsichtige Bühnenleitung, die gute Disziplin der Bühnenangestellten und der mit besonderer Sorgfalt geübte Überwachungsdienst der Feuerwehr Unglücksfälle verhütet hatten und daß befriedigende Zustände nur von einem Neubau zu erwarten wären. Das kann weiter nicht Wunder nehmen, wenn man bedenkt, daß das Gebäude, das ursprünglich für Festlichkeiten und Aufführungen mit beschränkter Personenzahl bestimmt war, sich zu einem großen Opernhaus mit 1500 Zuschauern und dem umfangreichen szenischen Apparat Meyerbeerscher und Wagnerscher Opern entwickelt hat.

Die 6 Jahre, die seit den letzten Sicherheitsmaßregeln vergangen sind, haben bei fortschreitender Abnützung des Gebäudes und seiner Einrichtungen die bedenkichen Zustände besonders im Bühnenhause so verschärft, daß alle beteiligten Behörden zu der Überzeugung gelangt sind: der Zustand des Bühnenhauses schließt seine weitere Benutzung aus.

Um nun die Vorstellungen des Königlichen Opernhauses bis zur Errichtung eines Neubaues weiterzuführen, würden sich drei Möglichkeiten bieten. Zunächst käme die Mietung eines andern Theaters in Berlin in Frage. Gegen diesen Gedanken spricht aber die ungünstige Lage der wenigen in Betracht kommenden Gebäude, die durch verminderten Besuch erhebliche Ausfälle an Einnahmen herbeiführen würde, während große Aufwendungen teils durch die Miete, teils durch bühnentechnische Einrichtungen notwendig würden. Das Krollsche Theater muß hier ausscheiden, da an seiner Stelle das neue Opernhaus errichtet werden soll. Zweitens bliebe die Errichtung eines Interimstheaters zu erwägen. Abgesehn von der Platzfrage ist aber auch dieser Plan aus dem Grunde nicht weiter verfolgt worden, weil die Errichtung eines interimistischen Baus eine zu lange Zeit und einen Kostenaufwand von mehr als $1^1/_2$ Millionen Mark erfordern würde. Als

Edouard Manet

Die Erschießung des Kaisers Maximilian

Zu unserm Aufsatz „Berliner Kunstfrühling“

finanziell und betriebstechnisch bester Ausweg ist der vorübergehende Umbau des Bühnenhauses im alten Opernhause gewählt worden; er gestattet nach kurzer Zwischenzeit die Fortführung der Vorstellungen am gewohnten Platz bis zur Übersiedlung in den Neubau.

Demgemäß sind in einem Nachtrag zum Staatshaushaltsetat für das Etatsjahr die Mittel zum Umbau des Bühnenhauses gefordert worden. Dieser Umbau soll die hauptsächlichsten Mißstände, die durch alle bisherigen An- und Umbauten nicht beseitigt werden konnten, wenigstens soweit mildern, daß ein gesicherter Betrieb des Theaters auf einen Zeitraum von 8—10 Jahren gewährleistet werden kann.

Am bedenklichsten sind jetzt die mangelhaften Ausgangsverhältnisse der Bühne, die seitlich bis an die Außenwände heranreicht und bei der vorhandenen bühnentechnischen Einrichtung hier keine Ausgänge haben kann. Die Bühnenarbeiter müssen sich wegen des Mangels an andern geeigneten Räumen in den engen Fensternischen zwischen Versatzstücken und Dekorationen zusammendrängen. Bei dem Fehlen von umlaufenden Fluren und Bühnenerweiterungen sind die bei großen Opern mitwirkenden 400—500 Personen während der Darstellung auf die engen Gassen zwischen den Kulissen und Hinterhängern und bei der Entleerung der Bühne allein auf den mittelsten Ausgang nach der Rückseite des Hauses angewiesen, der gleichzeitig für die Einbringung der Dekorationen, Versatzstücke, Pferde usw. dient und außerdem die Verbindung mit den Garderobenräumen in 5 Geschossen herstellt. An diesen Zuständen trägt auch die geringe Höhe des Bühnenhauses Schuld, die ein glattes Aufziehn der Dekorationen nicht gestattet, vielmehr durch besondere Zugvorrichtungen ein gleichzeitiges Raffen und Zusammenfalten notwendig macht. Eine Erhöhung des Daches hat da wenig geholfen. Die große Zahl der Züge bedeckt die Seitenwände der Bühne und macht hier die Herstellung von Ausgängen unmöglich; außerdem entsteht durch die gerafften Leinwandmassen ein deckenartiger Abschluß über dem Bühnenraum, der im Falle eines Brandes den Abzug des Rauches nach den hierzu bestimmten Öffnungen des Daches verhindert und ihn zum Eindringen in das Zuschauerhaus zwingt.

Der vor bald 30 Jahren beschaffte eiserne Vorhang, der wichtigste Schutz für die Zuschauer beim Ausbrechen eines Bühnenbrandes, ist nicht nur in seiner Konstruktion veraltet, sondern findet auch in der schwachen Bühnenhauswand infolge Schwankungen bei seiner Bewegung keine sichere Führung, sodaß ein Festklemmen beim Herablassen wiederholt vorgekommen ist.

Die vor 23 Jahren angelegte elektrische Beleuchtung ist veraltet und entspricht nicht den Sicherheitsvorschriften des Verbandes Deutscher Elektrotechniker; die Leitungen sind vielfach nur umklöppelt und in Holzleisten verlegt, sodaß Kurzschlüsse mit austretenden Feuergarben nicht zu den Seltenheiten gehören.

Zwei über dem Proszenium liegende Dachbinder sind schadhaft; der eine ist in der Mitte gebrochen, der andre durch Wurmfraß geschwächt.

Außerdem sind die zu den Ankleideräumen der Darsteller führenden Treppen nach ihrer Lage im Innern des Gebäudes und nach ihrer nicht feuersichern Bauart als Rückzugswege im Falle der Gefahr ganz ungeeignet.

Aus diesen Gründen hat der Umbau des Bühnenhauses und die Schaffung eines den polizeilichen Mindestanforderungen entsprechenden Zustandes in Aussicht genomen werden müssen. Hierbei kommen namentlich in Frage:

1) die Schaffung ausreichender Ausgänge mit seitlichen Anbauten für Flure und Treppen,
2) die Erhöhung des Bühnenraumes zur Herstellung eines den Forderungen der Sicherheit entsprechenden Schnürbodens mit eisernem Dachstuhl darüber,
3) die Erneuerung der elektrischen Anlage nach den Forderungen der Gegenwart,
4) die Herstellung einer sichern Trennungswand zwischen Bühnen- und Zuschauerraum und die Erneuerung des eisernen Vorhangs,
5) die Sicherung der oben erwähnten Dachbinder,
6) der Ersatz der nach den Ankleideräumen führenden Treppen durch feuersichere.

Die durch die Erhöhung des Bühnenraumes und seine seitlichen Anbauten eintretende Änderung der äußern Erscheinung des Gebäudes muß ertragen werden, weil es sich nur um einen vorübergehenden Zustand handelt. Es ist darauf Bedacht genommen worden, daß der Aufbau bei Zurückversetzung in den ursprünglichen Zustand und Wiederbenutzung des Hauses als Konzert- und Repräsentationssaal in einfacher Weise wieder entfernt und die Herstellung des Daches auf dem bisherigen Hauptgesims erfolgen kann.

Die Gesamtkosten des in der Zeit vom 1. Mai bis zum 1. November d. Js. auszuführenden Umbaus sind rund auf 900000 Mark veranschlagt worden; die Ausführung soll durch Organe der Staatsbauverwaltung erfolgen.

Gottfried Keller:
Lied an das deutsche Volk
Ein unbekanntes Gedicht

Mitgeteilt von Dr. Paul Meintel (Zürich).

Im Mai 1840 überschritt Gottfried Keller, ein Zwanzigjähriger, zum erstenmal die Grenzen seiner Heimat und wandte sich nach Deutschland. Nachdem sein Genius ihm den Ausweg geschaffen, Maler zu werden, war für ihn die Richtung zur Kunst eingeschlagen. Er wählte München als Stätte seiner Ausbildung. Damit folgte er nicht etwa dem Zufall, sondern der Stimme seines Innern, die ihm gebot, deutsches Wesen, deutsche Kultur und Kunst in sich aufzunehmen. Die Begeisterung des jungen Keller für Deutschland, seine Neigung und sein Gefühl der Zugehörigkeit zum deutschen Volke leuchtet uns am stärksten aus der ersten Fassung seines „Grünen Heinrich" entgegen. Der grüne Heinrich, der sich frohgemut auf die Wanderschaft nach Deutschland begibt, „hatte nur mit Vorliebe und empfänglichem Gemüt das Bild in sich aufgenommen, das Deutschland durch seine Schriftsteller von sich verfertigen ließ und über die Grenzen sandte. Das nüchterne, praktische Treiben seiner Landsleute hielt er für Erkaltung und Ausartung des Stammes und hoffte, jenseits des Rheins die ursprüngliche Glut und Tiefe germanischen Lebens noch zu finden." Als er seinen Fuß auf deutschen Boden setzte, war ihm, als träte er in einen großen, alten Zaubergarten, in dem er „als ein willkommener Wanderer köstliche Schätze holen und wieder in seine Berge zurücktragen dürfe." Eine deutsche Kunststadt war das Ziel Kellers und des grünen Heinrich; denn „er schwärmte nur für deutsche Kunst, von welcher er allerlei Wundersames erzählen hörte, und verachtete alles andre." Dritthalb Jahre weilte Keller in München; „ohne etwas geworden zu sein", wie er selbst von sich gesteht, trat er im November 1842 den Heimweg an. Arm und aussichtslos, durch mehrfaches Unglück geknickt, kam er zu seinem sehnenden Mütterchen nach Zürich zurück. Aber trotz

der unsäglichen Leiden und Entbehrungen, die ihm die Münchner Tage gebracht, war seine Liebe zu Deutschland und zum deutschen Volke nicht erkaltet. Deutschland war und blieb sein „zweites Heimatland", das „Land der Sehnsucht." So begreifen wir, wenn Keller sechs Jahre später, als er daran dachte, seiner lückenhaften wissenschaftlichen Ausbildung aufzuhelfen, daß er sich nicht den Orient, sondern wieder sein liebes Deutschland, „wo Tüchtigkeit, Kraft und Licht ist", als Reiseziel erwählte.

Seine Studienzeit änderte nichts an diesem Verhältnis. So erklärt es sich, daß er, in die Heimat zurückgekehrt, immer noch warmen Anteil an Wohl und Weh seines Nachbarvolkes nahm. Mit gespanntem Interesse verfolgte er die politischen Strömungen der Vierziger Jahre, der Zeit, wo sich der Geist der Freiheit in mächtigen Wogen über Deutschland ergoß. Naturgemäß mußte sich diese Teilnahme in seiner lyrischen Produktion wiederspiegeln. Keller fand seine Vorbilder in den politischen Dichtungen eines Herwegh, Freiligrath und Anastasius Grün. Eigentümlich ist dabei sein Bemühn, bei aller Begeisterung für Deutschland Schweizer zu bleiben. In mehreren Gedichten äußert sich dieses Streben, so auch in dem bekannten „Gegenüber":

„Wohl mir, daß ich dich endlich fand,
Du stiller Ort am alten Rhein,
Wo ungestört und ungekannt,
Ich Schweizer darf und Deutscher sein."

Wie der Dichter Schweizer und Deutscher zugleich sein will, darüber gibt er sich in dem Gedichte „Mein Lied an das deutsche Volk" Rechenschaft. Diese bisher nicht veröffentlichte Dichtung findet sich in einem Skizzenbuch Kellers (Stadtbibliothek Zürich), das neben tagebuchartigen Notizen Zeichnungen und Gedichtentwürfe in buntem Wechsel enthält. Sie trägt das Datum 10. Februar 1844 und lautet:

Mein Lied an das deutsche Volk

Vernimm den Gruß von meiner Berge Schloß,
Geliebtes Nachbarvolk, o deutsches Volk!
O deutsches Volk, so kindlich, doch so groß!
Ein Maienhimmel, eine Donnerwolk'!
O möchte mir ein einfach Lied gelingen,
Es klingt so rauh, im hohen Felsensaal!
Doch, send' ich's dir auf leichten Lenzesschwingen,
Vielleicht steigt milder es zu dir ins Tal.

Wie oft, wenn ich am jungen Rheine saß,
Und mit der Seele folgte seinem Lauf,
Geschah's, daß ich die Heimat hier vergaß
Und ihrer Urgebirge Riesenknauf.
Schmolz hin vor meines Herzens heißem Sehnen,
Ich sah entzückt ins ebne Land hinaus,
In's Land der Sagen und der Liebestränen,
In's hohe, weite, deutsche Dichterhaus.

Dann wach' ich wohl! Du schöner, grüner Rhein!
O könnt ich mit dir in die Fremde gehn!
Könnt ich ein Schiffer deiner Wellen sein,
Mit dir das liebe, fromme Deutschland seh'n!
Wie wollt ich fröhlich seine Frauen grüßen,
Vor allen würdevoll, so stark und zart!
Mit Andacht seine grauen Dome küssen
Und mich erfreu'n an seiner Kunst und Art!

Der Erde Wünsche reifen all' zur Zeit;
So sah ich mich mit leichtem Wanderstab
Bewundern deine milde Herrlichkeit,
Ein reichgeschmücktes, rosenduftend — Grab!
Und auf dem Grabe standen vierzig Throne,
Als vierzig Leichensteine, schwer von Erz!
Auf jeglichem lag eine goldne Krone,
Die drückte ihre Zacken in dein Herz!

Doch bang, wie wenn am Allerseelentag
Verwaiste Söhne an den Gräbern knien,
Doch bang und bebend eine Totenklag'
Sah ich empor zum blauen Himmel fliehn!
Das waren deine Sänger, deine Weisen,
O deutsches Volk, die um dich trauerten!
Die klirrend da mit ihrer Ketten Eisen
Dein altes, großes Grab umschauerten!

Da fragt' ich laut! Erscheint kein Ostertag,
Der dieses Grabes Hülle sprengen kann?
Der diesen Riesenleichnam wecken mag
Aus seines Todes schwerem Schlaf und Bann?
Und mir erwiderte ein süßes Flüstern,
Das säuselt aus dem Blütenduft hervor.
Verborgner Flamme schlug ein heißes Knistern
Zu mir herauf und an mein lauschend Ohr!

Und ich erkannte: Ja, du bist ein Grab!
Jedoch ein Grab voll Auferstehungsdrang!
O deutsches Volk, ich ruf' es dir hinab,
Und mische mich in deiner Seher Sang!
Dir werden noch die Osterglocken schallen,
Wie einem Volke nie geklungen sind!
Dein still Ergeben hat dem Herrn gefallen,
Und hoch erheben wird er dich, sein Kind!

Hier oben wird's der Freiheit bald zu eng,
Sie sucht zu sprengen ihren Felsensarg!
Der reifen Jungfrau wird der Gurt zu eng
Des Rheins, der ihren Reiz dir, Deutschland, barg!
Sind keine Alpenrosen zugeschwommen
Euch dort, ihr Jünglinge am Niederrhein?
Habt ihr noch nie des Alphorns Klang vernommen
In stiller Nacht, bei hellem Sternenschein?

Wir haben euch das Mägdlein treu gepflegt
Durch manch Jahrhundert und oft kummervoll!
Auch eure Freiheit haben wir gehegt,
Die einst von unsern Bergen roll.
Wir greifen todeskühn zu Schild und Degen,
Wenn unserm Wappen deutsche Knechtschaft droht,
Wie gerne woll'n wir auf dem Altar legen
Der Einenfreiheit unser Weiß und Brot!

Ich grüße dich, o Deutschland lieb und traut,
Ein Weilchen schlummre noch in guter Ruh',
Wenn meine Hoffnung auf den Stranden baut,
So wendet dir sich meine Liebe zu!
Und muß dies Lied nicht deutschen Klangs erklingen?
Ist nicht mein innres Denken deutsches Wort?
O Hoffnung, Hoffnung, nur vor allen Dingen.
Die Form vergeht, die Zeit, die Zeit eilt fort.

Felix Braun:
Der Schatten des Todes
Roman

Fortsetzung

Viertes Kapitel

Im Juni fuhr ich nach München, meine Schwester Angelika zu besuchen, die ich seit ihrer Hochzeit nicht gesehen hatte. Sie erwartete mich am Bahnhof, es war ein schönes und stilles Wiedersehen. An Erzählungen gab es keinen Mangel, die lampenhellen Abende dehnten sich weit in die Nacht hinein. Angelika und Gustav saßen nebeneinander auf dem Sofa, ich hatte den Sessel zum Klavier gerückt und erzählte. Und Wien ward lebendig in der fremden Stadt. Erinnerungen tauchten auf, Jugendzeit und Kindheit wurden wach und gingen wie Schatten durch das Zimmer. Das war luftig, weit und anheimelnd. Möbel, den unseren ähnlich, standen an den Wänden, Bilder geliebter Menschen hingen überall! Meine Mutter, wie sie ganz jung war, und der Vater in seinem letzten Jahr. Aber sonderbar: all dies stimmte mich nicht traurig und gemahnte mich nicht an das Sterben, sondern es rief mich mit kaum hörbarer Stimme — zum Leben. Dunkel fühlte ich bloß das Glück des Zusammenseins in Räumen voll geliebter Gegenstände, die der gemeinsame Besitz heimlich wertvoller macht, daß es größere Freude bereitet, auf sie hinzuweisen und zu sagen: dies ist unser. Eine Sehnsucht wuchs mir immer tiefer ins Herz, und ich wünschte mir nichts so sehr wie die Frau für das Heim.

Ende August nahm ich Abschied. Ich wäre gern noch geblieben, denn ich hatte die Stadt liebgewonnen, und ich hatte das Gefühl, daß der Herbst in ihr schön sein mußte. Aber etwas drängte mich aus ihr heraus, in die Einsamkeit zurück, aus der ich gekommen war.

An der salzburgischen Grenze liegt ein Dorf, nahe der Stadt Salzburg selbst. Darin nahm ich Aufenthalt. Hart am Wald standen ein

paar bunte Häuser, eine Mühle ging am Flusse, das übrige war Ebene und Himmel. Dort verbrachte ich eine frohe Zeit: ganz still war es um mich und in mir. Ich ging am Morgen in die Ebene hinaus, hörte das Rauschen der Ähren und das Klingen in der Luft und zitterte mit, wie von dem Himmel Nebelschleier sich lösten und endlich das erste, köstlich-reine Blau zwischen weißen Wolken hervorlugte. Auch in den Wäldern war ich viel; ich liebte die schattigen Wege, auf denen die toten Nadeln lagen, die schlanken Stämme, das dichte Geäst, das abends die Sonne wie etwas Leichtes trug. Und ich stieg die Berge hinan, die hinter dem Walde lagen, und genoß von dem Gipfel die Beglücktheit einer klaren Sicht in die Ferne. Des Abends wanderte ich wieder in das ebene Land, Kühlung empfangend, allein mit dem Himmel und dem Gefild, das sich weit hinab ausbreitete. Ins Gras legte ich mich, ließ den Wind über mich hingehen, hörte die Halme flüstern und rührte die Blumen an, ohne ihnen ein Leides zu tun. Und des Nachts, vor dem Schlafengehen, schrieb ich Briefe oder las. Manchmal kam es auch, daß ich ein Lied festhielt, das mir beim Wandern in den Sinn gekommen war.

Kein Gedanke aber war mir so nah, keiner beschäftigte mich so ganz, so bis in den Traum hinein wie der nach einer Frau.

Ich hatte kurz vor meiner Abreise eine Zusammenkunft mit Camillo gehabt. Selten hatte ich einen Menschen so strahlend vor Glück gesehen: er sprach nur von ihr, und wenn ihr Name, unausgesprochen, vor einem Schweigen schwebte, schien es, als sähe er dem Ton nach wie einer lieblichen Erscheinung. — Wie muß er sie geliebt haben! Als sie dann später kam und er sie mir vorstellte, mit frühlinghafter, von innerer Zärtlichkeit beschwingter Stimme, — wußte ich es: daß er früher nie jemand lieb gehabt hatte. Ich vermochte mich nicht zu erinnern, daß er mir jemals von einem Mädchen gesprochen hätte. Darum mußte er so glücklich sein. Meine Vergangenheit aber war Brandspur und Asche, an Elvira hatte ich die tiefsten Kräfte vergeudet. Nun stand ich, ein Liebloser, dem sich die Welt versagt, weil er ihr selbst nichts mehr zu bieten vermochte.

Allein diese Gedanken hatten jetzt keine Macht über mich. Ich wollte sie nicht denken, nicht zu Ende denken: ich wollte ruhig, gleichsam schwebend über mich selbst sein. Und wenn ich in mein Herz hineinhorchte, so schien es mir, als wäre darin doch nicht alles den Flammen verfallen, als könnte darin noch einmal ein Tag erstehen, ein Tag, ein Feuer. —

An einem Abend, an dem viele Wolken über den Himmel zogen, kam eine seltsame Unruhe über mich. Ich vermochte nicht zu lesen: etwas

Flackerndes war in meinem Blick. Die Fenster standen offen, schwere Luft kam von den Feldern her, — da dachte ich, daß es eine Lust sein müßte, jetzt durchs Getreide zu schreiten oder auf der Brücke zu stehen und dem Fluß zuzuhören, der das Bild des Himmels — weil er es spiegeln muß — gehässig verzerrt. Ich ging durch die atmende Herbstnacht, Blätter fielen langsam, als wollten sie sich durch die Luft erst Wege bahnen. Schauervoll still standen die Häuser im Schutz der kleinen Gemüsegärten, in denen der leise Wind Kies und Laub hintrieb.

Nun stand ich auf der Brücke, der Fluß ging leuchtend unter mir, Wolken schienen auf seinem Grund zu sein; hier und da daß ein Stern mit spitzem Licht hervorstach. Von der Mühle her kam das Rauschen des Wehrs, nicht verworren wie sonst, sondern klar, in einer reineren Melodie . . . .

Wie ich nun so stand und lauschte, löste sich plötzlich dicht neben mir eine Gestalt aus dem Dunkel, schwang sich über das Geländer und stürzte, lautlos fallend, in den Fluß. Drohend schlugen die Wogen auf, ein Stöhnen erscholl, ein starkes Rauschen folgte, ein leichtes Gurgeln, Glucksen und Schäumen, und dann war alles wie früher.

Ich stand auf der Brücke: gelähmt und mit aufgerissenem Blick. Schreien wollte ich, aber ich war stumm, laufen wollte ich, aber ich stand festgewurzelt wie ein Baum, und meine Hände waren Äste und ohne Leben. Langsam erstarrte ich, dann ward ich ganz ohne Seele. Aber nicht lange darauf, stürzte die Seele in meinen Leib zurück, und ich schrie, schrie!

Da kamen sie aus den Häusern, da stürzten sie sich in den Fluß, Kähne lösten sie, redeten, riefen, eilten, winkten wir durcheinander. Die Glocke wurde geläutet, Schritte erfüllten die Nacht mit ihren unsichern Lauten, Frauen weinten, Kinder riefen angstvoll, Licht war von Fackeln und Lampions weithin ausgesendet.

Dann fanden sie die Leiche: ein Mädchen war es, halb noch ein Kind, so an fünfzehn Jahre. Ihr Name ging von Mund zu Mund, und mit ihrem Namen war ein andrer, den man gehässig sprach und dem Flüche nachfielen. Aber man trauerte nicht zu sehr; es war eine Waise gewesen, fremde Leute hatten sie als Magd bei sich gehabt. Man wußte, was sie in das Wasser getrieben hatte, man bedauerte es kaum, man sprach davon in Ruhe.

Sie legten die Leiche auf eine roh gezimmerte Bahre aus Stämmen und Gezweig. Ich trat ganz nahe an sie heran: ein blasses Gesicht sah

an mir vorbei, in die Ferne. Die Hände waren krampfhaft geschlossen, als hielten sie die Gaben des Todes fest. Ruhig lag die zarte Gestalt, das gelöste Haar hing über der linken Seite der Bahre hinab und rührte ast an die Erde, wie sie getragen wurde. Dies erschütterte mich und erfüllte mich ganz. Ich hatte den Tod schon vergessen gehabt, — nun kam er leise und mahnte mich. Nun wußte ich, daß ich ihm verfallen war und daß es kein Entrinnen für mich gab. Boten auf Boten schickte er mir zu, bald mußte er selbst kommen und mich heimfordern. Mit erneuerter Wucht belagerten seine Gedanken mein Herz; das widerstand nur schwer und drohte, sich zu ergeben.

Drei Tage blieb ich noch in dem Dorf, aber nun war alle Freude dahin. Die Schönheit des Herbstes war erloschen, kalte Winde kamen rissen das Laub von den Bäumen und bestreuten Wege und Fluß damit. Die Ähren neigten sich schwerer der Ernte zu, Regen fiel mißmutig auf die Erde, von der sich der Nebel nur ungern löste. Den ganzen Tag und die Nacht über standen Wolken und wachten, daß nicht zuviel Blau sich hervorgetraue. Die Sterne verbargen sich, es kam eine unfreundliche Zeit.

Da packte mich die Sehnsucht nach Wien so übergewaltig wie nie. An einem Nachmittag — bei strömendem Regen — reiste ich ab. Regen begleitete mich auf der ganzen Fahrt. Als ich aber in Wien gegen elf Uhr nachts ankam, hörte er auf. Nur leichte Tropfen fielen hie und da, und als ich zu Hause angelangt war, standen sogar ein paar Sterne zwischen Wolken.

Nun war ich wieder in meiner lieben Stadt. Rasch gingen die Tage, rascher vielleicht als in anderen Städten. Denn in dieser Stadt ist Überfluß an Leben und Licht. Hätte ich nicht in ihr gelebt, —: wer weiß, ob ich es so lange getragen hätte, mit dem Tode im Herzen einsam zu stehen. O diese Stadt — wie liebe ich sie. Damals vielleicht noch mehr als jetzt, da mir alle Dinge gleich fern und farblos geworden sind. Aber im Schreiben fühle ich diese Liebe warm mich durchfluten, über mein träges Blut wie Atem hingehen, daß mir die Tage klarer aus der Vergangenheit treten.

Und ich sehe mich auf weiten Wanderungen. Vielerlei Abende riefen mich in die Dunkelheit der Wälder, in die Helle der Gärten und Wiesen. O klares Herbstlicht von Schönbrunn, o dunkles Windrauschen in den Praterbäumen, o weite Wiesen und Felder, o Weinberge und Hügelland der lieblichen Geschwister Grinzing und Sievering! Langsam war mein

Schritt, immer wieder stand ich, um zur Stadt zurückzuschauen, die unten lag: bunt und weit unter blaßblauem Abendhimmel. Und gegen die Nacht zu: das Gewirr flackernder Lichter wie ein Netz um alle Dächer ausgebreitet. Von der Höhe des Kahlenberges aus sah ich entzückt, wie es in Wien Nacht ward.

Aber es gab noch viel mehr: nachts das einsame Stehen auf einer Brücke. Sorgsam stiegen die Lichter in den ruhigen Fluß, Lichtsäulen zitterten und schwankten darin; fern lagen die Donauvorstädte, ganz aus Lichtern gewirkt, und Leuchtketten zogen in Doppelreihen quer hinüber, die Ufer verbindend, die Brücken verratend, die ins Dunkel gesunken waren. Und der ganze lose Sternenhimmel dazu, der jeden Augenblick wie in Wollust herabzusinken schien, sich aufzulösen in Entzücktheit über dieser beseligten Stadt.

Und mehr, o mehr! Ist es zu sagen, wie wohl mir das tat, wie glücklich ich war? Ein Sonnenuntergang, vom Schottentor aus gesehen — o dieses Farbenvergeuden des Himmels hinter der Votivkirche — war das nicht mehr als Siegfrohlocken des Todes? Voll Dank ist mein Herz gegen dich, du Stadt, die mich hielt und heilte, solange noch Halbdunkel war. Freilich: da das große Dunkel hereinbrach — was war ich da anders als ein Blinder, Verlorner, aus mir selbst und der Zeit durch ein feindliches Schicksal gerissen, nichts mehr im Herzen hegend als den Wunsch: friedlich und ohne Reue hinzuscheiden?

Aber wohin verirre ich mich? Zu sehr verlocken diese viel zu milden Tage, sich ihnen — selbst in der Erinnerung — ganz hinzugeben. Ist es, daß die Furcht den kommenden Ereignissen die freundlichen, schuldlosen Abende entgegenschickt? Zittert diese Hand, die viele Schollen in Gräber warf, weiterzuschreiben? Trübt sich der Blick, den viele Tränen des letzten, unerbittlichen Abschiednehmens verschleiert haben? Aber noch kommen große rnd feierliche Tage, an Erlebnissen schwer, die dieses Schicksal zu Ende formten. Über die Stimmungen hin, die den Winden gehören, will ich zu ihnen schreiten, langsam will ich sie erzählen, denn in ihnen ruhen die tiefsten Kräfte meines Lebens. In ihnen ist noch Helle — darum sollen sie liebevoll hingeschrieben werden. Bald wird dieser Geist wieder in der Dunkelheit schweben, aus der ihn Einsamkeit und Ruhe — nicht um vieles — gehoben haben. Ehe ich den verschollenen Schmerz aufsuche, möge verschollenes Glück an dem, der in der Erinnerung lebt, vorüberziehn.

Über all den Tagen aber steht ein einziger Name. Ich schreibe ihn still hin, meine Hand zittert nicht, mein Blick bleibt klar. Ich schreibe in großen Lettern:

Christiane.

Es war ein ungewöhnlich schöner Herbst in diesem Jahr. Wir waren schon tief im Oktober, und noch immer standen die Bäume dicht belaubt, freilich mit vielen gelben und roten Blättern. Die Gärten waren gefüllt. Auf den Spielplätzen tummelten sich die Kinder bis spät in den Abend Es gab ein fröhliches Treiben in der Stadt.

Ich war über den ganzen Ring gegangen, mühsam im Gewühl der Menschen, die, in sommerlichen Kleidern, vom Abend der lauen Luft beglückt, wie ein lichter Strom hinfluteten. Beim Burgtor überfiel mich plötzlich eine Müdigkeit, und da ich auf einer Bank nicht ausruhen mochte, so beschloß ich, in den Volksgarten zu gehen.

Ich schritt rasch durch die Alleen, die von Menschen starrten, Bänke und Sessel waren besetzt. Helle Frauenkleider hoben sich anmutig von dem grünen und gelben Hintergrund der Bäume. Unaufhörlich strömten Lustwandelnde heran, die den Herbst einatmeten, lächelnd, im Gespräch oder mit entzücktem Blick zum Himmel und zur Ferne. Vom Spielplatz her scholl das Schreien der Kinder, die hinter Reifen liefen, Ringelreihen drehten, Federbälle schleuderten, Bälle warfen und auf dem Sandhaufen hockend oder knieend Festungen erbauten und zerstörten.

Ich bog in die breite Querallee ein, die zum Theseustempel führt. Da hörte ich meinen Namen laut rufen, — ich wandte mich um und sah Christiane, die ein Buch auf einen leeren Sessel legte und mir entgegen lächelte Ich ging schnell auf sie zu: sie war allein.

So kamen wir in das unvergeßlich-schöne Gespräch, das ich zu den besten Geschenken meines Lebens zähle. Noch höre ich ihre Stimme die Worte sagen, deren jedes mich mit unbeschreiblich klaren Gefühlen erfüllte, daß es mir schien, als wäre meine Seele ein Spiegel und leuchtete.

Wir sprachen vom Herbst und wie ihn die Menschen fühlten. „Merken Sie nicht, wie dankbar sie sind?" sagte Christiane. „Sonst kann ihnen kein Wetter recht sein, nun ist ihnen die Freude schon im Blick. Rührend ist das."

„Aber Ihnen merkt man nichts an," erwiderte ich. „Sie scheinen immer gleich glücklich und dankbar. Sie haben ein Gleichmaß in Ihrer Art, sich zu geben, daß sich kaum einer getraun dürfte, zu sagen, er hätte Ihnen eine große Freude oder einen großen Schmerz angemerkt."

„Ist es so?" gab sie nachdenklich zurück. „Es würde mich freuen, wenn es so wäre: daß ich den Blicken andrer verborgen bliebe. Aber halten Sie dies für etwas Beneidenswertes?"

„Ich glaube schon," entgegnete ich. „Wenn ich von mir sprechen darf, so habe ich am meisten darunter leiden müssen, daß meine verschlossene Art gerade durch ihre Verschlossenheit sich verriet. Allerdings nicht das, was dadurch verwahrt blieb, — aber immerhin war genug preisgegeben, um Spott und Intimität herauszufordern."

Sie lächelte. „Ich weiß. Ich erinnre mich einer denkwürdigen Szene."

„Bei Glandorffs!" fiel ich rasch ein. „Da haben Sie wohl nicht gut über mich gesprochen."

„Mir tat Beate leid," sagte Christiane.

Ich ward rot. „So. Nur Beate?" scherzte ich gewaltsam. „Und ich nicht?

„Sie? — nein! Denn Sie hätten auf die harmlosen Scherze eingehen, zumindest aber schweigen sollen. So haben Sie sich durch Ihre heftige Art selbst und vorzeitig ins Unrecht gesetzt."

„Urteilen Sie so?" sagte ich, ihr voll ins Gesicht sehend. „Wissen Sie auch, was er mir tat? Daß er Ereignisse aus meiner Vergangenheit hervorholte? Würden Sie einem Fremden gestatten, auch nur in einem Ihrer Kasten zu suchen? Und ein vergangenes Leben soll jedem offen stehen, der es zu seiner und andrer Lust durchstöbern will? Tragen Sie nicht selbst diese gleichmäßige Miene zur Schau, nur um sicher zu sein? ist da ein andrer Grund als dieser: Sprechen Sie — ist es ein andrer Grund?"

„Das ist wahr", sagte sie langsam. „Vielleicht haben Sie darin recht."

Lebhafter fuhr ich fort. „Nehmen wir an: einer trüge eine heimliche Liebe in sich, die ein zweiter zufällig erkannte. Oder es kann auch ein Gelöbnis, ein Schmerz, ein Schicksal sein, das er nicht vor jedem zu verbergen vermochte. Haben diese Erlebnisse nicht ein ewiges, ein unveräußerliches, ein göttliches Recht auf die Unterwelt, die Dunkelheit und das Verborgensein? Und es steht einer auf und spricht es aus, nicht für sich, nicht im Gespräch, nicht in einer ernsten Stunde, sondern als billiges Mittel, vergängliche Heiterkeit daraus zu schaffen. Glauben Sie mir: daß damit mehr verwundet wird als Eitelkeit, Stolz oder schüchterne Zurückhaltung: Das Erlebnis stirbt! Begreifen Sie das? Es muß ja sterben, muß alles — selbst die Schattenfreude der Erinnerung — mit sich hinabnehmen!"

Sie saß vornübergebeugt und hörte mir zu. Es war dunkel geworden, und wir saßen allein in der Allee. Das Lärmen vom Spielplatz war schwächer im Verhallen, nur die Schritte der Vorbeikommenden klangen noch voll durch den Park, in dem die Bäume lauter ins Rauschen gerieten.

„Sie müssen viel Trauriges erlebt haben," sagte Christiane nach einem langen Schweigen.

Ich fühlte, wie mir das Herz überströmte. „Viel Schönes auch," sagte ich leise.

„Erzählen Sie," kam es leiser zurück.

„Das ginge nicht an, Fräulein Christiane. Es ist schon dunkel geworden. Wir kämen so ganz bis an Mitternacht."

„Das wäre gerade schön . . . so bis zu Mitternacht sprechen . . . Ich höre gern zu."

„Ich auch. Ich erzähle nicht gern — aber Ihnen schon. Ihnen könnte ich alles sagen." Als jetzt ein Schweigen kam, entsann ich mich, zu Beate ganz das Gleiche gesprochen zu haben. Da erschrak ich über mich selbst und schalt mich heimlich einen Lügner.

„Was denken Sie von Beate?" fragte Christiane unvermittelt.

„Sie ist lieb," sagte ich, überrascht.

Aber Christiane hörte nicht hin. Sie knüpfte an das vorhin Gesprochene an und sagte: „Ich habe, als ich Sie noch nicht gut kannte, über Sie oft gespottet. Sie erinnern sich daran. Nun kommt es mir vor, als hätte ich Ihnen damit ein Unrecht getan, ja als müßte Ihnen wirklich Ungewöhnliches geschehen sein. Übrigens: man erzählt so Dinge von Ihnen. —"

„Was?" fragte ich gespannt.

„Ich weiß nicht recht —. Verworrenes, offenbar Erdichtetes. — Sie sollen eine große Furcht vor dem Sterben haben."

Ich zuckte zusammen: „Woher wissen Sie das?"

„Also ist es wahr?"

„Nein — natürlich ist es nicht wahr. Übrigens — ja, warum sollte es denn nicht wahr sein? Aber woher wissen Sie das?"

„Sie werden staunen: von Beate."

Ich beherrschte mich: „Wie weiß denn das Fräulein Glandorff davon?"

„Sie weiß es nun einmal. Vielleicht so wie ich: vom Hörensagen. Und Sie bewundert Sie darum — dies wissen Sie vielleicht auch."

„Würden Sie mich auch deshalb bewundern? fragte ich, ihr voll ins Gesicht sehend.

„Daß Sie sich vor dem Tod fürchten — nein! Darum bewundert Sie auch Beate nicht. Aber daß Sie seiner nie vergessen, das ist doch immer etwas, was Ernst zeigt. Auch Tiefe," setzte sie langsam hinzu.

Edouard Manet

Die Erschießung des Kaisers Maximilian

Detailaufnahme

Zu unserm Aufsatz „Berliner Kunstfrühling"

„Tiefe?" wiederholte ich vor mich hin. „Sonderbar. Oft scheint es mir, als wäre das Leben tiefer." Das Mitternachtslied von Nietzsche fiel mir ein; ich sagte es ihr.

Sie regte sich nicht.

Ich flüsterte: „Wie schön es ist. Hören Sie: „Lust tiefer noch als Herzeleid. Weh spricht; vergeh! Doch alle Lust will Ewigkeit, will tiefe, tiefe Ewigkeit.'"

„Dies aber ist der Tod," sagte Christiane. „Alle Lust flutet in ihm ein, denn in welchem andern Element vermöchte, sie sich dauernd zu erhalten? Darum scheint es mir tief, ihn im Gedächtnis zu haben — und" (hier lächelte sie) „— so wäre auch ein Kompromiß geschlossen."

Ich atmete auf wie von einem Lastenden erlöst. „Und glauben Sie nicht, daß es noch viel tiefer sein muß, ihn zu überwinden, aber so: daß wir ihn nur mehr ganz aus der Ferne fühlen? Ihn im Hintergrund aller Dinge zu wissen, mag vielleicht die erste Stufe zur Weisheit bedeuten, aber wem er immer wie ein Wächter entgegentritt, dem muß am Ende alles Fröhliche verblassen."

„Ich habe ihn noch nie gefühlt," sagte Christiane. „Mir ist noch niemand lieber gestorben."

„Ich hab' ihn schon als Kind geschaut," entgegnete ich. „Nun ist es mir, als ob sein Schatten unauslöschlich auf meinen Wegen läge. Ich habe nie eine reine Freude gehabt: alle Erlebnisse hoben sich von einem dunkeln Grunde."

„Aber es kann alles noch werden," erwiderte Christiane und stand auf. „Vielleicht sind Sie allein zu schwach gegen ihn. Jemand muß Ihnen zu Hilfe kommen."

Sie reichte mir die Hand. Ich erhob mich und stammelte — selig ergriffen — ein paar Worte, sie begleiten zu dürfen. Aber sie lehnte rasch ab, nickte mir zu und ging in die dunkle Allee, die zum Burgtheater führt. Ich sah ihr nach, solange ich noch einen Schimmer ihres weißen Kleides erspähen konnte. Aber als sie ganz im Dunkel verschwunden war, übermannte mich eine so heiße Sehnsucht nach ihrer Nähe, daß ich aufsprang und, wie in der Hoffnung, sie wieder zu treffen, dieselbe Allee hinabeilte. Aber ich sah sie nicht mehr: Finsternis hemmte den Blick. Alle Alleen lief ich durch, ohne sie zu finden. So oft mir aber aus der Ferne etwas Weißgekleidetes entgegenkam, zuckte ein Schmerz in mir auf, und ich wähnte, Christiane wäre es doch und wolle zu mir zurückkehren. In Unrast und Träumen schleppte ich den Abend hin, aber des Nachts

— als ich im Bette lag und das Geschehene überdachte — wußte ich auf einmal klar, daß ich sie liebte.

Aus diesem Gespräch löste sich das Schicksal, ohne daß ich es gewahrte: es entwandelte sich aus der Gestalt des Todes und ward Liebe. Ich schreibe dieses Wort hin, obwohl ich weiß, daß es nicht Liebe war. Aber ich fühlte es damals so, und vielleicht war es doch mehr gewesen als Sehnsucht. Denn war das nicht mehr als Sehnsucht, das mich zwang, jeden Morgen und Abend in dem Garten zu sein, in dem wir bis in die Nacht gesprochen hatten? O diese Tage! dieses knabenhafte Warten, bis sie kam, diese befangenen Begrüßungen, diese heimliche Angst vor dem ersten Wort! Und dann diese stillen, klarströmenden Gespräche, die — wenn der Abend sank — immer wieder zum Tode zurückfanden.

So merkte ich kaum, wie der Herbst verblaßte, wie ihn die Nebel höher und immer höher erfüllten. Blätter fielen dicht, unaufhörlich von mißmutigen Winden zur Erde herabgetragen. Wenig Menschen brachten es über sich, das elende Sterben des schönen Herbstes in den Gärten mit anzusehn. Ich und Christiane hielten bis zum letzten aus, und endlich kam ein kalter Tag, an dem ich allein blieb. Allein ging ich, fest in den Mantel gehüllt, in Erwartung und im Bewußtsein des vergeblichen Hoffens, durch die verlassenen kahlen Alleen.

Ich war einsamer denn je: aller Besitz schien mit dem Herbst versunken, nun stand ich und hatte nicht einmal die Kraft, das Verlorene zu beklagen. Bücher und Schriften erwarteten meine Rückkehr, aber das Leben zog mich heimlich an sich, und in meiner Seele war das Echo der vielen Gespräche eingefangen und scholl in den Abenden und Nächten süß herauf. Ihre Stimme trug ich in mir, aber ich begehrte mehr. Jeden Abend neigte ich mich ihr tiefer zu, und vielleicht war es nicht so sehr die Erinnerung an sie und ihre Schönheit als meine Einsamkeit, was mich so mit Sehnsucht zu ihr erfüllte.

Denn hilfloser war keine Zeit gewesen als diese, keine einsamer, trostloser, öder. Dem Herbst glich sie, der draußen verfiel und den die Sturm- und Regenhunde des Winters fraßen. Und in den Nächten kamen Träume herauf, ferne verworrene Träume, die in Fiebern verschollen gewesen waren, und es geschah, daß ich mein ganzes Leben in Träumen überschaute. Da ging auch der Tod durch die Träume, und ich sah mich qualvoll hinsterben, in härterem und schrecklicherem Tod als alle, die ich bis jetzt hinübergehen geschaut hatte.

Da wußte ich, daß ich verloren war. Ganz ruhig gestand ich es mir, wenn ich lauschend und mit klopfendem Herzen in der Nacht Gespräche mit mir selber führte. Die Winde stürmten ums Haus und peitschten den Regen, der ihnen zu träge von den Wolken herabkam. Angstvoll flüchteten die feinen Strahlen an die Fenster, an die sie klopften, um dann — kühner geworden — in zitternden Rillen an ihnen herabzurinnen. Und ich gedachte Christianes, ihre liebe Stimme klang auf und füllte das Zimmer. Ich sprach den Namen in die Stille hinein, aber es gab keinen vollen Klang. Da erinnerte ich mich, wie ich den Namen Elviras mit leidenschaftlicher Inbrunst viele, viele Nächte hindurch in die Kissen gestöhnt hatte, und wie ich mich so der längst versunkenen Nächte entsann, rührte mich ein Schmerz an, und ich mußte weinen.

Trüber und kälter wurden die Tage: nun war ich bald ganz allein. Ich wußte, daß ich bald vergessen sein würde. Die Menschen würden mich nicht mehr erkennen, denn ich war weit über sie hinausgewachsen. Milde ward ich in dieser Zeit, ergeben, müde. Ich wußte, daß mir das Sterben nah war —: ich erwartete den Übergang.

Aber eines Tages strömte alle Sehnsucht zurück und durchflutete mich. Da hielt ich mich nicht mehr. Ein Klingen war unbeschreiblich in mir und erfüllte mich ganz. Ich schritt durch die Straßen wie einer, der im Frühling von einer Krankheit aufsteht. So kam ich bis an ihr Haus — dort stand ich still. Dann stürmte ich die Treppe empor und zog an der Klingel.

Die Tür ging sofort auf, gleichwie im Märchen, und ich sah mich auf der Schwelle Beate Glandorff gegenüber, die gerade bereit war, fortzugehen. Hinter ihr stand Christiane. Die Grüße beider Mädchen klangen zusammen wie ein Akkord.

„Jetzt wirst du doch bleiben", sagte Christiane zu Beate. „Wenn der Herr Doktor da ist — das ist doch ein triftiger Grund."

Aber Beate entgegnete schnell: „Nein — nein!" und, indem sie mir zunickte: „Ich will nicht stören. Ein andermal!" Dies klang bitter und verwunderte mich.

„So geben Sie mir doch die Hand!" sagte ich und streckte ihr die Rechte entgegen. Sie schlug, abgewandten Gesichts, ein. Ich hielt die glühende Hand fest und lächelte — da riß sich Beate los, sagte hastig: „Servus," ohne sich aber Christiane zuzuwenden, und lief die Stiege

hinab. Christiane geleitete mich lächelnd ins Zimmer. „Das war ein guter Gedanke von Ihnen," sagte sie.

„Nennen Sie das gut, wenn ich das Fräulein Beate vertreibe?"

„Sie wäre ohnehin gleich gegangen. Dann wäre ich ganz allein zu Hause geblieben," erwiderte Christiane und hieß mich auf einem grüngepolsterten Sessel niedersitzen. „Nun haben wir uns lange nicht gesehn."

„Zu lange! Viel zu lange," antwortete ich. — Ich sah sie an: ihr Blick kam dem meinen entgegen: er war ruhig und gut. Wenn ich die Augen schließe, kann ich ihn wieder sehn und fühlen. Ich glaube: ich hab ihn mir aufbewahrt wie ein Seltenes oder ein Andenken. Nun ist er in mir zum Spiegel geworden, ja oft scheint es mir, als könnte ich durch ihn fremde Dinge wie in einer höheren Wirklichkeit erkennen.

Christiane sprach lieb zu mir; sie erkundigte sich nach allem, was mich anging, in der selbstverständlichen Art von Freunden, aber doch immer mit Zurückhaltung und jener herrlichen Fremdheit, die ich am meisten an ihr bewunderte. Und so geschah es, daß ich langsam ins Erzählen kam, und wie so die einsam hingeschleppten Tage, Abende und Nächte durch meine Rede wie erzählte Träume zu lebhafter Gegenwart verwandelt wurden, riß es mich hin, daß es mich ankam, mich durch ein wildes und anklagendes Schluchzen zu erlösen.

Christiane war ans Fenster getreten. Sie legte die Innenflächen der Hände auf die Scheibe und sah hinaus. Dann wandte sie sich rasch um, machte einige Schritte gegen mich vor und sagte:

„Könnten Sie jemanden noch lieb haben?"

„Ich glaube", hörte ich meine Stimme die Antwort geben.

Hierauf kam ein Schweigen. Dann sagte ich, indem ich aufstand

„Aber es müßte eine ganz Hohe sein, eine, die man kaum mit dem Blick erreichen kann. Und doch müßte man ihre Nähe fühlen."

„Beate Glandorff ist so", erwiderte Christiane.

„Nein", gab ich lebhaft zurück. „Nicht Beate Glandorff —: Sie sind so!" und aufatmend, die Hände vors Gesicht pressend, daß Nacht um mich entstand und ich blind ward, erwartete ich die Antwort, die erst lange und wie aus großer Ferne kam. Aber sie war leicht und verklang . . .

Da nahm ich die Hände von den Augen und —: sieh, das Zimmer war bunt, von vielfarbigen flirrenden Schleiern gefüllt, und als die langsam aufwärts schwebten, gewahrte ich Christiane beim Fenster lehnen, die Hände ans Haar gelegt, als atmete sie tief.

Sie sah mich an.

Ich sprach: „Darf ich sprechen? Wollen Sie mich hören?"

„Ja."

Da erzählte ich ihr sehr viel.

„Warum soll ich es Ihnen verbergen?" sprach ich. „Sie wissen es ja: ich verrate mich tausendmal; immer und immer wieder flüchtet mein Geheimnis aus mir. Und weshalb sollte ich Ihnen dieses Schöne nicht anvertrauen dürfen, wenn ich Ihnen soviel Dunkles gezeigt und gereicht habe? Nehmen Sie auch dieses an, das letzte, das letzte, das mir zu verschenken geblieben ist. Ich will nun gehen — wenn Sie es befehlen — aber hören Sie noch mein Bestes, ehe wir von einander scheiden müssen."

Fortsetzung im nächsten Heft.

Professor Michael Birkenbihl:
Ein spanischer Märtyrer der Poesie

Zur Zeit, da sich im Jahre 1870 vor Paris ein Drama der vernichtenden Kraft abspielte, vollendete sich in einer armseligen Kammer zu Madrid ein Drama des resignierenden Leidens. Dort legte ein 35jähriger Dichter sein wunderschönes, ernstes Künstlerhaupt mit den tiefliegenden, träumerischen, sanften Augen und den prachtvollen, grotesken, schwarzen Locken zum letzten Male in die Kissen zurück und nahm mit den Worten „Todo es mortal" („Alles ist vergänglich") von der Welt Abschied. Der Abschied mag nicht allzuschwer gewesen sein; denn wenn je einer das Künstlerelend in allen Formen und Nuancen bis zur Neige des frühen Todes ausgekostet hat, so ist dies gewiß Gustavo Adolfo Becquer gewesen.

Doch hören wir seine Geschichte!

Gustavo Adolfo Becquer (sprich Becker!) wurde als Nachkomme eines aus Deutschland eingewanderten Uhrmachers am 17. Februar 1836 zu Sevilla geboren. Sein Vater erfreute sich als Maler eines bedeutenden Rufes, starb aber, wohl infolge von Ueberanstrengung, schon als der Knabe fünf Jahre alt war. Mit neun Jahren verlor der Dichter auch seine Mutter. Seine kinderlose Taufpatin nahm ihn jetzt aus der Schule, wo er Nautik studierte, in ihr Haus. Sie stellte ihm auch die Erbschaft ihres namhaften Vermögens in Aussicht, knüpfte aber daran die unbarmherzige Bedingung, daß er „ein ehrsamer Kaufmann" werde. Im Kaufmannsberufe gefiel es nun Becquer gar nicht und nach fruchtlosen Auseinandersetzungen mit der Patin verzichtete der Jüngling, bei dem sich immer mächtiger der Drang nach künstlerischer Produktion regte, auf sicheres Brot und reiche Erbschaft und wanderte als hoffnungsvoller Dichter 1854 nach Madrid. Die politischen Verhältnisse waren damals für sein Emporkommen ungünstig, freimütige politische Äußerungen verdarben den Rest. Obwohl der junge Dichter vom frühen Morgen bis in die tiefe Nacht unermüdlich arbeitete, stand doch das Gespenst des Hungers fortwährend vor seiner Tür. Er schrieb damals Operntexte, Kritiken, Feuilletons und oftmals

mußte er sie Dilettanten um eine Bagatelle geben, die sie unter ihrem Namen bei zehnfachem Honorar drucken ließen. 1857 überfiel ihn eine große Schwäche, es kam wohl die Lungenschwindsucht, die Krankheit seines Lebens, damals zum Ausbruch. Man bemühte sich jetzt, ihm ein besseres Brot zu verschaffen. Er erhielt die Stelle eines Schreibers bei der Direktion der Nationalgüter. Damit war der jährliche Riesengehalt von 535 Mark verbunden. Aber der phantastische Dichter war ein so schlechter Beamter, daß ihn sein Direktor bald wütend entließ. Jetzt schrieb Becquer für die neugegründete Zeitschrift „El Contemporáneo" die meisten seiner Legenden und seine „Cartas desde mi celda" (Briefe aus meiner Klause). Der geringe Erlös dieser Arbeiten gestattete ihm, als Dichter und Kunstschriftsteller Wanderungen durch den größten Teil seines Vaterlandes zu machen. Aber sein Stern schien völlig erloschen zu sein: „Die Tage, seit Becquer von Sevilla sich entfernt hatte", sagt sein deutscher Uebersetzer, „bilden eine lange, traurige Kette von Nahrungssorgen, Entbehrungen, Enttäuschungen und Krankheiten sowohl seelischer wie leiblicher Art, den natürlichen Folgen all der unaufhörlichen Widerwärtigkeiten." Es folgte die letzte Tragik: als beide Brüder sich durch ein Martyrium des Fleißes die Aufmerksamkeit ihrer Zeitgenossen errungen, als man sich um ihre Mitarbeiterschaft bewarb und Gönner sich meldeten, da trat der Tod auf ihre Schwelle und holte sie ab, zuerst ganz plötzlich den Maler Valerian Becquer am 23. September 1870 und ein paar Wochen später, am 22. Dezember 1870, auch den Dichter.

Gustavo Adolfo Becquer war ein echter Dichter, tiefüberzeugt von der Würde, Bedeutung und Ewigkeit der Poesie.

Solang die Menschheit immer vorwärtsschreitend
Das Ziel nicht ahnt und nicht das Wie,
Solang dem Geist sich noch e i n Rätsel bietet:
— — — Gibt's Poesie!

Solang noch Gott den Zauber einem Kusse,
Zwei Seelen zu verschmelzen lieh,
Solang noch e i n e reine Frau auf Erden:
Gibt's Poesie!

Die Verse stehen in einem seiner schönsten Gedichte. Wir bewundern an ihm die feine Sensibilität seines Gemütes, die Macht der äußerst

schmiegsamen Sprache, die bald grandios und erschütternd dahinrollt wie Posaunenklänge des jüngsten Gerichts, bald süß und geisterhaft zart wie das Lispeln eines Elfchens oder das weiche, schmeichelnde Säuseln des Abendwindes, das er gerne schildert. Was aber Becquer am meisten charakterisiert, das ist die fast unheimliche Schöpferkraft seiner rastlosen Phantasie, jenes notwendigen Merkmals echten Künstlertums. „Fruchtbar wie das Liebeslager der Armen", so bekennt er 1868 in der Vorrede zur ersten Ausgabe seiner Legenden, „wie Eltern, die mehr Kinder erzeugen, als sie ernähren können, empfängt und gebiert meine Muse im geheimnisvollen Heiligtum des Hauptes und bevölkert es mit zahllosen Geschöpfen, so daß weder mein Fleiß, noch alle Jahre, die mir zum Leben übrig bleiben mögen, genügen, ihnen Form und Gestalt zu geben. Und manchmal fühle ich, wie sie, die Nackten, Formlosen, lärmend und wüst durcheinandergemengt, in unbeschreiblicher Wirrnis sich bewegen und leben, ein dunkles, seltsames Leben, jenen Myriaden von Keimen gleich, die zutiefst in der Erde in ewigem Brüten kochen und zittern, ohne daß sie je die nötige Kraft fänden, an die Oberfläche emporzudringen und im Kuß der Sonne sich in Blumen und Früchte zu verwandeln. Sie gehen mit mir, dazu bestimmt, mit mir zu sterben, ohne eine andere Spur zu hinterlassen, als sie ein Traum um Mitternacht zurückläßt, dessen man sich am anderen Morgen nicht mehr entsinnen kann . . . . . . Schlaflosigkeit und Phantasie schaffen und schaffen rastlos weiter in ungeheuerlicher Ehe." Die produktive Kraft war so groß bei ihm, daß er das Schaffen wie einen Aderlaß benützte, der ihn vor einer psychischen und physischen Katastrophe retten mußte; ja er glaubte sogar, daß manche Fieberanfälle, über die sich die Aerzte nicht klar werden konnten, nichts als Ausbrüche seiner mit abnormer Intensität arbeitenden, erhitzten Phantasie seien. Die erwähnte Vorrede ist in mehrfacher Hinsicht interessant, auch deshalb, weil sie schon von wehmütigen Todesahnungen durchzogen ist.

„Der katholische Kultus hat etwas Mark und Bein Durchschütterndes und wird es behalten bis an das Ende der germanischen Weltgestaltung." So schrieb einst der junge Scheffel unter dem unmittelbaren Eindrucke des Fridolinsfestes aus Säckingen in die Heimat. Aus dieser Poesie des katholischen Kultus hat Becquer als überzeugter Katholik reichlich geschöpft. Die Lichterflut des im vollen Festschmuck prangenden Hochaltars, die von Gold und Geschmeide strahlenden Sakramentshäuschen, die wunderbaren Harmonien der Orgel und des

Priestergesanges, die ätherischen duftigen Weihrauchwolken, das sind die Kunstmittel, die er mit so warmem Behagen verwendet, daß man immer wieder empfindet, wie wohl er sich in dieser Atmosphäre fühlt. Dazu kommt der Zauber des Altertümlichen der kirchlichen Denkmäler. Alte dunkle, geheimnisvolle Grabplatten, steinerne Bildsäulen auf den Gräbern der Könige, die „die Hand am Schwertknaufe Tag und Nacht im Heiligtum gleichsam Wache halten", düstere Totengewölbe, aus denen die Geister längst verstorbener Mönche in der Nacht an den Fuß der Altäre ihrer Abteien treten, alte Riesenglocken, die die geheimnisvolle Stimme der gigantischen Steinmassen, der ungefügen Drachen und seltsamen Tiergestalten bilden, Stimmen „vertraut den Jungfrauen mit den langen Gewanden, den Engeln, den Königen und den Propheten aus Stein, die Tag und Nacht die Pforte des Gotteshauses bewachen, eingehüllt in die Düsterkeit der Bogengänge" — das ist der dichterische Apparat, mit dem Becquer am liebsten arbeitet. Nicht zu vergessen ist dabei die prächtige Ausbeutung der architektonischen Reize der alten spanischen Kathedralen. Becquer hat sich auf seinen Wanderungen in den Geist der alten Sakralbauten seines Vaterlandes mit besonderer Liebe vertieft. Ein monumentales Werk „Historia de los Templos de España" sollte den prachtvollen Denkmalen mittelalterlicher kirchlicher Baukunst die verdiente Beachtung in weiteren Kreisen erwerben; leider ließen ihn die Not und der Tod nicht zur Ausführung dieser dichterisch und wissenschaftlich wertvollen Arbeit kommen. Aber wie liebte er sie, diese alten in Stein gehauchten Gedichte einer machtvollen Zeit! Allen voran die Kathedrale von Toledo, seiner Lieblingsstadt! „Die Kathedrale von Toledo!" ruft er im „Goldenen Armband" voll Entzücken aus, „ein Wald von riesenhaften Palmbäumen aus Granit, die ihre Äste durcheinanderflechten zu einem ungeheuern und großartigen Laubengange, unter dem eine ganze Weltschöpfung von eingebildeten und wirklichen Wesen leibt und lebt, mit jenem Leben, das ihnen vom Genie verliehen wurde. Ein unfaßbares Wirrsal von Dunkel und Licht, in dem die Strahlen der farbigen Fenster zusammenströmen und sich mischen mit dem Düster der Kirchenschiffe; wo mit der Dämmerung des Heiligtums der Glanz der Lampen ringt und verschwimmt. Eine Welt von Stein, unermeßlich, wie der Geist unseres Glaubens, dunkel, wie seine Überlieferungen, rätselvoll, wie seine Gleichnisse, und dennoch nicht eine Idee, die fremd wäre diesem ewigen Denkmal der Schwärmerei und des Glaubens der Altvordern,

über das die Jahrhunderte im Wetteifer die Kleinodien ihrer Schöpfungen, ihrer Eingebung und ihrer Künste verstreut haben. In seinem Schoße lebt das Schweigen und die Erhabenheit, webt die Poesie des Wunderglaubens und ein heiliger Schauer, der seine Schwellen verteidigt gegen die weltlichen Gedanken und die armseligen Leiden der Erde."

Romanische Freude an kirchlichem Prunk und Pomp, an ritterlicher Tapferkeit und Verwegenheit mag dem Dichter manchmal bei seinen Legenden die Feder geführt haben. Wenn er aber das Rauschen des Waldes, den er so sehr liebt, die träumerische Poesie des Waldsees, das intime Leben der Natur an der Oberfläche und im Innern der Erde schildert, dann zeigt's sich jedesmal deutlich, daß Becquer trotz der spanischen Geburtsstätte ein deutscher Dichter ist. Die träumerische Sentimentalität des Germanen, seine Liebe zur beschaulichen Einsamkeit, sein liebevolles Versenken in die kleinsten und zartesten Manifestationen der Natur — all dies sind auch charakteristische Züge unseres spanischen Landsmannes. — Und noch zwei andere Grundzüge seines Dichtercharakters müssen hier energisch hervorgehoben (unterstrichen würde der Modekritiker sagen) werden. Das ist einmal der wohltuende keusche Zauber, der über all seinen Dichtungen liegt und sie dadurch jenen Viktors von Scheffel nähert. Sodann die Erhabenheit, der würdevolle Ernst, der den Dichter besonders charakterisiert und ihn von dem grotesken E. T. A. Hoffmann, in dem das Pathologisch-Närrische des Künstlertums besondere Triumphe feiert, unterscheidet. Dieses tiefinnerliche Bedürfnis nach Erhabenheit stärkt seine Phantasie derart, daß sie selbst den Flug in die Regionen des Himmels wagt. Hören wir einen Teil dieser Schilderung, die für ihn so bezeichnend ist! Der gottesräuberische junge Ritter Theobaldo, ein Ausbund aller Schlechtigkeiten, wird von einem Geisterrosse durch Himmel und Hölle getragen. Schon ist er an den heiligen Propheten, „die ihr grob ausgehauen in den steinernen Portalen unserer Kirchen gesehen habt", vorüber, schon hat er die sternengekrönte Gottesmutter, „unsere liebe Frau von Montserrat", hinter sich. „Er durchquerte jene phantastische Gegend, wohin alle Wehklagen der Erde gehen, die Töne, von denen wir sagen, daß sie sich in der leeren Luft verlieren, die Worte, von denen wir glauben, daß sie ohne Echo verklingen, die Wehklagen, von denen wir annehmen, daß sie niemand höre . . . .

Dort schweben im harmonischen Zusammenklang die Gebete der

Kinder, die Bitten der Jungfrauen, die Psalmen der frommen Einsiedler, das Flehen der Erniedrigten und die keuschen Worte derer, die reinen Herzens sind, die entsagenden Seufzer jener, die dulden, das Jammern derer, die verzweifeln, und die Hymnen jener, die hoffen . . . . "

„Was ich nicht erlernen konnte, habe ich mir erwandert," sagt Goethe. Auch Becquer verdankt als Dichter dem Wandern außerordentlich viel. Wandernd sammelte er bei den einsamen Hirten und Jägern die alten Stoffe seiner Legenden. Dankbar gedenkt er dort immer dieser beiden Stände und manchmal hat er auch die originelle Gestalt eines solchen Gewährsmannes dichterisch verewigt. So den Hirten Esteban, dessen mit ein paar flotten, markigen Strichen gezeichnetes literarisches Porträt wie eine lebendige Farbenskizze uns anmutet. Vor allem fand er aber auf diesen Dichterfahrten die realistischen Hintergrundeffekte für seine Erzählungen, wodurch die Legenden an Frische und Glaubwürdigkeit, namentlich für seine Landsleute ungemein gewinnen. Die Versenkung in den Zauber der uralten, sagenumwobenen Abteien und Burgen hat ferner seine produktive Kraft immer neu angeregt. „Zerstörte Ringmauern, Sitten aus Väterzeiten haben für mich einen unsagbaren Zauber, etwas Mysteriös-Duftiges. Es ist für mich wie ein glänzender Sonnenuntergang: . . . tausend leuchtende Luftgebilde, strahlend in Farbenpracht, erscheinen, bevor sie in das stumme Dunkel sich stürzen, wo sie auf ewig zugrunde gehen müssen." So hat dieser Neuromantiker in seinen „Reisebriefen" selbst die geheimnisvolle Macht charakterisiert, welche die romantischen Stätten seines Vaterlandes auf seine Phantasie ausübten.

Gleich seinem Bruder Valerian hatte auch Gustavo Adolfo Becquer das Maltalent des Vaters geerbt und in den Zeiten, wo die Poesie ihm nicht das nötige Brot verschaffen konnte, suchte der Dichter als Zeichner und Maler Verdienst. Er gehört also in die Reihe Salomon Geßner, Gottfried Keller, Josef Viktor von Scheffel, Karl Stauffer-Bern usw.

Seine Zeichnungen fanden auch viel Beifall, und sein spanischer Biograph Correa nennt sie sogar admirables. Die Markgrafen von Remisa, für die Becquer mehrere Aufträge al fresco durchführte, waren freilich weniger begeisterte Abnehmer. Das Auge des Malers kommt auch dem Dichter überall zugut. Nicht nur, daß es die feinen Lichtwirkungen in dem magischen Halbdunkel der Gotteshäuser und dem Düster des Waldes in ihrem diskreten Zauber erkennt und uns ver-

mittelt, er erspäht vor allem den stimmungsvollen, malerischen Winkel, und wäre er auch in der unscheinbarsten, engsten alten Gasse. Hier ist so ein Prachtstück aus Toledo; es bildet den düsteren Hintergrund des nächtlichen Zweikampfes zweier eifersüchtigen Ritter: „Ein in die Wand gewölbter Bogen, in dessen Nische das Bild des aufs Kreuz genagelten Erlösers mit einem Totenschädel zu Füßen sichtbar war, ein unbehauenes Bretterdach, welches das Ganze vor Ungemach sicherte, und ein kleines, an einem Strick befestigtes Lämpchen, das, in jeder Luftströmung hin- und herbaumelnd und flackernd, einen schwachen Schein um sich warf, das bildete den ganzen Altar, um den sich ein paar Efeuranken aus den Rissen der schwarzen, zersprungenen Mauern emporrankten und einen laubähnlichen Bogen bildeten." Becquers Vater soll besonders als Maler andalusischer Volksszenen geschätzt gewesen sein. Das ist für das Verständnis des Dichters nicht ohne Bedeutung; denn seine ganze Kunst wurzelt im Volkstümlichen. Wonach Klopstock sein Leben lang umsonst gejagt, eine Verbindung des Volkstümlichen und Erhabenen, hier ist es erreicht.

„Ob du es glaubst, oder nicht glaubst, darum kümmere ich mich wenig. Mein Großvater hat es meinem Vater erzählt, mein Vater mir, und ich berichte es jetzt dir, sei's auch nur um des Zeitvertreibes willen." Gustavo Adolfo Becquer hätte nicht nötig gehabt, sich mit diesem nonchalanten Motto dem Leser gegenüber zu salvieren, wie er dies in der schauerlichen Legende: „Das Kreuz des Teufels" getan, denn der Leser glaubt ihm seine Spukgeschichten. Wir stoßen uns gar nicht daran, daß ein schönes junges Mädchen ritterlichen Geschlechtes des Nachts zeitweise als weißes Reh durch die Wälder lustwandelt. Wir glauben ihm, daß der steinerne Ritter auf seinem Grabmal in der Kathedrale von Toledo um Mitternacht den berauschten jungen Offizier, der vor seinen Kameraden die ätherische, wunderschöne, marmorne Gemahlin des Toten frevlerisch küssen will, mit einem furchtbaren Faustschlag zerschmettert. Wir glauben, daß längst verstorbene Mönche, die mit den Geheimnissen des Purgatoriums schmerzlich vertraut sind, alljährlich am Gründonnerstage, halb eingehüllt in die Fetzen ihrer Habite, als Gerippe mit fleischlosen Kiefern, schwarzen Augenhöhlen und weißen Zähnen sich aus dem Wasser erheben, in das sie einst frevlerische Hände geschleudert, den Abgrund hinaufklettern und in ihrer zerstörten Kirche, die sich von selbst rekonstruiert, mit tiefer Grabesstimme und dem Ausdruck herzzerreißenden Schmerzes das „Miserere" für sich singen.

So groß ist die Kunst Becquers, daß er das Unglaubwürdigste so zu erzählen weiß, daß wir, atemlos lauschend, gar nicht zu denken vermögen, es könne anders in dem Märchen zugegangen sein, und dadurch sichert er sich für immer einen Platz in der Reihe der großen Phantasten der Weltliteratur, neben Viktor Hugo, E. A. Poe, E. T. A. Hoffmann u. a. Was aber diesen feinziselierten Kunstwerken einen erhöhten Wert verleiht, das ist der ethische Grundgedanke, den sie enthalten. Nicht ein moralisches Zöpfchen in der Manier des seligen Gellert; dazu ist Gustavo Adolfo Becquer viel zu feinsinnig. Mit E. T. A. Hoffmann, unter dessen Einfluß er zweifellos steht, hat er auch noch die Begeisterung für die Musik gemeinsam. Aus der liebevollen Art, mit der er Klangwirkungen subtil beschreibt, haben wir es gleich erkannt, aber er bekennt es auch selbst. „Ich verstehe nichts von der Musik", gesteht er in der Rahmenerzählung „Das Miserere", „aber ich liebe sie so sehr, daß ich, auch ohne sie zu begreifen, manchmal die Partitur irgend einer Oper zur Hand nehme, um sie stundenlang durchzublättern, die mehr oder weniger zusammengedrängten Notengruppen betrachtend, die Linien, Halbkreise, Dreiecke und die Zeichen, die man Schlüssel nennt, und all das, ohne daß ich einen Federstrich davon verstände, oder den kleinsten Nutzen daraus ziehen könnte!" Zwei seiner schönsten Legenden „Meister Perez, der Organist" und „Das Miserere" sind musikalische Legenden.

Es erübrigt noch ein paar Worte über den Lyriker Becquer zu sagen. Schönheit, Erhabenheit, Glut und Farbenpracht, das sind die vier Worte, mit denen man kurz seine „Rimas" (Lieder) charakterisieren kann. Und was wir besonders daran schätzen, das ist, daß jedes Wort vollgehaltig ist. Das dünne Büchlein „Spanische Lieder" wiegt Tausende moderner Gedichtbände auf. Es ist seltsam, wie darin Gedanken von monumentaler Größe und Wucht mit solchen innigster Zartheit aneinander gereiht sind. Und dann ist's wieder ergreifend, zu sehen, wie das Traumhafte, Unbewußte des künstlerischen Lebensganges überall hervorleuchtet. Reflexionen über seine dunkeln Lebenswege und Ziele leiten das Büchlein ein. Die meisten Lieder sind Liebeslieder, glutvolle, innige, echte Liebeslieder. Eines fehlt in dem Liederstrauße, die Lieder des Glückes — ach, das Glück hat dem Glücksbedürftigen ja so selten gelächelt! Dafür fällt selbst in die Lieder der Liebe der schwarze Schatten des Leidens, der Not hinein. Und gegen den Schluß zu werden die Töne immer dunkler und melancholischer, die Gedanken an Tod, Jenseits und Vergangenheit plagen das vielgequälte Herz.

Wenn böse Fieberträume
Des Kranken Kopf erhitzen,
Am Rande meines Bettes,
Wer wird dann niedersitzen?

Zum Sterben, wenn ich suchend
Nach etwas Liebem taste,
Wer ist's wohl, der dann zärtlich
Noch meine Hand umfaßte?

Wer ist's, wenn frei die Seele
Dem Jammer mich entrückte,
Der meine toten Augen
Mitleidig zu wohl drückte?

Und wenn am nächsten Morgen
Die Menschen sich erheben,
In wessen Angedenken
Werd' ich noch weiter leben?

Kein spanischer Dichter hat sich soviel Freiheit im Metrum gestattet wie Becquer, keiner hat so ängstlich wie er das Kunstmittel des Reimes vermieden. Und trotzdem gehören seine Lieder zu den melodischesten und musikalischesten in der gesamten spanischen Dichtung. Keines anderen spanischen Dichters Lieder sind deshalb auch so tief ins Volk eingedrungen, keines anderen Lieder singt man soviel, nicht nur in Spanien, sondern in allen spanisch redenden Nationen, besonders in Amerika. Kein spanischer Dichter ist endlich so viel nachgeahmt worden, wie Becquer; er ist der spanische Heine, freilich ohne die Schattenseiten des deutschen Dichters.

Was sterblich war an Gustavo Adolfo Becquer, ist zum Staube zurückgekehrt. Vorbei ist alles Künstlerelend und Erdenleid; reich und leuchtend aber wird immer sein Werk dastehen, denn es gehört zu jenen Kunstdenkmälern, denen der Kuß der Unsterblichkeit auf die Stirne gedrückt ist.

Franz v. Defregger
Bauernbildnis
Zum Aufsatz von Erich Felder

Erich Felder (München):

Franz v. Defregger

Die größten Überraschungen, die München in den letzten Jahren auf dem Gebiete der bildenden Kunst erlebte, gingen nicht vom Import auswärtiger Kunstmärkte aus, sie waren der vertrauteren Bekanntschaft mit heimischen Meistern zu danken. Heinemanns Ausstellung der Diez-Schule wirkte wie eine Offenbarung, an derselben Stelle wurden unlängst die ehemaligen Jünger Pilotys — fast lauter gute Bekannte — vereint, und die Eindrücke waren nicht minder stark und neu.

Unter den Werken, auf deren Schöpfer auch Geübte ohne das Signum kaum hätten schließen können, befand sich ein meisterliches Bildnis des Professors Gysis, daneben Frauenakte von einem Schmelz, einer Leuchtkraft des Inkarnats, daß man an die ersten Fachkünstler denken mochte. Und unter dem vielbewunderten Portrait wie unter den brillanten Aktstudien stand der weitberühmte Name Franz von Defregger.

Verwundert rief man sich sein vertrautes Bild ins Gedächtnis, in dem jeder Zug festzustehen schien; wie war es möglich, daß diese Seiten seines Könnens so lange im Dunkeln blieben? Daß manche Kunsthistoriker den Maler über dem Heldendarsteller und Humoristen unwillkürlich — oder geflissentlich übersahen?

Vom jungen Defregger hatte man nicht viel mehr gewußt, als daß er ein Beobachter von seltener Schärfe des Blicks war; davon zeugten die grotesken Karrikaturen seiner ersten Jugend, und auch bei der großen Kollektivausstellung, die die Wiener Künstlergenossenschaft im Jahre 1902 organisiert hat, fiel seine frühreife Charakterisierungskunst an den Arbeiten der ersten Periode auf; den Maler Defregger glaubte die Welt schon auswendig zu kennen. Da brachte die an Entdeckungen so reiche Berliner Jahrhundertausstellung jene in welligem Linienschwung hinfließende Almlandschaft, die Sensationen der „Piloty-

Schule" folgten, und nun begannen auch die auf bestimmte Parteiprogramme eingeschworenen Partisane moderner Kunst zunächst an den Jugendwerken die rein malerischen Qualitäten zu ahnen, die in Fachkreisen längst nach Gebühr geschätzt worden waren.

Es ist ein offenes Geheimnis, daß Defregger zum Unterschiede von vielen seiner Zeitgenossen in der Wertung des künstlerischen Nachwuchses eine viel wichtigere Rolle spielt als in dem Urteil jener Ästheten, die jeder gegenständlichen Darstellung in der Malerei die ewige Verdammnis androhen.

Unvergeßlich bleibt mir, wie begeistert einstmals Heinrich Knirr, der modernste Vertreter der reinkoloristischen Münchner Richtung, mir die malerischen Qualitäten Defreggers rühmte.

„Wir schätzen ja heute ein Bild hauptsächlich nach Raumverteilung, Harmonie der Farben, Rhythmus der Linien ein — aber auch vom rein *malerischen* Standpunkt aus beurteilt, kann dieser „Defregger" — es handelte sich um ein wenig bekanntes Jugendwerk — neben einem Leibl mit Ehren bestehen." So ungefähr äußerte sich der „westeuropäische Whistler" über den Meister von Tirol, dessen kernhafte Volkstypen dem Schöpfer mondäner Damenportraits wahrlich ferne stehen. Und als ein schlicht und treu dargestelltes Baby von Defregger vor ein paar Jahren in einem Münchner Kunstsalon zu schauen war, neigten sich die Malweibchen der Knirrschule ehrfürchtig vor dem Kinde, auf daß der heilige Geist der Kunst sie überschatte: „Studieren Sie einmal, wie das gemalt ist", hatte der Schultyrann ihnen statt aller Theorien eingeprägt.

Als Maler ist Defregger seinen eigenen Weg gegangen. Piloty, bei dem er ja erst als Dreißigjähriger in Gnaden aufgenommen wurde, hatte nicht die Gewohnheit, die Schüler nach seiner Eigenart zu drillen, er besserte nie mit dem Pinsel an ihren Bildern; dem Lehrer zu Ehren haben sie sich in ungehemmter Freiheit nach den verschiedensten Richtungen entwickelt. Die Kollegen förderten und unterwiesen einander in technischen Kunstgriffen, wie der jüngst verstorbene Hermann Kaulbach erzählt hat, und Defregger, der mit dem Zielbewußtsein des reifen Mannes erstaunlich rasch „fertig" wurde, war der Hilfsbereiteste von allen. Auch später hat er bis zu dem unlängst erfolgten Rücktritte von der Lehrtätigkeit sein Können einem großen Kreise von Schülern vermittelt, unter denen sein Landsmann *Egger* (Lienz) wohl der bekannteste ist.

Zugegeben, daß die malerischen Reize seiner Schilderungen bei anspruchslosen Motiven unbedingter vorherrschen als wenn er auf den weltberühmten Historienbildern von seiner Werkstatt aus die Ereignisse mit allen Einzelheiten zu rekonstruieren suchte. Dabei kam es ihm freilich nicht darauf an, malerische Impressionen mit Hilfe optischer Gesetze oder auch moderner Brillen von einem individuellen Standpunkte aus festzuhalten. Daß aber gerade Historienbilder der Allgemeinheit nicht eben dann am glaubwürdigsten erscheinen, wenn sie von unsern Zeitgenossen in die Form eines persönlichen Erlebnisses eingekleidet werden, liegt auf der Hand; und so hatte Defreggers analytische Methode den Erfolg, den fast beispiellosen Welterfolg für sich. Seine Darstellung der Hoferschen Heroenkämpfe ist so populär geworden wie Schillers Verkörperung der Tellfigur; sucht doch der Besucher Innsbrucks nächst der Hofkirche vor Allem das „Ferdinandeum" auf, die Siegeshalle Tirols, in welcher der Heldengeist des heiligen Landes herrscht. Angesichts der Regiekunst Defreggers spricht man bei diesen Bildern gerne von „Theater-Effekten"; wohlan denn: seine Tiroler von 1809 sind dieselben, die wir jüngst bei den Bauernspielen anläßlich der Jahrhundertfeier auf den Dorfbühnen neu erstehn sahen, urwüchsiger und echter jedenfalls, als sie ein routinierter Bühnenkünstler stellen könnte; Defreggers Sandwirt ist aber auch der gleiche, dessen lakonische Rede Peter Rosegger wiedergegeben hat:

„Die Meß' habt's gehört, Euren Schnaps habt's trunken, geh'n mer's an" . . .

Im architektonischen Aufbau dieser Werke läßt sich der Einfluß Pilotys nicht verkennen, der heutzutage wohl auch als M a l e r unterschätzt wird, w e i l er ein Meister der dramatischen Komposition war. Diese Erscheinung läßt sich an einem modernen Beispiel verdeutlichen: Die in der Malerei perhorreszierte Verschmelzung dramatischer und bildender Kunst wird ja gerade gegenwärtig auf dem Theater angestrebt. Meistens aber bestätigt das bildmäßig stilisierte Schauspiel die Erfahrung, die sich im umgekehrten Sinne bei der gewaltigen Historie wiederholt: Die Wirkung des spannenden Vorganges gewinnt die Oberhand über den rein malerischen Eindruck.

Bei dem Genrefache, Defreggers Hauptdomäne, tritt das „Ereignis" nicht so gebieterisch in den Vordergrund. „In der Malerei gilt nur der Moment", sagt irgendwo Böcklin, der sich freilich nicht allzustreng an diese Maxime hielt. „Dieser Grundsatz steht aber nicht im Wider-

spruch mit Darstellungen genrehafter Natur", wie Woermann hierzu bemerkt, — „denn ein Genrebild kann die Forderung, durch einen Moment klar und deutlich die Situation erkennen zu lassen, in jeder Beziehung erfüllen . . . Was man bei den Altflorentinern bewundert, was einen an Metsu, Jan Steen, Terborch, Ostade und Brouwer entzückt, das kann man unmöglich in der modernen Malerei verdammen.

Gerade bei Defregger hat, wie in den Anfängen, so seit der um die Mitte der Achtziger Jahre einsetzenden Periode der bei aller Farbenfreude vornehm gedämpfte Ton des Malers den lebendigen Vortrag des Erzählers veredelt, unbeschadet dessen, daß der Künstler an der treuen Wiedergabe des Lokalkolorits unentwegt festhielt. Aus dem frischen Grün der Sommerpracht, dem Braun der Scholle, dem heitern Rot, das sich bei den Tiroler Landestrachten den Leibfarben der Landschaft zugesellt, entnimmt er die Grundtöne der Skala, in der er Volkslieder illustriert. Zweifellos haben uns aufdringliche Leiermänner manche dieser Weisen arg verleidet, — Defreggers Nachtreter, die sein Ruhm nicht schlafen ließ, sind im Laufe der letzten Jahre bekanntlich zum Schrecken der Kunstmärkte geworden; aber der Meister von Dölsach selbst kann darum kein minder feinfühliger Maler und hervorragender Zeichner sein, weil in ihm die Beobachtungsgabe, der Humor eines Rosegger steckt und seine Werke gleich den Sittenschilderungen der Niederländer auch als Zeitdokumente bleibenden Wert besitzen.

Niemand kennt den Charakter des Tirolers gründlicher, der sich trotz der vielgerühmten Treuherzigkeit vor dem Fremden zäh verschließt — diese Mischung von frisch-fröhlicher Lebenslust und fatalistischer Ergebung in die Ratschlüsse der waltenden Macht, von pfiffiger Verschmitztheit und biederer Urwüchsigkeit und klug berechneter Behandlung des Fremden, dessen Salontirolertum schlimmstenfalls von schalkhaften Dirnen mit gutmütiger Derbheit bespöttelt wird.

Defregger nimmt als treuer Angehöriger des Tiroler Volksstammes für ihn Partei, wenn er das Verhältnis des Älplers zum Städter schildert. Es liegt nahe, daß er den Bauer nicht wie die meisten Genremaler, als komische Figur auffaßt und ihn auch im Werktagsgewande zu treffen weiß, — nicht nur wenn er gefallsam für den Photographen posiert. Weniger selbstverständlich ist die Tatsache, daß Defregger mit Ausnahme weniger religiöser Bilder und Porträts in seinen Motiven dem angestammten Milieu treu geblieben ist, während die meisten aus dem Volke hervorgegangenen Meister — man denke

nur an Lenbach — auf der Höhe ihres Ruhms gern betonten, daß der Sänger mit dem König geht. Defregger hat den Kontakt mit seinen Tirolern nicht verloren; jedes Kind kennt ihn in der sonnigen Bozener Gegend, die ihm einst die Gesundheit wiederschenkte und der er alljährliich seinen Dankes- und Freundschaftsbesuch abstattet. Er liebt sie, wie Jeder sie lieben muß, die bergumschlossene Stadt des Meisters von der Vogelweide, diese anziehendste Schöne des deutschen Südens, die weinumkränzt im Schatten des Rosengartens ruht. Und seine Liebe reift zu künstlerischer Tat. Die malerischen Geheimnisse des Landes, von denen ihm alte Schloßgänge und stimmungsvolle Bauerngehöfte erzählten, hat Meister Defregger uns in seinen besten Stunden überliefert; von seinem stattlichen Besitze in Zwölfmalgreien, vom behaglichen Ehrentisch im Erdgeschoß des Batzenhäusels aus studiert er stillzufrieden, was an starkwüchsigen Stämmen und würzigem Alpenflor lebensfrisch emporwächst; die Menschenblüten betrachtet er mit dem Auge des Schönheitsfreundes, ohne sie zu fälschen. So echtfärbig, so tannenschlank, so kindlich lieb, wie er sie malt, sind sie ja wirklich, diese Töchter der Berge, ehe die erste Wolke ihre junge Stirn umzieht. Und als reiche Herbstbeute bringt der Künstler eine Fülle heimatlicher Eindrücke nach der Isarstadt, deren aleiche Modelle sich selten ungezwungen ins Tirolerische übersetzen lassen.

Die Echtheit der Defreggerschen Tirolertypen wird auch von Jenen nicht angefochten, die ihm sein Erzählertalent ungern verzeihen. Richard Muther hat in seinem Nachlaßwerk über diese Bildnisse gesagt: „In schneidig markigen Strichen malt er den Kopf eeines Wildschützen, eines Bauern: knorrig, urwüchsig, derb; den Kopf eines Dirndls: frisch, ländlich urd stolz."

Der Meister war so liebenswürdig, dem Leserkreise von „Nord und Süd" einige seiner noch nirgends reproducierten, letzten Studienköpfe und Charakterfiguren zu überlassen; diese paar Proben werden den jugendfrisch Wirkenden der Empfindung näherrücken als Worte es vermögen, — den Menschendarsteller, den Menschen, der vom Künstler nicht zu trennen ist. Über ihn hat Franz Hermann Meißner das schlichte Wahrwort gesagt, er sei Einer der Wenigen, die das Glück mit echter Menschenwürde zu tragen verstehn. In der Unverfälschtheit seines Wesens liegt jene persönliche Größe, die Defregger so ehrwürdig macht. Als ich zum ersten Male seine Werkstatt betreten durfte, hatte

*) Wir werden sie in einer der nächsten Nummern noch reproduzieren. D. Red.

ich das Gefühl unüberwindlicher Distanz, mit dem man zu historischen Gestalten aufblickt; und als ich den prunklos vornehmen Gartenpavillon verließ, war mir zu Mute, als hätte ein gütiger Vater zu mir gesprochen. Ähnlich ergeht es den meisten seiner Landsleute, unter denen er, der künstlerische Vertreter von Altösterreichs Glorie, niemals fehlt, wenn sie in der gastlichen Kunststadt ihre Zusammengehörigkeit feiern; und auch die Deutschen andrer Stämme übertragen ihre Liebe zu Tirol auf ihn. Aber nicht blind soll diese Liebe machen, sie soll uns sehn lehren, daß in dem berufensten Sittenschilderer des Gebirgsvolkes von seinen wenig beachteten Anfängen bis zum heutigen Tage ein auserwählter Meister der Farbe lebt.

H. G. Wells:
Der gestohlene Bazillus

Und dies hier", sagte der Bakteriologe, eine kleine Glasscheibe unter das Mikroskop schiebend, „ist ein Präparat des berühmten Cholerabazillus — der Cholerakeim."

Der blaßgesichtige Mann blickte in das Mikroskop. Er war augenscheinlich nicht an solche Dinge gewöhnt und hielt eine schlaffe, weiße Hand über das eine, unbeschäftigte Auge. — „Ich sehe recht wenig," sagte er.

„Drehen Sie hier an der Schraube," sagte der Bakteriologe. — „Vielleicht ist das Mikroskop nicht richtig eingestellt für Sie. Nur den Bruchteil einer Drehung nach rechts oder links. . ."

„Ah! Jetzt sehe ich!" sagte der Besucher. — „Nicht besonders viel zu sehn übrigens. Kleine Streifchen und Fetzchen Rosa. Und doch könnten diese kleinen Partikelchen, diese bloßen Atomchen, sich vervielfältigen und eine ganze Stadt verwüsten! Wundervoll!"

Er richtete sich auf, zog das Glasplättchen aus dem Mikroskop und hielt es gegen das Fenster. — „Kaum sichtbar," sagte er, das Präparat äußerst genau betrachtend. Er zögerte. — „Sind sie — lebendig? Sind sie gefährlich — so?"

„Diese hier sind getötet und gefärbt", sagte der Bakteriologe. „Was mich betrifft, so wünschte ich, wir könnten jedes einzelne von diesen Dingern im ganzen Weltall töten und färben!"

In England gehört H. G. Wells seit etlichen Jahren zu den am meisten gelesenen Schriftstellern. Auch in Deutschland fängt man nun an, ihn zu würdigen. Seine kurzen, phantastischen Geschichten, wovon bald in einer guten Übersetzung (von G. J. Klett) eine Auswahl bei Julius Hoffmann in Stuttgart erscheint, charakterisieren seine Art am besten. Die Geschichten von Wells zeichnen sich durch eine im besten Stil spannende Handlung und durch ungewöhnliche Tiefe der Psychologie aus. Sie sind zu wirklichen Kunstwerken abgerundet, und man darf sie wohl in eine Linie mit den Skizzen E. A. Poes stellen. Der Verlag von Julius Hoffmann hat uns erlaubt, „den gestohlenen Bazillus" dem bald erscheinenden Bande zu entnehmen.

„Ich vermute“, sagte der Blaßgesichtige mit einem leichten Lächeln, „Sie werden sich nicht gerade drum reißen, solche Dinger im lebenden — ich meine im aktiven Zustand um sich zu haben?“

„Im Gegenteil — wir sind dazu gezwungen“, sagte der Bakteriologe. — „Hier zum Beispiel“ — — er ging durchs Zimmer und nahm von einem Haufen versiegelter Tuben eine in die Hand. — „Das da ist die Sache in lebender Verfassung. Eine Kultur von wirklich lebenden Krankheitsbazillen.“ Er zögerte. — „Auf Flaschen gezogene Cholera, sozusagen.“

Ein schwaches Aufleuchten der Befriedigung zeigte sich eine Sekunde lang im Gesicht des blassen Mannes. — „Eine gefährliche Sache — so etwas um sich zu haben!“ sagte er, die kleine Tube mit den Augen verschlingend. Der Bakteriologe beobachtete die krankhafte Erregtheit im Ausdruck seines Besuchers. Dieser Mann, der ihn heute nachmittag mit einem kurzen Empfehlungsschreiben eines alten Freundes aufgesucht hatte, interessierte ihn schon allein durch den Gegensatz ihrer beiderseitigen Veranlagungen. Das schlichte schwarze Haar und die tiefen grauen Augen, der hagere Ausdruck und das nervöse Wesen, das sprunghafte und doch so scharfe Interesse seines Gastes bildeten eine ganz neue Abwechslung gegenüber den phlegmatischen Bemerkungen des gewöhnlichen wissenschaftlichen Arbeiters, der den hauptsächlichsten Verkehr des Bakteriologen bildete. Es war nur natürlich, angesichts eines Zuhörers, auf den die tödliche Bedeutung des Gegenstands so augenscheinlich starken Eindruck machte, die Sache im wirkungsvollsten Licht darzustellen. . . .

Er hielt nachdenklich die Tube in der Hand. — „Ja, hier drin ist die Pestillenz gefangen. Man braucht nur solch eine kleine Tube über einer Quantität Trinkwasser zu zerbrechen — braucht nur zu diesen winzigen Lebenspartikelchen, die man erst färben und mit einem zur äußersten Schärfe eingestellten Mikroskop untersuchen muß, um sie überhaupt zu sehn, und die weder Geruch noch Geschmack haben, ich sage, man braucht nur zu ihnen zu sagen: Geht hin, vermehrt euch, vervielfältigt euch, füllt die Brunnen — und der Tod — ein geheimnisvoller, unaufspürbarer Tod, ein plötzlicher und furchtbarer, grimmiger Tod voller Schmerzen und Würdelosigkeit wäre losgelassen auf diese Stadt und würde umherziehn und seine Opfer suchen. Den Gatten würde er von der Gattin reißen, das Kind von der Mutter, den Staatsmann von seiner Arbeit, den Arbeiter von seiner Mühsal. Er würde den Wasser-

leitungen folgen, würde die Straßen entlang schleichen, da ein Haus auswählen und heimsuchen, und dort ein anders, wo sie ihr Trinkwasser nicht abkochten, er würde in die Brunnen der Mineralwasserfabrikanten schleichen, in den Salat hineingewaschen werden und im Eis und Gefrorenen auf der Lauer liegen. In den Pferdetrögen würde er liegen und schlummern und in den öffentlichen Brunnen darauf warten, daß sorglose Kinder ihn tränken. Er würde in die Erde sickern, um an tausend unvermutetnn Brunnen und Quellen wieder aufzutauchen. Bloß n die Wasserleitung brauchte man ihn zu gießen — und noch eh man hn ankündigen oder ihn wieder einfangen könnte, hätte er die Hauptstadt schon dezimiert."

Er hielt plötzlich inne. Man hatte ihm schon öfter gesagt, Rhetorik sei seine schwache Seite.

„Aber hier ist er sicher verwahrt, sehen Sie — ganz sicher verwahrt!" Der blaßgesichtige Mann nickte. Seine Augen funkelten. Er räusperte sich. — „Die Anarchisten, diese Schufte, sagte er, sind doch Narren — blinde Narren, daß sie mit Bomben arbeiten, wenn sie derartige Dinge haben könnten! Ich glaube — —"

Ein sanftes Klopfen ließ sich an der Tür vernehmen. Der Bakteriologe öffnete. — „Nur eine Minute, Schatz!" flüsterte seine Frau. Als er wieder im Laboratorium erschien, sah sein Besucher eben nach der Uhr. — „Ich hatte keine Ahnung, daß ich Ihnen eine ganze Stunde Ihrer Zeit geraubt habe!" sagte er. — „Zwölf Minuten bis vier. Um halb vier hätte ich eigentlich wegmüssen. Aber Sie haben wirklich zu viel Interessantes hier. Nein, wirklich, ich darf mich keinen Augenblick länger aufhalten. Um vier Uhr habe ich eine Verabredung."

Und unter wiederholten Dankesäußerungen verließ er das Zimmer. Der Bakteriologe begleitete ihn bis an die Tür und kehrte dann durch den Korridor nachdenklich ins Laboratorium zurück. Er sann über die Ethnologie seines Gastes nach. Auf alle Fälle war der Mann kein germanischer Typ und auch kein gewöhnlicher romanischer. — „Ein krankhaftes Produkt unter allen Umständen, fürchte ich!" sagte der Bakteriologe zu sich selbst. — „Wie gierig er die Kulturen von Krankheitskeimen anstierte!" Ein beunruhigender Gedanke kam ihm plötzlich. Er wandte sich zu der Bank neben dem Dampfbad und darauf hastig seinem Schreibtisch zu. Dann befühlte er eilig seine Taschen und stürzte nach der Tür.

„Vielleicht habe ich es auf den Korridortisch gelegt!" sagte er.

„Minnie!" rief er im Korridor mit heiserer Stimme.

„Ja Schatz!" klang es von fern.

„Hab ich was in der Hand gehabt, als ich eben mit dir sprach, Schatz?" — Pause.

„Nichts, Schatz. Ich weiß noch — —"

„Hölle und Teufel!" schrie der Bakteriologe, schoß wie der Blitz zur Haustür hinaus und die Stufen hinunter auf die Straße.

Minnie lief, als sie die Tür heftig zuschlagen hörte, erschrocken ans Fenster. Ganz unten auf der Straße stieg soeben ein schlanker Mann in eine Droschke. Der Bakteriologe, ohne Hut, in gestickten Morgenschuhen, rannte wild gestikulierend auf diese Gruppe zu. Er verlor einen Pantoffel, aber er sah sich nicht darnach um. — „Er ist verrückt geworden!" sagte Minnie. — „Natürlich, seine greuliche Wissenschaft!" Sie öffnete das Fenster und wollte ihm nachrufen. Dem schlanken Mann, der sich plötzlich umsah, schien ebenfalls der Gedanke an Geistesgestörtheit zu kommen. Er deutete hastig auf den Bakteriologen, sagte etwas zu seinem Kutscher, die Tür der Droschke flog zu, die Peitsche knallte, die Hufe des Pferdes klapperten, und in einem Moment hatten die Droschke und der sie leidenschaftlich verfolgende Bakteriologe das Ende der Straße erreicht und waren um die Ecke verschwunden.

Minnie starrte noch eine Minute regungslos aus dem Fenster. Dann zog sie den Kopf zurück. Sie war völlig betäubt. — „Nun ja, exzentrisch ist er ja," überlegte sie — „Aber so in London herumstürzen — mitten in der Hochsaison — in Socken — —!" Ein glücklicher Gedanke kam ihr. Sie setzte hastig ihren Hut auf, ergriff ihres Mannes Stiefel, ging in den Korridor, nahm seinen Hut und einen leichten Überzieher vom Kleiderständer, trat vor die Haustür und rief eine Droschke an, die zum Glück eben vorüberkroch. — „Die Straße hinunter und um Havelock Crescent — und sehen Sie zu, ob wir einen Herrn finden, der in einem Sommerjackett und ohne Hut dort herumläuft."

„Sommerjackett und ohne Hut, gnä' Frau. Schön, gnä' Frau!" Und der Kutscher trieb sein Pferd so gleichgültig an, als fahre er sein Lebenlang jeden Tag nach dieser Adresse.

Wenige Minuten später ward die kleine Gruppe von Droschkenkutschern und Müßiggängern an der Droschkenhaltestelle bei Haberstock Hill durch eine in wütender Fahrt einherrasselnde Droschke mit einer ingwerfarbenen Schindmähre von einem Gaul aufgescheucht.

Während sie vorüberfuhr, waren alle stumm. Dann — als sie entschwand — sagte ein stämmiger Biedermann, der unter dem Namen „Das alte Tuthorn“ ging:

„Harry Hicks war das. Was hat denn der für'ne Fuhre?“

„Der führt heut' seine Peitsche gut, Donnerwetter!“ sagte der Laufbursche von der nächsten Kneipe.

„Holla!“ rief der arme alte Tommy Byles. — „Da kommt noch so'n verrücktes Huhn an! Kuckuck noch mal!“

„Das ist der alte George,“ sagte das Tuthorn. „Und hat auch 'nen Verrückten — du hast's erraten! Was? Klettert der Kerl nicht aus der Droschke raus? Ob er hinter Harry Hicks her ist, was?

Die Gruppe auf dem Droschkenhalteplatz belebte sich. Chorus: „Drauf George!“ „Immer los!“ „Du kriegst ihn schon!“ „Flott, voran!“

„Feines Rennpferd!“ sagte der Laufbursche.

„Da soll aber doch gleich . . .“ schrie das alte Tuthorn. „Aufgepaßt! Jetzt tu' ich bald selber noch mit! Da kommt noch einer! Sind denn alle Droschken in ganz Hampstead heut' morgen übergeschnappt?“

„Ein weibliches Lebewesen diesmal!“ sagte der Laufbursche.

„Lauft hinter ihm drein,“ sagte das alte Tuthorn. „Sonst ists gewöhnlich anders rum.“

„Was hat sie denn in der Hand?“

„Sieht fast aus wie ein Böller.“

„So ein verfluchter Ulk! Drei gegen einen — und alle hinter George her!“ sagte der Laufbursche. „Da!“

Unter einem wahren Sturm von Applaus fuhr jetzt Minnie vorüber. Angenehm war es ihr grade nicht; aber sie war sich bewußt, ihre Pflicht zu erfüllen, und ratterte Haverstock Hill hinunter und Camden Town High Street hinauf . . . immer die Blicke inbrünstig auf die ausdrucksvolle Hinterfront des alten George gerichtet, der ihr landstreicherisches Ehegespons auf so unbegreifliche Weise entführte . . .

Der Mann in der vordersten Droschke saß zusammengekauert in einer Ecke; die Arme hatte er eng übereinandergepreßt; die kleine Tube, die so ungeheure Vernichtungsmöglichkeiten enthielt, krampfhaft in die Hand geklammert. Ihm war ganz eigentümlich angstvoll und frohlockend zumute. In der Hauptsache hatte er Furcht, man könnte ihn einholen, eh er seine Absicht ausgeführt hatte; dahinter aber lauerte ein unbewußtes, weit größeres Entsetzen vor der Grauenhaftigkeit seines

Verbrechens. Doch das Frohlocken überwog bei weitem die Furcht. Noch kein Anarchist hatte sich vor ihm an diesen Gedanken gewagt. Ravachol, Vaillant, all die hervorragenden Persönlichkeiten, die er immer um ihren Rum beneidet hatte, schrumpften zu nichts zusammen neben ihm! Er brauchte nichts als die Wasserleitung zu suchen und die kleine Tube über einen Reservoir zu zerbrechen. Wie wundervoll er doch das alles geplant — das Empfehlungschreiben gefälscht, sich in das Laboratorium eingeschlichen, und wie glänzend er auch gleich die Gelegenheit beim Schopf ergriffen hatte! Endlich, endlich würde die Welt von ihm hören! Tod, Tod, Tod! Immer hatten sie ihn behandelt wie einen, der nichts Besonderes zu sagen hatte. Die ganze Welt hatte sich verschworen, ihn drunten zu halten. Aber er würde sie schon noch lehren, es ihnen schon noch zeigen, was das heißt: einen Menschen so beiseite schieben! Was war denn das für eine wohlbekannte Straße? Great Saint Andrews Street — natürlich! Und wie stand es überhaupt? Er lugte vorsichtig aus dem Droschkenfenster. Der Bakteriologe war kaum fünfzig Schritte hinter ihm. Das war schlimm. Man würde ihn vielleicht doch noch erwischen und anhalten. Er suchte in seinen Taschen nach Geld und fand auch ein Geldstück. Das warf er durch die Lucke vorn dem Kutscher zu. „Schneller!" rief er. „Bloß weiter — fort!" Das Geldstück verschwand augenblicklich aus seiner Hand. „Jawohl!" sagte der Kutscher, und das Fenster flog wieder zu und die Peitsche sauste um die feuchten Flanken des Pferdes. Die Droschke schwankte; der Anarchist, der noch halb aufgerichtet dastand, stemmte die Hand, die die kleine Glastube enthielt, auf das Spritzleder, um sich im Gleichgewicht zu erhalten. Er fühlte, wie das spröde Ding zersprang, und die Bruchstücke auf den Boden der Droschke hinunterklirrten. Mit einem Fluch fiel er auf seinen Sitz zurück und stierte trübselig die zwei oder drei Tropfen an, die auf dem Spritzleder hingen. Ihn schauderte.

„Na ja. Also vermutlich werd' ich der erste sein! Bah! Immerhin ein Märtyrer. Das ist schon was. Trotzdem — es ist doch ein miserables Ende. Ob es wirklich so weh tut, wie sie sagen?"

Gleich darauf kam ihm ein Gedanke. Fr tastete zwischen seinen Füßen herum. In dem zerbrochenen Ende der Tube war noch ein kleiner Tropfen stehngeblieben; den trank er aus — um sicher zu gehn. Auf jeden Fall — er war treu!

Dann plötzlich dämmerte es ihm, daß eigentlich keine Notwendigkeit mehr vorlag, vor dem Bakteriologen zu flüchten. In Wellington Street

befahl er dem Kutscher, zu halten, und stieg aus. Auf dem Trittbrett glitt er aus, und ihm war seltsam wirr zumute. Wie schnell es wirkte, dies Choleragift! Er winkte den Kutscher davon und blieb dann, die Arme über die Brust gefaltet, auf dem Trottoir stehn, um die Ankunft des Bakteriologen zu erwarten. Etwas Tragisches lag in seiner Pose. Das Bewußtsein unausweichlichen Todes verlieh ihm eine gewisse Würde. Mit einem herausfordernden Lachen begrüßte er seinen Verfolger.

„Vive l'Anarchie! Sie kommen zu spät, lieber Freund! Ich hab es getrunken! Die Cholera ist im Gang!"

Der Bakteriologe guckte ihn von seiner Droschke aus durch die Brille mit neugierigen Augen an. „Also, Sie haben es getrunken! Ein Anarchist! Jetzt verstehe ich — endlich!" Er war im Begriff, noch mehr zu sagen, hielt aber plötzlich inne. Ein Lächeln zitterte um seine Mundwinkel. Er öffnete die Tür der Droschke, wie um auszusteigen; worauf der Anarchist ihm ein tragisches Lebewohl zuwinkte und in der Richtung nach Waterloo Bridge davoneilte, wobei er Sorge trug, auf seinem Weg so viel Leute wie nur möglich anzurempeln. Der Bakteriologe war so ganz versunken in diesen Anblick, daß er kaum ein leises Erstaunen äußerte, als Minnie mit Hut und Stiefeln und Überzieher neben ihm auftauchte. „Wie lieb von dir, daß du mir meine Sachen bringst!" sagte er, noch immer ganz verloren in die Betrachtung der entschwindenden Gestalt des Anarchisten.

„Setz dich in die Droschke!" sagte er, noch immer dem andern nachstarrend. Minnie war jetzt ganz davon überzeugt, daß er verrückt geworden war, und gab dem Kutscher auf eigene Verantwortung hin ihre Adresse. „Stiefel anziehn? Aber natürlich, Schatz!" sagte er, als die Droschke umdrehte und dadurch die davoneilende dunkle Gestalt, die jetzt in der Entfernung sehr klein erschien, seinen Blicken entzog. Auf einmal überfiel ihn ein grotesker Gedanke, und er lachte auf. Worauf er bemerkte: „Aber doch — es ist recht ernsthaft! Siehst du — der Mann ist zu mir gekommen — einfach als Besucher. Er ist ein Anarchist. Ach nein — nicht ohnmächtig werden! Sonst kann ich dirs ja überhaupt nicht erzählen. Ich wollte ihm gern ein bißchen imponieren — wußte ja nicht, daß er ein Anarchist war — und nahm eine Kultur von der neuen Spezies von Bakterien, von denen ich dir erzählt habe — die bei verschiedenen Affenarten blaue Flecken erzeugen und für immer festhalten; und in meiner Dummheit sagte ich, es wäre die asiatische Cholera. Und gleich darauf ging er durch mit dem Gift, stahl es und

wollte die Londoner Wasserleitungen damit vergiften. — Na ja, eine schöne Bescheerung hätt er ja wohl anrichten können für diese Stadt der Zivilisation! Und jetzt hat er es selbst alles geschluckt! Ich kann ja selbstverständlich nicht voraussagen, was eigentlich geschehn wird — aber du weißt doch — die junge Katze damals und die Hunde und der Sperling — alle haben sie sich blau gefärbt — blaue Flecken — so recht himmelblau. Das Scheußliche an der ganzen Geschichte ist bloß, es wird mich wer weiß wieviel Zeit und Geld kosten, wieder neue zu präparieren.

„Was! Den Überzieher anziehn? An so einem heißen Tag? Warum denn? Weil wir vielleicht Mrs. Japper begegnen könnten? Aber Schatz — Mrs. Japper ist doch kein Durchzug! Warum soll ich denn einen Überzieher anhaben — an einem so heißen Tag — bloß weil Mrs. . . . Na ja, schön!"

Rundschau

Das Chaos der Wahlreform.

Als Herr von Bethmann Hollweg sich im Jahre 1890 darum bemühte, in den Reichstag zu kommen — er wurde damals auch gewählt, legte aber, weil seine Wahl angefochten wurde, das Mandat nieder — war er Kandidat der Reichspartei. Die Mitglieder dieser Partei, die Freikonservativen, sind es, die jetzt im preußischen Landtag eine neue, dem Zentrum sehr unbequeme Wendung herbeigeführt haben. Ihren listenreichen Führer im Abgeordnetenhaus, Octavio Freiherrn von Zedlitz und Neukirch, preist die Zentrumspresse jetzt ironisch als Triumphator. Er soll vom Ministerium des Innern aus mit Hilfe des den Nationalliberalen nahestehenden Unterstaatssekretärs Holtz die erste Bresche in die konservativ-klerikale Wahlrechtsfestung gelegt haben. Wie dem auch sei, jedenfalls stach die Rührigkeit, die die preußische Regierung plötzlich im Herrenhaus entfaltet hat, auffallend von der Passivität ab, mit der sie sich im Abgeordnetenhaus die völlige Umkrempelung ihrer Vorlage gefallen ließ.

Sie hätte, wenn auch nicht ihre eigene, so doch irgendeine Wahlreform ohne große Mühe in Sicherheit bringen können, hätte sie nicht unerwarteter Weise mit solcher Eindringlichkeit darauf bestanden, daß auch den Mittelparteien, d. h. den Nationalliberalen und den Freikonservativen, die Möglichkeit zum Anschluß an die Majorität gegeben werden müsse. So kam es, daß sie ihre Zustimmung von der Annahme des Antrags, des Oberpräsidenten der Rheinprovinz Freiherrn von Schorlemer-Lieser, der dem Zentrum als Abtrünniger doppelt verhaßt ist, abhängig gemacht hat. Dieser Antrag richtet sich gegen die vom Zentrum im Jahre 1902 durchgepreßte Drittelung der Urwahlbezirke, durch die seine Wahlchancen im Westen zum Schaden der Nationalliberalen sich bedeutend gebessert haben, und verlangt eine Vergrößerung der Drittelungsbezirke, die den nationalliberalen Wünschen weit mehr entspricht.

Der ansehnlichen Mehrheit, die sich im Herrenhaus für den Schorlemer'schen Vorschlag entschied, gehörten auch die Konservativen unter Führung der Herren von Manteuffel, von Mirbach und von Köller an, unbekümmert um den Zwiespalt, in den der Führer der Konservativen im Abgeordnetenhaus Herr von Heydebrand und da Lasa dadurch geraten würde; er kann sich nicht leichten Herzens zu einem Gegensatz zu so mächtigen Parteigrößen stellen und wird dem Zentrum, das den Konservativen zuliebe auf die direkte Wahl verzichtet hat, für dieses prinzipielle Opfer nicht gern mit der Annahme jener Drittelungsmethode danken, die sein treuer Bundesgenosse selbst für unannehmbar erklärt. Das Zentrum versichert, es werde lieber die Wahlreform zu Fall bringen, jedenfalls aber aus der Majorität scheiden, ehe es die neuen plutokratischen Verschärfungen des bestehenden Rechtes gutheißen würde. Man habe es trotz aller freundschaftlichen Behauptungen des Gegenteils ausgeschaltet, die Regierung stehe nicht über den Parteien, denn sonst müßte sie die Mehrheit nehmen, wo sie sie finde; sie sei wieder von der Suggestion beherrscht, es gehe nicht ohne die Nationalliberalen; das sei die Wiederholung der Fehler Bülows; das konservativ-liberale Blockgespenst gehe wieder um!

Alles wirbelt wieder durcheinander. Und das Chaos, das schon seit Monaten das preußische Wahlrecht umbrandet und die Regierungsvorlage respektlos bis auf wenige Trümmer verschlungen hat, wird noch bis in den Sommer hinein wogen. Denn erst nach dem 21. Mai, an dem das Herrenhaus über die Reformvorschläge zum zweiten Mal abstimmen wird, kann der dort so wesentlich veränderte Gesetzentwurf dem Abgeordnetenhaus abermals vorgelegt worden, und auch hier ist eine Wiederholung der entscheidenden Abstimmung in einem Abstand von mindestens 21 Tagen notwendig. Es ist kaum auszudenken, wieviele Möglichkeiten sich noch bis dahin

ergeben können: Eine überwältigende Majorität für eine der Regierung genehme Wahlreform, eine knappe Mehrheit durch Abkommandierungen aus den Reihen der Nationalliberalen oder des Zentrums, usw. usw. bis zum völligen Scheitern der ganzen Aktion.

Fast allen wäre es, so sonderbar das klingt, im Grunde ihres Herzens am liebsten, wenn jetzt garnichts zustande käme. Die Sozialdemokraten, die kaum ein einziges Abgeordnetenmandat erhalten könnten, wenn — dem Herrenhausbeschluß gemäß — die Drittelung der Urwahlbezirke wieder abgeschafft würde, und die bis auf weiteres geeinten Freisinnigen, die für Preußen ein Wahlrecht fordern, das sie in den Kommunen, in denen sie die Oberhand haben, wohl nur ungern herrschen sähen, bekämen dadurch die schärfsten Agitationswaffen ausgeliefert. Sie wissen, daß die von ihnen erstrebte Uebertragung des Reichstagswahlrechts auf Preußen für die Regierung und für alle anderen Parteien unannehmbar bleibt, aber sie hoffen, später, wenn die Erregung der Massen noch gestiegen ist, jedenfalls mehr zu erreichen, als ihnen die Mehrheiten der beiden Häuser des Landtags heute selbst unter den günstigsten Umständen bewilligen würden. Und wie ließe sich dann bei den nächsten Reichstagswahlen die Reformfeindlichkeit der Gegner ausbeuten! Immer wieder muß gesagt werden: Die Wahlen des Jahres 1911 beherrschen überhaupt schon heute die ganze innere Politik, und nur wer sie im Auge behält, wird die gegenwärtige Lage zutreffend beurteilen können.

Das Zentrum, das weder im preußischen Abgeordnetenhaus noch im Reichstag je soviel Mandate besaß wie heute und von einer Wachlrechtsänderung am wenigsten zu befürchten hat, muß sich doch hüten, von seinen oft und laut bekundeten Sympathien für die Demokratisierung des preußischen allzuweit abzuweichen. Fände sich eine konservativ-nationalliberale Mehrheit für die Herrenhaus-Reform, ohne daß das Zentrum mittun könnte, dann würden seine Agitatoren von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf ziehen und aller Welt erzählen, um wievieles liberaler das Zentrum ist als die Nationalliberalen. Auch diese wären trotz der Vorteile, die sie im industriereichen Westen durch die Annahme des Antrag Schorlemer-Liefer vor dem Zentrum voraus hätten, am liebsten der Alternative enthoben, ob sie sich's mit den großen Industriellen des Rheinlands und Westfalens, die die Wahlreform jetzt gerade wegen ihrer noch strengeren plutokratischen Unterscheidungen für sehr brauchbar halten und ihre Parteifreunde mit aller Macht zur Annahme drängen, verderben oder den im Juni 1908 einstimmig gefaßten Beschlüssen des nationalliberalen Parteitag in Magdeburg untreu werden und die gefürchtete Opposition der Jungliberalen gegen sich heraufbeschwören sollen. Und an der Magdeburger Resolution, die obendrein vom nationalliberalen Parteitag für Berlin und die Provinz Brandenburg „völlig gebilligt" worden ist, läßt sich nicht gut drehen und deuteln. Sie verlangte klar eine Neueinteilung der Wahlkreise, die direkte und die geheime Wahl. Die Erfüllung dieser Mindestforderungen hätte die heftige Wahlrechtsagitation im Lande allmählig zum Schweigen gebracht. Ihre Verweigerung aber wird sie nicht mehr zur Ruhe kommen lassen.

Nur die Feikonservativen, die sich einem fröhlichen Optimismus hingeben und nach dieser Wahlrechtscampagne an einen ewigen Frieden zu glauben scheinen, sind mit ganzem Herzen bei den Herrenhaus-Beschlüssen. Dagegen haben die Konservativen, denen das bisher geltende Recht auf den Leib zugeschnitten war und die bei seiner Änderung nicht zu gewinnen und nur zu verlieren hatten, nie ein Hehl daraus gemacht, daß sie es am liebsten sähen, wenn die ganze Wahlreform diese „Frucht des Blockirrtums" dürr vom grünen Aste ihrer Macht herabfiele. Sie betrachteten „das Liquidationsverfahren des Bülowblocks" mit Mißbehagen und all ihre Sorge ist, wie sie mit anerkennenswerter Offenheit bekennen, darauf gerichtet, „das Uebel auf das Unvermeidliche zu beschränken". Ja, die Kreuzzeitung erklärt ganz unverblümt, die konservative Partei wisse sich in dieser Sorge eins mit der Regierung.

Diese hat die Verdächtigung, die ihre konservativen Freunde hier aussprechen, durch ihr ganzes Verhalten nicht wiederlegt. Ihr kam es nicht auf den Sieg bestimmter Prinzipien, sondern nur darauf an, ein Scheitern der Wahlrechtsverhandlungen überhaupt und „die damit verbundene verschärfte Fortdauer der Unruhe", zu verhindern. Sonst hätte sie die von ihr als unzeitgemäß und veraltet verpönte, indirekte Wahl nicht wieder in der früheren

Glorie gelassen und das von ihr in höchsten Tönen gepriesene Prinzip der öffentlichen Wahl nicht (für die Hälfte des Wahlakts) preisgegeben. War es ihr wirklich nur darum zu tun, das durch die Thronrede vom 20. Oktober notwendig gewordene Uebel auf das geringste Maß zu begrenzen, und sagte sie sich, die Konservierung des Alten gelingt im Wesentlichen ebenso durch die von dem schwarzblauen Block ausgedachte Kombination der indirekten und halbgeheimen Wahl wie durch unser Projekt, das die öffentliche mit der direkten Wahl kreuzen wollte? Jedenfalls bleibt das meiste, wie es war. Nur die Wahlkuriosa, die zum Teil harmlos waren, aber den Widersinn des ganzen Systems so haarsträubend erkennen ließen, sollen womöglich verschwinden. Erhalten bleibt vor allem das geheiligte Prinzip, das die Wähler in drei Klassen gliedert, deren Stimmkraft im umgekehrten Verhältnis zur Wählerzahl steht. Erhalten bleibt die indirekte und, damit die Wahlmänner kontrolliert bleiben, für diese auch die öffentliche Wahl. Wird die plutokratische Schärfe durch die Erhöhung der Kulturträger, deren Abstempelung bei allen Parteien Bedenken erregt, und durch die Maximierung der Steuersätze gemildert, so verhindert der Antrag Schorlemer, daß wie bisher in den Arbeitervierteln der Großstädte Steuerzahler, die, wenn die Gemeindedrittelung bestünde, in einer tieferen Klasse wählen müßten, bis in die zweite und erste Klasse vordringen. So wird den Minderbemittelten selbst die geringe Möglichkeit, die ihnen das Dreiklassenwahlrecht in einigen städtischen Bezirken zur vollen Ausnützung ihrer Stimmkraft gewährte, noch genommen werden. Erhalten bleibt das ungeheure, in dem heutigen Industriestaat Deutschland nicht mehr gerechtfertigte Uebergewicht des flachen Landes über die Städte, wiewohl doch gerade hier die Thronrede des Jahres 1907 Abhilfe versprach, wenn sie eine organische Fortentwicklung des Wahlrechts „entsprechend der wirtschaftlichen Entwicklung" ankündigte.

Es ist für die gesammte preußische und für die Reichspolitik von nicht geringer Bedeutung, ob sich jetzt nach dem „Unannehmbar"! der Zentrumspresse, an das übrigens weder das Organ des Ministerpräsidenten, noch die Konservativen recht glauben wollen, eine neue Parteikonstellation vorbereitet. Aber einerlei, ob die Nationalliberalen oder das Zentrum sich für diese Wahlreform gewinnen lassen oder ob keine von beiden Parteien in corpore für sie eintritt aber beide durch Abkommandierungen sie zustande bringen, oder ob sie jetzt in der Versenkung verschwindet oder zurückgezogen wird wie das Zedlitzsche Schulgesetz (trotzdem damals eine Majorität im Landtag dafür vorhanden war) die Wahlrechtsagitation wird nur umso kräftiger fortgesetzt werden. Möglich, daß den Konservativen angesichts der Wahl in Oletzko-Lyck und der düsteren Schätzungen Hans Delbrücks, der ihnen gar den Verlust von Zweidritteln aller ihrer Mandate ankündigt, doch bange vor der „Societas leonina" mit dem Zentrum wird, so viel innere Beziehungen sie auch zu ihm haben. Aber mag selbst Ritter Heydebrand mit dem Zentrumsbräutchen im Wallotsaal und in der Prinz-Albrecht-Straße lustig weiter tanzen, gar mancher Zuschauer wird den Eindruck empfangen: Sie tanzen bei Fackelglanz vielleicht den letzten Tanz. — Die Wahlen stehen vor der Türe.

Josef Adolf Bondy

Zum Tode Eduards des VII.

Unsre allerdemokratischsten Zeitungen, die des Morgens und des Abends so viele Tropfen sozialen Oels verspritzen, daß man damit schier die Erdachse schmieren könnte, diese Erbpächter des wahren Menschentums haben es sich nicht versagen können, unmittelbar nach dem Tode des Königs Eduard ihre tüchtigsten Reporter in die englische Hauptstadt zu schicken. Diese Blüten der Journalistik sollen nun dem Leser haargenau auf dem kürzesten Weg berichten, wie ein König von England stirbt, sollen den welthistorischen Streit schlichten helfen, ob Eduard am 6. Mai oder am 7. die Augen zum letzten Schlaf geschlossen hat, ob das Telegraphenbureau Wolff

rechtzeitig oder um zehn Minuten zu spät die Nachricht verbreitet hat. Schließlich aber dürfen die Leser der wahrhaft demokratischen Presse hoffen, daß es dem historischen Sinn der Spezialkorrespondenten endlich gelingen werde, über das letzte Wort des Toten einig zu werden. Während es nämlich nach dem Zeugnis des einen Demokraten zweifellos feststeht, daß König Eduard VII. mit den Worten verschied: „Ich glaube, es geht mit mir zu Ende. Ich habe meine Pflicht getan!", während dieser Ausspruch durch die Autorität des einen braven Demokraten beglaubigt ist, steht es durch die Bedeutung eines zweiten ebenso wackern Demokraten nicht minder fest, daß der König in seinen letzten Stunden überhaupt nicht bei Bewußtsein war. Nun kommen die Begräbnisfeierlichkeiten, und da wird wieder schwer eine Einigung zu erzielen sein: ob der oder jener einen schwer betrübten oder einfach betrübten Eindruck auf die erprobten Historiker der Demokratie gemacht hat. Und wer wird uns das Rätsel lösen, ob das Gesicht des neuen Königs ein fein beschriebenes oder ein unbeschriebenes Blatt ist. Es soll Gebildete geben, die trotz der fixesten Berichterstattung unsrer Tagespresse dem im Januar gekrönten König der Belgier noch nicht endgültig hinter seine ganze Art gekommen sind. Immerhin ist es ziemlich lehrreich, daß der Tod eines Königs die demokratischen Leser noch immer interessiert. Und es ist bemerkenswert, daß die Franzosen nicht die einzigen gebildeten Europäer und geschworenen Republikaner sind, die um jeden Preis allen Glanz bewundern, der von einem Mächtigen dieser Erde kommt. (Den Franzosen imponiert bekanntlich nichts mehr als ein österreichischer „kaiserlicher Rat", und kein Ungläubiger wird dem frommen Franzmann einzureden vermögen, daß tatsächlich kein österreichischer kaiserlicher Rat jemals dem Kaiser Franz Josef wirklich einen Rat gegeben hat.)

Dieser König hat schon bei Lebzeiten sie alle bezwungen: Zunächst war er ein Sieger auf Rennplätzen, in Salons, und sie mußten sich bequemen, ihn einen Souverän zu nennen, der „die Lage" beherrschte. Dann bestimmte er die Facon, nach der sich der Magerste zu richten hatte, wenn er auf seinen guten Ruf etwas hielt. Der Fall lag schon etwas schwerer, denn König Eduard war ein alter und beleibter Mann. Und dicke Leute ziehn sich doch meist anders an als dünne. Dennoch war eine andre als Eduards Form der Pantalons in London, Paris, Wien einfach unmöglich. Ferner aber kochte dieser gemütliche Europäer — ganz gegen die Regel des alten Freundes Cäsar, daß nur die hagern Menschen unzufrieden wären — auf dem Balkanherd zuweilen so ungemütliche Suppen, daß sich bei einem Haar der ganze Kontinent dabei verbrannt hätte. Schließlich galt er sogar in seinem Vaterlande etwas — neben dem so verflucht mächtigen englischen Parlament.

Die Völker sind zu furchtbar gern unabhängig. Aber noch lieber lassen sie sich regieren . . . f.

Helene Herrmann: Neue Briefe Fontanes.

Dem vor fünf Jahren erschienenen Briefwechsel Fontanes mit seiner Familie läßt der Verlag Fontane nun 2 Bände Briefe an Freunde, Bekannte, Verleger, Berufsgenossen nachfolgen*). Der erste der beiden Bände, der bis 1879 führt, wird manchem wohl eine leichte Enttäuschung sein — man lasse sich aber nicht abschrecken: der zweite, der den alten Fontane gibt, den „eigentlichen", entschädigt vollauf. Er ergänzt in immer originellen Aeußerungen das auch noch in seinen Schwächen liebenswerte Bild, das die Familienbriefe boten. Die Wandlungen eines bis zuletzt Lernenden in seinen Gedanken über Menschen, Leben, Kunst, Politik sind in den Briefen und in allen Wandlungen der feste Kern einer Eigenart.

Wir erfahren über seine Wirkungsabsichten, erfahren, was er selbst über seine Begabung und ihre Grenzen dachte. Die Entstehungsgeschichte mancher seiner Erzählungen z. B. von „Effi Briest" und „Unwiederbringlich" liegt in diesen Blättern. —

Vieles von seinen Worten über Kunst, von seinen Urteilen über Zeitgenossen werden wir kaum mehr so annehmen, wie es vielleicht vor 10 Jahren geschehen wäre: wir fühlen zu sehr den Abstand, der uns von jenen achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, jener Zeit des Nationalismus, trennt. So wenig Fontane etwa nur durch diese Zeit bezeichnet wird, so haftet doch seinem Urteil oft etwas an von jener letzten Fremdheit gegenüber künstlerischen Dingen, die ihr Charakteristikum war. Der Begriff des dichterischen Stiles ist ihm seiner vollen Weite nicht aufgegangen, so viel Feines er auch oft über Aufbau und Sprachbehandlung zu sagen weiß. Aber allen Bedenken zum Trotz entzückt uns immer wieder die Freiheit und die gesunde Sicherheit seines Urteils aller aufgepufften Sensationsmache und aller Modegröße gegenüber, die Unbeirrbarkeit des Empfindens in allem was Menschenschilderung heißt. Vieles was die Kritiken Fontanes unpersönlicher gaben, erleben wir hier im Pulsschlag spontaner Aeußerung: so die Freude dieses alten Mannes an Hauptmanns junger Kraft und das zwischen Abneigung und energischer Verteidigung gegen Philistereinwände schwankende Urteil über Ibsen. Daß Fontane zu den ganz Großen der Kunst wenig starke Beziehungen hatte, das zeigen diese Briefe wieder und sie erklären es zugleich historisch.

Was war Fontanes Verkehr in den Jahren, in denen der Mann geistige Substanz gewinnt? Der „Berliner Tunnel", eine gutmeinende Literaturgesellschaft, deren Mitglieder Fontane selbst in seinen Erinnerungen nach der menschlichen Seite hin amüsant genug charakterisiert hat. Trotz einzelner berühmter Namen (Menzel, Storm) doch im wesentlichen — die Meistersinger von Berlin. Lauter dichtender Mittelstand, vom Geheimrat bis zum Bäckergesellen. Bestenfalls ein Epigonentalent wie Heyse, der zwar nicht zu dem ganzen Kreise paßt, aber doch als größte Begabung bewundert wird. Die Art, wie man sich hier wohl auf die Großen berief, mag angetan gewesen sein, ein selbständiges Naturell mit Mißtrauen gegen Klassikerbewunderung zu erfüllen. So viel auch z. B. von Fontanes Stellung zur italienischen Kunst in seiner persönlichsten Anlage wurzelt; es ist doch etwas Opposiiton gegen die klassizistische Haltung des Kugler-Heysekreises darin, eine Scheu vor Schablonenurteilen in der Zeit, als er sich schon seiner begrenzten Eigenart bewußt ist. In dieser Eigenart mag ihn das Fernbleiben von großen Einflüssen gefestigt haben, seinen Kunsturteilen mindert dieser Mangel einer artistischen Erziehung aber oft die Sicherheit der Maßstäbe, so daß es Inkommensurables (Zola und Heiberg!) in seinem Urteil nebenanderhält. Aber vor dem zweiten Briefbande will kein Bedenken mehr recht standhalten. Denn hier ist etwas, das viel mehr wert ist, als kluge Worte über Kunst. Jede dieser Aeußerungen gehört zu einer ganz persönlichen Haltung, weist auf ein kernhaftes Dasein. So genießen wir sie: als die Offenbarung

*) Das Buch erscheint gerade zur rechten Zeit, da bekanntlich durch die Enthüllung eines Fontane-Denkmals in Berlin der Dichter wieder stark an Aktualität gewonnen hat.

D. Red.

einer Menschlichkeit, in der nichts mehr zufällig ist, sondern alles organisch bedingt. So vielfach begrenzt diese Menschlichkeit ist, so wenig ihr Größe zugesprochen werden darf — sie ist doch das bleibende in der Produktion Fontanes. — Im ersten Briefbande erscheint das Erlebte etwas zu sehr als Rohstoff, nicht überall neugeschaffen durch die Betonung, die der Erlebende ihm gibt. Im zweiten Band ist das anders. Der alte Fontane, seiner selbst in vielfachen Aeußerungen gewiß geworden, verschenkt sein Wesen jetzt freigebig bei jedem Anlaß.

Wenn der Kreis, in dem er aufwuchs, nach diesen Briefen zu urteilen für sein inneres Wachstum nichts ganz Wesentliches bedeutete — einen unschätzbaren Dienst hat er ihm geleistet: es hielt ihn in der Zeit gehetzten Broterwerbs bei Selbstgefühl und brachte während öder Zeiten ihn doch immer wieder mit der Kunst in Berührung. Fontane schätzt dies im Alter ab in seiner skeptisch-wägenden Art. „So kam es, daß ich trotz meiner jämmerlichen Lebensgesamtstellung jeden Sonntag nachmittag von 4—6 richtig untergebracht war, nämlich im Tunnel. Dort machte man einen kleinen Gott aus mir. Und das hielt mich". Man spürt die leise Ironie bei aller Dankbarkeit, vor allem aber die Selbstironie, diese Worte klingen beinahe tonfällig an eine Prachtstelle in seiner Novelle „Mathilde Möring". Dort wird die Bedeutung eines einmal erlauschten Komplimentes: „sie hat ein Gemmenprofil", für die im Leben auf Avancement dienende Heldin zusammengefaßt in den lapidaren Satz: „Von diesem Worte lebte sie". Die Lebenslüge ins heiter-Fontanische übersetzt. Alles ganz gut, aber etwas wenig als fast einzige Anregungsquelle für lange Jahre! Die Berührung mit einem wirklichen Dichter, mit Theodor Storm, ruft denn auch eine Lebhaftigkeit hervor, die von der empfangenen Anregung zeugt. Fontanes Denken über Kunst, besonders über Lyrik, gewinnt viel dabei. Sicher hat er auch für manche lyrische Wirkung seiner Novellen von Storm gelernt. Doch nur zu Austausch und Anregung gedieh der Verkehr, nicht zu entschiedener Beeinflussung. Gegen Storms lyrische Conceptionsreife auch in der Novelle verhielt sich der Epiker in Fontane in der Hauptsache ungelehrig. „Meine Neigung", schreibt der Balladendichter „und wenn es erlaubt ist, so zu sprechen, meine Force ist die Schilderung. Am Innerlichen mag es zuweilen fehlen. Das Aeußerliche hab ich in meiner Gewalt. Nur so wie ich die Geschichte als Basis habe, gebiet ich über Kräfte, die mir sonst fremd sind... Das Lyrische sicherlich ist meine schwächste Seite, besonders dann wenn ich aus mir selber und nicht aus einer von mir geschaffenen Person heraus dies oder das zu sagen versuche". — Aber hier war doch auch das Menschliche im Wege. Die Briefe illustrieren manches, was Fontane in seinem Buche: „Von Zwanzig bis Dreißig" andeutet. Was die Intimität hinderte, war, daß Fontanes ehrliche Nüchternheit nicht vertrug, das Poetische, wie er es bei Storm argwöhnte auch als „Schönheitsmittel" des Lebens verwendet zu sehn. Er, dessen kritische Natur die Menschen bevorzugt, die sich selbst preiszugeben verstehn, belächelte das etwas zu wohlige Schwelgen in Heimatpoesie Hauspoesie und Genuß an der eigenen Dichternatur. Storm beklagt sich über Fontanes Art bei erotischen Thematen „freiweg" zu reden, das ruft eine bei allem sich anbequemenden Entgegenkommen sehr superiore lächelnde Abwehr Fontanes hervor. Daß er so antworten durfte, lag an der durch innere Kühle garantierten Unbefangenheit, die Fontane — bekanntlich stets geneigt das Erotische witzig-ungeniert zu behandeln — in Wahrheit all diesen Dingen gegenüber besessen hat. In diesen Briefen, wie überall, zeigen gerade die drastischen Scherze einen völlig unsinnlichen Menschen, der als guter Lebensbeobachter recht wohl um die Bedeutung des Erotischen weiß, aber, ohne starkes Erlebnis, sich nur die witzige Seite der Angelegenheit reserviert hat. Von schwacher Sinnlichkeit aber war Fontane noch in einem viel bedeutsameren Sinne. In dem Sinne, der das Verhältnis des schauenden Menschen zum Leben bestimmt. Und wie seine Sinnlichkeit fein aber ohne jede Elementarische vor, so war sein Ethos zart, edel, aber ohne Leidenschaftlichkeit. Man hat so oft gesagt, daß der Rythmus seiner Tage seine Lebensanschauung bestimmt habe das lange im Schatten stehen, die Enge der Verhält-

nisse, die Familienkonflikte, der Zwang des Broterwerbs bei heimlicher Künstlersehnsucht, die Schwäche der Nerven, im Alter als unbezwingliche Müdigkeit erscheinend — und er selbst hat es so gesehen. Auch diese Briefe schildern das wieder mit einer besonderen Kunst, aus dem trivialsten Lebensdetail witzige Sinnbilder, selbstironisierend zu gewinnen: „er sei ins Leben getreten, mit nichts ausgerüstet als mit einem poetischen Talent und einer schlecht sitzenden Hose (auf den Knieen immer Beutel)". Aber die Gesinnung, die ihn bezeichnet, kam doch nur dadurch zustande, daß dieser Lebensgang eine tiefe Anlage bestätigte und so allmählich mehr als der Ausdruck eines Charakters wirkt, denn als seine Ursache. Mit einer unleidenschaftlichen und zugleich empfindlich vibrierenden Natur verschmolz dieser Lebensgang zu einer Lebenshaltung. So wurde „das Fontanesche". Zum Heitersein war er mehr berufen als zur Freude, er litt an den Dingen, aber er wand sich nicht darunter. Dieser Erregbare war selten aufgewühlt. Schon als Dreißigjähriger weiß er gescheiterte Hoffnungen mit einem „es ist ja natürlich, daß es so ist", einzuordnen. Von solcher Unleidenschaftlichkeit ist jene kühl witzige Interessiertheit am Erotischen nur das Symptom auf einem Lebensgebiet. Es ist charakteristisch, daß er, der so oft den Ehebruch schildert, nie die Selbstvergessenheit gibt, immer das Nachgeben der Seele: „Die Rüstung ihres Geistes . . . . lockerte sich und löste sich und fiel". Das sagt er noch in seiner ersten unvollkommenen Ehegeschichte, später ist es das, was er auf's feinste gestaltet. Das bezeichnet jedoch durchaus nicht nur seine Auffassung der Liebe, sondern ist typisch für seine gesamte Conception der menschlichen Dinge. Es darf nicht beirren, daß der Balladendichter die typische Linie eines leidenschaftlichen Lebens in „John Monmouth" so zu zeichnen weiß. Hier war die äußere Projektion in Ereignisandeutungen, balladenhaft hingetupften Situation zu geben von dem, was als Gewoge inneren Lebens er nicht hätte in Worte bringen können. Er brauchte nicht in die Seele selber zu steigen, die leidenschaftlich ist. In seiner Erzählung moderner Alltagsereignisse dagegen, wäre er verlegen vor diesem Stoff. — Der Mangel an jeder Wildheit in seiner Natur ist aber nur die eine Ursache seiner Lebenshaltung. Man darf ja nicht glauben, daß er im Leben je der beschaulich-resignierte Weise geworden sei wie der alte Stechlin. Auch ganz zuletzt lebte er das nicht. Die Briefe zeigen wie ihn alle Hemmungen bis zuletzt verstimmen ja verärgern können. Und Worte voll Menschen- und Weltverachtung, Aeußerungen heftiger Antipathie sind nicht ganz selten. Denn so wenig leidenschaftlich es ist, so erregbar ist er doch. Und auch das tritt ja in seiner Menschenschilderung hervor. Reizbar sind seine Menschen sehr oft und es ist gerade seine Force mit kleinen Vibrationen seiner Gestalten mit dem, was kommt und geht, auf ihr Wesen, ihr Verhältnis zueinander, ihr Schicksal hinzudeuten. Aber alles, was Fontane bis zuletzt in Unruhe setzte, wird ihm doch immer wieder — und zwar, — das lehren diese Briefe — nicht erst in späten Jahren, — zum Ausgangspunkt jener heiter-leidenden Betrachtung, die uns heute noch mit ihm verbindet. Der Gesinnung, die da findet, daß man um des über alle hingehenden Lebens willen von einem Menschenschicksal nicht viel Aufhebens machen soll. Er hatte sich gewöhnt, alles, was ihn bis zuletzt kribblig machte, im Gespräch hin und her zu wenden, nicht um sich „auszusprechen", sondern um es zurechtzurücken, in das Element seine Bilder und Wendungen aufzunehmen. So bezwingt er es also nicht in den tiefsten Schichten des Gefühls, wohl aber in Geist und Witz. Es ist keine Ruhe bei ihm, sondern ein Sichberuhigen. Statt vieler charakteristischer Wendungen stehe eine hier: „Aber am Ende seines Lebens auf eine vierzigjährige vergebliche Zappelei (!) zurückzublicken, ist ein schlechtes Vergnügen. Hundertmal hab ich mir vorgenommen, gleichgiltig dagegen zu sein (au fond ist es gleichgiltig) . . ." Hier ist diese Selbstberuhigung durch eine Einsicht, die mit dem Gefühl noch nicht befreundet ist, beinah als ein Selbstgespräch dem Tonfall der Sätze abzuhören. Man darf sagen, nur das Leidenschaftslose seiner Natur erlaubte der Betrachtung „es muß so sein", beruhigend in eine

bis zuletzt reizbare Seele immer wieder siegreich einzutreten. Ein Ohr, das hören kann, vernimmt dies leise Selbstgespräch auch noch in seinen bekannten Lebensbekenntnissen, die so beruhigt klingen. Was er aber nicht bis zu Ende lebte, kommt in der Produktion zu Ende. Sein alter Stechlin lebt das, was bei Fontane bis zuletzt ein Kampf zwischen Einsicht und Gefühl geblieben ist und nur für Momente wirklich die Seele beherrschte. Solcher Temperamentsmischung entsprang ein anderes Charakteristikum der Lebenshaltung, das für die Kunst wichtig ist: daß er der Fülle des Lebens fremd war und daß er doch das Leben sucht. Die Existenz, die er selbst und viele mit ihm führten, nennt er verächtlich wohl „kleinstietzig" und hat immer eine leise Sehnsucht nach einem anderen Gang der Tage. Er hat sich schadlos gehalten an dem, was ihm Grundmangel des heimatlichen Lebens scheint. Wieder holt er den entscheidenden Zug aus komischen Alltagsdetails und doch ist es ein sehr ernstes Sichbeklagen: „Ursprüngliche Landessterilität, halbhundertjähriges, aller Liebe und Frauenanmut entkleidetes Sans soucitum, dazu ein mehr oder weniger berechtigter Geistesdünkel haben hier ein merkwürdiges Geschlecht erzeugt, das selbst in seinen Spitzen im türkischen Zelt einen sehr untürkischen Kaffee aus einer abgestoßenen Tasse trinkt und mit einem in allen Regenbogenfarben schillernden hie und da noch Eireste tragenden Neusilberlöffel umrührend, das Gefühl hegt, einen Feiertag gelebt zu haben. So ist es in allem." Und doch — Fontanes Sehnsucht nach ästhetischen Lebensformen ist eine Sehnsucht der Grenzsetzung, nicht mehr. Wie unschön es ist, wenn man nicht anmutig zu feiern versteht, das empfindet er, wie man in der Fülle leben kann, würde er nicht wissen. Denn in einer Welt der Fülle, wo das Leben als eine wundervolle, sinnliche Offenbarung hinströmt, wird ihm unbehaglich, er fühlt, daß es ihm, „nach einer ganz bestimmten Seite hin an etwas sehr wesentlichem gebricht". Das ist aber nicht mehr und nicht weniger als das Gefühl für Pathos im schönsten und tiefsten Sinn. Seine Briefe aus Italien wehren sich gegen den Eindruck des Cinquecento. Er fühlt das Leben nicht hinter „den schönen Formen und schönen Bewegungen", er wittert überall Mangel an Innerlichkeit und es ist nicht häufig, daß er uns wie bei seiner Flucht von Tintoretto zu einem Dürerschen Christuskopf fühlen macht: hier ist das norddeutsche Empfinden, das seiner gewiß bleiben will. Innerlich unergriffen verläßt er Rom und erst, wenn er in einem Briefe nach der Heimkehr Worte selbstbewußter Selbstbescheidung findet, können wir alles wieder als eine wenn auch etwas enge und ängstliche Wahrung seiner Lebensform würdigen. „All dieser Herrlichkeit gegenüber empfand ich deutlich und nicht einmal schmerzlich, daß meine bescheidene Lebensaufgabe nicht am Golf von Neapel, sondern an Spree und Havel, nicht am Vesuv, sondern an den Müggelbergen liegt." Diese Haltung beschränkt sich nicht auf das Südliche, sie tritt etwa der Dichtung Kellers gegenüber genau so hervor.

Und seine Menschengestaltung faßt denn ja auch charakteristischerweise den Menschen am besten in einer irgendwie gesellschaftlich - gekühlten Atmosphäre. Man braucht nur an Hauptmann zu denken, wenn der Leute aus dem Volk gibt. Kein Fontanescher Mensch ist so instinktiv dumpf, bei aller Hilflosigkeit so von latentem Pathos des Lebens, wie Hauptmannsche Menschen es oft sind. Was Fontanes Figuren ans Reale bindet ist nicht jenes sinnlich-elementarische das Hauptmanns Menschen im Leben hineingeknüpft hält, sondern ein Wissen um die Notdurft des Lebens. Sie haben alle einen Schuß Verständigkeit, jeder kann nach Maßgabe seiner Mittel, in der Sprache seines Milieus über sein Leben raisonieren.

Darum ist es auch meist stilgerecht, daß bei ihm sich alles im Gespräch entfaltet und alle Menschen „Fontanesch" sprechen. Er faßt eben am besten irgendwie erhellte Wesenheit, die im Reden herauskommen kann. Und zwar in einem Sprechen, das nicht wie der dramatische Dialog erst werdendes Leben der Seele enthüllt, sondern in hellem Geplauder das Gewordene ausbreitet. Oft ist freilich in seinen Figuren wie eine Opposition gegen zu vernünftige Helle, Tüchtigkeit ohne Poesie gegen das Preußisch - Pflichtstramme, dem er sich

doch andererseits sehr verwandt weiß. Es ist die Sehnsucht, die Fontane selbst fühlte, und die ihn alle liebenswürdige Schwäche sympathisch ansehen ließ. Solche Naturen leben in dem Verlangen nach Wechsel, anmutigem Lebensgenuß auch wohl nur überhaupt in unbestimmter — er sagt gern „languissanter" Sehnsucht. Sie haben auch wohl Laune und Phantasie. Aber nicht auf die Offenbarung irgend einer Lebensfülle in diesen Gestalten kommt es an, im Gegensatz zur dürren, gesunden Prosa der anderen, sondern auf das, was in ihnen Abwehr des Nichtschönen ist, des Grauen und Gleichmäßigen, und diese Aesthetik der Grenzsetzung, die sie mit ihren Lebensbedingungen in Konflikt bringt, ist der Punkt, von dem aus Fontane sie erleben kann. Wo er aber Erscheinungen zu gestalten versucht, denen das Reizvoll-Anmutige des Lebens nicht Sehnsucht ist, sondern Besitz, da entsteht wieder etwas ganz Erhelltes, mehr etwas Gallisch-Geistreiches als etwas Südländisch-Sinnliches, Naturen, denen im nicht guten wie im guten Sinne alles Leben ein Spiel ist. (Ebba in „Unwiderbringlich" Melusine im „Stechlin"). Von diesem Temperamentsverhältnis zum Leben aus versteht man erst ganz, wie die Betrachtung, daß das Leben in seinem ewigen Fortgang über das größte Einzelne hinwegfließt, gerade solche Verse wecken mußte wie Fontanes: „Die Flut steigt über den Ararat". Die gleiche Betrachtung ruft bei einem anderen Temperament Entgegengesetztes hervor: einen Jubel von Rhythmen, Bildern, ein Jauchzen durcheinanderstürzender Konsonanten, daß man es brausen hört wie in Dehmels „Lebensmesse". Fontane hört nicht den „Ton des Ursprungs aller Ziele", er sieht das Immerweitergehen, die Macht, die mit kleinen Bewegungen Tag in Tag schlingt. Ebensowenig aber könnte ihm der Blick auf dies Immerweitergleiten Verse über Vergänglichkeit wecken, voll mystischer Lebensangst. Gleich weit, von der Möglichkeit zum Rausch, wie zur Angst vor dem Leben, formt sein heller Sinn eine wirkliche Betrachtung, ein Epigramm, das nur einen gefühlsmäßigen Unterton hat, das da sagt, wie man sich halten soll. Und der ganze Fontane, den von seinen jüngeren Zeitgenossen eine Welt des Empfindens trennt, ist in den Worten die die Bewegung des Lebens bei ihm bezeichnen: „es kribbelt und wibbelt weiter."

Wer an diese Verse denkt, weiß, daß alles das, was Fontane von Temperaments wegen eingrenzte, doch auch seine beste Kraft ausmacht. Das setzen nun unsre Briefe ins hellste Licht. Daß er, der selbst von sich schreibt: er sei Monogamist auch der Freude gegenüber, sein besonderes Talent besaß zum Aufspüren kleiner Freuden, ist ja allbekannt. Aber wir verstehen jetzt geradezu als ein Correlat jenes Mangels an starkem Lebensgefühl nach diesen Briefen, das, was er selbst einmal sein „unterirdische Freude" nennt. Seine Gerechtigkeit, der überlegene Relativismus in sittlichen Fragen, all das wurzelt viel mehr noch in der Anlage als in der Erfahrung. Aus jener Anlage entspringt auch der Tatsachensinn Fontanes. Den hatte er nun früh vor allem dem eigenen Leben gegenüber zu bewähren. Er mußte einsehen, daß die Welt auf Dinge, die ihm Innerlichstes bedeuteten, wenig Wert legte, einfach weil sie die Welt ist. Und so sehr er selbst bis zuletzt darunter litt, er hatte schon viel zu früh die Ueberzeugung von seiner relativen Bedeutungslosigkeit im Ganzen des Lebens, zu wenig leidenschaftliche Besessenheit des Künstlers, um seine Ansprüche der Welt entgegenzuwerfen. Fontanescher zu reden: er brachte in diesen Dingen die Forsche nicht raus" oder „er hatte den Muck nicht". Pathoslosigkeit, Einsicht bedingen allzuoft Schwäche der Lebensinstinkte. Fontanes Heilung gegen die Gefahr der Lebensschwäche, die sein Naturell barg, waren sein Blick für die Tatsache — und seine Sehnsucht. Für ihn war die Aufgabe: ohne durch Protest vor dem eigenen hellen Blick lächerlich zu werden, sich eine Welt einzugrenzen, an die alle Nöte nicht herankönnen. Er glaubt fest an sie, aber möchte nur ja kein Wesens davon machen. „Ich habe das Leben immer genommen, wie ich es fand, und mich ihm unterworfen. Das heißt nach außen hin, in meinem Gemüte nicht". Als junger Mensch — das erste Kind wurde ihm eben geboren, und er fürchtet sein karges Brot zu verlieren

— schreibt er: „Ich bin fest entschlossen, mich nicht zu verkaufen, und werde mich weder durch Not noch durch Tränen davon abbringen lassen.“ Das hat er gehalten. Als er 1876 eine relativ einträgliche, aber ihn bedrückende Stellung an der Akademie der Künste niederlegt und sich von seiner Frau mit Vorwürfen überhäuft sieht, schreibt er: „Sich selbst angehören ist der einzige begehrenswerte Lebensluxus. Die moderne Welt ist so herunter, daß sie ein Plüschameublement vorzieht. Ich habe mit diesen Jammerprinzen nichts zu schaffen.“

Auch der Kampf in seinem Familienleben hieß ihn sein Herz bewahren, ohne den Tatsachen Unrecht zu tun. Sein Herz verlangte nach vollem Verstehen, aber es wäre ihm nicht eingefallen, wo es ihm versagt blieb und ihn dies beinahe entfremdete, seine Individualität aufzuspielen. Durch ein historisches Begreifen dessen, was ihn persönlich schwer trifft, wahrte er sich: Er billigt in der nachträglichen Betrachtung dem Gegner das doppelte Recht zu, „und halbiert das seine„. Das hilft dann. Daß all das aber nicht aus einem positiven christlichen Gefühl kam, sondern aus dem Sichbesinnenkönnen, zeigen Worte, die er brieflich einmal bei einer kleinen Verletzung seines Selbstbewußtseins äußert: „ich trage nichts nach — wenn ich auch nichts vergesse.“ Von hier aus versteht man tiefer die Sterbeszene in Effi Briest, wo die zur Reife der Seele Gelangte rückerinnernd ihrem Mann alles Recht zubilligt, um dann mit e i n e m Wort den Anspruch ihrer Seele zu wahren, . . . Er war so edel; wie einer sein kann, der ohne rechte Liebe ist“. Diese Briefe machen uns klar, daß es bei Fontanes Art zu resignieren doch mehr um eine — freilich besondere — S e l b s t b e w a h r u n g geht, als um das Kapitulieren vor dem Leben. Das stille Heldentum, das ihm imponiert, heißt viel weniger „resignieren können“ als Selbstbewahrung unter Anerkennung der Tatsachen. „Was aber meist für Heldentum gerechnet wird, ist fable convenue, Renommisterei, Grogresultat.“ Gewiß seiner Natur nach und in einer Zeit, da es für nur feine nicht starke Menschen besonders schwer war, dem Leben gegenüber activ gestimmt zu sein, forderte er nur resignierte Selbstbewahrung, und daß der Mensch durch Anerkennung der Facta seine Seele nicht bedroht fühle. Aber es führt eine Brücke herüber zu einer neuen Geistesrichtung, die die Sachlichkeit aus der Resignation erlöst und bei voller Ehrfurcht vor Tatsachen den Willen wieder angriffslustig macht.

Aus all dem erklärt sich die Opposition gegen Ibsens (in ihrem tiefsten Antrieb nicht verstandene) Forderungen, die in diesen Briefen weit drastischer lebt als in den Kritiken. Hinter allen eingestandenen Gründen steht der Wille, den Erwerb seines Lebens festzuhalten. Gegen die Forderung der „Selbstbefreiung“ setzt er die der „Selbstbewahrung“. Er weiß, daß sich in dessen Kampf bei ihm Werte entwickelt haben, feine, menschliche, freilich passive Werte. Er fürchtet für sie. Und er weiß: Tradition ist das, was doch mit tausend feinen Fasern unserm lebendigsten Dasein verbunden, sich nicht zerschneiden läßt, ohne daß unser Sein — nicht nur unser Glück — verletzt wird. In seinen dichterischen Augenblicken bringt er die stumme Trauer gewisser menschlicher Situationen zum Klingen, da die Seelen, von solchem Gefühl erfüllt, sich dem Leben beugen. Trotz manchem, was in seinen „lebensweisen“ Resignationsaussprüchen nach philiströser Nachgiebigkeit schmeckt, bleibt ihm solcher Vorwurf fern: Denn es geht im letzten Grunde um die Selbstbewahrung, nicht um das bißchen Glück.

Die Abneigung gegen alles Doctrinäre in Leben und Kunst läßt ihn manchmal das kleinste mit Humor geschehene Stück Leben höher schätzen als alle Probleme der Zeit, für deren Bedürfnisse er doch sonst so viel Gefühl hat. Ein Heft, „Zeitschrift für Volkskunde, geht ihm zu, 1891, als alles in sexueller Problematik arbeitet: „Das ist doch was! Mein Freund Leo Berg löst immer noch an dem sexuellen Problem herum — persönlich so ungeeignet wie möglich dazu — und die ganze deutsch-skandinavische Neulitteratur folgt seinem Beispiel. All der Quatsch, der sich geriert, als läute er eine neue Weltperiode ein, wird binnen kurzem vergessen sein, während der Bauer, der

noch lebendig für einen Sechser rasiert werden will, weil es nachher einen Groschen kostet, in Aeonen nicht untergehen wird. So waren die Menschen immer und so werden sie wohl auch bleiben. Und dies Menschliche zu lesen, entzückt mich umso mehr, je rarer es, nicht im Leben, wohl aber in der Literatur, wird." Die Sachlichkeit gibt ihm einmal die Erkenntnis ein, daß es nicht auf das Rechthaben ankommt, wenn der, gegen den man Recht hat, das Daseinsgewicht eines Bismarck besitzt.

Die von Leidenschaft wie von Denken unverblendete Art hindert natürlich nicht, daß an seinen vielen Urteilswandlungen zuweilen neben einer veränderten Einsicht auch ein persönliches Moment seinen Anteil hat, wie z. B. im Verhältnis zu den Juden. Wenn er aber, mitbewogen durch irgend eine persönliche Dankbarkeit, seine Anschauungen über Menschen und Menschengruppen ändert, das Recht der Kritik läßt er sich nicht schmälern. Dieser Geist der Kritik hängt eng zusammen mit all dem, was wir als Fontanesches Temperament bezeichnen können, mit der Leidenschaftslosigkeit, der Erregbarkeit, dem starken Sinn für Facta. Sein Streben ist: vor sich selbst nicht Halt zu machen. Von den frühesten bis zu den letzten Briefen finden sich mehr als skeptische Aeußerungen über die eigene Begabung Dem gegenüber stehen sehr selbstbewußte, doch hängt das bei seiner reizbaren Natur oft davon ab, daß er sich irgendwie „de haut en bas" kritisiert fühlt. Selbstbewußte Selbstbescheidung aber ist der Grundton. Und solch Wesen, daß sich selten bedingungslos ausliefert, aber auch nie am bloßen Neinsagen Freude findet, hat er allem gegenüber, was ihn innerlich angeht. Seine negativsten Kritiken haben regelmäßig einen Einräumungs- und Zubilligungsabschnitt. Momentane Ungerechtigkeiten in verstimmten Momenten ändern nichts an dem Grundzug. Ob das, was Fontane angeht, Märkertum heißt oder Adel „— die Kerle sind unausstehlich und reizend zugleich, —" ob es Bismarck heißt oder moderne Kunst, er muß sich so dazu stellen können. „Das sind die Anfänge der Freiheit, nach der ich vierzig Jahre lang seufze: verehren, bewundern und doch die Meinung und den Mut eines gelegentlichen Nein zu haben. So muß es sein."

Man kann sogar sagen, damit er eine Sache lieben kann, muß sie seinem Spott Angriffspunkte bieten: nichts ist ihm langweiliger als „die reine weiße Vorzüglichkeit". Daraus erklärt sich auch seine in diesen Briefen oft erstaunliche Unbefangenheit in Pietätsfragen. Damit hängt auch die Selbstbewachung bei großen Erlebnissen zusammen, das tiefe Mißtrauen in die eigenen Gefühle. Diese Briefe zeigen es wieder. Die Haltung beim Tode des ältesten Sohnes, die beinahe befremdliche Dreistheit über den „Trauerapparat", über die Leute, die von ihm den „Kolossalschmerz" verlangen, ist bei diesem Lebenskenner, wohl noch mehr als auf die Abneigung gegen jede laute Aeußerung, auf diese harte Kritik eigener Gefühle zurückzuführen. Hier aber sind wir an einem für den Schriftsteller Fontane sehr wichtigen Punkte. Durch das Temperament, das ihn zu Dingen und Menschen, ja auch zu sich selbst (dies letztere hindert die lyrische Aussprache!) in eine gewisse Ferne rückt, ist er, der doch eigentlich am stärksten an Menschen, und zwar an sprechenden Menschen, interessiert war, zum Epiker geworden. Ein Drama zu schreiben wäre ihm versagt gewesen, erstens weil er ohne Leidenschaft war und die aus der Leidenschaft kommende Notwendigkeit der Katastrophe nicht fühlen konnte, dann aber, weil er bei allem brennenden Interesse am Menschen nicht die Verwandlungen des Dramatikers erleben konnte. Er ist immer Zuschauer, immer gegenüber. Nun ist er aber eine besondere Art Epiker, einer, der nicht vom Verlauf des Geschehens ausgeht — obwohl er doch das Leben über den Menschen hingehen sah. Zwar zeigen unsre Briefe, daß er Konzeptionen aus den Erzählungen von Geschehnissen gewinnt die einen fatalistischen Zug haben (Unwiederbringlich, Effi Briest), aber jeder, der Fontane kennt, weiß, wie die Charaktere bei ihm alles sind. Besser: die menschlichen Haltungen. Denn dies ist es, was er gibt: Haltungen von Menschen. Und wenn er die ganze Umgebung eines Menschen schildert, so ist es nie Milieu-, immer Charakterschilderung — der Mensch erweitert bis

dahin, wo die Grenzen seiner Persönlichkeit in die Breite des Lebens verlaufen. Mir scheint, er suchte lebenslang zu einer Form zu kommen, in der die *bloße Darstellung menschlicher Lebenshaltungen* Kunst wird.

Lange hat er sich überlieferten Formen anvertraut, und das Konventionelle haftet denn auch an seiner Komposition, wo sie nicht anekdotisch locker ist und zerfällt. Einmal unter einer besonders günstigen Konstellation, hat er in „Effi Briest" ein Thema, zu dem er schon oft angesetzt hatte, klar komponiert. Aber auch hier bestimmt sich die Form nicht aus seinem innersten Rhythmus. Fontanescher sind doch wohl die ganz formlosen Werke, die „Poggenpuhls", der „Stechlin". Da wo die Novelle aufhört und nichts da ist, als ein Ausgeben von Lebenswissen in menschlichen Haltungen. Wo alle Form nur darin besteht, daß solche Haltungen im künstlerischen Sinne „Erscheinung" bekommen. Im Stechlin treten die Ereignisse (mehr Vorfälle) ganz revueartig auf. Menschen und Dinge treten an den alten, innerlich ganz reifen Menschen heran, nach dem die Geschichte heißt, Botschaften des Lebens, die noch einmal eine letzte Antwort seines Wesens auf ihre Berührung erhalten. Und in diesen Reaktionen schließt sich unmerklich ein Ring, formt sich eine Haltung zur Welt. Nur daß hier die Freude des Erfahrenen am Ausspenden des Wissens Lvon eben und Menschen auch noch diese Form auflöst. Und wie ihm da zuletzt alle epische Substanz wegsinkt zwischen diesen Lebenshaltungen, die er aufbaut, das verstehen wir erst ganz aus diesen Briefen. Denn auch hier ist zuletzt das Leben nichts mehr — alles ist Charakter geworden. „Die Dinge an sich sind gleichgültig, alles Erlebte wird erst was durch den, der es erlebt."

Berliner Kunstfrühling

Manets „Erschießung Kaiser Maximilians" in der Sezession.

Mannheim ist durch die glückliche Erwerbung eines Bildes von europäischer Berühmtheit in die Reihe der deutschen Museumstädte eingetreten. Dank der Großmut einiger Stifter und der Umsicht des Direktors Dr. Wichert ist in dem Augenblick, wo auch die Sammlung Pellerin frei wurde, Manets großes Historienbild für 90000 Mark in den Besitz der neuen Kunsthalle gekommen. Jetzt bildet es den Hauptanziehungspunkt der Frühjahrsausstellung der Berliner Sezession.

Seine Stellung im Oeuvre Manets ist einzig; sowohl dem Format als dem Inhalt nach. Die Tragödie des unglücklichen Habsburgers hat einen starken Eindruck auf Manet gemacht. Unmittelbar nach den Ereignissen des Juni 1867 sehen wir ihn mit 5 Skizzen beschäftigt. Eine Skizze ist nach Amerika gekommen, die andre befand sich bis vor kurzem bei Vollard in Paris. Ursprünglich freie Schöpfung der Phantasie, wird der Entwurf, wie Duret berichtet, im Sinne größerer historischer Treue mit Hilfe der Photographie umgebaut. Um die Jahreswende 1868/69 ist das Bild vollendet.

Mag sein, daß Goyas theatralische Erschießungsszene aus den Schreckenstagen 1808 die Komposition Manets bestimmt hat. Die Szenerie ist großartig: Vor einer kahlen grauen Mauer, die sich quer durch das Bild zieht, steht rechts das Exekutionspeleton, 7 Soldaten mit blauen Käppis und prächtigen blaugrauen Uniformen, auf denen die weißen, breit hingestrichenen Koppeln fest aufsitzen. Von der Gruppe der Schießenden abgetrennt steht in sich versunken ein Unteroffizier, mit dem Spannen des Hahnes beschäftigt: die Figur, die vielleicht am unverhohlensten den Ewigkeitswert der Schöpfung zum Ausdruck bringt; gleichsam an die Erde gebunden, erdverhaftet und doch in der wunderbaren Entrückbarkeit unvergleichlich groß. Links, von wagrechten Gewehrläufen und Pulverdampf überschnitten, die Gruppe der Verurteilten: der Kaiser, in einfachem grauem Leibrock und Farmerhut, zu seinen Seiten seine getreuen Generäle Mejia und Miromon. Mejia, getroffen, wirft den Kopf empor und die Arme zur Seite. Adel und Gelassenheit drückt sich auf seinem Antlitz aus. Auf der Mauer ein seltsames Gemisch lemurenhafter Gestalten von halb wilder, halb teilnamsloser Art. Hinter der Mauer steigt der Cerro de las companas an, auf dem wunderlich verschwommene Gruppen lauern. Ganz in der Ecke der Friedhof mit hohen Cypressen, darüber ein tiefblauer Tropenhimmel.

Wundervoll ist die Atmosphäre in dem Bilde wirksam. Wir sehen sie nicht angedeutet; aber sie ist da und wir spüren, wie die Figuren von ihr umströmt sind. Der ganze Vorgang wird in seiner Schrecklichkeit durch die optische Schönheit des Werkes überwunden. Herrlich sind die Modulationen der einzelnen Farbtöne des blau und weiß, die den verschiedensten Tönungen von grau und grün gegenüberstehen. Der farbige Rhythmus zeigt die Klarheit und Festigkeit der Manetschen Farbengebung. Ueberhaupt ist das so unheimlich schön an dem Bilde: die kühle Sachlichkeit und stille Wahrheit, mit der der Vorgang geschildert ist. Er ist über die einmalige historische Aktion erhoben. Die Erscheinungen sind zu Symbolen gesteigert. Wir sehen in dem Bilde nicht nur den geschichtlichen Vorgang, sondern das Schießen schlechthin. Meier-Gräfe sagt: Manet gelingt eine Urbarmachung des Natürlichen, eine Darstellung des Lebens in einer das Gegebene verewigenden Form. Willy F. Storik (Mannheim).

Ausstellung der Berliner Secession 1910

Nächst Manets Erschießung Kaiser Maximilians, die im Mittelpunkt des Interesses steht, hat die Secession wie stets ihren Schwerpunkt auf die Veranstaltung von Sonderausstellungen gelegt. Ob diese Praxis bei einer Vereinigung, die doch schließlich nur über eine geringe Anzahl von Sälen verfügt, auf die Dauer einem wahrhaften Bedürfnis entspricht, mag eine ungelöste Frage sein. Gerade jetzt, wo die Stürme, durch das Andrängen der Jüngern erregt, kaum verrauscht sind, hätten wir es wohl erwartet, daß die Secession ihre Türen dem Nachwuchs weiter erschloß als je. Aber dadurch, daß sie einen großen Teil ihrer Wände mit den Werken längst Anerkannter belegt, zeigt sie klar, daß sie es aufgegeben hat, Jünger in ihre Reihen zu werben. Was geblieben ist, ist eine Interessengemeinschaft, die an sich selbstverständlich ihre Berechtigung hat, zumal zu ihren Mitgliedern unsre besten Namen zählen. Aber daß eine solche festgefügte Gruppe in sich erstarren muß, daß sie schließlich die Kunst nur so betrachtet, wie sie selbst zu sehn gewohnt ist, daß sie ihrerseits alles ablehnt, was sich nicht in ihren Rahmen fügt, schafft einen Zustand, der jenem höchst bedenklich ähnelt, der seinerzeit zu der Gründung der Secession geführt hat.

Auch die Wahl der Kollektionen selbst ist nicht allzuglücklich. Um diese zusammenzubringnn, stöbert man leicht in allen Ecken des Ateliers und fördert so manches zu Tage, was lieber ungesehn geblieben wäre. Daß unsre Meister nicht nur Meisterwerke schaffen, ist selbstverständlich, denn auch der Künstler ist nur ein Mensch mit seinen guten und schlechten Stunden. Leider ist es nun eine Tatsache, daß weniger gelungene Stück sich nicht in den Schatten der Hauptwerke stellen und darin verschwinden, sondern daß umgekehrt ein einmal entstandenes Mißbehagen auch auf die Werke abfärbt, die sonst eine kritiklose Bewunderung ausgelöst hätten. Besonders Wilhelm Trübner bekommt es schlecht, wenn man seine Arbeiten älterer Zeit an die neuentstandenen fügt. Man ist fast dem Weinen nahe, wenn man bedenkt, was dieser Künstler einst besessen und, wie es scheint, unwiderbringlich verloren hat. Die ehemalige tonige Schönheit ist verschwunden, und an seine Statt trat das feste Grün und eine Sonne, die doch keine rechte Sonne ist. Die Formate sind allzumächtig mit ihren unruhigen Pferden und Reitern. Nur die kleinen Landschaften sind angängig und verraten noch etwas von der alten Herrlichkeit. Aehnlich nötigen uns Hugo von Habermanns Bilder aus den siebziger Jahren ein Entzücken ab, das Arbeiten aus jüngrer Zeit nicht mehr hervorzurufen vermögen. Immerhin ist Hugo von Habermann ein durchaus impulsives Talent, das nicht an große langdurchdachte Schlachten seine Kräfte setzt, sondern in immer neuen Scharmützeln seinem Ziele nahezukommen trachtet. Dieses Schaffen muß ebensoviel Fehlschläge wie Erfolge bringen, doch sind die Efolge, wenn sie völlig glücken, von dem allergrößten Reiz keder Ursprünglichkeit und bleibendem Glanz. Mit durchaus klarer Ruhe schreitet der Schwede Anders Zorn seinen Weg. Zum Gipfel führt ihn das nackte Fleisch weiblicher Körper, dem er im Freien oder in der Halle eine köstliche Weichheit und einen gesunden Duft zu verleihn vermag. Seine Portraits sind durchaus ehrlich und gut, dennoch können sie nicht dieselbe satte Freude erwecken, wie die aus dem Vollen geschöpften Akte. Der Schweizer Ferdinand Hodler, dessen künstlerische Persönlichkeit jetzt endlich allgemein anerkannt sein dürfte, zeigt einen

Mäher und einen Holzhauer in wuchtig gesteigerter Bewegung.

Max Liebermanns Bildnisse Richard Dehmel und Friedrich Naumann sind höchst lebhaft im Ausdruck, aber in der Farbe etwas matt. Max Slevogt bringt ein großes Figurenbild, „Der Hörselberg“, das wegen der Beherrschung der Gestalten erfreut, den Vorwurf jedoch nicht zur eindringlichen Vision zu heben vermag. Lovis Corinth malt sich und seine Familie in frischer Komposition, die die großen Augen des Babys zum Mittelpunkt wählt; sonst erweist er sich wieder als Meister des warmen lebendigen Fleisches. Martin Brandenburg bleibt phantastischen Motiven treu, die wahre ehrliche Malerei, der der Künstler wohl fähig wäre, unterbinden. Heinrich Hübners Interieurs sind wie stets von allerschönster Frische, voll Duft und feinsinnig gestimmter, dabei starker Farbe.

Bischoff-Culm ist wie stets solide mit seinen Trachtenbildern im Freien, ohne ein allzu warmes Gefühl aufkommen zu lassen. Fritz Rhein bringt einen akademischen, nicht einmal sehr korrekten Rückenakt, entschädigt aber durch ein entzückendes Baby, daß aus den Kissen und Decken seines Körbchens in die Welt hinaus schaut. Hans Baluschek beackert weiter das Gebiet kleiner Leute, das er sich gewählt hat. Dieses Mal ist es ein Sommerfest in der Laubenkolonie, dem er Leben zu verleihen sucht. Trotzdem er über das Ganze ein Blau des Abends breitet, wirken doch Figur und Beiwerk gegenständlich; der Humor, das Mitempfinden ist mehr philiströs als souverain. Im Stilleben zeichnet sich wie stets George Mosson aus mit seiner Vorliebe für silbernes Prunkgerät und weiße Tulpen. Robert Breyer ist anspruchsloser in seiner kräftig schönen, aber doch still wirkenden Farbe. Bernhard Pankok hat sich in einem Herrenportrait mit weinrotem, geblümten Hintergrund arg vergriffen. Interessanten Stoff, interessant gesehen und gemalt, hat sich Leo Freiherr von König in seinem „Pierrot und Colombine“ und „Im Bohème Café“ gewählt. In der Landschaft stehen Hans von Volkmann mit einem „Erntereifen-Kornfeld“, das ein lichter Streifen Sonne trifft, und Ulrich Hübner mit seinen schweren Hamburger Häfen an erster Statt. Kurt Herrmann gibt sich ganz froh und freudig der farbigen Stimmung in lockerem Aneinanderreihen der Töne hin. Das Gelb des Hauses im „Schloß Belvedere“ ist brillant zum Grün der Bäume und Bunt der Blumen.

An Werken großer Ausländer hat sich die Secession wunderbare Stücke von Claude Monet gesichert. „Wasseriris“ und „Seerosen“ zeigen die Glut des blühenden Lebens, dazu den Dunst der matten Seefläche und ihre Spiegelung. Die Seinebrücke ist etwas fester in Ton und Zeichnung, der Ausschnitt einer gut gesehenen Natur. Vinzent van Goghs „Eisenbahnbrücke“ erfreut besonders durch eine kecke souverän beherrschte Perspektive, Paul Cézannes „Bahndurchstich bei Aix en Provence“ folgt den Erdwellen in brauner Schwere. Kees van Dongen lockt durch die Eigenart seiner liegenden Frau, die fast flach Schwarz zu Weiß fügt und im scharfen Einsetzen der Augenbraunen, der Augen und des Mundes zu aparter Wirkung gelangt.

Hermann Abeking.

Die große Berliner Kunstausstellung

Die große Berliner Kunstausstellung ist ihrem Prinzip der letzten beiden Jahre, die Bilder fast stets nur in einer Reihe und in genügendem Abstand zu hängen, treu geblieben; sie hat es sogar versucht, dieses Prinzip eher auszubauen als zu beschränken. So ist der Gesamteindruck durchaus ruhig und schön. Trotzdem kann die Ausstellung nicht ganz kritiklos genossen werden. Das Streben, wirklich nur dem malerischen Werte zu folgen, ist sicherlich in dem Verein Berliner Künstler, zumal in dem jüngeren Nachwuchs, vorhanden. Aber die Widerstände sind allzu groß. Beruhn diese auf den Anschauungen der alten Herren von der Akademie selbst, oder ist es ein Pietätsgefühl, das denen, die einst glücklichere Tage gesehn, nicht trübe bereiten möchte? Jedenfalls ist der Ballast zu groß. Pietät in der Kunst ist ausgeschlossen; die Kunst ist das ewige Leben und Streben. Und der, dessen Pinsel müde geworden ist, mag, selbst wenn er in einem Stück Kunstgeschichte seine Rolle gespielt hat, sich zurückziehn in die Stille seines Ateliers. Dieser Ausspruch ist hart, aber er muß einmal getan werden — zu Gunsten der Sache selbst.

Daß Arbeiten von solchem malerischen Unwert nicht hier und da, sondern gerade an den augenfälligsten Stellen gezeigt werden, schadet der Masse guter Werke ungemein. Der Beschauer, der kam, Schönheit zu trinken, wird es müde, immer wieder

zu suchen, statt daß sich diese von selbst seinem Blicke bietet. Am schlimmsten steht es mit dem Portrait. Es scheint, daß diese Kunst, die Geschmack, Individualisierungsvermögen und malerische Kraft erfordert, übrigens nicht nur hier, völlig vergessen und verschwunden ist. Georg Ludwig Meyn gibt seinen trockenen Abklatsch, dessen Farbe der lebendigen Fleisches weltenfern steht. Fenner-Behmer sowie Heinrich Hellhof bleiben ohne Stärke in dünnem Auftrag. Nächst dem Pariser Robert Vonnoh, der das kleine Figürchen einer Bildhauerin in toniger Abstimmung gibt, ist es wohl nur noch Fritz Burger, der bewußt das Portrait als solches pflegt. Fritz Burger kommt für dieses Gebiet eine eminent sichere Zeichnung, eine schnelle Auffassung zu Gute. Allerdings muß es ihm zum Vorwurf gemacht werden, daß er in der Farbe, besonders bei seinen Frauen- und Kinderbildern, nicht stets der Natur in strenger Wahrhaftigkeit folgt, sondern lieber auf seine geschickte Palette vertraut; doch ist das Endergebnis stets gut, zum mindesten angenehm. Eine große Höhe im Schaffen des Künstlers bezeichnet heute das Herrenportrait „Paul Herrmann", das farbig überaus wahr, in kompositioneller und toniger Wirkung ausgezeichnet ist.

Sehr gut ist die rührige Entwicklung der Landschaft, der sich die des Interieurs in gleichem Maße zur Seite stellt. Hans Herrmann wird immer matter in seinen Hafen- und Fischermotiven, Franz Hoffmann-Fallersleben ist wie stets unerträglich mit seinem brandigen Rot und Grün. Friedrich Kallmorgen zeigt eine kraftvolle „Mittagspause", Arbeiter auf der Dampffähre des Hafens, Alfred Scherres in gleichfalls schwerer Art einen Februarabend am Grunewaldsee. Hier will es scheinen, als ob diese feste Technik doch mehr für Häuser und Kähne geeignet ist, die der Maler sonst frequentiert. Franz Skarbina befaßt sich in leichter, freudiger Farbe des weiteren mit dem Interieur alter Rokokoschlößchen. Auch Maximilian Schäfer erweist sich glücklich mit Ausschnitten des Zimmers. Seine Meisterschaft auf diesem Gebiet beweist wieder August von Brandis, besonders in dem Treppenhaus, das vom Glanze der satten, so überaus reichen Farbe erstrahlt.

Von dem Figurenbild läßt sich nicht allzuviel Gutes sagen. Ferdinand Graf von Harrach muß mit der utrierten Darstellung in Auffassung und Technik, „Paulus diktiert den Galatäerbrief" abgelehnt werden. Hermann Groeber versammelt wieder seine Schüler um sich in mehr äußerlichem Zusammenhang, August Wilkens bringt eine Hochzeit auf Fano, im Dunkel zu fest, Emil Burmeister einen Ringkampf nackter Männer, die allzu hart zu Teppich und Raum stehen. Otto Marcus setzt seine dekorative Bilderfolge für das Rathaus zu Quedlinburg fort. Wie in den ersteren Stücken auf kräftige, buntfrohe Farbe, legt der Maler hier den Wert auf ein mehr zeichnerisches Dunkel, für das eine farbigere Durcharbeitung zum Nutzen gewesen wäre. Sehr unglücklich debutiert Hans Looschen auf dem monumentalen Gebiet. Seine Kartons „die Arbeit, Hyzina" sind schwach in der Erfindung und nicht einmal zeichnerisch beherrscht. Wozu an gleicher Stelle die kompositionell und technisch mehr als dürftigen Arbeiten Pierre Puvis de Chavannes die Wände füllen, bleibt rätselhaft. Keck und munter, dabei von schöner gesteigerter Bewegung, mutet G. Picard mit den Aufzeichnungen „Der Kampf", die Geburt des Paris an.

Kollektiv sind die Ungarn vertreten, deren meisten Stücke bereits in der Separatausstellung im Gebände der Sezession gewürdigt wurden. Hier fügt sich ein großes Prunkbild von Gyula von Benczur „Huldigung des ungarischen Reichstags 1896" an, das in der genauen Wiedergabe der Köpfe Photographen entzücken mag. Ein geschlossenes Bild für sich geben die Einzelausstellung von Werken Julius Bergmanns, der gesunde Luft an Land und Haustier verrät, dann Wilhelm Müller-Schoenefeld, der feinster Zeichnung, aber auch des breiten Striches fähig ist. An diese reihen sich die Zeichner Franz Jüttner und Franz Staffen, ersterer mit den humorvollen Darbietungen, die den Lesern der Lustigen Blätter so vertraut sind, mit den heroisch stilvollen Illustrationen zum Rheingold sowie den Lithographen zum Parsival.

Hermann Abeking

Finanzpolitisches

Unser Schwerpunkt liegt in New-York! Mag in London wegen des Schwindels in Gummi- und Oelaktien ein Absturz drohen, mag Paris dann einmal Angstkurse senden, so bleibt der deutsche Markt doch immer nur ge-

spannt auf Amerika. Die Abflauungen von dort entweder der Anlieferungen von Roheisen oder des Kupferpreises reichen hin, um unsere leitenden Berg- werks- und auch Bankpapiere vollkommen in Atem zu halten. Außerdem gibt es bei uns auch sehr ernste und vor allem maßgebende Händler, die an die Fortdauer der Konjunktur drüben keineswegs mehr so sicher wie noch vor Monatsfrist glauben. Alles dies würde aber unsre eignen großen Aktien weniger treffen, wären deren Kurse nicht schon recht hoch gestiegen. Somit bleibt für spekulative Gemüter, deren es ja in Deutschland Legionen gibt, kaum etwas anderes übrig, als den billigen Geldstand für Spezialgebiete zu benutzen. Indessen, all diese Gründe, welche Berlin und Frankfurt und Hamburg der Steigerung von Elektrizitäts-, Chemischen und auch Maschinen-Werten zuwenden, nutzen einer kräftigen Allgemein-Tendenz nichts. Selten oder nie kann letztere aus Aktien mit einem engen Markt hervorgezaubert werden.

* * *

Schutz dem kleinen Manne! so erklang es kürzlich wieder in unserm Parlamente, als gelegentlich der Kolonialdebatten auch die Möglichkeit von Zwanzig-Mark-Aktien berührt wurde. Selbst der Abgeordnete einer so freigesinnten Handelsstadt wie Hamburg, dessen Gerichte während der ernsten Phase des Differenzeinwandes ruhig im Sinne von Treu und Glauben entschieden, — selbst dieser Vertreter wünschte, den kleinen Mann gegen die Lockungen durch die Zwanzig-Mark-Aktien weiter geschützt zu sehen. Und er berief sich dabei zu Gunsten seiner Aengstlichkeit sogar auf Nationalökonomen, die doch andrerseits in die Praxis der Wechselstuben sowie in die gewaltige Popularisierung unsrer Dividendenpapiere schon seit Jahren, höchst ungenügende Einsichten haben. In der Tat! sobald es sich nicht einmal verhindern läßt, daß zahllose deutsche Kaufkreise ihrer Neigung zum Spekulieren regelmäßig nachkommen und nicht zum geringsten auch in Papieren, die nur in London und New-York zu haben sind, — lohnt es sich auch nicht, die „unteren" Volksschichten abzugrenzen, denen Lotterien und sonstige Glücksspiele weit lieber bleiben. Nur ein einziger großer Praktiker hatte sich s. Z. im Reichstag gegen die kleinen Aktien ausgesprochen, das war Dr. Siemens von der Deutschen Bank, der sich freilich später zu einer anderen Ueberzeugung bekannt hatte. Nicht ausgeplaudert von ihm wurde aber damals, wie bald nach dem Aufschwung der Mineinindustrie in Transvaal unsre leitenden Bureaukraten ganz ernsthaft unsrer Hochfinanz ans Herz legten, doch mit einem Teil ihrer Banken, Kapitalien sich in jenem Aktienbesitz zu Gunsten des deutschen Elementes festzusetzen. Nb: ohne das Publikum zu einem solchen up an down heranzuziehen. So übertriebene und unrichtige Vorstellungen von den, doch ganz bestimmten Zwecken dienenden Barmitteln der Großinstitute scheinen auch noch heute umzulaufen. Gerade in jenem oben erwähnten Schutz des kleinen Mannes tritt noch immer ein System der liebevollen und dann pedantischen Bevormundung hervor, der das inzwischen wirklich groß gewordene deutsche Volk doch endlich entwachsen sein sollte.

* * *

Ein künstliches Gleichgewicht in seinem Budget hat der gegenwärtige russische Finanzminister mit merkwürdiger Eilfertigkeit herzustellen verstanden. Es war nämlich im Reichsrat (einer Art von geistiger Peerskammer, die neben der jungen Duma noch immer ihren Rang behauptet) von keinem geringeren als Witte ein Defizit von 13000000 Rubeln herausgerechnet worden. Der Genannte, der selbst bei seinen Gegnern als der einzige russische Staatsmann gilt, mußte natürlich mit seinen Darlegungen einen tieferen Eindruck hervorrufen. Das reizte den Finanzminister, und schon nach wenigen Tagen konnte derselbe ziffernmäßig beweisen, daß jene Unterbilanz ausgeglichen sei. An und für sich ist es nun bei einem so unordentlich verwalteten Reiche ziemlich gleichgiltig, ob geschickte Schiebungen zwischen dem ordentlichen und außerordentlichen Etat irgend welche Mehrausgaben „beseitigen". Nur bleibt es für das Wichtigkeitsgefühl der Russen bezeichnend, daß sie solche Schein-

gefechte überhaupt mit Aufmerksamkeit verfolgen. Das Ausland selbst, das doch eminente Interessen in Zarenwerten besitzt, zerbricht sich über derartige Vorfälle erst gar nicht lange den Kopf. Es sieht Rußland wieder einigermaßen beruhigt, den Aufschwung von Handel und Industrie und in der Folge auch von Staatseinnahmen, die für den Zinsendienst annähernd aufzukommen vermögen. Solange dieses materielle Vertrauen vorherrscht, kümmern sich die kühlen Kapitalisten weder um die Einzelrechnungen im Budget noch um die sehr schlimme Reaktion in der inneren Verwaltung.

* * *

Der empfindliche Rothschild. Der Urahn des Hauses Thurn & Taxis, als er von Rudolf von Habsburg das erste Postregal empfing, ahnte wohl nicht, welche Rolle im Anleiheverkehr einst die österreichische Post noch übernehmen würde. Nunmehr hat nämlich schon zum zweiten Male die dortige Post-Sparkasse die große Anleihe des Landes zum Vertrieb erhalten und die mächtigste Bankgruppe: Rotschild und Kreditanstalt hatte auf Iniative des ersteren eine Beteiligung anders als zu Originalbedingungen abgelehnt. Jener „Demokratisierung" des Anleihwesens wird aber eine bei weitem zu große Bedeutung beigelegt. So haben die großen französischen Bahnen, welche doch gewiß in den Händen ihrer haute banque sind, sich niemals geniert, ihre ungezählten Obligationen einfach an ihren Schaltern verkaufen zu lassen. Auch ist es keineswegs zutreffend, daß sich der Staat mit einer solchen Geldmacht wie Rotschild und der von ihm so stark beeinflußten Kreditanstat für äußerste Fälle geschäftsfreundlich verhalten müßte. Generationen hindurch hatte jenes Bankhaus in Wien die sorgfältigste Staatsprotektion erfahren, und was nützte es? Als Oesterreich zu seinem Kriege mit Preußen 1866 eine Anleihe brauchte, mußte es allenthalben leer abziehen. Und als es sich 1875/76 um die Beschaffung der Kosten für den Feldzug in Bosnien und der Herzegowina handelte, war diese Anleihe auch nur zu den drückendsten Bedingungen erhältlich. Der gegenwärtige Finanzminister Bilinski ist aber ein Mann nicht nur von Traditionslosigkeit, sondern zugleich von Energie! Und in diesem Sinne ist es wohl auch noch nicht oft vorgekommen, daß ein Minister an alle Zentralstellen die gemessene Forderung stellte, von den für dieses Jahr vorhergesehenen Ausgaben diejenigen Beträge abzuziehen, die insgesamt zur Deckung des Defizits nötig seien. Interessant sind noch die finanziellen Annäherungen, die seit Monaten zwischen österreichischen und ungarischen Instituten versucht werden, wobei natürlich die österreichischen, als die stärkeren, auch die aufsaugenden sind. Stellt man den ungarischen Geschäftsmann einzeln, so ist er von der Notwendigkeit einer handelspolitischen Freundschaft mit Cisleithanien immer durchdrungen, so bald es aber auch nur drei Ungarn sind, mit denen zu beraten wäre, so kehren sie sofort ihre rabiate nationale Einseitigkeit hervor.

* * *

Die Lage des Hansabundes. Die seltsame Lage der „Hansa"leitung, es seinen verschiedensten Interessenten recht machen zu müssen, — ein Umstand, der hier wiederholt betont wurde, — hat neuerdings zu einem Beschlusse zu Gunsten der ja als hochwichtig längst erkannten marokkanischen Erze veranlaßt. Was ist nicht alles seit zwanzig Jahren so ganz richtig von den Minetten als Brot unsrer Hüttenindustrie gesagt und geschrieben worden. Es müssen also Parteileute Mannesmanns plötzlich ihren Einfluß geltend gemacht haben, um eine Resolution zustande zu bringen, die wie die des Hansabundes ziemlich unverblümt einen Druck auf die Maßnahmen unsres auswärtigen Amtes auszuüben wünscht. Und dies kurze Zeit nach den betreffenden Reichstagsdebatten, die noch frisch in jedermanns Gedächtnis haften. Hoffentlich findet der Hansabund auch den Mut, über die Verschleppung des Moselkanales, unsres Hauptweges für Erze, seine Stimme zu erheben. Freilich sind die großindustriellen Gegner des Kanals auch zugleich Mitglieder seines Bundes. Pluto.

Aus Hof und Gesellschaft

Wie der Kaiser fährt

„Ta—tüh—ta—tah"! Wer kennt heute nicht das Kaiserliche Fanfarensignal, das mit seinem melodischen Vierklang das Nahen des kaiserlichen Kraftwagens schon von fern verkündet und ihm weithin freie Fahrbahn verschafft! Denn wie unser Kaiser einer der ersten Fürsten gewesen ist, der sich für seine Person des Kraftwagens bedient hat, so liebt er es auch, wenn er schon fährt, schnell zu fahren, da bei seinem vielbeschäftigten Leben, in dem über jede Minute des Tages verfügt ist, gerade die durch den Kraftwagen gewonnene Zeitersparnis mit ein Hauptgrund für die Einführung desselben in den kaiserlichen Marstall geworden ist.

Aus kleinen Anfängen hat sich der kaiserliche Wagenpark, der heute die stattliche Anzahl von 22 Wagen umfaßt, entwickelt. Die ersten Kraftwagen kamen im Jahre 1903 in den Marstall und wurden damals der Equipagen-Abteilung überwiesen; es waren 3 Daimler, 2 Personen- und 1 Lastkraftwagen, alle 3 mit Spiritus-Motoren ausgerüstet. Heute im Jahre 1910 zählt der Wagenpark des Kaisers, wie wir schon erwähnten, 22 Fahrzeuge, von denen 20 Personenkraftwagen sind, während 2 dem Lastentransport dienen und hauptsächlich den Verkehr zwischen dem Königlichen Schlosse in Berlin und dem Neuen Palais bei Potsdam vermitteln. 15 von den Personen- und die 2 Lastkraftwagen befinden sich in Berlin, während die andern 5 Personenwagen zur Benutzung während des Aufenthaltes der kaiserlichen Familie im Achilleion auf Corfu dauernd auf dieser Insel stationiert sind. Die Unterstellung unter die Equipagen-Abteilung hat lange aufgehört; eine eigene Motorwagen-Abteilung des kaiserlichen Marstalls besorgt alle in dieses Ressort fallenden Geschäfte.

An der Spitze dieser Abteilung steht zurzeit der von der Versuchs-Abteilung der Verkehrstruppen zur Dienstleistung beim Kaiserlichen Marstall kommandierte Oberleutnant Zeyß als Dirigent; unter ihm sind 4 Oberwagenführer, 9 Wagenführer, 1 Maschinenmeister und eine entsprechende Anzahl von Begleitleuten und Wagenhaltern beschäftigt. Von den Fabriken sind im Marstall Adler, Benz, Fiat, Mercedes, N. A. G. und Opel ver-

treten. Es überwiegt zurzeit die Marke **Mercedes**; die anderen Firmen mit **Ausnahme** von Benz und Opel, von **denen je 2 Wagen** geliefert sind, haben **sämtlich nur je 1 Wagen** gestellt. Die **beiden Lastwagen** sind von Daimler-**Marienfelde**. Die Stärke der Wagen **beträgt durchschnittlich** 50 PS, doch ist der **neue** Opelwagen, der augenblicklich vom **Kaiser** mit Vorliebe benutzt wird und in **Metz mit** auf der Reise gewesen ist, mit **einem** 60 PS-**Motor** ausgestattet. Als Brennstoff **dient** Benzin.

Zum Nachsehen der Kraftwagen und **für kleinere** Reparaturen verfügt der Marstall in Berlin natürlich über alle dazu nötigen Einrichtungen, Werkzeugmaschinen und Werkstätten; ebenso befinden sich besonderen Standartenstock angebrachten bunten Standarten kenntlich gemacht; in Preußen führen die Wagen die rote Königs- bezw. Königin-Standarte, während bei Reisen im Reich, z. B. bei den Kaisermanövern, dem kürzlichen Besuch in den Reichslanden oder ähnlichen Gelegenheiten die gelbe Kaiser- bezw. Kaiserin-Standarte gesetzt wird. Auch für den Besuch fremder Fürstlichkeiten ist Vorsorge getroffen; die Standarten derselben sind ebenfalls vorhanden und werden an den ihnen während eines eventuellen Aufenthaltes zur Verfügung gestellten und von ihnen benutzten Kraftwagen in der gleichen Weise befestigt.

Als besondere Aufmerksamkeit des Kaisers für seine fremden Gäste ist zu erwähnen, daß der Kaiser, wenn er mit einer anderen

überall in den **Kaiserlichen** Schlössern feuer**sichere Benzinlagerungen,** die teilweise nach **dem** System **Martini & Hüneke**, **teilweise nach dem von Grümer & Grimberg ausgeführt** sind.

Fast durchweg sind die kaiserlichen **Kraftwagen als Landaulets** gebaut, da diese **sowohl** geschlossen als auch offen zu ver**wenden** sind. Die Lackierung der Wagen **ist elfenbeinfarbig** mit dunkelblau und gold **abgesetzt;** an den Wagentüren und an der **Rückwand** der **Karosserie** sind die preußischen **Hoheitsabzeichen** angebracht. Außerdem **werden aber** die Wagen der Majestäten **noch durch die** bekannten **kleinen** vorn an einem Fürstlichkeit zusammen im Wagen fährt, stets die eigene Standarte links und die seines Gastes rechts am Wagen setzen läßt.

Aber lange schon bevor die kleine Standarte sichtbar und erkennbar wird, verkündet das Herannahen des kaiserlichen Gefährtes das Fanfarensignal „Ta — tüh — ta — tah!" L. v. W.

Moderne Wege der Innen-Architektur

Die soeben in der Reichshauptstadt eröffnete Allgemeine Städtebau-Ausstellung zeigt auf den

ersten Blick, daß in der modernen Auffassung der Architektur das Bestreben vorwaltet, dem Zweckmäßigkeitsgedanken der Neuzeit einen organischen Ausdruck zu geben. Wahre Ästhetik muß immer zugleich wahre Zweckmäßigkeit sein, sonst entartet die angewandte Kunst zu romantischer Heuchelei, die über die innere Leere nicht wegtäuscht. Ein treffendes Beispiel für diese Behauptung ist der kürzlich vollendete moderne Ausbau des alten Herrenhauses Schloß Prößdorf. Hier galt es zu zeigen, daß das gute Alte völlig dem Geist der Neuzeit angepaßt werden kann. Die Innenarchitekten Albrecht und Noll, Berlin West, haben, — wie die beigefügten Abbildungen beweisen — bei diesem Umbau eine glückliche Hand gezeigt, besonders bei der Neugestaltung der Erdgeschoß-Räumlichkeiten. Die alten Decken, welche teilweise mit häßlichen Malereien versehen

Speisezimmer, Schloss Prössdorf
Paneele und Möbel dunkel Eichen

waren, wurden entfernt und an Stelle derselben schöne, in reinen Linien gehaltene Stückdecken eingefügt, welche in hellen Tönen übermalt wurden. Ferner wurden das Speisezimmer, das Herrenzimmer, die Diele und auch ein Gartenzimmer im Hinblick auf die Möbel-Einrichtung einer Umgestaltung unterzogen. Die Diele wurde mit Rüsterholz in Türhöhe neu paneeliert und das Ameublement aus antiquen vorhandenen Möbeln zusammengestellt, ebenso wurde das anstoßende Gartenzimmer in reizvoller Weise aus alten Birkenholzmöbeln, welche sich auf den Bodenräumen des Schlosses vorfanden, gänzlich dem heutigen Geschmack entsprechend, neu hergerichtet. Die alten Möbel wurden sorgfältig zusammengestellt und ergaben ein hübsches, vornehm wirkendes Interieur aus der Biedermeierzeit. Den Möbeln entsprechend sind die Türen und die niedrig gehaltenen Paneele gleichfalls aus Birkenholz hergestellt worden.

Hervorragend schön ist das Speisezimmer geworden. Die Decke und der obere Teil der Wand sind in einem gebrochenen weißen Ton gehalten, der vorzüglich zu dem dunklen, in warmer Tönung gebeizten Eichenholz steht, welches mit besonderer Sorgfalt behandelt worden ist. Die Architektur des ganzen ist in modernem Barocstil gehalten, in dem sich sehr gut einige antique Stücke einfügen. Die schmalen Seiten des Raumes (die vorher mit häßlichen Türen zur Küche versehen waren) wurden dergestalt ausgebildet, daß die eine Seite mit einem eingebauten, nach vorn gerundeten Büffet versehen wurde, an welches rechts und links Türen mit Supraporten eingefügt wurden, die zu den mit modernem Comfort ausgestatteten Wirtschaftsräumen führen. Diese Türen sind vollständig im Charakter des Paneels gehalten, so daß sie nicht aus dem Rahmen herausfallen, sondern sich wohltuend dem Ganzen einfügen. Die Supraporten enthalten alte oval gerahmte Landschaften. Die gegenüberliegende Schmalseite erhielt eine große Schiebetür mit reicher durchsichtiger Fazette-Verglasung; ist diese Tür geöffnet, so verbindet sie die Diele und das Speisezimmer zu einem gemeinschaftlichen Raum, auch hier sind rechts und links Paneelteile eingefügt, die entsprechend den Türen der anderen Schmalseite gleichfalls mit Supraporten versehen sind, welche ebenfalls zwei ovale gerahmte antique Ölbilder enthalten. Die Stühle dieses Speisezimmers sind mit einem antik gefärbten bräunlichen Rindleder bezogen und stehen an den Längsseiten des Raumes. Über dem großen Speisezimmertisch, der für 24 Personen Platz bietet, hängt eine alte Messing-Lichterkrone, die für elektrisches Licht eingerichtet wurde. Für den Hausherrn ist ein hochlehniger, reich geschnitzter Arm-Lehnstuhl hingestellt, der mit dunkel gefärbtem Leder bezogen wurde.

Das Ganze macht einen vornehmen würdigen Eindruck, und zeigt, wie es möglich ist, aus altem Material in feudalen Schlössern, unter Verwendung verhältnismäßig einfacher Mittel, geschmackvolle Innenräume zu schaffen.

Den Gesamteindruck vervollständigen einfache, leicht gefärbte Fenstervorhänge, die das volle Licht einlassen; und warme alte Perserteppiche decken Tisch und Fußboden.

Für den gesamten Inhalt verantwortlich: Dr. E. E. Friedegg in Schöneberg. — Druck von Richard Falk, Berlin W. 66, Leipzigerstraße 115-16.

Hans Memling
Bildnis des Siegelschneiders
Nicolas Spinelli

Nord und Süd

vereint mit Morgen

Deutsche Halbmonatsschrift

Herausgegeben von Dr. Curt Radlauer

Nord und Süd, Zeitschriften-Verlag G. m. b. H.
Berlin W. 30 / Traunsteinerstr. 3

34. Jahrg. Bd. 133 Heft 407 Erstes Juniheft 1910

Organ der neuen Kunstvereinigung
der Lessing-Gesellschaft
und Lessing-Hochschule zu Berlin.

Fürst Albert von Monaco als Politiker

Der Souverain des kleinsten Staates von Europa, Albert Honoré Charles Fürst von Monaco und Chateau-Porcien, Herzog von Valentenois, von Estouteville, Mazarin, Meilleraye und Mayenne, Markgraf von Beaux und Guiscard, Graf von Carladès, von Thorigny, von Ferette, Belfort, Thann und Rosemont, Baron von Buis, Luthumière, Herr auf Isenhain, Matignon, Saint-Lô und Saint-Remy, Ritter des hohen Ordens der Serafin, des hl. Hubertus und des Schwarzen Adlers von Preußen, ist der erste Fürst katholischer Konfession, der als Gast des italienischen Königshauses in der „Ewigen Stadt" weilte, ohne den Papst zu besuchen.

Als am 20. September 1870 der Kirchenstaat gefallen und die Generale Cadorna und Bixio vom päpstlichen Sommerpalast auf dem Quirinal Besitz für das Königreich Italien genommen hatten, sprach Papst Pius IX. den großen Bannfluch über alle Bewohner und Besucher des Quirinalschlosses aus und gab „zu Protokoll und ewigem Gedächtnis" das alle katholische Fürsten bindende Verbot, dem italienischen König in Rom einen Besuch abzustatten. Selbst die Bande nächster Verwandschaft — die Königin Maria Pia von Portugal ist die Schwester des † Königs Humbert — wurden von der römischen Kirche nicht respektiert und der Besuch des Königs Luiz und seiner Gemahlin Maria Pia bei dem Schwager und Bruder in Rom zweimal hintertrieben. Sein Nachfolger König Carlos, auf seiner Romfahrt von Lissabon schon bis Paris vorgedrungen, mußte auf halbem Wege wieder umkehren; denn er sah nicht nur seine Person mit den schwersten Kirchenstrafen bedroht, sondern die klerikale Regierungspartei im eigenen Lande unbotmäßig und der Dynastie Feindseligkeit ansagend. Diese Unterwürfigkeit des schwachen Lebemanns unter die allmächtige Klerisei mit ihrer Lotterwirtschaft und Korruption in der öffentlichen Verwaltung zeitigte den erfolgreichen Anschlag der Republikaner und den gewaltsamen Tod des Königs und seines ältesten Sohns Luiz.

Ebenso wenig fand der Besuch Königs Humberts in Wien bis zur Stunde seine Erwiderung: Weder Kaiser Franz Josef noch der Erzherzog Franz Ferdinand vermochten den Weg zur Siebenhügelstadt zu finden.

Albert v. Monaco als Politiker

Vom 24. bis zum 28. April dieses Jahres weilte Fürst Albert von Monaco in Rom. Dieser Seefahrer, Gelehrte der Ozeanographie und Biologie von Ruf, gilt in der politischen Welt für eine bedeutende Figur. Als 1870 der Krieg ausbrach, trat Prinz Albert als Leutnant freiwillig in die französische Marine-Infanterie ein und verdiente sich das Kreuz der Ehrenlegion; „l'Étoile des braves" bildete lange Zeit die einzige Dekoration, die auch später Fürst Albert trug. Die intime Freundschaft, die den Souverän der schönsten Klippe an der abendlichen Rieviera mit den französischen Staatsmännern Emile Loubet und Armand Faillières, Theophile Delcassé und Léon Bourgeois, E. Combes und Georges Clémenceau, Jean Jaurés und Aristide Briand verbindet, hinderte ihn nicht, mit Kaiser Wilhelm II. in herzliche Verbindung zu treten und auch mit König Eduard VII. gute Beziehungen zu unterhalten. Still und bescheiden hat Fürst Albert seit Jahren als Mittelsmann manche wichtige Mission erfüllt, und sein Palast in Paris ist nicht nur den Politikern und Diplomaten, sondern auch den Vertretern der Hochfinanz, der Künste und Wissenschaft vertraut.

1859 wurde das Fürstentum Monaco-Mentone-Roccabruna (ca. 14 Quadratkilometer) von dem Protektorat des Königs von Sardinien losgelöst. Zwischen dem König Victor Emanuel I. und Honoré IV. ist seiner Zeit zu Stupinigi der Schutzvertrag abgeschlossen worden, dessen § 10 besagt:

> „S. Majestät wird unter seinen Schutz und „Sauvegarde perpetuelle" und unter den seiner Kgl. Nachfolger Kraft gegenwärtigen Vertrags den Fürsten von Monaco und den Herzog seinen Sohn sowie seine ganze Familie und alle seine Unterthanen und die Städte Monaco, Mentone und Roccabruna nehmen sammt ihren Territorien, Gerichtsbarkeit und den Abhängigkeiten, ebenso alle ihre Erben und Nachfolger des Fürsten, und er wird sie vertheidigen gegen Jedermann der ihnen mit Unrecht zu nahe tritt."

Dieser Fürst Honoré IV. ist dieselbe Persönlichkeit, die, aus dem Exil heimkehrend, um von ihren Staaten Besitz zu ergreifen, am Abend des 1. März 1815 das famose Zusammentreffen mit Napoleon I. hatte. Der Fürst reiste im Postwagen mit seinem Gefolge und hatte kaum Cannes verlassen, als sein Wagen von Bewaffneten angehalten wurde. Eine imponierende Gestalt näherte sich dem verdutzten Fürsten und lud ihn ein, mit ihm in das nahe Gehölz zu gehn. Der Fürst erkannte in der geheimnisvollen Figur den General Cambronne, der ihm mitteilte: Der Kaiser ist soeben in Frankreich gelandet und wünscht, Sie zu sprechen. Im benachbarten Wäldchen fand sodann die Unterredung zwischen Honoré IV. und Napoleon I. statt: „Lieber Fürst" — sagte höchst vergnügt der kleine

Korse — „ich freue mich sehr, Sie begrüßen zu können; Sie wollen jetzt Ihren Posten auf dem Thron von Monaco einnehmen; ich gehe in Eilmärschen zu den Tuilerien nach Paris. Aus Besorgnis, daß die fremden Reisenden oder die Bewohner von Cannes meine Landung vorzeitig bekannt machen könnten, gab ich Befehl, diese Straße zu sperren."

Wie liebt das Schicksal, mit Gegensätzen zu spielen! Während wenige Monate nach diesem Zusammentreffen der Welteroberer seine letzte Reise nach St. Helena antrat und viele Jahre später ein andrer Napoleon traurig im Exil unter den Messern der Aerzte sein Leben ließ, erwarben sich die Fürsten dieses kleinen Territoriums ihre Unabhängigkeit und behaupteten sich im Sturm aller Ereignisse, die ganz Europa umgestalteten. Anno 1848 hatten die piemontesischen Truppen schon Roccabruna und Mentone besetzt, weil sich deren Bevölkerung gegen den Fürsten Florestan erhoben und eine Verfassung verlangt hatten. Aber die Niederlage des Königs Carlo Alberto bei Novara machte dieser Gebietserweiterung Piemonts ein Ende. Durch den Vertrag von Turin im Jahre 1860 mußten Mentone und Roccabruna, weil sie zur Grafschaft Nizza gehörten, an Frankreich abgetreten werden. Das Plebiscit fiel zu Gunsten Frankreichs aus; um die Proteste des Fürsten von Monaco zum Schweigen zu bringen, wurde er mit vier Millionen Francs abgefunden; sein Besitztum schrumpfte auf Monaco (Monte Carlo) mit 1,6 Quadratkilometern zusammen.

Ein Gedenkstein über dem Portal des alten Palastes in Monaco erinnert daran, daß Kaiser Karl V. zweimal diesen glücklichen Fleck Erde besuchte und daß er das erstemal mit Papst Paul III. Farnese hier zusammentraf. Beim zweiten Besuch wurde der finstere Monarch durch ein Mahl, bei dem die lecker bereiteten Seefische eine große Rolle spielten, in die beste Laune versetzt. Als er vom Balkon des Schlosses das unvergleichliche Panorama sah und hörte, mit welch lauter Begeisterung die Menge ihm huldigte, wurde er vom Gefühl überströmender Generosität derart ergriffen, daß er sich über die Brüstung des Balkons lehnte und zur Volksmenge hinab rief: „Ihr sollt alle von Adel sein!" Zuvor schon hatte der Kaiser ob des wohligen Gefühls in seinem Magen den Maitre d'hôtel et Chef de Cuisine wegen der Vollkommenheit der Speisen in den erblichen Adelsstand erhoben; der Glückliche hieß Giovanni Manchelli.

Die intimen Beziehungen des Fürsten Charles III. zu den Tuilerien gaben Anlaß, seinem Sohne Albert einen Ehebund mit der Lady Mary Douglas-Hamilton, einer Stieftochter Napoleons III. und Verwandten des großherzogl. badischen Hauses, nahe zu legen. Napoleon III. schrieb anno

1858 einen etwas lebhaften Brief an den Kronprinzen von Monaco, worin der alte Roué seinem jungen Schützling zuredete, das Leben eines lustigen Junggesellen aufzugeben. Zwölf Jahre später diente dieser Brief der römischen Kurie als Vorwand, von einem „unerlaubten Zwange" zu reden und darum diese Ehe für nichtig zu erklären.

Papst Pius IV. hegte ein großes Wohlwollen für Charles III. von Monaco. Nachdem die Königin Isabella von Spanien verjagt worden war, hatte Prinz Albert sein Amt als Fregattenkapitän in der spanischen Flotte aufgegeben und war zu seinem Oheim, dem Kriegsminister der päpstlichen Armee de Merode, nach Rom gekommen. Die Familie de Merode berühmt sich der Abstammung von der hl. Elisabeth von Ungarn, was jedoch den Bruder von Alberts Mutter nicht abhielt, am Hofe Pio Nonos das exzentrischste Original zu werden. Napoleon III. in Person veranlaßte — nach dem Blutbad und der Ausplünderung von Perugia durch das 1. Fremdenregiment unter dem Befehl des Obersten Schmid aus Uri — den „Tagesbefehl" für die Offiziere und Mannschaften der französischen Garnison im Kirchenstaat, den Umgang mit der päpstlichen Armee zu meiden: „La canaille des bourreaux du Pape". Oberbefehlshaber dieser Henkersknechte war de Merode, der auf die von dem Franzosenkaiser immer dringlicher empfohlenen Reformen im Kirchenstaate erwiderte: „Reformen an unsern Kirchenstaat wenden, heißt soviel wie dem Herrn von Ägypten den Rat erteilen, die Cheopspyramide mit einer Zahnbürste zu reinigen." —

Hier in Rom wurde des Fürsten Albert erste Ehe, abgeschlossen am 21. September 1869 mit Lady Mary Douglas-Hamilton, durch die Kurie für nichtig und gleichzeitig der aus dieser „unbewußten" Ehe zu Baden-Baden am 12. Juli 1870 geborene Sohn Louis Honoré Charles Antoine für „legitim" erklärt: die Kosten und Sporteln für diesen kirchenrechtlich salomonischen Spruch sollen eine Million Francs betragen haben. Leo XIII. wandte dem Günstling seines Vorgängers dasselbe Wohlwollen zu; das trat offenkundig zu Tage, als der Fürst zu einer zweiten Ehe schritt. Auf einer seiner Kreuzfahrten zu wissenschaftlichen Zwecken lernte Fürst Albert in Madera die Witwe des Herzogs von Richelieu kennen, eine geborene Alice Heine, eine zur katholischen Konfession übergetretene Israelitin, die dank ihrer von dem Gatten verschleuderten Millionen einen glanzvollen Eintritt in den französischen Adel gehalten hatte. Diese zweite Ehe des Fürsten, der jetzt in Rom den Papst nicht besuchte, wurde auf päpstlichen Befehl in der apostolischen Nuntiatur zu Paris am 30. Oktober 1889 gefeiert. Der Nuntius Msgr. Rotelli begrüßte damals in dem Fürsten

den würdigen Erben des antiken Geschlechtes der Grimaldi, die im Laufe vieler Jahrhunderte sich allzeit treu und unterthan dem heiligen Stuhle erwiesen haben. Im Namen des römischen Pontifex wurde dem Brautpaar der päpstliche Segen erteilt. Gleichwohl fiel aber auch diese Ehe unglücklich aus und wurde am 30. Mai 1902 gerichtlich geschieden. Zuvor mußte der Fürst von sich aus allen Bewohnern von Monaca die Rechtswohltat der Scheidung durch ein Gesetz zubilligen; das geschah durch den Fürsten; denn Monaco ist eine absolute Monarchie. Der Fürst ist Niemand Rechenschaft schuldig, und seine Untertanen sind lauter glückliche Leute: sie wissen nicht, was Steuern bedeuten. Das „Casino" auf der Terrasse, zu dem Fürst Albert als Knabe von 12 Jahren den Grundstein legen half, sorgt für Alles . . .

In der Streitfrage, ob dem Papsttum nach dem Fall des Kirchenstaates noch das Recht politischer Souveränität zukomme, hat Fürst Albert eine wichtige Rolle gespielt. Dem hl. Stuhl erging es mit dem Kirchenstaat ein wenig, aber viel übler als Tarquinius mit den sibyllinischen Büchern. 1863, zur Zeit der Touvenelschen Verhandlungen, hätte er noch das ganze Patrimonium Petri (Rom, Viterbo, Frosinone und Terracina) retten können, wollte er Napoleons Anerbieten annehmen. 1887 konnte er wenigstens noch den Borgo, San Paolo f. l. m. und einen Streifen Landes bis zur See nach Ostia haben. Die Gelegenheit zuzugreifen wurde versäumt. Als im Jahre 1894 der Papst auf Grund eines von deutschen Kirchen- und Staatsrechtslehrern, von Historikern und Diplomaten ausgearbeiteten Gutachtens durch eine letzte, bisher gänzlich vorenthaltene und äußerst geheim gehaltene Demarche wenigstens ein Minimum von Territorium mit effektiver Souveränität — und wäre es auch nur der vatikanische Garten gewesen — von Italien verlangte, da war die Stunde vorbei, wo auch dieses Zugeständnis gewährt werden konnte. Diese Enthüllung machte in seinen „Spektatorbriefen" Franz Xaver Kraus. Nach der übereinstimmenden Überzeugung der Staatsrechtslehrer aller Nationen hörte der Papst mit dem Jahre 1870 auf, Souverän zu sein. Es mangelt ihm die territoriale Grundlage seiner politischen Ansprüche. Damit entfällt auch die Berechtigung zu dem Verbot, daß katholische Fürsten Italiens König in Rom besuchen dürfen. Als im Sommer 1904 der katholische Präsident Emile Loubet nach Rom kam und den Vatikan mied, versandte der Staatssekretär Raffaele Merry del Val als Zirkularnote an die katholischen Höfe von Lissabon, Madrid, Monaco, München und Wien einen leidenschaftlichen Protest; darin ist der König von Italien als Souverän Roms weg-

werfend mit: „colui che detiene — der, welcher (dem hl. Vater seinen Staat) vorenthält“ — bezeichnet, und in einem Aufsatz des „Osservatore Romano“ wurde sogar die Eroberung von Metz durch die Preußen mit dem „Raub“ Roms durch die Piemontesen auf die gleiche Moralstufe gestellt.

Fürst Albert zeigte damals das an ihn gerichtete Exemplar seinem Gaste Jean Jaurès in Monaco, der alsbald eine wörtliche Abschrift an das Hotel am Quai d'Orsay zu Paris sandte. Dadurch kam die Regierung Frankreichs einer saubern Bescherung auf die Spur: Die Zirkularnote stimmte nicht mit dem von dem Nuntius Benedetto Lorenzelli in Paris übergebenen Schreiben. Die Kurie büßte diese Politik mit dem doppelten Boden damit, daß Frankreich seinen Gesandten beim hl. Stuhl, monsieur le professeur A. Nisard, von Rom abberief: Die eintausendjährige Verbindung des Frankenreiches mit dem Papsttum war damit endgültig gelöst. —

Der Leichnam des weltlichen und politischen Papsttums liegt seit vierzig Jahren hoch aufgebahrt auf der Schwelle des modernen Italiens. Soll man ihn, wie das gewisse Völker mit der irdischen Hülle ihrer Fürsten und Feldherren getan, noch weiter dahinschleppen, oder soll man ihm endlich ein ehrlich Begräbnis zugestehn? Das Geschrei der gemieteten Klageweiber und des bezahlten Gesindes kann über die wahren Empfindungen und über die wirkliche Lage der Hinterbliebenen Niemand täuschen.

Um diesen Bann zu brechen, der jeden katholischen Fürsten von Italiens Hauptstadt fernhält, ist bei einem Zusammentreffen vor Tromsöe zwischen dem kleinen und klugen Savoyer und dem Sproß des gut katholischen Hauses Goyon-Matignon-Grimaldi der Besuch in Rom vereinbart worden, und zwar über die Häupter der Gesandten von Montecarlo weg. Das kleine Monaco hat nämlich genau wie das habsburgische Kaiserreich zwei Gesandte in Rom, einen, den Grafen Henry de Maleville, beim Quirinal und den andern, den Grafen von Wagner, beim Vatikan. Der Vortrag des Fürsten sollte im März 1908 vor der Geographischen Gesellschaft in Rom stattfinden. Tag für Tag bestürmte im Auftrag seiner Obern der Bischof J. C. Ornal du Curel in Monaco den Fürsten mit Bitten und Beschwörungen, auf daß er von der verderblichen Romfahrt abstehe. Vergebens. Da vereitelte im letzten Augenblick eine schwere Erkrankung des Prinzen die Reise. Die Romfahrt wurde darum Ende April nachgeholt, und der Staatssekretär Merry del Val holte den Blitzstrahl seines Protestes aus dem geistlichen Arsenal hervor. Warum? Der Zweck der Reise des Fürsten Albert war ein wissenschaftlicher; er hielt auf Ein-

ladung des Admirals Grenet und des Markgrafen Cappelli als Vorsitzenden der Geographischen Gesellschaft Italiens einen gelehrten Vortrag im ehemaligen Collegium Romanum der Gesellschaft Jesu; als Gast des Königs nahm Fürst Albert an einer Jagdpartie in Castel Porziano, an einer Galatafel im Quirinal und an einem archaeologischen Ausflug nach der Villa Hadrians bei Tivoli teil. Bei dieser Sachlage hätte eine vorsichtige Diplomatie ein tiefes Schweigen bewahrt, um das geistliche Papsttum aus seiner historisch längst unhaltbar gewordenen Lage herauszuretten. Dem religiösen Katholizismus kann und wird kein Abbruch geschehn. Die vom Zwang zusammengehaltene und vom Schrecken beherrschte politische Partei des Klerikalismus bringt der Leitung der Kirche Schaden: die Kurie protestiert und fulminiert und kann gleichwohl die Tatsache nicht verhindern, daß ein katholischer Fürst in das von einer Dornhecke von Bannflüchen und Strafandrohungen umzäunte Rom eindringt und den als politischen Machthaber sich gebärdenden Pontifex nicht besuchen will.

Als Lohn für seine Romfahrt brachte Fürst Albert zwei schöne Sachen nach Hause: Für den wissenschaftlichen Vortrag die große goldene Medaille der Geographischen Gesellschaft Italiens und für die politische Leistung die goldene Kette des Annunziatenordens als „Vetter" des Königs Viktor Emanuel des III. Jetzt steht die Tür offen: werden die Könige von Belgien, Spanien, Bayern und der Thronerbe von Oesterreich-Ungarn ihren „Bruder" im Quirinal besuchen?

Dr. Franz Lipp (Rom)

Hans von Möller:
Aus E. T. A. Hoffmanns Nachlaß
Zwei illustrierte Prosafragmente und drei Gelegenheitsgedichte

Ernst Theodor Amadeus Hoffmann war im Herbst 1814 mit einer sehr bescheidenen Meinung von seinen dichterischen Fähigkeiten in Berlin erschienen; dort kam er zu seinem Erstaunen sogleich in Mode und bildete sich nun überraschend schnell zum Literaten aus, der nur noch ausnahmsweise zu Arbeiten großen Stils Muße fand und im übrigen eifrig auf hohe Honorare — womöglich in Vorschußform — bedacht war. So ging er in den letzten Jahren kaum an eine Arbeit, wenn er nicht eines Verlegers gewiß war; und auch Fragmente aus frühern, naivern Jahren suchte er, wenn es irgend möglich war, noch zu verwerten. Dafür zwei Beispiele. Wie es scheint, hatte Hoffmann schon in Leipzig 1814 unter Benutzung der Figur des Anselmus aus dem „Goldenen Topf", „Erinnerungen aus Dresden" entworfen, die die Ereignisse des 5. und 6. Novembers 1813 in phantastischer Form behandelten; er hatte die Arbeit dann als mißglückt liegen lassen. Als aber Mitte 1818 Gubitz alle erreichbaren Dichter um „Gaben der Milde" für die Invaliden der Freiheitskriege bat, überließ ihm Hoffmann dieses Stück in leichter Überarbeitung.*) Ferner hatte Hoffmann am 13. Januar 1815 beschlossen, mit Chamisso, Contessa und Hitzig gemeinsam in abwechselnder Arbeit einen Roman zu schreiben, eine Spielerei, die schon vorher in den bekanntlich von Hoffmann sehr geschätzten „Versuchen und Hindernissen Karls" und dann wieder (gleich von zwölf Mann) in unsern Tagen versucht worden ist. Dieser „Roman des Freiherrn von Vieren" blieb zum Glück unvollendet; als aber 1821 der Freiherr von Biedenfeld Hoffmann um einen Beitrag zu seinen „Feierstunden" ersuchte, baute Hoffmann dieses Bruchstück für ein Honorar von rund tausend Mark zu den berüchtigten „Doppelgängern" aus.

Dies vorausgeschickt, braucht kaum erst gesagt zu werden, daß von einem literarischen Nachlaß, von ungedruckten vollendeten Schriften, bei Hoffmann nicht die Rede sein kann.

*) Nach einem Billet Hoffmanns an Gubitz vom 24. Juni 1817, das ich der Güte eines verehrten Gönners verdanke, sollte das Fragment damals „Das Traumbild" heißen; der Titel wurde dann verschlechtert in „Erscheinungen!"

Als er starb, befand die „Genesung“ sich bereits in Symanskis, die „Oratura fastuosa“ in Stephan Schützes Händen; die beiden fränkischen Erzählungen „Meister Wacht“ und „Der Feind“ — diese, soweit vollendet — hatte Hoffmann acht Tage vor seinem Tode in der Conception an Max in Breslau schicken lassen. Alle vier erschienen bekanntlich bald nach Hoffmanns Tode.*)

Die kleinern Fragmente, Aphorismen und Gelegenheitsdichtungen, die bei Hoffmanns Tode noch ungedruckt waren, sind dann in drei Etappen veröffentlicht.

1823 publizierte Hitzig in seiner Kompilation „Aus Hoffmanns Leben und Nachlaß“ den Entwurf zu den „Lichten Stunden eines wahnsinnigen Musikers“ (aus Hoffmanns Bamberger Zeit), den Anfang einer Fortsetzung von Tiecks „Tonelli“ (aus der ersten Berliner Zeit) und kleinere Einfälle aus Tage- und Notizbüchern.

1835—1839 veröffentlichte Kunz an drei verschiedenen Orten Bamberger Theaterxenien und Stammtisch-Scherze.

1903 habe ich an zwei Stellen die Anfänge der von Hitzig nur kurz erwähnten Singspiele „Der Renegat“ und „Faustina“ (etwa aus dem Jahre 1804) und den einer Erzählung „Der Freund“ (aus der Bamberger Zeit) abgedruckt. An einer dritten Stelle — im „Euphorion“ — teilte ich damals vorläufig mit, daß Hoffmanns Nachlaß noch fünf weitere inedita enthalte; diese lege ich hier nun im Wortlaut vor. Es sind erstens zwei humoristische Fragmente, die unter Hoffmanns älteste Erzeugnisse zu rechnen sein dürften und unter diesem Gesichtspunkte bemerkenswert sind; zweitens ein Theatervorspiel für eine Festvorstellung aus den ersten Bamberger Monaten, das freilich nur insofern ein Kuriositätsinteresse hat, als Hoffmann selbst sich in einem seiner schönsten und bekanntesten Briefe über diese bestellte Arbeit lustig gemacht hat; drittens zwei kurze Gelegenheitsgedichte sehr verschiedenen Charakters, die wohl beide in die Berliner Zeit fallen. Wir fügen im folgenden jedem der fünf Texte bei, was zur Erläuterung wünschenswert schien und erreichbar war.

*) Daß die vier andern größern Arbeiten, die man bisher für ungedruckt hielt, in Wirklichkeit noch von Hoffmann selbst in Berliner Zeitschriften publiziert sind, habe ich 1903 resp. 1910 an andern Orten nachgewiesen: Die „Flüchtigen Bemerkungen und Gedanken“ erschienen im ersten Quartal des Jahres 1819 in „Symanskis Freimüthigem für Deutschland“, der „Brief Kreislers“ über die Glasharmonika und die „Haimatochare“ im folgenden Vierteljahr in Kuhns „Freimüthigem“, „Des Vetters Eckfenster“ Ende April und Anfang Mai 1822 in Symanskis „Zuschauer“.

Zu den beiden ersten Stücken sei erinnert an zwei Stellen aus Hoffmanns Briefen an Hippel, die schon Rosenbaum in seiner Hoffmann-Bibliographie (Goedeckes Grundriß VIII 484 oben sub d und g) citiert hat. 1795 schreibt Hoffmann:

> Übrigens hat sich der Hang zur Mahlerey bey mir verlohren, und das macht, weil ich im Grunde noch nicht weit genug darin bin, daß es meinen Geist genug beschäftigen kann — das einzige ist, daß ich Vignetten satyrischen und amorösen Inhalts mit Bleyfeder hinwerfe, die mir Stoff zu einem Werke geben sollen, welches ich witziger Art nach unterm Namen Ewald Trinkulo schreibe. Du wirst wissen, daß in Schakespears Sturm der Hoffnarr des Königs Trinkulo heißt, und das was mein Ahnherr —

1804 schreibt er:

> Wie wär's aber, wenn wir noch auf einige witzige Aufsätze dächten, und ein Taschenbuch für 1805 edirten? — es ist nur des Absatzes und der Kupfer wegen.
>
> Ad vocem Kupfer — diese müssen durchaus satyrischen Inhalts sein — denke darauf! — Ein Paar Blätter Köpfe allenfalls so wie Voltaire — schreibe mir was Du von der Idee hältst — ich würde hoffen (ich zeichne alles selbst) ein gutes Honorar zu erhaschen und die gelehrte Welt mahl zu einem Lachkrampf zu reitzen.
>
> Das Taschenbuchformat allein begeistert mich schon, wenn ich daran denke, mit allerley skurilen Ideen! —

Wir müssen es dem Leser überlassen, sich wegen der Texte für das eine oder das andre Jahr oder für beide zu entscheiden. Von beiden Handschriften (in Octav) liegt nur das erste Blatt vor; die erste hat Hoffmann offenbar jahrelang mit sich herumgetragen und zwar in einer grün abfärbenden Tasche achtfach zusammengelegt (die Bruchstellen sind zum Teil durchgescheuert.

I.

(Dieses Stück ist eine übermütige Parodierung der beiden Schriftsteller, die auf den jungen Hoffmann den stärksten Eindruck gemacht haben: Jean Pauls und Sternes. Der Inhalt ist etwa derselbe wie der des schönen Liedes: „Wenn der Vater mit dem Sohne auf dem Zündloch der Kanone ohne Sekundanten paukt" 2c.; der Herausgeber muß sich also darauf beschränken, vier Einzelheiten durch Noten unter dem

Text zu erklären. Das erste Wort unter Trims Zickzacklinie konnte ich nicht entziffern.

— Sieben ParadiesVögel erhoben sich mit stolzem Gefieder und wogten gen Osten — Sterne sanken hinab — aber die Lilien blühten und es fiel ein blutiger Tropfen hinab und der Engel des Todes berührte das Herz des *Menschen* — es war aber alles nicht wahr — denn die Allongen-Perrücke welche der Mond aufgesezt hatte, konte nicht so viel Schatten werfen, daß ein Liliputaner den Meißelschlag des ehernen Wächters in Zion in den Sand zu graben und des Hyginus[1]) Meisterwerk von Grossanten und Sykophanten niederschmetternden TrompetenSchalls Stickluft in der Seifenblase Ruhm — Gott was sind wir Menschen — gestern lebte der Capitain noch — einzuathmen und Leysers Meditationen[2]) zu erdolchen im Stande gewesen wäre —

Hier hat der Corporal Trim sein Freyheits-System einzurücken und es geschieht allso:

[1]) Lebte etwa im 3. Jahrhundert nach Christus und schrieb über Befestigungswesen (De munitione castrorum, früher citiert De limitibus constituendis).

[2]) Meditationes ad pandectas, das mehrfach aufgelegte vielbändige Hauptwerk des Wittenberger Juristen Freiherrn Augustin von Leyser (1683—1752). Das Werk ist ein Hauptbeispiel der — theoretisch höchst verwerflichen, praktisch aber recht brauchbaren naiven Verquickung von römischem und deutschem Recht, der dann die strengen Romanisten des 19. Jahrhunderts (Windscheid!) ein Ende mit Schrecken bereiteten.

D(. . . .)

— Seyn Sie so gütig den Tristram Shandy nachzulesen, und Sie werden Sich von der Trefflichkeit des Trimschen Systems noch mehr überzeugen — ich hätte auch weniger Gründe dafür angeben können — argumenta ad hominem — ad crumenum[1]) pp — indessen bin ich von dem Gegentheile überzeugt; oder mit andern Worten: seit der Zeit daß ich Noten und Zoten schreiben lernte, scheinen mir die Angriffe auf die Unsterblichkeit der Seele nur Windbälle für feuersprühende Batterien in diesem elenden PißWinkel der Santa Hermandad der Menschheit zu seyn. — Vergleichen Sie zum Beyspiel jenes edle BruderPaar auf vorstehender Seite mit diesen elenden Zerrbildern

nicht wahr? — welche Stumpfheit — aber die Sterne gehen auf!

O Freund wo giebt es noch eine Tugend! wo gibt es noch reine Verehrer der schönen Natur — der ewigen Weisheit — ich sah Städte bauen, aber die Ewigkeit ist ein Bücherschrank und neun Worte stürmen den bibelfesten Satyr[2]) herunter in den Bierkeug, der LetheWasser, zur Kalten Schaale verbrosamt, uns entgegengießen könnte, wenn tauben Ohren nicht schlimm predigen wäre! — Das Orchester war schon in voller Be-

[1]) = Appellation an den Geldbeutel.

[2]) Damit kann Hoffmanns Onkel Otto, der vielverspottete „dicke Sir" und „O-weh-Onkel", gemeint sein.

A. Feuerbach
Am Meer
(Kunstausstellung Baden-Baden)

wegung — Sie führten Mozarts Requiem mit obligaten Taschenpuffern auf — Ha — Philomene bist du es! — schrie betaübt von des Donners Brüllen an der Katarakte Sturz der Edle, des Regenbogens harrend, der als ein ewig blauer semper idem mit WürfelSchwingen durch des Chaos nächtlicher Schwüler arbeitete — er sank — nimmer werd' ich dich

II.

(Das folgende Stück ist in überaus zierlicher lateinischer Schrift geschrieben (daher oe statt ö in Moench, Schoene); an der Spitze steht eine Bleistiftzeichnung, ohne Zweifel von Hoffmann selbst, den man fast in dem unglücklichen Liebhaber mit der blutenden Nase erkennen möchte. Als Vorbild für den Text darf man wohl Lichtenbergs Hogarts-erklärungen ansehn.)

Die Feuersbrunst
Ein DosenGemählde von Rembrand

Ein schrekliches Feuer — der Hintergrund ist nur eine sehr kleine Parthie des an sich schon ziemlich kleinen Gemähldes, allein die wogenden wirbelnden Rauchwolken — die kreuzenden Fontainengüsse der arbeitenden

Spritzen, die Massen der einstürzenden Häuser — die verzweifelnde Waghalsigkeit der Arbeiter — alles läßt schließen, daß die ganze Gegend schon verheert seyn muß — Vorne ist ein Kloster in dringender Gefahr — ein Moench (von welchem Orden, ist nicht recht zu sehen — in Pohlen sagt man ein Xioz, und damit gut) fizt zum Retten bereit auf dem Dache — Himmel welch ein Irrthum — wie kann das Haus ein Moenchskloster seyn, wenn ein junges schlankes Frauenzimmer zum Fenster heraussieht — Allso nicht ad majorem dei gloriam sind Ew. WohlEhrwürden so armiert mit der Hausspritze untern Arm u: dem FeuerEimer in der Hand? — vielleicht wohnt eine besondere Stütze der Kirche im Hause oder — Mit welcher Sicherheit — ich möchte sagen Behaglichkeit der Sohn der Kirche seinen gefährlichen Siz behauptet als wär's ein Beichtstuhl — der rechte Arm ist der Sprize wegen so gut als unbrauchbar, der linke Fuß hängt los herunter, und nur der rechte Fuß erhält, sich gegen die losen Dachziegel stemmend, das Gleichgewicht — die Kühnheit dieser Stellung steht in Contrast mit dem Ausdruk des Gesichts — man würde nicht wissen was hier der leis' verzückte Mund — das schwärmerisch gesenkte Auge — der fantastische Nasenwinkel sollte, wenn man nicht den Blick an dem linken Arm hinabgleiten ließe und hier einen Strauß entdekte den die schlanke Schoene dem geistlichen Retter reicht — nun ist alles erklärt — Ha — um dieser Heiligen willen sitzen Ew. WohlEhrwürden so wohlgemuthet auf dem Dache? — aber fürwahr sie ist es werth — mit welcher Grazie sie den Strauß dem Retter hinreicht — Rembrand ist kein Schönheitsmahler aber man sieht es der Figur an, daß er alles mögliche that seinem Engelchen des Lichts so viel Grazie als möglich zu geben, ein Zeichen, daß es dem Modell welches er im Sinne hatte daran nicht fehlte. Mit welcher Gierde — mit welcher Anstrengung der geistliche Herr nach der Spende seiner Heiligen langt — der Gegenwart entrückt läßt er Feuer Feuer seyn — irre ich nicht so hängt auch seine Sprize so ziemlich loß und wird gleich mit großem Geprassel herunterstürzen — dem geist[lichen] Herrn kann ein gleiches wiederfahren — allein — er sieht den Strauß — an demselben befindet sich eine Hand — dann ein Arm — eine Schulter — ein Busen — was ist alle Gefahr! — Der Strauß scheint mir von Amaranthen gebunden zu seyn — ein Freund von mir wollte ein Oehlblatt daran wahrnehmen — allso wohl gar ein Versöhnungssträuschen? — Die Stellung der Heiligen zeigt daß sie wahrscheinlich aufgestiegen ist und sich doch noch heben muß um den Diener des Herrn der oben fizt wie in einem Wolkenkukkuksheim zu erreichen — allso Anstrengung von beyden

Seiten — wechselseitiges Entgegenkommen — wahrhaftig es steht so übel nicht mit dem Xioz — die Heilige will ihm wohl — vielleicht nimt er sich von unten herauf gesehn besser aus und sie sah, ihn sonst immer anbetend von oben herab — An der Ecke klimt ein armer Teufel hinan, von dem man nicht weiß, wollte er aufs Dach oder ins Fenster — beydes mußte ihm so angegriffen mißlingen — gerade die Ecke zu wählen! Er hat sich schon die Nase an den Dachziegeln wund gestoßen welche heftig blutet — der Hut verläßt ihn in der Noth wie ein falscher Freund — es ist schon die helle Verzweiflung, daß er sich so mit verrenktem Daumen an die Mauer ankrallt, gleich wird er seinem Hute nachstürzen, ein Guß aus der Sprize des geistlichen Herrn könt' ihm auf der Reise nicht schaden — und doch — mirabile dictu — noch in der TodesAngst aügelt er nach der Heiligen und sieht aus wie einer dem das Wasser im Munde zusammenlaüft — Pohlnische Mützen sind teurer als Hüte — aber dem was da hinten drunter steckt sieht man's auch an, daß es nicht gehn will mit der Klettereÿ — Weder das Feuer noch das Licht aus der Stube rechtfertigen den blendenden Glanz auf der Tonsur des glücklichen Xioz — es scheint so ein eigenthümliches elektrisches Flimmern zu seÿn — ich glaube daher auch daß der linke Fuß eigentlich auf der Wache ist um gelegentlich das nöthige mit der pohlnischen Mütze abzumachen, wenn sie sich etwa höher, als es dem Wohl der Kirche erspriеslich ist, heben sollte — solche Hausmittelchen wählt wohl ein elektrischer Kopf. — Hinten erhebt sich noch eine Gestalt u: droht dem Seelenhirten; mein Vetter weint immer, wenn er dies Gesicht ansieht — er sagt, es sei dem seel'gen Papa so ähnlich der vor 23 Jahren in Curland starb — Was soll man aber

[Auf dem (fehlenden) zweiten Blatt dürften nur noch einige Zeilen gestanden haben; Hoffmann hat sich sichtlich bemüht, die Erklärung noch auf dem ersten Blatt zu Ende zu bringen (die Schrift wird immer enger), ganz ist es ihm aber nicht gelungen.]

III.

Am 12. Januar 1809 berichtet Hoffmann an Rochlitz:

> Viel zu meinem Emporkommen wenigstens bis zu einem sorgenfreyeren Zustande hat ein Prolog den ich zum NahmensTage der sich jezt hier aufhaltenden Prinzessin von Neufchatel nach Hrn. Cunos Anordnung dichtete und in Musik sezte beygetragen. Dieser Prolog (Die Pilgerinn) gefiel, mußte auf Verlangen des Publikums wiederholt

werden, und die Mutter der Fürstin, Herzogin und Pfalzgräfin von Bayern, ließ mir ein angenehmes Geschenk dafür zukommen, welches meinen haüslichen Zustand in Ordnung brachte.

Vorher, am Neujahrstage, hatte Hoffmann schon ausführlich und in heiterster Laune an Freund Hitzig geschrieben über das „gemein sentimentale Ding", die Aufführung und ihren Erfolg; da der Adressat dankenswerter Weise die ganze Stelle 1823 in Hoffmanns Leben und Nachlaß II 14 f veröffentlicht hat, unterlasse ich hier einen nochmaligen Abdruck. Die Prinzessin, geboren am 5. Mai 1784 als Tochter des Herzogs Wilhelm von Bayern und seiner Cousine Marie Anne, war am 9. März 1808 dem Marschall Berthier angetraut worden, der kurz vorher die von Preußen abgetretenen Lande Neufchâtel und Valangin als souveräner Fürst erhalten hatte, jetzt aber in Spanien für Napoleons Bruder Joseph kämpfte; Züge von ihr dürften in der Prinzessin Hedwiga der Kreislerbiographie festgehalten sein. Sie hieß Elisabeth, ihr Namenstag war also der 19. November.

Leider ist von dem Manuskript, das aus einem mit Zwirn gehefteten Quartbogen bestand, das erste Blatt teils abgerissen, teils abgeschnitten. Den Titel „Die Pilgerinn" erkennen wir aus dem oben zitierten Brief an Rochlitz; die Zeit der Handlung ist, wie aus dem Text hervorgeht, eben der Tag der ersten Aufführung, der 19. November 1808. Ein Landmann, dessen in der Ferne weilende Tochter gleichfalls Elisabeth heißt, klagt an deren Namenstage über die Trennung; er sieht dann, daß seine Frau einen Lieblingsbaum der Tochter mit Blumen schmückt, und fährt in seiner Rede fort:

Ha — wie — was seh' ich dort! o Mutterherz! —
Gedacht hat sie des frohen Tages,
des lieben Kindes, den ihr heilgen Baum
schmückt sie mit Thaubenetzten Blumen.

Die Frau.

O Vater sieh! — Der Thau der diese Blumen nezte
sind meine Thränen — ferne ist das liebe Kind,
Ich denke jener Stunde als sie schied
Und tiefer Schmerz der Mutter Brust zerriß.
Es blutet nur die Wunde stärker noch
An diesem Tage, ihr der theuern heilig.

Chor in der Entfernung.

Welch Leiden
Bringt Scheiden

Der Landmann

Auch ich fühl schwer der Trennung bittern Schmerz
Und stärker noch an diesem Tage, denn geweckt
hat mich ein ahndendes Gefühl aus tiefem Schlummer
Ehe noch der Sonne Gluth auf jenen Bergen brannte.

Chor der Landleute auftretend.

Doch Freuden
bringt Wiedersehn.

Die Frau.

Sieh' diese muntre Schaar — so festlich
sind sie geschmückt —

Der Landmann.

Was führt Euch her
Am frühen Morgen — Sagt, habt ihr ein Fest?
Auf so was deutet Eurer Hüte Schmuck gewiß.

Einer von den Landleuten.

Wie, ist's nicht Eurer lieben Tochter Nahmenstag,
Der holden Frau Elisabeth, so hoch verehrt
von allen die sie kennen? Lieber Herr!
Wenn's sonst Euch recht ist, wollen wir bey Euch
Den Tag festlich begehn, eins singen, tanzen.
Seht dort, mein Töchterchen singt Euch ein Lied
Ganz artig anzuhören! — Nun was sagt ihr?

Der Landmann.

Habt Dank ihr lieben Freunde, bleibt bey mir
Elisabeths Tag werde festlich dann begangen.

Die Frau.

Ja! — minder werde ich den Schmerz der Trennung fühlen
An diesem Tage, wenn ihr bleibt und ihrer denkt
Im frohen Spiel, in muntern Scherzen.

Einer von den Landleuten.
Nun Tochter sing einmahl Dein Lied!
Nicht blöde, frey heraus und daß
Du mir die Worte deutlich ausspricht!

Ein Mädchen (singt).
(Romanze.)
Seht ihr die Burg mit goldnen Zinnen?
Der König und die Königinn,
Was mögen sie beginnen?
Gezogen ist die Tochter hin
Ins fremde Land, laut klagen sie:
„Wo ist Sie, die Holde, die von uns schied?"
Da tönet die Harfe, da tönet das Lied:
„Gedenket der Tochter, sie ist nicht mehr fern,
Und hätte sie Flügel, sie flög zu Euch gern."

Wer kennt der Trennung bittre Schmerzen?
Der König und die Königinn,
Kein Trost für die zerrißne Herzen!
Gezogen ist pp

Die Frau.
O wie bewegt das Lied mein Innres!

Der Landmann.
Elisabeth, o wärst du bey uns! aber ferne
Weilst du und nur beflügelte Gedanken
Erreichen dich in ferner Heimath.

Die Frau.
O trügen dich der Sehnsucht Fittige
Hieher, o nur ein einzger Blick, ein Wort:
Du lebst, bist froh — gedenkest unsrer!

Einer von den Landleuten komt.
Herr! — eine Pilgerinn wünscht euch zu sprechen,
Von Eurer Tochter bringet sie euch Kunde.

Die Frau.
Von meiner Tochter? — o wo ist die Pilgerinn?
O laßt sie kommen, eilt, o eilt!
Die Pilgerin tritt hervor.

Die Frau.

O redet schnell, ihr kennt — ihr saht
Elisabeth, das theure Kind? — o redet!

Die Pilgerinn.

(Sonnett.)

Mich führen her der Liebe heil'ge Bande;
Die heiße Sehnsucht in der Brust zu stillen,
Ein fromm Gelübde frömmig zu erfüllen,
Durchzog die Pilg'rinn ferne weite Lande.

Die Tochter ist es, die zu Euch mich sandte
ich mußte mich, so war ihr fester Willen
in dieses fromme PilgerKleid verhüllen
Und so kam ich zu Euch aus fremdem Lande.

Der Tochter Brust ergriff ein banges Sehnen
Fern von dem lieben ElternPaar die Arme!
„Geh," sagte sie (ihr Auge füllten Thränen),

„Nicht wiederstehn kann ich dem bittern Harme
Forthin, nicht ferne sollen sie mich wähnen:
Ich ging — ich flog — ich stürzt in ihre Arme!"

(Bey den lezten Worten läßt sie das PilgerKleid fallen und umarmt den Landmann und seine Frau.)

Der Landmann und seine Frau (mit dem Ausdruck der höchsten Freude).

Elisabeth! — o Himmel — Tochter! —

Chor der Landleute.

O Freuden
bringt Wiedersehn!

Der Landmann.

Jezt Freunde! Tretet her um mich
im Kreise, merkt wohl auf, denn von Gewicht
ist meine Rede — merkt wohl auf! —

Ihr saht die Burg mit hohen Zinnen
Ihr kennt das edle FürstenPaar, ihr sahet sie,
Fürstin Elisabeth, die liebenswürdge Tochter.
Entfernt war sie und nur beflügelte Gedanken
Ereilten sie dort in der Kaiserstadt

Die an der Seine Ufern strahlt
In stolzem Prunke; doch ihr kindlich reiner Sinn
Er sehnte sich nach dem geliebten ElternPaar,
Nur wenig Tage sind's, da kam die edle Fürstin
Her aus dem fremden Lande und es feyerte
Des unverhofften Wiedersehens seeligen Moment,
Das hohe, das erhab'ne Fürstenhaus! —
Und nun! — die Kunst, sie die mit glühndem Hauch
belebt den kalten Marmor, Farben, Töne,
in wunderbarem Anklang zuführt dem Gemüth,
Sie die dem trüben Ernst auf heitrer Bühne
Mit tiefem Sinne beygesellt den muntern Scherz,
Ein höh'res Leben schafft im Leben
Und mit geheimen unsichtbaren Banden
Den Menschen kettet an den Menschen —
Sie durft es kühn wohl wagen,
Jenen Moment des Wiedersehns,
Gefeyert von dem hohen Fürstenhause,
Im treuen Bilde aufzufassen,
Und ihr der edeln liebenswürdgen Fürstin
An dem beglückten Tag der ihren Nahmen trägt
zu weyhen dieses Bild!
Elisabeths Tag werde froh und festlich dann begangen:
Heil ihr, heil der erhab'nen Fürstin!
Heil dem geliebten ElternPaar!

IV.

Das folgende Polterabendgedicht ist — auf ein Octavblatt — unzweifelhaft von Hoffmanns Hand geschrieben; da ein Verfasser nicht genannt ist, muß Hoffmann bis zum Beweise des Gegenteils als solcher gelten. Nach der Kleinheit der Schrift möchte ich das Stück nach Berlin verlegen; durchaus möglich ist aber auch eine frühere Entstehung.

Die Nonne an die Braut

(Bey Ueberreichung eines GebetBuchs)

Sieh mich fromme Braut des Himmels,
Die verließ die enge Clause,
Wagte sich ins Weltgetümmel,

suchte auf die süße Freundin,
die nun ist ein irrdisch' Bräutlein.
Dacht': was sollst du ihr wohl spenden,
daß sie deiner noch gedenke,
wenn du weilst im stillen Kloster
und sie schwärmt in bunten Kreisen?
Sollst im duft'gen Blumengarten
Rosen pflücken, Myrthen, Veilchen,
von dem Morgenthau getränket
und zum schönen Kranz geflochten,
dar der trauten Freundin reichen?
Blumen — ach! sie welken alle,
Hin ist Lieb und Angedenken!
Sollst ein hübsches Heil'genbildchen,
ihr wohl sittiglich verehren?
Ach! das Bild des trauten Mannes
ist ihr mehr als alle Bildchen!
Was giebt's noch daß ich ihr spende,
daß sie meiner stets gedenke?
Ha! — das fromme Kind, betet
jeden Tag zum Herrn des Lebens.
Ein GebetBuch will ich spenden,
und wenn sie es täglich aufschlägt,
denkt sie wohl: die Braut des Himmels
gab es einst der treuen Freundin
als dem trauten Mann versprochen
eine irrd'sche Braut sie wurde. —
Sieh! — in stiller enger Clause
will ich für Dich holde Freundin
für den lieben Mann auch beten.
Und wenn Du im frommen Buche
liesest, das ich dir gespendet
und ich in dem fernen Kloster
brünstig flehe für Dein Leben,
dann gedenkst du mein ich deiner,
und wie Myrth' und Ros' verschlungen,
wallen unsre frommen Seufzer
auf zum hohen gütgen Himmel.

Nimm es hin, o süße Freundin,
das GebetBuch, heil'ges Kleinod —
und den Kuß des stillen Friedens
Talisman der ewgen Liebe,
drück ich auf, den süßen Lippen.

(Sie überreicht der Braut das Gebetbuch indem sie sie küßt.)

Zum Brautpaar

Lieb' aus reiner Lieb' geboren,
Heiligt auch der Erde Wonnen.
Darum darf die Braut des Himmels
Irrdscher Braut der Lieb' Entzücken,
Süßes Glück dem Mann auch wünschen.
Lebet wohl — gedenket meiner!

V.

Weniger fließend, aber frischer im Ton ist das andre Gelegenheitsgedicht, in dessen Autorschaft Hoffmann sich mit seinem Freunde D'Elpons teilt; es ist ebenfalls von Hoffmanns Hand auf ein Oktavblatt geschrieben.

Friedrich Wilhelm D'Elpons stammte aus einer Familie, die sich ursprünglich del Ponte schrieb, im Languedoc jedoch die Namensform Delpont angenommen hatte und diesen Namen dann infolge eines Mißverständnisses D'Elpons schrieb. (Neuerdings ist d'Elpons und dann gar von Elpons daraus gemacht; es ist so, wie man Delbrück in „von Ellbrück" veredeln wollte.) Sein Vater Jean Pierre, geboren in Montpellier 1737, war in die Dienste Friedrichs des Großen getreten und 1807 als Oberst a. D. in Neiße gestorben; von seiner Gattin Charlotte geb. Schmidt hatte er drei Söhne. Alle drei ergriffen ebenfalls den Offiziersberuf; Wilhelm der mittlere, stand beim Leib-Infanterie-Regiment in Frankfurt an der Oder (wohl schon seit dessen Begründung 1808). Von klein auf ein großer Freund des Theaters, heiratete er 1810 in Breslau die Schauspielerin Henriette Benda. Er versuchte sich dann in der dramatischen Produktion und erreichte es, daß 1816 und 1818 in Berlin zwei Lustspiele von ihm aufgeführt wurden: Zuerst der Einakter „Die Einquartierung" (dreimal, davon einmal in Potsdam), dann das dreiaktige Stück „Jonas Prellhammer" (zweimal; am Tage der Premiere auch in Dresden). Diese Erfolge mochten ihn verleiten, 1819 als Hauptmann

den Abschied zu nehmen; er erhielt ihn mit dem Majorscharakter. In Berlin lebte er meist mit dem Hauptmann a. D. Freiherrn Ferdinand Moritz von Lüttwitz (1773—1831) zusammen, der mit ihm das Interesse für das Theater und die Leidenschaft für das Spiel teilte; Koreff schreibt Hoffmann 1822 mit komischem Grausen von „Delponts" Schulden, und Varnhagen behauptet sogar, daß dieser das Spiel nicht aus Liebhaberei betrieb. Als Dritten im Bunde hat man sich den Hauptmann a. D. Baron Eugen Vaerst (1792—1854) zu denken, dessen Handbuch für angehende Verschwender in mehrern Tagen wieder neu gedruckt wird. Hoffmann, der zu Hitzigs Verdruß bei seinen Bekannten mehr auf Temperament und Geist als auf ethische Qualitäten sah, hielt mit den drei früh verabschiedeten Offizieren gute Kameradschaft; eine ungedruckte Posse von D'Elpons „Die Sterbelustigen" (in einem Akt) hat sich 1901 in seinem Nachlasse gefunden. (D'Elpons starb 1831, ohne weitere Theatererfolge errungen zu haben; der ganze Mann ist so verschollen, daß Goedeke seine beiden in Berlin aufgeführten Stücke einem württembergischen Schauspieler namens Hanisch zuschreibt!)

Das Sonett, das Hoffmann mit D'Elpons entworfen, bezieht sich auf einen Theaterskandal, dessen Opfer ich vorher noch vorstellen möchte. Georg Friedrich Alexander von Blankensee war 1872 auf dem väterlichen Schlosse Filehne (in der jetzigen Provinz Posen) als zweiter Sohn des westpreußischen Generallandschaftsrepräsentanten Sigismund von Blankensee und der Auguste geb. von Hagen aus Pommern geboren und 1798 zusammen mit Eltern und Geschwistern in den Grafenstand erhoben; er besuchte das Pädagogium zu Halle, studierte ebenda und in Göttingen die Rechte und promovierte zum Dr. jur. 1813; 1814 nahm er als Volontair-Offizier an den Befreiungskriegen teil und wurde am Bein verwundet; nach dem Friedensschluß wurde er in Posen und bei der Regierung in Berlin beschäftigt und wohnte hier in der Taubenstraße. In dieser Zeit, Anfang 1816, publizierte er bei Maurer zusammen mit Wilhelm Henßel, Wilhelm Müller und zwei andern Freunden einen Gedichtband „Bundesblüthen". Der Zufall wollte es, daß Helmina von Chézy, als sie im Sommer 1816 nach Berlin kam, um sich gegen eine Anklage zu verantworten, im gleichen Hause ein Zimmer mietete. Blankensee machte ihr sogleich seine Aufwartung, und beide vereinigten sich zu einem minniglichen „Liebesspiel" „Mayglöckchen", das 1816 in Heidelberg erschien. Inzwischen war Blankensee zur Gesandtschaft in Turin versetzt worden. 1817 verlor er den Vater, Anfang 1819 die Mutter und sah sich nun genötigt,

sich der Bewirtschaftung der ererbten kleinern Güter der Eltern, Wogarten in der Neumark (Kr. Friedeberg) und Zemlin in Pommern (Kr. Kammin), zu widmen. Inzwischen dichterte es ihn weiter, und Anfang 1820 hatte er ein vieraktiges Trauersqiel „Karlo" fertig daliegen. Carl Maria von Weber mußte ihm am 13. Februar ein Agnus dei für 2 Soprane, Alt und Blasinstrumente dazu setzen (E moll in Vier-Viertel-Takt; Mscr. noch vorhanden); Schinkel mußte eine neue Dekoration dazu entwerfen. Mittwoch, am 5. April, ging die mit Spannung erwartete Novität in Szene: „Die freien Entreen sind ohne Ausnahme nicht gültig", machte die Intendantur bekannt, um dem Zubrang zu steuern. Aber die erste Aufführung sollte auch die letzte sein. Nach der Execution harangierten Hoffmann und D'Elpons den Autor in folgendem Sonett, das anscheinend eine Parodie auf irgend eine ernstgemeinte Huldigung ist:

(Rektifiziertes Sonnet)

An den Dichter des Trauerspiels Carlo.

Heil Dir o Genius dem es geluugen,
Schmerz, Tod und Graus gar spaßig zu erfassen.
Dir Arlekin, muß man die Jacke lassen
die Pritsche hast im traur'gen Spiel errungen.

Fürwahr ein schöner Kranz den du geschlungen
von närrscher Liebe, Wüthen, tollem Hassen!
Kein BlumenKranz! — Unkraut auf schmutzgen Gassen
Fruchtschwangrem Mist mit Mühe abgedrungen.

O Tag des Jammers! Du erregst nur Lachen?
Ja! — du erschienst uns Jammer aufzutischen —
Horch: — unten dröhnt lustiger Knüppel Krachen!

Kritische Schlangenbrut beginnt zu zischen,
O! schnell dem Ding' ein fröhlich End' zu machen
Laßt uns mit Carlo selbst die Aersche wischen.

D'E. & H.

[Erschreckt schwieg der „Dichter" nun eine Weile; als aber ein Jahrzehnt später die „Briefe eines Verstorbenen" Furore machten,

faßte auch Blankensee wieder Mut und edierte 1833 bei Mittler ein Epos „Der Verschollene, Nachlaß aus Italien“ und 1835 bei Enslin eine auf viele Bände berechnete Sammlung „Nachlaß eines Geschiedenen“; das dritte und letzte Bändchen enthält den mittlerweile auf fünf Akte angeschwollenen „Karlo“ mit Einleitung und Prolog. Erst 1867 „schied“ Blankensee wirklich, nachdem er noch 1864 einen Gedichtband und 1865 ein Drama in die Welt gesandt, über das Hoffmann sich leider nicht mehr hat äußern können.]

Felix Braun:
Der Schatten des Todes

Roman

Fortsetzung

„Sprechen Sie!" flüsterte Christiane.

„Alles?"

„— Alles."

„Wie gut Sie sind —!"

„Sprechen Sie nur — ich höre zu."

Da trat ich ganz nahe an sie heran, nahm ihre beiden Hände und küßte sie. Sie ließ es geschehn. „Sprechen Sie!" sagte sie, „warum zögern Sie?"

„Ich habe gesprochen!" erwiderte ich, mich aufrichtend und zurücktretend. „Ganz lautlos hab ich gesprochen: unzählige, süße Worte sind in diesem Schweigen gewesen. Hörten Sie nichts? Ich habe sie unbeschreiblich wohllautend klingen gehört. Nun sind sie in Ihrer Seele — horchen Sie nur!"

Christiane sah mich an. Da hielt ich mich nicht länger: mein Herz verströmte.

„Alles sind Sie!" rief ich. „Ich habe keinen Wunsch als Sie, nur Sie — und daß Sie mir bleiben, daß Sie immer ganz nahe und lieb bei mir bleiben!"

Da kam Christiane leicht und freudig auf mich zu und legte mir die Hände auf die Schultern. „Bin ich es wirklich?" fragte sie, unsicher wie ein Kind.

„Ja," hauchte ich, in einem unendlichen Gefühl, das dem Sterben glich und, ganz in ein einziges Lächeln verwandelt, in Sonne aufgelöst, von der das Zimmer auf einmal unvermeßlich erfüllt schien, empfing ich den Kuß Christianes auf die Stirn. Wie eine Frau stand ich,

KUNSTAUSSTELLUNG BADEN-BADEN

L. Corinth:
Rokoko

A. Kampf:
Spanierin

Th. Th. Heine:
Frühlingserwachen

zurückgeneigt, die Augen ganz geschlossen, ganz Licht, ganz Reinheit. Aber aus dem Licht drang ein lauteres Feuer, und von ihm durchglüht, schloß ich Christiane heftig in meine Arme. Die schlanke Gestalt schmiegte sich an mich, unsere Lippen berührten und lösten sich. Goldene Nacht war um uns, alles Dunkle und Schwermütige nahm sie auf. Licht war, Licht, Licht, Licht!!

So verlobte ich mich mit Christiane Lessing, die ich vor allen andern Frauen heimlich ersehnt hatte. Helle Tage kamen, Glück strömte in mich ein, daß ich es kaum zu fassen vermochte: zu ungewohnt war dafür mein Herz. Aber ich will an dieser Zeit rasch vorübergehn; die Verse Dantes fallen mir ein. Hinab denn Schmerz, den Erinnerung an Schönheit ruhelos macht! Ich sehe dem Entfliehenden nach und sammle Kraft: aus der Finsternis die letzten Werke der Finsternis hervorzuholen.

Fünftes Kapitel.

Wir heirateten im September des folgenden Jahres. Noch sehe ich die Tage, für die ich das Bild fand, als beschauten sie sich in einem goldklaren Spiegel. Wir gingen alle Wege wieder, durch die ich früher Schmerz und Einsamkeit getragen hatte. Langsam kamen wir, uns fest an den Händer haltend, zu den Stätten trauriger oder lieber Erinnerung.

Und Christiane neigte sich immer tiefer zu mir herab. Da wußte ich erst, wie überschwenglich mein Herz an Dankbarkeit war. Wenn ich auf einem Spaziergang im Wald plötzlich stehen blieb, meinen Arm um ihre Schultern legte und die süße Gestalt sanft an mich heranzog, bis sie ganz an mir lehnte und den Kopf zurückbog, damit meine Lippen nicht die ihren erreichen könnten, war ich nur voll Dank. Rein strömten alle Wünsche zu ihr hin; ich hätte mich am liebsten vor ihr auf die Knie geworfen, den Kopf in den Falten ihres Kleides verborgen und die Hand erwartet, die so weich übers Haar zu streichen verstand, daß man vermeinte, man müsse einströmen in die Luft des Himmels.

Einige Tage vor der Trauung holte mich Christiane ab, zum Friedhof zu fahren. Sie wollte das Grab meiner Eltern sehen, die sie beide gekannt hatte. Es war ein regnerischer Tag. Wir fuhren mit der Straßenbahn die Simmeringer Heide entlang, die sich endlos

dehnt, bis zum Himmel hin. Eng aneinander saßen wir, ganz allein im Waggon.

„Du?“ flüsterte ich.

„Ja — Clemens?“

„Sollen wir nicht lieber umkehren?“

„Nein, fahren wir nur.“

Und wir fuhren immer an dem grünen Land der Heide vorbei, an deren Rand niedere, weißgetünchte Häuser standen. Jetzt tauchten die ersten Plakattafeln der Steinmetzen auf, dann kamen ihre Niederlagen selbst. Kreuze, Steine, Aschenkrüge, trauernde Genien, Engel Obelisken mit Inschrift zogen an uns vorüber. Als wir ausstiegen, rieselte der Regen nur leicht und tröpfelnd. Christiane spannte den Schirm aus und hängte sich in mich ein. Ich küßte sie, entwand ihr schmeichelnd den Schirm und hielt ihn hoch, aber sie legte ihre Hand auf die meine, damit er mir nicht zu schwer würde, wie sie mit ernster Miene sagte.

Wir schritten durch die traurigen Alleen. Zypressen und Eiben überschatteten die Gräber, die in endlosen Reihen tief im Schweigen lagen. Bei manchen blieben wir stehen, lasen die Inschrift, betrachteten die Blumen, die, vom Regen zerzaust, einen trübseligen Anblick boten. „Schau,“ sagte ich, „da liegt eine Christiane“ — „Gestorben im Alter von neunzehn Jahren“ las ich. Drunter stand ein schwermütiger Vers von der bezwingenden Macht des Scheidens. Wie ich nun so den geliebten Namen auf solchem Grunde lesend betrachtete, immer wieder betrachtete, bis ich die Buchstaben im Geiste nachschrieb, fühlte ich, wie Christiane meinen Arm ließ. Da wandte ich mich um und sah sie ergriffen stehn. Außer mir, von Angst und Sehnsucht wunderlich durchstürmt, zog ich sie an mich, preßte das liebe Gesicht ganz nahe an meines und küßte es leidenschaftlich wie nie.

„Du . . . Du . . .“ hauchte ich. „Du mußt mir bleiben.“

„Ja,“ flüsterte sie und schmiegte sich an mich. Da neigte ich mich, ihre Hand zu küssen, und sieh: es fielen Tränen herab und berührten die liebe Hand noch vor dem Mund.

Als wir aber vor dem Grab der Eltern standen, schien mir Christiane auf einmal fern. Eine Dunkelheit war um mich, die auch das stärkste Licht nicht zu durchdringen vermocht hätte. Die Erinnerung an Elvira tauchte auf, und das Bewußtsein meiner Schuld an dem Tode meiner Mutter regte sich in meiner Seele. Wie durch magische

Kraft zog meine Jugend ganz nahe an mir vorbei, und wie ich so im Finstern verharrte, klopfte die Furcht laut an meine Brust.

Da fühlte ich den Arm Christianes um meinen Nacken, ihr Blick suchte den meinen und lockte ihn, der zur Erde weichen wollte, an sich heran. Und es geschah, daß ich in Schluchzen ausbrach, nicht aus Schmerz, nicht vom Gedächtnis toter Tage überwältigt, sondern von der vielen Güte übermannt, die von ihr zu mir kam. Ich ergriff ihre Hände und drückte sie an meine Wangen. An die pochte das Blut.

„Wie du zitterst!" sagte Christiane.

„Komm!" erwiderte ich dumpf. „Wir wollen gehn," und wir gingen langsam und schweigend die Allee zurück. Plötzlich blieb sie stehn, und indem sie mit der Rechten auf ein prunkvolles Mausoleum wies, sagte sie: „Siehst du? Das dort — das ist die Familiengruft von Glandorffs." — „So," sagte ich, ohne zu verweilen, „aber wie sonderbar: gerade gegenüber ist Onkel Armands Grabstein. Wir wollen hinübergehn, nicht wahr?" — Ich ging voraus, Christiane folgte. „Ist das dieser Onkel," fragte sie, „von dem du mir oft erzählst? Der erste Tote, den du gesehen hast?" — „Ja," antwortete ich. „Aber sieh: noch etwas Sonderbares! Lies doch einmal die Jahreszahl und den Tag, an dem er gestorben ist." — „Es ist schon verwittert," sprach Christiane, „die Jahreszahl ist ganz undeutlich. Wir wollen den Grabstein richten lassen: das soll unsere erste Tat sein. Und Blumen sollen auf das Grab kommen. Wie verwahrlost es doch aussieht." — „Du Liebe!" stammelte ich, „du Liebe!" Und nach einem Schweigen: „Aber das Sonderbare hast du doch nicht gesehn —".

Da ging Christiane ganz nahe an den Stein heran und las laut: „Hier ruht Armand Zeltner — er war ein Bruder deiner Mutter? — geboren am 30. März 1832, gestorben im Herrn am 15. September 186.. Wo ist das Sonderbare?" fragte sie. „Ich bemerke es nicht."

„Daß er im September gestorben ist," erwiderte ich. „Ich hätte gute Lust, die Hochzeit auf den Oktober zu verschieben."

Christiane lachte. „Wie abergläubisch du bist! Nein — nein! Wir wollen es darauf ankommen lassen, und ich für meinen Teil hätte gute Lust, gerade an diesem Tage zu heiraten."

„Man soll," gab ich zurück, „das Schicksal nicht herausfordern. Es hat Ehrfurcht vor Tagen und Begebenheiten, die ihm heilig sind und die es zu wiederholen liebt."

„Papa bestimmt vielleicht heute den Tag," sagte Christiane lustig. „Es würde mich freuen, wenn es der fünfzehnte wäre, damit du endlich einmal von den heillosen Dingen kuriert würdest."

Ich antwortete nichts. Aber etwas in mir wandte sich leise von ihr ab, und eine fremde Stimme, die noch nie in mir gesprochen hatte, rief mir den Namen Beates zu. Und ich dachte mir aus, wie wohl Beate zu mir geredet hätte. Da ward ich verstimmt, und das Gespräch stockte.

Am 16. September aber wurden wir getraut. Es waren wenig Menschen anwesend, selbst Beate nicht. Dies verwunderte mich und nahm mir für eine Zeit die Freude, denn ich hätte gern mit ihr gesprochen und ihr liebe Worte gesagt. Auch erfuhr ich nichts von ihr, ihre Freundinnen erzählten, daß sie sich zurückziehn und in Stille leben wollte; man hätte sie schon lange nicht gesehn. Darüber ward ich nachdenklich, aber über dem Lächeln Christianes vergaß ich Beates ganz. Am Abend nahmen wir Abschied von Christianes Eltern und fuhren zur Bahn, nach Italien zu reisen.

Ich will die schönen Tage verschweigen, damit sie der Schatten der Erinnerung nicht trübe — mögen sie unberührt über meine Seele hinschweben wie ferne Gestirne, zu denen man mit glücklichen Augen emporsieht. Ohne Sehnsucht nach ihrem seligen und harmonischen, über Werden und Vergehen erhabenen Sein erhebt sich der Blick, von ihrem Schimmer entzückt, zu ihnen, die unwandelbar über ihm kreisen. Wie lange währts? Wolken nahen aus dunstiger Tiefe, bald ist der ganze Himmel umzogen. Herz, Herz — Finsternis ist um dich, sternlose Nacht, ewiger Schatten. Aber ab und zu kommt ein Leuchten her, den Weg durch das Dunkel zu weisen. Schaudert dir, Herz? Blut ist die Leuchte. Beim Blutschein gehst du die schmale, verfinsterte Bahn in die Unterwelt, zu den Schatten.

Ich glaubte, es war in Pisa, wo mich der Brief erreichte. Auf dem schwarzgerandeten Kuvert stand mein Name in großen Lettern einer Schrift, die ich zuerst nicht erkannte. Ich fürchtete mich, es zu öffnen, und reichte es Christiane. Die erschrak. „Um Gott! Der Beate ist jemand gestorben!" Hastig riß sie den Umschlag auf. „Es ist an dich," sagte sie, nachdem sie einen Blick in den Brief getan hatte. „Wie sonderbar!" und sie legte mir das leicht parfümierte Papier hin. Ich nahm es und las:

„Lieber Clemens!

Es ist spät nachts — die andern Briefe alle sind schon geschrieben,

den an Sie habe ich mir bis zuletzt verspart, damit in ihn etwas dieser wollüstigen Schauer einströme, die mich vor der großen Tat überirdisch durchfluten. Ich gehe sterben, lieber Clemens — erschrecken Sie nicht, daß ich Sie so nenne! Lange schon nenne ich Sie so in heimlichen Gesprächen mit mir auf weiten Wegen, in Wäldern, wo niemand mich belauscht. Da kommen Sie zu mir, und wir sprechen miteinander hohe und lichte Dinge. Ihre Traumgestalt ist ganz nahe an mir, und wenn ich jetzt nicht das Gefühl ihrer Ferne brauchte —; ich flüsterte Ihnen selbst alles in tieferer Leidenschaft zu, was ich da mühselig in Worte verwandle.

In einer Stunde — dann ist alles vorbei. Menschen werden sich angstvoll über mich beugen, viele werden schluchzen, vielen werde ich weh getan haben. Ihnen wohl kaum. Sie werden — wenn Sie diesen Brief aus den Händen gelegt haben — vielleicht für einen Tag traurig sein, dann wird Sie Christiane wieder ins Helle zurückführen. Vielleicht kommen Sie auch an mein Grab — ich glaube, daß ichs fühlen werde, wenn Sie davor stehen.

Lieber Clemens — ich habe Sie sehr geliebt: das merkten Sie nicht. Und doch verriet ichs Ihnen oft; erinnern Sie sich, wie wir damals im Vorhaus unserer Wohnung standen? Da war es mir, als müßten Sie sich plötzlich an mir entzünden. Ich war nur Bangnis und Erwartung. Warum kamen Sie nie? Ich hätte Ihnen alles gesagt, alles, alles!

Es war meinem Leben bestimmt, in das Ihre aufgenommen zu werden, aber das Ihre breitete nicht nach dem meinen die Arme aus. Sie gingen an ihm vorbei und ließen mich in dem kalten Dunkel einer hoffnungslosen Sehnsucht. Da sah ich den Weg, wo das Dunkel sich verdichtet, daß selbst die Sehnsucht verlöschen muß. Ich streife ein wertloses Leben von mir ab und gehe hin, Frieden zu suchen.

Ich weiß: ich tue Ihnen keinen so großen Schmerz, und darum ist meine Hand leichter und meine Stirn klarer und nicht ohne ein frohes Gefühl. Daß Sie im Glück sind, daß dieses Glück über dem Sterben steht, läßt mich bereitwilliger in die Tiefe schauen, vor der mir in früheren Tagen oft schwindelte, daß ich zu stürzen vermeinte. Bald wird mir alles fern sein, ich fühle den Himmel und spüre mich von kühler Luft durchdrungen; so leicht bin ich, als wären Flügel unsichtbar an mir. — Leben Sie in Licht und Freude: ich werde immer um Sie sein: Luft und Sonne, Sternhauch und Baumrauschen, liebes

Wort aus geliebtem Munde. Ich küsse das Blatt auf die Stelle, wo ich meinen Namen hinschreiben werde. Küssen Sie den Namen auch, aber ganz leise, damit meine Seele noch freier wird und noch weiß, was Glück ist. Umarmen Sie Christiane und sagen Sie ihr, daß ich sie immer lieb gehabt habe.

Beate Glandorff."

Ich ließ den Brief sinken; Christiane bückte sich und hob ihn auf: da hielt sie ihn in Händen und las ihn! Ruhig ging der Blick über die Zeilen, ich betrachtete sie unverwandt, Kühle, wie scharfer Höhenhauch wehte mich an. Ins Sofa gesunken, die Hände verschlungen um das Knie gespannt, lauschte ich auf das Knistern des Papiers in Christianes Händen. Kein Laut sonst kam. Still stand Christiane, aufrecht an den Tisch gelehnt, mit den weißen Fingern den Brief nahe an die Augen haltend, von denen — wie von Sternen — ein kalter Glanz ausging. Etwas Eisernes schnürte mir das Herz zusammen —: am liebsten hätte ich aufgeschrien und ihr das Blatt aus den Händen gerissen!

„Christiane!" rief ich.

Sie wandte sich. „Ja?"

„Wir reisen noch heute! Gleich! Ich gehe hinunter den Kurier nachsehen."

„Das ist sinnlos", erwiderte sie. „Wenn wir ankommen, ist das Begräbnis schon lange vorbei."

„Vielleicht auch nicht. Wenn wir gleich reisen, sind wir morgen nachts in Wien. — Der Brief ist vorgestern abgesandt worden."

Sie zuckte die Achseln. „Der Brief liegt schon zwei Tage bei der Post. Das Begräbnis muß — spätestens — gestern gewesen sein — das heißt, wenn sie wirklich — — wenn sie es wirklich getan hat, was keineswegs sicher ist."

„Um so schlechter wäre ein Zögern!" rief ich außer mir. „Sie braucht Beruhigung — wenn sie noch lebt. Ach! wenn sie noch lebte, Christiane! Wir müssen zu ihr!" und leiser, gleichsam zu mir selbst sprechend, fügte ich hinzu: „*Ich* muß es."

„Mußt du es, Clemens?" erwiderte Christiane, „dann wollen wir reisen. Ich will gleich mit dem Packen beginnen."

Ich sah sie an: sie war reglos, ganz ohne Schmerz. Das Gesicht schien starr; als ob sie aus weißem Stein wäre, so bleich waren die Wangen. Die zusammengepreßten, blutleeren Lippen, der große strenge

Blick stachelten eine nie gekannte Erregung in mir auf, die mich bis zu haßähnlichen Gefühlen hinriß. Heute weiß ich, wie überirdisch sie sich beherrschte, und wenn ich mich in die Erinnerung an diese Szene mit aller Kraft der Anschauung vertiefe, so sehe ich, wie sie, als ich wieder ins Zimmer trat, zusammenzuckte und sich mit der Geberde eines Überraschten übers Haar strich, der sich vorher zu einsamem Traume oder Schmerz aufgelöst hatte.

Wir fuhren nach Wien.

Als wir ankamen, war das Begräbnis Beates in der Tat schon vorbei. Seit zwei Tagen ruhte sie unter dem Mausoleum, Onkel Armand gegenüber.

Fassungslos, von Schmerz und Reue gehetzt, beschloß ich, Beates Eltern aufzusuchen, doch die empfingen mich nicht. „Es wird gar niemand vorgelassen," tröstete mich das Stubenmädchen.

Wie ich nun so dastand, zweifelnd, ob ich gehn, ob ich bleiben sollte, trat aus einem der umliegenden Zimmer ein junges Mädchen und rief einen Namen, den ich nicht verstand. Das Stubenmädchen ging auf sie zu, und beide sprachen eine Zeitlang miteinander, wobei es sich gewiß um mich gehandelt haben muß, denn: so oft das Stubenmädchen etwas gesagt hatte, sandte mir die Unbekannte einen Blick zu. „Herr Doktor Fortis?" fragte sie endlich, ohne näherzukommen. — Ich nickte. „Sie wollen Herrn oder Frau Glandorff sprechen. Das ist ausgeschlossen. Wenn ich Ihnen genüge, so bitte ich Sie, mir zu folgen." — Sie ging, ohne meine Antwort abzuwarten, in ein Kabinett, dessen Türe sie offen ließ. Ich folgte ihr, mechanisch, willenlos, wie gebrochen. „Nehmen Sie Platz," sagte sie, und als ich, vor Schmerz immer mehr erstarrend, stehen blieb, wiederholte sie ihre Aufforderung scharf und schob mir selbst einen Lehnsessel hin; ich ließ mich schwer in ihn hineinfallen.

„Also — Sie wollen wissen, wie das mit Beate kam. Deswegen wollten Sie wohl die Eltern sprechen — ich weiß. Nun: ich kann Ihnen wenig sagen. Sie hat sich mir ja bis zu einem gewissen Grade anvertraut, und so weiß ich vielleicht mehr als alle andern, auch als Sie erfahren haben. Am Abend desselben Tages, da sie sich vergiftete — ja — also damals kam sie zu mir und erzählte mir, daß sie jemand unglücklich liebe. Dies waren ihre Worte. Sie nannte später den Namen —".

Ich zuckte zusammen.

„Es war der Ihre,“ sagte das Fräulein kühl. „Sie sprach von Ihnen mit großer Güte. In ihren Reden war eine Traurigkeit, Schwermut, die wir früher an ihr nicht kannten. Als wir uns trennten, nahm sie Abschied von mir, als würden wir uns auf Jahre hinaus nicht mehr sehen dürfen.“ Die Stimme des Fräuleins versagte und drohte, sich in Weinen aufzulösen. Da stand sie rasch auf und fuhr fort, ohne mich anzusehn. „Am Morgen haben sie ihre Eltern gefunden — nachdem sie die Tür aufgesprengt hatten. Mehr weiß ich nicht. Sie muß schon in der Nacht gestorben sein. Man fand die Briefe, aus denen man nichts ersah, als daß sie jemand geliebt hatte. —“

„Sie ist meinetwegen in den Tod gegangen,“ sagte ich, mit Mühe das innere Schluchzen beherrschend, — „aber ich bin ohne Schuld — ich wußte ja nicht, daß sie mich so liebte.“

„Aber Sie müssen das gewußt haben,“ entgegnete sie. „Nun wird es bald ein Jahr, daß wir andern es ihr anmerkten. Freilich gestand sie es nie — aber man wußte es: es sprach sich herum.“

Ich erhob mich. „Ich danke Ihnen, Fräulein.“

Sie nickte, ohne mir die Hand zu reichen, und verließ das Zimmer. Einen Augenblick lang stand ich ganz wie im Traum, dann sammelte ich mich langsam und schwerfällig. Überlaut tönte mir mein Schritt ins Ohr. Ehe ich es wußte, hatte ich die Tür geschlossen, die kühle Luft des Ganges schlug mir entgegen, dann eilte ich die Treppe hinab, hastiger als damals, da ich, im Zorn über Herbert Ludwig, zu mir und meiner Einsamkeit geflüchtet war.

Zu Hause empfing mich Christiane, gefaßt und in Ruhe. Sie nannte mir den Namen des Fräuleins, das mit mir gesprochen hatte, als einer Freundin Beates. „Warst du nicht ihre beste Freundin?“ fragte ich — „Ja,“ erwiderte Christiane. — Überrascht sah ich auf: „Und du hast nichts gewußt — von alledem nichts gewußt? Nicht einmal geahnt hast du es?“ „Doch,“ gab Christiane zurück. „Ich habe es gewußt: früher als alle.“ „Und du hast es mir verschwiegen!“ brauste ich auf. — „Ich liebte dich ja auch!“ wandte sie ein, meinen Blick mit dem ihren empfangend, der still, groß und traurig war. — Ich liebte dich ja auch: es schnitt mir ins Herz. Was mir einst — kühlster und duftigster Hauch — in unbeschreiblich auflösenden Gefühlen wohlgetan hatte, —: Schmerz war es, stechender Schmerz. Und wie ich einige Schritte in wehen Gefühlen zurücktrat, schien es mir, als hätte sich eine Kluft zwischen uns aufgetan, die nichts aus-

zufüllen vermocht hättte. — „Hast du sie denn so lieb gehabt?“ kam Christianes Stimme herüber. — Da erinnerte ich mich, was mir diese Stimme gewesen war, wieviel Glück und Sehnsucht mit ihr mitgeklungen hatte, und ein heißes Gefühl übermannte mich, daß mein Herz hinzuströmen begann und verwirrend stammelte. Ich streckte die Hände nach Christiane aus, aber die ihren kamen mir nicht entgegen. Sie wandte sich ab und sprach unwillig: „Ich will Antwort, Clemens!“ — „Nein, ich habe niemanden lieb gehabt.“ — „Auch mich nicht?“ — „Außer dir,“ entgegnete ich im Bewußtsein, Unwahres gesagt zu haben. — Christiane kehrte sich mir wieder zu: „Und wie meinst du, daß es weiter sein wird? Soll dieser Tod unser Leben ewig überschatten? Haben wir nicht die Pflicht, ihn jetzt, da er zwischen uns steht, gemeinsam niederzuringen? Was sollen wir mit ihm zwischen uns? Wozu haben wir uns gefunden? Damit uns das erste Schicksal, das uns trifft, wieder scheidet? Clemens — Clemens! Ich muß dich wohl noch langelehren, stark zu werden.“ — „Christiane,“ sagte ich zitternd, „vergib mir alles. Aber ich glaube, ich kann nicht mehr fröhlich sein,“ und ich brach wie ein Kind in Schluchzen aus. Da kam sie, umschlang mich und küßte mir die Tränen von den Wangen.

Fortsetzung im nächsten Heft.

Dr. med. et phil. Georg Buschan: Das Haarkleid des Menschen

Die Länge des menschlichen Haars ist sehr verschieden, variiert zwischen 0,6 und 1,5 mm. Seine Dicke schwankt zwischen 0,07 und 0,17 mm. Die dicksten Haare sind die schwarzen, eine mittlere Dicke weisen die braunen auf, am dünnsten sind die blonden. Außerdem wechselt die Dicke des Haars bei derselben Person je nach der Körpergegend. Die Scham- und Barthaare, auch die Achsel- und Nasenhaare sind stärker als die Kopfhaare. Unter diesen finden sich wieder die dicksten Exemplare am Scheitel; etwas dünner sind schon die Haare in der Schläfengegend und an der Stirne, die dünnsten weist die untere Partie des Hinterhauptes auf. Das Kopfhaar des Weibes ist im allgemeinen etwas stärker als das des Mannes.

Die Gesamtzahl der Haare auf der behaarten Kopfhaut beträgt ca. 80 000, am übrigen Körper 20 000. Am dichtesten stehn die Haare auf dem Scheitel (181 auf 1 qcm), es folgen dann in absteigender Reihenfolge das Vorderhaupt (132), das Hinterhaupt (123), das Kinn (23) der Schamberg (20), die untere Partie des Vorderarmes (13), der Rücken des 5. Mittelhandknochens (11) und die Vorderfläche des Oberschenkels (8). Auch nach den Rassen wechselt die Dichtigkeit der Haare. Bei den Mongolen ist sie sehr gering, desgleichen bei den Salomoniern, groß dagegen bei Europäern und auch bei Negern.

Die Lebensdauer der Kopfhaare beträgt ungefähr 2—4 Jahre. Ihre Zunahme an Länge macht für den Tag 0,2—0,3 mm aus und entspricht einem Gewichte von 0,2 g. Die Barthaare wachsen schneller, innerhalb 24 Stunden um 0,4 mm. Am Tage nehmen die Haare etwas

---

Diese interessanten Ausführungen entnehmen wir mit Erlaubnis des Verlags Strecker & Schröder in Stuttgart dem soeben als Band 2 der Sammlung „Naturwissenschaftliche Wegweiser“ erscheinenden Buche „Menschenkunde“. Wir können dieses Buch, wie die ganze Sammlung „Naturwissenschaftliche Wegweiser“ warm empfehlen; in keiner Hausbibliothek sollte es fehlen. D. Red.

schneller als in der Nacht an Wachstum zu. Am günstigsten für den Haarwuchs sind die Frühlings- und Sommermonate, am ungünstigsten die Herbst- und Wintermonate.

Nur für eine ganz kurze Zeit während des embryonalen Lebens weist der menschliche Körper eine nackte, völlig haarlose, amphibienähnliche Haut auf. Etwa vom 100. Tage nach der Befruchtung beginnen die ersten Härchen über den Augen und bald darauf auch an der Stirn und Oberlippe hervorzusprossen. Es sind dies die sogenannten Wollhärchen, die entweder in Einzelstellung oder in charakteristischen Gruppen zu 2 oder 3 aus der Haut hervorbrechen und bald die ganze Körperoberfläche (ausgenommen Hand- und Fußfläche, Lippenrot und die äußersten Teile der Genitalien) bedecken. Es ist ein weicher, zuerst hellerer (silberweißer), später dunklerer Flaum, der ähnlich wie bei den mit Pelz ausgestatteten Tieren in bestimmter Richtung verlaufende spiralige Kreise bildet. Diese sind gesetzmäßig angeordnet zu (vorwiegend divergierenden) Haarströmen, die von sogenannten Haarwirbeln ausströmen und auf der Haut bestimmte, um die einzelnen Wirbel angeordnete Bezirke bilden, die Haarfluren. Die ersten Wollhärchen beginnen bereits nach kurzer Zeit wieder sich abzustoßen und neuen Härchen Platz zu machen, die allmählich in das Kinderhaarkleid übergehn. Dieses, das im allgemeinen seinen Wollhaarcharakter bewahrt und nach und nach das primäre Wollhaar verdrängt, bleibt im wesentlichen das ganze Leben hindurch erhalten. Das Dauerhaarkleid des Menschen beginnt wie das Wollhaarkleid in Einzelstellung durch die Haut zu brechen; nur Wimpern und Augenbrauen behalten diese Stellung bei, hingegen geht das Kopfhaar schnell zur Gruppenbildung von 2—5 Haaren über. — Kurz vor der Erlangung der Geschlechtsreife (bei der weißen Rasse ungefähr im 12. Jahre) erreicht das Kinderhaarkleid seine höchste Entwicklung; es übersät als farbloser kurzer Flaum zu dieser Zeit die ganze Körperoberfläche. Nach Eintritt der Pubertät sprossen sodann bei beiden Geschlechtern an der untern Partie des Bauches sowie in den Achselhöhlen, beim männlichen bald darauf auch noch an der Oberlippe, am Kinn und der Backe Haare stärkern Kalibers, die T e r m i n a l h a a r e, hervor. Während von nun an das Kinderhaarkleid an Terrain ständig verliert, nimmt das Terminalhaarkleid an solchem mehr und mehr zu, und dies in höherm Maße beim männlichen als beim weiblichen Geschlechte, bei dem trotz vereinzelter Terminalhaarbildung im höhern Alter an verschiedenen Körperteilen (z. B. Borsten im Gesicht) das Kinderhaarkleid im allgemeinen bewahrt bleibt. Das Terminalhaar ist durch die

Vergrößerung aller seiner Dimensionen, durch das Auftreten eines sein Inneres durchziehenden Markzylinders, durch eine stärkere Pigmentierung, durch eine weit längere Lebensdauer, durch ein relatives Zurücktreten der Schuppengröße sowie durch eine größere Variationsbreite gegenüber dem Wollhaar gekennzeichnet. Jedoch lassen sich alle möglichen Übergänge vom Wollhaar wie vom Kinderhaar zum Terminalhaar beobachten. Beim Manne nimmt das Terminalhaar, wie erwähnt, mehr oder weniger die anze Körperoberfläche ein. Dementsprechend zeichnen sich beim Erwachsenen einige Körperstellen (abgesehn vom Kopfe, dem Gesichte, den Achselhöhlen und der Schamgegend) durch stärkern Haarreichtum aus. Es sind dieses der Rücken, sowie die Brust und der Bauch. Sowohl an der Vorder-, wie auch an der Rückenseite des Körpers verläuft in der Mittellinie ein dunkler Haarsaum, der sich auf der Brust nicht selten zu einer großen behaarten Fläche ausbreitet. Daneben fallen aber auch die stärkern und dunklern Haare an den Gliedmaßen und besonders auf der Rückenseite der Finger auf. — Das weibliche Geschlecht neigt viel weniger zu starker Behaarung. Der Flaum pflegt hier mehr die Ausbreitung und Stärke des kindlichen Organismus zu bewahren. Gelegentlich aber macht sich auch beim Weibe, besonders bei Südländerinnen, wie überhaupt bei brünetten Frauen, in spätern Jahren ein Auswachsen der Flaumhaare über der Oberlippe zu einem Bärtchen bemerkbar. Unter Umständen kommt es auch bei solchen Frauen zu einem ganz stattlichen Barte, der dann allerdings ins Bereich des Abnormen gehört. Man bezeichnet diese Erscheinung, wie alle übermäßige Entwicklung des Haarwuchses am menschlichen Körper, als Hypertrichosis.

Über die Hypertrichosis, die ein anthropologisches Interesse beansprucht, verdanken wir M. Bartels eingehende Studien. Zunächst muß man bei abnormer Behaarung einen Unterschied machen, ob sie auf einer veränderten oder unveränderten Hautstelle entstanden ist. Im ersten Falle erscheinen die betreffenden Hautstellen, auf denen die Haare sitzen, dann verfärbt oder abnorm verdickt oder auch beides zugleich. Außerdem sind die auf ihnen wachsenden Haare für gewöhnlich hypertrophisch, d. h. jedes Haar ist dicker als die übrigen, sonst am Körper der betreffenden Person vorkommenden. Die bekanntesten Haaranomalien sind die behaarten Muttermäler, länglich-ovale oder rundliche Hautpartien, die etwas verdickt und gewöhnlich auch dunkelbraun oder schwarz gefärbt erscheinen und mit dunkeln Haaren bedeckt sind. Es zählen hiezu auch die behaarten Warzen,

deren Haare den Spürhaaren der Tiere gleichen. — Alle übrigen Fälle von abnormem Haarwuchs faßt Bartels unter der Bezeichnung Hypertrichosis, d. h. übermäßiges Haarwachstum, zusammen und unterscheidet drei Arten: die abnorme Behaarung beim falschen Geschlecht (Heterogonie), die abnorme Behaarung zur falschen Zeit und die abnorme Behaarung am falschen Ort.

Im ersten Falle (Heterogonie) also zeigt das weibliche Geschlecht Haarwuchs an Stellen, an denen er für das männliche Geschlecht die Regel bildet. Wie wir oben sahn, beschränkt sich beim Weibe die Ausbreitung der Haare auf das Haupt, die Schamgegend und die Achselhöhlen, dagegen greift sie beim Manne, wenn wir von der Gesichtsbehaarung absehn, auf die vordere Brustseite, den Rücken und die Extremitäten über. Tritt nun an einer solchen, für das männliche Geschlecht typischen Stelle beim Weibe Behaarung auf, dann spricht man von Heterogonie des Haarwuchses. Hierhin rechnet in erster Linie der „W e i b e r b a r t“. Ich meine damit nicht die wenigen Flaumhaare, die wir bei ältern brünetten Frauen über der Oberlippe antreffen und von denen schon oben die Rede war, sondern die stärkern Grade der Behaartheit, die der beim Manne gleichen. Zumeist findet sich die Oberlippe von einem kräftigen Schnurrbarte bedeckt; schon seltener gesellt sich ein Backenbart hinzu. Es pflegen dann aber die mehr nach hinten gelegenen Gesichtspartien (dicht vor dem Ohre) nicht in Mitleidenschaft gezogen zu werden, im Gegensatz zu dem Backenbarte des Mannes. Bartels hat noch darauf hingewiesen, daß die Ausbreitung solchen Weiberbartes den Ausbreitungsbezirk gewisser Muskel innezuhalten pflegt, vor allem das des großen Kaumuskels. — Neben der Behaarung im Gesicht kommt es beim Weibe gelegentlich auch zu einer solchen in der Mittellinie des Bauches. Bekanntlich besteht zwischen Mann und Weib in der Bauchbehaarung ein deutlicher Unterschied. Während beim Weib Brust und Bauch von Haaren vollständig frei sind und die Behaarung des Unterleibes nur bis an die untere Bauchgrenze heraufreicht, wo sie mit einer leicht konvex nach unten gebogenen Linie absetzt, sind beim Mann Brust und Bauch meistens mit einer stärkern Behaarung ausgestattet, die in der Mittellinie herabsteigt und sich mit der Schambehaarung vereinigt. Zeigt sich beim Weibe dasselbe Verhalten, dann handelt es sich ebenfalls um die Erscheinung der Heterogonie des abnormen Haarwuchses.

Entwickeln sich bei Kindern vor der Pubertät schon Haare an Stellen, wo sie erst später sonst einzutreten pflegen, also vor allem in der Schamgegend, dann spricht man von H e t e r o c h r o n i e der Behaarung. Es sind verschiedene Fälle bekannt geworden, daß Kinder, zumeist

solche weiblichen Geschlechts, bereits mit Schamhaaren und mit gut entwickelten Brüsten ausgestattet auf die Welt kamen oder beides schon im ersten Lebensjahre bekamen.

Die dritte Gruppe von abnormem Haarwachstum, die Heterotrophie, umfaßt alle Fälle von kräftigem Haarwuchs am falschen Orte, d. h. an Körperstellen, wo unter normalen Verhältnissen zu keiner Zeit und bei keinem Geschlechte Haare zu sprossen pflegen. Bartels unterscheidet hier wiederum drei Unterabteilungen: zunächst das Auftreten von Haaren an irgendeiner Stelle des Körpers, an der zu der Zeit ein Reizzustand in der Haut nachweisbar bestanden hat, und zwar entweder schon vor der Geburt oder erst nachher. Hier kommen als Ursachen Momente irritativer Behandlung, wie die Anwendung von Blasenpflastern (Osiander) oder grauer Salbe (M. Kohn), auch beständiger lokaler übermäßiger Druck (Güterbock) in Betracht. Jedoch sind solche Fälle sehr selten. Viel häufiger begegnet man der zweiten Form der Hypertrichosis, dem Auftreten von Haaren an falscher Stelle ohne irgendeinen sichtbaren Grund. Bei der Analyse dieser Fälle hat man seine Zuflucht zu der Erklärung genommen, daß diese Art der Behaarung einen Rückschlag auf tierische Vorfahren des Menschen, also einen Atavismus, bedeute. Das Auftreten dieser abnormen Behaarung kann sich entweder auf einen Teil der Körperoberfläche beschränken oder sich über den ganzen Körper ausdehnen. Im ersten Falle sprossen an irgendeiner Stelle des Körpers, zumeist von der Mittellinie ausgehend, Haare hervor, die eine beschränkte Hautstelle, ähnlich wie beim behaarten Muttermal einnehmen, von diesem sich aber dadurch unterscheiden, daß einmal die betreffende Hautoberfläche sich absolut nicht von ihrer Umgebung unterscheidet und daß die Haare von zarter, weicher Beschaffenheit sind. Außerdem pflegen diese behaarten Stellen stets bilateral symmetrisch zu beiden Seiten des Körpers zu sitzen. Bei der universellen Hypertrichosis ist, wie der Name besagt, die ganze Oberfläche mit Haaren bedeckt. Rumpf und Extremitäten erscheinen ebenso wie das Gesicht vollständig behaart, aber im Gegensatz zu der Heterogonie greift diese Behaarung im Gesichte vorn über die Wangen hinaus zur Nase und nach hinten zu bis über die Ohren und steigt vom Kopf über die Stirn tief ins Gesicht herab, so daß eigentlich nur Nase und Lippen hervorschaun. Die damit behafteten Personen machen den Eindruck eines Löwenäffchens oder, noch besser gesagt, eines Affenpinschers nnd werden daher vom Volke treffend als „Hundemenschen“ bezeichnet. Bemerkenswert ist außerdem an ihnen noch, daß die außerge-

wöhnlich reiche Behaarung recht häufig mit einem Defekt in der Zahnbildung einhergeht. Außerdem ist oft genug erbliche Übertraguug der Anomalie (bis zu drei Generationen) beobachtet worden. Allerdings können neben übermäßig behaarten Kindern auch solche mit normalem Haarwuchs von Eltern mit Hypertrichosis geboren werden, die aber sämtlich, soweit sich herausgestellt hat, frühzeitig wegstarben.

Der älteste aus der Literatur bekannt gewordene Fall von universeller Hypertrichosis stammt von Joh. Cäsar Skaliger aus dem Jahre 1557; der von ihm erwähnte „behaarte Knabe" kehrt, wie Bartels wahrscheinlich gemacht hat, in den Veröffentlichungen späterer Beobachter noch öfter wieder, so in der zweitältesten Erwähnung von Felix Plater aus dem Jahre 1583; es muß also dieser Fall eine bemerkenswerte Erscheinung der damaligen Zeit gewesen sein. Es gehören ferner zu der Gruppe der Hundemenschen von bekanntern Fällen die birmanische Hundemenschenfamilie (Shwe-Maong aus Lao mit seiner gleichfalls stark behaarten Tochter Maphoon und deren ebenso mit Hypertrichosis behafteten Sohne), ferner die haarige Familie (Vater und zwei Söhne) im Schloß Ambras in Tirol, woselbst ihr Gruppenbild hängt, die russischen Haarmenschen aus Kostroma (Andrian Jeftichjew mit seinem Sohne Fedor und einer Tochter), schließlich die berühmte Julia Pastrana aus Mexiko mit ihrem ebenfalls am ganzen Körper behaarten Sohne.

Neben übermäßiger Entwicklung des Haarkleides trifft man ganz vereinzelt auch das gerade Gegenteil an, vollständiges Fehlen. Ich habe dabei nicht die zahlreichen durch Ausfall des Haares bedingten Fälle im Sinne, sondern jene, bei denen bereits zur Zeit der Geburt ein Haarmangel bei vollständigem Fehlen jeglicher andern Hauterkrankung sich zeigte und ein Wiederwachsen der Haare während des ganzen Lebens nicht eintrat. Sogar familiär ist diese Erscheinung beobachtet worden. Jüngst hat Th. Bär einen solchen typischen Fall veröffentlicht: vier Kinder, deren Eltern normal behaart waren. Ein Sohn wurde vollständig haarlos geboren und bekam während des ganzen Lebens keine Haare mehr, mit Ausnahme der Augenbrauen und Augenlider; drei Schwestern brachten zwar reichliches und zum Teil recht langes Haar mit auf die Welt, verloren es aber wieder nach kurzer Zeit und blieben fortan ebenfalls vollständig haarlos. Es handelte sich in der vorliegenden Beobachtung um eine Störung des fötalen Haarwechsels.

Man hat früher angenommen, daß der Querschnitt des Haupthaares als Rassenunterscheidungsmerkmal wichtig sei.

Pruner-Bey glaubte herausgefunden zu haben, daß für jede Rasse ein bestimmter Querschnitt typisch wäre, und Fr. Müller begründete auf diesem Merkmal seine Einteilung des Menschengeschlechtes. Indessen haben die neuern Forschungen von Götte, Fritsch, Waldeyer und Bälz gezeigt, daß es solche Konstanz in der Querschnittform der Kopfhaare der verschiedenen Rassen nicht gibt.

Auch die Form des Haarwuchses besitzt bei weitem nicht den Wert für die Rasseneinteilung, wie man ihn ihr ursprünglich beigelegt hat. Schon der alte Linné erkannte den Unterschied zwischen dem blonden ockigen Haare des Europäers, dem schwarzen straffen des Asiaten und Indianers und dem wolligen des Negers.

Das Kopfhaar tritt uns in vier charakteristischen Formen entgegen: als schlichtes, welliges, lockiges und krauses Haar. Das schlichte oder straffe Haupthaar ist dadurch gekennzeichnet, daß es in seiner ganzen Länge glatt erscheint. Es ist gleichzeitig das längste aller Varietäten, da es bis zu 2 Meter auswachsen kann. Bei gewissen Rassen mit schlichtem Haar hat das Haar des Mannes die gleiche Länge wie die des Weibes. Das schlichte Haar kann bald weicher und feiner, daher leicht gewellt, bald gröber sein. Die erste Spielart besitzen die Turku-Tataren, Finnen, Ainos, Nagas, Dajak und andre indonesische Stämme, die zweite die Mongolen und (mit einigen Ausnahmen) die amerikanischen Rassen. Der Querschnitt des straffen Haars ist zumeist rund. Das wellige Haar beschreibt in seinem Verlauf eine lange Kurve, eine wellenförmige Krümmung oder eine unvollständige Spirale. Man trifft es bei den weißen Rassen Europas, Afrikas und Asiens an. Sein Querschnitt ist elliptisch, aber in geringerm Grad als beim welligen Haar. — Das lockige Haar ist zur Spirale gedreht, bildet somit unvollständige und gleichzeitig ziemlich große Ringe (von 1 cm und mehr Durchmesser). Das weibliche Geschlecht unterscheidet sich hier in der Länge seines Haupthaares nicht von dem männlichen. Lockigem Haare begegnen wir bei den Australiern, Drawidas, Nubiern, Bedjas, Fulbes usw. — Das Kraushaar ist ebenfalls durch (gut gerollte) spiralige Windungen gekennzeichnet, aber durch solche von außerordentlicher Enge (1—9 mm), die sich nicht aneinanderschließen, so daß dadurch kleine Flocken oder Ballen von Filz entstehn, zwischen denen die nackte Kopfhaut zum Vorschein kommt. Kraushaarig sind die meisten Neger, die Buschmänner und die Melanesier. Bei beiden Geschlechtern besteht in der Länge des krausen Haars kein Unterschied. Man bezeichnet diese Haarform auch als Wollhaar, indessen ist dieser Ausdruck unzutreffend,

A. Böcklin
Landschaft
(Kunstausstellung Baden-Baden)

denn das Wollhaar des Schafes setzt sich aus büschelförmigen Strähnen ganz gleichartig nebeneinander gestellter und verlaufender, sehr feiner Haare zusammen, die wellenförmig in einer einzigen gekrümmten Ebene liegen. Man ersetzt daher die Bezeichnung besser durch Kraushaar oder (nach Virchow) durch „Spiralgelockte". Ebensowenig ist der Ausdruck „Büschelhaarige" richtig. Denn wie Waldeyer und Fritsch gezeigt haben, kommen Haarbüschel nicht nur bei den schlichthaarigen Rassen vor, sondern auch beim Haar des Europäers. Das Charakteristische des Kraushaares besteht vielmehr in seiner sog. „Pfefferkornform": die Haare bilden kleine starkverfilzte Ballen, die zwischen sich die Kopfhaut durchschimmern lassen, wodurch der ganze Kopf das Aussehn erhält, als ob er mit Pfefferkörnern besät wäre. Für das Zustandekommen der Bildung hat Unna in weiterm Verfolg der Untersuchungen von Fritsch über die Gruppenbildung der Haare eine Erklärung versucht. Beim Europäer, wie auch beim Neger, bilden die Haare Reihen; während diese aber bei jenem regelmäßig, annähernd parallel verlaufen, sind sie beim Neger viel unregelmäßiger gestaltet, sie sind hier entweder ganz kurz (2—3 Gruppen) oder lang (8—12 Gruppen), außerdem aber zum großen Teil geschlängelt, beschreiben zuweilen größere oder kleinere Kreisabschnitte oder gehn am Ende in einen Halbkreis oder eine gewellte Linie über. Insofern also die Richtung nicht beibehalten wird, erleidet die Parallelität der Linien keine Einbuße.

Das menschliche Haar weist alle nur denkbaren Abtönungen vom fast weißen hellsten Aschblond bis zu tiefstem Ebenholzschwarz auf. Die Farbe des Haares rührt von dem in ihm enthaltenen Pigment her, wird ihm durch pigmenthaltige Zellen zugeführt, die es zunächst in die Papille, auf der das Haar aufsitzt, hineintragen, von wo es in den Schaft aufsteigt. Je nach der Art der Anordnung und der Menge des Pigments erhält das Haar seine hellere oder dunklere Farbe. An den hellen (blonden und roten) Haaren erkennt man bei mikroskopischer Betrachtung in der Rindenschicht des Schaftes vereinzelte Farbkörnchen, die in Linien parallel zur Längsachse gelagert sind, an den dunklern dagegen mehr oder minder dichte Anhäufungen von solchen; je dunkler die Haare sind, umso größere Mengen Farbstoff enthalten sie. Das Ergraun der Haare beruht darauf, daß der Farbstoff mehr und mehr verschwindet (nach Metschnikoff infolge der Tätigkeit der Pigmentophagen) und an seine Stelle in den markhaltigen Kanal des Haarschafts kleine Luftbläschen treten. Je stärker dieser mit Luft angefüllt ist, um so weißer erscheint das Haar. Denn nach den physikalischen Gesetzen erscheinen die Körper weiß, welche

das auf sie fallende Tageslicht nicht durchlassen, sondern nach allen Seiten reflektieren. Die Luftbläschen aber tun dasselbe. — Der Grund zum frühzeitigen Ergrauen der Haare ist meist eine Erkrankung der die Kopfhaut versorgenden Nerven. Gelegentlich ist diese Erscheinung ein Erbstück in den Familien, in den meisten Fällen indessen auf Exzesse allerlei Art zurückzuführen, nicht selten auf psychische Einflüsse deprimierender Natur. Es sind genügend Beispiele dafür verbürgt, daß heftige Gemütserschütterung das Haupthaar plötzlich erbleichen ließ. Ich erinnere an die unglückliche Königin Marie Antoinette, deren blondes Haar innerhalb weniger Stunden ergraute, nachdem ihr die Nachricht überbracht worden war, daß sie in den Tempel überführt werden sollte, womit ihr Schicksal besiegelt war. In ähnlicher Weise ergraute der englische Kanzler Thomas Morus nach Verkündigung seines Todesurteils.

Abgesehn vom Ergraun, das in den spätern Jahren einzusetzen pflegt, ist die Haarfarbe während des ganzen Lebens nicht konstant. Im Verlaufe der Entwicklung des Individuums dunkelt die Farbe des Haars nach. Blond geht in Braun über, dieses wieder in Schwarz. Nach Pfitzners Untersuchungen sind fast alle Kinder (in Westdeutschland) vor vollendetem 1. Lebensjahr blond, nur 8 % der männlichen und 18 % der weiblichen brünett; im Alter der endgültigen Haarfarbe sind es nur noch 20 % der Männer und 13 % der Weiber. Beim männlichen Geschlecht vollzieht sich die Umwandlung von hell zu dunkel häufiger und viel schneller als beim weiblichen, dafür aber spielt sie sich bei diesem viel gleichmäßiger ab. Nach dem 40.—50. Lebensjahre beginnt die Haarfarbe durch Ergraun sich zu verändern.

Das rote Haar wird verschiedentlich als eine Variation des blonden aufgefaßt, indessen ist diese Ansicht irrtümlich. Denn die Häufigkeit der roten Haare geht keineswegs der Häufigkeit der blonden Haare parallel, wie jüngst wiederum Bolk an dem Beispiel Hollands nachgewiesen hat. Außer in Zeeland ist der Prozentsatz an Rothaarigen in allen niederländischen Provinzen fast genau gleich groß und steht vollständig ohne jegliche Abhängigkeit von der Häufigkeit der Blonden da, die in der nördlichen Provinz doppelt so groß ist wie in der südlichen und zwischen beiden regelmäßig von Norden nach Süden abnimmt.

Dr. jur. Ernst E. Friedegg:
Juristendeutsch

Unter allen Sprachverderbern sind die Juristen die schlimmsten. Erst **nach** ihnen kommen die Kaufleute. Das Kaufmannsdeutsch hat vor der Sprache der Juristen wenigstens den Vorzug der Knappheit, und es bleibt vor allem mehr in der Familie. Die Juristen dagegen stehn auf allen öffentlichen Posten, und man findet sie sogar, wo man sie nicht vermutet, dort, wo man sie entbehren könnte, z. B. in den Ministerien als Berichterstatter für — Kunst und Gesundheitspflege. Überall wo es Juristen gibt, gibt es aber auch Juristendeutsch.

Laien halten die Sprache der Juristen oft geradezu für die Erfindung einer Kaste, und nicht selten hört man ernsthafte Männer mit guter Bildung die Meinung vertreten, die Juristen hätten sich absichtlich eine Sprache zurechtgelegt, die gewöhnliche Sterbliche nicht verstehn, um so der misera plebs zu beweisen, das die Juristerei im allgemeinen und das Urteil eines Richters im besondern keineswegs etwas ist, worin jedermann seine Nase stecken darf. An dieser Meinung ist gewiß etwas Wahres, wenn wir auch nicht in einem Kastenstaat leben und wenn auch die Juristerei ein Geschäft ist, das jedermann treiben kann. Zum mindesten bildet sich der Jurist auf die stattliche Zahl der Prüfungen, die er bestanden hat, etwas ein. Er zeigt gar zu gerne nicht nur sein Diplom, sondern auch seine Bildung, und die Meisten von ihnen werden zu Gefangenen ihres Wissens.

Unsre Gesetze sind in einer sehr gewichtigen Sprache geschrieben, aber die Gewichtigkeit der Gesetzessprache wird von den Juristen noch übertrieben. Mancher Jurist hat seine Gesetzeskenntnisse längst verschwitzt, aber wie das Gesetz die deutsche Sprache mißhandelt, das hat er genau im Ohr behalten. So sind die Gerichtsentscheidungen und die Schriftsätze der Anwälte in einem noch viel schlechtern Deutsch geschrieben, als die Paragraphen der Gesetzesausgaben. Schon die Gymnasien tragen ein gut Teil Schuld daran,

daß der Jurist den Zusammenhang mit der lebendigen Sprache bald verliert. Im Lehrplan unsrer Mittelschulen sind die Stunden für den Unterricht im Deutschen gar zu karg bemessen, und der Gymnasiast erliegt beim Studium der lateinischen Sprache dem ersten Ansturm jenes Bildungsbewußtseins. Nun sind die Kenntnisse im Latein längst durch das große Sieb Gehirn gefallen, aber an dem Bau des deutschen Satzes ist etwas davon hängen geblieben, wie sich der lateinische Klassiker geräuspert und wie er gespuckt hat. Nun ist ein schöner lateinischer Satzbau noch lange nicht deutsch, meist ist er sogar das grade Gegenteil davon.

Der Jurist hat sich vor allem sprachreinigenden Streben der letzten Jahrzehnte rein nnd unberührt zu erhalten gewußt, und selbst wenn jemand die Riesenarbeit wagte, die deutschen Gesetzbücher ins Deutsche zu übersetzen, so wäre damit höchstens für die kommenden Juristengenerationen etwas getan. Wahrscheinlich würde aber ein solches Beginnen zunächst nur zu einer allgemeinen Sprachverwirrung unter den Juristen führen. Die tote Sprache der Juristen ist deshalb nur dadurch zu rauhem Leben zu erwecken, daß sich die Juristen endlich dazu entschließen, nur so zu schreiben, wie sie mit ihrer Familie sprechen. Die Juristen können — das Vertrauen darf man zu ihnen immerhin haben — noch einfache Sätze sprechen. Ich glaube nicht ohneweiteres, daß sich ein Anwalt des Morgens von seinem Söhnchen mit den Worten verabschiedet: „Es ist erforderlich, teurer Sohn, daß ich behufs Einsichtnahme in die Akten und zum Zwecke der Einleitung gerichtlicher Schritte mich zum Landgericht begebe. Bezüglich meines Verbleibens an Gerichtsstelle, beziehungsweise meines Zurückkommens von dort her, ist es dir gestattet, deiner Mutter davon Mitteilung zu machen, daß ich ohne Rücksichtnahme auf die Stunde, in welcher uns sonst die Gewohnheit, das Mittagessen einzunehmen, eigentümlich ist, heute möglicher-, respektive wahrscheinlicherweise mit dem gegnerischen Anwalt zum Zwecke einer vergleichsweisen Übereinkunft in Konsequenz des von mir während der ganzen Zeit der zu erwartenden Prozeßführung einzuschlagenden Verfahrens gegenüber meinem, beziehungsweise meinen Klienten in eingehende Beratungen von anscheinend großer Bedeutung einzutreten und zwecks Ausgleichsabschlusses, was die ergangenen Einwendungen betrifft, hinsichtlich der weitgehendsten Konzessionen für die nachgesuchte Frist bezüglich der Einsendung der Klagebeantwortung um noch weitere vierzehn Tage eine Verlängerung bewilligen zu wollen, durchaus nicht so abgeneigt bin, wie du, nach deinem erstaunten Gesichtsausdruck zu schließen, mir immerhin zu glauben scheinst."

Gewiß, so wie dieser Satz von mir willkürlich gebildet wurde, so sprach noch nie ein Vater, der Jurist ist, zu seinem Sohn. Aber warum schreibt er folgende Sätze nieder, die dem österreichischen Patentblatt vom Jahre 1903 (Seite 261 bis 262) entnommen sind: „Was zunächst die nach dem vorliegenden Sachverhalte für die Entscheidung in erster Linie belangreiche Frage betrifft, ob eine frühere als die im Erteilungsverfahren geltend gemachte und anerkannte Priorität auf Grund des oben erwähnten Uebereinkommens zwischen Oesterreich-Ungarn und dem Deutschen Reiche noch nach Erteilung des Patentes in Anspruch genommen werden könne und ob die Nichtigkeitsabteilung hierüber zu einer Entscheidung berufen sei, so war bei der Beantwortung dieser Frage von der Erwägung auszugehen, daß im Nichtigkeitsverfahren alle für die Beurteilung der geltendgemachten Nichtigkeitsgründe bedeutsamen Momente zu erheben und die für die Entscheidung maßgebenden Tatbestände festzustellen sind, und daß sich daher die Nichtigkeitsabteilung dann mit der Untersuchung und Lösung der Prioritätsfragen in Ansehung der in Betracht kommenden Patente zu befassen hat, wenn von der Beantwortung derselben die Prüfung der Genehmigung des Anfechtungsantrages abhängt . . . Es ist ferner hervorzuheben, daß im Falle des Vorhandenseins der Voraussetzungen für die Wirkungen aus dem gedachten Uebereinkommen dieselben ipso jure eintreten, der Prioritätszeitpunkt also keineswegs durch die Entscheidung des Patentamtes erst geschaffen wird, sondern diesfalls lediglich im Verfolg eines schon von vornherein gegebenen Tatbestandes erfolgt. Selbst wenn man etwa im Hinblick auf den scheinbar für die gegenteilige Auffassung, d. h. für die Annahme einer Verpflichtung des Patentwerbers zur Geltendmachung der Prioritätsbegünstigung bei der Patentanmeldung sprechenden Wortlaut der Ministerialverordnung vom 8. November 1892 aus derselben die Unmöglichkeit einer späteren Geltendmachung ableiten wollte, müßte dem mit dem Hinweis darauf begegnet werden, daß der Inhalt eines beide Kontrahenten bindenden, in beiden Staaten mit Gesetzeskraft ausgestatteten Staatsvertrages durch eine bloß formelle Vorschriften enthaltende Verordnung nicht beschränkt werden könne."

Das sind sicherlich Prachtpflanzen, aber die herrlichste, lieblichste Blume des Juristendeutschs bleibt doch der folgende Satz aus der „Deutschen Richterzeitung" vom 15. Jänner 1909. Er hat vor dem ersten Satz des soeben angeführten Urteils entschieden den Vorzug der Kürze und vereinigt dennoch in sich alle Unmöglichkeiten einer Sprache, die die Juristen ganz ernsthaft für Deutsch halten. Hier ist er: „Die Gerichte, die mit Laien-

schöffen gebildet werden, und die Ausdehnung ihrer Zuständigkeit, jedoch innerhalb der Grenzen, in denen das Beobachten, Beurteilen und Ermessen verständiger Laien nützen kann, und in einer Gestaltung des Gerichts, die diesen Grenzen Rechnung trägt, vermögen, soweit sie unter der Leitung eines intelligenten und geschickten Richters stehen, der die Mühe der geeigneten Belehrung und der nicht bloß äußerlichen Heranziehung der Schöffen zur Urteilsfindung nicht scheut, das Ansehen des Gerichts und das Vertrauen zu ihnen dadurch zu heben, daß weitere Kreise des Laientums mit den Schwierigkeiten der Rechtsprechung und mit der Arbeitsweise gewisser Richter bekannt und so belehrt werden, daß die Gerichte ihre Schuldigkeit tun und daß Rechtsfälle bei genauerer Erforschung und Berücksichtigung aller, auch scheinbar unbedeutender Umstände oft eine ganz andere Beurteilung finden müssen, als eine oberflächliche Kenntnis und eine ausschließliche Unterlegung der hervorstechendsten Eigentümlichkeiten des Falles, mit denen das Publikum sich oft genug begnügt, an die Hand geben."

Ist dergleichen überhaupt noch zu überbieten? Muß nicht die Phantasie jedes Karrikaturisten des Juristendeutschs vor einem solchen Satzungetüm erlahmen? Und ist es einem Nichtjuristen überhaupt möglich, diese vollendete Meisterschaft in der Sprachverhunzung jemals zu erreichen? In der Tat — nur einem Juristen gab der Herr die Worte, so zu schreiben, und das ist ganz allein echtes, unverfälschtes Juristendeutsch. Von einem Charakter dieser merkwürdigen Sprache darf man nur dann reden, wenn sich ein Charakter aus Anomalien zusammensetzt.

Welche Sprachsünden macht der Jurist nicht?

Er setzt einen Artikel dort, wo er ihn weglassen müßte. Er läßt ihn weg, wo er ihn setzen müßte. Er gebraucht ein Hauptwort, wo er ein Zeitwort gebrauchen sollte. Mit unheimlicher Sicherheit benutzt er eine substantivische Wendung, wo er sich verbal auszudrücken hat. Gilt es, ein kurzes Vorwort zu schreiben, erzeugt er sich aus einem Hauptwort und einem andern Vorwort ein niegeschautes Ungeheuer. Daß es zwischen einem Eigenschaftswort und einem Umstandswort zuweilen einen kleinen Unterschied gibt, bemerkt er in seiner klassischen Bildung gar nicht. Ein Buch mit sieben Siegeln bleibt ihm, daß man für „anläßlich" immer „bei", für „beziehungsweise" immer „oder" sagen kann, daß ein Richter „als solcher" ein ganz gewöhnlicher Richter ist, daß „ein Dritter", von dem er immer fabelt, niemals „ein Dritter", sondern meist „ein Zweiter" oder „irgend ein Andrer" ist.

Wenn der Jurist knapp sein will, wird er unverständlich. Will er aber im Ausdruck Kraft zeigen, dann wird er höchstens schwulstig, und hat er den Wunsch, ganz besonders präzise und ein unerhört geschickter Stilist zu sein, dann baut er Sätze wie die früher zitierten. Hat man sie dreimal gelesen, dann versteht man sie noch immer nicht. Wenn man sich aber die Mühe nimmt, sie zu analysieren, dann kommt man allmählich dahinter, daß 15 Worte mehr sagen und etwas genauer sagen können als 150. In den Gesetzen findet man alle Verstöße gegen die deutsche Sprache, die überhaupt möglich sind, in der Judikatursammlung aber die unmöglichsten Ungeheuer — Schlangen mit hundert Füßen, Hunde mit zehn Köpfen, Katzen mit fünf Schwänzen, Pferde mit acht Beinen, Löwen mit vollen Mähnen ohne irgend ein Haar, und was sich sonst bei Barnum sehn lassen kann.

Blind, taub, stumm, lahm und außerdem tot ist das Juristendeutsch. Unglücklicherweise oft all das zugleich. Wenn man es sezieren will, um seine völlige Blindheit zu zeigen, ach! da ergibt sich, daß man zunächst das Wesen der Taubheit lehren muß.

Dichterspruch

Traum und Tag, an Euern tiefen Gnaden
Trug die Seele selig überladen.
Ohne Dank nahm sie und nahm . . und trug
Glück der Welt . . und war ihr nie genug.
Doch was sie nicht leben konnte, ward
Ihr in Sehnsucht Kraft und Werk und Leben.
Welt sie selber, gnadenvoll an Glück,
Hat sie es dem Glück der Welt der Welt gegeben.

Robert Walter-Freyr

August Strindberg: Gesundbeten

Es gab vor einigen Jahren in Frankfurt am Main einen Wundertäter, der Kranke durch Auflegen der Hände heilte, ganz wie Dr. Charcot in Paris und die Lehrer am gymnastischen Institut. Doch der Wunderdoktor hatte die Gewohnheit, während des Aktes Gebete zu sprechen, was Dr. Charcot nicht tun soll. Da der Mann ungebildet war und keine Erklärung für seine heilende Tätigkeit finden konnte, schrieb er es ganz bescheiden einer höhern Macht als seiner zu.

Als der arme Mann die Aufmerksamkeit eines hochstehenden Siechlings auf sich lenkte und mit dessen Kur Ehre einlegte, wurde es bald ins liberale Programm aufgenommen, den Wundertäter zu hecheln. Es erhob sich ein Sturm gegen ihn, und jeder Freisinnige sah es als seine Pflicht gegen sich selbst und seine Auftraggeber an, mindestens einmal in der Woche auf den Wunderdoktor loszuziehn, der nun zum Scharlatan gemacht wurde. Die Ärzte, die die Methode unwissenschaftlich und gefährlich für den allgemeinen Gesundheitszustand fanden, schossen natürlich mit dem groben Geschütz; und jeder Gebildete mußte unter der erdrückenden Macht der Mehrheit ein Schimpfwort zur Hand haben, um dem Verdacht zu entgehn, Anhänger des Wundertäters zu

Kein Dichter hat so viele verschiedene Sturm- und Drangperioden durchgemacht, keiner sich so oft entwickelt wie Strindberg: er ist naiv, er ist zynisch gewesen, er war Theist und Atheist, war Phantast und Realist, war Verehrer und Hasser des Weibes. Strindberg hat sich so oft gewandelt, hat sich seiner eigenen Persönlichkeit oft so sehr entfremdet, daß er sich zuweilen selbst nicht mehr erkennen wollte. Etwa vor einem Vierteljahrhundert hat er am Ende eines Entwicklungsstadiums eine Art Memoiren niedergeschrieben, die damals nicht erschienen sind, und die nun Emil Schering, als Dokument zu den Akten Strindberg, bei Georg Müller in München unter dem Titel „Die Entwicklung einer Seele“ herausgibt. Eine der interessantesten Stellen aus dem überschäumenden Werk bringen wir hier mit Erlaubnis des Verlages. D. Red.

sein. Die Tatsache blieb indessen bestehn: der Mann heilte gewisse Krankheiten, besonders Nervenleiden durch Händeauflegen (und Gebet).

Ich hatte den Mann nie gesehn, hörte das Geschrei und hütete mich, einen Zweifel gegen die wütende öffentliche Meinung zu erheben, der mich und meine Familie ins Unglück stürzen konnte. Doch auch das Schweigen war gefährlich, denn Inquisitoren gingen überall umher und lasen im Schweigen der Menschen eine geheime Anhängerschaft. Ich wurde bald verdächtig, nnd da ich Arzt war, mußte ich mich gegen den „Scharlatan" aussprechen, obwohl ich weder ihn noch sein Verfahren gesehn hatte.

Über das Händeauflegen hatte ich eine Ansicht, da ich durch Streichen Kopfschmerz zu heilen pflegte; was das Gebet für eine Macht dabei hat, darüber hatte ich mir keine Meinung gebildet. Denn ich war Atheist. Ich verwarf diese Macht auf Grund eines kategorischen Postulats, das mir befahl, alles zu verwerfen, was die Wissenschaft auf ihrem gegenwärtigen Standpunkt verwirft; und ich hatte erst kürzlich einen Arzt in Vergessenheit und Elend stürzen sehn, weil er, nur zur Untersuchung, die vierte Dimension angenommen. Doch ein Ereignis, das gleich darauf in meinem eignen Haus eintrat, zwang mich gegen meinen Willen und gegen mein Interesse, die Frage nach der Macht des Gebets vorzunehmen.

Hier der Verlauf der Sache:

Ich werde eines Nachts von meiner Frau geweckt, die mit Gebärden der Verzweiflung meldet, meine siebenjährige Tochter habe Krämpfe bekommen. Nachdem ich mir die Kleider übergeworfen habe, gehe ich in die Kinderkammer.

In ihrem Bettchen lag meine Tochter im Starrkrampf. Die Glieder waren steif, die Daumen waren nach innen gewandt, die Augen blutunterlaufen und stier, das Gesicht blau. Alle Zeichen gaben an die Hand, daß es ein Anfall von nächtlicher Fallsucht sei. Ich ging sofort zum Medikamentenschrank; nahm Bromkali und Belladonna und beruhigte meine Frau, es werde gleich vorüber sein.

Wenn ich auch selbst nur wenig Vertraun in die Mittel setzte, jagte mir die Verzweiflung meiner Frau doch einen unerschütterlichen Glauben ein; und obwohl ich selbst fürchtete, das Liebste, was ich besaß, zu verlieren, wurde ich von einer unbeschreiblichen Ruhe ergriffen, als ich meiner Frau Ruhe einsprach, ganz wie der Berauschte nüchtern wird, wenn er einen andern berauscht sieht und ihn nüchtern machen

will. Ich maß die Dosen ab, ohne mit der Hand zu zittern, und gab sie dem Kinde mit voller Zuversicht, es wiederhergestellt zu sehn.

Doch als die Wirkung ausblieb und der Anfall sich mit größerer Kraft erneuerte und mein Weib mir zweifelnde Blicke zuwarf, fiel ich zusammen. Hier war nur der Tod zu erwarten, denn das Kind schien mir keine Widerstandskraft zu besitzen.

Es war mir, als wäre man im Begriff, mir ein Glied abzuschneiden, einen Teil meiner Seele zu exstirpieren. Machtlos, bestürzt fühlte ich meine Kraft mit dem abnehmenden Leben des Kindes schwinden, und ich setzte mich ratlos auf den Stuhl, der neben dem Bette stand. Meine Frau war beim Bett auf den Boden gesunken und glich einer toten Masse.

Wir hatten den Griff losgelassen, und die Sache schien ihren eigenen Gang zu gehn, da kein Versuch zu Widerstand gemacht wurde.

Plötzlich sehe ich, wie sich die Gestalt meiner Frau aufrichtet, wie sich ihre Hände zum Gebet falten; ihr Kopf beugt sich, und der Rücken wird gerade. Ihre Lippen bewegen sich, und der kleine dünne Körper scheint sich mit Kraft zu füllen, die schlaffen Muskel des Gesichts strecken sich, und die Augen bekommen Glanz.

— Tu etwas! befiehlt sie mir.

Und ich gehorche, wenn ich auch nicht weiß, was ich tun soll. Maschinenmäßig und nur um zu gehorchen, lege ich eine Hand auf die Stirn des Kindes, die andre auf seine Brust und bleibe so sitzen. Während meine Frau noch immer in leisem Gebet verbleibt, erneuert sich der Anfall unter meinen Händen, die gehoben werden, ohne Widerstand leisten zu können, denn ich war vollständig machtlos.

— Bitt Gott, daß er uns hilft, befiehlt meine Frau.

In diesem Augenblick schwebte mir Kants Widerlegung der Kraft des Gebets, Gottes Willen (in meiner Uebertragung: die Gesetze der Natur) zu ändern, vor, und ich betete natürlich nicht.

Beim nächsten Anfall, als wir glaubten, alles werde zu Ende gehn, faßt meine Frau meinen Arm und ruft aus:

— Sie stirbt! Bete für sie!

In diesem Augenblick hört alle bewußte Gedankenkraft bei mir auf: ich vergesse Kant und den Atheismus, nnd unter dem Einfluß eines stärkern Willens, als meiner augenblicklich ist, beginnen meine Lippen sich zu bewegen, und alte Worte, die ich seit fünfundzwanzig Jahren nicht wiederholt habe, kommen hervor. Mit den Worten steigen

alte Gedanken auf, mit den Gedanken wächst meine Stärke. Die Brust, die zusammengefallen war, füllt sich mit Luft; das Rückgrat, das sich gebogen hatte, wird gerade; meine Arme spannen sich, und ich fühle gleichsam einen Strom von neuer Kraft aus meinen Fingern ausstrahlen. Die Hoffnung wächst wieder, ein Optimismus bemächtigt sich meiner, und ich glaube, das Kind mit bloßen Händen heilen zu können. Sieh, wie einfach, will ich sagen, wie ich in einem oft wiederkehrenden Traum zu sagen pflege, in dem ich die Kunst des Fliegens lehre.

Ob das, was folgt, in ursächlichem Zusammenhang mit dem Gebet steht, kann ich nicht vor der Wissenschaft beschwören, aber folgendes trat ein: Solange ich betete (wenn ich es so nennen kann), blieb das Kind ruhig; eine Weile aber, nachdem ich aufgehört, begannen die Paroxysmen wieder. Und ich betete von neuem, ich glaube (Gott verzeihe mir!), ich sprach das Vaterunser und den Segen fünfundzwanzigmal, und ich hätte Buddha angerufen, wenn ich einen Vorteil darin gesehn hätte. Gegen Morgen fiel das Kind in Schlaf und war gerettet!

Was soll ich davon glauben? Meine Frau war überzeugt, daß Gott uns geholfen habe, doch darauf konnte ich nicht eingehn. Ich schämte mich sehr, wie nach einem Scharlatanstreich, doch die Hauptsache war erreicht, und meine Seele hatte keinen Schaden genommen, für die Zeit nicht, und hoffentlich auch nicht für die Ewigkeit.

Daß es meine Nervenströme waren, die die des Kindes durch Kontakt und Leitung regelten, dafür hatte ich den unanfechtbaren Beweis der Wissenschaft; bleibt nur übrig, zu erklären, wie das Gebet die Ströme wecken konnte, die sich anfangs passiv verhielten.

Wenn ich meine religiöse Entwicklung von der Kindheit an durchgehe, glaube ich einige Spuren zu einer Erklärung finden zu können, die, wenn sie heute noch nicht zufriedenstellend ist, doch in der Zukunft sich vielleicht zu einer Theorie auswachsen kann. Meine ältesten Erinnerungen führen mich zu einer Zeit beständiger Furcht zurück. Mir war bange vor der Dunkelheit, vor dem Donner, vor meinen stärkern Geschwistern, vor meinem Vater. Es schien mir immer, als schwebe ein großes Dunkel vor mir, das wahrscheinlich nichts anders war als das Unbekannte im Leben und vielleicht die Zukunft selbst.

Der erste Gott, das heißt Beschützer, den ich kannte, war meine Mutter. In ihre Arme flüchtete ich mich, wenn diese Panik vorm Dunkel mich überfiel. Sie tröstete mich, beruhigte mich, verband meine

Wunden, lehrte mich die Ursachen für alle diese erschreckenden Wirkungen, die ich sah. Als ich aber etwas Verstand bekam, lehrte sie mich zu Gott beten. Es war abends, wenn ich mich niederlegte und das Licht gelöscht werden sollte. Sie lehrte mich, daß er über uns wache, wenn wir schlafen, und daß er alle bösen Mächte bekämpfen könne. Doch — hier schob sie wieder den Gott der Furcht und des Opfers ein — er beschütze nur die, die artig und gehorsam gegen ihre Eltern seien. Das letzte sprach mich weniger an und war unnötig, denn ich hatte vor meinem Vater Furcht genug, um nicht ungehorsam zu sein.

Seitdem betete ich stets des Abends, und ich schien von außen eine ungeheure Ruhe zu holen, die ebenso stark war wie die, die meine Mutter mir früher gegeben hatte. Aber des Morgens, wenn es heller Tag war, betete ich nicht, wahrscheinlich weil ich nicht mehr bange war.

Diese Gewohnheit, zu beten, hing mir lange an. Ich betete, als ich zur Schule ging, daß ich meine Aufgaben könne; ich betete auf dem Heimweg, daß ich gutes Mittagessen bekomme. Und konnte ich meine Aufgaben nicht und bekam ich schlechtes Mittagessen, so vergaß ich, zu kontrollieren; oder ich war bereits ein solcher Fatalist, daß ich glaubte, es sei Gottes Wille, mich nicht zu erhören; oder ich übersah den Mißerfolg, um mir nicht ein anderes Mal die Zuversicht, daß Gott mit mir sei, zu rauben.

Was war das? Die Furcht ging so weit, daß sie „den Mut des Feigen" hervorrief, und damit, da keine Flucht möglich war, kam die Besinnung oder der Verstand hervor. Ich kam zu mir selbst, wie es heißt, sammelte mich, faßte mich, und die Klugheit verjagte den augenblicklichen Wahnsinn, der den Schreck hervorgerufen hatte.

Doch das erklärt nicht die letzte Erscheinung, und davon ist nun die Rede. In meinen Gedanken von Gott hegte ich die Vorstellung von einem unendlich starken Mann, von dem ich durch das Gebet Kraft entlehnte. Eigen war es auch, daß ich nie zu dem schwachen, gepeinigten Christus betete, nicht einmal jetzt, als sein Bild am Altar hing. Vermutlich hielt ich ihn für ebenso hilflos wie mich selbst, und durch Mitleiden war mir nicht geholfen.

Nachdem ich bis zum sechsunddreißigsten Jahr gelebt hatte, als wäre ich überzeugt, daß ein Leben nach diesem mir wiedergeben würde, worauf ich in diesem verzichtet; durchdrungen von der falschen Vorstellung, daß ich für die Menschheit arbeite, für andre, während ich für eine Partei strebte, befand ich mich mit Frau und zwei Kindern in

einer Krisis, die so furchtbar war, daß ich nur den Tod vor uns sah. Alle Quellen waren erschöpft, jede Aussicht auf ein Wiedereintreten in die Gesellschaft und auf eine Stellung war zu Ende, und meine Kinder hatten nur als Erbe einen verhaßten Namen, der ihnen den Weg versperren würde; daß sie mich bald beerben würden, glaubte ich zu fühlen, denn meine Seelen- und Körperkräfte waren sehr heruntergekommen. Wie ich so vorm Tode stand, fühlte ich, daß es die Vernichtung sei, die sich näherte.

Doch ich mußte einen größern Fonds an Kraft besessen haben, als ich geglaubt, denn jetzt erhob sich meine Widerstandslust und, statt Gott anzurufen, forderte ich den Tod zum Ringkampf heraus. Statt wie früher mich unfruchtbaren Grübeleien hinzugeben, blieb ich gleich bei dem Resultat stehn: wenn es einen Gott und ein Leben nach diesem gibt, so müssen sie ignoriert werden, denn solange man seine Hoffnung auf etwas nach dem Tod setzt, versäumt man sein Leben, sein einziges Leben vielleicht. Ich wurde Atheist aus Pflicht, aus Notwendigkeit; damit hatte ich meine Schiffe verbrannt und mußte hinaus aufs Land gehn, um zu streiten; einsam, ohne Freunde, ohne Stütze.

Und mit einer Kraft, die ich früher nicht gekannt hatte, auf mich selbst angewiesen, setze ich mich an den Schreibtisch und stelle mein Konto auf. Finde jetzt in der elften Stunde der Not, daß ich nicht allein große materielle Mittel habe, die ich vollständig vergessen, sondern auch ausstehende Forderungen, fertige Arbeiten, ja ungekündigtes Geld; die Gefahr hatte ich mir also nur eingebildet unter dem Einfluß der Nervenabspannung. Bei näherer Untersuchung entdecke ich, daß ich viele und starke Freunde habe und daß die Zukunft sich in vollem Licht zeigt. Darauf werfe ich mich für kurze Zeit auf das Studium der Gegenwart, suche die Stellung zu finden, in die Natur und Begabung mich rufen; entdecke die Ströme, die mich tragen können, statt wie früher die Ströme leiten zu wollen. Und damit ist mein Fahrzeug vom Schiffbruch gerettet.

. . . Alle Völker haben das Gebet gebraucht, mit oder ohne Opfer, und haben es wirksam gefunden, indem es den Mut und damit die Kraft erhöhte. Seine Wirkung auf das Subjekt ist also eine historische und wirkliche Tatsache. Doch je schwächer und niedriger das Individuum ist, desto stärker ist es im Gebet. Sollte nun, physiologisch genommen, das niedrigstehende Individuum, das meist

von der unbewußten Reflextätigkeit des Spinalsystems gelenkt wird, durch dieses Aussichherausgehn sich nur zu der bewußten des Zerebralsystems erheben; und Nachdenken, Ruhe und Selbstbeherrschung die Spukbilder der Furcht überwinden?

Ich träumte eines Nachts, ein Falke ließe sich auf meine linke Hand nieder und schlüge die Hinterkrallen in die Innenseite der Hand. Als ich am Morgen erwachte, fühlte ich noch den Schmerz und fühlte ihn weit bis in den Vormittag hinein. Hier gab es zwei Erklärungsgründe: entweder hatte ein Nagel im Bett oder eine Nadel in den Decken mich gestochen und ich im Schlaf die Ursache gesucht, vielleicht mich im Traum in einer Landschaft befunden, Vögel gesehn und also die Ursache in den Falken verlegt; oder der eingebildete Schmerz war aus dem Auftreten des Falken im Traum und dem geträumten Schlag seiner Krallen entstanden. Im letzten Falle lag eine Stigmatisierungserscheinung im kleinen vor.

Psychologisch könnte die Sache einfacher erscheinen. Ich bitte um Hilfe; glaube oder bilde mir ein, zu glauben, mir sei geholfen, und die Kraft kehrt mit der Hoffnung zurück.

Ich bitte jemand um einen Dienst. Er sagt nein! Ich liege geschlagen da. Aber antwortet er ausweichend, weder ja noch nein, dann verlockt mich mein Optimismus, auf sein Ja zu hoffen; mit der Hoffnung bekomme ich Mut, mich aus der Verlegenheit zn ziehn, und ich habe seine Hilfe genossen, auch wenn er mir niemals geholfen hat.

Darum sagt auch die Schrift sehr richtig, man muß glauben, um erhört zu werden. Doch der Glaube ist nichts andres als eine Konzentrierung des Wunsches und Verlangens, bis zum bewußten Willen gesteigert; und das Wollen ist die größte Äußerung der Nervenbewegung und ruft darum die höchste Kraft zu seiner Verfügung. Sollte das Gebet also nichts anders sein, als daß das Bewußtsein alle zu Gebote stehenden Kräfte auf einen Punkt sammelt, so ist das nur eine Umschreibung der Erklärung des Gläubigen.

KUNSTAUSSTELLUNG BADEN-BADEN

Charles Schuch:
Subiaco

W. Leibl:
Bauer und 2 Dirndln

Rundschau

Das Religions-Gespräch im Zoologischen Garten

Vor kurzem ist der stenographische Bericht über das „Berliner Relegionsgespräch“ vom 31. Januar und 1. Februar d. Js. erschienen (Berlin und Leipzig, Verlag des deutschen Monistenbundes). Die Reden und Gegenreden haben durchweg etwas Würdiges, Anregendes und Förderndes; jeder der Mitwirkenden bringt im engen Rahmen bedeutsame Gesichtspunkte. Mir scheint jedoch, daß die Frage nach dem Historischen der Jesusgestalt durch Anwendung einer zweckmäßigen Methode mit hoher Wahrscheinlichkeit auf einen festern Boden gestellt werden kann, als im Religionsgespräch und überhaupt in der bisherigen Erörterung.

Das Hauptfeld für die Entscheidung bilden immer die biblischen Urkunden, die Evangelien, mit ihrem reichen, vor uns ausgebreiteten Erzählungsstoff. In diesen Urkunden entdeckt das kundige, durch lange, gleichsam mikroskopische Forschung geschärfte Auge eine Reihe von übereinandergelagerten Schichten der Berichterstattung. Jede dieser Schichten stellt sozusagen eine neue Form des Selbsterhaltungsstrebens des Jesusglaubens durch Anpassung an neue Gedankengänge, neue Anforderungen, neue Gegnerschaften dar. Wenn wir diese Schichten eine nach der andern abtragen, gelangen wir zuletzt auf einen Urboden, der keine Schichtung mehr zeigt. Nur hinsichtlich dieses Urbodens kann eine erfolgreiche Untersuchung der Frage: Mythus oder Geschichte? erwartet werden. Ohne diese vorgängige Operation des Rückgangs auf den Urboden entsteht in Bezug auf die Ueberlieferung ein zielloses Hin- und Herreden, bei dem jeder etwas Anderes meint. Eine Reihe von Bestätigungen erhält diese Schichtentheorie durch gewisse stehen gebliebene Reste und Spuren älterer Phasen, gleichsam Ueberlebsel, die zu den neuen Entwicklungsstufen entweder geradezu im Widerspruch stehn, oder doch für dieselben ihre Bedeutung verloren haben. Es kann schon an dieser Stelle gesagt werden, daß wir in diesen stehen gebliebenen Resten des Aeltesten und Ursprünglichen, das bei der mythischen Weiterentwicklung sinnlos wurde, das bedeutsamste Zeugnis für die Entdeckbarkeit eines echt geschichtlichen Kerns in der Ueberlieferung erblicken zu dürfen glauben. Eine wissenschaftliche Begründung dieser Schichtentheorie müßte selbstverständlich den Weg von oben nach unten, den Weg der sukzessiven Abtrennung, betreten. Dieser Weg kann aber an dieser Stelle, wo es sich nur um eine andeutende Skizze handelt, nicht eingeschlagen werden. Wir müssen ein unsicheres Verfahren wählen, die Form des Aufbaus von unten nach oben, der das Resultat gibt, aber zugleich doch auch die Probe aufs Exempel liefert.

Geben wir also in kürzesten Zügen die Urgestalt der Ueberlieferung, wie sie sich nach der Methode der Schichtenabtragung ergibt. Das auserwählte Volk Gottes schwer gedrückt und gedemütigt. Als Reaktion gegen diesen unwürdigen Zustand eine Potenzierung der Prophetie, die Apokalyptik, die in mancherlei Formen die Erlösung und Befreiung des heiligen Volkes durch göttliches Wunderwirken, die Aufrichtung eines mächtigen und glänzenden jüdischen Reiches mit dem Messiaskönige an der Spitze durch eine vom Himmel her bewirkte Katastrophe verkündete. Johannes der Täufer verkündet die Nähe dieser Katastrophe, aber mit der Maßgabe, daß das messianische Reich nicht ein Rassenreich sein wird. Der Eintritt der Katastrophe wird mit einem Gottesgericht auch über Israel verbunden sein, das die Unwürdigen aus dem Gottesvolke ausschließt. Er fordert eine religiös-sittliche Umwandlung

als Begründung der Anwartschaft auf das Gottesreich und vollzieht als Sinnbild dieser Umwandlung die Untertauchung der Bußfertigen im Jordan. Wir werden unschwer erkennen, daß dieser Auffassung der Würdigkeit zum Gottereich eine Art von idealem Anarchismus zu Grunde liegt, den wir in noch ausgeprägterer Gestalt dann auch bei Jesu finden. Gehören zum Gottesreiche nur Menschen reinen Willens, so bedarf es da keiner besondern Regierungskünste: Die Sache hält sich von selbst im Gleichgewicht. Das ist ja aber der Grundgedanke des Anarchismus. Die Aufsehen erregende Erscheinung dieses Verkündigers einer nahen Gotteshülfe für das wahre Israel zog den mit dem Geiste der Apokalyptik tief durchtränkten Nazarener unwiderstehlich an sich. Er nimmt die Taufe Johannis an und tritt nun mit der gleichen Verkündigung, nicht als Messias, sondern als Rufer zur Buße im Hinblick auf das Gottesgericht vor dem Messiasreiche auf. Bei der ausgeprägten Eigenart seiner Persönlichkeit gestaltet sich sein Wirken wesentlich andersartig, zugleich auch mächtiger und erfolgreicher als das des Johannes. Weit überbietet er diesen in der anarchistischen Auffassung des Gottesreiches. Eine ungeheure Verschärfung der Anforderungen an die Würdigkeiten zum Gottesreiche vollzieht er. Die sogenannte Ethik Jesu, die eben durch ihre Exzentrizitäten so gewaltig auf die nachfolgende Kultur gewirkt hat, ist zunächst nur gedacht als Koder der zum Bestehn des messianischen Gerichtes und zur Teilnahme am Gottesreiche befähigenden Eigenschaften. Daß von einer so machtvollen, schwärmerischen Persönlichkeit Suggestionsheilungen von Nervenzerrüttungen wie von selbst ausgehn, ist ein naheliegender Zug in diesem Bilde. In einem gegebenen Moment wird in Jesu die Ueberzeugung lebendig, er sei selbst der Gottgesalbte, den die Wunderkatastrophe an die Spitze des neuen Israel stellen wird. In vollem Widerspruch mit ihrer sonstigen Stellungnahme zur Frage nach dem Zeitpunkte des Auftretens Jesu als Messias markieren sämtliche drei ältern Evangelien übereinstimmend nach nicht sehr langem Wirken Jesu in Galiläa diesen Moment des Durchbruchs des Bewußtseins bei ihm (Markus 8,27 ff, Matthäus 16,13 ff, Lukas 9,18 ff), und bei allen dreien schließt sich daran der Aufbruch nach Jerusalem, das allein die Stätte für die Verwirklichung der exzentrischen Erwartungen bilden kann.

Den weitern Verlauf vom messianischen Einzug in Jerusalem bis zum erschütternden Ausgange, diese ganze sechstägige, mit schwärmerischen Wunderhoffnungen statt mit reellen Machtmitteln durchgeführte Messiasaktion, habe ich im Anschluß an das klassische Werk von Otto Pfleiderer „Das Urchristentum", 2. Auflage, 2 Bände, Berlin 1902 in einem Aufsatze im „Freien Wort" (3. Jahrgang, Nr. 24 März 1904) den Grundzügen nach dargestellt. Ich möchte, schon um nicht zu weitläufig zu werden, diese Einzelzüge hier nicht wiederholen. Wir haben hier die furchtbare Tragödie der exzessivsten Schwärmerei vor uns; mit dem letzten Verzweiflungsschrei am Kreuze ist für das Bewußtsein des in seinen hohen Wunderillusionen Getäuschten Alles, aber auch Alles vorbei.

Auch für die Jünger Jesu war mit dem Ausgange dieses phantastischen Messiastraumes zunächst alles zu Ende. Ein vermeintlicher Messias, wie es deren vorher und nachher zahlreiche gegeben hatte! Judas Ischariot hatte schon am vierten oder fünften Tage den Glauben an die Wunderkatastrophe verloren und verwertet in schnöder Weise seine Kenntnis der Stelle, wo der Meister sich nächtlicher Weile in Sicherheit bringt. Bei der Verhaftung Jesu fliehen alle; Petrus, den seine Anhänglichkeit auf den Schauplatz des Endschicksals seines Meisters geführt hat, findet nicht den Mut, sich als dessen Anhänger zu bekennen. Nach dem Tode Jesu kehren sie in ihre galiläische Heimat zurück. Treffend bringt die Legende von den Emmausjüngern (Lukas 24,13 ff) die in diesem Momente im Jüngerkreise herrschende Stimmung zum Ausdruck: „Wir hofften, er werde Israel erlösen", d. h. er werde als der gottgesalbte Messiaskönig dem Gottesvolke die ihm zukommende Weltstellung verschaffen. Jetzt nun aber vollzieht sich in den kurzen sieben Wochen zwischen Ostern und Pfingsten der große Selbsterhaltungs- und Anpassungsvorgang in dieser kleinen Messiasgemeinde. Der Tod des Messias erhält

ein positives Wertzeichen: Er war kein Märtyrertod; er war ein von Gott verordneter und von den Propheten vorausverkündeter stellvertretender Sühnetod, kein Unterliegen, sondern ein Sieg. Es war eine vor Aufrichtung des Messiasreiches zu erfüllende Obliegenheit des Messias, diesen Sühnetod zu leisten. Er ist aber nicht im Tode geblieben und wird ganz bald zum zweiten Male erscheinen, und zwar dann „in den Wolken des Himmels", um das Wunder der Reichsgründung zu vollziehn. Durch Visionen des Auferstandenen wird dieser Glaube zur unumstößlichen Gewißheit erhoben. Freilich war auch das nur eine schwärmerische Illusion von notwendig kurzlebiger Dauer, aber sie hat hingereicht, um die Anhängerschaft Jesu zusammenzuhalten, bis sich durch das Zusammenwirken zahlreicher Umstände aus dieser apokalyptischen Traumwelt die neue, einer unverändert fortbestehenden Menschheit angepaßte Weltreligion herauskrystallisiert hat.

Diese epochemachende Wendung im Jüngerbewußtsein hat dann aber auch die ganze Ueberlieferung über Jesus bis zur Unkenntlichkeit umgewandelt und aus den Angeln gehoben. Zunächst mußte selbstverständlich nach Antritt der verhängnisvollen Wanderung nach Jerusalem Jesus selbst die Notwendigkeit des Sühnetodes aufs Nachdrücklichste vorausgesagt haben. In sämtlichen drei Urevangelien finden sich in diesem Zeitpunkte (in vollem Widerspruche zu dem ganzen nachfolgenden Gebahren in Jerusalem!) die sogenannten „Leidensverkündigungen". Weiter gehört dahin — ebenfalls in vollem Widerspruche mit dem Auftauchen des Messiasbewußtseins erst vor der Jerusalemfahrt, — die immer weiter und weiter rückwärts datierte göttliche Ernennung zum Messias. Markus begnügt sich hierfür noch mit einem wunderbaren Vorgange bei der Taufe Jesu durch Johannes, den auch die beiden andern Urevangelisten in krasser Verstrickung des Wunderelements aufweisen. Mit dem gottentstammten Messiasgeist bei der Taufe ausgestattet, tritt Jesus nun schon bei Markus in ganz anderm Sinne auf, dann als bloßer, das große apokalyptische Ereignis vorbereitender Bußprediger. Alttestamentarische Prophezeiungen und alttestamentarische Wundermänner, hinter denen der Messias nicht zurückbleiben darf, fordern schon für diese erste Phase des messianischen Wirkens eine Wunderatmosphäre, deren Programm in der Antwort gegeben ist, die Jesus (Luk. 7,18 ff, Matth. 11,2 ff) auf eine angebliche Anfrage des Täufers, ob er der Messias sei, erteilt haben soll: „Die Blinden sehen, die Lahmen gehen, die Aussätzigen werden rein, die Tauben hören, die Toten stehen auf, den Armen wird das Evangelium verkündigt." Als erste Phase des Messiaswirkens erscheint nach dieser veränderten Auffassung außer der Botschaft von der Nähe des messianischen Reiches ein exzessives Wirken von Heilungswundern. Weiter aber, da der Messiaskönig unbedingt ein Nachkomme Davids sein muß, wird bei Matthäus und Lukas ein doppelter Stammbaum Jesu mit Zurückführung auf David geliefert, der aber bemerkenswerter Weise die Davidsche Abkunft nicht durch Maria, sondern durch Joseph begründet. Hier ist die sukzessive Schichtenbildung geradezu mit den Händen zu greifen, denn nachdem die weitere Stufe der jungfräulichen Geburt hinzugekommen ist, werden von beiden Evangelisten zwar die Stammbäume beibehalten, aber mit der Modifikation, daß Joseph nur der vermeintliche Vater Jesu gewesen sei (Matth. 1,1 und Luk. 3,23), ein vollkommener Nonsens, da damit die Davidsche Herkunft aufgehoben und die Stammbäume ihres Zweckes beraubt werden. Auch die Erzählung von der Geburt in Bethlehem, während der Wohnsitz der Eltern Nazareth war, beruht auf dem Interesse der Anknüpfung an David, da Bethlehem die Wiege des Davidschen Königsgeschlechts war, liegt also, wie die Stammbäume, dem Eintreten der übernatürlichen Erzeugung voran und wird, ebenso wie die Stammbäume, durch diese ihrer ganzen Bedeutung beraubt.

Auf den Widersinn, der in der Zusammenschweißung der übernatürlichen Geburt nebst Ankündigung der Messianität des Kindes schon vor der Geburt mit der erst sehr viel später erfolgenden Geltendmachung der Messiaswürde liegt, braucht nur mit einem Worte hingewiesen zu werden. Das Stärkste in dieser Beziehung ist der Bericht bei

Markus (3,21), daß die Angehörigen Jesu nach Kapernaum kamen, um sich seiner mit Gewalt zu bemächtigen, weil sie glaubten, er sei wahnsinnig geworden, wozu die Aeußerung Jesu Kap. 6,4 stimmt, der Prophet gelte nichts bei seinen Anverwandten und in seinem eigenen Hause. (Beide Stellen bei Luther abgeschwächt).

Dagegen ist es von Interesse, darauf hinzuweisen, daß Paulus, unbeschadet der Versetzung Jesu in eine übernatürliche Sphäre, hinsichtlich seiner menschlichen Herkunft auf der Stufe der Abstammung von David stehen bleibt und von der jungfräulichen Geburt noch nichts weiß. Wir lesen Römer 1,3 f: „Geboren von dem Samen Davids nach dem Fleisch und kräftiglich erwiesen ein Sohn Gottes nach dem Geist".

Wir haben den Urboden aufgewiesen, der durch Abtragung der sukzessive aufgelagerten Schichten gefunden wird. Es ist nun die Frage, ob diesem Urboden mit genügender Wahrscheinlichkeit geschichtliche Geltung beigemessen werden kann.

Dafür scheinen nun drei Gründe zu sprechen:

Zunächst die Tatsache der Schichtung selbst. Wenigstens wird die Annahme einer rein mythologischen Fiktion des Ursprünglichen durch die für unser Auge noch erkennbaren Ummodelungen und Wandlungen im höchsten Maße erschwert. Zweitens haben wir an dem Ursprünglichen ein in sich einheitliches, psychologisch Verständliches vor uns, das an keinem Punkte dem Vorwurf der innern Unwahrscheinlichkeit ausgesetzt ist. Eine im höchsten Grade sensitive und impulsive Natur, von den Gährungsstoffen der Zeit und Umwelt erfüllt, durch den Vorgang des Täufers zur Aktion aufgerufen und durch überwältigende Erfolge und die suggestiven Einwirkungen der Umgebung bis zur letzten Konsequenz dieses ganzen Gedankenkreises, den Glauben an die eigene Messianität, fortgetrieben: Hier schließt sich folgerichtig Glied an Glied, was natürlich, um voll gewürdigt zu werden, einer sehr ins Einzelne gehenden Begründung bedürfte. Drittens endlich haben wir hier einen Prozeß vor uns, der ganz oder doch fast ganz innerhalb des jüdischen Gedankenkreises verläuft und des Hereinwirkens asiatischer Religionsmengerei nicht bedarf. Das echt Jüdische verhält sich von jeher gegen das Fremde spröde und ablehnend und hat auch da, wo es fremde Kulturelemente assimiliert hat, diese einer starken Umbildung ins Jüdische unterzogen. Die geschilderten Vorgänge verlaufen ganz auf dem Boden der jüdischen Apokalypik, die wiederum ein echtes und legitimes Kind der Prophetie. Das auserwählte Gottesvolk, bedroht, überwältigt und geknechtet von den unreinen und verächtlichen Weltmächten, das ist das große, in immer neuen Wendungen abgehandelte Problem dieser ganzen Geistesbewegung, ein Problem der eigenen Not, aber auch der Rechtfertigung des Waltens Gottes, der Theodizee. So kann denn auch in der Jesusgeschichte nur bei einigen wenigen Außendingen ein Hineinwirken außerjüdischer Elemente in Betracht kommen. Ob hierher die Taufe des Johannes zu rechnen ist, muß bezweifelt werden. Ihr wird kein sakramentaler Charakter, d. h. keine mystische Wirkung beigelegt, sie ist ein einfaches und naheliegendes Symbol, das sich leicht aufdrängte. Erst die Verwandlung des letzten Mahles Jesu mit seinen Jüngern in die Stiftung eines geheimnisvollen Kultusakts, der bei Paulus (1. Kor: 11,30) sogar bedeutsame körperliche Wirkungen nach sich zieht, so wie endlich der Schlußakt in den Zurückdatierungen der Messianität Jesu, die übernatürliche Zeugung, weisen außerjüdische Einflüsse auf, die dann erst im Paulinismus einen etwas breitern Raum gewinnen. —

Eins aber sei zum Schluß noch gerügt, die barbarische Form „die Jesusmythe" auf dem Titel der Drewsschen Schrift. Der Versuchung, uneingedenk des Griechischen, von der Mehrzahl „Mythen" die Einzahl „die Mythe" zu bilden, sind ja auch andre Autoren erlegen. Es bedarf ja aber wohl nur der einfachsten Erinnerung, um die Erkenntnis zu bewirken, daß als Einzahl zu der Mehrzahl „die Mythen" nur „der Mythus" statthaft ist. Prof. Dr. A. Döring (Berlin).

Gottfried Kellers Lied an das deutsche Volk

In das bisher unbekannte Gedicht Gottfried Kellers, das wir in der letzten

Nummer von „Nord und Süd" veröffentlichen konnten, haben sich einige Druckfehler eingeschlichen. In Strophe 7, Vers 6 hat es zu heißen: „Wie keinem Volke sie erklungen sind" statt „wie einem Volke nie erklungen sind", in Strophe 9, Vers 8: „Der Einen Freiheit unser Weiß und Rot" statt „Der Einen Freiheit unser Weiß und Brot", Strophe 10, Vers 6: „Ist nicht mein innerst Denken usw. statt „Ist nicht mein innres Denken . . ." Unsre Leser haben sicherlich die Druckfehler selbst bemerkt und verbessert.

Die Ergebnisse des spanischen Riffeldzuges

Mit der Unterwerfung der gesamten Guelaya Kabylen der Halbinsel Tres Forcas bis nach Zeluan und mit dem Tode Chaldys, des Führers der Bewegung im Rif, kann der Riffeldzug Spaniens als beendet und sein erstes politisches Ziel als erreicht gelten. Die Nachrichten erneuter Unruhn unter verschiedenen Stämmen und der Aufruhr eines fanatischen Marabuts zum Wiederbeginn des Krieges aber dürften, falls sie sich überhaupt bestätigen, ohne weitere Folgen bleiben, höchstens zu einer spanischen Strafexpedition führen.

Spanien, das seit der Vertreibung der Mauren aus ihrem letzten Königreich Granada mannigfache Kriege in den nordafrikanischen Küstengebieten geführt hatte und früher dort ein ausgedehntes Gebiet erwarb, dessen Reste die heutigen spanischen Strafkolonien der „Presidios": Ceuta, Melilla, Fort Alhucemas, Velez de la Gomera und die Chafarinasinseln bilden, das unter Karl V. Tunis erobert und zum spanischen Kronlehn gemacht hatte und seiner Zeit mit Portugal Ceuta erwarb, und in der Neuzeit 1859 durch O'Donnel mit dem Siege bei Tetuan im Rifgebiet eine neue Gebietsabtretung bei Ceuta erlangt, sowie 1893/94 bei Melilla nach großen Anstrengungen schließlich erfolgreich gekämpft hatte, betrachtet das nördliche Marokko, im besondern das Rifgebiet, als seine gegebene natürliche Interessensphäre und Expansionszone in Nord-Afrika. Mit dem Verlust des letzten wertvollen Bestandteils seines frühern weltumspannenden Kolonialreiches, Kubas und der Philippinen, gewann diese Auffassung einen neuen Impuls, da das auf nur 20 d. M. Seefahrt benachbarte marokkanische Gebiet westlich vom Muluja die einzige Zone bildet, in der Spanien, wenn auch erst mit der Zeit, für die Entwicklung seines Handels und den Absatz seiner Industrieerzeugnisse, zunächst durch die Ausbeutung der erzreichen Minen des Rifgebiets einigermaßen Ersatz für die verlorenen wertvollen Kolonialgebiete zu gewinnen vermag. Fast gleiches Klima und gleiche Vegetation, Fauna und Flora, sowie die geographischen Verhältnisse des Bodenreliefs und manche der Bodenkultur gestalten überdies das nördliche Marokko zu einer südspanischen Küstenlandschaft und einer ihren Lebensbedingungen verwandten Region. Überdies erstreckt sich von Muluya aufwärts ein reiches, fruchtbares Hinterland des Rif, dessen Fruktifizierung durch den ins Auge gefaßten Bahnbau nach Taza und Fes wesentlich erleichtert würde.

Erst mit der im Dezember vorigen Jahres erfolgten Besetzung der Höhen, die die Täler um den Uixanberg und Zoco el Djemis und damit das ganze Gebiet der bis dahin nicht völlig überwältigten Beni-bu-Ifrur und den Minendistrikt beherrschen, war das militärische Endziel der Spanier, die Inbesitznahme auch des Beni-bu-Ifrurgebiets und des wichtigen Minendistrikts, sowie der Abschluß der Okkupation der Halbinsel Tres Forcas auch gegen den Süden erreicht. Die Minenbahn funktioniert heute bereits für die Verpflegungszufuhr bis Nador, und wenn die spanische Regierung den weitern Ausbau der Bahn nach dem Minendistrikt der Minengesellschaft vorläufig noch verweigerte, so geschah dies offenbar, um die vollständige Beruhigung des Gebiets der Beni-bu-Ifrur abzuwarten und um zuvor die Organisation der Verteidigung dieses Gebiets durchzuführen.

Bekanntlich wurden spanischerseits die wichtigsten der gewonnenen Positionen auf einer Linie von etwa 100 km Gesamtausdehnung bereis provisorisch befestigt und eine Geniekommission zur Auswahl und zu Vorschlägen für ihre permanente Befestigung entsandt. Es soll ein Kranz von befestigten Stellungen Melilla im Westen und Süden in einer Entfernung von 8—12 km (Nador)

umgeben, der zugleich die Bucht von Fid-u-Arras des Mar el chica, als geräumiges eventuelles künftiges Hafenbecken umfaßt. Überdies würde das Gebiet der Benni-bu-Ifrur durch die anzulegenden Befestigungen vollkommen beherrscht werden.

Es ist der Regierung gelungen, General Marina, der infolge der von ihm nicht gebilligten Art der Verteilung der Belohnungen für den Feldzug das Oberkommando in Melilla niederlegen wollte, vorläufig noch zur Beibehaltung des Kommandos zu bewegen. Sobald er wieder dorthin zurückgekehrt ist, sollen die überzähligen Truppen — zwei Divisionen — nach der Heimat zurückbefördert werden. Die ständige Garnison wird sich dann aus etwa 20000 Mann zusammensetzen, davon 14000 Mann Infantrie, nämlich die beiden Afrikaregimenter und die Regimenter San Fernando und Cerinola, die durch ihre dritten Bataillone und Rekruten verstärkt werden; ferner wird ein Regiment Kavallerie von 6 Schwadronen zu je 150 Mann gebildet; außerdem bleibt ein Regiment Pioniere dort, und die Artillerie wird aus 22 Positionsbatterien und 3 Batterien Berg- und 4 Batterien Feldartillerie bestehn.

In so befestigter Stellung, künftig mit 4 Brigaden und den erforderlichen Diensthilfszweigen in einer Gesamtstärke von 25000 Mann besetzt, faßt Spanien nicht nur festen Fuß auf der gesamten Halbinsel Tres Forcas und sichert sich jederzeit das von den Rifleuten fortan nicht mehr verwehrbare Debouchieren aus Melilla, sondern auch die wichtige maritime Position des Mar el chica, das durch genügende Vertiefung des Durchstichs seines Isthmus und Ausbaggern sowie die erforderlichen Anlagen zu einem Handelshafen umgestaltet werden soll. Das ursprünglich vom Kabinett Maura und anfänglich auch dem Morets als Minimum ins Auge gefaßte Ziel der Gewinnung der Linie: Cabo de Agua, Mar el chica, Nador, Gurugu wird also sehr erweitert.

Der spanische Minister des Äußern, Allendesalazar, hat sich im September 1907 über die Expedition der Spanier im Rifgebiet geäußert: die Absichten der spanischen Regierung seien bei dieser Aktion unverändert dieselben geblieben, wie zu Beginn. Sie zielten darauf ab, die Unruhen, die die Kabylen hervorriefen, zu unterdrücken, Bürgschaften gegen eine Wiederholung solcher Vorkommnisse zu schaffen und dem dem spanischen Territorium benachbarten Gebiet die durch Umtriebe von Fanatikern gestörte Ruhe wiederzugeben. Dagegen wurde bereits anfangs November 1909 im ministeriellen „Diario universal“ erklärt, die Lage Spaniens in Marokko habe durch die Beschlüsse der Konferenz von Algesiras eine plötzliche Wandlung erfahren. Man habe versucht, das 300 Jahre lang vernachlässigte Einflußgebiet am Rif zu erschließen. Um das sogenannte friedliche Eindringen zu fördern, seien Kredite für koloniale Unternehmungen, für die Errichtung eines Marktes, eines Eingeborenen-Krankenhauses, einer Eingeborenenpolizei, für Hafen- und Schulbauten usw. vorgeschlagen worden, und gleichzeitig habe die Regierung die spanischen Kapitalisten aufgefordert, sich am Rif zu betätigen. Ferner wurde die Entwicklung des vom Roghi zugestandenen und geschützten Bergwerkbaus im Gebiet der Beni-bu-Ifrurs und dessen Verhinderung durch die Rifleute nach der Vertreibung des Roghi geschildert. Nunmehr aber wurde in demselben Blatt nicht nur die Notwendigkeit der Bauvollendung der Bergwerkbahn dargelegt, sondern auch, daß es notwendig sei, dann den Anfang mit einer Küstenbahn zu machen, die Melilla einerseits mit Ceuta, andrerseits mit Cap Agua und dem algerischen Küstennetz verbinden müsse. Endlich sei eine Linie über Nador und Taza nach Fes ins Auge zu fassen, die dann später bei Larasch oder Rabat den Ozean erreichen müsse. Inzwischen seien gute Landstraßen nach Zeluan, nach Taza über Atlaten, nach Kap Agua, nach Alhucemas und Ceuta anzulegen. Abgesehn davon müßten die regelmäßigen Verbindungen zur See schleunigst vermehrt, die Ausbaggerung des Mar el chica, um diesen See in einen großen Handelshafen zu verwandeln, fertiggestellt, Industriezweige, die die Fischerei zur Grundlage haben, ins Leben gerufen, die verschiedenen Erzlager ausgebeutet werden usw.

So stellen sich heute die Ziele Spaniens im Rif als sehr erweitert dar. Es ist jedoch verständlich, daß Spanien

nach dem erfolgreichen Vorgehn Frankreichs den Überfall der Rifbewohner auf seine Bahnarbeiter benutzte, um langgehegte Wünsche zu befriedigen und zu einer Parallelaktion im Rifgebiet zur sichern Gewinnung des Bergwerksdistrikts des Hafenbeckens des Mar el chica und einer Expansionszone für seinen Handel und seine Industrie zu schreiten.

Rogalla von Bieberstein
Oberstleutnant a. D.

Deutsche Kunstausstellung Baden-Baden 1910

Mitten im blühenden Garten der Frühlingsnatur zwischen Magnolien und Azaleen, Rhododendren und Faulbäumen, hart an jener Lichtenthaler Allee, deren lachende Farbenpracht noch auf niemand ihren Eindruck verfehlt hat, erhebt sich das streng monumentale, beinahe feierlich-ernste Sandsteingebäude der ständigen Kunstausstellung Baden-Baden, das, im vorigen Jahre von Professor Billing neu erbaut, in seiner Schlichtheit von außen kaum ahnen läßt, daß es in zwölf geräumigen Oberlichtsälen eine umfassende deutsche Kunstschau birgt. In einem Weltbade, wo sich zum dolce far niente viele reiche Gäste aus allen Himmelsstrichen wie Lichtstrahlen unter einer Lupe sammeln, hat man geglaubt, der Kunst einen guten Markt eröffnen zu können, und noch mehr: hier hatte man sich verpflichtet gefühlt, für deutsche Kunst ein neues Absatzgebiet zu schaffen und ihre Lebenskraft und Konkurrenzfähigkeit dem Auslande gegenüber zu beweisen. Der Erfolg des ersten Jahres scheint dieser Hypothese Recht zu geben und hat nun zum Fortschreiten auf dieser Bahn ermuntert. Die deutsche Kunstausstellung 1910 ist ein Aussichtspunkt, der zwar keinen allumfassenden Rundblick über die gesamte deutsche Kunstproduktion gewährt, der aber doch ein hübsches und umfangreiches Panorama unsers heimatlichen Kunstschaffens eröffnet. Unter den Badnern, die dieses Haus naturgemäß besonders herzlich willkommen heißen, ragen die ältern Meister Dill, Schönleber, Thoma, Trübner, Volkmann, die jüngern Haueisen, Hellwag, Kampmann, Oertel, Tyrahn und die jüngsten aus der Schule Trübner: Hagemann, Goebel, Gräber, Grimm, Sutter, Sprung, Wallischeck mit bedeutenden Leistungen hervor. Die Elsässer sind mit Namen von gutem Klang, wie Beecke, Daubner, Seebach, Stoskopf vertreten, unter den Berlinern begegnet man starken Arbeiten von Corinth, Hübner, Liebermann, Slevogt, Kampf, Kallmorgen, von den Düsseldorfern fallen Clarenbach, E. von Gebhard, Hermann besonders auf. Am stärksten hat sich München eingefunden, dessen unbestrittene Vorherrschaft auf dem Gebiete der deutschen Kunst durch die bedeutendsten Werke, die Erler, Habermann, Th. Th. Heine, F. A. von Kaulbach, von Keller, Oberländer, Putz, Samberger, Sperl, Uhde, Zumbusch vorführen, hier leicht zu beweisen wäre. Auch Stuttgart hat mit Hoelzel, Grethe, Landenberger, Pleuer und Poetzelberger starke Kräfte ins Treffen geschickt, und wenn wir unter den übrigen noch die Namen Kalckreuth, Vogeler, Kuehl, Sterl, Steinhausen, von Hoffmann herausgreifen, so soll das zeigen, daß sich aus allen Teilen des Reichs gern gesehene Gäste eingestellt haben. Eine kleine, hübsch zusammengestellte graphische Abteilung und eine Anzahl plastischer Werke runden das schlichte Bild deutscher Kunst ab, das hier in vorurteils-, doch nicht wahlloser Zusammenstellung gegeben wird.

Was dieser Ausstellung einen besondern Wert gibt, das ist die „Abteilung älterer Kunst", die in einem gut proportionierten Oberlichtsaal eine Reihe von Werken deutscher oder damals in Deutschland lebender Meister aus den fünfziger bis achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts umfaßt. Leibl und sein Freundeskreis sind hervorragend vertreten. Vom Meister selbst sieht man unter anderm den prachtvollen Kopf des jungen Trübner, das Porträt seiner Schwester, den eminent feinen „rothaarigen Jungen", eine kleine Wiesenlandschaft von Corotscher Delikatesse und das köstliche Gegenstück „Bauer und 2 Dirndln".

Von Feuerbach sieht man außer dem monumental und streng gezeichneten „Nannakopf" und der pikanten kleinen „Landschaft mit badenden Frauen" eine herrliche große „Iphigenie" (betitelt „Am Meer"), die das Land der Griechen wahrhaftig mit der Seele sucht. Schuch ist mit einer Reihe ausgezeichneter Stilleben und Landschaften vertreten, und auch der seltene Viktor Müller, jenes unentbehrliche Glied in der Kette Courbet-Leibl-Thoma-Trübner,

lebt hier in 2 Bildern auf, von denen besonders die in großen Dimensionen gehaltene „Waldnymphe 1862" Aufsehn erregt, diesmal freilich bewunderndes Aufsehn, während es seinerzeit, als es frisch von der Staffelei kam, beim Münchner Publikum Aergernis, ja Empörung ob der Realistik des blühenden Fleischtons erregte. Angesichts dieses Bildes wird einem wieder klar, wie sich die Augen und das innere Empfinden mit der fortschreitenden Zeit anders einstellen, und diesen Gedanken kann man fortspinnen vor den Bildern des jungen Thoma und Trübner. Beide haben eine Anzahl Werke aus den siebziger Jahren ausgestellt, deren Qualitäten es einem wunderbar erscheinen lassen, daß diese Meister so verhältnismäßig lange auf Anerkennung warten mußten. Ob es sich nun um die beiden fabelhaft gemalten weiblichen Köpfe Trübners handelt oder um Thomas „Säckingen", „Charon", „Höhenrücken", „Fröhlicherporträt" — dem Auge von heute ist es schlechthin unverständlich, warum man damals anders sah oder überhaupt nicht sah. Dasselbe gilt von Feuerbach wie von Boecklin, der hier mit einigen interessanten Arbeiten aus den fünfziger Jahren vertreten ist, die noch nicht die Glut seines spätern Colorits merken lassen. Schließlich hat ja auch Sperl, der bescheidne Freund, Mal- und Lebensgenosse Leibls, der mit verschiednen kleinen Bildern in dieser Retrospektive erscheint und damit vielleicht nicht imposant, aber sehr charakteristisch und fein vertreten ist, noch bis zum heutigen Tage auf die Anerkennung warten müssen, die er verdient und die ihm eine spätere Zeit wird einräumen müssen. Vielleicht bringen ihn die diesjährigen Kollektivausstellungen, die zum 70. Geburtstag des Künstlers vorbereitet werden (u. a. auch in Berlin), der Kunstgeschichte etwas näher. — Eine interessante Studie findet man von Kaulbach (zum „Konzert" in der Dresdener Galerie). Die Werke von Canon, Liebermann, Schirmer, Schönleber und Zimmermann, sie alle bilden, jedes in seiner Art, eine Quelle des Genusses und — der Erkenntnis, daß man im vorigen Jahrhundert eigentlich doch weiter voran war in der Malkunst als heute . . . E. F.

Varieté!

Lange Zeit hindurch galt der Geschmack am Varieté als etwas sehr Minderwertiges und Zweitklassiges, als ein Zeichen geistiger Impotenz und aesthetischen Unvermögens. Der deutsche Gehirnmensch wies mit Entrüstung die Zumutung zurück, er könne Gefallen finden an diesen Lebensäußerungen, die so ausschließlich auf die körperliche Kultur gehn, an dieser Kühnheit der Farben und Bewegungen, an der seltsamen Kaltblütigkeit, womit der Artist oft allabendlich sein Leben an den „Tric" wagt. Aber die Verachtung hinderte nicht, daß eigentümliche, farbenschillernde Romantik dies verbotene Land umgab, daß ein Schimmer unerhörten Mutes von ihm ausging und die jungen Mädchen, die es nicht besuchen durften, in ihren Betten neugierig erschauern machte. Bis dann die Ehe mit andrer Erotik auch diese legalisierte. Die junge Frau besuchte das Varieté und fand nichts von der freien Orgiastik, die ihre Mädchenphantasie heimlich hineingeträumt hatte. Um so geheimnisvoller tat sie der jüngern, weniger begünstigten Schwester gegenüber. Generationen reichten einander die Hand, dem Varieté seinen gefährlichen und falschen Nimbus der nicht wohlanständigen Romantik treu zu erhalten.

Die neuere Zeit mit ihrem durch keine übersinnlichen Freierschaften getrübten Blick für das Tatsächliche hat mit manchem Nimbus auch den des Varietés zerstört. Es liegt wohl viel Grausamkeit in einer solchen zweckgemäßen Weltanschauung, die eine neue positive Menschheit errichten will. Vor diesem positiven Forschen floh der Flitter der Varietéromantik armselig auseinander. Heute begegnet man dort kleinen Kindern, die mit neugierigen und interessierten Augen Tänze und Akrobatik verfolgen. Der Ruhm schwüler Erotik ist entschwunden, die Lebewelt, die es früher hierher zog, hat die Varietés längst mit den Ballokalen und Weinrestaurants vertauscht, die den Vorzug gedankenlosen Stumpfsinns haben. Das Varieté ist verbürgerlicht. Und mit Staunen hat man auch erfahren, wie bürgerlich seine Künstler selbst sind, wie sehr sie abseits von jeder orgiastischen Lebensfreude stehn. Viel bürgerlicher als ihre sonst weit höher gewerteten Kollegen vom „ernsten" Theater. Arme, müde und gehetzte Menschen, in der

ständigen Sorge ums Engagement der nächsten Monate, deren Ausfall sie ruinieren kann. Erfüllt von der Angst, ihr Tric, von dem sie leben und dem sie unendlich mühevolle Arbeit widmeten, könnte von einem Kollegen übertroffen und für sie wertlos gemacht werden. Sehr ernste Leute, enthaltsam und fleißig, anständig und solide, nach Ausführung ihrer „Nummer" totmüde und zu keinerlei Lebensexzentrizitäten geneigt. Bürgerliche Charaktere, die alle Romantik mit dem Flitterstande und den Tricots ablegen, die zu ihrem Berufe nun einmal gehören.

Ich muß zu meiner Schande gestehn, daß ich das Varieté fanatisch liebe und es bitter ernst nehme. Ich sitze gerne unter dem geheimnisvoll dunkelblauen Himmel des Wintergartens, unter den zahllosen weißen über ihm verstreuten Sternen der elektrischen Glühlampen und träume nervös auf die Bühne hinüber. Mein Geist schlummert sanft, aber Sinne und Nerven sind wacher als je und leben, leben stark, wie sie es sonst fast nie vermögen. Ich bin in den Todessprüngen der Akrobaten und der körperlichen Ironie des Exentrik, im Lächeln der Tänzerinnen und in ihren pas. Das lächerlich unterschätzte wunderbare Animalische hat die scheinbar verlorne Königskrone wieder fest in den strahlenden Locken. Ich bebe in dieser großen Schule der Körperkultur, bete die wunderbare Leichtigkeit an, womit hier der Körper alle seine Möglichkeiten herrlich zu enthüllen scheint, bin stolz auf die scheinbare Überwindung aller Schwerkraft und Schwere, die uns sonst im grauen Leben des Alltags stündlich niederdrücken. O, wie haben unsre Sinne, unsre armen unterdrückten Sinne diese Erziehung, diese Stärkung ihres Selbstgefühles nötig! Damit die neue Zeit auch ihre Kraft finde, die große Schönheit ihrer Kraft. Und ich denke an die atemlose Freude der Augen Auguste Rodins, wenn sie die Bewegungen eines geschulten Tänzerinnenweibes mit der gierigen Dankbarkeit und der großen Erkenntnis des Künstlers verfolgen und bannen. Ein Mißverständnis konnte es nur sein, daß die Künstler nicht schon lange das Varieté auf den Schild hoben.

Lothar Brieger-Wasservogel.

Neue Briefe Fontanes

Die neue Brieffolge Fontanes, wovon Dr. Helene Herrmann im letzten Heft von „Nord und Süd" Proben publiziert hat, ist mittlerweile im Verlage von Fontane (Berlin) erschienen. Die Briefe sind herausgegeben von Paul Schlenther und Otto Pniower. Vorzügliche Anmerkungen und ein ausgezeichnetes Register erleichtern die Lektüre.

Finanzpolitisches

Unsrer Eisenindustrie geht es besser; wenigstens werden die rheinischen Käufe in Phönix, Gelsenkirchen usw. mit starken Zukunftshoffnungen in Verbindung gebracht. Ob dann die Aprilziffern für Phönix schließlich keine Besserung gegen den Vormonat aufweisen oder bei Gelsenkirchen viele angebliche Meinungskäufe sich doch nur als Deckungen herausstellen, ändert an dem zuversichtlichen Grundton des Marktes nicht allzuviel. Und hatte nicht der Optimismus in der Generalversammlung der Shantungbahn noch besonders vorzügliche Mitteilungen erwartet? Diese unterblieben, aber die so oft mit Leidenschaft gekauften Aktien hielten die kleine Enttäuschung so ziemlich aus. Hauptsache für uns bleibt nun freilich eine weitere gründliche Befestigung der amerikanischen Eisen- und Stahlverhältnisse. Vermag sich eine solche Erwartung nicht zu erfüllen, so würde dies selbst durch eine erfolgreiche Vermittlung unsers Reichsamtes des Innern zwischen den Bauhandwerkern und Arbeitgebern alles eher als aufgewogen. Wer kann indessen, und gehörte er zu den maßgebendsten europäischen Kaufleuten, in die Pläne, Entschließungen und demgemäß auch Manipulationen der in Newyork zentralisierten Trusts hineinsehn? Schon die eine Nachricht von dem Ausblasen zahlreicher Hochöfen drüben läßt eher die Deutung auf eine starke Einschränkung der Produktion zu, als einfach auf den Austausch alter Hochöfen gegen neuerrichtete. Unser ganzer, so kostspieliger geistiger Apparat, wie er in den Leitungen unsrer ersten Montan- und Metallgesellschaften längst hergestellt ist, vermag sich gegenüber den Rockefeller, Morgan etc. nur zu selten Klarheit zu verschaffen. Ob z. B. Kupfer fällt oder steigt, heute doch eine der wich-

tigsten Börsenwirkungen, so wird man es bei uns kaum herausbringen, welche Zwecke jene Trustgewaltigen damit verbinden. Denn von diesen, anstatt von den europäischen Großverbrauchern, die ja aus Geschäftsneid nimmer als Käufer zusammengehn, hängt eben unnatürlicherweise der Weltmarktpreis ab. Deshalb ist es im Grunde auch gleichgiltig, ob einzelne Berliner Großbanken „Tips“ für Baltimore oder Canadian ausgeben, weil deren Kurssteigerungen doch mit der amerikanischen Industriesituation zunächst wenig zu tun haben. Einen andern günstigen Umstand durfte sich die Spekulation allerdings zugute halten: in London war der erwartete Zusammensturz einzelner wild gesteigerter Aktiengebiete noch ausgeblieben. In der letzten Woche des Mai sah man dort vor allem Kautschukwerte nach verhältnismäßig geringen Abschwächungen wieder lebhaft begehrt. An der Stock-Exchange geht es wie an den deutschen Börsen: das Publikum hat verdient und geht mit seinen bisherigen Gewinnen, gleichsam als Schild vor der Brust, mutig vorwärts. Immerhin herrscht bei uns großes Geschäft nur in Kassapapieren, d. h. in solchen, die die Wechselstuben empfehlen und in denen es keinen Termin gibt. Darum brauchen solche Aktien noch keineswegs bar bezogen zu werden. Geld ist ja leicht, und die Banken können die Beträge einstweilen vorlegen. Das wäre natürlich sofort unterblieben, wenn sich an den unerwarteten Tod des „King“ politische Befürchtungen geknüpft hätten. Dann würde unser Mittelstand es einmal wieder erlebt haben, wie ungeahnt nahe seinen schlichten (!) Käufen die scheinbar ganz entfernten Weltumstände stehn. Und gerade die intensive Hitze als Vorwand für die allgemeine Geschäftsstelle hätte nicht mehr gegolten.

* * *

Hochadel oder Hochfinanz? Bei dem Austritt der Berliner Handelsgesellschaft aus den Hohenlohe-Werken und dem Eintritt statt deren, der Deutschen Bank, ist in der Oeffentlichkeit auf die nunmehrige Spannung dieser beiden Großinstitute, sowie zweier Großinstitute — überhaupt, wohl ein zu starkes Gewicht gelegt worden. Eine absolute Einheit innerhalb unsrer Hochfinanz hat ja immer nur bestanden, sobald es die Abwehr neuer Steuern betraf, oder leidenschaftsvolle Gesetzgeber mit dem Differenzeinwand eine Art von eisernem Ring um das regelmäßige Geschäft legten. Sonst hat jeder Bankdirekter möglichst einseitig das Gewinnkonto seiner eigenen Gesellschaft aufzubessern gesucht. Dies war schon in dem Jahre 1887 der Fall, wo unsre Banken ohne Rücksicht auf den wirklichen Stand der portugiesischen und argentinischen Verhältnisse in Lissabon und Buenos Ayres neuen Anleihen im schädlichsten Wettbewerb nachjagten. Und später, als durch unsre fortwährenden Kapitalserhöhungen auch weit intensiver für die Dividenden gearbeitet werden mußte, haben die täglichen Rivalitäten zwar das ältre Demonstrieren dabei gescheut, aber doch sonst keinen Augenblick diese ihnen von Natur aus vorgeschriebenen Bahnen verlassen. Selbst da, wo sehr rasch eine gewisse Einheit geboten schien, nämlich als nach dem Zusammenbruch der Leipziger Bank, die Berliner Hochfinanz hinsichtlich ihrer Diskontierungen einen gewissen engen Kreis für Akzepte ersten Ranges zog — selbst da wurde entweder aus Mangel an moralischem Mut, oder auch aus persönlicher Rancüne die Dresdener Bank nicht mit aufgenommen. Diese vermochte sich dann später durch die Ueberraschung mit der Hibernia-Affäre zu revanchieren, bei der es aber dem Leiter und der Seele der Handelsgesellschaft gelang, alle andern wichtigen Banken auf seine Seite zu bringen. Sogar auf dem nach Solidität geradezu schreienden Gebiete der allgemeinen Kreditgebung ist bisher das meiste versäumt worden, was unsre Kommissionsbanken vor der Gefahr überaus großer Verluste hätte bewahren können. Im Gegenteil, jeder wollte jeden bei der Heranziehung fetter Kunden übertrumpfen. Bis dann Falliment über Falliment in den Warenbranchen die verblüffende Tatsache enthüllten, wie oft schlechte Firmen an den verschiedensten Stellen große Kredite genossen, ohne daß diese Stellen untereinander im Einverständnis waren. Als es der Handelsgesellschaft einfiel, daß auch sie ihre Börsenaufträge auf eine angemessene Höhe bringen müsse, schickte sie Reisende zu den Provinzbankiers aus, und ihnen wurde wörtlich gesagt: Unsre Bank ist die einzige, die keine Wechselstuben auftut, also auch keine Privatkundschaft sucht, also auch den Provinzbankiers keine direkte Konkurrenz macht, darum ist es auch nicht

mehr als billig, daß eben Ihr Eure Aufträge an uns gebt. — Ein Raisonnement, **das von wachsendem Erfolge begleitet ist. Was hat sich nun jetzt** ereignet? Die **Hohenlohewerke** sind mit der Handels**gesellschaft, ihrem Gründer,** uneins ge**worden und** haben, gestützt auf ihre aristo**kratischen** Namen und ihre klingenden **Ueberschüsse, ein** Konto bei der Deutschen **Bank genommen.** Daß letztere dabei hinter **den Kulissen der** ganzen Intrigue, besser: **Auflehnung,** gestanden habe, läßt sich wohl **kaum behaupten. Sie** hat einfach eine sehr **schöne Offerte angenommen, zu** deren Ab**lehnung es ihr an einer zwingenden** per**sönlichen Gereiztheit** fehlte und in welche **Offerte wohl auch die** Diskontogesellschaft **eingeschlagen hätte,** wäre diese in dem **gleichen Rufe der** Modernität wie die **Deutsche Bank.** Herr Fürstenberg hat es **sich denn auch** keinen Augenblick beikommen **lassen, in** seiner öffentlichen Erklärung, die **wegen der** vielen „Ichs" darin ruhig eine **Schwäche** genannt werden darf, die **Deutsche Bank** irgendwie nur zu erwähnen. **Leider hat er aber zugleich** die prinzipiellen **Ziele des ganzen,** so entscheidenden Zwistes **nicht berührt.** Denn hier zum erstenmale **in unsrer** Bankengeschichte hat unsre ebenso **hohe wie** reichbegüterte Aristokratie einen **Kampf** mit der Hochfinanz aufgenommen, **der mehr auf** Herrschgelüste als auf **strengere Sachlichkeit** hindeutet. Indem **vor einigen Jahren** die Fürstenbergs, **Hohenlohe** 2c. einen Teil ihrer Schätze auf **selbständige** Bank- und Schiffsunter**nehmen verwendeten,** glaubten dabei wohl **nur die Wenigsten** an eine Art Sport. **Jetzt aber,** wo diese „Großen" von ihrer **Ahnentafel aus** auch jene Geschäfte, die **ja inzwischen** immer weiter ausgedehnt **werden, wirklich** — regieren wollen, jetzt läßt **sich das Wort** Sport kaum unterdrücken. **Natürlich werden diese** Durchlauchte und **Erlauchte wieder von ihren untertänigen Finanzkünstlern regiert,** die ihre Herren **geschickt zu behandeln** verstehn und mit **denen dann** selbst die Deutsche Bank schwer **fertig werden** dürfte. **Das Ende,** wenn **auch erst nach Jahren, wird wohl** ein Fiasko **sein, das** bei solcher Fülle von Adels**hochmut** und Geschäftsunkenntnis auch **seitens unsrer Bankdirektoren und** Schiffahrts**unternehmer** 2c. 2c. gleich anfangs hätte **erkannt worden** sollen.

* * *

Das Oesterreichische Deficit spielt auch für unsre Kapitalisten seine Rolle, nachdem sogar noch die letzte große Begebung von Goldrente nur zu deutlich gezeigt hat, welche Ansprüche dabei an den Deutschen Markt gemacht werden. Für das Oesterreichische Wirtschaftsleben, das an innerer Kraft nun schon seit Jahren ununterbrochen gewachsen ist, kommt jetzt das eigentümliche Geheimnis der Rüstungen entscheidend in Betracht. Denn sobald eine solche Großmacht ganz im Ernste die bekannten überteuern Dreadnoughts bauen läßt und ihrem Parlament gegenüber die fadenscheinigsten Ableugnungen vornimmt, muß schon die Befürchtung erlaubt sein, daß jenen Machthabern die Finanzfrage dabei so ziemlich gleichgiltig ist. Tatsächlich sind die einzelnen Minister über diese ganze so gewaltige Ausgabe bisher im Dunkeln geblieben und nahmen wegen dieser beispiellosen Zurücksetzung nicht einmal ihre Entlassung. All das weist wieder einmal auf die alten traditionellen Gewalten, die in der Habsburger Monarchie, fern von jeder persönlichen Verantwortlichkeit, schon oft Unheil angerichtet haben; wobei denn unter Anderm auch die Finanzen fast immer verwirrt wurden.

* * *

Das hundertjährige Argentinien hat vor Kurzem die Jubelfeier seiner staatlichen Unabhängigkeit begangen, und nach der statistischen Mode fehlen auch die Ziffern zum Beweise des Laplataaufschwunges nicht. Einerlei aber, ob die bebaute Ackerfläche auf 15 Millionen Hektar glücklich steigen konnte, ob das Eisenbahnnetz bereits 25000 Kilometer umfaßt, und der Außenhandel 700 Millionen Pesos Gold beträgt. So sollte es sich doch auch lohnen, die Ursache dieses Glanzes festzustellen; noch dazu nach einem einst so schmählichen Zusammenbruche. Diese Ursache nun betrifft das ernste Eingehen der Bevölkerung auf den Erwerb, infolgedessen jeder nationale Dünkel, der ja vor Allem dem Fremdenelemente plumper Weise feindlich bleibt, nahezu wegfiel. Erst dadurch konnten englische und deutsche Firmen die argentinische Geschäftswelt auffüllen, derem Vertrauen seitens Europas dann der eigentliche Getreideexport und dann natürlich auch der wachsende Anbau zu danken ist. Und Getreide bildet in der dortigen Bilanz den aktivsten Posten. Auf diese Weise ist es auch dahin gekommen, daß Weizenländer

wie z. B. das recht chauvinistische Rumänien im modernen Handel gegen Argentinien noch tief zurückstehn, ja daß unsere Kaufleute behaupten, in Buenos Ayres und La Plata sicherer und grader zu ihrem Recht zu kommen, als etwa in Bukarest oder Jassy.

* * *

Berlin und Teheran. Wie eine Art Seefahrer scheint die Deutsche Bank nach Glücksgütern auszusegeln. Wenigstens wird das unvermutete Auftauchen eines Vertreters dieses Institutes in Persiens Hauptstadt als ein finanzielles Abenteuer, freilich auch als eine politische Aktion je nach der Farbe der ausländischen Presse — geschildert. Nach Meinung derjenigen, denen ein bloßer Name bei uns nicht allzuviel bedeutet, ist es überhaupt oft unpraktisch, wenn eine der größten deutschen Finanzzentren den Ruf einer politischen Macht genießt. Diesen Ruf von sich fernzuhalten, deutlich und unverbrüchlich, läge sowohl im Interesse unseres diplomatischen Friedens, als sogar im Interesse jener in Plan doch einmal befindlichen Konzessionsgesuche. Jede persönliche Eitelkeit einzelner Bankfaktoren müßte hierbei zu unterdrücken sein, ja vielleicht wäre es sogar besser, falls zu derartigen Zwecken die Deutsche Bank mit ihrem Namen ganz aus dem Spiel bliebe. Warum denn nicht ein neues Institut nur für persische und mittelasiatische Geschäftsziele? Das, was den Stolz der Deutschen Bank ausmacht: ihre Eisenbahnunternehmen im türkischen Reiche macht sie ja den Engländern und Russen in der Umgebung des Schahs grade verdächtig! Pluto.

Lessing-Gesellschaft E. V.

Die beiden letzten Atelierbesuche dieses Vereinsjahres führten uns zu Lesser Ury und Max Uth. In ersteres führte uns Dr. Osborn, als in die Arbeitsstätte Einsiedlers, eines Einsamen. Vor 20 Jahren stand er neben Max Liebermann an der Spitze derer, die uns eine starke, sinnliche Farbenkunst brachten, wenn auch Dr. Osborn an älteren Bildern noch die Tradition des Farbenhandwerks nachweisen konnte; so die Mischung von Braun und Rot in der Anordnung von Tapete, Tisch, Fensterrahmen, Kleidern in dem Bilde: Kinder beim Krämer. Das hereinbrechende Licht beleuchtet die Kinder kräftig und solide und bringt in der tonigen Malerei die Lokalfarben zur Geltung. — Neue Farbenwerte anzuwenden, brachte Ury als ein Ergebnis seiner Studienreisen in Belgien und Paris mit heim. Es entstanden Landschaften in guter, fester Malerei, einfach und schlicht, aber tief im Herauslesen farbiger Probleme, die damals — vor 20 Jahren — als blendend und schreiend verrufen waren und die heut so selbstverständlich wirken. Woran liegt das? Wir machen immer wieder die Erfahrung, daß wir Lichtverlangender geworden sind; und seit Technik und Industrie unsre Dunkelheiten auf dem Umwege über die Elektrizität durch den Sonnenschein aus der Kohle versunkener Jahrtausende erhellen, fordern wir auch das Sprühen dieses Lichtquells im farbigen Abglanz des Lebens. — Im Kolorismus, zu dem Ury durch landschaftliche Arbeiten in der Mark Brandenburg und Thüringen kam, begünstigte und betonte er Einzelfarben, wodurch er ganz erstaunliche Wirkungen, etwas Lyrisch-Eigenartiges, erzielte. Ganz besonders trat das hervor, als er sich von der Ölmalerei zum Pastell wandte. Denn hier schafft der Künstler, nicht nur mit Pinsel und Stift, sondern unmittelbar mit Hand und Finger und bringt damit direkt auf das Papier, was ihm die Seele füllt: Farbengedichte auf Naturausschnitte. See und Berge und Bäume in gesteigerter Auffassung als Gegenstände wurden mit vereinfachten Konturen als besondere und merkwürdige Art gegeben. Dem stärkeren Kolorismus verdankten wir im Atelier ein prachtvolles Stilleben von wunderbar leuchtenden Farben. Ein Strauß von Feldblumen auf eine blaue Tischdecke gegen eine helle Wand gestellt, greifbar deutlich, und in Contrasten und Harmonien fein und klug verteilt sind die Farben: samtdunkles Blau und glühendes Mohnrot, mit Zwischenstufen von rosa und naturgrün.

Lebhaftes Interesse erregten die vorhandenen großen Bilder, die eine Unsumme von Arbeit repräsentieren und deren größter Wert nicht so sehr in dem erreichten Resultat als in dem Kampfe mit dem Resultat steckt. Da ist zuerst Adams und Evas Austreibung aus dem Paradiese. Diese beiden ersten Menschen im Profil dicht aneinander geschmiegt, gegen den Abendhimmel gestellt, dessen

Sonnenuntergang das Versinken ihres Himmelsglückes bedeutet, schaun mit seltsamer Ergriffenheit in die weite unbekannte Welt vor ihnen. Außerordentlich prägnant ist der Kontrast zwischen dem Frauen- und dem Männertypus gegeben und durch das Starren der beiden Augenpaare das ungläubige Erstaunen, das die Seelen empfinden. Klarer aber als in diesem Bilde decken sich Absicht und Gelingen in dem großen Bilde des Jeremias. Der weite Sternenhimmel wölbt sich über der nachtdunkeln Erde, von der sich erst nach längerem, scharfem Hinblicken die eckigen Konturen eines Mannes abheben. In tiefer Einsamkeit sucht hier Jeremias, zu Boden gedrückt durch Sorgen und Angst, Antwort auf die bangen Fragen seines gequälten Herzens und in verzweifelndem Nachdenken Hülfe für seines Volkes Elend, das endlos ist wie der Himmel. — Ein drittes dieser großen Bilder zeigt uns den Menschen als Jüngling, Mann und Greis. Trotz mancher Fehler in der Zeichnung und mancherlei Mißlungenem empfinden wir doch den Riesenkampf der Menschheit gegen das Schicksal, der hier zugrunde liegt! Das Bild ist als Tryptichon gemalt und zeigt auf dem linken Seitenbilde aus Grüngold, Blau und Rot gewebt, einen Zauberwald, in dem der Märchenvogel dem träumerisch lauschenden Jüngling Zukunftslieder singt. Der aufsteigende, farbige Nebel symbolisiert die jugendlich phantastische Weltanschauung, in der die Erscheinungen des Lebens hinter dem Gewaltsamen einer persönlich-sinnlichen Lebenssehnsucht verschwinden. Im Mittelbilde steht der Mann, in das Uebermenschliche gesteigert, ein Athlet, mit trotzig aufgestemmtem Knie. Wir meinen einen Promotheus zu sehn, der im Haß gegen die Götter und die unaufhaltsam und blind wirkenden Lebensgewalten in Wut und Verbitterung eine drohende Herausforderung zum Himmel emporschleudert. Persönliche, seelische Erfahrungen fanden in diesem titanenhaften Ringen eine Erlösung, ohne doch zu unbestrittenem Erfolge zu führen. — Das rechte Seitenbild bringt den Abschluß. In grauer, eintöniger Landschaft, den Blick leer und ausdruckslos wie die Umgebung in die Ferne gerichtet, sitzt der Greis in trostloser Oede und erwartet das Ende. Das scheidende Licht und das verlöschende Leben entsprechen einander und klingen aus wie ein ergreifendes Selbstbekenntnis. Trotz der Fülle dieses gedanklichen Inhaltes geht das Tryptichon als Bild nicht zusammen, und namentlich der Hintergrund kommt durch die zusammenhanglose Szenerie zu keiner einheitlichen Wirkung.

Mit großem Eifer begann Lesser Ury darauf neue und ernste Aktstudien, die er in einem großen Bilde „Die Sintflut" zu verwerten gesucht hat. Wie diese Körper sich mühen, in rasender Verzweiflung einen rettenden Halt zu finden inmitten des Untergangs alles Lebens, und wie der rauhe, schaurige Farbenton alles in Unwetter, Wasser, Regen, Nebel einsaugt, wirkt mit erschütternder Tragik. —

„Eines der erfreulichsten Künstlerateliers" nannte Ph. Spandow das Atelier von Max Uth, dem unser letzter Besuch galt. Im allgemeinen wird unsrer Kunst häufig ein gewisser feministischer Einschlag vorgeworfen, weil wir uns leicht fremden Einflüssen hingeben. Max Uth hingegen ist völlig frei davon. Als ein Schüler Eugen Brachts nahm er zwar teil an den Kämpfen der Künstler, die zur Gründung der Berliner Secession führten, der er auch eine Weile angehörte. Aber schon daß er später wieder in der Großen Berliner Ausstellung mit ausstellte, bewies, daß er nicht zu denen um Liebermann gehörte und nicht dem französischen Einfluß erlag. Er stand abseits und ist nie über die Grenzen Deutschlands hinausgekommen. Was er gibt, gibt er aus Eigenem, eine echte Heimatskunst. Typisch deutsch muten uns daher seine Arbeiten auch an; ja man spürt an ihnen beinahe den Erdgeruch der Mark, deren berufener Vertreter er ist. Frische, stimmungsvolle Landschaften aus Dorf und Wald, aus Feld und Wiese, deren leicht silbriger Ton unsre norddeutschen Verhältnisse so fein charakterisiert, boten einen guten Gesamteindruck von Uths Schaffen, und einen intimen Reiz gewährte der verstohlene Einblick in das Schülerinnen-Atelier, in dem ein wirkungsvolles Biedermaier-Interieur Zeugnis gab von den verschiedenartigen Begabungen und Auffassungen, die an seiner Wiedergabe tätig waren. **Der Vorstand.**

Musikbeigabe

Polnisches Vagabundenlied.

(Carl Busse.)

Bewegt, doch nicht zu sehr. Schultze-Biesantz, Op. 21 No 4

Bin ein Va-ga-bun-de, schlich mich sacht her-für.

Bas-sia, du Bas-jen-ka, laß mich ein zur Tür.

Je-der schlaft im Dor-fe, nur die Eu-len schrein, auf dem Strohdach

Mit Genehmigung von Henry Litolffs Verlag in Braunschweig

zit - tert bleicher Mon - - den-schein.

dolce (leise rufend)

Bas - sia, du Bas - jen - ka. mach das Fenster

dolce pp

auf, denn der Va - ga - bun - de

p cresc

will zu dir hin - auf. Laß die Eu - len ru - fen,

sf mf

strei-chen her und hin,

küß mich wild und feu - rig, jun - - ge Kö - ni-gin!

cresc.

Küß mich wild und feu-rig, jun-ge Kö - - - - - - - - ni-

gin!

cresc

sf sf sf accelerando molto sf sff sff

Zu unsrer Musikbeigabe

Ein schönes Seitenstück zu dem in unsrer letzten Musikbeigabe veröffentlichten Marschalkschen Liede bietet das „polnische Vagabundenlied“ von Clemens Schultze-Biesants. Nach der feurig einschmeichelnden Weise dürfte man darauf schließen, daß in dem Komponisten echtes Slavenblut pulsiere. Er ist aber ein echter Deutscher; im schönen Westfalenlande hat seine Wiege gestanden; in Bückeburg, wo sein Vater Clemens Schultze als Hofpianist wirkte, ist er 1876 geboren und dort auch aufgewachsen. Das schlichte Elternhaus, in dem nur die Musik täglicher Gast war, das freundliche Städtchen inmitten fruchtbarer Felder und prächtiger Buchenwaldungen, die derben Klänge des „Achttourigen“, nach dem sich die kraftstrotzenden Gestalten der Bauern und Bäuerinnen im Tanze so munter drehten, daß die weißen Kittel und roten Röcke nur so flogen, das waren die gesunden Eindrücke seiner Kindheit. Schon während der Schulzeit erhielt er von seinem Vater gründlichen Unterricht im Klavierspiel und der musikalischen Theorie. Im Jahre 1895 siedelte er nach Berlin über, um bei Ludwig Bußler und Georg Stolzenberg seine Studien zum Abschluß zu bringen; zugleich begann er hier sehr eifrig, selbst zu schaffen. Im Jahre 1899 konnte er einem sehr ehrenvollen Rufe nach Braunschweig folgen: er übernahm hier den verantwortlichen Posten des Musikredakteurs der bekannten und allgemein geschätzten „Collection Litolff“, den er noch heute bekleidet. Seitdem sind Neuausgaben klassischer Werke von ihm in großer Anzahl erschienen; sie haben sämtlich wegen ihrer außerordentlich sorgfältigen Textrevision und Phrasierung, die von einer durchaus feinsinnigen musikalischen Auffassung beredtes Zeugnis ablegt, allgemeine Anerkennung gefunden. Trotz dieser großen, fast geschäftsmäßigen, rein philologischen Tätigkeit hat sich Clemens Schultze-Biesants sein eigenes Schaffen nicht rauben lassen: er hat große Orchesterwerke, vor allem aber Lieder, Klavier- und auch einige Geigenstücke geschrieben. Lebendig fließende Melodik und reizvolle, aber natürliche Harmonik sind ihm nachzurühmen; er verfolgt offenbar das Ziel, zum Herzen gehende Musik zu schaffen, und wird sich sicherlich darüber nicht ärgern, wenn die Vertreter der hypermodernen Richtung die Eingebungen seiner Fantasie als „harmlos“ bezeichnen sollten. Seine Lieder, unter denen vor allem „die Traumkinder“ (op. 18) mit ihrer tiefen Innigkeit und der fein empfundene „Spaziergang“ (op. 21 Nr. 2) populär zu werden beginnen, zeichnen sich auch dadurch aus, daß die melodische Linie sich nicht nur dem Text anpaßt, sondern ungekünstelt aus ihm herauswächst; die natürliche Deklamation wird also damit immer mehr zur charakterisierenden Melodie.

Prof. Dr. Wilh. Altmann.

Aus Hof und Gesellschaft

Der neue Adjutant des preußischen Generalstabschefs

Nachdruck verboten.

Der Major von Fabeck im Großen Generalstab wurde zum ersten Adjutanten des Chefs des Generalstabs Generals von Moltke ernannt. Einer Legende nach hat der preußische Generalstabschef in seinem ziemlich umfangreichen Schreibtisch die verschiedenen Feldzugspläne fertig vorbereitet bis auf die letzte Trainstaffel liegen, um sie gegebenenfalls hervorzuholen, sodaß die Armeen nach Bekanntgabe des Mobilmachungsbefehls nur noch an die betreffende gefährdete Grenze zu senden sind, alles übrige entwickelt sich sozusagen von selbst. Den zweiten Schlüssel zu dem ominösen Pult hat logischerweise der erste Adjutant des Chefs in der Tasche, — man kann ja nie wissen! Seit des schweigsamen Schlachtenlenkers Zeiten, dem man soeben in Walhall einen Ehrenplatz an der Seite des großen Kaisers gab, hat dieses Gerücht sich erhalten, und wenn es auch nicht bis ins Kleinste „genau" stimmt, ein Körnchen Wahrheit ist doch daran, jedenfalls steht fest, daß man in den langen Friedensjahren im Generalstab eifrig an der Arbeit war, über die Pläne unsrer eventuellen Gegner au fait zu bleiben. Die rechte Hand des Generalstabschefs ist begreiflicherweise sein erster Adjutant, und diese Stellung zu erhalten, gilt als eine ganz besondere Auszeichnung, man kann wohl sagen, sie ist das Ziel jedes Offiziers, der sich in den knapp bemessenen freien Stunden während des aufreibenden Frontdienstes für das Examen zur Kriegsakademie vorbereitet. Ist der große Wurf gelungen, und folgt nach der langen Prüfungszeit auf der Akademie schließlich die Kommandierung zum Generalstabe, dann sagt sich allerdings wohl manch einer: in den hohen Regionen wird man nur gar zu leicht „erkannt", das Pöstchen ist ja sehr ehrenvoll — aber in der Provinz gelten die karmoisinroten Streifen mehr, und so bescheiden sich viele, denn einer kann es schließlich doch nur werden.

Major Artur Otto Karl von Fabeck, der die Ernennung zum ersten Adjutanten beim Chef des Großen Generalstabes erhielt, ist der älteste Sohn des Obersten a. D. Artur von Fabeck, eines Bruders des an der Spitze des Garde-Schützen-Bataillons bei St. Privat 1870 gefallenen Majors Hugo von Fabeck; die Mutter des Adjutanten, Olga geborene von Beneckendorff und von Hindenburg aus dem Hause Neudeck, starb 1879 in Stralsund. Karl von Fabeck wurde am 6. Mai 1867 in Hannover geboren und im Kadetten-Korps erzogen, aus welchem er 1888 als Offizier in das Königin Elisabeth Garde-Grenadier-Regiment Nr. 3 eintrat. 1896 zur Kriegsakademie kommandiert, stand er später als Hauptmann im Generalstabe der 3. Division in Stettin und wurde dann zum Großen Generalstabe versetzt. Major von Fabeck ist seit dem 24. Mai 1901 mit Johanna Antoinette Sophie Dorothea geborenen von Reiche vermählt, aus welcher Ehe ein Sohn Siegmar entstammt. Sowohl der Hauptmann und Kompagniechef im Garde-Schützen-Bataillon Wolfgang von Fabeck wie der früher in Breslau beim Generalstab des VI. Korps stehende Hauptmann Hans von Fabeck sind jüngere Brüder des neu ernannten Adjutanten; Exzellenz Max von Fabeck, der im Januar zum Kommandierenden General des 15. Armeekorps in Straßburg ernannt wurde, ist ein Vetter der oben genannten Offiziere, denn der Vater des Kommandierenden war ein älterer Bruder des Vaters Major Karl von Fabeck. Bei dem Wechsel im Kommando des 15. Korps ereignete sich zu Anfang des Jahres übrigens der seltene Fall, daß der Nachfolger, Exzellenz von Fabeck, früher in Straßburg eintraf, als der „blaue Brief", für den auf sein Gesuch seiner Stellung enthobenen General der Infanterie Exzellenz Hentschel von Gilgenheim, den dieser zwar auf Grund seines eingereichten Abschiedsgesuches wohl erwartete, der jedoch nicht mit jener Blitzzugsgeschwindigkeit „die wunderschöne Stadt" erreichte, wie der sich auf seinen hohen Posten begebene neue Herr!

Die diesjährige afrikanische Expedition des Herzogs Adolf Friedrich zu Mecklenburg

Nachdruck verboten.

In wenigen Wochen wird der Herzog Adolf Friedrich zu Mecklenburg, der schon durch seine erste wissenschaftliche Expedition ins innerste Afrika in die vorderste Reihe

unsrer bedeutendsten Forschungsreisenden getreten ist, von neuem die Reise in den „dunkeln Erdteil" antreten. Ueber die erste Expedition hat einer seiner Begleiter, der Anthropologe Dr. Jan Czekanowski, in der ersten Mainummer von „Nord und Süd" ausführlich berichtet. Ueber die zweite Expedition, deren Dauer etwa fünfzehn Monate beträgt, macht der Herzog folgende interessante Mitteilungen:

Die Pläne für die Expedition stehn nunmehr endgültig fest. Nicht, wie zuerst beabsichtigt, wird die Expedition von Kribi, dem südlichsten Hafen Deutsch-Kameruns, und durch den Urwald unsrer deutschen westafrikanischen Kolonie bis ins französische Gebiet weitermarschieren, sondern die Reise geht von Hamburg ab 9. Juli direkt bis nach Boma an die Mündung des großen Kongostroms. Unterwegs sollen allerdings flüchtig Togo, Duala, Thomé, Gabuni besucht werden. Von Boma beziehungsweise Matadi aus geht es mit der Eisenbahn nach Leopoldville am Stanley-Pool und von dort mit einem eigens dazu von der deutschen Südkamerungesellschaft gemieteten Dampfer den Kongo aufwärts bis Irebu, und von dort den Ubangi aufwärts bis Fort de Possel. Von diesem befestigten Platze aus beginnen dann die wissenschaftlichen Exkursionen. Der Vielseitigkeit der Aufgaben entsprechend wird sich, genau wie das letztemal, die Stammexpedition in Sonderexpeditionen auflösen, an deren Spitze je ein Mitglied der Hauptexpedition tritt. Hierdurch wird es möglich, das gesamte umfangreiche Gebiet zwischen dem Tsadsee im Norden und dem Kongo im Süden aufs sorgfältigste zu durchforschen. Die Gebiete, die auf diese Weise planmäßig und erschöpfend für die Wissenschaft erschlossen werden sollen, sind das Flußgebiet des Ubangi und Uelle, des Schari und Logone und das Tsadseegebiet. Mitten in diesem Länderstrich, in Archambault, werden sich die Expeditionsmitglieder nach etwa neunmonatiger Arbeit in einem Standlager wieder zusammenfinden, worauf der eine Teil der Expedition nach Westen durch den Süden Kameruns den Weg zur Westküste antreten wird, während der Hauptteil der Expedition nach Osten durch Dor Fertit, Kuti, Bahr el Ghasal bis an den Nil vordringen soll. Auf dem Nil geht es dann nach fünfzehnmonatiger Arbeit wieder heimwärts. Teilweise werden von der Expedition, die wie die letzte nur zu wissenschaftlichen Zwecken unternommen wird, noch gänzlich undurchforschte Gebiete berührt, daher verspricht auch die Ausbeute wiederum außerordentlich interessant und reichhaltig zu werden. Sämtliche Mitglieder der diesjährigen Expedition waren bereits längere Zeit in Afrika tätig, zum Teil sogar bei der letzten Unternehmung im Innern. Als Ethnograph und Expeditionsführer wird Oberleutnant von Wiese und Kaiserswaldau wiederum dem Expeditionsleiter unterstellt, als Arzt und Anthropologe wird sich Professor Dr. Haberer, der zurzeit als Regierungsarzt in Kamerun angestellt ist, an Ort und Stelle der Expedition anschließen. Dr. Schultze findet als Geograph und Topograph Verwendung. Dr. Schubotz, der wie Dr. Mildbread bereits bei der „Deutschen wissenschaftlichen Zentral Afrika-Expedition" 1907—1908 erfolgreich tätig war, wird als Zoologe, Dr. Mildbread als Botaniker, die Reise mitmachen: außerdem tritt als Expeditionsteilnehmer noch der bekannte Tiermaler Heims hinzu.

Das fünfte deutsche Bachfest

Für das fünfte Deutsche Bachfest, das vom 4. bis 7. Juli in Duisburg stattfindet, haben die folgenden Künstler ihre Mitwirkung zugesagt: Frau Anna Stronck-Kappel und Frau Tilly Cahnbley-Hinken (Sopran), Fräulein Maria Philippi (Alt), Herr Kammersänger Ludwig Heß (Tenor), Herr Professor Joh. Messchaert und Herr Arthur van Eweyck (Baß), Frau Wanda Landowska (Cembalo), die Herren Professor Ernst von Dohnanyi, Professor Julius Buths und Professor Georg Schumann (Klavier), Professor Henri Marteau und Professor Bram-Elderin (Violine), Professor Friedr. W. Franke und Organist Paul Fischer (Orgel), Kammervirtuos Julius Manigold (Flöte), Kammervirtuos Christian Döbereiner (Gambe). Leiter des Festes ist der Königl. und städt. Musikdirektor Walther Josephson in Duisburg.

Hof und Gesellschaft

König Eduard als Sportsman

Nachdruck verboten.

König Eduard hatte als Rennstallbesitzer ganz hervorragende Erfolge. Außer dem Derby, das er dreimal gewann, sind seine Farben fast in allen klassischen Rennen Englands siegreich gewesen. Volle 40 Jahre hat der König dem Rennsport gehuldigt. Zum erstenmal trug im Jahre 1871 ein Pferd seine Farben, und zwar bei einem Steeplechase-Meeting der 10. Husaren. Aber erst 9 Jahre später war es dem damaligen Prinzen von Wales vergönnt, ein Rennen zu gewinnen. Sein Leonidas siegte im April des Jahres 1880. Die spätern Jahre haben ihm dann mehr Erfolge gebracht, obwohl seine Farben nicht allzuoft in der Oeffentlichkeit erschienen. Im ganzen haben die Pferde des Königs 119 Rennen im Werte von 2752260 Mark, also fast 3 Millionen, gewonnen. — Wohl noch nie hat es einen Monarchen gegeben, der dem Sport in jederlei Gestalt mit so voller Passion gehuldigt hätte, wie der verstorbene Beherrscher des Dreiinselreiches. Was König Eduard für den Rennsport seines Landes bedeutete, ist allgemein bekannt. Er war, abgesehn von seiner Liebe für den Turf und die Vollblutzucht, auch in allen andern Zweigen des Sports wohlerfahren, er wußte einen Golfschläger ebenso zu handhaben wie das Billiardqueue; Cricket hat er als jüngerer Mann häufig gespielt; dem Fußballsport zeigte er als Patron des der Rugby-Union und der Football-Association stets ein lebhaftes Interesse; seine Teilnahme am Segelsport drückte den großen seglerischen Veranstaltungen seines Landes einen besondern Stempel auf, und als Jäger suchte er ebenfalls seines gleichen; erlegte er doch auf seiner Reise durch Indien auf einer Jagd, die der Maharadscha Jung Bahadoor in Nebal veranstaltete, nicht weniger als sechs Tiger an einem Tage. Weniger bekannt ist, daß König Eduard auch ein ausgezeichneter Reiter war Als junger Prinz erhielt er von Charles Davis, der ein hervorragender „Horsemann“ und 44 Jahre lang Huntsmann der Königin Viktoria war, Reitunterricht Als er eines Tages beim Earl Spencer eine Jagd mitritt. fragte der Earl seinen alten Huntsmann Charles Payne: „Nun, was halten Sie vom Prinzen von Wales?“ — Der Gefragte griff an seine Kappe und erwiderte: „Wird ein famoser König werden, mein Lord!“ — „So, das freut mich“, entgegnete Earl Spencer „und warum denn?“ — „Er sitzt so gut im Sattel, mein Lord“, war die Antwort. Der damalige Prinz von Wales soll über diese Begründung auf das höflichste belustigt gewesen sein. . . .

Aus der Gesellschaft

Die 125 Mitglieder des Vereins Berliner Kaufleute und Industrieller, die zum Besuch der Weltausstellung nach Brüssel gekommen sind, haben verschiedene Studiengänge durch die deutschen Hallen unternommen. Sie wurden von drei Reichskommissaren vor dem Eingang des deutschen Saales mit liebenswürdigen Worten begrüßt. Der Vorsitzende des Vereins, Geheimer Kommerzienrat Jacob, dankte im Namen des Vereins. Zu den Gästen gehören auch zwanzig Damen.

Für den gesamten Inhalt verantwortlich: Dr. E. E. Friedegg in Schöneberg — Redakteur der Musikbeigabe: Alex Jadassohn in Berlin. — Druck von Richard Falk, Berlin W. 66, Leipzigerstraße 115-16.

Unverlangte Manuskripte senden wir nicht zurück, wenn ihnen nicht Rückporto beiliegt.

Maurice Maeterlinck
geb. 29. August 1862

Nord und Süd

vereint mit Morgen

Deutsche Halbmonatsschrift

Herausgegeben von Dr. Curt Radlauer

Nord und Süd, Zeitschriften-Verlag G.m.b.H.
Berlin W.30/Traunsteinerstr. 3

34. Jahrg. Bd. 133 Heft 408 Zweites Juniheft 1910

Organ der neuen Kunstvereinigung
der Lessing-Gesellschaft
und Lessing-Hochschule zu Berlin.

Staatsminister Richard Freiherr von Friesen: Die innere Notwendigkeit des deutsch-französischen Krieges

In den ersten Monaten des Jahres 1870 schien in Europa allgemeine Ruhe zu herrschen und dem oberflächlichen Beobachter nichts ferner zu liegen, als die Befürchtung eines baldigen großen Krieges. Wer freilich die Lage der Dinge etwas genauer zu beurteilen verstand, der konnte sich nicht verbergen, daß ein Krieg Frankreichs mit dem Norddeutschen Bunde über kurz oder lang unvermeidlich sei, wenn auch wohl niemand glaubte, daß er schon in der allernächsten Zeit ausbrechen werde. Schon im Herbste 1869 hatte mir Graf Bismarck einmal in einem vertraulichen Gespräch gesagt: Er sehe einen baldigen Krieg mit Frankreich als eine unabweisliche Notwendigkeit an. Der Kaiser Napoleon III. werde in seiner Stellung nach innen immer unsicherer, habe aber auch seine frühere klare Entschiedenheit größtenteils verloren und mache in seiner innern Politik Fehler aller Art, wodurch die Unzufriedenheit im französischen Volke sich immer mehr verbreite und die Macht sowie der Einfluß seiner prinzipiellen Gegner täglich wachse und für ihn gefährlicher werde. Es werde daher dem Kaiser bald nichts übrig bleiben, als durch einen Krieg die Aufmerksamkeit von der innern Lage ab nach außen zu wenden und womöglich durch einen siegreichen Feldzug der Eitelkeit der Franzosen, die seine ruhmlose, schwächliche Haltung im Jahre 1866 noch immer nicht vergessen hätten, zu schmeicheln, um dadurch seine eigene Stellung und die seiner Dynastie von neuem zu

---

Am 25. Februar 1884 verschied in Dresden der sächsische Staatsminister a. D. Richard Freiherr von Friesen, ein Mann, der unter drei Königen des Hauses Wettin eine lange Reihe von Jahren die wichtigsten Staatsämter bekleidet und sich um sein Herrscherhaus wie um sein engeres und weiteres Vaterland große und bleibende Verdienste erworben hat. Die Vielseitigkeit seines reichen Wissens, seine Detailkenntnis der Verhältnisse des Landes und der Geschäfte, seine erprobte Erfahrung, seine bewundernswerte Arbeitskraft und Ausnutzung der Zeit machten es ihm möglich, überall leitend, ratend, bessernd und helfend einzugreifen. Während

befestigen. Auch für den Norddeutschen Bund wäre ein Krieg mit Frankreich nicht nur unvermeidlich, sondern auch notwendig, denn solange die jetzige unsichere Lage Frankreich gegenüber dauere, sei an eine gedeihliche Entwicklung und Sicherstellung der Verhältnisse auch bei uns nicht zu denken. Indessen, fügte er bei, der Norddeutsche Bund müsse sich zwar für alle Fälle vorbereiten, habe aber gar keinen Grund, selbst den Ausbruch eines Krieges zu veranlassen, oder auch nur zu beschleunigen, wenn er von Frankreich beabsichtigt würde. Der Bund könnte ruhig zuwarten und bei einem Aufschub des Krieges nur gewinnen, denn seine militärische Kraft, die Zahl der in den Waffen geübten Soldaten, über die er gebieten könne, wachse noch mehrere Jahre hindurch bedeutend. Die preußische Militärverfassung, durch die den Reserven der Armee alljährlich eine große Menge geübter Soldaten zugeführt und eine ebenso große neu ausgebildet werde, sei in den neuerworbenen preußischen Provinzen, wie Königreich Sachsen und in den übrigen Bundesstaaten erst seit wenigen Jahren eingeführt, die Landwehr dieser Länder und Provinzen hätte daher ihre normalmäßige Höhe noch nicht erreicht, sodaß in den nächsten 4—5 Jahren eine Vermehrung unsrer Streitkräfte um jährlich etwa 40000 Mann zu erwarten sei. Auch mit Rücksicht auf die Verhältnisse des Bundes zu den süddeutschen Staaten liege es, wie Graf Bismarck noch besonders hervorhob, in unserm Interesse, nicht selbst den Anlaß zu einem Kriege zu geben, denn auf Grund der mit diesen Staaten im Jahre 1866 abgeschlossenen Verträge könnten wir, wenn der Krieg von Frankreich erklärt oder unvermeidlich gemacht würde, mit voller Bestimmtheit auf ihre Hilfe rechnen, was, wenn wir der angreifende und provozierende Teil wären, wohl kaum der Fall sein dürfte. Diese Ansichten schienen mir der wirklichen Sachlage vollkommen zu entsprechen, sie gewährten zwar auf der einen Seite die Sicherheit, daß von von seiten des Norddeutschen Bundes keine Provokation zum Kriege erfolgen werde, erregten aber doch auf der andern Seite die Befürchtung, daß der Kaiser Napoleon, der ja unsre Militärverfassung, in deren Folge die Armee des Bundes noch einige Jahre hindurch stetig

seiner letzten Lebensjahre lebte Friesen ganz in der Zurückgezogenheit, seine Muße mit literarischen Arbeiten und der Niederschrift seiner Memoiren ausfüllend. Im Jahre 1880 erschienen die ersten Bände von Friesens Erinnerungen. Nun liegt auch der dritte Band vor (herausgegeben vom Wirklichen Geheimen Rat Heinrich Freiherrn von Friesen). Dieser dritte Band umfaßt die Zeit von 1866 bis 1876: die Periode, in die die Gründung des Deutschen Reichs fällt, an dessen Ausbau Friesen in einflußreicher Stellung teilgenommen hat. Mit Erlaubnis des Verlags Wilhelm Baensch in Dresden entnehmen wir dem neuen wertvollen Bande diese kurze Probe.

anwachsen mußte, ebenfalls genau kannte, geneigt sein möchte, den Ausbruch des nun einmal von allen Seiten als unvermeidlich angesehenen Krieges eher zu beschleunigen, als zu verschieben. Indessen lagen doch auch in dieser Richtung damals noch keine bestimmten Anzeichen vor.

Im Frühjahr 1870 trat der König von Preußen seine gewohnte Badereise nach Ems an, Graf Bismarck begab sich aufs Land, und die preußischen Gesandten an den großen Höfen gingen zum größten Teil in gewöhnlicher Weise auf Urlaub. Dagegen wurden in den ersten Monaten des Jahres 1870 von Berlin aus nach einer andern Richtung hin verschiedene, aber ganz unbestimmte Gerüchte verbreitet und in Berliner diplomatischen Zirkeln glaubte man zu bemerken, daß eine ganz unerwartete politische Aktion vorbereitet werde, und in einigen öffentlichen Blättern, denen man intime Beziehungen zum auswärtigen Amt zutraute, wurden ähnliche Gerüchte in ziemlich unklarer Weise verbreitet.

Ich hatte im verflossenen Winter und im Frühjahr fast ununterbrochen an heftigen rheumatischen Schmerzen gelitten, und mein Arzt hatte mir deshalb eine baldige ernste Kur in Wiesbaden dringend empfohlen. Da die Lage der allgemeinen Verhältnisse keine außerordentlichen Vorkommnisse für die nächste Zeit befürchten zu lassen schien, so beschloß ich, den mir bewilligten Urlaub jetzt zu benutzen und mich in ersten Hälfte des Juli nach Wiesbaden zu begeben. Ehe ich dies jedoch ausführen konnte, trafen unerwarteter Weise Nachrichten ein, die den Ausbruch eines heftigen Konflikts zwischen Frankreich auf der einen und Preußen auf der andern Seite verkündeten. Am 6. Juli hatte der französische Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Herzog von Gramont, in der Sitzung des gesetzgebenden Körpers offiziell mitgeteilt, daß der Marschall Prin dem Prinzen Leopold von Hohenzollern-Sigmaringen die Krone von Spanien angeboten und der Prinz sie angenommen habe mit der Erklärung: Frankreich habe zwar die größte Achtuug vor den Rechten und der Willensfreiheit der spanischen Nation und nicht im entferntesten die Absicht, sich in die innern Angelegenheiten Spaniens zu mischen, aber es könne dessen ungeachtet nicht dulden, daß eine fremde Macht das europäische Gleichgewicht zum Nachteil Frankreichs störe und den Interessen sowie der Ehre Frankreichs Gefahr bringe. Dies werde nicht geschehn, dafür rechne er auf die Weisheit der deutschen und auf die Freundschaft der spanischen Nation. Sollte es aber anders kommen, so werde die Regierung des Kaisers wissen, ihre Pflicht ohne Zaudern, ohne Schwachheit zu erfüllen. Diese schroffe und drohende, direkt gegen Preußen gerichtete Erklärung erschien um so auffallender, als ihr offenbar keine

Vernehmungen mit der preußischen Regierung vorangegangen waren; sie war kaum anders, als dadurch zu erklären, daß der Kaiser Napoleon die bestimmte Absicht hatte, diese Gelegenheit zum Kriege mit Preußen zu benutzen. Durch diese Erklärung und durch die heftige Sprache der unter dem Einfluß der Regierung stehenden Presse wurde in Paris die größte Aufregung hervorgebracht, der Haß gegen Preußen auf die Spitze getrieben und allgemein die Meinung verbreitet, daß der Krieg zweifellos bevorstehe. In Berlin erfuhren wir gar nichts. Unser Gesandter war auf Urlaub, es war aber auch momentan in Berlin niemand anwesend, von dem über die wahre Sachlage etwas zu erfahren gewesen wäre. Der preußische Gesandte in Dresden, Herr von Eichmann, war ebenfalls ganz ohne Nachricht. Da schien ganz plötzlich eine vollständige und durchaus friedliche Änderung in der Sachlage eingetreten zu sein. Der Fürst Anton von Hohenzollern-Sigmaringen hatte unter dem 12. Juli dem spanischen Ministerpräsidenten angezeigt, daß sein Sohn, Prinz Leopold, auf die Krone von Spanien verzichtet habe, und damit schien jeder Anlaß zu einer Verstimmung Frankreichs, jeder denkbare Grund zu einer kriegerischen Verwicklung zwischen Frankreich und Preußen beseitigt zu sein. Nach der Provinzial-Korrespondenz vom 13. Juli war Graf Bismarck vom König nach Ems berufen worden und deshalb von Varzin zunächst nach Berlin gereist, hatte aber hier am 12. die Nachricht von der Verzichtleistung des Prinzen von Hohenzollern erhalten und sich darauf, offenbar in der Überzeugung, daß die Gefahr wenigstens für die nächste Zeit vorüber sei, wieder nach Varzin zurückbegeben.

Unter diesen Umständen trat König Johann eine seit längerer Zeit schon beabsichtigte Reise in einige Landesteile an, und auch ich glaubte nunmehr, meine Kur in Wiesbaden um so unbedenklicher antreten zu können, da ich, wenn doch eine Sitzung des Bundesrats in der nächsten Zeit stattfinden sollte, auch von dort aus sehr schnell in Berlin sein konnte. Am 14. traf ich in Wiesbaden ein. An demselben Tage erhielt Minister von Nostitz-Wallwitz, der in meiner Abwesenheit das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten verwaltete, nachstehende Note des Königl. preuß. Gesandten Herrn von Eichmann: „Dresden den 14. Juli 1870. Eurer Excellenz bin ich durch ein mir in der Nacht zugekommenes Telegramm des Herrn Kanzlers des Norddeutschen Bundes beauftragt, folgendes ergebenst mitzuteilen: Nachdem die Nachrichten von der Entsagung des Erbprinzen von Hohenzollern der Kaiserlich Französischen Regierung von der Königlich Spanischen amtlich mitgeteilt worden sind, hat der französische Botschafter in Ems an seine Majestät den König noch die

Forderung gestellt, ihn zu autorisieren, daß er nach Paris telegraphiere, daß seine Majestät der König sich für alle Zukunft verpflichte, niemals wieder seine Zustimmung zu geben, wenn die Hohenzollern auf ihre Kandidatur wieder zurückkommen sollten. Seine Majestät der König hat es darum abgelehnt, den französischen Botschafter nochmals zu empfangen und demselben durch den Adjutanten vom Dienst sagen lassen, daß Seine Majestät dem Botschafter nichts weiter mitzuteilen habe. Genehmigen usw. Eichmann." An demselben Tage, 14. Juli spät abend, noch ehe ich von dieser Note und von der inmittelst eingetretenen neuen Verwicklung Kenntnis erhalten hatte, bekam ich ein direkt nach Wiesbaden gerichtetes Telegramm des Präsidenten des Bundeskanzleramts, Ministers Delbrück, mich zur Teilnahme an einer auf den 16. Juli nachmittag 2 Uhr anberaumten Sitzung des Bundesrats schleunigst in Berlin einzufinden. Über den Zweck der Sitzung und die dabei zu behandelnden Gegenstände enthielt das Telegramm keine Andeutung. Ich gab daher meine noch gar nicht begonnene Kur sofort auf und reiste am 15. Juli nachmittag mit dem Kurierzug über Frankfurt, ohne Dresden zu berühren, direkt nach Berlin, zeigte dies auch telegraphisch in Dresden an. In Kassel traf ich mit dem preußischen Minister des Innern Grafen Eulenburg zusammen, der unmittelbar von Ems kam und mir, da wir bis Berlin allein in einem Kupee waren, alles mitteilte, was inzwischen dort vorgekommen war, namentlich daß der Kaiser Napoleon durch die Verzichtleistung des Erbprinzen von Hohenzollern noch nicht befriedigt sei, vielmehr von dem Könige von Preußen noch eine bindende Erklärung darüber verlange, daß er auch in Zukunft die Kandidatur des Prinzen, wenn sie wieder aufgenommen werden sollte, nie genehmigen werde, daß der König diese unverschämte beleidigende Forderung abgelehnt habe, was darauf in Ems geschehen, und daß nunmehr eine Kriegserklärung Frankreichs täglich zu erwarten sei. Ich war daher von der Sachlage ziemlich genau unterrichtet, als ich in den späten Vormittagsstunden des 16. Juli in Berlin eintraf. Die Sitzung begann gegen 2 Uhr unter dem persönlichen Vorsitz des Bundeskanzlers. Ich trat in diese ohne jede Instruktion ein. Eine solche schien mir aber auch, wenn und insoweit die Frage über Krieg und Frieden in der Sitzung zur Sprache kommen sollte, unnötig zu sein, da die Entscheidung darüber nach der Verfassung des Norddeutschen Bundes nicht dem Bundesrate, sondern dem Bundespräsidium zustand und daher eine Übereinstimmung deshalb garnicht zustande kommen konnte.

Maurice Maeterlinck:

Der blaue Vogel

Ein Märchenspiel in 5 Aufzügen und 10 Bildern

Deutsch von Stephan Epstein.

Personen:

Tyltyl
Mytyl
Das Licht
Zauberin Berylune
Nachbarin Berlingot
Vater Tyl
Mutter Tyl
Großvater Tyl } verstorben
Großmutter Tyl } verstorben
Die Brüder Tyltyl's } verstorben
Die Schwestern Tyltyl's } verstorben
Der Genius der Zeit
Die Nacht
Die kl. Tochter der Nachbarin Berlingot
Der Hund (genannt Tylo)
Der Kater (genannt Tylette)
Das Brot
Der Zucker
Das Feuer
Das Wasser

Der Wolf
Der Ochse
Das Schwein
Die Kuh
Der Stier
Das Schaf
Der Hase
Das Pferd
Die Eiche
Die Ulme
Die Buche
Die Linde
Die Fichte
Die Zypresse
Der Kastanienbaum
Der Epheu
Die Pappel
Die Trauerweide
Sterne, Krankheiten, Finsternis 2c.

Bilderfolge:

1. Bild (Aufzug I): Das Haus des Holzknechtes
2. „ (Aufzug II): Bei der Fee
3. „ (Aufzug II): Das Land der Erinnerung
4. „ (Aufzug III): Der Palast der Nacht
5. „ (Aufzug III): Der Wald
6. „ (Aufzug IV): Vor dem Vorhang
7. „ (Aufzug IV): Der Friedhof
8. „ (Aufzug IV): Das Reich der Zukunft
9. „ (Aufzug V): Der Abschied
10. „ (Aufzug V): Das Erwachen

Kostüme:

Tyltyl: Kleidung des Däumlings in den Märchen Perrault's: kurzes zinnoberrotes Höschen, kurzes zartblaues Röckchen, weiße Strümpfe, Schuhe oder Stiefel aus gelbem Leder.

Mytyl: Gretchen- oder Rotkäppchen-Kleidung.

Das Licht: Mondscheinfarbenes Kleid, d. h. aus blassem Gold und Silberflor, schillernden Schleiern, die gleichsam Strahlen bilden rc. Neugriechischer oder englisch-griechischer Styl, in der Art Walter Crane's, oder aber mehr oder weniger Empire. — Hohe Taille, bloße Arme rc. Kopfbedeckung: Eine Art Diadem oder eine leichte Krone.

Zauberin Berylune, Nachbarin Berlingot: Klassisches Kostüm der Bettlerin in dem Kindermärchen. Im ersten Aufzug kann die Verwandlung der Fee in eine Prinzessin unterbleiben.

Vater Tyl, Mutter Tyl, Großvater Tyl, Großmutter Tyl: Kleidung der Holzknechte und deutschen Bauern in den Grimm'schen Märchen.

Die Brüder und Schwestern Tyltyl's: Varianten des Däumling-Kostüms.

Die Zeit: Klassisches „Chronos"-Gewand: Faltiger schwarzer oder dunkelblauer Mantel, weißer wallender Bart, Sense, Sanduhr.

Die Nacht: Weite schwarze, geheimnisvoll gestirnte Kleider mit dunklem, rotbraunem Glanz, Schleier, dunkle Mohnblüten rc.

Das kleine Mädchen der Nachbarin: Leuchtendes blondes Haar, langes weißes Kleid.

Der Hund: Roter Frack, weiße Hose, Lackstiefel, Hut aus Glanzleinwand. Die Kleidung erinnert mehr oder weniger an die John Bulls.

Der Kater: Kostüm des gestiefelten Katers: gepuderte Perrücke, Dreispitz, himmelblaues Gewand, Galanteriedegen rc. Die Gesichter des Hundes und des Katers dürfen nur andeutungsweise Tiercharakter tragen.

Das Brot: Ueberladenes Pascha-Gewand. Weiter Talar aus rotem Sammt oder roter Seide mit Goldbrokat. Weiter Turban. Breiter Pallasch. Ungeheurer Bauch, rotes, aufgedunsenes Gesicht.

Der Zucker: Seidenes Eunuchen-Gewand, halbweiß, halbblau, an die Packung der Zuckerhüte erinnernd. Kopfbedeckung, wie die Serailwärter.

Das Feuer: Rotes Trikot, Ponceau-roter Mantel mit schimmernden Reflexen, Goldfütterung. Feuerfarbiger Federbusch.

Das Wasser: Gewand in „Wetterfarbe" aus dem „Märchen von der Eselhaut" d. h. bläulichen oder meergrünes Kleid mit transparenten Reflexen, rieselnden Gazeschleiern, ebenfalls neu- oder englisch-griechisch, jedoch viel weiter und wallender. Algen oder Schilfrohr.

Die Tiere: Volks- oder Bauerntrachten.

Die Bäume: Kleidung in den verschiedenen Abstufungen der grünen Farbe oder mehr oder weniger an Baumrinden erinnernd. Attribute: Blätter oder Zweige, an denen sie kenntlich sind.

* * *

1. Aufzug

1. Bild:

Das Haus der Holzknechte.

(Das Innere einer Holzknechthütte; einfach, ländlich, aber nicht armselig. — Kamin mit Mantel, unter dem ein Holzfeuer schlummert. Küchengeräte, ein Schrank, ein Brotkasten, eine Standuhr mit Gewichten, ein Spinnrad, ein Wasserbecken usw. Auf dem Tisch eine brennende Lampe. Am Fuße des Schrankes, die Nase zwischen den Pfoten, ein Hund und eine Katze; zwischen den beiden ein großer Zuckerhut, weiß und blau. An der Wand hängt ein runder Käfig mit einem Turteltäubchen. Im Hintergrunde zwei Fenster; die Fensterladen sind von innen geschlossen. Am Boden, an einem der Fenster, ein Schemel. Links die Eingangstüre mit einem großen Riegel. Rechts ebenfalls eine Tür. Eine Leiter, die zum Dachboden hinaufführt. Rechts zwei kleine Kinderbetten, zu deren Fußende auf zwei Stühlen sauber zusammengelegte Kleider.)

Beim Aufgehen des Vorhanges liegen Tyltyl und Mytyl in ihren Bettchen in tiefem Schlaf. Mutter Tyl streicht die Bettdecken zurecht, beugt sich über die Kinder, betrachtet sie einen Augenblick und ruft mit einem Zeichen Vater Tyl, der den Kopf zur Türspalte hereinsteckt. Mutter Tyl legt den Finger auf den Mund, um ihm Schweigen zu gebieten, und geht dann nach rechts auf den Fußspitzen, indem sie gleichzeitig die Lampe auslöscht. —

Die Bühne bleibt einen Augenblick ganz in Dunkelheit gehüllt, dann aber wird sie allmählich, und zwar immer stärker von einem durch die Spalten der Fensterladen dringenden Licht erhellt. Die Lampe auf dem Tisch entzündet sich von selbst, aber ihre Flamme hat nicht dieselbe Farbe, wie vorhin, als sie Mutter Tyl ausblies. Die beiden Kinder erwachen scheinbar und richten sich in ihrem Bettchen sitzend auf.

Tyltyl: Mytyl?

Mytyl: Tyltyl?

Tyltyl: Schläfst du?

Mytyl: Und du?

Tyltyl: Ich? Nein! Wie könnt ich sonst mit dir reden?

Mytyl: Heute ist Weihnachten, nicht?

Tyltyl: Noch nicht. Erst morgen. Aber dieses Jahr bringt der Weihnachtsmann nichts.

Mytyl: Warum denn?

Tyltyl: Ich hörte, wie Mutter sagte, sie hätte kein Geld gehabt, in die Stadt zu gehen und ihm's zu sagen ... Aber nächstes Jahr kommt er ganz bestimmt ...

Mytyl: Ist das lang, bis nächstes Jahr?

Tyltyl: Kurz ist es nicht... Zu den reichen Kindern kommt er aber heute Nacht!

Mytyl: Soo?

Tyltyl: Da schau her! Mutter hat die Lampe vergessen! Ich habe eine Idee!

Mytyl: ? —

Tyltyl: Wir stehen auf!

Mytyl: Das darf man nicht....

Tyltyl: 's ist doch niemand da.... Siehst du die Fensterläden?

Mytyl: Oh! Was sind sie hell!

Tyltyl: Das ist die Festbeleuchtung.

Mytyl: Was für ein Fest?

Tyltyl: Da gegenüber, bei den reichen Kindern. Die haben nämlich einen Weihnachtsbaum... Wir machen die Läden auf.

Mytyl: Darf man denn?

Tyltyl: Natürlich! 's sieht doch keiner... Hörst du die Musik? Auf!! (Die beiden Kinder stehen auf, laufen zu einem der Fenster, steigen auf den Schemel und öffnen die Laden. Das Zimmer ist von außen hell erleuchtet. Die Kinder schauen neugierig hinaus.)

Mytyl (findet nur ein ganz kleines Plätzchen auf dem Schemel): Ich sehe nichts....

Tyltyl: Es schneit... da kommen zwei sechsspännige Karossen!

Mytyl: Zwölf kleine Jungen steigen aus dem Wagen.

Tyltyl: Dummchen, das sind doch Mädchen!

Mytyl: Sie haben aber doch Hosen an.

Tyltyl: Das verstehst du nicht! Und dann... stoß mich nicht in einem fort.

Mytyl: Ich habe dich nicht angerührt!

Tyltyl: (der sich auf dem Schemel breit gemacht hat): Du nimmst mir den ganzen Platz weg.

Mytyl: Ich habe ja gar keinen Platz!

Tyltyl: Still! Man sieht den Baum!

Mytyl: Was für einen Baum?

Tyltyl: Den Weihnachtsbaum! Du schaust immerzu auf die Mauer!

Mytyl: Ich schaue auf die Mauer, weil ich keinen Platz habe.

Tyltyl (überläßt Mytyl einen ganz kleinen Platz auf dem Schemel): Da! Bist du jetzt zufrieden? Hast du nicht den besten Platz? Oh! die vielen Lichter! die vielen Lichter!

Mytyl: Was machen denn die, die so viel Lärm schlagen?

Tyltyl: Die machen Musik!

Mytyl: Sind sie böse?

Tyltyl: Nein, aber es ist arg schwer.

Mytyl: Noch ein Wagen mit weißen Pferden!

Tyltyl: Still! Schau dort hin!

Mytyl: Was hängt denn von den Zweigen herab, wie Gold?
Tyltyl: Spielzeug, was denn sonst? Säbel und Flinten und Soldaten und Kanonen....
Mytyl: Na, und Puppen.... haben sie die auch aufgehängt?
Tyltyl: Puppen? Nein, das ist zu dumm! Das freut sie nicht!
Mytyl: Und um den Tisch herum, was ist denn das alles?
Tyltyl: Fladen, Früchte, Schaumkuchen....
Mytyl: Wie ich noch ganz klein war, habe ich einmal davon gegessen.
Tyltyl: Ich auch. Besser ist's schon, als Brot, aber man bekommt davon zu wenig.
Mytyl: Die drüben haben nicht zu wenig... den ganzen Tisch voll. Werden sie all das aufessen?
Tyltyl: Sicher! Was sollen sie sonst damit anfangen?
Mytyl: Warum essen sie dann nicht gleich?
Tyltyl: Weil sie keinen Hunger haben!
Mytyl (verwundert): Sie haben keinen Hunger? Warum?
Tyltyl: Weil sie zu essen bekommen, wann sie wollen.
Mytyl (ungläubig): Alle Tage?
Tyltyl: Man sagts wenigstens!
Mytyl: Werden sie alles aufessen? Werden sie was hergeben?
Tyltyl: Wem?
Mytyl: Uns!
Tyltyl: Sie kennen uns ja nicht!
Mytyl: Wenn man sie drum bitten tät'?
Tyltyl: Das tut man nicht!
Mytyl: Warum?
Tyltyl: Weils nicht erlaubt ist!
Mytyl (schlägt in die Hände): Oh sind die aber hübsch! Sieh' mal!
Tyltyl (begeistert): Und wie sie lachen, wie sie lachen!
Mytyl: Und die Kleinen tanzen.
Tyltyl: Jawohl, wir wollen auch tanzen. (Sie stampfen vor Freude auf ihrem Schemel.)
Mytyl: Gott, ist das lustig!
Tyltyl: Jetzt gibt man ihnen Kuchen! Sie dürfen sie anrühren! Sie essen! sie essen! sie essen!
Mytyl: Die ganz kleinen auch? Sie haben zwei Kuchen, drei, vier!
Tyltyl (freudetrunken): Oh! Ist das gut! Ist das gut!
Mytyl (zählt die eingebildeten Kuchen): Ich habe zwölf Kuchen bekommen.
Tyltyl: Und ich viermal zwölf! Aber ich gebe dir davon auch was ab!

(Man klopft an der Eingangstür der Hütte.)

Tyltyl (plötzlich, still und ängstlich): Was ist denn das?
Mytyl (erschreckt): Das ist Vater! (Da sie mit dem Öffnen zögern, sieht man den großen Riegel ganz von allein mit Geräusch in die Höhe gehen,

die Türe geht ein wenig auf, gerade genug, um einem kleinen alten Weiblein Durchlaß zu gewähren. Sie hat ein grünes Kleid an, dazu ein rotes Käppchen. Sie ist bucklig, einäugig und hinkt. Die Nase und das Kinn berühren einander beinahe, sie geht vorn über gebückt, auf eine Krücke gestützt. Es ist ganz zweifellos eine Zauberin.)

Zauberin: Habt Ihr hier vielleicht das singende Kraut und den blauen Vogel?

Tyltyl: Wir haben wohl Kräuter, aber sie singen nicht....

Mytyl: Tyltyl hat auch einen Vogel.

Tyltyl: Aber ich geb' ihn nicht her....

Zauberin: Warum denn nicht?

Tyltyl: Weil er mir gehört.

Zauberin: Das ist wohl ein Grund! Wo ist er, dein Vogel?

Tyltyl (zeigt auf den Käfig): Im Käfig.

Zauberin (setzt ihre Hornbrille auf und betrachtet den Vogel): Ich mag ihn nicht; er ist mir nicht blau genug. Ihr müßt mir den Vogel suchen, den ich brauche.

Tyltyl: Aber ich weiß ja nicht, wo er ist....

Zauberin: Ich auch nicht. Eben darum müßt ihr ihn suchen. Ich kann schließlich auf das singende Kraut verzichten. Aber den blauen Vogel muß ich unbedingt haben. Ich brauche ihn für mein Töchterchen, das sehr krank ist.

Tyltyl: Was fehlt ihm denn?

Zauberin: Das weiß ich nicht genau. Das Kind möchte gerne glücklich sein.

Tyltyl: So?

Zauberin: Wißt Ihr, wer ich bin?

Tyltyl: Sie sehen ein wenig unserer Nachbarin, Frau Berlingot, ähnlich.

Zauberin (plötzlich wütend): Keineswegs! ... hat gar nichts damit zu tun. Unerhört! Ich bin die Zauberin Berylune.

Tyltyl: Ah so!

Zauberin: Und ihr müßt euch sofort auf den Weg machen.

Tyltyl: Kommen Sie mit uns?

Zauberin: Ganz unmöglich! Ich habe nämlich heute morgen den Fleischtopf aufs Feuer gesetzt, und der benützt jedesmal die Gelegenheit, wenn ich mehr als eine Stunde fortbleibe, um überzulaufen. (Deutet nacheinander auf die Decke, den Kamin und das Fenster.) Wollt ihr da hinaus, oder da, oder da?

Tyltyl (deutet schüchtern nach der Türe): Am liebsten möchte ich da hinaus.

Zauberin (wieder böse werdend): Das ist ganz ausgeschlossen! So eine empörende Gewohnheit. (Deutet aufs Fenster.) Wir werden da hinaus! Nun? Worauf wartet Ihr? Zieht euch sofort an.... (Die Kinder gehorchen und ziehen sich rasch an.) Ich will [illegible] helfen ..... Wo sind denn eure Eltern?

T y l t y l (deutet auf die Türe rechts): Da drinnen, sie schlafen.
Z a u b e r i n: Und Großvater und Großmutter?
T y l t y l: Tot. —
Z a u b e r i n: Und deine kleinen Brüder und Schwestern? Habt ihr welche?
T y l t y l: Jawohl, ja! drei Brüderchen!
M y t y l: Und vier Schwesterchen!
Z a u b e r i n: Wo sind die?
T y l t y l: Auch tot.
Z a u b e r i n: Wollt ihr sie sehen?
T y l t y l: Ach ja! Sofort! Zeigen Sie sie uns!
Z a u b e r i n: Ich habe sie nicht in meinem Sack! Aber es trifft sich ganz ausgezeichnet. Ihr werdet sie wiedersehen, wenn ihr durch das Land der Erinnerung kommt. Das liegt gerade auf dem Weg zum blauen Vogel. Gleich links, nach dem dritten Kreuzweg. Was habt ihr denn gerade gemacht, als ich geklopft habe?
T y l t y l: Wir spielten Kuchenessen.
Z a u b e r i n: So, ihr habt Kuchen, wo sind sie?
T y l t y l: Da drüben! Im Schloß der reichen Kinder... Sehen Sie doch, wie herrlich! (Er zieht die Zauberin zum Fenster.)
Z a u b e r i n: Aber es sind doch die anderen, die die Kuchen essen.
T y l t y l: Jawohl, aber man sieht es ganz deutlich.
Z a u b e r i n: Und du bist ihnen nicht neidisch?
T y l t y l: Ja, warum denn?
Z a u b e r i n: Weil sie alles allein aufessen. Ich finde es häßlich, daß sie euch nichts davon abgeben....
T y l t y l: Aber nein, warum sollten sie? Sie sind doch reich! Ist das schön bei ihnen, was?
Z a u b e r i n: Nicht schöner, als bei euch.
T y l t y l: Hm! Bei uns ist's dunkler, viel kleiner, keine Kuchen...
Z a u b e r i n: Es ist genau, wie drüben. Nur siehst du es nicht.
T y l t y l: Aber ja, ich sehe sehr gut, ich habe vorzügliche Augen. Ich kann die Stunde von der Turmuhr ablesen, Vater aber nicht, der sieht nicht so weit.
Z a u b e r i n (plötzlich sehr böse): Ich aber sage dir, du siehst nichts! Siehst du mich denn richtig? Wie bin ich? Wie seh' ich aus? (Tyltyl schweigt verlegen.) Warum antwortest du nicht? Ich will wissen, ob du richtig siehst. Bin ich schön oder häßlich? (Höchste Verlegenheit Tyltyls.) Willst du wohl antworten? Bin ich jung oder alt? Bin ich rosig oder gelb? Hab' ich vielleicht gar einen Höcker?
T y l t y l (versöhnlich): Nein, nein, er ist nicht sehr groß....
Z a u b e r i n: Doch, doch, wenn man sieht, wie du dreinschaust, könnte man glauben, er sei turmhoch. Hab' ich vielleicht auch eine krumme Nase? Und das linke Auge ausgeschlagen?

Hans Memling
Marienbild

Tyltyl: Nein, nein, ich sag' ja nichts... Wer hat's Ihnen denn ausgeschlagen?

Zauberin (immer erregter): Aber es ist ja gar nicht ausgeschlagen! Unverschämter Bengel, du! Es ist viel schöner als das andere, viel größer, viel heller und blau, wie der blaue Himmel! Und meine Haare, siehst du sie?... Sie sind blond, wie Weizen... Wie reines, flüssiges Gold... Und ich habe so viel davon, daß ich es kaum ertragen kann... Überall quillt es hervor. Siehst du, wie ich es mit meinen Händen ausbreite. (Sie zeigt zwei kurze Strähnen grauen Haares.)

Tyltyl: Ja, ich sehe einzelne....

Zauberin (empört): Einzelne? Ganze Garben, Haufen, Wogen von Gold.... Ich weiß, ich weiß wohl, die Menschen sagen, sie sehen sie nicht. Aber du, du gehörst nicht zu den dummen Blinden, nicht wahr?

Tyltyl: Nein! Nein! Ich sehe sie vortrefflich, die nämlich, die sich nicht verstecken.

Zauberin: Das ist nicht genug. Du mußt die anderen auch sehen! Nur Mut! Sind die Menschen doch merkwürdig! Seitdem es keine Zauberinnen mehr gibt, sehen sie nichts und wissen nichts... Glücklicherweise habe ich bei mir alles, um blinden Augen das Licht wiederzugeben.... Was zieh' ich denn da aus meinem Sack?

Tyltyl: Oh, das schöne grüne Käppchen! Was blinkt denn da mitten auf der Schleife?

Zauberin: Das ist der große Demant, der sehen macht...

Tyltyl: Oh!

Zauberin: Wenn man das Käppchen an hat, dreht man ein wenig den Diamanten von rechts nach links, z. B. so, siehst du? Er drückt dann auf eine Beule auf dem Kopf, die kein Mensch kennt und, das macht dann sehen!

Tyltyl: Tuts nicht weh?

Zauberin: Im Gegenteil, es ist doch ein Zauberstein... Man sieht sofort, was sich im Innern der Dinge verbirgt: die Seele des Brotes, des Weines, des Pfeffers zum Beispiel —

Mytyl: Sieht man auch die Seele des Zuckers?

Zauberin (plötzlich wieder wütend): Natürlich! Ich hasse unnütze Fragen. Die Seele des Zuckers steht nicht höher, wie die Seele des Pfeffers. So, und nun gebe ich euch, was ich habe, um euch beim Suchen nach dem blauen Vogel behilflich zu sein... Ich weiß wohl, daß der Ring, der unsichtbar macht, oder der fliegende Teppich, euch mehr von Nutzen sein könnten... Aber ich habe sie in einem Schrank, dessen Schlüssel ich verloren habe. Beinahe hätte ich etwas vergessen.... (Zeigt den Diamanten.) Hält man ihn so, siehst du? eine Umdrehung mehr und man sieht in die Vergangenheit, noch eine Umdrehung und man sieht in die Zukunft.... 's ist merkwürdig und praktisch und macht keinen Lärm.

Tyltyl: Vater wird ihn mir abnehmen.

Zauberin: Er wird ihn nicht sehen. Kein Mensch kann ihn sehen,

solange du das Käppchen an hast... Versuch's doch! (Setzt Tyltyl das grüne Käppchen auf.) Und nun drehe den Diamanten! So, eine Umdrehung und dann....

(Kaum hat Tyltyl den Diamanten umgedreht, da vollzieht sich mit allen Gegenständen eine plötzliche und wunderbare Umwandlung. Die alte Zauberin erscheint als schöne, herrliche Prinzessin. Die Steine, aus denen die Hütte gebaut ist, beginnen zu leuchten, erblauen wie Saphire, werden durchsichtig, funkeln und blitzen gleich den reinsten Edelsteinen. Die dürftigen Einrichtungsgegenstände werden prächtig und bekommen Leben, der leichte Holztisch wird gewichtig und vornehm, wie eine Marmortafel, das Zifferblatt der Uhr zwinkert mit den Augen und lächelt herablassend, während die Türe, hinter der das Pendel hin und her schwenkt, aufgeht und den Stunden Durchlaß gewährt, die sich die Hände reichen und hell lachend zu einer herrlichen Musik den Reigen tanzen. Gerechte Verwunderung Tyltyls, der auf die Stunden deutend ausruft)

Tyltyl: Was sind denn das für schöne Frauen?

Zauberin: Habe nur keine Angst, das sind die Stunden deines Lebens, die glücklich sind, für einen Augenblick sichtbar zu werden.

Tyltyl: Und warum sind die Mauern so hell? Sind sie aus Marzipan oder aus Karfunkelstein?

Zauberin: Alle Steine sind gleich, alle sind edel. Aber die Menschen sehen nur wenige....

(Während sie sprechen, geht der Zauber seinen Lauf und wird immer vollständiger. Die Seelen der Vier-Pfund-Brote, Männchen, angetan mit brotrindenfarbenen Trikots arbeiten sich verdutzt und mit Mehlstaub bedeckt aus dem Brotkasten und springen um den Tisch. Das Feuer, das aus dem Herd in schwefelgelbem und zinnoberrotem Trikot hervorgekrochen kommt, gesellt sich zu ihnen, läuft ihnen nach, sich vor Lachen förmlich ausschüttend.)

Tyltyl: Was sind denn das für häßliche Männchen?

Zauberin: Nichts von Bedeutung, die Seelen der Vier-Pfund-Brote, die sich das Regiment der Wahrheit zu Nutzen machen, um den Kasten zu verlassen, in dem es ihnen zu eng war...

Tyltyl: Und der rote Teufel, der so schlecht riecht?

Zauberin: Pst! Nicht so laut!..... Das ist das Feuer..... Es ist sehr bösartig!.....

(Dieses Zwiegespräch hat die Entwicklung des Zaubers nicht unterbrochen. Der Hund und die Katze, die zu beiden Seiten des Schrankes zusammengekauert lagen, stoßen gleichzeitig einen grellen Schrei aus und verschwinden in einer Klappe. An ihrer Stelle erscheinen zwei Personen, die eine in Bulldoggmaske, die andere mit einem Katzenkopf. Sofort stürzt sich der kleine Mann mit der Bulldoggmaske — den wir von nun an als Hund bezeichnen werden — auf Tyltyl, den er stürmisch küßt und mit lärmenden und leidenschaftlichen Liebkosungen überhäuft, während der andere kleine Mann mit dem Katerkopf, den wir der Einfachheit halber nunmehr den Kater nennen wollen, sich zu kämmen, die Hände zu waschen und den Schnurbart zu glätten beginnt, bevor er sich Mytyl nähert.)

Hund (heulend, springend, alles umstoßend, unausstehlich): Mein kleiner Gott! Guten Tag! Guten Tag! mein kleiner Gott! Endlich, endlich kann ich sprechen, ich habe dir so viel zu sagen ... Ich hatte gut bellen und Schweif wedeln... Du verstandest mich nicht .... Aber jetzt!... Guten Tag! Guten Tag! Ich hab dich lieb! Ich hab dich lieb! Soll ich was ganz Hervorragendes machen? Soll ich auf den Hinterpfoten spazieren gehen? Soll ich auf den Händen herumlaufen oder Seil tanzen?

Tyltyl (zur Zauberin): Wer ist denn der Herr mit dem Hundekopf?

Zauberin: Siehst du denn nicht? Das ist die Seele Tylos, die du befreit hast!

Kater (nähert sich Mytyl, reicht ihr zeremoniell und umständlich die Hand): Guten Tag, Fräulein! Sie sind heute so hübsch!

Mytyl: Guten Tag, mein Herr! (Zur Fee.) Wer ist das?

Zauberin: Das ist doch nicht schwer zu erraten. Es ist die Seele Tylettes, die dir die Hand reicht. Umarm sie doch!.... (Der Hund pufft den Kater.) Ich auch! Ich umarme den kleinen Gott! Ich umarme das kleine Mädchen! Ich umarme alle Welt! Fein! Nun wird's lustig!... Ich will mal Tylette erschrecken. Hu! Hu!

Kater: Mein Herr, ich kenne Sie nicht!

Zauberin (droht dem Hund mit ihrem Stab.): Sei still du, sonst mußt du zurück ins Schweigen bis ans Weltende.

(Inzwischen geht der Zauber seinen Lauf: Das Spinnrad in der Ecke beginnt mit schwindelnder Geschwindigkeit zu surren und spinnt herrliche Lichtstrahlen; das Wasserbecken in der anderen Ecke fängt mit schriller Stimme zu singen an, wird zu einem Leuchtbrunnen und überschwemmt den Spülstein mit einer Flut von Smaragden, durch welche hindurch die Seele des Wassers hervorsprudelt: ein junges Mädchen, triefend, strähnenhaarig, weinerlich, das sofort mit dem Feuer Streit anbindet.)

Tyltyl: Und die nasse Dame da?

Zauberin: Fürchte nicht, das ist das Wasser, das aus dem Hahn fließt....

(Der Milchkrug fällt vom Tisch und zerschlägt auf dem Boden. Aus der ausgeschütteten Milch steigt eine weiße, verschämte Gestalt empor, die vor allem und jedem Angst zu haben scheint.)

Tyltyl: Und die Dame im Hemd, die Angst hat?

Zauberin: Ist die Milch, die ihren Topf zerschlagen hat....

(Der Zuckerhut, der am Fuße des Schrankes gestanden hat, wird immer größer und breiter und sprengt schließlich das blaue Papier; heraus tritt ein süßliches, scheinheiliges Wesen, angetan mit einem weiten, halb weißen, halb blauen Gewand und nähert sich selig lächelnd Mytyl.)

Mytyl (besorgt): Was will denn der da?

Zauberin: Das ist doch die Seele des Zuckers.

Mytyl (beruhigt): Hat er auch Kandis?

Zauberin: Die ganzen Taschen voll, und jeder seiner Finger ist aus Kandis oder Gerstenzucker!

(Die Lampe fällt vom Tisch. Kaum auf dem Boden angelangt, richtet sich die Flamme in die Höhe und verwandelt sich in eine leuchtende Jungfrau von unvergleichlicher Schönheit. Lange, durchsichtige, feurige Schleier bilden ihre Kleidung; sie steht wie festgebannt gleichsam verzaubert da.)

Tyltyl: Die Königin!

Mytyl: Die heilige Jungfrau Maria!

Zauberin: Nein, Kinder, das ist das Licht!

(Inzwischen haben sich die Küchengeräte und Fächer wie Kreisel zu drehen begonnen. Der Wäscheschrank schlägt seine Türen auf und zu und beginnt herrliche Stoffe zu entfalten, sonnen- und mondfarbig, denen sich ebenso herrlich die Lumpen und Fetzen anreihen, die auf dem Dachboden gehängt haben. Plötzlich hört man von rechts an der Tür drei derbe Schläge.)

Tyltyl (erstaunt): Das ist der Vater! Er hat uns gehört!

Zauberin: Rasch! Dreh den Diamanten! Von links nach rechts. (Tyltyl dreht eiligst den Diamanten.) Nicht so rasch! Mein Gott! zu spät! Du hast ihn zu stark gedreht. Sie werden nicht mehr auf ihren gewohnten Platz zurückkönnen, und das gibt einen heillosen Ärger.

(Die Fee wird wieder zur alten Hexe, die Mauern der Hütte verlieren ihre leuchtende Herrlichkeit, die Stunden flüchten in die Standuhr usw. usw. In der allgemeinen Eile und Verwirrung und während das Feuer fast wahnsinnig hin und her läuft auf der Suche nach dem Kamin, bricht ein Vier-Pfund-Brot, das seinen Platz im Kasten nicht wieder gefunden hat, in ein wildes, erschrecktes Geheul aus.)

Das Brot (in Tränen): Im Kasten ist kein Platz mehr.

Zauberin (beugt sich über den Kasten): Aber ja, aber ja! (Die anderen Brote, die inzwischen ihren Platz eingenommen haben, zusammenschiebend): Rasch, rasch, macht Platz!....

(Man klopft abermals an der Türe.)

Das Brot (drängt sich vergebens in den Kasten): Nein, es geht nicht! Er wird mich zuerst aufessen.

Hund (um Tyltyl herumspringend): Mein kleiner Gott! Ich bin noch da! Ich kann noch reden! Ich kann dich noch umarmen! Noch einmal! Noch! Noch!

Zauberin: Wie? Du bist noch immer da?

Hund: Ich kann von Glück reden! Ich konnte nicht ins Schweigen zurück. Die Klappe hat sich zu rasch geschlossen.

Kater: Die meinige auch! Was wird geschehen? Ist Gefahr dabei?

Zauberin: Mein Gott, ich will's euch nicht verhehlen: Alle die, welche die Kinder begleiten, werden am Ende der Reise sterben!

Kater: Und die, die sie nicht begleiten?

Zauberin: Werden sie um einige Augenblicke überleben.

Kater (zum Hund): Komm, steigen wir in die Klappe!

Hund: Nein, nein! Ich will nicht! Ich begleite meinen kleinen Gott!.... Ich will die ganze Zeit mit ihm reden.

Kater: Idiot!

(Man klopft abermals an der Türe.)

Brot (weint heiße Tränen): Ich mag nicht am Ende der Reise sterben. Ich will gleich in meinen Trog zurück.

(Das Feuer hat inzwischen nicht aufgehört, im Zimmer auf und ab zu rennen, vor Angst förmlich röchelnd.)

Feuer: Ich finde nicht mehr den Schornstein.

Wasser (sucht inzwischen vergeblich in den Hahn zu schlüpfen): Ich finde nicht in den Hahn zurück!

Der Zucker (haspelt um sein Papier herum): Ich habe meine Verpackung zerrissen.

Die Milch (lymphathisch und verschämt): Ich habe mein Töpfchen zerbrochen.

Zauberin: Dummes Pack! Dummes, feiges Pack! Wollt ihr denn lieber in euren ekelhaften Kisten fortleben, in euren Versenkungen oder Wasserhähnen, anstatt die Kinder auf ihrer Suche nach dem blauen Vogel begleiten?

Alle: (mit Ausnahme des Hundes und des Lichtes): Ja, ja, jawohl! Mein Hahn! Mein Trog! Mein Kamin! Meine Klappe!

Zauberin (zum Licht, das träumerisch die Scherben der zerbrochenen Lampe betrachtet): Und du Licht, was meinst du?

Licht: Ich werde die Kinder begleiten.

Der Hund (heult vor Freude): Ich auch! Ich auch!

Zauberin: So, das ist schön! Übrigens ist es zu spät, um den Rückzug anzutreten. Ihr habt keine Wahl mehr, ihr kommt alle mit uns. Aber du mein Feuer, komm niemandem zu nahe, du Hund, laß die Katze zufrieden, und du Wasser, halte dich rechts und gib acht, nicht überall hinzufließen.

(Verdoppelte, heftige Schläge an der Tür rechts.)

Tyltyl (horcht): Das ist der Vater! Diesmal steht er auf, ich höre seine Schritte.

Zauberin: Also ab, durchs Fenster. Ihr kommt alle zu mir, damit ich die Tiere und Elemente anständig kleide. (Zum Brot): Du Brot, trägst den Käfig, der für den blauen Vogel bestimmt ist... Du wirst ihn behüten! Rasch, rasch, verlieren wir keine Zeit.

(Das Fenster wird plötzlich nach unten zu länger, bis es einer Tür gleicht. Alle ab. Das Fenster nimmt seine ursprüngliche Form an und schließt sich, als ob nichts geschehen wäre. Das Zimmer ist wieder finster und die beiden Bettchen in Dunkelheit gehüllt. Die Türe rechts geht halb auf, in der Türspalte erscheinen die Köpfe von Vater und Mutter Tyl.)

Vater Tyl: 's ist nichts, 's ist bloß das Heimchen.

Mutter Tyl: Siehst du sie?

Vater Tyl: Gewiß sehe ich sie.... Sie schlafen friedlich!

Mutter Tyl: Ich höre ihren Atem!

(Die Türe geht wieder zu.)

Vorhang.

Zweiter Aufzug

Zweites Bild:

Bei der Fee.

Ein prächtiger Vorraum im Palast der Zauberin Berylune. Säulen aus hellem Marmor mit goldenen und silbernen Kapitälen, Treppen, Säulengänge, Geländer usw.

(Aus dem Hintergrund rechts treten ein, reich gekleidet: der Kater, der Zucker, das Feuer. Sie kommen aus einem lichterfüllten Raum: dem Ankleidezimmer der Zauberin. Der Kater ist im klassischen Gewand des gestiefelten Katers, der Zucker hat ein halb weißes, halb blaues Seidenkleid an, und das Feuer trägt einen karmoisinroten, goldgefütterten Mantel und als Kopfschmuck einen vielfarbigen Federbusch. Sie gehen über die ganze Bühne und kommen in den Vordergrund rechts, wo sie der Kater unter dem Säulengang aufstellt.)

Kater: Hierher! Ich kenne hier alle Schlupfwinkel.... Die Zauberin Berylune hat diesen Palast vom König Blaubart geerbt.... Während nun die Kinder und das Licht das Töchterchen der Zauberin besuchen, wollen wir uns unseren letzten Augenblick der Freiheit zu Nutzen machen.... Ich habe euch hier vereinigt, um mit euch die Lage, in die wir gekommen sind, zu besprechen. Sind wir vollzählig?

Zucker: Da kommt der Hund aus dem Ankleidezimmer der Zauberin.

Feuer: Wie hat sich denn der angetürkt?

Kater: Als Lakai Aschenbrödels.... Die Livree steht ihm am besten.... Eine Bedientenseele!... Ich glaube, wir tun besser, uns hinter der Balustrade zu verbergen.... Ich traue dem Kunden nicht... Es ist besser, er hört nicht, was ich euch zu sagen habe....

Zucker: Zu spät... Er hat von uns Wind bekommen... Da kommt auch das Wasser aus dem Ankleidezimmer... Schön ist die aber!

(Der Hund und das Wasser schließen sich der Versammlung an.)

Hund (springend): Da sind wir! Da! Sind wir schön? Nicht? Seht doch die Spitzen und die Stickereien. Alles Gold.... und echtes!

Kater (zum Wasser): Aha! Das wetterfarbene Kleid aus der „Eselshaut". Mir scheint, ich kenn es!

Das Wasser: Das steht mir noch am besten zu Gesicht.

Feuer (halblaut): Sie hat ihren Regenschirm vergessen!

Wasser: Wie meinen Sie?

Feuer: Nichts! Gar nichts!

Wasser: So? Na, ich glaubte, Sie sprechen von einer dicken roten Nase, die mir letzthin aufgefallen ist....

Kater: Streitet euch doch nicht unnütz herum. Wir haben besseres zu tun. Wir sind auch noch nicht vollzählig! Wo bleibt der Brotlaib?

Hund: Der wird mit der Wahl seines Kleides gar nicht fertig.

Feuer: Wirklich der Mühe wert! Mit dem dummen Gesicht und dem Schmerbauch!

Hund: Schließlich wählte er ein türkisches Gewand mit Edelsteinen, einen Pallasch und einen Turban.

Kater: Da kommt er! Er hat das schönste Gewand Blaubarts an.

(Das Brot tritt ein, in dem vorhin beschriebenen Kostüm. Das seidene Gewand schließt nur mit Mühe über seinem mächtigen Bauch. In einer Hand hält es den Knauf des Pallasch, der in seinem Gürtel steckt, in der anderen den für den blauen Vogel bestimmten Käfig.)

Brot (sich eitel in den Hüften wiegend): Nun? Wie findet ihr mich?

Hund (springt ums Brot herum): Schön ist der aber! Und dumm ist er! Schön! Schön! Schön!

Kater (zum Brot): Sind die Kinder angekleidet?

Brot: Jawohl, Herr Tyltyl wählte das Rosa Jäckchen, die braunen Strümpfe und die blauen Höschen des Däumlings, Fräulein Mytyl hingegen hat sich als Gretchen angetan und dazu die Schuhchen Aschenbrödels angezogen. Am schwersten ist es, das Licht einzukleiden.

Kater: Warum?

Das Brot: Die Zauberin fand es so schön, daß sie es überhaupt nicht anziehen wollte.... Da legte ich im Namen unserer Würde und unseres Standesbewußtseins als nützlicher und achtbarer Elemente Protest ein und erklärte, daß ich unter solchen Umständen verzichten müßte, mich mit der Dame öffentlich zu zeigen.....

Feuer: Man hätte ihr ja einen Lampenschirm kaufen können.

Kater: Nun, und die Zauberin, was sagte die dazu?

Brot: Sie gab mir einige Stockhiebe auf den Kopf und den Leib.

Kater: Und?

Brot: Ich ließ mich eines besseren belehren. Aber im letzten Augenblick entschied sich das Licht für ein mondscheinfarbenes Kleid, das sich im Koffer der Märchenrequisiten vorfand.

Kater: Genug geschwatzt. Die Zeit drängt... Es geht um unsere Zukunft. Ihr habt alle gehört, was die Zauberin gesagt hat. Das Ende dieser Reise bedeutet für uns gleichzeitig unser Lebensende... Es wird sich also darum drehen, dieses Unternehmen mit allen zu Gebote stehenden Mitteln in die Länge zu ziehen. Das ist aber noch nicht alles. Wir müssen auch an die Bestimmung unserer Art und das Schicksal unserer Nachkommen denken.

Brot: Bravo! bravo! Der Kater hat recht.

Kater: Hört mich an! Wir alle, die wir hier versammelt sind, Tiere, Gegenstände und Elemente, wir alle haben eine Seele, die der Mensch noch nicht kennt. Aus diesem Grund bleibt uns noch ein Rest von

Unabhängigkeit. Gelingt es ihm aber, den blauen Vogel zu finden, so wird er mit einem Male alles wissen, alles sehen und wir sind ihm dann ganz ausgeliefert..... Ich weiß es von meiner alten Freundin, der Nacht, die gleichzeitig Hüterin der Lebensgeheimnisse ist .... Es liegt demnach in unserem Interesse, mit allen Mitteln zu verhindern, daß der Vogel gefunden wird, selbst wenn wir dabei das Leben der Kinder aufs Spiel setzen müßten.

Hund (empört): Was sagt er? Sag's noch mal, wenn du's wagst.

Brot: Ruhe! Sie haben nicht das Wort! Ich bin hier der Vorsitzende.

Feuer: Wer hat Sie denn dazu ernannt?

Wasser (zum Feuer): Ruhe! Was geht das Sie an?

Feuer: Das geht mich schon an! Von Ihnen lasse ich mir keine Belehrungen gefallen!

Zucker (versöhnend): Gestatten Sie, streiten wir uns doch nicht herum .... Der Augenblick ist feierlich .... Es dreht sich in erster Linie darum, welche Maßregeln wir zu ergreifen haben ....

Brot: Ich stimme dem Zucker und dem Kater vollkommen bei.

Hund: Blödsinn! Ich bin für den Menschen! Man muß ihm gehorchen und tun, was er will! Das ist das einzig Wahre! Sonst ist mir alles gleich! Es lebe der Mensch! Mit Leib und Seele für den Menschen! Der Mensch ist unser Gott!

Brot: Ich teile vollkommen die Meinung des Hundes.

Kater (zum Hund): Ich bitte doch wenigstens zu begründen ....

Hund: Da ist nichts zu begründen. Ich liebe den Menschen, das genügt! Wenn Sie gegen ihn etwas im Schilde führen, werde ich Sie vor allem erwürgen und nachher dem Menschen alles erzählen ....

Zucker (unterbricht süßlich): Gestatten Sie einmal ... Verbittern wir uns nicht die Diskussion ... Von einem gewissen Standpunkt haben Sie ja beide recht ....

Brot: Ich teile vollkommen die Ansicht des Zuckers ....

Kater: Sind wir denn nicht alle, das Wasser und das Feuer und ihr selbst, Brot und Hund, Opfer einer namenlosen Tyrannei? Denkt doch der Zeiten, wo wir — vor Erscheinen des Despoten — frei auf dem Erdboden herumirren konnten, Wasser und Feuer waren die einzigen unumschränkten Herren der Welt. Und seht, was aus ihnen geworden ist! Was aber uns anbelangt, uns, die dürftigen Nachkommen der großen, wilden Tiere .... Achtung! Tun wir, als ob nichts los wäre ..... Ich sehe die Zauberin und das Licht herankommen. Das Licht hat sich zum Menschen geschlagen .... Es ist unser ärgster Feind .... Da kommen sie ....

(Eintretend von rechts, die Zauberin und das Licht, gefolgt von Tyltyl und Mytyl.)

Zauberin: Nun? Was soll das heißen? Was tuschelt ihr da in der Ecke? Ihr seht aus, wie eine Bande Verschwörer ... Es ist Zeit, aufzubrechen ... Ich habe das Licht zu eurem Oberhaupt ernannt ... Ihr werdet ihm gehorchen, als ob ich's selbst wäre ... Übrigens gebe ich ihm

meinen Zauberstab. Die Kinder werden heute abend ihre verstorbenen Großeltern besuchen .... Ihr werdet sie nicht begleiten, aus Zartgefühl ... Sie sollen den Abend im Kreise der verstorbenen ihrigen zubringen .... Inzwischen habt ihr Zeit, alles für die morgige Reise vorzubereiten, es wird ein langer Marsch ... Also auf! Jeder auf seinem Posten.

Kater (scheinheilig): Gerade habe ich es ihnen gesagt, Frau Zauberin .... Ich habe ihnen nahegelegt, gewissenhaft und tapfer ihre Pflicht zu erfüllen. Leider hat mich der Hund fortwährend unterbrochen.

Hund: Was sagt der? Wart einmal! (Will sich auf den Kater stürzen, wird aber von Tyltyl, der seine Absicht wahrgenommen, mit einer drohenden Geberde zurückgehalten.)

Tyltyl: Kusch Tylo! Nimm dich in acht, und wenn du noch ein einziges Mal ....

Hund: Mein kleiner Gott, du weißt ja nicht, er war's gerade, der ...

Tyltyl (drohend): Kusch!

Zauberin: Genug, genug! Das Brot wird den Käfig für heute Abend Tyltyl überlassen ... Es ist möglich, daß der blaue Vogel sich im Lande der Vergangenheit, bei den Großeltern verbirgt .... Allenfalls darf man nichts unversucht lassen ... Na, also Brotlaib, wo bleibt der Käfig?

Brot (feierlich): Einen Augenblick, Frau Zauberin, wenn's gefällig ist .... (Beginnt wie ein Redner zu perorieren.) Ihr alle seid Zeugen, daß dieser silberne Käfig, der mir anvertraut worden ist ....

Zauberin (unterbricht ihn): Genug! Keine Redensarten! Wir werden dort abgehen, während die Kinder hier ihren Weg nehmen werden ...

Tyltyl (besorgt): Ganz allein?

Mytyl: Ich habe Hunger!

Tyltyl: Ich auch.

Zauberin (zum Brot): Mach dein türkisches Kleid auf und gib ihnen ein tüchtiges Stück von deinem Bauch!

(Das Brot öffnet sein Kleid, ergreift den Pallasch und schneidet aus seinem Bauch zwei Schnitte, die es den Kindern anbietet.)

Zucker (sich den Kindern nähernd): Gestattet mir, euch gleich auch etwas Gerstenzucker zu geben! (Er bricht sich die Finger der linken Hand ab und reicht sie den Kindern.)

Mytyl: Was macht er denn? Er bricht sich ja alle Finger ab!

Zucker (einladend): Bitte nur zu versuchen, beste Qualität, unverfälschter Gerstenzucker.

(Mytyl saugt daran.)

Mytyl: Gott, ist der gut! Hast du viel davon?

Zucker (bescheiden): Jawohl, soviel ihr wollt!

Mytyl: Tuts weh, wenn du dir's so abbrichst?

Zucker: Absolut nicht! Im Gegenteil! Es ist sogar sehr bequem. Sie wachsen mir augenblicklich nach, und so halte ich meine Finger immer nett und sauber!

Zauberin: Kinder, nascht nicht so viel Zucker! Vergeßt nicht, daß Ihr ja bei den Großeltern zu Abend essen werdet.

Tyltyl: Sind sie denn hier?

Zauberin: Ihr werdet sie heut' sehen!

Tyltyl: Wieso denn? Sie sind doch tot!

Zauberin: Sie sind nicht tot, da sie doch in eurer Erinnerung leben. Die Menschen wissen dieses Geheimnis nicht, die wissen überhaupt sehr wenig. Während du, dank dem Diamanten, sehen wirst, daß die Toten, deren man gedenkt, ebenso glücklich leben, als wenn sie gar nicht tot wären ...

Tyltyl: Kommt das Licht mit uns?

Das Licht: Nein, es schickt sich besser, daß ihr unter euch seid ... Ich werde hier warten ... aus Zartgefühl ... Mich haben sie ja auch nicht eingeladen.

Tyltyl: Wo gehts denn hinaus?

Zauberin: Da hinaus! Ihr seid gerade an der Schwelle des Landes der Erinnerung. Sowie du den Diamanten gedreht hast, wirst du einen großen Baum sehen, mit einer Tafel dran, die dir zeigt, daß du angelangt bist ... Vergeßt aber ja nicht, daß ihr um $^3/_4$ 9 Uhr zurück sein müßt. Es ist von höchster Wichtigkeit. — Seid pünktlich. Alles wäre verloren, wenn ihr euch verspätet ...... Auf Wiedersehen! (Ruft den Hund, den Kater, das Licht usw.) Hierher! Hierher! Und die Kleinen dort hinaus! (Ab nach rechts, begleitet vom Licht, von den Tieren usw., während die Kinder nach links abgehen.)

Vorhang.

Drittes Bild:

Das Land der Erinnerung:

Dichter Nebel, aus dem rechts, ganz im Vordergrund eine mit einer Tafel versehene Eiche emportaucht. Milchiges, zerstreutes, undurchdringliches Licht.

(Tyltyl und Mytyl am Fuße der Eiche.)

Tyltyl: Da ist der Baum!

Mytyl: Mit der Tafel drauf!

Tyltyl: Ich kanns nicht recht ausnehmen. Wart' mal, ich steige auf die Wurzel .... Richtig! Da steht's ja: „Land der Erinnerung."

Mytyl: Fängt es hier an?

Tyltyl: Jawohl, da ist der Pfeil.

Mytyl: Wo sind denn aber Großvater und Großmutter?

Tyltyl: Hinter dem Nebel! Wir werden sie schon zu sehen bekommen!

Mytyl: Ich seh' aber nichts! Weder meine Hände, noch meine Füße .... (Weinerlich.) Mir ist kalt! Ich mag nicht weiter ... Ich will heim!

Tyltyl: Wein' doch nicht alleweil wie's Wasser ... Schämst du dich denn nicht? .... So ein großes Mädchen! Sieh, der Nebel steigt ... Gleich werden wir wissen, was dahinter ist.

(Der Nebel hat sich tatsächlich in Bewegung gesetzt, er wird leichter, heller, zerstreut sich und verdampft schließlich ganz. Bald darauf entdeckt man inmitten eines immer heller werdenden Lichtes, von Bäumen beschattet, eine fröhliche, ganz von Schlingpflanzen bedeckte Bauernhütte. Die Fenster und Türen sind weit offen. Unter einem Vordach Bienenkörbe, Blumentöpfe auf den Fensterbrettern, ein Käfig, mit einer darin schlafenden Amsel usw. Neben der Türe eine Bank auf der, in tiefem Schlaf versunken, ein altes Bauernpaar sitzt. Es sind dies die Großeltern Tyltyls.)

Tyltyl (sie plötzlich erkennend): Da sind ja Großvater und Großmutter.

Mytyl (schlägt in die Hände): Ja! ja! Da sind sie, da sind sie.

Tyltyl (etwas mißtrauisch): Achtung! Warten wir, bis sie sich bewegen. Verstecken wir uns hinter den Baum.

(Großmutter Tyl öffnet die Augen, hebt den Kopf in die Höhe, streckt sich, seufzt und sieht nach Großvater Tyl, der ebenfalls langsam aus seinem Schlaf erwacht.)

Großmutter Tyl: Mir ist so, als ob unsere Enkelkinder, die noch am Leben sind, uns heute besuchen würden.

Großvater Tyl: Jawohl, sie denken an uns. Mir ist ganz merkwürdig zu Mute und ich fühle wie Ameisen in den Beinen .....

Großmutter: Ich glaube, sie sind schon ganz nahe, denn die Freudentränen tanzen vor meinen Augen.

Großvater: Nein, nein, sie sind noch weit .... Ich fühle mich noch recht schwach.

Großmutter: Und ich sage dir, sie sind da. Ich bin auch schon ganz bei Kräften .....

Tyltyl und Mytyl (stürzen hinter dem Eichbaum hervor): Da sind wir! Da sind wir! Großväterchen! Großmütterchen! Wir sind's! Wir!

Großvater: Na! Siehst du! Was hab' ich gesagt? Ich war sicher, sie kommen.

Großmutter: Tyltyl! Mytyl! Du! Und sie auch! Alle beide! (versucht ihnen entgegen zu laufen.) Ich kann nicht laufen. Ich hab' immer noch das Zipperlein!

Großvater (versucht ihnen entgegen zu hinken): Ich kann auch nicht recht, wegen dem verdammten Holzfuß, den ich mir machen lassen mußte, als ich von der Eiche herabfiel.

(Großeltern und Kinder umarmen einander mit überströmender Zärtlichkeit.)

Großmutter: Bist du aber groß und stark geworden, Tyltyl!

Großvater (streichelt Mytyl die Haare): Und Mytyl, schau doch

her! Die schönen Haare! Die schönen Augen! Und wie sie duften!

Großmutter: Umarmt mich noch einmal und setzt euch auf meine Knie!

Großvater: Und ich gehe leer aus?

Großmutter: Nein, nein, ich zuerst.... Wie gehts Vater und Mutter Tyl?

Tyltyl: Sehr gut, Großmütterchen. Als wir fortgingen, schliefen sie!

Großmutter (die Kinder betrachtend und sie mit Zärtlichkeit überhäufend): Gott, sind sie schön und rein gewaschen! Hat dich Mutter gewaschen? Und kein Loch in den Strümpfen! Früher habe ich sie euch immer gestopft. Warum kommt ihr uns nicht öfters besuchen? Es ist uns eine so große Freude! Seit Wochen und Monaten vergeßt ihr an uns! Wir sehen keinen Menschen mehr!

Tyltyl: Wir konnten's ja nicht, Großmütterchen! Und nur Dank der Zauberin.....

Großmutter: Wir sind immer da und erwarten, daß uns die Lebenden einen kleinen Besuch abstatten... Sie kommer aber so selten.... Wann ward ihr denn zuletzt da.... Wann war's denn gleich? Richtig! Zu Allerheiligen, wie die Kirchenglocken geläutet haben.....

Tyltyl: Zu Allerheiligen? Da sind wir gar nicht ausgegangen, da hatten wir argen Schnupfen!

Großmutter: Natürlich, aber ihr habt an uns gedacht.....

Tyltyl: Jawohl!

Großmutter: Ja, seht ihr, jedesmal, wenn ihr an uns denkt, wachen wir auf und sehen euch.....

Tyltyl: Wie? Jedesmal, wenn — — — —

Großmutter: Natürlich, du weißt es doch!

Tyltyl: Aber nein, ich weiß es nicht.....

Großmutter (zu Großvater): Merkwürdig, die da oben wissen's noch immer nicht! Was lernen sie eigentlich in der Schule?

Großvater: Genau so wie anno dazumal, zu unserer Zeit!... Die Lebenden sind so dumm, sowie sie von den anderen zu reden anfangen.

Tyltyl: Schlaft ihr die ganze Zeit über?

Großvater: Jawohl, wir schlafen immerzu, bis uns das Gedenken der Lebenden aufwachen macht.... Ach! Es schläft sich so gut, wenn das Leben zu Ende ist ... Aber es ist auch ganz angenehm, von Zeit zu Zeit einmal aufzuwachen.....

Tyltyl: Also ihr seid nicht wirklich tot?

Großvater: Was sagst du? Tot? Das sind Ausdrücke, die wir nicht verstehen! Ist das ein neues Wort, eine neue Erfindung?

Tyltyl: Wie? Das Wort „tot"?

Großvater: Jawohl, was will das sagen?

Tyltyl: Das will sagen, daß man nicht mehr lebt.

Großvater: Sind die aber dumm!

Tyltyl: Geht's euch hier gut?

Großvater: Jawohl! Nicht schlecht! Und wenn man noch um uns beten würde....

Tyltyl: Vater sagt, es ist nicht mehr nötig, es ist schon so lange her..

Großvater: Doch! Doch! Beten heißt gedenken!.....

Großmutter: Alles das wäre sehr schön, wenn ihr uns öfters besuchen kämet. Erinnerst du dich, Tyltyl? Letztes Mal habe ich für dich einen schönen Apfelkuchen zurechtgemacht und du hast soviel davon gegessen, daß du Leibschmerzen bekamst.

Tyltyl: Aber ich habe ja seit einem Jahr keinen Apfelkuchen mehr gegessen!..... Heuer gibt es keine Äpfel.. ...

Großmutter: Red' nicht so dumm! Hier gibt es immer welche!

Tyltyl: Das ist aber doch nicht das gleiche!

Großmutter: Wie? Wieso ist's nicht das gleiche? Natürlich ist's das gleiche, wenn man einander doch umarmen kann.

Tyltyl (betrachtet nacheinander Großvater und Großmutter): Du hast dich gar nicht verändert, Großvater, gar nicht. Und Großmütterchen hat sich auch gar nicht verändert... Ihr seid nur viel schöner!

Großvater: Es geht uns aber auch nicht schlecht... Wir werden nicht mehr älter... Aber ihr, ihr schießt kräftig in die Höhe! Guck, da am Türpfosten sieht man noch die Einschnitte vom letzten Mal ... zu Allerheiligen! Da stell' dich hin!

Tyltyl (stellt sich gegen den Türpfosten): Vier Finger! Ungeheuer!

Mytyl (stellt sich ebenfalls gegen den Türpfosten): Und Mytyl viereinhalb. Ah! Das Unkraut! das Unkraut! Schießt das in die Höhe!

Tyltyl (sieht sich mit Entzücken im Kreise herum): Ist doch alles hier so nett und ordentlich! Aber viel schöner! Da ist die Uhr mit dem Zeiger, von dem ich ein Stück abgebrochen habe.

Großvater: Und die Suppenschüssel, der du eine Ecke abgestoßen hast. —

Tyltyl: Und da ist das Loch, das ich in die Türe gemacht habe, als ich den Bohrer fand.

Großvater: Ja, ja! Schöne Sachen hast du angestellt! Und da ist auch der Zwetschkenbaum, auf den du immer hinaufklettertest, wenn ich nicht da war. Du siehst, es sind noch immer schöne rote Pflaumen drauf...

Tyltyl: Ja, aber sie sind viel schöner!

Mytyl: Und da ist auch die alte Amsel. Singt sie noch immer?

(Die Amsel erwacht aus dem Schlaf und beginnt aus vollem Halse zu singen.)

Großmutter: Du siehst, sowie man an sie denkt....

Tyltyl (bemerkt mit Verwunderung, daß die Amsel blau ist): Sie ist blau! Da ist ja der blaue Vogel, den ich der Zauberin mitbringen soll. Und ihr habt mir nichts davon gesagt! Oh, ist der blau, ist der blau! Wie eine blaue Glaskugel. (Bittend.) Großväterchen, Großmütterchen, schenkt ihn mir, wollt ihr?

Großvater: Ja, wir wollen schon, vielleicht! Was denkst du, Mutter Tyl?

Großmutter: Natürlich! Natürlich! Was nützt sie uns hier... sie schläft fortwährend... Man hört niemals einen Ton....

Tyltyl: Ich tue sie in meinen Käfig.... Wo hab' ich ihn nur gleich gelassen, meinen Käfig? Richtig, unter dem Eichenbaum!

(Er läuft hinter den Baum, bringt den Käfig und tut die Amsel hinein.)

Tyltyl: Also ihr gebt sie mir? Wirklich und wahrhaftig? Wird die Zauberin aber zufrieden sein.... und erst das Licht....

Großvater: Ja, aber, weißt du, ich übernehme für den Vogel keine Verantwortung... Ich fürchte, er wird sich an das bewegte Leben da oben nicht mehr gewöhnen können.... Der erste gute Wind bringt ihn wieder hierher.... Na, man wird's ja sehen... Laß ihn hier... Komm, gehen wir die Kuh ansehen.

Tyltyl (bemerkt die Bienenkörbe): Und die Bienen, wie gehts ihnen?

Großvater: Nicht schlecht!... Die leben auch nicht mehr, wie Ihr da oben zu sagen pflegt..... Aber das hindert sie nicht, fest drauf los zu arbeiten.....

Tyltyl (sich den Körben nähernd): Oh ja! Das riecht nach Honig! Die Waben müssen ganz voll sein, schön sind aber diese Blumen! Und meine kleinen toten Schwesterchen, wo sind die?

Mytyl: Und die Brüderchen, die man begraben hat, wo bleiben sie? (Bei diesen Worten treten sieben Kinder von verschiedener Größe, immer kleiner werdend, wie eine Pansflöte, aus dem Haus.) Da sind sie! Sowie man an sie denkt, sowie man von ihnen spricht, sind sie schon da, die Racker!

(Tyltyl und Mytyl laufen den Kindern entgegen. Man pufft einander, küßt sich ab, man tanzt, wirbelt im Kreise herum und stößt Freudenschreie aus.)

Tyltyl: Sieh mal, Peterl! (Sie fassen einander an den Haaren.) Wir werden wieder raufen, wie seinerzeit... Da ist Robert!..... Guten Tag, Paulchen! Wo bleibt denn dein Kreisel? Da ist auch Hans, Pierette und Rickchen....

Mytyl: Rickchen! Rickchen! Die kraucht noch immer auf allen Vieren!

Großmutter: Ja, sie wird nicht mehr größer!

Tyltyl (bemerkt einen kleinen Hund, der neben ihnen bellt.): Sieh' mal her, da ist auch Kiki, dem ich mit Paulinens Scheer den Schweif abgeschnitten habe. Der hat sich auch nicht verändert.

Großvater (bedeutungsvoll): Hier verändert sich nichts!

Tyltyl: Und Paulchen, die noch immer ihren Pickel auf der Nase hat?

Großmutter: Den bringt sie nicht mehr fort. Da ist nichts zu machen.

Tyltyl: Wie gut sie alle aussehen! Dick und fett! Und die runden Wangen! So gut genährt.

Großmutter: Seitdem sie nicht mehr leben, gehts ihnen weit besser! Man braucht sich vor nichts mehr in acht zu nehmen, man ist niemals krank, niemals beunruhigt.....

(Man hört im Haus acht Uhr schlagen.)

Großmutter (verwundert): Was ist denn das?
Großvater: Ich weiß nicht! Wahrscheinlich die Uhr!
Großmutter: Unmöglich! Sie schlägt niemals!
Großvater: Weil wir nicht mehr an die Zeit denken! Hat jemand daran gedacht, wie spät es ist?
Tyltyl: Jawohl! Ich! Wieviel hats denn geschlagen?
Großvater: Meiner Seel' ich weiß nicht, ich bin's nicht mehr gewöhnt. Sie hat achtmal geschlagen. Es wird wohl das sein, was sie da oben acht Uhr nennen.
Tyltyl: Das Licht erwartet mich um $^{3}/_{4}$9 ... wegen der Zauberin .. Es ist höchst wichtig ... Ich muß fort!
Großmutter: Ihr werdet doch nicht vor dem Nachtessen fort wollen .... Rasch, rasch den Tisch gedeckt .... Ich habe gerade eine Krautsuppe gekocht und einen Pflaumenkuchen gebacken ....
(Sie tragen den Tisch heraus und decken ihn vor der Türe ... Dann bringen sie Teller, Bestecke usw. Alle helfen mit.)
Tyltyl: Schließlich eilt es nicht so ... Den blauen Vogel hab' ich ja .... und es ist schon so lange her, daß ich keine Krautsuppe gegessen habe. Seitdem ich auf der Reise bin. In den Gasthöfen gibt es das nicht!
Großmutter: So! Das wäre in Ordnung! Zu Tisch, Kinder ... Wenn ihr Eile habt, verlieren wir keine Zeit ...
(Inzwischen hat Großvater Tyl die Lampe angezündet und Großmutter die Suppe aufgetragen. Großmutter und Kinder setzen sich um den Tisch herum. Herumstoßen, Püffe, Gelächter und Freudengeschrei.)
Tyltyl (ißt gierig): Oh! ist die Suppe gut! Mein Gott, ist sie gut! Noch, noch! (Er schwenkt seinen Holzlöffel und schlägt damit auf den Tisch.)
Großmutter: Ruhe, Ruhe! Du bist noch immer so ungezogen. Gleich wirst du den Teller zerschlagen! .....
Tyltyl (sich auf seinem Schemel aufrichtend): Ich will noch Suppe, ich will noch Suppe .... (Er erreicht die Suppenschüssel und zieht sie an sich, sie fällt um, die Suppe fließt über den Tisch auf die Knie der Tischgenossen. Geschrei und Geheul der Verbrannten.)
Großmutter: Siehst du? Na, was hab' ich gesagt?
Großvater (verabreicht Tyltyl eine schallende Ohrfeige): So, da hast du!
Tyltyl (einen Augenblick außer Fassung gebracht, legt die Hand auf seine Backe, entzückt): Ja, ja, gerade so waren die Maulschellen, die du gabst, als du noch am Leben warst. O Großväterchen! Ist das gut, bekommt das aber gut! Ich muß dich umarmen.
Großvater: Schön! Schön! Es gibt noch welche, wenn es dir darum zu tun ist .....
(Die Wanduhr schlägt ½9.)
Tyltyl (springt auf): Halbneun! (Wirft den Löffel von sich.) Mytyl, es ist höchste Zeit!
Großmutter: Noch einen Augenblick! Es brennt ja nicht ...

Man sieht sich so selten .....

Tyltyl: Nein, nein, es muß sein. Das Licht ist so lieb zu uns .... Ich hab' ihm's versprochen ... Komm, Mytyl, komm ....

Großvater: Gott, was sind die Lebenden mit ihrer Eile und ihren ewigen Geschäften unausstehlich!

Tyltyl (nimmt den Käfig, küßt alle nacheinander, rasch ab): Adieu, Großvater, ... adieu Großmutter, adieu Brüderchen und Schwesterchen .... Peterl, Robert, Paulinchen, Madeleine, Rickchen und du auch, Kiki ... Ich fühle, daß wir nicht länger verweilen dürfen ... Weine nicht, Großmütterchen, wir kommen bald wieder ....

Großmutter: Kommt doch am Tage.

Tyltyl: Jawohl, so oft wir können.

Großmutter: Es ist doch unsere einzige Freude, wenn eure Erinnerung uns aufsucht.

Großvater: Wir haben keine anderen Zerstreuungen ....

Tyltyl: Rasch, rasch! Mein Käfig! Mein Vogel!

Großmutter (reicht ihm den Käfig): Da! Aber ich übernehme keine Verantwortung! Und wenn er nicht echtfarbig ist ....

Tyltyl: Adieu! Adieu!

Die Brüder und Schwester: Grüß Gott, Tyltyl! Adieu Mytyl! Denkt an den Gerstenzucker! Adieu! Kommt bald wieder!

(Alle schwenken die Taschentücher, während Tyltyl und Mytyl abgehen. Aber schon während der letzten Sätze hat sich der Nebel, wie wir ihn am Anfang des Aufzuges gesehen, wieder gebildet, die Stimmen werden immer unvernehmlicher und schließlich ist alles wieder in milchiges Weiß gehüllt, bis auf Tyltyl und Mytyl, die am Fuße der Eiche sichtbar bleiben.)

Tyltyl: Hierher Mytyl!

Mytyl: Wo bleibt das Licht?

Tyltyl: Ich weiß nicht! (Sieht nach dem Vogel im Käfig.) Schau! Der Vogel ist nicht mehr blau! Er ist jetzt schwarz!

Mytyl: Reich mir die Hand, Tyltyl. Ich habe Angst und es ist so kalt! .....

Vorhang.

Dritter Aufzug.

Viertes Bild.

Der Palast der Nacht. Weite, geräumige Halle, von ernster Pracht. Steif, metallisch und leichenhaft macht sie mit ihren Säulen, Architraven und Fliesen, mit ihren Ornamenten aus schwarzem Marmor, Gold und Ebenholz den Eindruck eines griechischen oder ägyptischen Tempels. Die Halle ist trapezförmig. Basaltene Stufen, welche die ganze Breite der Bühne einnehmen, teilen den Raum in Riesenterrassen, die sich allmählich gegen den Hintergrund erheben. Rechts und links zwischen den Säulen Türen aus dunkler Bronze, im Hintergrund eine Monumentalpforte aus Erz. Zerstreutes Licht, das seine Quelle ausschließlich im Glanze des Marmors und Ebenholzes hat, beleuchtet den Raum.

(Beim Aufgehen des Vorhanges sitzt die Nacht, eine Frau in schwarzen Kleidern, auf einer Stufe der zweiten Terrasse zwischen zwei Kindern, von denen eines, fast nackt, gleich Amor, in tiefem Schlaf versunken, lächelt, während das andere, von Kopf bis zu Fuß in Schleier gehüllt, aufrecht steht. Ein tritt rechts, vorne, der Kater.)

Die Nacht: Wer kommt da?

Der Kater (läßt sich erschöpft auf eine Marmorstufe nieder): Ich bin es, Mutter Nacht... Ich kann nicht mehr!

Die Nacht: Was hast du, mein Kind? Du bist bleich, abgemagert und kotig bis an den Schnurbart.... Hast du dich wieder einmal im Sturm und Schnee auf den Dächern herumgetrieben?

Der Kater: Wer denkt noch an Dachpromenaden! Es geht um unser Geheimnis! Es ist der Anfang vom Ende! Ich habe mich einen Augenblick fortgestohlen, um dich zu besuchen. Aber ich fürchte, es ist nichts mehr zu machen.

Die Nacht: Wie? Was ist denn geschehen?

Der Kater: Ich habe dir schon vom kleinen Tyltyl, dem Holzknechtssohn, und von dem wunderbaren Diamanten erzählt.... Er kommt hierher um den blauen Vogel!

Die Nacht: Noch hat er ihn nicht.

Der Kater: Wenn nicht irgendein Wunder geschieht, wird er ihn bald haben ——— Ja, also, es steht nämlich so: das Licht, das ihn führt und uns alle verrät, hat sich ganz zum Menschen geschlagen. Das Licht hat nun erfahren, daß der blaue Vogel, der wahre, der einzige, der im Tageslicht leben kann, sich hier versteckt, zwischen den blauen Traumvögeln, die sich von Mondstrahlen ernähren und sofort sterben, sowie sie die Sonne sehen... Das Licht weiß, daß es ihm verboten ist, die Schwelle deines Hauses zu übertreten. Aber es schickt die Kinder und da du den Menschen nicht verhindern

kannst, die Türen deiner Geheimnisse zu öffnen, weiß ich nicht, wie all das enden wird ...! Wie dem auch sei, gelingt es ihnen, den blauen Vogel zu erwischen, so bleibt uns nichts anderes übrig, als zu verschwinden.

Die Nacht: Mein Gott! Mein Gott! Was sind das für Zeiten! Keinen Augenblick Ruhe gönnt man mir. Seit einigen Jahren verstehe ich die Menschen nicht mehr! Wo wollen sie hinaus? Alles wissen? Ein gutes Drittel meiner Mysterien kennen sie schon, die Entsetzen haben Angst und wagen sich nicht mehr hinaus, meine Gespenster sind in die Flucht geschlagen, meine Krankheiten fühlen sich gar nicht wohl. —

Der Kater: Ich weiß, Mutter Nacht, die Zeiten sind hart, wir stehen beinahe ganz allein im Kampfe gegen den Menschen ... Aber ich höre ihre Schritte ... Ich sehe nur ein Heil: da es doch nur Kinder sind, muß man ihnen Angst einjagen, eine solche Angst, daß sie nicht darauf bestehen, die große Pforte im Hintergrunde zu öffnen, hinter der die Mondvögel herumfliegen ... Die Geheimnisse der anderen Höhlen werden genügen, um ihre Aufmerksamkeit abzulenken und sie zu erschrecken .....

Die Nacht (horcht auf ein Geräusch, das von draußen kommt): Was höre ich? Sind sie denn zahlreich?

Der Kater: Keine Bedeutung. Unsere Freunde, das Brot und der Zucker. Das Wasser ist nicht ganz wohl, und das Feuer kam nicht, weil es mit dem Licht verwandt ist. Alle sind auf unserer Seite, mit Ausnahme des Hundes. Aber es gab kein Mittel, ihn los zu werden .....

(Ein treten schüchtern von rechts vorne Tyltyl, Mytyl, das Brot, der Zucker und der Hund.)

Der Kater (läuft Tyltyl entgegen): Hieher, hieher, mein gnädiger Herr .... Ich habe die Nacht verständigt, sie ist entzückt, euch begrüßen zu können. Ihr müßt sie schon entschuldigen. Sie ist ein wenig leidend; deswegen konnte sie euch nicht entgegen gehen .....

Tyltyl: Guten Tag, Frau Nacht!

Die Nacht (verletzt): Guten Tag? Das verstehe ich nicht .... Sag' lieber „Gute Nacht" oder wenigstens „Guten Abend".

Tyltyl (gekränkt): Entschuldigen Sie ... ich wußte nicht .... (Deutet mit dem Finger auf die beiden Kinder): Sind das da Ihre beiden Buben? .. Sehr lieb sehen sie aus!

Die Nacht: Ja, das da ist der Schlaf.

Tyltyl: Warum ist er so rund?

Die Nacht: Weil er gut schläft.

Tyltyl: Und der andere, der sich versteckt? Warum hat er denn einen Schleier vor dem Gesicht? Ist er krank? Wie heißt er?

Die Nacht: Das ist der Bruder vom Schlaf ... Es ist besser, man nennt ihn nicht ....

Tyltyl: Warum?

Die Nacht: Er hat einen Namen, den man nicht gerne hört ... Aber reden wir lieber von etwas anderem ... Der Kater sagte mir, ihr seid hergekommen, um den blauen Vogel zu suchen.

Tyltyl: Jawohl, mit Ihrer gütigen Erlaubnis. Wollen Sie mir nicht sagen, wo er sich aufhält?

Die Nacht: Das weiß ich selber nicht, kleiner Freund! Ich weiß nur, daß er nicht hier ist... Ich habe ihn niemals gesehen....

Tyltyl: Das Licht sagte mir, er sei hier, das Licht weiß, was es redet.... Wollen Sie mir, bitte, Ihre Schlüssel geben?

Die Nacht: Aber, mein kleiner Freund, ich kann doch meine Schlüssel nicht dem Erstbesten anvertrauen... Das mußt du doch begreifen... Ich behüte alle Naturgeheimnisse, ich bin dafür verantwortlich, und ich darf niemandem die Schlüssel anvertrauen, besonders nicht einem Kinde....

Tyltyl: Sie haben nicht das Recht, sie dem Menschen zu verweigern, der danach verlangt. Ich weiß es ganz bestimmt.

Die Nacht: Wer hat dir's gesagt?

Tyltyl: Das Licht.

Die Nacht: Das Licht! Immer das Licht! Was geht all das das Licht an?

Der Hund: Soll ich sie ihr mit Gewalt abnehmen?

Tyltyl: Still! Sei ruhig und benimm dich anständig! (Zur Nacht): Beste Frau Nacht, geben Sie mir Ihre Schlüssel, bitte!

Die Nacht: Hast du wenigstens das Merkzeichen? Wo ist es?

Tyltyl (berührt sein Käppchen): Da, der Diamant!

Die Nacht (schickt sich ins Unvermeidliche): Na, denn also.... das da ist der Schlüssel, der alle Türen in dieser Halle aufschließt..... Widerfährt dir ein Unglück — um so schlimmer für dich.... Ich wasche meine Hände in Unschuld.

Das Brot (sehr beunruhigt): Ist Gefahr vorhanden?

Die Nacht: Gefahr! Ich selbst weiß nicht, wie es mir ergehen wird, wenn sich gewisse Bronzetüren über den Abgründen öffnen... In diesen Basalthöhlen, die den Saal umgeben, befinden sich alle Übel, alle Plagen, alle Krankheiten, alle Schrecken, alle Katastrophen, alle Geheimnisse, die seit Anfang der Welt das Leben bedrohen. Ich hatte genug Mühe, sie unter Beihilfe der Bestimmung unter Schloß und Riegel zu bringen, und ich kann euch versichern, daß ich nur mit großer Mühe unter diesen ruchlosen Gesellen Ordnung schaffe.... Übrigens weiß man ja zur Genüge, was geschieht, wenn einer davon frei wird und sich auf Erden breit macht....

Das Brot: Mein hohes Alter, meine Erfahrung und meine Ergebenheit machen aus mir den natürlichen Beschützer dieser beiden Kinder. Aus diesem Grunde, Frau Nacht, gestatte ich mir, an Sie eine ergebene Frage zu richten.

Die Nacht: Bitte!

Das Brot: Im Falle einer Gefahr... wo geht's am kürzesten hinaus?

Die Nacht: Flucht ist ausgeschlossen!

T y l t y l (nimmt die Schlüssel und beginnt die ersten Stufen empor zu steigen): Was verbirgt sich hinter dieser Bronzetüre?

Die Nacht: Ich glaube, die Gespenster. Es ist recht lange her, seitdem ich sie aufgesperrt habe und sie freiließ.

T y l t y l (steckt den Schlüssel ins Schlüsselloch): Wir werden ja sehen. (Zum Brot) Hast du den Käfig für den blauen Vogel?

Das Brot (zähneklappernd): Ich habe ja keine Angst, aber glaubst du nicht, es wäre vorteilhafter, nicht aufzusperren, sondern durchs Schlüsselloch zu sehen?

T y l t y l: Ich habe dich nicht um den Rat gefragt.

M y t y l (fängt plötzlich zu weinen an): Ich habe Angst! Wo ist der Zucker? Ich will nach Hause!

Der Zucker (dienstbeflissen und kriecherisch): Hier Frauchen! Weinen Sie nicht! Gleich breche ich mir einen Finger ab, damit Sie Gerstenzucker haben....

T y l t y l: Machen wir ein Ende....

(Er dreht den Schlüssel um und macht die Türe vorsichtig halb auf. Durch die Spalte dringen sofort fünf oder sechs Gespenster, seltsam und verschieden und zerstreuen sich nach allen Richtungen. Das Brot läßt erschreckt den Käfig fallen und verkriecht sich in eine Ecke, während die Nacht, die Gespenster verfolgend, Tyltyl zuruft:)

Die Nacht: Schnell! Schnell! Schließe die Türe! Sonst befreien sie sich alle und wir können sie nicht mehr einfangen. Sie langweilen sich da drinnen, seitdem die Menschen nicht mehr an sie glauben. (Sie läuft hinter den Gespenstern einher und versucht sie mit Hilfe einer aus Schlangen gebildeten Peitsche gegen die Tür ihres Gefängnisses zu jagen.) So helft uns doch! Hieher! Hieher!

T y l t y l (zum Hund): Hilf ihr doch, Tylo! Los, los!

Der Hund (springend und bellend): Ja, ja, ja!

T y l t y l: Und das Brot, wo bleibt es denn?

Das Brot (aus der Ecke): Hier! Ich bin an der Türe, um sie am Entweichen zu verhindern... (Da sich ein Gespenst nach der Seite wendet, flieht das Brot, was es die Beine tragen können, Schreckensschreie ausstoßend.)

Die Nacht (zu drei Gespenstern, die sie am Kragen gepackt hat): Hieher, ihr anderen! (Zu Tyltyl.) Mach' ein wenig die Türe auf. (Sie stößt die Gespenster in die Höhle.) So ist's recht! (Der Hund kommt mit den beiden anderen.) So, die auch noch! Jetzt haben wir sie alle! Hinein! Macht, daß ihr hineinkommt...! Ihr wißt ja, daß ihr nur am Allerheiligentage hinaus dürft. (Sie schließt die Türe.)

T y l t y l (geht zu einer zweiten Türe): Und hier? Was gibt es hier?

Die Nacht: Wozu das? Habe ich dir denn nicht gesagt, daß der blaue Vogel sich niemals hierher verirrt hat?... Na, wie du willst. Mach auf: wenn es dir Spaß macht.... Da drinnen sind nämlich die Krankheiten.....

Tyltyl (den Schlüssel ins Schloß steckend): Muß man sich beim Aufmachen in acht nehmen?

Die Nacht: Nicht der Mühe wert. Sie sind so artig, die armen Kleinen .... Sie sind recht unglücklich! Seit einiger Zeit macht ihnen der Mensch das Leben zu sauer ... Besonders seit Entdeckung der Mikroben! ... Mach' nur auf, du wirst ja sehen ....

(Tyltyl macht die Türe weit auf. Man sieht nichts erscheinen.)

Tyltyl: Kommen sie nicht?

Die Nacht: Ich hab' dir's ja gesagt ... Die meisten sind leidend und ganz mutlos ... Die Ärzte sind so grausam mit ihnen! ... Geh' doch einen Augenblick hinein, du wirst's ja sehen .... (Tyltyl verschwindet in der Höhle und erscheint einen Augenblick später wieder.)

Tyltyl: Der blaue Vogel ist nicht drinnen ... Aber Ihre Krankheiten sehen recht krank aus. Nicht einmal das Haupt haben sie erhoben ... (Eine einzige Krankheit in Pantoffeln, Schlafrock und Zipfelmütze, kommt aus der Höhle und beginnt im Saal herumzuspringen.)

Die Nacht: Erschrick' nicht! Das ist die kleinste, der Schnupfen ... Sie gehört zu denen, die man am wenigsten verfolgt, und der es daher am besten geht. (Sie ruft den Schnupfen.) Kommst, Kleine, zu früh! Wart', bis es Winter ist. (Hustend, niesend und pustend tritt der Schnupfen in die Höhle zurück, deren Türe von Tyltyl geschlossen wird.)

Tyltyl (an der nächsten Türe): Also jetzt da hinein ... Was gibt es drinnen?

Die Nacht: Nimm dich in acht! Da drinnen sind nämlich die Kriege. Sie sind gräßlicher und mächtiger denn je —— Gott weiß, was geschehen würde, wenn auch nur ein einziger entkäme! .... Glücklicherweise sind sie fettsüchtig und ungelenk ... halten wir uns alle bereit, die Türe zuzustoßen, während du einen Blick hineinwirfst.

(Tyltyl öffnet die Pforte unter unzähligen Vorsichtsmaßregeln, und läßt nur eine ganz kleine Spalte frei, die ihm erlaubt, einen Blick in die Höhle zu werfen. Mit einem Entsetzensschrei springt er zurück.)

Tyltyl: Rasch, rasch! Drückt zu! Sie haben mich gesehen! Sie kommen alle heran! Sie sprengen die Türe!

Die Nacht: Also, drückt doch! Was treibst denn du, Brotlaib? Fest! Sind die aber stark. Endlich! Sie geben nach. Es war aber höchste Zeit! Hast du gesehen?

Tyltyl: Ja, ja! Sie sind riesengroß und gräßlich. Die werden den blauen Vogel wohl nicht haben.

Die Nacht: Natürlich nicht! Sie würden ihn sofort fressen! Na, hast du nun genug? Du siehst, es ist nichts zu machen.

Tyltyl: Ich muß aber alles sehen. Das Licht hat es befohlen.

Die Nacht: Das hat leicht befehlen! Selber aber hat es Angst und bleibt schön zu Hause.

Tyltyl: Gehen wir zur nächsten Tür. Was ist denn drinnen?

Die Nacht: Die Schrecken und nächtliche Grauen sind hier eingeschlossen.

Tyltyl: Darf man die Türe öffnen?

Die Nacht: Ohne weiteres! Sie sind schön ruhig .... Genau wie die Krankheiten.

Tyltyl (macht die Türe mißtrauisch auf und wirft einen Blick in die Höhle): Sind sie denn nicht drinnen?

Die Nacht (sie blickt ebenfalls in die Höhle): Holla, ihr Finsternisse, was macht ihr denn? Kommt doch einen Augenblick heraus, es wird euch gut tun, ein wenig munter zu werden! Und die Schrecken ebenfalls .... Es ist nicht zu befürchten — —

(Einige Schrecken und nächtliche Grauen, verschleierte Frauen, erstere schwarz, die zweiten grünlich, kommen schüchtern zum Vorschein und verschwinden auf eine Bewegung Tyltyls hin wieder in der Höhle.)

Die Nacht: Seid doch nicht so feig .... Es ist ja nur ein Kind, es tut euch nichts zuleide .... (Zu Tyltyl.) Sie sind so schüchtern geworden ... mit Ausnahme der großen, die du im Hintergrunde siehst ....

(Tyltyl schaut in den Hintergrund der Höhle.)

Tyltyl: Oh! Sind die aber schrecklich!

Die Nacht: Sie sind angekettet .... Das sind nämlich die einzigen, die vor dem Menschen keine Angst haben ..... Schließe lieber die Türe, sonst könnten sie zornig werden.

Tyltyl (geht zur nächsten Türe): Sieh' da, diese ist dunkler ... Was ist da drinnen?

Die Nacht: Hinter dieser Türe verbergen sich mehrere Geheimnisse ...... Wenn es dir unbedingt darum zu tun ist, kannst du sie aufschließen und wir halten uns bereit, die Türe wieder zuzudrücken, wie wir es mit den Kriegen gemacht haben .....

Tyltyl (macht mit großer Vorsicht die Türe auf und steckt den Kopf durch die Spalte): O! Wie kalt ist's da drinnen! Meine Augen brennen mir! Rasch zu! Drückt fest! Drückt zu! (Die Nacht, der Hund, der Kater und der Zucker drücken die Türe zu.) O! Was ich da gesehen habe ....

Die Nacht: Was denn?

Tyltyl (bewegt): Ich weiß nicht recht, aber es war fürchterlich! Sie saßen alle da, wie augenlose Ungeheuer .... Wer ist denn der Riese, der mich packen wollte?

Die Nacht: Wahrscheinlich war es das Schweigen! Es behütet diese Türe ..... Also schrecklich war es? Du bist ganz blaß und du zitterst, wie Espenlaub ....

Tyltyl: Ich hätte nie geglaubt ... Nie habe ich so etwas gesehen ... Ich habe eiskalte Hände ....

Die Nacht: Wenn du fortmachst, kommt es noch viel schlimmer ....

Tyltyl (geht zur nächsten Türe): Und die hier? Ist es da drinnen auch so schrecklich?

Die Nacht: Nein! Hier gibt es allerlei! Sterne ohne Beschäftigung, meine eigenen Düfte, einige mir gehörende Schimmer, wie zum Beispiel Irrlichter, Leuchtkäfer, Johanniswürmchen, dann sind drinnen der Morgentau, der Nachtigallgesang usw.

Tyltyl: Sterne, Nachtigallgesang, da drinnen muß er sein!

Die Nacht: Schließ' auf, wenn du willst. All' das ist nicht sehr schreckhaft. (Tyltyl macht die Türe weit auf, sofort ergießen sich die Sterne, schöne junge Mädchen in schillernden, schimmernden Schleiern in den Saal und bilden auf den Stufen und um die Säulen anmutige Reigen, die von einer Art leuchtender Dämmerung beschienen werden. Ihnen schließen sich an die fast unsichtbaren Düfte der Nacht, die Johanniswürmchen, die Irrlichter, der durchsichtige Morgentau, während der Nachtigallgesang, der aus der Höhle herausströmt, den Saal mit seinen Tonwellen förmlich überschwemmt.)

Mytyl (schlägt entzückt in die Hände): O! Die schönen Damen!

Tyltyl: Wie sie schön tanzen!

Mytyl: Wie sie fein duften!

Tyltyl: Wie sie herrlich singen!

Mytyl: Was sind denn das für welche, die man fast gar nicht sieht?

Die Nacht: Das ist der Morgentau der Wälder und Auen ... Nun ist es aber genug. Die werden nie fertig. Wenn sie einmal zu tanzen anfangen, bringt sie der Teufel nicht mehr hinein. (Schlägt in die Hände.) Rasch, rasch, ihr Sterne! Es ist keine Zeit zum Tanzen .... Der Himmel ist bedeckt. Wolken ziehen auf ... Rasch hinein, sonst hol' ich den Sonnenstrahl!

(Wilde Flucht der Sterne, Düfte usw. in die Höhle, die zugeschlossen wird, gleichzeitig verstummt der Nachtigallengesang.)

Tyltyl (geht zur Pforte im Hintergrund): So, da wäre die große Mitteltür .....

Die Nacht (ernst): Schließe sie nicht auf ....

Tyltyl: Warum nicht?

Die Nacht: Weil es nicht erlaubt ist!

Tyltyl: Also dort drinn verbirgt sich der blaue Vogel. Das Licht hat es mir gesagt.

Die Nacht (mit mütterlicher Fürsorge): Hör mich an, mein Kind ... Ich war mit dir gut und gefällig ... Für niemanden habe ich noch das getan, was ich für dich getan habe. Ich habe dir alle meine Geheimnisse enthüllt. Ich habe dich sehr lieb. Mir tut es um deine Jugend leid, ich rede zu dir, wie eine Mutter. Hör' mich an, glaube mir, mein Kind, steh' ab, wag' dich nicht mehr vor, versuche nicht das Schicksal, laß' die Türe zu.

Tyltyl (schwankend): Aber weshalb denn?

Die Nacht: Weil ich nicht will, daß du zugrunde gehst ... Weil keiner von denen, die sie auch nur um eine Haaresbreite geöffnet, das Tageslicht wieder gesehen haben ... Weil, was man sich immer Gräuliches denken kann, weil alle Schrecken, alle Grauen, von denen man auf Erden spricht, nichts sind im Vergleich zum geringsten, das sich auf den Menschen stürzt, sowie sein Auge über das erste Grauen dieses namenlosen Abgrundes hinzu-

gleiten wagt.... Ja, wenn du darauf bestehst, trotz allem dich an dieses Tor zu wagen, werde ich dich bitten, zu warten, bis ich mich in meinen fensterlosen Turm eingeschlossen habe... Und nun ist es an dir, zu wählen und zu bestimmen.....

(Mytyl, in Tränen aufgelöst, stößt unartikulierte Angstschreie aus und sucht Tyltyl fortzuziehen.)

Brot (zähneklappernd): Tu' es nicht, mein kleiner gnädiger Herr! (Wirft sich auf die Knie.) Hab' Mitleid mit uns! Ich flehe dich auf den Knien... Du siehst ja... die Nacht hat recht. —

Der Kater: Du bringst unser aller Leben zum Opfer!

Tyltyl: Ich muß!

Mytyl (weinend, stampft mit den Füßen): Ich will nicht! Ich will nicht!

Tyltyl: Das Brot und der Zucker mögen Mytyl die Hand reichen und sich mit ihr in Sicherheit bringen... Ich schließe auf!

Die Nacht: Rette sich wer kann! Rasch, rasch! Es ist Zeit!

(Sie flieht.)

Das Brot (in wilder Flucht): Warte doch wenigstens, bis wir am anderen Ende des Saales sind!

Der Kater (flieht ebenfalls): Warte doch noch, warte....

(Sie verstecken sich hinter den Säulen am anderen Ende der Halle. Tyltyl bleibt mit dem Hunde allein bei der Monumentalpforte.)

Der Hund (vor verhaltener Angst schnaubend und röchelnd): Ich bleibe, ich bleibe... Ich habe keine Angst! Ich bleibe... Ich bleibe bei meinem kleinen Gott! Ich bleibe, ich bleibe!

Tyltyl: Das ist schön von dir, Tylo, das ist schön von dir! Wir zwei, wir halten stand! Und jetzt aufgepaßt!

(Er steckt den Schlüssel ins Schloß! Ein Schreckensschrei ertönt aus dem anderen Ende des Saales, wo sich die Flüchtigen versteckt haben. Kaum hat der Schlüssel die Türe berührt, da öffnen sich die beiden hohen breiten Flügel, gleiten nach beiden Seiten, verschwinden rechts und links in der Mauer und offenbaren plötzlich einen zauberhaften, wunderherrlichen, unsagbar schönen, von nächtlichem Schimmer umflossenen Blumengarten, in dem zwischen Sternen und Planeten, die alles, was sie berühren, in Licht baden, märchenhafte blaue Vögel, bis zu den Grenzen des Horizonts von Edelstein zu Edelstein, von Mondstrahl zu Mondstrahl harmonisch und in solcher Menge auf- und abfliegen, daß sie der Odem der himmelblauen Luft, das eigentliche Wesen des ganzen Gartens vorzustellen scheinen. Tyltyl steht geblendet, bestürzt mitten im Lichtmeer.)

Tyltyl: O, der Himmel! (Zu den Flüchtigen.) Kommt schnell! Da sind sie ja! Da sind sie! Sie sind es! Wir haben sie! Tausende von blauen Vögeln! Millionen! Millionen! Zu viel beinahe! Komm' Mytyl, komm Tylo! Kommt alle! Hilft mir. (Stürzt sich zwischen die Vögel.) Man hat alle

Hände voll! Sie sind nicht furchtsam! Sie fürchten uns nicht! Hierher! Hierher!

(Mytyl und die anderen kommen herbei. Sie treten alle in den blendenden Garten mit Ausnahme der Nacht und des Katers.)

Tyltyl: Seht her, es sind ihrer zu viel! Sie kommen mir in die Hände geflogen. Seht! Seht, sie essen Mondstrahlen! Mytyl, wo bist du? So viele blaue Vögel, so viele Federn, die herumfliegen, daß man nichts mehr sieht, Tylo, beiß' sie nicht! Tu' ihnen nichts! Tylo! Packe sie recht vorsichtig!

Mytyl (ganz von blauen Vögeln umhüllt): Ich habe schon sieben! Wie sie mit den Flügeln schlagen! Ich kann sie nicht halten!

Tyltyl: Ich auch nicht! Ich habe zu viel! Sie entkommen! Sie kommen wieder! Tylo hat auch welche! Sie werden uns noch in die Höhe heben, in den Himmel tragen. Kommt da hinaus! Das Licht erwartet uns! Es wird zufrieden sein! Hier hinaus, hier!

(Sie schlüpfen aus dem Garten, die Hände voll sich sträubender blauer Vögel, und durchqueren den ganzen Saal. Während die Azurvögel im Garten erschreckt herumfliegen, gehen sie rechts — wie sie gekommen sind — ab, gefolgt vom Brot und Zucker, die keine Vögel gefangen haben. — Es bleiben allein die Nacht und der Kater, sie gehen nach hinten und sehen ängstlich in den Garten.)

Die Nacht: Sie haben ihn nicht!

Der Kater: Nein! Ich sehe ihn, dort oben auf einem Mondstrahl. Sie haben ihn nicht erreichen können, er saß zu hoch oben .....

(Der Zwischenvorhang fällt. Gleich darauf treten vor den Vorhang gleichzeitig: von links das Licht, von rechts Tyltyl, Mytyl und der Hund in hastiger Eile und ganz von den gefangenen Vögeln bedeckt. Aber diese, leblos mit hängenden Köpfen, gebrochenen Flügeln, sind nur noch schlaffe Leichen.)

Das Licht: Nun, habt ihr sie?

Tyltyl: Jawohl, so viel wir haben wollten! Es sind tausende davon da! Da sind sie! Siehst du sie? (Sieht die Vögel, die er dem Licht reicht, an und bemerkt, daß sie tot sind.) Ja, aber ... sie leben ja nicht mehr! Was hat man ihnen denn zu leid getan? Na und die deinen, Mytyl? Die von Tylo auch! (Wirft zornig die Vogelleichen von sich.) Nein, das ist zu garstig! Wer hat sie denn erschlagen? Ich bin zu unglücklich. (Er verdeckt sein Gesicht mit den Händen, ein heftiges Schluchzen durchzittert seinen Körper.)

Das Licht (nimmt ihn mit mütterlicher Liebe in die Arme): Weine nicht mein Kind ... Derjenige, der am hellen Tag leben kann, ist dir eben entkommen. Der ist wo anders hin! Wir werden ihn schon wiederfinden.

Der Hund (betrachtet die toten Vögel): Darf man sie fressen?

(Alle ab nach links.)

Vorhang.

Fünftes Bild.

Der Wald.

Ein Wald. Nacht, Mondschein. Alte Bäume verschiedenster Art: Eine Eiche, eine Buche, eine Ulme, eine Pappel, eine Tanne, eine Zypresse, eine Linde, ein Kastanienbaum usw.

(Ein tritt der Kater.)

Der Kater (begrüßt die Bäume um ihn herum): Seid mir gegrüßt, ihr Bäume.

(Gemurmel im Laub): Sei gegrüßt.

Der Kater: Dieser Tag ist ein großer Tag. Euer Feind kommt, um eure geheimen Kräfte zu befreien und sich auf diese Weise euch auszuliefern... Es ist Tyltyl, der Sohn des Holzknechtes, der euch so viel Leid zugefügt hat... Er sucht den blauen Vogel, den ihr seit Anfang der Schöpfung vor dem Menschen verberget und der allein unser Geheimnis kennt. (Gemurmel im Laub.) Wie meint ihr? Ah so! Die Pappel hat was gesagt... Jawohl, er besitzt den Diamanten, der die Macht hat, unsere Seelen für einen Augenblick zu befreien; er kann uns den blauen Vogel mit Gewalt entreißen und dann sind wir dem Menschen in alle Ewigkeit auf Gnade und Ungnade ausgeliefert. (Gemurmel im Laub.) Wer spricht? Aha! Die Eiche! Wie gehts? (Gemurmel im Eichenlaub.) Immer verschnupft? Warum läßt du dich nicht von der Lakritze behandeln? Immer noch das verdammte Zipperlein? Glaub' mir, das kommt vom Moos.... Du tust dir viel zu viel davon auf die Füße.... Ist der blaue Vogel noch immer bei euch? (Gemurmel in den Blättern.) Wie? Jawohl, ja.... da gibt es kein Zögern... Er muß verschwinden.... (Gemurmel in den Blättern.) Wie? Jawohl, er kommt mit seiner kleinen Schwester... Sie muß ebenfalls sterben. (Gemurmel in den Blättern.) Jawohl, der Hund begleitet sie, es ist ganz unmöglich, ihn zu entfernen. (Gemurmel in den Blättern.) Wie meint ihr? Ha, bestechen? Ganz ausgeschlossen! Ich habe alles versucht. (Gemurmel in den Blättern.) Bist du es, Tannenbaum? Jawohl, halte vier Bretter bereit... Dann kommen noch das Feuer, der Zucker, das Wasser, das Brot... Sie sind alle auf unserer Seite, mit Ausnahme des Brotes, das ziemlich wetterwendisch ist... Das Licht allein hält zum Menschen. Aber es kommt nicht mit. Ich habe den Kleinen eingeredet, sie sollten sich fortstehlen, während es schläft... Die Gelegenheit ist einzig. (Gemurmel im Laub.) Ah! die Buche!... Du hast recht! Die Tiere müssen ebenfalls verständigt werden... Hat der Hase seine Trommel? Schön, dann soll er sofort alle Tiere zusammentrommeln... Da kommen sie...

(Man hört in der Ferne Trommelwirbel verklingen... Ein treten Tyltyl, Mytyl und der Hund.)

Tyltyl: Sind wir an Ort und Stelle?

Der Kater (stürzt unterwürfig, süßlich, dienstbeflissen den Kindern entgegen): Da bist du ja endlich, mein kleiner gnädiger Herr! Gut siehst du aus

und hübsch bist du heute abend!.... Ich bin vorausgeeilt, um dich anzumelden. Alles in Ordnung! Diesmal haben wir aber den blauen Vogel ganz bestimmt... Ich habe den Hasen hineingeschickt, um die wichtigsten Tiere zusammenzutrommeln.... Man hört ihre Schritte im dürren Laub... Hörst du? Sie sind ein wenig schüchtern und wagen nicht näher zu treten. (Man hört das Herannahen verschiedener Tiere, der Kuh, des Schweines, des Pferdes, des Esels usw. — Leise zu Tyltyl, ihn beiseite ziehend.) Aber warum hast du den Hund mitgenommen? Ich habe dir ja gesagt, er ist mit aller Welt verzankt, selbst mit den Bäumen... Ich fürchte, daß seine hassenswerte Anwesenheit alles in Frage stellt....

Tyltyl: Ich konnte ihn nicht loswerden. (Zum Hund drohend.) Willst du machen, daß du fortkommst, Scheusal!

Der Hund: Wer? Ich? Warum?.... Was habe ich getan?....

Tyltyl: Fort, sage ich! Man kann dich hier nicht brauchen, verstanden? Du langweilst uns!

Der Hund: Ich will ganz still sein! Ich folge von weitem.... Ich mache mich ganz klein... Soll ich mal auf den Hinterpfoten spazieren gehen?

Der Kater (leise zu Tyltyl): Und du läßt dir diesen Ungehorsam gefallen? Gib ihm doch einige Stockhiebe auf die Nase, er ist wirklich unausstehlich.

Tyltyl (schlägt den Hund): Das wird dich lehren, rascher zu gehorchen.

Der Hund (heulend): Au weh! Au weh! Au weh!

Tyltyl: Na, was sagst du jetzt?

Der Hund: Du hast mich geschlagen. Ich muß dich umarmen. (Umarmt Tyltyl mit überströmender Zärtlichkeit.)

Tyltyl: Genug... Schon gut! Mach, daß du fortkommst!

Mytyl: Nein, nein, ich will, daß er bleibt. Wenn er nicht da ist, fürchte ich mich so sehr.

Der Hund (springt vor Freude, wirft Mytyl beinahe zu Boden, indem er sie mit begeisterten und heftigen Liebkosungen überhäuft.) O! Das gute kleine Mädchen. Ist sie schön! Ist sie gut! Ich muß sie abküssen! Noch einmal, noch einmal, noch einmal, noch einmal!

Der Kater: So ein Idiot! Na, wir werden ja sehen.... Verlieren wir keine Zeit.... Drehe den Diamanten!

Tyltyl: Wo muß ich stehen?

Der Kater: Da in diesem Mondstreifen. Da siehst du besser! So, und jetzt dreh' schön langsam....

(Tyltyl dreht den Diamanten. Ein langes Zittern geht durch Laub und Äste. Die ältesten und größten Stämme spalten sich in der Mitte und lassen die Seele des Baumes, die sie einschließen, entweichen. Diese Seelen unterscheiden sich voneinander, je nach der Art und dem Wesen der einzelnen Bäume. Die Seele der Ulme z. B. ist eine Art engbrüstiger, ungeschlachter, bäuchiger Zwerg; diejenige der Linde ruhig, zutraulich, jovial; diejenige der Buche elegant und beweglich; diejenige der

Birke weiß, zurückhaltend, unruhig; diejenige der Weide verwachsen, verstört, weinerlich; diejenige der Tanne lang, ausgemergelt, schweigsam; diejenige der Kastanie eingebildet, gedenhaft; diejenige der Pappel heiter, geschmeidig, geschwätzig. Die einen kommen langsam aus ihren Stämmen, verschlafen, dehnen sich, wie nach einer jahrhundertelangen Gefangenschaft, die anderen sind mit einem Satz draußen, lebhaft, geschäftig. Alle bilden um die Kinder einen Halbkreis, sich möglichst in der Nähe des Baumes haltend, dem sie entstammen.

Der Pappelbaum (kommt als erster, aus Leibeskräften schreiend): Menschen, kleine Menschen! Man wird mit ihnen reden können. Das Schweigen ist zu Ende! Zu Ende! Woher kommen sie? Wer ist's? Wer sind sie? (Zum Lindenbaum, der ruhig, seine Pfeife rauchend, herauskommt.) Kennst du sie, Gevatter Lindenbaum?

Der Lindenbaum: Ich kann mich nicht erinnern, sie jemals gesehen zu haben!

Der Pappelbaum: Doch, doch! Du kennst ja alle Menschen, du bist immer um ihre Häuser herum.

Der Lindenbaum (betrachtet die Kinder): Nein, ich versichere dir, nein! Ich kenne sie nicht.... Sie sind noch zu jung. Gut kenne ich nur die Liebespaare, die mich bei Mondenschein besuchen, oder die Zecher, die in meinem Schatten einander zutrinken.

Der Kastanienbaum (verletzt, klemmt sein Monokle ins Auge): Was ist denn das? Gesindel?

Der Pappelbaum: Na, wissen Sie, Herr Kastanienbaum, seitdem Sie die Promenaden der Großstädte schmücken, glauben Sie was extra zu sein.

Der Weidenbaum (in Holzschuhen, ächzend): Mein Gott, mein Gott! Da kommen sie schon wieder, schneiden mir Kopf und Beine ab, um daraus Reisig zu machen.

Der Pappelbaum: Still! Da kommt der Eichenbaum aus seiner Behausung. Er sieht heute Abend recht leidend aus. Findet ihr nicht, daß er alt wird? Wie alt mag er wohl sein? Die Tanne meint 4000 Jahre. Aber ich glaube, sie übertreibt. Achtung, er wird uns über alles aufklären.

(Der Eichenbaum kommt langsam vorwärts. Er ist fabelhaft alt, sein Haupt ist von Misteln gekrönt, er trägt ein langes mit Moos und Flechten verbrämtes Gewand. Er ist blind, sein weißer Bart fliegt im Winde. Mit einer Hand stützt er sich auf einen Knotenstock, mit der anderen auf eine junge Eiche, die ihm als Führer dient. Der blaue Vogel sitzt auf seiner Schulter. Bei seinem Herannahen entsteht eine achtungsvolle Bewegung, die anderen Bäume machen ihm Platz und verneigen sich.)

Tyltyl: Er hat den blauen Vogel! Rasch, rasch! Hierher! Gib ihn mir!

Die Bäume: Ruhe!

Der Kater (zu Tyltyl): Nimm den Hut ab, es ist der Eichenbaum!

Der Eichenbaum (zu Tyltyl): Wer bist du?

Tyltyl: Ich bin Tyltyl, mein Herr! Wann bekomme ich den blauen Vogel?

Der Eichenbaum: Tyltyl, der Sohn des Holzknechtes?

Tyltyl: Jawohl, mein Herr!

Der Eichenbaum: Dein Vater hat uns viel zu leid getan.... In meiner Familie allein hat er 600 meiner Söhne umgebracht, 475 Onkel und Tanten, 1200 Vettern und Basen, 380 Schwiegertöchter und 12 000 Urenkel.

Tyltyl: Ich weiß nicht... Er wird's nicht absichtlich getan haben.

Der Eichenbaum: Was willst du hier und warum hast du unsere Seelen aus ihren Heimstätten gelockt?

Tyltyl: Bitte, entschuldigen Sie, daß ich Sie gestört habe.... Der Kater sagte mir, Sie wollten uns verraten, wo sich der blaue Vogel verbirgt.

Der Eichenbaum: Ja, ich weiß, du suchst den blauen Vogel, das heißt das große Geheimnis der Dinge und des Glückes, damit die Menschen unsere Sklaverei noch härter gestalten können....

Tyltyl: Aber nein! Ich brauche ihn bloß für das kleine kranke Mädchen der Zauberin Berylune.....

Der Eichenbaum (ihm Schweigen gebietend): Genug! Wo bleiben die Tiere? Wo sind sie? All' das geht sie genau so an, wie uns. Wir Bäume wollen für die strengen Maßregeln, die wir ergreifen werden, nicht allein die Verantwortung tragen. An dem Tage, wo der Mensch erfährt, daß wir das, was wir vorhaben, vollbracht, wird er fürchterliche Wiedervergeltung üben... Es ist also notwendig, daß wir einig sind, damit unser Schweigen verbürgt sei.....

Der Tannenbaum (sieht über die anderen Bäume hinweg): Da kommen die Tiere... Sie folgen dem Hasen... Da ist die Seele des Pferdes, des Stiers, des Ochsen, der Kuh, des Wolfes, des Schafes, des Schweines, des Hahnes, der Ziege, des Esels, des Bären....

(Ein treten der Reihe nach, wie sie der Tannenbaum ankündigt, die Seelen der Tiere, sie setzen sich zwischen Bäume, mit Ausnahme der Seele der Ziege, die herumstreift, und der Seele des Schweines, das in den Wurzeln herumwühlt.)

Der Eichenbaum: Sind wir vollzählig?

Der Hase: Die Henne konnte ihre Eier nicht im Stiche lassen, der Hirsch hatte Hornschmerzen, der Fuchs ist leidend — da ist das ärztliche Zeugnis! Die Gans hat nicht verstanden, um was es sich handelt, und der Truthahn wurde zornig....

Der Eichenbaum: Dieses Nichterscheinen ist höchst bedauerlich. Nichtsdestoweniger sind wir in genügender Anzahl versammelt... Ihr wißt, meine Brüder, worum es sich handelt. Dieses Kind da kann sich dank einem den irdischen Mächten entwendeten Talisman in den Besitz des blauen Vogels setzen und uns auf diese Weise das Geheimnis, das wir seit Uranfang des Lebens bewahren, entreißen.... Wir kennen aber den Menschen viel zu genau, um auch nur einen Augenblick im Unklaren darüber

zu sein, was für ein Schicksal uns erwartet, wenn er einmal im Besitze des Geheimnisses ist. Deswegen scheint es mir, daß jedes Zögern ebenso dumm, wie frevelhaft wäre ... Der Augenblick ist gefahrvoll, der Knabe da muß verschwinden, bevor es zu spät ist....

Tyltyl: Was sagt er?

Der Hund (um den Eichenbaum herumschleichend und die Zähne fletschend): Sieh' dir mal meine Zähne an, alter Mummelgreis!

Die Buche: Er insultiert den Eichenbaum!

Der Eichenbaum: War's der Hund? Hinaus mit ihm! Wir können keinen Verräter dulden.

Der Kater (leise zu Tyltyl): Tu den Hund weg ... Es ist nur ein Mißverständnis ... Laß mich nur machen ... Ich bringe alles wieder ins Geleise .... Aber tu ihn möglichst rasch fort.

Tyltyl (zum Hund): Willst du machen, daß du fortkommst!

Der Hund: Laß mich doch seine Moospantoffel zerfetzen, dem alten Podagristen, das wird lustig!

Tyltyl: Still! Kusch! Fort, Scheusal!

Der Hund: Schön, schön, ich geh' schon! Ich komme wieder, wenn du meiner bedarfst.

Der Kater (halblaut zu Tyltyl): Es wäre vielleicht vorsichtiger, ihn anzuketten, sonst macht er Dummheiten. Die Bäume geraten in Zorn und das kann ein schlimmes Ende nehmen.

Tyltyl: Ja, aber wieso? Ich habe seine Leine verloren.

Der Kater: Da kommt gerade der Epheu mit starken Stricken versehen.

Der Hund (knurrend): Ich komme wieder! Ich komme wieder! Gichtgreis, Keuchhusten du! Ausgemergeltes Gesindel, altes Wurzelwerk! Und der Kater führt sie alle an! Dem zahl' ich's aber noch heim! Was tuschelst du — Judas. Tiger, Verräter! Wau, wau, wau!

Der Kater: Du siehst, er beschimpft alle Welt.

Tyltyl: Ja, er ist unausstehlich. Man hört nicht sein eigenes Wort. Herr Epheu, wollen Sie ihn anbinden?

Der Epheu (nähert sich vorsichtig dem Hund): Beißt er nicht?

Der Hund (brummend): Im Gegenteil! Im Gegenteil! Abküssen wird er dich! Wart nur, du wirst es schon sehen! Komm' nur, altes Schnurzeug!

Tyltyl (droht mit dem Stock): Tylo!

Der Hund (kriecht schweifwedelnd zu Tyltyls Füßen): Was soll ich tun, mein kleiner Gott?

Tyltyl: Dich flach hinlegen! Gehorche dem Epheu! Laß dich binden, oder ....

Der Hund (immerfort knurrend, während der Epheu ihn bindet): Galgenstrick, Schweinekette! Sieh doch, mein kleiner Gott, er zerschneidet mir die Pfoten, er erwürgt mich.

Tyltyl: Um so schlimmer für dich! Sei still! Du bist unausstehlich!

Goya
Porträt eines jungen Mannes.

Der Hund: Na, ja, aber du hast wirklich Unrecht! Die führen Schlimmes im Schilde. Mein kleiner Gott, nimm dich in acht! Er stopft mir das Maul zu! Ich kann nicht mehr reden!

Der Epheu (hat den Hund zusammengeschnürt wie einen Ballen): Wo soll ich mit ihm hin? Ich hab' ihn ordentlich geknebelt. Er gibt auch keinen Ton von sich!

Der Eichenbaum: Man binde ihn fest an eine meiner Wurzeln... Wir werden dann weiter sehen. (Der Epheu trägt mit Hilfe des Pappelbaumes den Hund hinter die Eiche.) Ist's jetzt in Ordnung? So, nun sind wir diese Lästerzunge los und wir können laut Recht und Wahrheit verhandeln.... Ich bin, ich verhehle es euch nicht, tief und schmerzlich bewegt.... Zum erstenmal ist es uns gegeben, den Menschen zu richten und ihn unsere Gewalt fühlen zu lassen. Nach all dem Leid, das er uns zugefügt hat, nach den ungeheuerlichen Ungerechtigkeiten, die wir durch ihn erdulden mußten, dürfte über den Urteilspruch, der ihn erwartet, kein Zweifel mehr herrschen...

Alle anderen Bäume und Tiere: Nein! nein! Kein Zweifel! Aufhängen! Zu viel Unrecht! Er hat zu sehr seine Macht mißbraucht! Das dauert zu lange! Man zerschmettere ihn. Man fresse ihn auf! Sofort! Sofort!

Tyltyl (zum Kater): Was haben sie denn? Sind sie unzufrieden?

Der Kater: Beunruhige dich nicht! Sie sind ein wenig böse, weil der Frühling zu spät kommt. Laß mich nur machen, ich bringe schon alles ins Geleise.

Der Eichenbaum: Diese Einmütigkeit war vorauszusehen... Es handelt sich jetzt darum, und zwar, um Wiedervergeltung zu vermeiden, festzustellen, welche Todesart am praktischsten, am bequemsten, am rascheſten und am sichersten sein wird. Eine Todesart, die am wenigsten geeignet ist, verräterische Spuren zu hinterlassen, wenn die Menschen die kleinen Leichen im Wald auffinden.

Tyltyl: Was heißt denn das? Wo wollen sie hinaus? Nun hab' ich aber genug! Da er doch den blauen Vogel hat, soll er ihn hergeben.

Der Stier (vortretend): Das Beste und Praktischste wäre ein tüchtiger Stoß mit dem Horn in den Magen. Soll ich los gehen?

Der Eichenbaum: Wer spricht?

Der Kater: Der Stier!

Die Kuh: Er täte besser, still zu sein! Ich mische mich nicht in Angelegenheiten, die mich nichts angehen. Das ganze junge Gras, das man dort im Mondlicht in der Ebene sieht, habe ich noch abzuweiden.... Ich habe viel zu viel zu tun....

Der Ochse: Ich auch! Übrigens unterschreibe ich alles im voraus.

Der Buchenbaum: Ich biete meinen höchsten Ast, hängt sie daran auf.

Der Epheu: Ich die Schlinge.

Der Tannenbaum: Und ich die Bretter für die kleine Kiste.

Die Zypresse: Und ich ein Ehrengrab.

Der Weidenbaum: Das beste wäre, man ertränkt sie in einem meiner Bäche — ich nehm's auf mich!

Der Lindenbaum (versöhnlich): Aber, aber ... Muß man denn immer gleich zum äußersten greifen? Sie sind noch so jung ... Man könnte sie unschädlich machen, indem man sie in ein Gehege sperrt, das ich gerne herstellen will; ich pflanze mich einfach um sie herum.

Der Eichenbaum: Wer spricht so? Mir scheint, ich erkenne die honigsüße Stimme des Lindenbaumes!

Der Tannenbaum: In der Tat. Wir haben also unter uns einen Verräter, genau wie die Tiere!

Der Eichenbaum: Bis jetzt haben lediglich die Obstbäume nicht mitgetan. Aber das sind eigentlich gar keine richtigen Bäume.

Das Schwein (rollt seine kleinen gefräßigen Augen): Ich denke, man frißt zuerst das kleine Mädchen ... Was muß die zart sein!

Tyltyl: Was sagt er? Wart' einmal, du ....

Der Kater: Ja, ich weiß nicht, was sie alle haben. Aber die Sache sieht mir nicht geheuer aus.

Der Eichenbaum: Still! Es handelt sich darum, wem die Ehre zufallen wird, den ersten Streich zu führen, wer von unseren Wipfeln die große Gefahr abwenden wird, die wir seit Geburt des Menschen laufen.

Der Tannenbaum: Dir, unserem Patriarchen, unserem König, gebührt diese Ehre ....

Der Eichenbaum: Wer spricht? Tannenbaum? Wehe! Ich bin zu alt! Ich bin blind, gichtbrüchig .... Und meine steifen Arme gehorchen mir nicht mehr .... Nein, dir, mein Bruder, der du immer grün, immer aufrecht bist, dir, der du die meisten dieser Bäume zur Welt kommen sahst, fällt statt meiner unsere Befreiung zu.

Der Tannenbaum: Ich danke dir, ehrwürdiger Vater. Aber da ich schon die Ehre haben werde, die beiden Opfer zu begraben, fürchte ich den gerechten Neid meiner Brüder. Aber ich glaube, daß nach mir niemand eine bessere Keule führt, niemand würdiger ist, wie der Buchenbaum.

Der Buchenbaum: Ich bin wurmstichig und meine Keule ist unverläßlich ... Aber Ulme und Zypresse haben gewaltige Waffen.

Der Ulmenbaum: Wie gerne möchte ich. Aber ich halte mich kaum aufrecht ... Ein Maulwurf hat mir heute Nacht die große Zehe verletzt.

Die Zypresse: Ich bin bereit. Aber wie mein Bruder der Tannenbaum, werde ich die Ehre haben, wenn schon nicht die Opfer zu begraben, so doch wenigstens auf ihrem Grabe zu weinen ... Und das hieße zu viel an sich reißen. Beauftragt doch die Pappel!

Der Pappelbaum: Ich? Wo denkt ihr hin? Mein Holz ist zarter als die Haut eines Kindes. Und dann weiß ich nicht, wie mir ist, ich habe Schüttelfrost ... Seht doch meine Blätter ... Ich werde mich wohl heute Morgen vor Sonnenaufgang verkühlt haben ...

Der Eichenbaum (entrüstet): Angst habt ihr vor den Menschen! Selbst diese kleinen, schutzlosen Kinder flößen euch jenes geheimnisvolle Grauen ein, das uns stets zu Sklaven gemacht hat. Aber nein! So soll es nicht enden! Die Stunde kommt nicht wieder, und ich selbst — allein, alt, gichtbrüchig, blind und zitternd — will mich dem Erbfeind entgegenstellen. Wo ist er? (Mit seinem Stab tappend, rückt er gegen Tyltyl.)

Tyltyl (zieht sein Messer aus der Tasche): Hat er's auf mich abgesehen, der Alte da, mit seinem dicken Stecken?

(Beim Anblick des Messers stoßen alle übrigen Bäume einen Angstschrei aus und halten den Eichenbaum zurück.)

Die Bäume: Das Messer! Achtung! Das Messer!

Der Eichenbaum (sucht sich zu befreien): Laßt mich! Was liegt mir daran! Messer oder Beil... Wer hält mich zurück? Alle seid ihr da? Wie, ihr wollt alle...? (Wirft den Stab von sich.) Also, sei es! Schmach über uns! Mögen die Tiere für unsere Befreiung sorgen.

Der Stier: So ist's recht! Ich nehm's auf mich! Und mit einem einzigen Stoß....

Der Ochs und die Kuh (halten ihn am Schweif zurück): Was geht das dich an? Mach' doch keine Dummheiten! Schlimme Sache! Es wird schief enden und dann sind wir an allem schuld. Laß doch die wilden Tiere machen.

Der Stier: Nein, nein, mich geht es an! Wartet nur! Haltet mich doch zurück, sonst gibt es ein Unglück.

Tyltyl (zu Mytyl, die schrille Angstschreie ausstößt): Hab' keine Angst! Stelle dich hinter mich, ich habe mein Messer....

Der Hahn: Tapfer ist aber der Kleine!

Tyltyl: Also, abgemacht, ihr wollt mit mir anbinden?

Der Esel: Aber natürlich, mein Junge. Lang hat es gebraucht, bis du es bemerkt hast.

Das Schwein: Du kannst dein Gebet aufsagen, dein Stündlein hat geschlagen. Und verstecke nicht das kleine Mädchen, ich möchte meine Augen an ihm weiden... Sie fresse ich zuerst!

Tyltyl: Was habe ich euch getan?

Das Schaf: Nichts mein Junge! Meinen kleinen Bruder hast du gefressen, meine beiden Schwestern, meine drei Onkel, meine Tante, dann Großvater und Großmutter. Wart nur! Wenn du erst am Boden liegst, wirst du sehen, daß ich auch Zähne habe....

Der Esel: Und ich Hufe!

Das Pferd (stolz wiehernd): Ihr werdet eure blauen Wunder erleben. Soll ich ihn mit meinen Zähnen zerfetzen oder ihn mit einem einzigen Fußtritt niederschmettern?

(Stolz und großartig geht das Pferd auf Tyltyl los, der sich ihm mit erhobenem Messer entgegenstellt. Plötzlich wird das Pferd von wilder Angst ergriffen, wendet Tyltyl den Rücken und galoppiert davon, was es die Beine tragen können.)

Nein! O nein! Das ist nicht gerecht! So haben wir nicht gewettet. Er verteidigt sich.

Der Hahn (kann seine Bewunderung nicht verbergen): Na, der Kleine hat aber Blut in den Adern.

Das Schwein (zum Bären und zum Wolf): Greifen wir alle zusammen an. Ich decke euer Hintertreffen. Wir werfen sie um, und wenn das kleine Mädchen einmal zu Boden ist, verteilen nir sie....

Der Wolf: Lenkt ihre Aufmerksamkeit ab.... Ich will ihn von hinten angreifen. (Er umgeht Tyltyl, greift ihn von hinten an und wirft ihn halb zu Boden.)

Tyltyl: Judas! (Richtet sich auf einem Knie auf, schwingt sein Messer und deckt mit seinem Leibe Mytyl, die Verzweiflungsschreie ausstößt. So wie sie ihn zu Boden sehen, kommen alle Bäume und Tiere heran und suchen ihn zu erreichen. Verzweifelt ruft Tyltyl um Hilfe.) Hierher! Hierher! Zu Hilfe! Tylo! Tylo! Wo bleibt der Kater? Tylo! Tylette! Zu Hilfe! Zu Hilfe!

Der Kater (scheinheilig, abseits): Ich kann nicht! Ich habe mir die Pfote verstaucht!

Tyltyl (pariert die Hiebe und verteidigt sich, so gut er kann): Hierher! Tylo! Tylo! Ich kann nicht mehr! Es sind ihrer zu viele! Der Bär, das Schwein! Der Wolf! Der Esel! Die Tanne! Die Buche! Tylo! Tylo! Tylo!

(Die gesprengten Fesseln einherschleppend, springt der Hund hinter der Eiche hervor, die Bäume und Tiere durcheinanderwerfend, wirft sich vor Tyltyl und verteidigt ihn verzweifelt.)

Der Hund (um sich herumbeißend): Da bin ich, mein kleiner Gottt da bin ich! Fürchte nichts! Ich habe noch gute Zähne! Da nimm, Bärenvieh, das ist für deinen dicken Hintern! Wer verlangt noch? Da ist was für das Schwein, das für das Pferd und das da für den Schwanz des Stieres. So ist's recht. Ich habe dem Buchenbaum ein Loch in die Hose gebissen und der Eiche den Rock zerfetzt! Die Tanne nimmt Reißaus! Heiß ist's aber!

Tyltyl (überwältigt): Ich kann nicht mehr! Die Zypresse hat mir einen Hieb auf den Kopf versetzt.

Der Hund: Au! Ich habe eins von der Weide abgekriegt. Meine Pfote ist hin.

Tyltyl: Sie rücken wieder an! Alle vereint! Diesmal ist es der Wolf!

Der Hund: Laß mich ihn nur kriegen.

Der Wolf: Tölpel! Du bist doch unser Bruder, seine Eltern haben deine Kleinen ins Wasser geworfen.

Der Hund: Recht hatten sie! Um so besser! Wenn sie dir ähnlich gesehen haben.

Alle Bäume und Tiere: Renegat! Tölpel! Abtrünniger! Verräter! Dummkopf! Judas! Laß ihn doch! Er ist dem Tod verfallen! Komm' mit uns!

Der Hund (vor Begeisterung und Aufopferung trunken): Nein! Nein! Ich allein gegen euch alle! Nein! Nein! Treu meinen Göttern! Den besten, den größten. (Zu Tyltyl.) Achtung, da kommt der Bär! Nimm dich vor dem Stier in acht! Ich rücke ihm an den Leib. Au! Ein Fußtritt. Der Esel hat mir zwei Zähne ausgeschlagen.

Tyltyl: Ich kann nicht mehr, Tylo! Au weh! Jetzt hab' ich etwas von der Birke gekriegt. Sieh her, meine Hand blutet. — Das war der Wolf oder das Schwein!

Der Hund: Warte, mein kleiner Gott! Laß mich dich küssen, so, jetzt leck' ich dir die Wunde, das tut gut, bleib' nur hinter mir. Sie wagen sich nicht mehr heran! Doch! Sie kommen wieder! Jetzt wird's aber ernst! Halten wir fest zusammen!

Tyltyl (gleitet zu Boden): Nein, ich kann nicht mehr.

Der Hund: Man kommt! Ich hör's, ich riech's!

Tyltyl: Wo? Wer?

Der Hund: Da! Dort! Das Licht! Es hat uns wiedergefunden! Wir sind gerettet! Umarme mich! Gerettet! Sieh hin! Sie ziehen sich zurück! Sie haben Angst.

Tyltyl: Licht! Licht! So komme doch! Rasch! Sie sind alle in Aufruhr! Alle gegen uns!

(Ein tritt das Licht. In dem Maße, wie es vortritt, geht über dem Wald das Morgenrot auf.)

Das Licht: Was gibt es? Was denn? Aber, Unglückseliger, wußtest du denn nicht? Drehe den Diamanten! Sie müssen dann ins Schweigen zurück, in die Finsternis. Und du wirst nicht mehr ihre geheimen Gefühle wahrnehmen.

(Tyltyl dreht den Diamanten. Sofort stürzen die Seelen der Bäume zu ihren Stämmen, die sich schließen. Die Seelen der Tiere verschwinden gleichfalls. Und in der Ferne sieht man, friedlich weidend, eine Kuh und ein Schaf usw. Der Wald ist wieder harmlos. Verwundert blickt Tyltyl um sich herum.)

Tyltyl: Wo sind sie geblieben? Was hatten sie? Sind sie toll geworden?

Das Licht: Aber nein, sie sind immer so. Aber man weiß es nicht, weil man es nicht sieht .... Ich hab' dir's ja gesagt, es ist gefährlich, sie zu wecken, wenn ich nicht dabei bin ....

Tyltyl (wischt sein Messer ab): Gleichwohl! Ohne den Hund und ohne mein Messer .... Nie hätte ich geglaubt, daß sie so böse sind ....

Das Licht: Du siehst, der Mensch ist auf dieser Welt ganz allein gegen alle ....

Der Hund: Hast du nirgends weh, mein kleiner Gott?

Tyltyl: Nichts von Bedeutung! Mytyl haben sie nicht einmal berührt! Aber du, mein guter Tylo! Deine Schnauze ist ganz blutig und du hinkst!

Der Hund: Nicht der Rede wert .... Morgen ist's vorbei ... Aber das Scharmützel war heiß ....

Der Kater (kommt hinkend aus einem Busch): Na und ob! Der Ochse hat mir einen Stoß in den Bauch versetzt! Man merkt's nicht, aber es tut sehr weh! Und die Eiche hat mir die Pfote gebrochen.

Der Hund: Ich möchte gerne wissen, welche.....

Mytyl (streichelt den Kater): Armes Tylettchen! Wirklich? Wo warst du denn? Ich habe dich nicht bemerkt!

Der Kater (scheinheilig): Mütterchen, gleich am Anfang hab' ich was abgekriegt, als ich gegen das Schwein losging, das dich fressen wollte... Die Eiche gab mir einen gewaltigen Hieb und ich wurde ohnmächtig.

Der Hund (zum Kater zwischen den Zähnen): Mit dir rede ich noch ein Wörtchen.... Wart nur! Nur Geduld!

Der Kater (weinerlich, zu Mytyl): Mütterchen, er beschimpft mich.. Er will mich schlagen....

Mytyl (zum Hund): Willst du sie wohl in Frieden lassen, ekelhaftes Tier.....

(Alle ab.)

Vorhang.

Vierter Aufzug.

Sechstes Bild.

Vor dem Vorhang.

(Ein treten Tyltyl, Mytyl, das Licht, der Hund, der Kater, das Brot, das Feuer, der Zucker, das Wasser und die Milch.)

Das Licht: Zauberin Berylune läßt mir sagen, der blaue Vogel befindet sich wahrscheinlich hier!

Tyltyl: Wo?

Das Licht: Hier, im Friedhof, hinter der Mauer.... Einer der Toten soll ihn in seiner Gruft verbergen.... man muß nur wissen, welcher es ist.... man wird sie eben einzeln vorbeiziehen lassen.

Tyltyl: Vorbeiziehen? Wie macht man das?

Das Licht: Sehr einfach! Um Mitternacht — um sie nicht allzusehr zu stören — drehst du den Diamanten. Man wird sie dann aus dem Boden steigen sehen, oder aber man wird die, die nicht ausgehen, in ihren Grüften betrachten können.

Tyltyl: Werden sie nicht böse sein?

Das Licht: Keineswegs! Sie werden's überhaupt nicht merken. Sie lieben es allerdings nicht sehr, gestört zu werden. Da sie aber immer zu Mitternacht ausgehen, wird es ihnen nichts machen.

Tyltyl: Warum sind denn das Brot, der Zucker und die Milch so blaß? Warum reden sie kein Wort?

Die Milch (wankend): Ich fühle, ich gerinne....

Das Licht (leise zu Tyltyl): Hat nichts zu sagen.... sie fürchten die Toten....

Das Feuer (herumhopsend): Ich habe keine Angst! Ich bin gewohnt, sie zu verbrennen.... früher verbrannte ich sie alle.... Es war viel lustiger, als heute.

Tyltyl: Und Tylo? Warum zittert er? Hat er auch Angst?

Der Hund (zähneklappernd): Ich? zittre ich denn? Ich habe niemals Angst! Aber wenn du dich von hier fortmachst, ginge ich gerne mit.

Tyltyl: Na, und du Kater, sagst du nichts?

Der Kater (geheimnisvoll): Ich kenne sie.

Tyltyl (zum Licht): Kommst du mit uns?

Das Licht: Nein, es ist besser, ich bleibe an der Friedhofstüre, mit den Tieren und Gegenständen.... Die einen hätten zu sehr Angst

und die Andern könnten sich vielleicht unziemlich aufführen. — Besonders das Feuer würde alle Toten verbrennen wollen, wie einstmals und das ist jetzt nicht mehr Sitte....

Tyltyl: Und Tylo.... kann der nicht mit uns bleiben?

Der Hund: Jawohl, ich bleibe, ich bleibe bei meinem kleinen Gott.

Das Licht: Unmöglich... die Zauberin hat ausdrücklich befohlen.... übrigens ist nichts zu befürchten....

Der Hund: Schön! Schön! Umso schlimmer! Wenn sie böse sind, mein kleiner Gott, brauchst du nur so zu machen (er pfeift) und du sollst mal sehen, genau wie im Wald. Wau! Wau! Wau!

Das Licht: Also auf Wiedersehen, meine lieben kleinen.... ich bleibe in der Nähe! (Umarmt die Kinder.) Die, die ich liebe und die mich lieben, finden mich immer wieder. (Zu den Tieren und Gegenständen): Hierher, Ihr Andern. —

(Ab mit den Tieren und Gegenständen. Die Kinder bleiben allein in der Mitte der Bühne. Der Vorhang teilt sich: das siebente Bild wird sichtbar.)

Siebentes Bild.

Der Friedhof.

Nacht. Mondschein. Ein Dorffriedhof. Zahlreiche Gräber, Grabhügel, Holzkreuze, Grabsteine usw.

(Tyltyl und Myltyl stehen neben einem Grabmonument.)

Myltyl: Ich habe Angst!

Tyltyl (furchtsam): Ich habe niemals Angst!

Myltyl: Sind sie bösartig, die Toten?

Tyltyl: Nein, sie leben doch nicht mehr!

Myltyl: Hast du schon welche gesehen?

Tyltyl: Jawohl, einmal, als ich noch ganz jung war....

Myltyl: Wie sind sie? sag!

Tyltyl: Ganz weiß, sehr still, sehr kalt.... und schweigsam.

Myltyl: Werden wir sie sehen, sag'?

Tyljyl: Natürlich! Das Licht hat's uns doch versprochen.

Mytyl: Wo sind sie denn, die Toten?
Tyltyl: Hier unter den Rasen bei den großen Steinen.
Mytyl: Sind sie das ganze Jahr über drinnen?
Tyltyl: Jawohl!
Mytyl (auf die Steine deutend): Sind das die Türen ihrer Häuser?
Tyltyl: Jawohl!
Mytyl: Wenn es schön ist, steigen sie da heraus?
Tyltyl: Nur bei Nacht!
Mytyl: Warum?
Tyltyl: Weil sie nur ein Hemd anhaben.
Mytyl: Gehen sie auch aus, wenn es regnet?
Tyltyl: Wenn's regnet, bleiben sie zu Hause!
Mytyl: Ist's bei ihnen zu Hause schön, sag'?
Tyltyl: Man sagt, es ist sehr eng.
Mytyl: Haben sie auch Kinderchen?
Tyltyl: Natürlich, alle die, die sterben!
Mytyl: Wovon leben sie denn?
Tyltyl: Sie essen Wurzeln!
Mytyl: Werden wir sie aber auch wirklich sehen?
Tyltyl: Natürlich! Wenn ich einmal den Diamanten gedreht habe, sieht man ja Alles.
Mytyl: Was werden sie sagen?
Tyltyl: Nichts, sie reden nicht!
Mytyl: Warum reden sie nicht?
Tyltyl: Weil sie nichts zu sagen haben.
Mytyl: Warum haben sie nichts zu sagen?
Tyltyl: Du langweilst mich!

(Pause.)

Mytyl: Wann wirst du den Diamanten drehen?
Tyltyl: Du weißt ja, das Licht sagte, ich soll bis Mitternacht warten, das stört sie dann weniger.
Mytyl: Warum stört sie das weniger?
Tyltyl: Das ist nämlich die Stunde, wo sie Luft schnappen.
Mytyl: Ist's noch nicht Mitternacht?
Tyltyl: Siehst du die Zeiger der Kirchenuhr?
Mytyl: Jawohl! Den großen und den kleinen....
Tyltyl: Also! Gleich schlägt es Mitternacht! So! Jetzt! Hörst du?
Mytyl (man hört Mitternacht schlagen): Ich möchte fort!
Tyltyl: Jetzt nicht! Ich werde jetzt den Diamanten drehen....
Mytyl: Nein, nein! Tu's nicht! Ich will hinaus! Ich fürchte mich so sehr.
Tyltyl: Aber, sie tun dir doch nichts!

Mytyl: Ich will keine Leichen sehen! Ich mag sie nicht sehen!

Tyltyl: Also schön! Dann machst du die Augen zu!

Mytyl (sich an Tyltyl klammernd): Ich mag nichts, Tyltyl! Ich will nicht! Sie werden aus dem Boden steigen.

Tyltyl: Zittere doch nicht so! Es dauert ja nur einen Augenblick!

Mytyl: Aber du, du zitterst ja ebenfalls! Sie sind wohl grauenhaft?

Tyltyl: Jetzt! Die Zeit drängt!

(Er dreht den Diamanten. Ein schrecklicher Augenblick der Stille und Unbeweglichkeit. Dann beginnen langsam die Kreuze zu wanken, die Grabhügel fallen zusammen, die Leichensteine heben sich.)

Mytyl (schmiegt sich an Tyltyl): Sie steigen heraus! Sie sind da!

(Und es steigt aus allen klaffenden Gräbern allmählich, zuerst schmächtig und schüchtern gleich Wasserdunst, dann weiß und jungfräulich, endlich immer buschiger, immer höher, überschwänglich und wunderbar, ein Flor, der langsam, unaufhaltsam alles überwuchert und den Friedhof in eine Art hochzeitlichen Zaubergarten verwandelt, über den die ersten Strahlen der Morgendämmerung erzittern. Der Tau gleißt, die Blumen schließen sich auf, der Wind murmelt in den Blättern, die Bienen summen, die Vögel erwachen aus ihrem Schlaf und überschwemmen den Raum mit ihren trunkenen Hymnen an die Sonne und das Leben. Hingerissen, verwundert machen Tyltyl und Mytyl, sich an den Händen haltend, einige Schritte mitten durch die Blumen, die Spuren der Gräber suchend.)

Mytyl (sucht auf dem Boden): Wo sind die Toten?

Tyltyl (ebenfalls suchend): Es gibt keine Toten ....

Vorhang.

Achtes Bild.

Das Reich der Zukunft.

Riesenhalle des Azurpalastes, in dem die zu gebärenden Kinder warten. Endlose Säulenperspektiven unter Wölbungen aus Türkisen. Alles, vom Licht und den Fliesen aus Lapislazuli angefangen, bis zum verwaschenen Hintergrund, in dem sich die letzten Bogen verlieren, ja selbst bis zu den kleinsten Gegenständen, ist in ein märchenhaftes, intensives, übernatürliches Blau getaucht. Nur die Kapitäle und Sockel der Säulen, die Bogenschlüsse und einige runde Bänke sind aus Marmor oder Alabaster. Rechts zwischen den Säulen große opalisierende Türen. Diese Pforten, deren Flügel gegen Ende des Stückes von der Zeit geöffnet werden,

führen ins wirkliche Leben und zu den Geländen der Morgenröte. Überall, harmonisch im Saal verteilt, eine Menge Kinder in langen azurblauen Gewändern. Die einen spielen, die andern lustwandeln, andere wieder plaudern oder träumen, viele sind in Schlaf versunken, andere arbeiten zwischen den Säulen an zukünftigen Erfindungen; die Werkzeuge, die sie benützen, die Apparate, die sie herstellen, die Blumen und Früchte, die sie pflegen oder pflücken, sind ebenfalls von derselben leuchtenden, übernatürlichen blauen Farbe, wie der ganze Äther, der den Palast erfüllt.

Unter den Kindern, deren Kleider etwas blasser und durchsichtiger sind, bewegen sich einige hochaufgeschossene Gestalten von gebieterischer und stiller Schönheit: es sind dies scheinbar Engel.

(Ein treten von links, gleichsam heimlich und sich an die vorderen Säulen hindrückend, Tyltyl, Mytyl und das Licht. Ihre Ankunft ruft eine gewisse Bewegung unter den blauen Kindern hervor; diese kommen von allen Seiten gelaufen, stellen sich um die ungebetenen Gäste herum und betrachten sie neugierig.)

Mytyl: Wo bleiben der Zucker, der Kater und das gute Brot?!

Das Licht: Sie dürfen hier nicht hinein. Sie könnten in die Zukunft sehen und würden dann nicht mehr gehorchen.

Tyltyl: Und der Hund?

Das Licht: Für den ist's auch nicht gut, daß er weiß, was ihm in künftigen Jahrhunderten blüht. Ich habe sie alle in den Keller der Kirche eingesperrt.

Tyltyl: Wo befinden wir uns?

Das Licht: Wir sind im Reiche der Zukunft, inmitten der noch ungeborenen Kinder. Da uns der Diamant gestattet, diese Gefilde, die kein Mensch sonst sieht, zu betrachten, werden wir wahrscheinlich hier den blauen Vogel finden.

Tyltyl: Sicher wird er blau sein, da doch alles hier blau ist (sich umsehend) Gott, ist das schön!

Das Licht: Sieh doch die Kinder, wie sie gelaufen kommen.

Tyltyl: Sind sie böse?

Das Licht: Keineswegs.... du siehst doch, sie lächeln, aber sie sind ein wenig verschüchtert!

Die blauen Kinder (immer zahlreicher herankommend): Kommt doch die lebendigen Kinder ansehen.

Tyltyl: Warum nennen sie uns lebendige Kinder?

Das Licht: Weil sie selbst noch nicht leben.

Tyltyl: Was machen sie denn?

Das Licht: Sie erwarten die Stunde ihrer Geburt.

Tyltyl: Die Stunde ihrer Geburt?

Das Licht: Jawohl! Alle Kinder, die zur Welt kommen sollen, sind hier. Jedes erwartet seinen Tag. Wenn Väter und Mütter Kinder wünschen, öffnet man die großen Türen, die du dort rechts siehst; und die Kleinen steigen nieder!

Tyltyl: Sind sie aber viel! So viel!

Das Licht: Noch viel mehr! man sieht sie nicht alle! Denk doch, alle Kinder bis zum Ende der Welt sind hier .... niemand könnte sie zählen.

Tyltyl: Und die großen, blauen Wesen, was ist das?

Das Licht: Das weiß man nicht recht ... . wahrscheinlich Wärterinnen......... man sagt, sie werden nach den Menschen zur Welt kommen .... aber es ist nicht erlaubt, sie zu befragen .....

Tyltyl: Warum?

Das Licht: Weil es das Geheimnis der Erde ist.

Tyltyl: Und mit den anderen, den Kleinen, darf man mit denen reden?

Das Licht: Gewiß, knüpft nur Bekanntschaft an ..... Schau der da ist neugieriger als die anderen ...... tritt ihm näher, red' mit ihm ..

Tyltyl: Was soll ich ihm sagen?

Das Licht: Was dir in den Sinn kommt ... sprich wie zu einem Spiekameraden.

Tyltyl: Darf man ihm die Hand reichen?

Das Licht: Gewiß! Er wird dir nichts zu Leide tun! Na also, sei doch nicht so linkisch ..... ich lasse euch lieber allein. Ihr seid dann mehr unter euch! Ich habe mit der großen Person da zu sprechen ....

Tyltyl: (nähert sich dem blauen Kind und reicht ihm die Hand): Guten Tag! (berührt mit dem Finger das Gewand des blauen Kindes) Was ist denn das?

Das Kind (ernst, auf Tyltyls Hütchen tippend): Und das?

Tyltyl: Das ist mein Hut! Hast du denn keinen Hut?

Das Kind: Nein! Wozu ist denn das?

Tyltyl: Wenn es kalt ist, und dann, um guten Tag zu sagen.

Das Kind: Was ist denn das „kalt"?

Tyltyl: Das ist, wenn man zitterrt so: brr! brr! Wenn man sich in die Hände haucht und mit den Armen so macht (er schüttelt sich kräftig).

Das Kind: Ist es auf der Erde kalt?

Tyltyl: Manchmal im Winter, wenn man kein Feuer hat.

Das Kind: Warum hat man kein Feuer?

Tyltyl: Weil das teuer kommt und weil man Geld braucht, um Holz einzukaufen.

Das Kind: Was ist denn das „Geld"?

Tyltyl: Das ist, womit man bezahlt.

Das Kind: So?

Tyltyl: Manche haben's und dann gibt's welche, die's nicht haben.

Das Kind: Warum?

Tyltyl: Weil sie nicht reich sind! Bist du reich? Wie alt bist du?

Das Kind: Ich werde bald geboren werden! In zwölf Jahren. Ist es gut, wenn man zur Welt kommt?

Tyltyl: O ja! Lustig ist es!

Das Kind: Wie ist denn das?

T y l t y l: Ich erinnere mich nicht.... Es ist solange her!

D a s K i n d: Die Erde und die Lebenden..... das muß sehr schön sein!

T y l t y l: Nicht schlecht! Es gibt Vögel, Kuchen, Spielzeug..... Manche haben Alles davon, aber die es nicht haben, können den anderen zusehen.....

D a s K i n d: Man sagt, die Mütter warten an der Türe, sind sie lieb, sag?

T y l t y l: O ja! Das liebste von allen! Und die Großmütter auch. Aber die sterben zu rasch!

D a s K i n d: Sterben? Was ist denn das?

T y l t y l: Eines Abends gehen sie fort und kommen nicht wieder.

D a s K i n d: Warum?

T y l t y l: Weiß man denn? Vielleicht, weil sie traurig sind?!

D a s K i n d: Die deinige, ist sie fort?

T y l t y l: Meine Großmutter?

D a s K i n d: Deine Mutter oder Großmutter, was weiß denn ich?

T y l t y l: Das ist doch aber nicht das Gleiche! Die Großmütter gehn zuerst fort, traurig genug. Die Meinige war sehr lieb.

D a s K i n d: Was haben denn deine Augen? Hast du Perlen daran?

T y l t y l: Aber nein! Das sind keine Perlen!

D a s K i n d: Was denn?

T y l t y l: Nichts, all das Blau blendet mich ein wenig.

D a s K i n d: Wie heißt denn das?

T y l t y l: Was?

D a s K i n d: Da, was da herabtropft.....

T y l t y l: Nichts, ein wenig Wasser.

D a s K i n d: Kommt es aus den Augen?

T y l t y l: Manchmal, wenn man weint.

D a s K i n d: Was heißt denn das „Weinen"?

T y l t y l: Ich habe ja nicht geweint. Es ist das viele Blau! Aber es ist genau so, als ob ich geweint hätte.

D a s K i n d: Weint man oft?

T y l t y l: Die kleinen Jungen nicht. Aber die kleinen Mädchen.... Weint man hier nicht?

D a s K i n d: Nein..... ich weiß nicht.. ..

T y l t y l: Du wirst es schon lernen.... was sind denn das für große blaue Flügel, mit denen du spielst?

D a s K i n d: Das ist eine Erfindung, die ich auf Erden machen werde..

T y l t y l: Eine Erfindung? Hast du was erfunden?

D a s K i n d: Natürlich! Weißt du denn nicht? Wenn ich einmal unten bin, muß ich das Ding erfinden, das glücklich macht.

T y l t y l: Ist es was zum Essen? Macht es viel Lärm?

D a s K i n d: O nein, ganz geräuschlos!

T y l t y l: Schade!

Das Kind: Ich arbeite daran täglich! Es ist beinahe fertig. Willst du es sehen?

Tyltyl: Gewiß! Wo ist es denn?

Das Kind: Man sieht es von hier, zwischen den zwei Säulen. (Ein anderes Kind zupft Tyltyl am Ärmel.) Willst du auch meine Erfindung sehen, sag?

Tyltyl: Gewiß, was ist es denn?

2. Kind: Dreiunddreißig Heilmittel, um das Leben zu verlängern... Siehst du dort, in den blauen Flaschen.....

3. Kind (aus der Menge heraustretend): Ich bringe ein Licht, das niemand kennt (wird von einer wunderbaren Flamme durchleuchtet). Merkwürdig, was?

4. Kind (zieht Tyltyl am Arm): Komm doch meine Vorrichtung ansehen, die in den Lüften fliegt, ohne Flügel.

5. Kind: Nein, nein! Zuerst die meinige, mit der man alle Schätze findet, die sich auf dem Mond verbergen.

(Alle Kinder drängen sich um Tyltyl und Mytyl und schreien durcheinander: Nein, die Meinige! Die Meinige! Die Meinige ist schöner! Die Meinige ist wundervoll! Die Meinige ist ganz aus Zucker! Die seinige taugt nichts! Er hat mir die Idee gestohlen usw. usw. (unter fortwährendem Geschrei werden Tyltyl und Mytyl zu den blauen Werkstätten gezogen. Dort angelangt, setzt jeder der Erfinder seine ideale Vorrichtung in Bewegung. Das gibt ein bläuliches Schwingen von Rädern, Scheiben, Zahnstangen, Rollen, Riemen, einer Anzahl merkwürdiger, namenloser Dinge, die von den Azurdünsten der Märchenatmosphäre umhüllt werden. Eine Menge seltsamer, geheimnisvoller Vorrichtungen steigt in die Höhe und schwebt unter dem Bogen, oder züngelt sich an den Säulen empor, während die Kinder Pläne und Landkarten ausbreiten, Bücher aufschlagen, cyanblaue Bildnisse enthüllen, ungeheure Blumen und übergroße Früchte, die aus Saphiren und Türkisen zusammengesetzt erscheinen, angeschleppt bringen.)

Ein kleines Kind (unter der Last kolossaler blauer Gänseblümchen gebeugt): Seht doch meine Blumen!

Tyltyl: Was ist denn das? Ich kenne sie nicht....

Das kleine Kind: Gänseblümchen!

Tyltyl: Unmöglich! Sie sind ja groß, wie die Räder!

Das kleine Kind: Und wie sie duften!

Tyltyl (riechend): Wundervoll!

Das kleine Kind: So werden sie sein, wenn ich einmal unten bin......

Tyltyl: Wann wird das sein?

Das kleine Kind: In 63 Jahren, 4 Monaten und 9 Tagen.

(Man sieht zwei blaue Kinder ankommen, die an einer Stange gleich einem Kronleuchter, eine ungeheure Weintraube tragen, deren Beeren größer sind als Birne.)

Eines der Kinder: Was sagst du zu meinem Obst?

T y l t y l: Ein Ast voll Birnen.

D a s K i n d: Aber nein, das sind ja Trauben! Sie werden alle so groß sein, wenn ich einmal 30 Jahre alt bin. Ich habe es herausbekommen!

E i n a n d e r e s K i n d (unter der Last eines Korbes voll Äpfel ächzend, die so groß sind wie Melonen): Na, und ich, seht meine Äpfel!

T y l t y l: Aber das sind ja Melonen!

D a s K i n d: O nein! Das sind meine Äpfel, die kleinsten! Alle werden sie so sein, wenn ich einmal lebe. Ich bin dem Geheimnis auf die Spur gekommen.

E i n a n d e r e s K i n d (bringt auf einem blauen Schubkarren blaue Melonen, viel größer als Kürbisse): Na, und meine kleinen Melonen?

T y l t y l: Das sind doch Kürbisse!

D a s K i n d: Wenn ich einmal zur Welt komme, werden die Melonen stolz sein. Ich werde Obergärtner beim König der 3 Planeten.

T y l t y l: Beim König der 3 Planeten?

D a s K i n d: Das ist nämlich der König, der 35 Jahre lang das Glück der Erde, des Mars und des Mondes machen wird. Man kann ihn von hier aus sehen.

T y l t y l: Wo ist er?

D a s K i n d: Dort, der kleine, der am Fuße der Säule schläft.

T y l t y l Links?

D a s K i n d: N e i n — rechts..... der links bringt die reine Freude auf die Welt.

T y l t y l: Wieso?

D a s K i n d (das zuerst Tyltyl begrüßt hat): Durch neue Gedanken, an die noch niemand gedacht hat......

T y l t y l: Und dort der kleine Dicke, der fortwährend in der Nase bohrt, was wird denn der vollbringen?

D a s K i n d: Der wird ein neues Feuer finden, das die Erde erwärmt, wenn einmal die Sonne bleich geworden ist.

T y l t y l: Und die zwei, die sich an den Händen halten und sich fortwährend abküssen. Sie sind wohl Brüderlein und Schwesterlein?

D a s K i n d: Oh nein! Aber komisch sind sie! Das sind nämlich die Verliebten.

T y l t y l: Was ist denn das?

D a s K i n d: Ich weiß nicht. Vater Zeit nennt sie so, um sie auszulachen. Den ganzen Tag sehen sie sich an, umarmen einander und nehmen von einander Abschied.

T y l t y l: Warum?

D a s K i n d: Es scheint, sie werden nicht zusammen von hier fortkönnen.

T y l t y l: Und der Kleine, Rosige, der so ernst ist und fortwährend am Daumen saugt, wer ist denn das?

D a s K i n d: Der soll alle Ungerechtigkeit auf Erden auslöschen.

T y l t y l: So?

Das Kind: Man sagt, das sei eine fürchterlich schwere Arbeit.

Tyltyl: Und der kleine Rotkopf, der herumgeht, als ob er nicht sähe, ist er blind?

Das Kind: Noch nicht, aber er wird's werden. Sieh ihn gut an, er wird den Tod besiegen......

Tylty: Was heißt das?

Das Kind: Ich weiß nicht recht. Aber man sagt, es ist eine große Tat.

Tyltyl (deutet auf eine Menge Kinder, die am Fuße der Säulen auf den Stufen schlafen): Und all die, welche schlafen .... sind es aber viel! — machen die nichts?

Das Kind: Die denken!

Tyltyl: Woran?

Das Kind: Das wissen sie noch selbst nicht. Aber sie sollen was auf die Erde mitbringen. Mit leeren Händen darf man von hier nicht fort.

Tyltyl: Wer verbietet es denn?

Das Kind: Vater Zeit, der sich an der Tür aufhält .... du wirst ihn sehen, wenn er aufschließen wird .... angenehm ist's ja nicht.

(Ein Kind kommt aus dem Hintergrund und bricht sich durch die Menge Bahn): Guten Tag, Tyltyl!

Tyltyl: Schau her! Woher kennst du denn meinen Namen?

Das Kind (küßt Tyltyl und Mytyl mit überströmender Zärtlichkeit): Guten Tag! Wie gehts? So umarme mich doch und du auch, Mytyl .... Wundere dich nicht, daß ich deinen Namen kenne, — ich werde doch dein Bruder sein...... Soeben sagt man mir, daß du hier bist. — Ich war ganz hinten im Saal und packte meine Ideen ein..... du kannst Mutter sagen, daß ich bereit bin....

Tyltyl: Wie? Du willst zu uns?

Das Kind: Natürlich, nächstes Jahr, am Palmsonntag..... Quäl' mich nicht zu sehr, solange ich klein bin..... und sag Vater, er soll die Wiege zurechtzimmern..... Ich bin so glücklich, daß ich euch im Voraus umarmen konnte. Ist es bei uns nett?

Tyltyl: Nicht übel! Und Mutter ist sehr lieb!

Das Kind: Und die Nahrung?

Tyltyl: Nicht schlecht! Manchmal gibt's auch Kuchen, nicht Mytyl?

Mytyl: Jawohl, zu Neujahr und am 14. Juli. Mutter macht sie selbst.

Tyltyl: Was hast du denn in dem Sack? Bringst du uns was mit?

Das Kind (sehr stolz): Ich bringe drei Krankheiten: Keuchhusten, Scharlach und Masern.

Tyltyl: Na, wenn's nicht mehr ist! Und was fängst du nachher an?

Das Kind: Nachher? Ja, dann geh ich wieder!

Tyltyl: Da ist es wirklich nicht der Mühe wert, daß du kommst.

Das Kind: Hat man die Wahl? (In diesem Augenblick hört man eine Art langes, mächtiges, kristallenes Zittern, das von den Opalsäulen und Türen auszugehen scheint, den Raum erfüllen.)

Tyltyl: Was ist denn das?

Das Kind: Vater Zeit! Er öffnet die Türe.

(Mächtige Bewegung unter den blauen Kindern. Die meisten verlassen ihre Maschinen und ihre Arbeiten, zahlreiche Schläfer wachen auf oder wenden ihren Blick auf die Opalpforte, indem sie sich ihr nähern.)

Das Licht (sich Tyltyl wieder anschließend): Verstecken wir uns hinter den Säulen. Es ist besser, Vater Zeit sieht uns nicht.

Tyltyl: Wer macht denn den Lärm?

Ein Kind: Es ist die Morgenröte, die aufzieht..... diejenigen Kinder, die heute geboren werden, müssen jetzt zur Erde.....

Tyltyl: Wie steigen sie denn hinab, gibt es Leitern?

Das Kind: Du wirst gleich sehen! Der Genius der Zeit öffnet die Riegel.

Tyltyl: Was ist denn das, der Genius der Zeit?

Das Kind: Ein alter Mann, der die, welche fortmüssen, aufruft.

Tyltyl: Ist er böse?

Das Kind: Nein, aber er hört auf nichts .. . Wenn man nicht an der Reihe ist und doch fortmöchte, kann man ihn betteln, so lang man will.

Tyltyl: Sind sie zufrieden, daß sie fortkönnen?..... Jetzt, — jetzt! Jetzt wacht er auf! (Die großen Opalpforten drehen sich langsam in ihren Angeln. Man hört, gleich einer fernen Musik, die Geräusche der Erde. Ein rotgrünes Licht bringt in den Raum und der Genius der Zeit, ein hoher Greis, mit wallendem Bart, bewaffnet mit Sense und Sanduhr, erscheint auf der Schwelle, während man im Hintergrunde die weißgoldenen Segel einer Galeere erblickt, die an einem von den rosigen Dünsten der Morgendämmerung gebildeten Gelände verankert liegt.)

Der Genius der Zeit (an der Schwelle): Sind die, deren Stunde geschlagen hat, bereit?

Die blauen Kinder (durchbrechen die Menge und kommen von allen Seiten herangelaufen): Hier sind wir! Hier sind wir! Hier sind wir!

Der Genius der Zeit (mißlaunig zu den Kindern, die vor ihm vorüberziehen): Eines nach dem anderen! Es sind wieder viel mehr da, als verlangt werden! Immer dieselbe Geschichte! Mich täuscht man nicht (ein Kind zurückstoßend) Du bist nicht an der Reihe, du kommst morgen dran...., du auch nicht, deine Reihe kommt erst in zehn Jahren. Ein 13. Hirte? Ich brauche bloß zwölf; wir sind nicht mehr in der Zeit Theokrit's und Virgil's. Noch Ärzte? Es sind schon ohnehin zu viel! Man beklagt sich darüber auf Erden! Und die Ingenieure, wo bleiben die? Dann verlangt man nach einem anständigen Menschen, einem einzigen.... . als Naturwunder ..... Wo bleibt der anständige Mensch? Bist du's? (Das Kind nickt mit dem Kopf.) Du siehst mir recht kränklich aus.... du lebst nicht lange.... Heda, ihr Anderen nicht so rasch, nicht so rasch! Na und du, was bringst du mit? Nichts? Leere Hände? Zurück! Bereite was vor, ein großes Verbrechen, oder eine schöne Krankheit, mir ist's egal, aber irgendwas mußt du mitbringen ...

(Bemerkt einen Kleinen, den die anderen vorwärts stoßen und der sich aus Leibeskräften sträubt.) Was hast du denn? Du weißt doch, es ist Zeit .... man verlangt nach einem Helden, der gegen die Ungerechtigkeit kämpft. Das bist du, und nun heißt es fort .....

Die Kinder: Er mag nicht .....

Der Genius der Zeit: Wie, er will nicht? Wo glaubt es denn, daß es sich befindet, das kleine Scheusal? Kein Widerspruch, wir haben keine Zeit.

Der Kleine (gestoßen): Nein, nein, ich will nicht! Ich will lieber nicht geboren werden. Ich will lieber hier bleiben .....

Der Genius der Zeit: Davon ist nicht die Rede! Wenn die Stunde da ist, ist sie da ..... Rasch, rasch vorwärts!

Ein Kind (vortretend): Bitte, laß mich vor! Ich will gern mit ihm tauschen .... Meine Eltern sind ..... sagt man ..... so alt und erwarten mich schon so lange .... .

Der Genius der Zeit: Nein! Nein! Stunde bleibt Stunde, und Zeit bleibt Zeit. Mit euch wird man ja nie fertig, wenn man auf euch hören wollte. Der eine will, der andere will nicht, bald ist's zu früh, bald zu spät ..... (Schiebt die Kinder, die sich an der Schwelle drängen, zur Seite.) Nicht so nahe, ihr Kleinen! Zurück die Neugierigen! Die da bleiben, haben draußen nichts zu suchen. Jetzt habt ihr Eile, wenn aber einmal die Reihe an euch ist, habt ihr Angst und weicht zurück ...... Da sind vier, die zittern wie Espenlaub. (Zu einem Kinde, das im Augenblick, wo es die Schwelle überschreiten will, plötzlich zurückkehrt.) Was denn? Was hast du?

Das Kind: Ich habe die Kiste vergessen, die mit den zwei Verbrechen, die ich begehen soll.

Ein anderes Kind: Und ich habe den kleinen Topf liegen lassen mit den Gedanken, die das Volk erleuchten werden.

Drittes Kind: Und ich den Pfropfen meiner schönsten Birne.

Der Genius: Lauft rasch und holt sie! Wir haben nur noch 612 Sekunden Zeit. Das Boot der Morgenröte bläht schon seine Segel, um zu zeigen, daß es bereit ist ..... sonst kommt ihr zu spät und könnt nicht geboren werden. Rasch, rasch, schifft euch ein! (Packt ein Kind, das ihm zwischen den Beinen durchzuschlüpfen droht.) Was heißt denn das? Das dritte Mal erwische ich dich .... immer versuchst du, geboren zu werden, bevor du an der Reihe bist .... Wenn ich dich noch einmal kriege, mußt du für immer warten .... neben meiner Schwester, der Ewigkeit, und du weißt, bei der ist es nicht sehr unterhaltend. Sind wir also bereit? Alles auf seinem Posten? (Mustert alle Kinder, die auf dem Gelände versammelt sind oder bereits im Boot sitzen.) Einer fehlt noch! Unnötig sich zu verbergen, ich sehe ihn in der Menge! Mich hintergeht man nicht. Rasch hierher, Kleiner .... Verliebter, wie sie dich nennen, sag deiner Herzliebsten Lebewohl!

Erstes Kind: Laß mich mit ihm fort!

Zweites Kind: Laß mich bei ihr bleiben!

Der Genius: Unmöglich! Wir haben nur noch 394 Sekunden ....

Erstes Kind: Lieber will ich nicht geboren werden.

Der Genius: Man hat keine Wahl!

Zweites Kind (flehend): Ich werde zu spät auf die Welt kommen!

Erstes Kind: Wenn sie hinunterfährt, werde ich nicht mehr auf Erden sein.

Zweites Kind: Nie werde ich ihn wiedersehen.

Erstes Kind: Wir werden allein sein auf der Welt.

Der Genius: All das geht mich nichts an. Beschwert euch beim Leben. Ich für mein Teil verbinde und trenne, wie mir befohlen wird. (Packt eines der Kinder). Komm!

Erstes Kind: Nein! Sie auch! Sie auch!

Zweites Kind (klammert sich an die Kleider des ersten): Laß ihn! Laß ihn!

Der Genius: Aber Kinder! Es geht doch nicht in den Tod, es geht ins Leben. (Das erste Kind fortziehend.) Komm!

Zweites Kind (streckt nach dem ersten verzweifelt die Arme aus:) Ein Zeichen! Ein einziges Zeichen! Sage mir, wie ich dich wiederfinden kann?

Erstes Kind: Ich werde dich ewig lieben.

Zweites Kind: An meiner großen Trauer wirst du mich wiedererkennen.

(Fällt nieder und bleibt auf der Erde liegen.)

Der Genius: Ihr tätet besser, zu hoffen .... so, das wäre also in Ordnung. (Sieht auf seine Sanduhr.) Es bleiben nur noch 63 Sekunden .... (Letztes heftiges Durcheinander unter den Kindern, die fortfahren, und denen, die bleiben. Rasche Abschiedsworte: „Leb' wohl, Peter!" „Leb' wohl, Hans!" „Hast du auch nichts vergessen? Verkünde meine Gedanken." „Hast du den neuen Vergaser?" „Erzähle von meinen Melonen." „Wirst du mich auch wiedererkennen?" „Jawohl, wir sehen uns wieder!" „Verliere deine Ideen nicht!" „Beuge dich nicht zu sehr über den Raum." „Schreib mir." „Es soll nicht gehen." „Versuch's immerhin!" „Schreib', ob's unten schön ist." „Ich werde dir entgegenkommen". „Ich komme auf einem Thron zur Welt" usw. usw.)

Der Genius (mit seinem Schlüsselbund und seiner Sense klirrend): Genug! genug! Der Anker ist gelichtet.

(Man sieht die Segel der Galeere vorüberziehen und verschwinden, dann hört man das Geschrei der im Boote befindlichen Kinder verklingen.) Land! Land! Ich sehe es! Wie schön es ist! Wie groß es ist! Wie hell es ist! (Dann gleichsam aus einem Abgrunde emporsteigend, erklingt aus weiter, weiter Ferne ein Gesang voll Erwartung und Fröhlichkeit.)

Tyltyl (zum Licht): Was ist denn das? Das sind doch nicht die Kinder! Es sind andere Stimmen, die singen!

Das Licht: Das ist der Gesang der Mütter, die ihnen entgegeneilen!

(Unterdessen hat der Genius der Zeit die Opalpforten wieder verschlossen. Er wendet sich um, um einen letzten Blick in den Saal zu werfen, und bemerkt plötzlich Tyltyl, Mytyl und das Licht.)

Der Genius (wütend und erstaunt): Was ist denn das? Was macht ihr hier? Warum seid ihr nicht blau? Wie seid ihr hereingekommen?

(Rückt ihnen mit der Sense drohend zu Leibe.)

Das Licht (zu Tyltyl): Antworte nichts! Ich habe den blauen Vogel! Er ist unter meinem Mantel. .. rasch fort..... dreh den Diamanten .. ., auf diese Weise verliert er unsere Spur.. .. (Ab nach links zwischen den Säulen im Vordergrunde.)

Vorhang.

5. Aufzug

9. Bild:

Der Abschied.

(Eine Mauer, in deren Mitte eine kleine Pforte. Vor Sonnenaufgang.)

(Ein treten Tyltyl, Mytyl, das Licht, das Brot, der Zucker, das Feuer und die Milch.)

Das Licht: Wo sind wir? Rat einmal?

Tyltyl: Wie soll ich? — Ich weiß es doch nicht!

Das Licht: Erkennst du nicht die Mauer und die kleine Pforte?

Tyltyl: Es ist eben eine rote Mauer und eine kleine grüne Tür....

Das Licht: Erinnert dich das an gar nichts?

Tyltyl: O ja, das erinnert mich, daß der Genius der Zeit uns an die Luft gesetzt hat!

Das Licht: Es ist doch merkwürdig, wenn man träumt: man erkennt sein eigenes Haus nicht!

Tyltyl: Wer träumt? Ich?

Das Licht: Vielleicht ich? Wer weiß? Auf alle Fälle umgibt diese Mauer ein Haus, das du seit deiner Geburt mehr als einmal gesehen hast.

Tyltyl: Ein Haus, das ich mehr als einmal gesehen habe?

Das Licht: Natürlich, kleiner Träumer! Das ist ja das Haus, das wir eines Abends, vor einem Jahr, verlassen haben....

Tyltyl: Genau vor einem Jahr? Ja, aber dann....

Das Licht: Natürlich! Reiß nicht die Augen auf wie Mühlräder. Jawohl, das ist das Heim deiner Eltern.

Tyltyl (nähert sich der Pforte): Ich erkenne den Türpflock.... Sind sie drinnen? Sind wir bei Vater und Mutter? Ich will gleich hinein! Gleich will ich sie umarmen....

Das Licht: Einen Augenblick.... sie schlafen noch. Es hat keinen Zweck, sie jählings aufzuwecken. Wenn die Stunde geschlagen hat, geht die Türe ganz von allein auf....

Tyltyl: Was für eine Stunde? Dauert's noch lange?

Das Licht: Nein, leider! Einige armselige Augenblicke....

Tyltyl: Bist du denn nicht zufrieden, heimzukehren? Was hast du denn? Du bist blaß! Bist du krank?

Das Licht: Nichts, nichts. Ich bin nur traurig, weil ich euch verlassen muß.

Tyltyl: Uns verlassen?

Das Licht: Es muß sein! Ich habe hier nichts mehr zu tun, das Jahr ist um. Die Zauberin wird sich einfinden und von dir den blauen Vogel verlangen .....

Tyltyl: Aber ich habe ihn nicht, den blauen Vogel. Der aus dem Lande der Erinnerung wurde schwarz, der aus dem Reiche der Zukunft rot, die Vögel der Nacht sind tot, und den im Walde hab' ich nicht fangen können. Ist es denn meine Schuld, daß sie Farbe wechseln, sterben, oder davonfliegen? Wird die Zauberin böse sein? Was wird sie wohl sagen?

Das Licht: Wir haben getan, was in unseren Kräften gelegen hat.. Wahrscheinlich gibt es gar keinen blauen Vogel; oder er verändert sofort seine Farbe, sowie man ihn in einen Käfig tut.

Tyltyl: Wo ist er, der Käfig?

Das Brot: Hier, kleiner Meister! Er wurde während der Reise meiner Obhut anvertraut; heute, da mein Auftrag ein Ende nimmt, erstatte ich ihn zurück, wie ich ihn erhalten habe, intakt und gut verschlossen .... (Gleich einem Redner, der das Wort ergreift.) Und nun möchte ich im Namen aller Anwesenden einige Worte hinzufügen ....

Das Feuer: Er hat nicht das Wort —

Das Wasser: Ruhe!

Das Brot: Diese von einem verachtungswürdigen Widersacher, von einem neidischen Rivalen kommenden bösartigen Unterbrechungen ... (die Stimme erhebend) werden mich nicht verhindern, meine Pflicht bis zu Ende zu tun. Im Namen aller ....

Das Feuer: Nicht im meinigen! Ich habe selber eine Zunge.

Das Brot: Im Namen aller und mit einer mühsam zurückgedrängten, aber um so tieferen Erregung nehme ich von diesen zwei auserwählten Kindern, deren hohe Mission heute zu Ende geht, Abschied. Indem ich Ihnen mit Liebe und Zärtlichkeit, die eine gegenseitige Hochachtung erzeugt haben, Lebewohl sage ....

Tyltyl: Wie! Du auch!? Du verläßt uns ebenfalls?

Das Brot: Leider! Es muß sein! Ich verlasse euch, aber nur scheinbar, ihr werdet mich nicht mehr reden hören .....

Das Feuer: Gott sei Dank!

Das Wasser: Ruhe!

Das Brot (mit Würde): Das berührt mich nicht! Ich sagte: Ihr werdet mich nicht mehr hören und mich nicht mehr in meiner belebten Gestalt sehen. Eure Augen werden das unsichtbare Leben der Dinge nicht mehr ausnehmen. Aber ich werde stets gegenwärtig sein, im Brotkasten, auf dem Brett, auf dem Tisch, neben der Suppe, ich, der ich der älteste Tischgenosse und Freund des Menschen bin ....

Das Feuer: Na, und ich?

Das Licht: Rasch! Rasch! Die Zeit vergeht, gleich wird die Stunde

schlagen, die uns alle ins Schweigen zurückruft. Umarmt alle rasch die Kinder!

Das Feuer (sich vordrängend): Zuerst ich! Zuerst ich! (Umarmt stürmisch die Kinder.) Leb wohl, Tyltyl! Leb wohl, Mytyl! Lebt wohl, meine lieben Kleinen. Und denkt an mich, wenn ihr jemals irgendwas in Brand stecken wollt....

Mytyl: Au weh! Er verbrennt mich!

Tyltyl: Au weh! Er versengt mir die Nase!

Das Licht: Mäßige dich ein wenig, das sind doch Kinder und nicht dein Schornstein!

Das Wasser: So ein Tölpel!

Das Brot: Unerzogenheit!

Das Wasser (nähert sich den Kindern): Ich werde euch umarmen, ohne euch zu verletzen, schön zart....

Das Feuer: Na und die Wasserleichen, wie stehts mit denen?

Das Wasser: Liebet die Flüsse, horchet auf das Rieseln der Bäche.... Ich werde stets da sein....

Das Feuer: Sie hat alles überschwemmt....

Das Wasser: Wenn ihr am Abend am Rande einer Quelle sitzt — es gibt deren so viele im Wald — trachtet zu verstehen, was sie euch sagen will..... Ich kann nicht mehr! Die Tränen ersticken mich und verhindern mich, weiterzusprechen.

Das Feuer: Kaum zu glauben!

Das Wasser: Denket an mich, wenn ihr eine Wasserflasche seht! Auch im Krug, in der Gießkanne, im Wasserhahn, in der Zisterne.... überall werde ich zugegen sein....

Der Zucker (scheinheilig und süßlich): Wenn ihr in eurer Erinnerung einen kleinen Platz für mich übrig habt, so denkt daran, daß meine Anwesenheit euch manchmal süß war.... Mehr kann ich euch nicht sagen.... Tränen liegen nicht in meinem Wesen.... sie schmerzen mich, wenn sie zu meinen Füßen fallen....

Das Brot: Jesuit!

Das Feuer (komisch ausrufend): Gerstenzucker! Kandis! Karamellen!

Tyltyl: Wo bleiben Tylette und Tylo? Was machen sie denn?

(Im selben Augenblick hört man den Kater schrille Schreie ausstoßen.)

Mytyl (beunruhigt): Das ist Tylette! Man tut ihr was zuleide!

(Herbeigelaufen kommt der Kater, zerzaust, mit zerrissenen Kleidern, das Schnupftuch an die Wange gedrückt, als ob er Zahnschmerzen hätte. Er stößt ein zorniges Geheul aus; ihm folgt auf den Fersen der Hund.)

Der Hund (prügelt den Kater): Bist du jetzt zufrieden? Willst du noch? Da! da! da!

(Das Licht, Tyltyl und Mytyl suchen sie zu trennen.)

Tyltyl: Tylo! Tylo! Bist du wahnsinnig geworden? So was! Kusch! Wart nur du! — (Man trennt sie mit Mühe.)

Das Licht: Was ist denn los? Was geht vor?

Der Kater (weinerlich, sich die Augen trocknend): Er ist daran schuld! Er hat mich beschimpft, Nägel in meine Suppe getan, mich am Schwanz gezogen, geprügelt, und ich habe ihm doch nichts zuleide getan, nichts, nichts.

Der Hund (ihm nachäffend): Nichts, gar nichts (halblaut, ihm ein Schnippchen schlagend.) Auf alle Fälle hast du's ordentlich abgekriegt und wenn's dir nicht genügt, gibt's noch was!

Mytyl (schließt den Kater in die Arme): Armes Tylettchen, wo tuts denn weh? Soll ich mitweinen?

Das Licht (streng zum Hund): Dein Benehmen ist um so unwürdiger, als du einen Augenblick wählst, der schon an und für sich peinlich genug ist, wo wir uns nämlich von den armen Kindern trennen müssen.

Der Hund (plötzlich ernüchtert): Uns von den armen Kindern trennen?

Das Licht: Jawohl, die Zeit ist bald um. Wir kehren ins Schweigen zurück. Wir werden nicht mehr mit ihnen sprechen können.

Der Hund (beginnt plötzlich wahre Verzweiflungsschreie auszustoßen, wirft sich auf die Kinder und überhäuft sie mit lauten und heftigen Liebkosungen): Nein, nein, ich mag nicht! Ich will nicht! Ich will immer weiterreden! Jetzt wirst du mich verstehen, nicht wahr, mein kleiner Gott? Jawohl, jawohl! Und alles wird man einander sagen können, alles! Alles! Und ich will recht brav sein! Ich will schreiben lernen, lesen, Domino spielen.... Und ich will auch rein sein.... Nie werde ich mehr was in der Küche stibitzen! Soll ich was ganz Außerordentliches tun? Soll ich den Kater abküssen?

Mytyl (zum Kater): Na, und du, Tylette, hast du uns nichts zu sagen?

Der Kater (verletzt, rätselhaft): Ich liebe euch alle beide, wie ihr es verdient.

Das Licht: So, meine lieben Kinder, ist es an mir, euch den Abschiedskuß zu geben....

Tyltyl und Mytyl (klammern sich an das Kleid vom Licht): Nein, nein, bleib' bei uns! Papa wird's erlauben! Wir werden Mutter erzählen, wie gut du zu uns warst.....

Das Licht: Ach! Leider darf ich nicht.... Diese Pforte bleibt uns verschlossen, und ich muß euch verlassen....

Tyltyl: Wo willst du denn allein hin?

Das Licht: Nicht weit, meine lieben Kinder.... Dorthin, in das Land des Schweigens....

Tyltyl: Nein, nein, ich will nicht.... Wir gehen mit dir.... Ich sag' Mutter....

Das Licht: Weint nicht, Kinder.... Ich habe keine so laute Stimme, wie das Wasser, ich habe nichts als meine Helle, die der Mensch nicht zu hören vermag.... Aber ich werde über euch bis an euer Lebensende wachen.... Merk dir's: In jedem Mondstrahl, der sich ausbreitet, in jedem Stern, der lächelt, in jeder Morgenröte, die aufgeht, in jeder Lampe, die man anzündet, in jeder guten und klaren Regung eurer Seele wird

sich etwas von meinem Wesen offenbaren. (Man hört hinter der Mauer 8 Uhr schlagen.) Hört! Die Uhr schlägt! Lebt wohl! Die Pforte geht auf! Tretet ein (Sie schiebt die Kinder in die halbgeöffnete Pforte, die sich sofort wieder schließt. Das Brot wischt sich eine Zähre aus dem Auge, der Zucker und das Wasser zerfließen in Tränen, während sie rechts und links in der Kulisse verschwinden. Man hört den Hund hinter der Bühne heulen. Die Bühne bleibt einen Augenblick leer, dann geht die Mauer nach beiden Seiten auseinander und offenbart das letzte Bild.)

10. Bild:

Das Erwachen.

(Die gleiche Dekoration wie im ersten Bild, aber Alles, die Mauern, die ganze Atmosphäre märchenhaft schön, frisch lachend, glückstrahlend. Das Tageslicht dringt heiter durch die Spalten der geschlossenen Fensterläden.

Rechts im Hintergrund des Zimmers sieht man Tyltyl und Mytyl in ihrem kleinen Bettchen in tiefem Schlaf. Der Kater, der Hund, sowie alle Dinge nehmen genau dieselben Plätze ein, wie im ersten Bild, vor der Ankunft der Zauberin. Ein tritt Mutter Tyl.)

Mutter Tyl (mütterlich warnend): Auf, auf, ihr Faulpelze! Schämt ihr euch nicht? Acht Uhr hat es geschlagen und die Sonne steht hoch über dem Wald! Na, schlafen die aber fest. (Neigt sich über sie und küßt sie.) So rosig sind sie! Tyltyl duftet nach Lavendel! Mytyl nach Maiglöckchen! (Küßt sie abermals.) So lieb sind die Kinder. Aber ich kann sie ja nicht bis Mittag schlafen lassen .... sie zur Faulheit erziehen..... und dann sagt man auch, es bekommt ihnen nicht... . (Schüttelt Tyltyl sanft.) Auf, auf, Tyltyl!

Tyltyl (erwachend): Wie? Das Licht? Wo ist das Licht? Du sollst aber nicht fortgehen!

Mutter Tyl: Das Licht? Aber es ist doch da! Schon lange! Es ist so hell, als ob es Mittag wäre. Laß mich erst die Läden aufmachen. (Sie macht die Läden auf, blendendes Tageslicht dringt ins Zimmer.) So! Was hast du denn? Du siehst ganz geblendet aus!

Tyltyl (reibt sich die Augen): Du bist es, Mutter! Du!

Mutter Tyl: Natürlich bin ich es! Wer denn sonst?

Tyltyl: Du! Du!

Mutter Tyl: Aber ja doch, ja! Ich bin seit gestern nicht anders geworden. Was siehst du mich so verwundert an? Habe ich vielleicht eine schiefe Nase?

Tyltyl: Es tut so wohl, dich wiederzusehen. So lange habe ich dich nicht gesehen! Ich muß dich sofort umarmen! Noch einmal! Noch einmal! Und mein Bettchen, ist das gut! Und ich bin bei mir zu Hause.

Mutter Tyl: Was hast du denn? Schläfst du noch? Bist du auch nicht krank? Zeig' mal deine Zunge! Steh doch endlich auf und zieh dich an..

Tyltyl: Komisch! Ich hab' nur ein Hemd an.

Mutter Tyl: Natürlich! Zieh dein Höschen an und dein Röckchen! Da liegen sie auf dem Stuhl!

Tyltyl: Habe ich so im Hemd die ganze Reise gemacht?

Mutter Tyl: Was für eine Reise?

Tyltyl: Na ja, die letztes Jahr!

Mutter Tyl: Letztes Jahr?

Tyltyl: Natürlich! Zu Weihnachten, als ich fort bin.

Mutter Tyl: Als du fort bist? Du bist doch gar nicht aus dem Zimmer. — Gestern habe ich dich zurechtgebettet und heute finde ich dich wieder. Hast wohl geträumt?

Tyltyl: Verstehst du denn nicht? Voriges Jahr, als ich mit Mytyl, der Zauberin und dem Licht fort bin .... lieb ist es das Licht! Und dann waren auch dabei das Brot, der Zucker, das Wasser, das Feuer. .. die zwei haben sich fortwährend herumgestritten .... Bist du mir nicht böse? War dir die Zeit nicht zu lang? Und Vater, hat er geschimpft? Ich konnte nicht anders. Ich habe dir auch einige Zeilen hinterlassen, um dir zu erklären . ....

Mutter Tyl: Was erzählst du mir da? Entweder du schläfst noch, oder du bist krank. (Gibt ihm einen freundschaftlichen Puff.) Wach' doch endlich auf.... Na, geht's jetzt besser?

Tyltyl: Aber, Mutter, ich versichere dir.... Du bist's, die noch schläft!

Mutter Tyl: Wie? Ich schlafe noch? Seit 6 Uhr bin ich auf den Beinen! Ich habe schon die ganze Wirtschaft besorgt, das Feuer angezündet..

Tyltyl: So frag' doch Mytyl, ob's wahr ist! Was haben wir alles für Abenteuer mitgemacht.

Mutter Tyl: Wieso Mytyl! Was denn?

Tyltyl: Sie war mit! Wir haben Großvater und Großmutter besucht.....

Mutter Tyl (immer verwunderter): Großvater und Großmutter?

Tyltyl: Jawohl im Lande der Erinnerung ..... es lag unterwegs.. Großmutter hat uns einen großartigen Pflaumenkuchen gebacken.... und die kleinen Brüderchen, Robert, Hans, sein Kreisel, Madeleine, Pieretto, Paulinchen und Rickchen. ...

Mytyl: Rickchen kraucht noch immer auf allen Vieren....

Tyltyl: Und Paulinchen hat noch immer ihren Pickel auf der Nase.....

Mutter Tyl (sprachlos): Ihr müßt rein die Branntweinflasche gefunden haben, die Vater versteckt!

Tyltyl: Vater versteckt eine Branntweinflasche?

Mutter Tyl: Geh' einmal ein wenig auf und ab, damit ich sehe, ob du auch gerade gehen kannst! (Tyltyl tut es.) Nein, das ist's nicht! Mein Gott, was haben sie denn? Schließlich verliere ich sie wie ich die anderen verloren habe. (Erschreckt ruft sie): Vater Tyl! Vater Tyl! Komm doch! Die Kleinen sind krank.

(Ein tritt Vater Tyl, sehr ruhig, ein Beil in der Hand.)

Vater Tyl (sehr ruhig): Was gibt es?

Tyltyl und Mytyl (dem Vater entgegenlaufend): Vater! Guten Tag, Väterchen! Hast du das Jahr über gut gearbeitet?

Vater Tyl: Was denn? Sie sehen ja frisch und munter aus.

Mutter Tyl (weinerlich): Ich trau' der Sache nicht.. es wird uns so gehen wie mit den anderen ... die haben auch gut ausgesehen .... bis sie uns schließlich der liebe Gott genommen hat.. . ich weiß nicht, was in sie gefahren ist .... gestern Abend habe ich sie gesund zu Bett gebracht und heute früh, seitdem sie auf sind, geht alles schief. Sie wissen nicht mehr, was sie reden, sie erzählen von einer Reise..... sie hätten das Licht gesehen und Großvater und Großmutter, die wären tot, sonst ginge es ihnen aber gut....

Tyltyl: Aber Großvater hat noch immer seinen Holzfuß....

Mytyl: Und Großmutter ihr Zipperlein.

Mutter Tyl: Hörst du? Lauf rasch um den Arzt!

Vater Tyl: Aber nein, aber nein! Noch sind sie nicht tot. Wir wollen mal sehen..... (Man klopft an der Eingangstüre.) Herein! (Ein tritt die Nachbarin, eine kleine Alte, die, auf einen Stock gestützt, mit der Zauberin aus dem ersten Aufzuge eine große Ähnlichkeit aufweist.)

Die Nachbarin: Guten Tag und fröhliche Feiertage allerseits.

Tyltyl: Das ist die Zauberin Berylune.

Die Nachbarin: Ich komme um ein wenig Feuer.... . recht frisch heute Morgen — Guten Tag, ihr Kinder, wie geht's euch?

Tyltyl: Frau Zauberin Berylune, ich habe den blauen Vogel nicht finden können.

Die Nachbarin: Was sagt er?

Mutter Tyl: Es ist schrecklich, Frau Berlingot.... . sie wissen nicht, was sie reden.... und das geht so, seitdem sie auf sind.... Sie müssen was schweres gegessen haben.....

Die Nachbarin: Aber Tyltyl, erkennst du nicht Mutter Berlingot, deine Nachbarin Berlingot?

Tyltyl: Gewiß! Sie sind ja die Zauberin Berylune! Sind sie uns nicht böse?

Die Nachbarin: Wie sagst du? Bery......

Tyltyl: Berylune.

Die Nachbarin: Berlingot, Berlingot, willst du sagen

Tyltyl: Berlingot oder Berylune, wie Sie wollen, mir ist's gleich... Aber Mytyl weiß gewiß genau —

Mutter Tyl: Ja, das Schlimmste ist, daß Mytyl ebenfalls...

Vater Tyl: Na, na! Es wird schon vorübergehen. Ich werde ihnen einmal ein paar tüchtige Ohrfeigen geben ...

Die Nachbarin: Lassen Sie das! Es ist nicht der Mühe wert. Ich kenne das. Sie sind ein wenig verträumt. Sie werden im Schlaf von einem Mondstreifen beschienen worden sein. Mein kleines Mädchen, das recht krank ist, hat das öfter.

Mutter Tyl: Ja, richtig, wie geht's dem kleinen Mädchen?

Die Nachbarin: So, so. Aufstehen kann sie noch nicht. Der Arzt sagt, es sind die Nerven..... Ich aber weiß genau, was sie heilen könnte..... Noch heute früh hat sie mich darum gefragt. Das ist so eine Idee von ihr.... .

Mutter Tyl: Ich weiß, Tyltyl's Vogel! Na, also, Tyltyl, willst du ihn nicht endlich der armen Kleinen geben?

Tyltyl: Was denn Mutter?,

Mutter Tyl: Das Vögelchen! Wozu brauchst du es denn? Du siehst es nicht einmal mehr an..... und sie hat danach so ein Verlangen!

Tyltyl: Richtig, mein Vogel! Wo ist er denn? Da ist der Käfig! Mytyl, siehst du den Käfig? Es ist derselbe, den das Brot getragen hat. Ja, ja, es ist der gleiche! Aber nur mehr ein einziger Vogel drin! Hat er den anderen aufgefressen? Schau! Schau! Er ist blau! Das ist doch aber mein Turteltäubchen! Und viel blauer, als früher Das ist ja der blaue Vogel, den wir gesucht haben.... so weit sind wir gegangen und er war hier! Das ist aber merkwürdig! Siehst du Mytyl? Was würde das Licht dazu sagen. (Er steigt auf einen Stuhl, nimmt den Käfig vom Nagel und gibt ihn der Nachbarin.) So, Frau Berlingot, da haben sie ihn. Er ist noch nicht ganz blau, aber das wird schon kommen. Sie werden sehen.. . Bringen sie ihn rasch Ihrem kleinen Mädchen.. ..

Nachbarin: Wirklich? Du gibst mir ihn so umsonst? Gott, wird die Kleine glücklich sein. (Umarmt Tyltyl.) Laß' dich umarmen! Ich mach' jetzt fort, ich laufe!

Tyltyl: Ja, laufen Sie nur.... damit er nicht die Farbe verliert...

Nachbarin: Ich komme wieder und erzähle dir, was sie gesagt hat..... (Ab.)

Tyltyl (sieht sich lange im Kreise um): Vater, Mutter! Was habt ihr denn mit dem Haus gemacht? Es ist ja genau, wie früher, aber viel schöner......

Vater Tyl: Wieso viel schöner?

Tyltyl: Alles frisch gestrichen, neu hergerichtet, alles glänzt, alles ist neu. . voriges Jahr war's nicht so!

Vater Tyl: Voriges Jahr?

Tyltyl (geht zum Fenster): Und der Wald? Was ist der groß und schön! Als ob er neu wäre! Gott, ist man hier glücklich! (Macht den Brotkasten auf.) Wo ist das Brot? Sind die aber still! Ah, da ist Tylo! Guten

Tag, Tylo! Tylo! Tapfer hast du dich aber herumgeprügelt. Erinnerst du dich, im Wald?

Mytyl: Und Tylette! Sie erkennt uns wohl, aber sie spricht nicht mehr.

Tyltyl: Heda, Herr Brotlaib. (Greift nach seiner Stirne.) Den Diamanten hab' ich auch nicht mehr! Wer hat mir denn das grüne Käppchen weggenommen? Na, schließlich brauch ich's nicht mehr! Ah, das Feuer! Ist es aber lustig! Es flackert und lacht, um das Wasser zu ärgern. (Läuft zum Waschbecken.) Und das Wasser? Guten Tag, Wasser! Was sagst du! Sprechen tut's noch immer, aber ich versteh's nicht mehr!

Mytyl: Wo ist der Zucker?

Tyltyl: Ich bin so glücklich, so zufrieden, so zufrieden!

Mytyl: Ich auch, ich auch!

Mutter Tyl: Was haben sie denn fortwährend im Zimmer herumzustöbern?!

Vater Tyl: Laß' sie nur! Die spielen, glücklich sein.

Tyltyl: Am liebsten war mir das Licht. Wo ist denn die Lampe? Darf man sie anzünden? (Sich umsehend.) Ist das aber alles schön! Und ich bin so zufrieden!

(Man klopft an die Eingangstüre.)

Vater Tyl: Nur herein!

(Ein tritt die Nachbarin, sie hält an der Hand ein kleines, blondes wunderbar schönes Mädchen, das in ihren Armen Tyltyls Turteltäubchen drückt.)

Die Nachbarin: Da seht einmal das Mirakel!

Mutter Tyl: Nein, so was? Sie kann gehen?

Die Nachbarin: Ja, sie läuft, sie tanzt, sie fliegt. Als sie den Vogel sah, sprang sie mit einem einzigen Satz zum Fenster, um bei Licht zu sehen, ob es auch Tyltyls Turteltäubchen sei! Und dann Sfft! ... Auf die Straße, wie ein Engel ... ich konnte sie nur mit Mühe einholen ...

Tyltyl (mit Bewunderung): Oh! sieht die aber dem Licht ähnlich!

Mytyl: Ja, aber sie ist viel kleiner.

Tyltyl: Sie wird schon größer werden.

Die Nachbarin: Was sagen sie? Sind sie noch immer nicht zu sich gekommen?

Mutter Tyl: Es geht schon besser.... Nach dem Essen wird's ganz gut.

Die Nachbarin (schiebt das kleine Mädchen gegen Tyltyl): Na, Kleines, sag' ihm doch danke schön.

Tyltyl (plötzlich verschüchtert, weicht einen Schritt zurück).

Mutter Tyl: Ja, was hast du denn, Tyltyl? Fürchtest du dich vor dem kleinen Mädchen? Gib ihm doch einen Kuß... einen herzlichen Kuß! Stärker! Du bist doch sonst nicht so schüchtern! Noch einmal! Ja, was hast du denn? Es sieht beinahe so aus, als ob du weinen wolltest ...

(Nachdem Tyltyl dem kleinen Mädchen linkisch einen Kuß gegeben hat, bleibt er stumm vor ihr stehen; die beiden Kinder sehen einander an, ohne was zu sagen. Dann spricht Tyltyl, dem Turteltäubchen den Kopf streichelnd.)

Tyltyl: Ist er blau genug?

Das kleine Mädchen: Mir ist er recht.

Tyltyl: Ich habe schon blauere gesehen! Aber den ganz blauen.... man kann machen, was man will, man fängt ihn nicht... .

Das kleine Mädchen: Macht nichts. Der da ist recht schön!

Tyltyl: Hat er was gegessen?

Das kleine Mädchen: Nein.... was ißt er denn?

Tyltyl: Alles, Weizen, Brot, Mais, Grillen....

Das kleine Mädchen: Wie ißt er denn?

Tyltyl: So, mit dem Schnabel, ich will dir's einmal zeigen.

(Er will den Vogel aus den Händen des kleinen Mädchens nehmen, dieses widerstrebt instinktiv, das Turteltäubchen benutzt diesen Augenblick, macht sich frei und fliegt davon.)

Das kleine Mädchen (mit einem Verzweiflungsschrei): Mama, er ist fort! (Bricht in Tränen aus.)

Tyltyl: Wein' nicht! Ich fange ihn wieder ein. (Tritt nach vorne, zum Publikum sprechend.) Wenn ihn jemand von Ihnen findet, möchte er ihn uns wohl wieder geben? Wir brauchen ihn, um später einmal glücklich zu sein!

Vorhang.

R u n d s c h a u

Dernburg

Grade zur rechten Zeit ist Bernhard Dernburg im Jahre 1906 in den deutschen Reichsdienst berufen worden, und nun hat er einen nicht minder günstigen Augenblick für seinen Abgang gewählt. Er ist geschickter gewesen, als Posadowsky und Bülow, die sich selbst bei aller Schlauheit genau um ein halbes Jahr überlebt haben. Das Schicksal eines Staatsmannes, sich selbst zu überleben, ist mindestens eben so traurig, wie der Anblick eines ausgesungenen Tenors, der einmal die Herzen mit unheimlicher Sicherheit eingefangen hat und nun einen Nachfolger hören muß, der weit weniger süß singt, aber seine Sache doch auch ganz gut macht . . . Solche Ueberlebende, wie Posadowsky und Bülow, kehren aber außerdem niemals mehr ins wirkliche Leben wieder.

Dernburg hat vor seinem Eintritt ins Kolonialamt 38 Aufsichtsratsstellen von Aktiengesellschaften inne gehabt. Er hat sich als Bankdirektor ein respektables Vermögen erworben, er hat auch während seiner Amtstätigkeit notorisch gute Beziehungen zur haute finance unterhalten, so daß er jetzt, als Exzellenz und Staatssekretär a. D., an der Spitze des Aufsichtsrats der größten Aktiengesellschaften wahrhaftig eine ziemlich angenehme Stellung finden könnte. Er will aber nicht Generaldirektor des Norddeutschen Lloyds werden, wird als Privatmann politische Reisen unternehmen, wird im Ausland, als der möglicherweise kommende Mann, zu Höfen, Staatsmännern und Politikern Beziehungen suchen, wird sich den von Gott gewollten Abhängigkeiten fernhalten und es so dem Kaiser einst leicht machen, ihm die auswärtigen Angelegenheiten des Deutschen Reichs zu übertragen oder ihm gar das Gesamtschicksal Deuschlands anzuvertraun. Der Kaiser soll es nicht notwendig haben, Herrn Dernburg mit Opfern aus einer kaufmännischen Stellung loszukaufen. Der opfernde Teil will dabei nur Bernhard Dernburg sein. Für diese Opferbereitschaft wird er im Auslande seine Nerven stärken, seine Kenntnisse vermehren und abwarten.

In seinem jüngst bei Schuster & Löffler erschienenen Bande „Deutsche Machthaber", der endlich recht und schlecht geschrieben werden mußte, weil ihn kein andrer bisher überhaupt geschrieben hat, erzählt der frühere Regierungsrat im Reichsamt des Innern, Rudolf Martin, der sich guter Beziehungen zur konservativen Partei rühmt und infolgedessen wissen muß, was Wilhelm II. will, von dem neuesten Staatssekretär a. D. des Kolonialamts: Der Kaiser hätte vor einiger Zeit zu Dernburg gesagt, er solle anfangen, sich auch um die allgemeine Politik zu kümmern. Aus der Art seines Abgangs und der

Wahl des Termis darf man in der Tat schließen, daß Dernburg selbst die Erreichung der obersten Staffel für wahrscheinlich hält.

Eine andre Frage ist, ob Dernburg der Reichskanzler wäre, den Deutschland braucht. Sicher ist, daß Kaiser Wilhelm diesen Posten allein vergibt und daß er einen Cecil Rhodes sucht; weil nun Dernburg nicht weit von Rhodesia etliche Diamantenfelder erschlossen hat, mag ihn der Kaiser für einen Cecil Rhodes in deutscher Ausgabe halten.

Von der Vorgeschichte der Berufung Dernburgs in die Kolonialverwaltung lesen wir bei Martin: Einst hatte der Kaiser die Absicht, Erni Hohenlohe zu einem kleinen Cecil Rhodes und dann zum Reichskanzler heranzubilden, und darum machte er ihn zum Kolonialdirektor. Wahrscheinlich war diese Tatsache Dernburg bekannt, als er sich um die Direktion des Kolonialamtes bewarb.

Die Stellung ist damals verschiedenen Herren der haute finance, beispielsweise dem Direktor der Dresdener Bank, dem Geh. Oberfinanzrat Müller, angeboten worden, aber keiner wollte sie annehmen, obwohl die Erhöhung des Kolonialdirektors zum Staatssekretär schon in sicherer Aussicht stand. In Kreisen der haute finance wurde die Ausbietung der Stelle besprochen, Dernburg hörte davon und ließ Herrn von Loebell — Bülows rechte Hand — wissen, daß er nicht abgeneigt wäre, die Aufgabe zu übernehmen. Fürst Bülow bat ihn zu sich, hatte ein paar Unterredungen mit ihm und schlug ihn dem Kaiser vor.

Schon als Staatssekretär des Auswärtigen hat Bülow nach der Ernennung Richthofens zum Unterstaatssekretär Ende 1897 in Hamburg und Bremen nach einem Kolonialdirektor Umschau gehalten. Ein angesehener Kaufmann der Hansa ließ ihm damals sagen: Am Tage verdiene ich viel Geld an der Börse, nachmittags fahre ich mit 2 schönen Füchsen auf mein Landhaus, und das soll ich mit der Schinderei und Aufregung in der Wilhelmstraße vertauschen? Acht Jahre später, nach dem Rücktritt Stübels, trug Bülow die Stelle dem Direktor des Norddeutschen Lloyds Wiegand an, der sie ebenfalls rundweg ablehnte.

Bernhard Dernburg hat mit der Uebernahme des Kolonialamts eine feine Witterung bewiesen, denn die Leitung der Kolonialverwaltung ist durch die Auffindung der Diamanten in Südwestafrika bedeutend leichter geworden. Aber der Reichtum an Diamanten brachte Dernburg, wie noch jeden Kolonialverwalter in jedem Lande, in den Verdacht, daß er einzelne Gruppen von Interessenten besonders bevorzuge. Mit Recht machte man dem Staatssekretär den Vorwurf, daß seine Diamantenpolitik nur den Interessen des Großkapitals diente. Er wurde im Reichstag und in der Presse heftig angegriffen, und nach einem großen dialektischen Erfolg zog er sich zurück.

Vom März 1901 bis zum November 1906 ist Dernburg Mitglied der Direktion der Darmstädter Bank gewesen und war dort beinahe Alleinherrscher. Zu besonderer Blüte hat er die Bank nicht gebracht, vielmehr ist dieses Institut heute die schlechteste von allen deutschen Großbanken. Sie ist überreif für die

Fusion mit einer größern und stärkern Bank. Die Darmstädter Bank zahlt nur $6\frac{1}{2}$ % Dividende, die Deutsche Bank $12\frac{1}{2}$ %. Die Reserven der Darmstädter Bank betragen 20 % des Aktienkapitals, die Reserven der Deutschen Bank 50 %. Die Aktien der Darmstädter Bank stehn heute auf 130,50 Mk., die Aktien der Deutschen Bank auf 251 Mark.

Wäre Dernburg niemals Direktor der Darmstädter Bank gewesen, so stünde sie wahrscheinlich besser da. Als er die Bank verließ, meinte man, daß sich die ungünstige Wirkung seiner Sanierungen bald zeigen werde. Die Dernburgschen Sanierungen waren zwar b e s s e r als ihr Ruf, aber g u t waren sie nicht.

Wegen der Wahreform ist Dernburg sicher nicht gegangen. Der Mann hat dem Staatsdienst und seinen Aussichten für die Zukunft solche Opfer gebracht, daß er ohne große Bedenken auch noch das Opfer hätte bringen können, mit Bethmann-Hollweg eine Weile gemeinsam an einem Strang zu ziehn.

Dernburg dürfte selbst am besten wissen, warum er unter Bethmann-Hollweg nicht mehr bleiben wollte. Die Wahlreform war es nicht. Viel eher waren es die Aussichten für die Zukunft. f.

Ausgrabungen bei Benares.

Während aus den verschütteten Kulturstätten Turkestans unerwartete Schätze aus vergangenen Zeiten emporsteigen und von der Ausbreitung des indischen Einflusses in jenen Ländern Kunde geben, ist die britische Regierung in der Erforschung des indischen Heimatlandes nicht zurückgeblieben, sondern hat die Wirksamkeit der dort an verschiedenen Stellen tätigen Gelehrten unter der Oberleitung eines Director General of Archaeology zusammengefaßt. Indiens Kunstentwicklung kann sich nicht gleichen Alters rühmen wie die Mesopotamiens oder Aegyptens, denn seine ältesten Bildwerke und Inschriften gehn nicht über das 3. Jahrh. v. Chr. zurück. Aber die große Bedeutung, die Indien als Kulturträgerin für den ganzen Osten und speziell für die buddhistischen Länder als Heimat ihres Glaubens besitzt, sichert den archäologischen Arbeiten auf und in seinem Boden ein über Indien hinausgehendes Interesse. Wir begegnen noch heut an den wichtigsten Stätten der buddhistischen Tradition Pilgern aus Ceylon, Tibet, Birma, Japan, der Besucher des einsam liegenden Buddhagaya z. B. kann japanische Priester und tibetische Lamas dort jederzeit treffen, die in dem für sie bestimmten Rasthaus in der Nähe des großen Heiligtums wohnen, um sich in der Nähe der Stätte, wo Buddha seine „Erleuchtung" empfing, kontemplativen Betrachtungen hinzugeben. Es ist der Zweck dieser Zeilen, die Aufmerksamkeit auf die Ausgrabungen hinzulenken, die F. O. Oertel vor wenigen Jahren in der Nähe von Benares an einer für den Buddhismus besonders wichtigen Stätte vorgenommen und nun in dem soeben ausgegebenen Archaeological Report für 1904-5 eingehend beschrieben hat.

Nur wenige Kilometer nördlich von Benares liegt Samath, eine von den vier Orten, die im Leben Buddahs eine besondere Rolle gespielt haben; er ist den Buddhisten als Mrgadava oder „Antilopenheim" bekannt, wo Buddha seine Lehre zum ersten Male verkündete oder, wie der technische Ausdruck lautet, „das Rad des Gesetzes in Bewegung setzte". Als der chinesische Reisende Fa-Hian im 5. Jahrhundert n. Chr. auf seiner Pilgerfahrt dorthin kam, fand er vier große Türme und zwei große Klöster vor. Einige Jahrhunderte später kam ein andrer sehr berühmter Reisender, Hiuen Thsang und traf in Sarnath hunderte von Heiligtümern sowie gegen 1500 Mönche an und beschreibt eine große Säule, die zur Erinnerung an Buddhas Tat einst gesetzt worden sei.

Seit Jahrhunderten liegt Sarnath im Verfall. Zerstörung und Plünderung

haben den Ort vernichtet und unter ihrem Schutt die Denkmäler verschüttet, unter denen nur ein Turm dem Lauf der Zeiten und der Gewalt der Menschen widerstanden hatte. Selbst Name und Bedeutung des Ortes waren vergessen, bis ein zufälliger Fund im 18. Jahrhundert ein Kästchen aus grünem Marmor mit Rubinen, Perlen, goldenen Blättern und verkohlten Knochenresten die Aufmerksamkeit darauf lenkte. Gelegentlich setzten Liebhaber von Kuriositäten ihren Spaten ein und richteten mehr Schaden als Nutzen an; 1815 erforschte zum ersten Mal Oberst Mackenzie die Stätten; ihm folgte 1835 General Cunningham und 1848 Major Kittoe u. A. Ein kleines Museum ward errichtet. Im Jahre 1856 erwarb die Regierung das Gebiet und setzte 1900 einen Wächter darüber ein. Endlich im Winter 1904-5 trat in F. O. Oertel, damals Regierungsingenieur in Benares, ein neuer Forscher auf den Plan. Mit sorgfältiger Beobachtung des Terrains und sachkundiger Hingabe setzte er den Spaten ein. Wer in jener Zeit die Trümmerstätte besuchte, konnte die ersten Versuchsgräben sehn, mit denen Oertel die Stelle durchzog, und sich der ersten Funde erfreun, die ans Tageslicht traten. Der Bericht des erfolgreichsten aller Erforscher von Sarnath liegt jetzt vor uns und bildet einen erheblichen Bestandteil des von der britischen Regierung ausgegebenen Archaeological Reports. Das Verzeichnis weist nicht weniger als 470 gefundene Skulpturen, abgesehn von der Aufdeckung der Grund- und Tempelmauern, dazu kleinere Gegenstände und vor allem eine große Reihe von Inschriften, die aus der Zeit Asokas im 3. Jahrh. v. Chr. bis ins 12. Jahrhundert unsrer Zeitrechnung sich erstecken. Die wertvollste unter ihnen ist jene von Hiues Thsang erwähnte Säule, deren Kapitäl und Inschrift von großem Wert sind. Das Kapitäl bietet wohl das feinste Stück unter allen Skulpturen, die bisher in Indien gefunden worden sind: Vier Löwen von ausgezeichneter Arbeit stehn Rücken an Rücken und halten ein leider verschwundenes großes Rad aus Stein in ihrer Mitte, ein Symbol „des Rades des Gesetzes." Sie erheben sich auf einer Trommel, deren Seitenfläche die Reliefs von Löwen, Ochsen usw., von einander immer durch ein Rad getrennt, zeigt. Die ganze Säule besteht aus poliertem Sandstein und trägt in klaren, schönen Buchstaben eine Inschrift des Königs Asoka, des großen Verehrers Buddhas, die Dr. Vogel herausgegeben und gelesen hat.

Ein andrer Fund von künstlerischem Interesse ist ein mächtiger Sonnenturm, der zu einer Buddhafigur gehörte und zehn Fuß im Durchmesser hat. Er stellt in wundervoller Arbeit einen umgekehrten, blühenden Lotus dar, um dessen innern Blätterkreis sich ein Ring von zwölf beflügelten Tieren zieht, deren jedes vom andern durch einen Lotus in viereckigem Felde getrennt ist. Ein weiterer Ring enthält zwischen Linienornamenten eine Reihe buddhistischer Symbole; der Außenring zeigt wieder das Blattornament. Zahlreich sind die ausgegrabenen Buddha- und Bodhisattvabilder, von denen eins bis auf die Zeit Kaniskas im ersten Jahrhundert n. Chr. zurückgeht. Dr. Vogel und Oertel sind der Meinung, daß diese Statue mit einigen anderwärts gefundenen auf eine in Mathura, dem heutigen Muttra, blühende Bildhauerschule zurückgeht, die den ersten Typus eines neuindischen, von der gräco-buddhistischen Kunst abweichenden Buddhabildes schuf. An diese zum Teil vortrefflich erhaltenen Bilder und Darstellungen der wichtigsten Ereignisse in Buddhas Leben schließen sich nicht wenige Statuen und Statuetten von indischen Göttern und Göttinnen an, unter denen eine Darstellung der Saravati mit der Laute darum besonders bemerkenswert ist, weil diese brahmanische Göttin der Gelehrsamkeit und Beredsamkeit sich nur sehr selten unter buddhistischen Heiligtümern findet. Oertels Bericht ist reich mit Zeichnungen, Situationsplänen, Querschnitten und Photographien der wichtigsten Funde versehn und schildert die Methode wie das Ergebnis seiner Forschung, die dem Ingenieur ebensoviel Ehre macht, wie der angloindischen Regierung, die ihm die Mittel und die Möglichkeit zur Ausführung seines Werkes gewährte.

Prof. Dr. A. Hillebrandt.

Schiller und Rubens

Daß diese beiden Namen kaum jemals zusammen genannt werden! Auf dem

ganzen weiten Kunstgebiete gibt es vielleicht nicht zwei andre große Naturen, die einander in ihrem menschlichen Wesen und Schicksal so fern, künstlerisch so nahe stehn. Oder ich sage wohl besser stilistisch.

Man vergleiche nur eine der Kopien, die Rubens nach südlichen Meistern gemacht hat, mit Schillers Bühnenbearbeitung des Macbeth. Es sind völlige Uebertragungen, nein Umwertungen ins rein Rubensische, ins rein Schillersche.

Wenn Goethe einige Strophen Byrons übersetzt, so wird das leicht goethisierender Byron; der weimarische Macbeth aber, auf den Stil hin betrachtet, ist kein schillernder Shakespeare, ja kaum mehr ein shakespearisierender Schiller, sondern einfach Schiller.

So wird unter des Rubens nachschaffender Hand aus Mantegna — Rubens. Wir sehn Farbe und Beleuchtung geändert, Figuren durch andre ersetzt — wie Schiller in Macbeth alle Farben dämpft, die ganze Beleuchtung ändert, den wüsten Pförtner vertauscht mit einem frommen Psalmensänger.

Shakespeare und Rembrandt und Velasquez, die stets anschauend Verweilenden, versenken sich in die Welt; Schiller und Rubens, die stets innerlich Drängenden, versenken die Welt in sich. „Schlingen" sie tatsächlich in sich „zurück," so daß sie gleichsam nichts mehr vor sich haben, und in dies Nichts aus sich heraus in jedem Augenblick die Welt neu gebären müssen.

Alle geheimen Naturbedingungen, alle Wirkungskräfte und Samen der vorhandenen Welt sind auch in der neuen Schöpfung lebendig und waltend: als Wille wie als Vorstellung.

Dennoch, da die beiden Meister nicht mit der großartigen Bescheidenheit eines Shakespeare und Rembrandt und Velasquez der Erscheinung nahn, sie nicht mit den in ihr gegebenen Maßen und Mitteln darzustellen sich überwinden können, sondern „die fließend immer gleiche Reihe" selbstbestimmend, wenn auch nicht willkürlich, abteilen, daß sie sich nach ihrem persönlichen Rhythmus rege; „das Einzelne" eigenmächtig, wenn auch nicht überhebend, zur allgemeinen Weihe rufen, daß es in herrlichern prächtigern Akkorden schlage — darum denn kann es nicht Wunder nehmen, daß schillerisches und rubensisches Gesetz oft mehr als die Natur an sich, in ihrem Kunstbereich gebietet, daß die Werke der beiden bewundernswürdigen Stilisten durch dies ihnen notwendige und gemäße Verfahren sich zu Meisterwerken der Manier formen und arten, der Manier im vornehmsten und weitesten Sinne.

Das Verfahren der Beiden, ihre große, gewaltige, ja gewaltsame und doch nicht naturfremde Manier, veranschaulicht am besten ein Wort des Novalis: sie hängen ihr Bild jedem lebenden Wesen um.

Nicht naturfremd. Auch im Einzelnen nicht. Vielmehr da nicht weniger hingegeben, nicht weniger treu dem Geschauten, als jene Meister der andern Art.

Wie Rubens eine Krause auf das zarte Fleisch des Halses schmiegt, liebevoll in Form und Farbe ein kleines Gefäß behandelt irgendwo im Winkel eines figurenreichen Gemäldes, oder die seidige Pfote eines Hündchens auf den Teppich legt, und so vom Kleinsten aufwärts, *in* seiner Manier und *trotz* seiner Manier, überall das Rechte, Echte, unmittelbar Ueberzeugende gibt bis hinauf zur wichtigsten, ausdrucksvollsten, seelenoffenbarenden Gebärde, dem entspricht bei Schiller die gleiche Meisterschaft, die gleiche Sicherheit des Erfassens und Kraft des Darstellens, bekundet zum Beispiel in den Einzelheiten grade der schillerischesten Schöpfungen, etwa der „Künstler" oder seines genialsten Wagnisses „Ideal und Leben."

> *Leicht schwebend* fühlte sich der Blick
> Vom schlanken Wuchs der Ceder *aufgezogen* . . .
>
> Die Kraft, die in des Ringers Muskel schwillt,
> Muß in des Gottes Schönheit *lieblich schweigen* . . .
>
> Sanft wie des Reizes Linien sich winden,
> Wie die Erscheinungen um ihn
> Zu weichem Umriß *ineinander schwinden* . . .
>
> Der freisten Mutter freie Söhne
> Schwingt euch mit *festem* Angesicht
> Zum Strahlensitz der höchsten Schöne! . .

Und mehr noch als in diesen unwählerisch herausgegriffenen Stellen aus den Künstlern, fast Zeile für Zeile wird uns in Ideal und Leben Anschauung geboten.

Sogar Anschauung des scheinbar bloß Begrifflichen, Gestaltung des Unfaßlichen.

Ewig eingeprägt – durch ein einziges Wort! – bleibt dem Nachempfindenden die geistige Wesenheit des Alciden, von dem er vernimmt:

Alle Plagen, alle Erdenlasten
Wälzt der unversöhnten Göttin List
Auf die w i l l i g e n Schultern des Verhaßten . . .

Seine Apotheose stellt ihn uns den herrlichst bewegten, schwebenden Figuren des Rubens an die Seite:

Bis der Gott, des Irdischen entkleidet,
Flammend sich vom Menschen scheidet
Und des Aethers leichte Lüfte trinkt.
Froh des neuen ungewohnten Schwebens
Fließt er aufwärts, und des Erdenlebens
Schweres Traumbild sinkt und sinkt und sinkt . . .

Noch eine psychologische Frage! Ist es Zufall, daß just Schiller und Rubens als Menschen eines so „edeln und mächtigen Wesens" waren, als Künstler, bei aller sonstigen Verschiedenheit, gemein hatten: eine nicht zu ermüdende Begeisterungsfähigkeit, ein stets rein und tiefempfindendes Pathos und das „gewaltige Vermögen für das Geschehn?"

Oder hängen im Geheimsten diese künstlerischen Eigenschaften mit jenen menschlichen innig zusammen?

Wir dürfen glauben, daß keine dauernde Begeisterung, kein zugleich tief und rein atmendes Pathos je emporschwellen kann als aus der Brust so lauter-starker Charaktere, und dürfen das gewaltige Vermögen für das Geschehn herleiten aus dem Tatendrange und Tatenleben künstlerisch-heroischer Naturen.

Prof. Dr. Roman Woerner
(Freiburg i. B.)

Die Fortsetzung des Romans

von Felix B r a u n, „Der Schatten des Todes", erscheint in der nächsten Nummer unseres Blattes. Sie mußte diesmal aus technischen Gründen wegfallen.

Walt Whitman in Frankreich

Seit 1892 haben wir in Deutschland angefangen, uns ernstlicher um Whitman zu bekümmern und seine hohe Bedeutung für die menschliche Kultur der Zukunft zu erkennen. Und doch, wie lau, literarisch und theorisierendmäkelig — das Grundlaster der Deutschen — sind seither seine frischen Anregungen aufgenommen und weitergeführt worden! Als handle es sich bloß so um irgendeine vorübergehende literarische Sensation und nicht um eine der bedeutendsten und zukunftsgewaltigsten Erscheinungen menschlicher Kulturentwicklung! Denn daß Whitman eine solche Erscheinung bedeutet, ist über jeden Zweifel erhaben.

Wie ganz anders dagegen bemächtigt sich jetzt Frankreich dieses großen Kulturfaktors! Vor ein paar Jahren hat es angefangen, ihm eine ernstlichere Aufmerksamkeit zuzuwenden: heute aber hält man bereits öffentliche Vorträge über ihn. Und nicht nur das: es schart sich um seinen Namen – zugleich um um den Emile Verhaerens — ein ganzer, sehr frisch und sehr verheißungsvoll aufstrebender dichterischer Aufstieg!

Denn ein solcher Sammelpunkt ist inzwischen die prächtige, so umfangreiche wie sorgfältige Whitman-Biographie des Soziologen Léon B a z a l g e t t e, die vor kurzem erschien, geworden.*) Und außer ihr die neuerdings erschienene, nicht minder ausgezeichnete Gesamt-Uebersetzung der „Grashalme", die gleichfalls von Bazalgette herrührt.

Wenn man erwägt, daß Bazalgette außerdem mitten in der Uebersetzung der Prosawerke Whitmans ist, und daß er ein weiteres Buch über Whitman, „Walt Whitman, le Poète-Prophète", demnächst

*) Sie kam im Verlage des neuerdings so rüstig aufstrebenden „Mercure de France" heraus. Ebenso die Uebersetzung der „Grashalme". J. S.

herausgeben wird, so muß man sich fast verwundern und muß es für ein ganz besonderes Omen ansehn, daß im romanischen Frankreich ein solches Interesse für eine solche Erscheinung wie die Whitmans vorhanden sein kann. Wo denn fände sich wohl in Deutschland ein Verleger, der es wagen würde, vier so umfangreiche Bücher von Whitman und über ihn herauszugeben? Wo würde er bei uns, selbst nur in den enger literarisch interessierten Kreisen, so viele Interessenten finden, daß er ein artiges geschäftliches Risiko übernehmen könnte? In Frankreich aber nimmt nicht nur die Presse all diese Veröffentlichungen Bazalgettes mit aufrichtigem Interesse entgegen, sondern sie machen überdies also noch Richtung in der neuen Generation! Und nicht nur jüngere Dichter wie der hochbegabte und vielversprechende Jules Romains — von dem soeben ein sehr beachtenswertes Dichtwerk „La vie Unanime" erschien — oder wie Henry Guilbeaux u. a. erheben sich im Geiste Whitmans — ohne ihn im übrigen nachzuahmen! —: sondern auch ein so namhafter Dichter wie Francis Viélé-Griffin, der bisher der letzten Richtung seit Verlaine näher stand, zeugt ein so starkes Interesse für Whitman, daß er neuerdings die herrliche Nänie Whitmans über den Tod Lincolns — eine der bedeutendsten Dichtungen der gesamten Weltliteratur! — mit einer Hingabe seines großen künstlerischen Vermögens übersetzt hat, die man nur als ein höchst erfreuliches und bedeutungsvolles Anzeichen für einen neuen entschiedenen Aufschwung der französischen Dichtung zu werten hat! —

Es ist bereits heute nicht zu viel gesagt, wenn man ausspricht: in fünf Jahren wird in Frankreich eine neue Dichtung vorhanden sein, die der bisherigen lyrischen Decadence und formalistischen Artisterei den Garaus gemacht haben wird! Eine Dichtung, die wieder lebendige Weltanschauungsdichtung von entschieden neureligiösem Zug sein wird, und die Aussicht haben wird, eine neue sehr wertvolle Kultur-Zentrale der europäischen Moderne zu werden!

Es wäre eine Schmach für Deutschland, wenn wir uns alsdann etwas, sobald diese Richtung mit ein paar hervorragenden Talenten, die bereits sich mit allem Nachdruck durchzusetzen beginnen, das Interesse des Auslandes erregt, erst wieder mal beeinflussen und in Gang bringen lassen würden! — Das erste Mal wäre es ja aber wahrhaftig nicht, daß Deutschland seine eigene gute Initative verschmäht hätte, um sich alsdann in gleicher Angelegenheit erst hinterher vom Ausland ins Schlepptau nehmen zu lassen! —

Hier nur so viel über diese sicher nicht unwichtige Angelegenheit. Ich behalte mir vor, bei nächster Gelegenheit, vielleicht in dieser Zeitschrift, über diese neu aufstrebende Rüstung der französischen Dichtung ausführlicheres mitzuteilen. Johannes Schlaf.

Zu Robert Schumanns hundertjährigem Geburtstag

Seit Monaten schon sind, da der hundertjährige Geburtstag Robert Schumanns in die konzertlose Zeit (8. Juni) fiel, aus diesem Anlaß musikalische Gedenkfeiern veranstaltet worden. Allenthalben haben diese den Beweis erbracht, daß auch heute noch zahlreiche der Kompositionen Schumanns begeisterte Aufnahme finden. Gewiß sagt uns manches seiner Werke, besonders aus der Zeit seiner letzten Schaffensperiode, wo sich sein unheilvolles Leiden schon vorbereitete, nicht mehr viel, aber jene Zeiten, in denen man mit wohlwollender Herablassung, um nicht zu sagen, mit einer gewissen Verachtung von ihm sprechen zu müssen glaubte, sind längst vorüber. Seitdem seine Briefe in großer Vollständigkeit der Öffentlichkeit übergeben, seine Schriften weitern Kreisen erschlossen sind, hat sich das Verständnis für sein künstlerisches Schaffen ungemein verbreitet. Heute gibt es eine große, sogar ständig wachsende Schumanngemeinde, die mit größter Liebe an ihm und seinen Werken hängt, wenn sie auch seine ungemeine Verehrung für Jean Paul nicht teilen kann.

Wir wollen es ihm nie vergessen, daß er stets als Deutscher empfunden hat und von berechtigter Antipathie gegen alles Schlechte erfüllt war, das aus Frankreich und Italien zu uns gekommen ist. Seine rein menschlichen Eigenschaften, sein Ehe- und Familienleben erscheinen uns gradezu vorbildlich. Wir verehren ihn als einen der glänzendsten Schriftsteller über Musik

und können nur wünschen, daß man zu seiner Art der Kritik wieder mehr und mehr zurückkehrt. Wir sehn in ihm den Tonkünstler, der wie kaum ein andrer Anspruch darauf hat, ein Tondichter genannt zu werden: Poesie und Musik sind bei ihm aufs wundervollste mit einander verknüpft. Wir achten in ihm den Schöpfer eines neuen Klavierstils, einer neuen Liedvertonung, bei der Singstimme und Klavierbegleitung sich aufs schönste ergänzen, und des weltlichen Oratoriums („Das Paradies und die Perle"), wie wir uns auch mit besonderer Dankbarkeit des poetischen Inhalts seiner Kammermusikwerke erinnern. Wir können auch nicht zugeben, daß seine Sinfonien zu wenig gehaltvoll sind, und wollen schließlich noch energisch betonen, daß das Lebenswerk Schumanns für die Gegenwart unendlich mehr bedeutet als das seines Freundes Felix Mendelssohn-Bartholdy.

Wer das nicht glauben will, der soll sich nur in Schumanns Briefe, Schriften und Kompositionen vertiefen. Freilich wird nicht jedermann ohne eine gewisse Anleitung dies erfolgreich tun können. Diese Anleitung findet er m. E. in ganz vortrefflicher Weise in dem soeben in zweiter neubearbeiteter Auflage erschienenen, rund 110 Seiten umfassenden Buche „Robert Schumann" von Hermann Abert.

Als der Verfasser, der an der Universität Halle die Musikwissenschaft vertritt, dieses Werk vor sieben Jahren zuerst der Öffentlichkeit übergab, war man allgemein erfreut, eine so anregend und lesbar geschriebene Lebensskizze und Würdigung der Werke Schumanns erhalten zu haben; wohltuend berührte es auch, daß dieses Buch kein bloßer Panegyrikus war. Zum ersten Mal war auch darin versucht worden, der vielseitigen Begabung Schumanns gerecht zu werden und ihm seine Stellung in der gesamten Geistesgeschichte seiner Zeit anzuweisen. Mit besonderer Liebe hatte sich der Verfasser auch der Erkenntnis der ersten, für seine ganze Entwicklung so überaus wichtigen Klavierwerke Schumanns angenommen. Die neue Auflage zeigt, ohne daß der Umfang vergrößert worden ist, viele Verbesserungen im einzelnen. Neu hinzugekommen ist u. a. eine sehr lesenswerte, durchaus zu billigende Einleitung über Schumanns geschichtliche Stellung, ein Exkurs über sein Verhältnis zu seinem großen Landsmann Richard Wagner und der Nachweis der bisher nicht beachteten Tatsache, daß Schumann in seiner Oper „Genoveva" mit Leitmotiven operiert und sich darin auch in der Orchesterbehandlung dem modernen Musikdrama auffallend nähert. Zahlreiche Notenbeispiele verleihn dem Werke noch besondern Wert.

Es bildet übrigens den 15. Band der von der Verlagsgesellschaft „Harmonie" herausgegebenen, bekannten und weitverbreiteten Sammlung „Berühmte Musiker" und ist demgemäß ungemein reich illustriert. So zahlreiche Bildnisse Schumanns darin enthalten sind, fehlen doch merkwürdigerweise solche aus der Knaben- und Jünglingszeit. Gern hätte ich dagegen zwei der Thumannschen Illustrationen zu „Frauenliebe und -Leben" vermißt. Porträts von allen den bedeutenden Männern, mit denen Schumann in Berührung gekommen ist, Facsimiles seiner Handschrift und dgl. werden vielen Lesern besonders willkommen sein. Recht gute Dienste wird auch das genaue Verzeichnis der Schumannschen Werke leisten. Daß diese in einer von seiner Gattin Clara unter Mitwirkung von Brahms besorgten ausgezeichneten Gesamtausgage vorliegen, daß sie in billigen Volksausgaben eine kolossale Verbreitung gefunden haben, verdanken wir dem Erlöschen der Schutzfrist nach dreißig Jahren, an dem erfreulicherweise bei uns in Deutschland nun auch weiter festgehalten wird.

Wilh. Altmann.

Fritz Reuter

Ein Komitee hervoragender Persönlichkeiten, an dessen Spitze die deutsche Kronprinzessin steht, sendet uns folgenden Aufruf:

Im gegenwärtigen Jahr 1910 sind es hundert Jahre, daß uns Deutschen ein Humorist von Gottes Gnaden beschert wurde: Fritz Reuter.

Reuter, der Blücher noch gekannt und verherrlicht hat, war, wie Marschall Vorwärts, ein treuer Mecklenburger und echter Deutscher, ein Mann nach dem Herzen Bismarcks, der ihm 1866 schrieb: „Noch ist, was die Jugend erhoffte, nicht Wirklichkeit geworden; mit der Gegenwart aber versöhnt es, wenn der auserwählte Volksdichter in ihr die Zukunft gesichert vorschaut, der er Freiheit und Leben zu opfern stets bereit war."

Berlin, wo der Dichter in jungen und alten Tagen wiederholt weilte, „taum irsten- un taum annernmal" un-

freiwillig, später hochgefeiert, Berlin, in „De Reis' nah Belligen“, „Abendteuer des Entspekter Bräsig“ und in Briefen gar launig und lustig geschildert, Berlin, die Hauptstadt des Deutschen Kaiserreichs, das er schon als Jüngling herbeigesehnt und dann, nicht verbittert durch siebenjährige Festungshaft, in dem Schwanengesang „Ok 'ne lütte Gaw' för Dütschland“ mit Jubel begrüßt hat, — Berlin ist wie kaum ein andrer Ort dazu berufen, den Menschen und Poeten vor Augen zu führen durch tausenderlei Erinnerungen von ihm, an ihn und über ihn.

Das Denkmal in Stavenhagen kann erst übers Jahr, am 12. Juli 1911 — seinem Todestage — enthüllt werden.

Soll denn dieser Tag im gegenwärtigen Jahr, das uns die hundertste Wiederkehr seiner Geburt bringt, unbeachtet bleiben?

An dem ernsten Gedenktag des so bedeutungsvollen Jahres wird daher eine Fritz Reuter-Hundertjahr-Ausstellung in Berlin eröffnet und bis Anfang Oktober dauern. Zu dem schönen nationalen Zweck bewilligte der Verein Berliner Künstler das Künstlerhaus, Bellevuestr. 3.

Hier treten wir eine anschauliche und beschauliche Wanderung durch Reuters Leben und Schaffen an, mit folgenden Hauptstationen: Vaterstadt Stavenhagen, Gymnasien Friedland und Parchim, Universitäten Rostock und Jena, Stadt und Hausvogtei Berlin, Festungen Silberberg, Glogau, Magdeburg, Graudenz und Dömitz, mecklenburgisch-vorpommersche Begüterungen („Stromtid“) Treptow a. Toll, Neubrandenburg, Eisenach.

Da sehn wir viele seiner Manuskripte (Romane, Erzählungen, Gedichte, Dramen, Briefe, Albumblätter), auch Handschriften interessanter Männer und Frauen, die mit ihm in geistiger und persönlicher Berührung standen, dazu die Originaldrucke und sonstigen Ausgaben seiner Bücher nebst einer erlesenen Literatur seiner Werke, dann Porträts, Genrestücke, Skizzen, von ihm selbst gemalt oder gezeichnet, sowie Bildnisse und Ansichten von ihm, seinem Familien- und Freundeskreise, den Wohnhäusern, Städten und Landschaften aus Heimat und Fremde („Festungstid“, „Reis' nah Konstantinopel“), ferner Möbel (u. a. seine Wiege, sein Schreibsekretär), Gebrauchsgegenstände, kunstgewerbliche Kostbarkeiten, Skulpturen, Medaillen, Illustrationen, Verlagskontrakte, Urkunden und Raritäten mannigfaltigster Art.

Dem Wunsche des Veranstalters und Leiters der Ausstellung, Prof. Dr. Karl Theodor Gaedertz, der um baldmögliche Zusendung geeigneter Reliquien von und an Fritz und Luise Reuter bittet (Berlin W., Genthinerstr. 15), glauben die Mitunterzeichner dieses Aufrufs ihre Befürwortung nicht versagen zu sollen.

So steht zu hoffen, daß die Reuter-Hundertjahr-Ausstellung in Berlin im Sommer 1910 ein Wallfahrtspunkt für Tausende wird, die hier mit Teilnahme den Werdegang des großen Volksdichters an sich vorübergehn lassen, der durch seinen goldenen, gemütvollen, echt deutschen Humor ihnen ungezählte frohe Stunden bereitet und manchmal wohl auch über traurige Zeiten hinweggeholfen hat.

Finanzpolitisches

Zwischen Amerika und Deutschland haben unsre Börsen schon geschwankt, bis der dritte Juni jenes furchtbare Zwischenspiel in New York brachte. D. h. die Allgemeinstimmung in Berlin, Frankfurt, Hamburg wurde Mittwochs immer zuversichtlicher, weil wir die eigne Marktlage unsrer Industrie mit sehr günstigen Blicken ansahn. — Um sich dann abzuschwächen, sobald von drüben, oder auch nur via London jene unklaren Depeschen über die Einschränkung der Stahlproduktion, das Vorgehen der Gerichte gegen einzelne große Eisenbahncompagnien etc. etc. eingetroffen waren. Solchen wie gesagt ziemlich regelmäßigen Schwankungen machte dann der erwähnte Krisentag drüben ein Ende, sodaß man heute naturgemäß immer noch auf die weitern Erholungen aus diesen Kurszertrümmerungen zu achten hat. Unsern heimischen Industriegang freilich sehn wir als recht hoffnungsvoll an, keineswegs im Gegensatz zu den Spezialberichten. Denn all die Andeutungen über die Bedenken gegen das Fortbestehn unsrer so wichtigen Montanverbände könnten doch höchstens erst nach drei resp. fünf Jahren ganz oder auch nur teilweise erfüllt werden. Wirklich be-

achtet wurde dagegen die Preiserhöhung der Cokes um Mk. 2, besonders da hier zuvor gegen die Höhe von Kohlenaktien indirekt geschrieben worden war. Der Wochenbericht der Berliner Handelsgesellschaft hatte nämlich für Harzener eine geringe Dividende phrophezeit, was natürlich mehr den Kundenkreis dieser Bank, als die eigentliche Spekulation verwirrte. Letztere pflegt nur selten ein schwaches Gedächtnis zu haben, und so erinnert sie sich, daß voriges Jahr der gleiche Wochenbericht auch für Phönix ein geringeres Erträgnis vorausgesagt hatte. Inzwischen konnten sich aber die Eisenpreise bessern, die Rückstellungen auf die Bestände brauchten weniger stark zu werden, und Phönix brachte dann eben jene Kassa darauf nicht zur Verwirklichung. Uebrigens entwickeln unsre Börsen nun schon seit Wochen immer nur vereinzelte Kräfte, — für chemische oder elektrische Werte etc., jedoch eine Gesamtkraft zu Gunsten der Tendenz ist nirgends ersichtlich. Deshalb hatte auch die Diskontermäßigung in London keinen weitern Einfluß, wir hängen eben heute vom Geldstande gar nicht so stark ab. Das wird erst wieder geschehn, sobald in den leitenden Papieren wie Gelsenkirchen, Harzener, Laura, Diskonto-Commandit, Deutsche Bank etc. umfangreiche Engagements sichtbar werden. Heute spürt man in diesen Actien „kaum einen Hauch."

* * *

Wehe dem Sieger! so ließe sich der Schwertspruch des Brennus umkehren, sobald man des wohlfeilen Triumphs gedenken muß, den der Minister v. Rheinbaben über Gwinner gefeiert. — Wohlfeil! Denn welche Quantitäten von Gleichgiltigkeit und Unkenntnis hatte nicht bei dieser bedeutsamen Gelegenheit das Herrenhaus offenbart. Die Folge war auch, daß fast in unsrer gesamten öffentlichen Meinung gerade Herr v. Rheinbaben eine empfindliche Schlappe davon getragen hat. Indessen kommt es hier weniger darauf an, ob das Preußische Finanzministerium, oder jener Direktor der Deutschen Bank mit ihren Gesichtspunkten Recht haben, als auf die erschreckenden Einseitigkeiten, die urplötzlich der Leiter unsrer Finanzen zeigte. In der Tat! Solche schiefe Ueberzeugungen von den Aufgaben unsrer Banken und dem All-Heil für die Aufbesserung unsrer Konsolskurse hätte die deutsche Geschäftswelt bis noch vor wenigen Wochen für unmöglich gehalten. Ja, wenn so ein Mann ernsthaft glaubt, daß unsre Großinstitute nur die Anlagepapiere zu empfehlen brauchten, um deren gesunkenes Kursniveau wieder auszugleichen, so erscheint es nur zu natürlich, daß die direkten und wirksamen Mittel noch nie in seinen Kopf hineingekommen sind. Das ist der echte Büreaukrat, der seit Dezennien nichts von der wachsenden Selbständigkeit unsres Publikums gemerkt hat, das doch nur in seltenen Fällen den Willen zur Entscheidung darüber aufgibt, ob es Anlage- oder Dividendenpapiere sein sollen. Und ist es eigentlich unpatriotisch, statt preußischer Konsols sich Aktien eines kleinen oder großen Industrieunternehmens hinzulegen? Das stellt eine Unterstützung heimischer Arbeit dar, die eben sonst kaum denkber wäre. Eine ganz besondere Belehrung verdient der Finanzminister ferner über die von ihm so gehaßten „laotischen" Werte, gegen die er doch wohl nichts einzuwenden wagt, sobald z. B. das 5 %ige internationale Marokko-Anlehen bei uns zur Zeichnung gelangt. Weiter aber: wie denkt sich das kenntnisreiche Oberhaupt unsrer Finanzen unsre Getreide- und Baumwollverrechnung mit der Union, sobald wir das Alles baar bezahlen müßten? Hat er noch nie von dem immensen Vorteil unserer Handelsbilanz gehört, wenn wir in der Lage sind, als Ausgleich auf sehr große Posten Shares und Bons zunächst hinüber zu verkaufen? Und für den Weizen und die Wolle aus Argentinien geben wir auch ganz gerne La Plata-Werte in Zahlung, soweit dies irgendwie möglich bleibt. Augenscheinlich nimmt der Finanzminister an, daß der Tiefstand der deutschen Fonds nur den Kapitalmarkt interessiere, während das Anhalten dieses, man kann wohl sagen: verzweifelten Zustandes in erster Linie doch Handel und Industrie betrifft. Diese beiden gebrauchen den Weltkredit, der sich ja keineswegs immer sogleich in Baar umzusetzen braucht. Als Barometer der Wirtschaftsverhältnisse eines

Landes betrachtet aber das Ausland unermüdbar den Kursstand der betreffenden Banken. Auch ist es im Inlande unsern Kaufleuten und Fabrikanten alles eher, als gleichgiltig, ob sie, sobald sie sich Geld verschaffen müssen, ihre Konsols hoch oder niedrig lombardieren können. Von diesem tiefen Einschneiden in unser lebendiges Geschäftsleben sollte sich unser Geheimratsviertel endlich einmal gründliche Kenntnisse zu erwerben versuchen. Das wäre bald schwer, bald leicht, je nach der Pedanterie oder der geistigen Anpassungsfähigkeit der betreffenden Kreise. Jedenfalls hat die Herrenhausrede Gwinner mit ihren schweren Bedenken gegen den Geist unsrer Finanzpolitik wenig Neues gesagt, sondern lediglich die langjährige Ueberzeugung unsrer praktischen Stände zum Ausdruck gebracht. Den Herren am grünen Tische freilich war dieses Alte ganz neu!

* * *

Der schwarze Freitag bildet in der Geschichte der New Yorker Börse keine Neuheit, und zufällig fiel die diesmalige Panik vom dritten Juni nach langer, langer Pause wiederum auf einen Freitag! Nur daß die Kursstürze gegenwärtig keine gefährliche Ueberspekulation ausdrückten, sondern wie mehr als sicher anzunehmen ist, von den „Großen“ ausgingen, um Regierung und Bundesgerichte etwas zahm zu machen. Da nun der Aktienmarkt drüben durchaus unmittelbar in fast alle Bedingungen von Handel und Wandel eingreift, so pflegen sich die höchsten Beamten der Republik immer zu besinnen, sobald ihnen jene „Großen“ das Schauspiel einer Börsenpanik zum Besten geben. Man vergesse den Unterschied nicht zwischen der Union und z. B. Deutschland! Bei uns sieht das Beamtentum auf vieles hernieder, was es nicht persönlich schafft und fördert. Drüben sieht man umgekehrt zu allem hinauf, was man büreaukratischer Weise nicht selbst leiten kann. In diesem Sinne lohnt es sich auch, über alle Alarmdepeschen hinweg, die schwere Kämpfe der Staatsdepartements gegen die Trusts signalisieren, eins unverbrüchlich festzuhalten: nämlich daß in jener großen Republik bisher noch alles von privater Hand geschaffen wurde und daß sich daher auch jede Regierung hüten wird, den Unternehmungsgeist des einzelnen allzustark zu knebeln. Dinge daher, wie sie heute vorkommen, daß die Bundesgerichte in die Tarifpolitik der Eisenbahnen eingreifen, die ihre sechsprozentige Lohnerhöhung der Arbeiter wieder ausgleichen wollen, oder Enthüllungen über falsche Transaktionen der Gruppe Morgan-Guggenhein wegen Kohlenländereien in Alaska, alle solche mit Recht Aufsicht erregenden Dinge dürfen nicht zu schwer genommen werden. Eine Zeit lang opfert man dann der erzürnten öffentlichen Meinung, geht wohl auch einmal unter diesem Druck wie z. Zt. bei den Landdepartements in das schädliche Extrem über, aber im Grunde brauchen sich die amerikanischen Multimillionäre nicht zu fürchten. — Es geschieht ihrem eigentlichen System nichts! Kein Wunder, daß die gewaltigsten Finanzgeschäfte noch immer an der Tagesordnung sind, wozu natürlich das reiche Europa, ab heute das reiche Frankreich gehört. Die Pariser Uebernahme z. B. von 250 Millionen Francs, 4 %igen Debentures der Milwaukeebahn beweist, in welchem Kredit gegenwärtig die Union in der Welt dasteht. Und da sämtliche erste französische Gruppen bei jener Uebernahme beteiligt sind, so muß doch jede dieser Gruppen sich beeilt haben, an dem gewinnbringenden Geschäft teilzunehmen. Im Uebrigen wird der Präsident Taft seine Animosität gegen die leitenden Geschäftskreise des Landes nicht lange fortsetzen können. Ein Starker sogar, wie sein Vorgänger Roosevelt hat während der ersten Krisentage von 1907 Morgan bitten lassen müssen, doch an der Börse zu intervenieren.

* * *

Vom Laboratorium bis zur Fabrik ist noch für jedes neue chemische Präparat ein weiter Weg gewesen! Das vergessen jetzt schon wieder alle die, welche ein Patent der Elberfelder Farbenfabriken auf künstliches Gummi zu argen Kurstreibereien in den verschiedenen Aktien benutzen. Jene Farbenfabriken selbst erklären sich ja

einstweilen noch äußerst zurückhaltend über den Wert ihrer angeblichen Erfindung, und sie hätten nur noch hinzufügen sollen, wie viele Jahre sie künstliches Indigo laboratoriumsmäßig herstellten, bis man es in die Fabrikation eintreten lassen konnte. Es scheint übrigens vorerst, als ob man das wirkliche Hartgummi durch das künstliche wenigstens an Billigkeit nicht so leicht ersetzen könnte. Auch einer der vitalen Vorzüge Brasiliens, daß es außer dem Kaffee, noch das Hartgummi als hochwichtigen Exportartikel hat! Solche von der Natur gesegnete Länder wissen gar nicht, wie leicht sie es hätten, eine glänzende Wirtschaftsaera nicht nur empor zu bringen, sondern auch festzuhalten. Hartgummi an sich wird ja in der Welt immer mehr gebraucht, ohne daß die Bestände der Nachfrage genügen könnten. Deshalb ist auch die wilde Spekulation in Kautschuck, wie sie heute London sieht, keineswegs etwas Neues. Nur, daß in alten, längst vergangenen Jahren Kautschuck als Ware, also von den Kaufleuten spekulativ verhandelt wurde; während heute das gleiche tolle Spiel in den Werten solcher Aktiengesellschaften hochflutet. Nur die Formen haben sich da geändert, der schädliche Inhalt ist geblieben.

* * *

Eine wichtige Tischrede hat beim Monatsbeginn der Generaldirektor Kirdorf von Gelsenkirchen zu Gunsten des Kohlensyndicats gehalten; wichtig, weil sie unwillkürlich auf die starken Schwierigkeiten einer Erneuerung dieses Syndicats raten läßt. Anwesend waren nämlich auch Vertreter der fiskalischen Gruben, die aber nicht das Mindeste antworteten, als jener Redner die ungeheuern Gefahren für unsre gesamte Montan-Industrie ausmalte, falls später Produktion und Handel in Kohle regellos werden müßten. Die Herren vom Fiskus, auf die bei dieser Gelegenheit zweifellos eine Art von moralischem Druck ausgeübt werden sollte, hätten nun als freie Männer, (die sie ja leider nicht sind) sagen können, der Staat hat heute im Ruhrbezirk — freilich immer erst nach Thyssen — den weitaus größten Grubenbesitz, und wenn auch dessen Förderung vorläufig noch hinter der von Gelsenkirchen zurücksteht, so wird doch die Lage beim Ablauf des Syndicats 1915 eine schon ganz andre geworden sein. Also hat auch der Staat, der seine Grubenfelder erworben hat, um nicht wie Gelsenkirchen Handel zu treiben, sondern um seine Eisenbahnen billig zu versorgen, nur ein einziges Interesse. Seine Preispolitik selbst aufzustellen, falls ein neues Syndikat nicht von vornherein nach dieser Richtung hin bindende Zugeständnisse macht. Wahrscheinlich wäre Herr Generaldirektor Kirdorf auf eine Duplik gegen eine solche Replik unvorbereitet gewesen, da ja sogar er zugeben wird, daß es Verwickelungen gibt, wo eben beide Teile Recht haben. Nicht ganz so uneigennützig hätte freilich August Thyssen sprechen können, der ja als Privatmann nur auf seinen Geldbeutel zu achten braucht. Er hat seine Zeche Deutscher Kaiser so gewaltig arrondirt und erweitert, um der leitende Herr auch im Kohlenhandel zu werden, insofern nämlich aus seinem enormen Eigenverbrauch ein Ueberschuß verbleibt. Trotz seiner 68 Jahre wird Thyssen zum Mindesten so zähe wie der Fiskus verhandeln, damit ihm das Kohlensyndikat Ausnahmebedingungen gewähre. Vielleicht aber hat der Genannte ein stilles Interesse überhaupt an dem Nichtwiederzustandekommen einer festgegliederten Kohlenvereinigung. Indem er gleichzeitig der größte Stahlproducent ist und als solcher sehr überlegt, Zukunftspläne bearbeitet, so läßt sich bei ihm auf Grund der gegenwärtigen, d. h. von uns einigermaßen zu übersehenden Verhältnisse, kaum etwas Bestimmtes zu Gunsten neuer Syndicate sagen. Festzuhalten ist nur, daß der Stahlverband zwei Jahre vor dem Kohlensyndicat abläuft, also falls die Verhandlungen des Letzteren schwierig werden sollten, doch möglicher Weise in Frage gestellt werden könnte. Auch hier weiß man nicht, was Herr Thyssen für möglich hält, für sich selbst. Bekanntlich kann man diesen vielbeschäftigten Mann nur morgens gegen 7 Uhr sprechen. Wer ihn also überlisten will, „muß früh aufstehn."

* * *

Die neue Lage in Ungarn, wo bekanntlich die Ultras gegen die Regierungspartei die zerschmetterndste Wahlniederlage erlitten haben, ist auch von der Geschäftswelt wie eine Art Erlösung aufgenommen worden. Wenn aber nun, wie es scheint, sogar die Hochfinanz auf die Möglichkeit von Transaktionen zählt, die eines streng ungarischen Charakters entbehren müssen, so wäre damit doch der allgemeinen Volksstimmung weit vorausgeeilt. Denn gesiegt hat die Regierungspartei, — das ist in diesem Falle Oesterreich — wegen der wirklichen Brutalitäten der Justhianer, also mehr aus rein menschlichen Gründen, als aus einer nun plötzlichen Abschwenkung der Wähler ins cisleithanische Lager. Und wenn den Wählern von ihren Bankdirektoren und Großindustriellen vorgestellt wird, wie wirtschaftlich schwach Ungarn noch gegenüber der alten Wohlhabenheit Oesterreichs dasteht, so erfolgt die Antwort: „grad deshalb fürchten wir von diesem Stärkern überwunden zu werden!" Sie würden es sogar lieber sehn, daß der größte Teil ihrer Kronenwerte bei den Franzosen, als bei den Oesterreichern wäre, welche unbequeme Tatsache, — unbequem weil sie zuweilen auch Macht verleiht, — sich natürlich nicht mehr ändern läßt. Jedenfalls werden aus der neuen Situation die Pariser Banken mehr Nutzen ziehn können, als die Wiener Banken, trotzdem diese jetzt sehr rührig in Budapest sind. Pluto

Aus Hof und Gesellschaft

Oberhofmeister Graf Mirbach

Nachdr. verb.

Dem Oberhofmeister der deutschen Kaiserin, Kammerherrn Freiherrn von Mirbach zu Potsdam, wurden die Brillanten zum Großkreuz des Roten Adlerordens mit Eichenlaub und Schwertern am Ringe verliehen. Ernst Otto Karl Ludwig Adolf Freiherr von Mirbach, dem diese kostbare Auszeichnung zuteil wurde, entstammt dem zweiten Ast (Preußen) seines alten Geschlechtes, das in zwei Linien „Pussen" und „Pussnecken" zerfällt, von denen die zweite in Rußland und Oesterreich zuhause ist.

Der um den Bau von Kirchen besonders verdiente Hofkavalier ist evangelischen Glaubens, während andre Mitglieder des Hauses Mirbach sowohl zur römisch- wie auch zur griechisch-katholischen Kirche zählen. Der Dekorierte besitzt außer zahlreichen andern Orden auch den Wilhelmsorden, das eiserne Kreuz und die Rettungsmedaille am Bande, er erhielt 1899 am Geburtstage des Kaisers den Charakter als Generalmajor à la suite der Armee gleichzeitig mit dem verstorbenen Reichstagspräsidenten Grafen Udo zu Stolberg-Wernigerode verliehn, dessen Vordermann er war; als Oberhofmeister der Kaiserin steht Exzellenz Freiherr von Mirbach im Range eines Wirklichen Geheimen Rats. Die Gemahlin des verdienstvollen Hofmannes, Camilla, geborene Orban aus Lüttich, schenkte ihrem Gemahl vier Söhne, von denen zwei dem Leib-Garde-Husaren-Regiment angehören, einer wurde Jurist. Der Oberhofmeister der Kaiserin wurde am 24. Dezember 1844 in Düsseldorf als der älteste Sohn des Regierungspräsidenten Otto Magnus Freiherrn von Mirbach geboren, dessen Gemahlin Antoinette der Familie Schenk entstammt. Ein jüngerer Bruder aus dieser Ehe, Wilhelm Freiherr von Mirbach, ist Direktor der Compagnie Commerciale Belge anciennement H. Albert de Bary & Co. und der Kemmerich Gesellschaft, sowie Sekretär der Banque belge de préts fonciers, der sich 1897 zu Antwerpen mit Carmen Laura geborenen von Bary, einer Tochter des von ihm geleiteten Handelshauses, vermählte. Eine Tochter aus der Ehe des 1888 in Bonn verstorbenen Regierungspräsidenten, des Vaters des Oberhofmeisters, Freiin Selma, vermählte sich mit Gustav von Löbbecke, Herrn auf Depenau in Holstein. Antoinette, die älteste Schwester Ernst Ottos von Mirbach und seiner Geschwister, ist die Witwe des 1899 zu Schwerin verstorbenen Obersten a. D. Fridrich Freiherrn von Sell. Die hohe Ordensauszeichnung des Freiherrn von Mirbach, die durch die Verleihung der Brillanten auch noch einen erheblichen materiellen Wert repräsentiert, ist u. a. auch seiner Zeit dem Admiral à la suite der Marine Exzellenz von Knorr verliehn worden, dessen Brust außer dem hohen Orden vom Schwarzen Adler auch das Eiserne Kreuz schmückt, eine Dekoration, die bekanntlich in der Kaiserlichen Marine außerordentlich selten ist. Interessant ist, daß sich schon in weit zurückliegenden Zeiten Träger des Namens von Mirbach bei der Verbreitung des Glaubens betätigt haben. Es steht nämlich urkundlich fest, daß die Mirbach von ihrer eigentlichen Heimat am Rhein nach Kurland, Liefland und Preußen als Mitglieder des deutschen Ordens kamen. Der gleichnamige Stammsitz des Geschlechts ist ein Dorf an der Eifel. Von den ältestbekannten Ahnherren werden erwähnt: Der Ritter Theodorich von Mirbach um 1290 und dessen Bruder Johann. Ein Heinrich von Mirbach war 1360 Bundesgenosse des Herren von Sleiden gegen die Blankenheimer und Wilhelm von Mirbach erscheint 1398 in Urkunden als Burgherr von Dreiborn, die er allerdings nur als Pfand besaß. Die Grafen von Mirbach, speziell die aus dem Hause Mirbach-Kosmanus und die Linie Mirbach-Sorquitten, entstammen, wie die oben genannten dem rheinischen Uradel, die erste, gräfliche Linie stiftete Friedrich Gotthard, († 21. Dezember 1827 der das Geschlecht von Kurland nach Böhmen verpflanzte; auch er gehörte dem Hause „Pussen" an.)

Die Hand Wilhelms II.

Nachdr. verb.

Durch eine Entzündung mit Furunkelbildung am rechten Handgelenk ist der deutsche Kaiser gezwungen gewesen, Staatsgeschäfte, die keinen Aufschub erleiden

dürfen, von seinem Sohne, dem Kronprinzen, vollziehn zu lassen. Speziell trat diese Vertretung bei den zahlreichen Unterschriften ein, aber auch militärischen Vorführungen blieb der Kaiser fern — er mußte sich sozusagen „krank melden". Selbst für den Kaiser besteht eine gewisse Vorschrift in der Abfassung dieser „Meldung", die an den Kronprinzen gerichtet war und von den Ministern gegengezeichnet wurde. Altpreußische Tradition schrieb in solchen Fällen einen „Dienstweg" auch dem Gekrönten vor, der für diesen mit andern Pflichten und Rechten in der Verfassungsurkunde festgelegt ist. Durch den ständigen Offiziersmangel, an dem die Armee von den Zeiten Friedrichs des Großen über die Jahre der Befreiungskriege hinaus zur Aera Wilhelms des Ersten, ja selbst bis in unsre Zeit hinein dauernd litt, hat sich der löbliche Brauch in Offizierskreisen erhalten, mit einer Krankmeldung in jedem Falle so lange wie möglich zu warten, sagt doch das kameradschaftliche Gefühl dem vor diese Frage gestellten: „Fällst du aus, so muß ein andrer zu seinem Dienst noch den deinen mit übernehmen, also halte aus, bis du nicht mehr kannst!" Daß man sich vor Sonn- oder Feiertagen dann nicht grade wieder „gesund" meldet, ist, nebenbei bemerkt, ein andrer traditioneller Brauch. Vielen von uns wird wohl noch in wehmütiger Erinnerung sein, wie das Bild alle ergriff, das den greisen Kaiser auf dem Sterbebett, seine letzte Unterschrift gebend, darstellte, ihn, der das militärische Pflichtgefühl Zeit seines Lebens verkörperte und das oben gesagte in die charakteristischen Worte zusammenfaßte: „Ich habe keine Zeit, müde zu sein!" — bis ihm der Tod Tags darauf zu ewigem Schlummer die Augen schloß. Auch Kaiser Wilhelm ist dem ärztlichen Rat erst dann gefolgt, als es mit dem Schreiben nicht mehr ging, und wäre die linke Hand des Kaisers so gebrauchsfähig wie die rechte, würde diese während der Krankheit die Unterschriften nun wohl zu leisten gehabt haben, denn selbstverständlich ist ja diese Uebung für einen Menschen, der jede Halbheit haßt. Aber der letzte kaiserliche Erlaß sagt ausdrücklich: „Da ich auf ärztlichen Rat mir für einige Tage Schonung m e i n e r H a n d auferlegen muß", und hierdurch gibt der Kaiser resigniert zu, leider nur über die eine Hand verfügen zu können. Das scheint uns bemerkenswert. Durch eisernen Willen hat sich Wilhelm II. die linke Hand so gut wie möglich auszubilden versucht, sodaß diese nicht absolut jeden Dienst versagt, sondern trotz der Verkürzung des Arms, verhältnismäßig gebrauchsfähig ist, soweit es der vorhandene Muskelschwund eben zuläßt. Wie stattlich der Kaiser zu Pferde sitzt und wie gut sich ein Pferd unter ihm zusammenstellt, das heißt, wie er es „reitet", das haben erst kürzlich noch die englischen Zeitungen hervorgehoben. Wie ist dieser scheinbare Widerspruch zu erklären? Ein Holzstück, durch das die Zügel hindurchgezogen sind, läßt diese bei richtiger Stellung der Hand nicht nach vorwärts gleiten, und daher muß das Pferd eben „am Zügel bleiben". Solche Hilfsmittel verlangen aber gleichzeitig auch die ständige Aufmerksamkeit des Reiters in hohem Maße, denn eine geringe Unachtsamkeit kann die Zügel plötzlich zum Durchrutschen bringen, sodaß das Pferd den Halt verliert; bei schärfren Gangarten kann sich dann nur allzuleicht eine Katastrophe ereignen, deren Folgen abzuwenden, die ständige Sorge der Begleitung des Kaisers sein muß. Wie scharf der hohe Herr aber gelegentlich zu reiten beliebt, das weiß jeder, der die kaiserliche Standarte schon einmal im koupierten Gelände — quer Beet — wehn sah! Auch im Schießen kommt dem Kaiser kaum einer gleich, vielleicht noch am nächsten Oesterreichs Thronfolger, der mit seiner klein-kalibrigen Büchse gleichfalls den Schuß nur sozusagen hinwirft, trotzdem aber fast nie fehlt; sollte er jedoch unter denselben Bedingungen wie unser Kaiser. d. h. à pistolet, auf der Jagd in Konkurrenz treten, so dürfte der Ausgang kaum zweifelhaft sein, denn jeder Schütze weiß, wie nötig beim Einziehn des Gewehrs die linke Hand ist, und ihre Tätigkeit kann durch Auflegen auf eine vor dem Stand gespannte Schnur nicht ersetzt werden. Man weiß ferner, daß sich der Kaiser beim Essen eines eigenen Bestecks bedient, darüber kursieren allerhand Gerüchte, und trotzdem ist auch diese Frage recht einfach gelöst. Der diensttuende Leibjäger überbringt in einer Ledertasche bei der Ankunft der Herrschaften eine Anzahl silberner Gabeln, die, genau wie die sonst üblichen geformt sind, nur etwas schwerer wiegen sie wohl als die gebräuchlichen; die äußerste linke Zinke ist stärker als die übrigen und nach dem Rande zu

ganz flach gehalten, so daß ihre äußere Kante als Messer dienen kann. Mit großer Gewandtheit versteht es der Kaiser, alles Aufgetragene mittelst dieses Instrumentes zu zerkleinern, indem er, beispielsweise die Fleischtranchen, rasch klein kriegt und dann mit der Gabel aufnimmt. In dieser Art zu essen liegt etwas so Selbstverständliches, daß der, der diese Methode zum ersten Male sieht, sie unwillkürlich nachzuahmen versucht, selbst Hummer vermag der Kaiser auf diese Weise mit Grazie zu genießen, was bekanntlich manchem auch mit zwei Händen nicht immer einwandsfrei gelingen will. So fühlt sich der Kaiser durch die bei seiner Geburt ihm durch einen unglücklichen Mißgriff beigebrachte Verstümmlung eines so wichtigen Gliedes sonst im Leben kaum noch behindert, um so störender wurde ihm daher jetzt die verminderte Gebrauchsfähigkeit „seiner Hand" sein, besonders, da der Kaiser absolute Untätigkeit bisher nicht kannte. Selbst in der kurzen Pause, die zwischen dem Vorlegen eines neuen zur Unterschrift bereiten Aktenstücks entsteht, zeichnet die allzeit nach Betätigung drängende Rechte an den Rand der Unterschriften-Mappe oder auf einem bereitliegenden Block irgendeine, den regen Geist augenblicklich beschäftigende Figur mit markanten Strichen hin, sei es ein Römer auf dem Wall der Saalburg, oder ein Krieger aus neuerer Zeit, und immer ist die charakteristische Eigenart des Dargestellten festgehalten.

Aus der Gesellschaft

Großherzog Wilhelm Ernst von Sachsen vollendete am 10. Juni das 34. Lebensjahr.

Die Erbprinzessin von Sachsen-Meiningen stattete in diesen Tagen dem Kaiserin-Auguste-Viktoria-Haus zur Bekämpfung der Säuglingssterblichkeit in Charlottenburg einen zweistündigen Besuch ab. Sie wurde von dem Vorsitzenden des Kuratoriums, Kammerherrn Dr. Behr-Pinnow, dem Direktor des Hauses Professor Dr. Keller, der Obrin Elisabeth Mannhardt und Professor Dr. Langstein empfangen und geführt.

Der Rote Adlerorden vierter Klasse wurde verliehn: Dem Gewerberat Bruno Böhm in Bromberg, dem Regierungsrat a. D. Michael Kubitz in Stettin, dem Oberlandesgerichtssekretär a. D. Ernst Klee in Königsberg in Preußen. Der Kronenorden dritter Klasse: Dem Bundesrat Heinrich Schmidt in Düsseldorf und und dem emeritierten Pfarrer Stieglitz in Potsdam. Der Kronenorden vierter Klasse: Dem Rektor Karl Rücker in Falkenburg, dem Gymnasiallehrer Heinrich Kolster in Bielefeld und dem Kaufmann Heinrich Cremer, ebenfalls in Bielefeld.

Der ganzen Auflage unsrer Zeitschrift liegt ein Prospekt der Jubiläumsausstellung in Weimar bei, auf den wir unsre Leser besonders aufmerksam machen.

Für den gesamten Inhalt verantwortlich: Dr. E. E. Friedegg in Schöneberg — Druck von Richard Falk, Berlin W. 66, Leipzigerstraße 115-16.

. . Y' . .. - ' .
...7 . ..-2 . â€ž ...M-.x ,Lcd .e
HNO,... -.. '-
.Â».',.1.... .
, ,. .HK-..B:374
.,. , - . a .
a y. 7. .. . .-
, .7 ..3,
NY-
-_ .fZ'x
ÃŸigfter Band
.|-
ex
r
dd
tun
'
Hundertdre

Inhalt des 133. Bandes:
*'"r'i' t-:z-lie“.-.>„7 . _,
i*
1*.
April/ Mai/ Juni 1910
1" '1*' '-l'k] '| ' "j '-| | "l' 1 | ' 1 | "' ' "l '|*| '*1 | | l' ' ""1 "'" |"-| ' ' ' ' | ["7] | | [' | '*'|'|'| |-' "l-
"'14|1'"M'U'l'l'l'W'l'l'i'l'jl'

Politik, Gefchichte und Volkswirtfchaft:

Wifienfchaft und Technik:

Literatur und Theater

609MB

- ...a -* .,
1-1'.
t
kn...? ,num-..4W PNWMVM 4.
Z .7..
'.-
7 "XF-"F .WWWNY „RWM ,» ,

Berichiedene Randbemerkungeu:

Aus Hof und Gefellfchaft:

Mufikbeigaben

Kunftbeigabcn

MVP-..K ".- , __Ätaäca" *j* _7 „1:
,.
?AT
7
F
c '-4
- . _ '
. .-1.- -__---.._'1..._.__.
l
'.1
.-
x
: '1

Heinrich von Pofchinger:
Flint Bismarck und der Kurfürfiendamm
Nach bisher unveröffentlichten Quellen

Zu allen Zeiten und in allen Ländern haben die Fiirften es als eine Ehrenpflicht gegeniiber den von ihnen bewohnten Städten angefehenf fie durch Monumente zu fchmücken und durch großangelegte neue Straßen-anlagen zu ihrer Entwicklung beizutragen. An ihre Stelle find in neuerer Zeit zumeift die Munizipien getreten- die gleichfalls auf bisher öden Sand-flächen und Wiefen Prachtftraßen hervorzuzaubern wußten. Als Beifpiele erinnere ich an die Champs Elyfäes in Parisx die Ludwigsftraße in Miin-chem den Boulevard Victor Emanuele in Ronn den Cours Napoleon in Ajaccio- die Kaiferftraße in Frankfurt am Mainf den Ring in Wien und den Kurfürftendamm in Berlin.

Der Plant einen unfcheinbaren- vor den Toren Berlins gelegenen Reitweg in eine Prachtftraße zu verwandeln- war eine alte Lieblingsidee Bismarcks. Seine erfte Korrefpondenz darüber knüpfte an den Gedanken an, den 1872 vorhandenen Reitweg feftzuhaltenr welcher auf der nord-weftlichen Ecke des Zoologifchen Gartens nach dem Kurfürftendamm heran-fiihrte und fich demnächft dort und auf dem neuangelegten Wege zum Forti-haus im Grunewald fortfeßte, Am Sihluffe des Immediatberichts vom 21. Februar 1872- worin Bismarck für diefen Neitweg eintrat- appellierte er nicht umfonft an das lebhafte Intereffe, welches der König jederzeit in Anbetracht der Rückwirkung auf die militärifäfe Rüftigkeit der höheren Stände für die Erhaltung der Reitwege in der Nähe der Refidenz an den Tag gelegt hatte.

Naeh Inhalt eines von Bismarck im Februar 1873 an den Chef des Zivilkabinettsr Herrn von Wilmowski gerichteten Schreibens war Bis-marcks Interefie fortab auf die Erhaltung der ganzen Breite des Kur-fürftendamms zugunften der öffentlichen Intereffen fpäterer Zeit gerichtet, Darum follte den Anbauern zu beiden Seiten niäft geftattet werden, irgend-

einen Teil desfelben mit in ihre Häuferberechnung hineinzuziehen und als
Erfatz für die ihnen obliegende Pflicht zur Hei-gabe des Straßenterrains
zu benützen. „Ich will nicht gegen die Pferde-Eifenbahn überhaupt vo-
tierenz nur bin ich der Anficht, daß das zu derfelben notwendige Terrain
aus den Mitteln der Grundbefißer jener Gegend hergegebenz nicht aber
der Weg da verengt werden follteX wo der fiskalifche Befiß ausnahmsweife
Gelegenheit zu breiter und fchöner Straßenentfaltung bietet." Am 17. Juni
1873 bat Bismarck den Handelsminifter 1)!: Achenbach nochmalsj die
Hergabe einer vollen Straßenbreite auf jeder Seite des Kurfürfiendamms
von den Adjazenten (2x py0pkjj8 fordern zu laffenz damit auf diefe Weife
für die zwifchen Grunewald und Tiergarten zu fchaffende Verkehrslinie die
dreifache Breite einer gewöhnlichen Straße erzielt werden könne. „Die-
felbe würde etwa den Lindenz aber noch lange nicht den für ähnliche Ver-
hältniffe in Paris dienftbaren Champs Elyfäes entfprechen."
Noch näher entwickelte Bismarck feine Gedanken in dem folgenden-
gleichfalls an den Handelsminifter 1)i-. Achenbach gerichteten Schreiben
vom 8. Januar 1874:
„Eurer Exzellenz Schreiben vom 31. Dezember v. I. ftellt mir eine
baldige weitere Kommunikation bezüglich des Projekts zur Anlegung einer
breiten Straße nach dem Grunewald in Ausficht. Indem ich den ent-
fprechenden ferneren Mitteilungen entgegenfehej geftatte ich mir fchon
jekt die Aufmerkfamkeit Eurer Exzellenz auf zwei fpezielle Punkte zu
richten und die tunlichfie Berückfichtigung derfelben bei den fchwebenden
Verhandlungen zu empfehlen. Inwieweit das in Betracht kommende
Terrain in die Eharlottenburger Feldmark fälltf ift mir nicht ganz genau
bekannt. Daß aberz foweit dies der Fall iftj das polizeiliche Bedürfnis von
Charlottenburg durch das von dem Polizei-Präfidium vorgelegte Projekt
weit überfehritten werde, vermag ich nirht anzunehmen. Es handelt fich
um die Herfiellung einen den vorausfichtlichen Bedürfniffen der Zukunft
Rechnung tragendenz der Hauptfiadt in ihrem zukünftigen mutmaßlichen
Umfange kaum entbehrlichen Straßenanlagef welche die Hauptader des
Verkehrs nach dem Grunewald zu bilden befiimmt ift. Die Intereffen
der Stadt Charlottenburg und der Anbauer an der neuen Straße find
dabei wefentlich beteiligt. Die genannte Stadt zählte am Schluffe des
Jahres 1871 bereits 19379 Einwohnerz und diefe inzwifchen bereits ge-
fteigerte Zahl wird bei einer Erweiterung Eharlottenburgs naeh dem Kur-
fürfiendamm hin binnen kurzer Frifi in weiterem erheblichen Maße zu-

nehmen, Nach der bisherigen Erfahrung wäehft auch Berlin befonders
gegen Charlottenburg und den Grunewald hin', die Entwickelung beider
Städte wird daher mehr und mehr zu deren Vereinigung führen. Nahe
Beziehungen und gemeinfehaftliehe Intereffen beftehen fchon jeßh und man
wird bei der Würdigung der polizeilichen Bedürfniffe ebenfowenig zwifchen
beiden unterfcheiden dürfenf wie in London zwifchen der alten Stadt und
dem Borough. Die Anbauer haben bei neuen Straßenanlagen ebenfo
auf Charlottenburger wie auf Berliner Terrain den Vorteil einer ein-
träglichen Spekulation und der befieren Verwertung des übrigen Terrains.
Ifi es daher überhaupt geboten und entfpricht es den Intentionen Seiner
Majefiät- die Straße nach dem Grunewald in einer anfehnlichen Breite
herzuftellenz handelt es fich hierbei um eine fchon jeßt vorauszufehende
Lebensfrage für die Zukunft: fo wird auch den beteiligten Anliegern und
Gemeinden gegeniiber die Anforderung geftellt werden können- diefes poli-
zeiliche Bedürfnis ihrerfeits für die Gegenwart zu befriedigen und für
die Zukunft ficher zu fiellen. Der Umftand- daß fich der Kurfürfiendamm
in fiskalifchem Befiß befindet, bietet eine erwünfchte Gelegenheit- diefe
Anforderung in entfprechender Weife durchzuführen. Es ift meines Er-
achtens nicht zu geftatten- daß die Anbauer irgendeinen Teil des Kur-
fürftendammes in ihre Bau- und Häuferberechtigung hineinziehenx und
diirfte ohne Bedenken die Bedingung geftellt werden können- daß diefelben
auf je d e r Seite des Kurfürftendammes für den zu pflafternden Fahr-
weg und den Bürgerfteig ein Terrain von 5-7 Ruthen Breite herzu-
geben haben.
Bevor eine derartige Regelung der gefammten Straßenanlage firher-
gefiellt iftg wird auch eine teilweife Chauffierung oder Pflafterung des Kur-
fürftendammes nicht geftattet werden dürfen, Mein erftes Eintreten in
diefe Angelegenheit war durch die von des Kaifers und Königs Majeftät
gebilligte Auffaffung veranlaßt- daß es aus mehr als einem Gefiehtspunkre
nützlich feif durch Vermehrung und Erhaltung guter Wege die Neigung
zum Reiten bei den Offizieren fowohl wie im größeren Publikum zu fördern,
Durch die Chauffierung oder Pflafierung auch nur eines Teils des Kur-
fürftendammes würde aber der einzige zur Zeit eriftierende ungepflafterte
Neitweg nach dem Grunewald für die Bewohner Berlins verloren gehen-
da derfelbe neben der Straßenanlage wegen mangelnder Breite des
Dammes nicht genügenden Platz finden wiirde, Hinzu tritt, daß die Her-
'kellung einer jederzeit fahrbaren Straße die Bereitwilligkeit der In-

tereffenten zur unentgeltlichen Her-gabe des für die gejamten Anlagen er-
forderlichen Termins beeinträchtigen und die hierauf gerichteten Ver-
handlungen erfchweren würde."
'k O *
Mit den Augen eines großzügigen Bürgermeiflers hat Bismar> hier
feine Ideen entwickeln und feiner mächtigem bis in das Iahr 1881 fort-
gefeßten Initiative ift es zuzufchreibem daß der unfiheinbare Feldweg,
genannt der Kurfürftendamm, zu einer der großartigflen Luxusfiraßen
geworden i|.
Bismarck war auf das Erreichte auch recht ftolz. Im Iahre 1896
bemerkte er in Friedrichsruh: „Wenn mir die Berliner ein Denkmal
jeden wollen- fo wünfche ich es mir nur dahin. Von der Politik und der
Gefchichte als meinem eigenen Werk will ich nicht reden. Da waren andere
Einflüfie im Spiel. Aber eines kann iä) für mich in Anfpruch nehmen,
daß ich den Berlinern Luft verf>)afft habe. Den Kurfürfiendamm und
die Villenkolonie Grunewald7 die damit zufammenhängt- habe ich ganz
allein durchgekämpft. Ich kann wohl jagen- daß mir in diefer Sache mehr
Schwierigkeiten bereitet wurden- als es durch fämtliche Diplomaten Euro-
pas je gefihehen iii. Aber ich hatte das Vertrauen meines hochfeligen
Herrm und als ich ihm meinen Vortrag gehalten hatteX fagte er: Machen
wir. Und fo wurde es gemacht."

Eine unbekannte Jugenddichtung
Friedrich Hebbels

Herausgegeben von P a u l B o r n ft e in

Vor kurzem weilte ich in Friedl-W7 Hebbels dithniarfifcher Heimat
Wefielburen. Noch fleht da die Kirchipielvoigteh in welcher der jugend-
liche Dichter acht Jahre lang Schreiberdienfte tati und die fchöne alte
Kirchß auf deren Chor er fo oft zum Gottesdienft fang. Das Geburts-
haus ifi ni>7t erhalten; wohl aber der Garten dahinter mit dem Zieh-
brunnenx der in „Maria Magdalene“ eine fo gewichtige Rolle fpielt. Auch
lebt da oben- horhbetagh in ihrem Kramladen noch eine einfache Frau-
die genau des jungen Hebbel fich erinnert und eindringlich ihn zu Fehildern
weiß. Von alledem foll fpäter einmal ausführlicher an diefer Stelle die
Rede fein. Ich befuchte die Gräber der Eltern des Dichters; „Hebbels
Mutter": fo lautet die frhlichte Infchrift des Grabfieins- den unlängft herz-
liche Pietät [tiftete. Erftaunlich lebendig ift in der kleinem weltfernen
Vaterftadt das Andenken Hebbels und die Liebe zu ihm. Dieier Liebe ent-
wuchs- jeder Förderung würdigt nun der Gedanke der Begründung des
Wefielburener Hebbel-Mufeums- defien werdende Sammlungen fchon heut
unzweifelhaft manches intereffante und bedeutfame Stück aufweifen. Aus
dem Kreis der Männer, die felbfilos und ohne Scheu vor periönlichen
Opfern in den Dienft der Mufeumsidee fich gefiellt haben- wurde mir der
Hinweis auf eine unbekannte Jugenddichtung Hebbels- die in einem Wefiel-
but-euer Bürgerhaufe abf chriftlich fich erhalten habe,

Es war dies das Haus des Ehepaares B u h m an n. Frau Buh-
mann ift eine geborene Struvei eine Tochter von Hebbels Jugendgefähr-
ten Peter Jakob Strudel der als Dirigent des Kirchenchores - Hebbel
nennt ihn den „Muficus“ - eine Art Kantorfiellung bekleidete. Die
Mutter der Frau Buhmann aber war eine geborene Elvereix Margreta
Efabea Elvers- eine Tochter des in Hebbels Lebensbefchreibung gar wohl
bekannten Holzhändlers Paul Elvers, in deflen Haus Hebbel und feine
Freunde ihre „Börfe'h d. h. gefellige Zufammenkünfte bei Spiel und Tanz
mit den Mädchen des Fleckens hatten. Margreta Efabea war die ältere
Schwej'ter von Wiebke Elvers- die bei jenen Zufammenkiinften Hebbels
angebetete „Dame“ wart und von Katharina Elvers- der Hebbels Freund
Barbeck den Hof machte. Daß im Elversfchen Haufe Hebbel fehr häufig
von feinen Gedichten vor-las- fieht feftz daß er auch insgeheim den Schwe-

[tern Ewers, und befonders Wiebke, fo manches Gefchriebene wird zu-
gefteckt haben- läßt fich ohne weiteres annehmen. Wenn unter diefen
Umftänden Margreta Elvers das Manufkript der hier folgenden Dich-
tung- die ihr vielleicht befonders imponierte, ficher aber ihrem religiöfen
Sinn behagte- zur Abfchrift fich erbat oder fie |ill für fich abfchrieb und
aufbewahrtet fo hat das durchaus nichts Auffälliges. Mit dem ausdrück-
lichen Bermerkt daß es um eine Dichtung .Hebbels fich handele- hat Frau
Buhmann die Abfchrift von ihrer Mutter überkommen. An ihrem Wort
zu zweifelnt wird keiner fich erlaubent der mit dem Ehepaar Buhmannt
älteren Leuten- denen die unantaftbare Refpektabilität aus den Augen
fchaut- auch nur wenige Worte gewechfelt hat. Man darf getroi't und
a pkj0l'j fagen: es gab um 1830 in Weffelburen außer dem jungen Hebbel
keinen, der diefe Dichtung hätte verfaffen - es gibt heut dort keinen- der
fie hätte fälfchen können.

Die äußeren Umfiände fprechen demnach zum mindefien mit fiat-ker
Wahrfcheinliäfkeit für die Echtheit der Dichtung. Gleichwohl hätte diefei
wenn auch ftarke Wahrfcheinlichkeit nie mich vermocht- die Dichtung der
Öffentlichkeit zu übergeben und damit ihre Echtheit zu bezeugen. Was
diefe Echtheit für mich evident und durchaus unanfechtbar machtf das find
Wefen und Artung der Dichtung felbfi. Bevor aber diefe ausfchlag-
gehenden* inneren Gründe zur Sprache kommen, dürfte es fich empfehlen,
die Dichtung zu hören, Vorweg fei bemerkte daß an einer, vielleicht zwei
Stellen die Abfchrift zu verfagen fcheint.

K K K

Des Greifes Traum,

Die Nacht deckte mit dunklem Fittig Land und Meer-f goldne Sterne
zogen auf am Himmelsbogen- rings umher war Ruhe und friedliche Stille
verbreitet, Eugen- der edle Greis, der fiebzig Jahre zählte und diefe
fiebzigIahre nurdazu angewandt hatte, dieWerke desEwigen anzufchauen
und in diefen Werken den Abglanz fein-er Vollkommenheiten aufdämmern
zu fehen- war hinausgewankt aus feiner ärmlichen Hütte und hatte fich auf
einem Hügel niedergefeßtt um die Säfönheit der herrlichen Nacht in ihrer
ganzen Fülle zu genießen, Fried und Ruhe ftrahlte vom Antlitz des
frommen Greifesz es war, als ob ein Engel auf feiner Stirn thronte- fo
himmlifch war fein Blick. lind feine Seele bewunderte das große Him-
melsgewölbe und erftaunte über das unendliche Heer der Sterne- und
unwillkürlich feufzte der Greis: „Goth wie herrlich find deine Werket und
wie fchönt wie erhaben mußt du fein - -- achN und wie klein bin ich!" -
Und gewaltig von dem vernichtenden Gefühl diefes Gedankens durch-
drungen, fchlummerte der Edle ein.

Da war es ihmj als [lande er auf einem fernen Sterul und ein Engel des Herrn fiände ihm zur Seite. Liebliche Blumen blühten auf dunkelgrünen Fluten und erfüllten die ftille Luft mit balfamifäjen Wohlgerüchen, melodifche Lieder ertönten aus den luftigen Wäldernz von keiner Wolke war der lichte .Himmel getrübt. Zu feinen Füßen rollte die Erde und alles andere Gefiirnj und er fchaute hernieder, und feine Seele freute fact» als er hernieder fchaute und das Treiben der Erdbewohner erblickte,
Aber plötzlich ward es auf Erden dunkel und immer dunkler- nächtliche Finfiernisz wie fie in Gräbern throntj breitete ihr Panier aus nach Oftj Weft- Süden und Norden. Und es erhub fich im Oft-en ein fchimmern. derFunke, erfi klein und kaum erfchaubarraber derGeift desHerrnfchwebte hinter ihmf wie ein braufender Sturmwindj und blies ihn ant daß er zur feurigen Glut ward- und die Glut loderte auf zur verheerenden Flamme, Und die Flamme verbreitete fich fchnelh wie ein Blitzftrahl über den ganzen Erdkreis und fuhr lichterloh durch die Luft- daß es fchienl als wolle fie auch den Stern vernichten7 worauf der Greis |and, Eugen fihauderte zurück; aber der Engel fprach liebend zu ihm:
„Fürchte dich nicht! Du fteh| unter des Allmächtigen Obhutt der da fpricht zu Sturm und Flamme: bis hieher und nicht weiter. Schau aber!“
Und er fchaute bebend hernieder und fah Geifter herauffchweben aus dem Qualmz der die ganze Erdenluft erfüllte.
„Siehe‟z rief der Greis freudig aus- „wer find jene daf die da herfchweben zu uns in milchweißen Kleidern?"
„Das find Frommej wie du‟, fprach der Engel.
Mutiger fchaute er zum zweiten Male herab, Aber er bebte und ftand ftilh als wenn ein Schlagfluß feine Glieder gelähmt hättet wie er zum zweiten Male herabfchaute. Der Engel bemerkte es und fragte:
„Was fchrickft du zurück?" 1
„OT fagte Eugen mit zitternder Stimme und weinte Thränen des Kummer-s. „o7 fieh auf jene!" - Und er zeigte mit abgewandtem Gefichte auf die Erde. „Sieh jene Unglücklichenl fie wollen auch emporfliegen und fich retten aus der mörderifchen Flammej aber ihre Flügel find befchnittenj daß fie dableiben müffenj und eine gewichtige Laß beugt ihr Haupt zur Erde. O wehe„ wehe!“
„Rufe nicht wehe ausf Greis!" fpraeh der Engel. „Siehef einfi hatten fie folehe Flügel wie du und jene Frommenf die jetzt die Ernte genießen ihres mühevollen Säens; aber fie wälzten fich herum in niedrigen Er-

götzungen und matteten fich ab in tierifchen Wolliiiten. Drob find ihre
Flügel gelähmh und fie können nicht emporfliegen und ernten. weil der
Hauch des Lafters gewaltig die Keime des Edlenf die die Gottheit in ihren
Bufen geftreut hattez vernichtete. lind das Joch der Sündez das fie fich
freiwillig aufgeladen habenz ruht fchwer auf ihnen und hemmt ihren
Flugz ob ihre Flügel auch mächtig genug wärenf ihn zu wagen."
Undwiederum fchaute dei-Greis herab- und er faheGeifter fliegen mit
pfeilfchnellem Flugez und fchon quoll feine Seele aus in Entzückungen. daß
doch noch mehr Sterne das Liäjt mit ihm teilen follten. Aber am Scheide-
punkte der irdifchen Atmofphäre und des luftleeren Raums ermattgte auch
ihr Flug; und fie quälten fich hinaufzufliegen in die lichten Höhen des
Himmels und zu entfliehen der näher und näher daherbraufenden Flamme.
Sie quälten fich und konnten es nicht. Und aufs neue brach der Greis aus
in Wehklagen.
„Klage nichtz EugenT fprach der Engel mit freundlicher Stimme.
„Diefez welche du hier fiehfkj taten in ihrem Leben nichts Böfes. aber fie
vergaßen auchz Gutes zu tun. Darum kann die irdifche Luft fie nicht
zurückhalten. aber dem Anker des Himmels ifk ihr Gewicht zu fchwer.
Denn wiffez Greisj die himmlifchen Teile des Menfchen find fiark mit
Reiten der Erde gefchwängertz und diefe Refie find nur zu läutern im über-
irdifchen Feuer der Tugendf find nur abzuwafchen im Quell edler. guter
Taten."
Plötzlich raufchte es auf Erden wie ein gewaltig ftürmendes Meer
und in der tiefften Tiefe des Abgrundes wanden fich Seelen unter gräß-
lichen Qualenz die fich felbft verfluchten.
„O Gott. Gottl", fiöhnte der Greis aus beklemmter Bruft - --
„Goth diefe! diefe!"
„Hierweine und rufe wehe ausi"fagte derEngel mit ernfierStimme.
und fein Antliß verfinfierte fich. „Das find Treubriichige und Verführer.
Das find die einzigen Sünder! Siehft du die Blutstropfen an ihrer
Stirn? Das find Tränen der Unfchuldl Und eine Träne der Unfchuld.
gelegt in die Wagfchale des allgerechten Richters und Millionen Welten
wiegen fie nicht auf. Schau fie näher an! Siehfi du jenen daz und die
Unglücklichen. die fich an ihn klammern und ihn verwünfchen? Das ifk der
Ver-führer. und die fich an ihn klammernf find feine Schlachtopfer. Ia!
und fchauft du ihn daz den Verworfenenj und Brandmal der Hölle an
feiner Stirn? Das ift ein Rabenvater. der feine eigenen Kinder an Galgen
und Rad verfchaiherte. Für alle andernz die du fiehft. ifi Erlöfung vor-

handen. Sieg die verfäumt hattenp fich zu reinigen im Quelle der Tugend,
werden jetzt geläutert im Feuer des Unglücks und trinken einft, wenn auch
erft nach Iahrtaufenden- in vollen Zügen die Wonnen der Seligen. Aber
für Treubrüchige und Verführer ift keine Erlöfung; Himmel und Erdex
Gott felbft kann fie nicht retten, Denn alle anderen Sünden greifen bloß
irdifcheGüter an, vernichten höchfiens die gefireutenKeimewergiften nicht
die noch im Herzen fchlummernde Saat, Aber diefe! Sie morden die Un-
fihuld und trinken ihr Blut. Sie zerfrefien die innerfien Keime des
Geifies- daß der Zerrüttete finnlos hinabtaumelt in die Wogen der Hölle!
Sie vergiften dieSaat mit höllifGerGefchäftigkeit- die Gott und Natur in
den innerfien Winkel der Seele gefireut hatten- fie löfen das Band- das die
Menfchen an die Menfchheit binden das die Menfchheit an die ewige Vor-
fehung knüpft - und darum ifi auf fie hingefeßt ewiger Tod."
Und das Antlitz des Engels glühte wie Morgenrot- und aus feinen
himmlifchen Augen quollen Tränen des Mitleids.
„O", rief erf gräßlich aufgeregt, aus- „o- daß ich fie retten könnte!
Meinen Himmel wollte ich verlieren! Aber eher treten Hölle und Himmel
aus den Schranken- als daß fich die Kluft füllt- die ihre Wohnung von der
Wohnung der Seligen trennt. Denn verfchlofien ifi ihnen die einzige
Brücke, die dem Sünder den Eingang in den Himmel öffnet. Sie
können nicht bereuen- denn fie verzweifelny und Verzweiflung ifi von der
Reue weiter entfernt- als der Himmel von der Erde.“
Und der Engel verfank in ein dumpfes Hinbrüten, endlich fagte er
wieder leicht vor fich hin:
„Und das wollen fie nicht erkennen. Ia ihr Menfchen mit eurer
Philofophie! Die Litanei alles 'Vorhandenen wollt ihr kennen- die Spuren
der Dinge berechnen- und kennt nicht euer eigenes erfies Gefeß. Mit
Seraphim wollt ihr eurer Qualen (?) Licht fchöpfen und prüft nicht erfi,
ob ihr es auch ertragen könnt- und denkt nicht daran- daß es im Grunde
einerlei ift- zu viel als zu wenig Licht zu haben! Wahrheit wollt ihr euch
erringen- und bedenkt nichß daß die einzige Wahrheitp die euch hier er-
leuchten wirbt Erkenntnis des Irrtums ifi. Das Gefeß der Natur- der ge-
heimnisvollen Mutter aller Kraftg widerfpricht fich an keiner Stelle; es ifi
ewig Harmonie mit fich felbfi. Das wißt ihre und doch denkt ihr nicht
daran- daß fie fich notwendig widerfprechen müßtez wenn fie euch die Fähig-
keit gegeben hätte, die höchfie Wahrheit hier fchon zu ertragen- ohne euch
diefe Wahrheit wirklich zu geben! - - Ia, mit eurer Philofophie ifi es-
wie mit euren Irrlichtern! Beide glühen- aber beide führen auch in die

Irre. Und was ifk hier auch zu grübeln? Traut dem göttlichen Funken in
euch. der da fpricht: T u g e n d ift eure Beftimmung. Das wißt ihr, und
das einzige Mittelf durch das ihr diefe Beftimmung erreiäyen könnt. ifl:
firebt Hat* m o nie zwifchen N e i g u n g und P flieht herbeizuführen.
Aber nie werden Neigung und Pflicht in euch harmonierenz wenn ihr nicht
|rebt, [lets .Herr über den Augenblick zu fein. Denn von
dem Augenblicke hungen Hölle und Himmel im irdifihen Leben ab, Der
Augenblick kann euch zum Gott erheben. aber auch zum Teufel fiürzen.
Daher ift euer ganzes Sittengefeß: feid Herren des Augenblicke) oder feld
N at ur, Tugend ift eure Beftimmung. und diefe Befiimmung ift, weil
Natur, .ß i n g e g e b e n h e i t. Natur folgt der Natur! Ihr könnt.
was ihr w o l l t. Habt den Wille n . Natur zu fein, und ihr feid es.
und feid ihr g a nz Natur, fo habt ihr eure Beftimmung erreicht.“
Abermals verfank der Engel in düfieres Schweigen. Betrübt und
niedergefchlagen "rand Eugen ihm zur Seite. denn auch er war fich bewußt.
ni>7t immer Herr des Augenbliäs gewefen zu fein. Aber horchl Da ertönte
himmlifche Mufik von ferne. dem Ohr liebliiher wie Flötenklang und Raä.-
tigallliedz und fiehe. am Ende der Schöpfung ging die Herrlichkeit des
Herrn in voller Glorie auf. Taufend und aber taufend Seelen beteten ihn
an. und ihr Gebet öffnete ihnen die Augen. daß fie ihn fchauten- und das
Schauen gewährte ihnen der Seligkeiten höchfie Fülle. Noch bebte Eugen
und wagte nicht. den Blick aufzufchlagen. Aber freundlich hauchte der
Engel ihn anz und der duräzbohrende Gedanke fchwand, daß auch keine
Erinnerung von ihm zurückblieb; Eugen wandte fich und -- - - o Ent-
zückung aller Entzückungenl _ - er fah die Herrlichkeit Gottes! Ewiger
Frühling war verbreitet um ihn her. Sein Antlitz glühte wie Lenzes-
morgen. Sein Gewand war gefti>t aus lauter Sonnen. Sein Thron
war ein unvergänglicher Regenbogen. Gnädig winkte er dem feligkeits-
trunkenen Greife. jetzt fich bewegend in ewiger Rofenfülle der Iugend.
Der Engel führte den Entzückten zum Thron hinan - - Gott reichte ihm
den Kranz der Vollendung. Siehe. da küßten ihm Seraphim den Will-
kommenskuß - - und die Geifter freuten fich ihres Mitbruders.

-_ -- _ _. .._. _. ,_ .._ _-

Den andern Morgen fahen die Dorfbewohner den geliebten Greis
unbeweglich auf dem Hügel fißen - -- fie gingen hinan und fahen. daß er
den ewigen Schlaf fehlummerte. In dem höchfien Entzücken diefes
Traumes. einem Vorgefühl der Freude des befleren Lebens, hatte diefes

Übermaß das nur noch fchwache Band gelöftj welches feine mutige Seele an den zerfallenen Körper feffelte. Das Blut war erftarrtj die Hände des Edlen fühlten fich kälter; aber fein frommes Auge war nicht gebrochenj es firahlte vor belohnter Gottergebung.

Man bettete ihn zur Gruft. Kein prahlendes Monument pofaunt dem Wanderer zuy wer hier den Todesfchlaf hält; einfach und ärmlich erhebt fich über feiner Ruheftatt ein hölzernesz halbvermodertes Kreuz - - aber es weinten um ihn die Gerechten7 als er dahin war. - - Und das ift der Totenkläger Pflicht.

Er war erwacht aus dem Traum des Lebens zum Leben felbft und hatte fiatt der Hoffnung den Genuß erblicktf ftatt der Dämmerung das Licht.

* *k r'

Diefe'Dichtung entfpricht ganz und gar dem Gefühls- und Gedanken-kreife des jungen Hebbel; des Hebbel vor 1831- der noch an uhland nicht reif gewordenwar- no>f von ihm nichtgelernt hattet daß „derDichter nicht in die Natur hinein-j fondern aus ihr heraus" zu dichten habe. In feiner Hebbel-Biographie fagt Emil Kuh1)- nachdem er den religiöfen Urfprung der Hebbelfchen Jugenddichtung klargelegt: „Aus der biblifchen Vor-ftellung von der Auferftehung des Herrn löfie fick» neue überfihwengliäfe Bilder gebärendj die Vorftellung von der Auferfiehung aller Menfchen-kinder heraus. Das jüngfte Gerichtj in feiner Furchtbarkeit und Unbe-greiflichkeitj nahm vor feinen Augen plaftifche Form an." - Hätte Kuh nnfere Dichtung gekannt- er hätte fie nicht fihärfer bezeichnen können. Dichterifch lebt diefe Stimmung erregter Religiofität mit Klopftock fich aus; der frifche Einfluß des „Meffias'ß den Hebbel bei feinem Freunde Hardingj dem Sohn feines Zeichenlehrersj kennen gelernt hattet wird hier mit Händen greifbar. Klopfiockifcl» „meffianifch" ifi nicht nur auf breite Strecken dieTerminologiej fo der „Abglanz der Vollkommenheiten Gottes", die „Entzückung der Entzückungen'h die Auferftehung als „Ernte Gottes"; nicht nur die Abfiufung der Geifier in die Seligenj die Ver-worfenen und- in der Mittez diet deren Los „Dämmerung wart nicht Nacht": klop|o>ifch ifk iiberhaupt das fentimentale Pathosz die auf-getriebene und beim jungen Nachahmer ftark verblafene Rhetorikf die feraphifche überfinnlichkeit der Bilder. Nun aber zeigt diefe Klopftockerei fich keineswegs nur hier; fie ifi vielmehr ein hervorftechendes Kenn-zeichen auch der ganzem frühen Verslyrik Hebbelsj die von Geifiernj Engelnj Seraphimj Cherubimf von Bildern des Todesj der Auferfiehung-des Emporfchwebens aus dem Staube zum ,.Siegesland", zur „Krone

1) 2. Auflage. Band 17 S. 51,

der Vollendung" förmlich firoht. Ich nenne des zum Belege etwa die
Gedichte „An die Unterdrückten'ß „Rofa'ß „An die TugendK „Elegie am
Grabe eines Iünglings", „Laura" 7).
Schon die Titel der angeführten Gedichte verweifen beftimmt des
weiteren auf Schiller. Er ift in der Tat der zweite der Götter, die über
Hebbels Jugendfchaffen thronen. Er beherrfcht die erfien Experimente des
Dramatikers. Wie die „Räuber" Pate ftanden bei des Siebzehnjährigen
Räuberfchaufpiel- dem „Mirandola'ß fo hat FranzMohrsSchreckensvifion
vom jüngften Gericht auch zu unferm Bilde Züge unzweifelhaft bei-
getragen. Schillerifch ift die feurige Lohet angefacht vom Sturmwind
Gottes. Wie bei Schiller die Locke von des Vaters filbernem Haupthaar
die Wage des Gerichtes zum Sinken bringtr fo hier der Blutstropfe an
der Stirn der Unfchuld. Daß der Berzweifelnde nicht bereuen könne-
lehrte Franz Mohr. Und wie Pafior Mofer bläft der Engel alle Philo-
fophie quoad Erkenntnis in die Luftt freilich nurz um alsbald eine keines-
wegs klarer in Engelmund abfonderlich klingende Ethik auf natürlicher
Grundlage zu predigen. Gerade in diefer aber wird Schillers Einfluß von
anderer Seite markant offenkundig. „Seid Natur!" „Traut dem gött-
lichen Funken in euch"- „Tugend ifi eure Befiimmungi" „Strebt Har-
monie an zwifchen Pflicht und Neigung!" „Ihr könnt, was ihr wollti":
das find unverkennbar Schillerifche Gedankenbildungen. Man kann
allgemein fagen; wie Klopf'tock des jungen Hebbel Phantafie und Emp-
finden. fo beherrfcht Schiller feine erften Berfuchex auf dem Wege be-
grifflichenz fpekulativen Denkens zu einer felbftändigen f ittlichen
Weltanfchauung zu gelangen. Genau abert wie unfere Dichtung. fpiegelt
die ganze frühe Iugendlyrik- im Kern durchaus abfirakt gedanklich und
nach Schillers Vorbild ethifch gewendet. diefe Berfuche wider. Dort wie
hier die gleichen Schillerifchen Kategorienf und zwar, da das dichterifche
Ausdrucksvermögen reich noch nicht entwickelte in oft beinahe wörtlicheri
bis zum Abklatfch gehender Übereinftimmung des Ausdrucks; dort wie hier
diefe Schillerifchen Kategorien in unklarem Durcheinander mit unaus-
gegohrenen Gedanken eigener Prägungt die gewiffe Zukunftskeime ganz
nicht verkennen laffen.
Die innige Verwandtfchaft unferer Dichtung mit der beglaubigtent
gleichzeitigen Verslyrik mögen etliche Gegenüberfiellungen im einzelnen
nun erweifen. An fich unerfreulich - es ließe fich das Spiel denn auch
bedeutend weiter treiben- als ich tue") -- wird die mechanifche, Sinn und
Zufammenhang notwendig zerreißende Gegenüberftellung folcher ver-
wandten Stellen hier vielleicht verzeihlich- weil fie im Nachweis der Echt-

2) Man findet die Jugendlyrik Hebbels in Band 7 der von R.
M. Werner herausgegebenen. hifiorifch-kritifchen Gefarntausgabe.

3) Arno Scheunerts Buch „Der junge Hebbel. -
Weltanfchauung und frühefie Jugendwerke" bildet in feinen tiefgreifenden
Unterfuchungen über Ausbruch Stil und Weltanfchauung des jungen Hebbel
den vielleicht allerfiiirkfien Beweis für die Echtheit unferer Dichtung. Dies

'
'
tet
Kuno Am
Tert _von Lothar Brieger-Waffervogel
Spaziergang

heit eine nicht unbedeutende Rolle fpielt. Daß Übereinfiimmungen in
Worm Bild und Gedankß wie die folgendem nicht zufällig find„ dürfte
unfchwer einleuchten.
„Des Greifes Traum“.
Eugen, der Greisf will den „FragmenteN „Gottheit trägfi du in dem
„Abglanz der Vollkommen- Stück 4: Herzen:
heiten‟ Gottes herauf- „Bifi der Abglanz der Voll-
dämmern fehn. kommenheit.“
„Cr freute [ich, als er „E l e g i e“, a m „Freudig fchaut er nieder
hemiederfchaute und das G r a b e e in e s „Auf der nachgeblieb'nen
Treiben der Erdbewohner J ü n g lin g e: Lieben Chor.“
erblickte.“
„Die himmlifäzen Teile des „Fragmente'*„ „Will er ganz hinübe-
Menfchen find fiark mit Stück 4: (An den fchwebenf - -
Reiten der Erde gefchwän- Menfchen). „Seht der S ta u b ein Ziel
geri.‟ dem Geifiesfireben.‟
„Strebt Harmonie zwifäyen „Fragmente“„ [Gott] „gab dir Mutz das
Pflicht und Neigung her- Stück 4: (Anden Schwerfie zu erleidenf
beizuführen.“ Menfchen) „Wenn fich Pflicht und
Neigung friedlich fcheiden
„Auf dem Ozean der Leiden-
Weib“
‚Ihr könnt, was ihr wollt.‟ „A n d i e „Freien ifi Gefeß ihr Wille7
T u g e n d": „Den kein Tod zernichten kann.“
‚Tugend ifi eure Befiim- „A n d i e Vergleiche das ganze Gedicht
mung.“ T u g e n d“: „An die Tugend“.
darzutun genügen hier7 wo in philologifche Einzelheiten nicht einzugehen ifi„
fchon etliche der .Kapitel-Überfchriftem in denen Scheunert feine Refultate
zufammenfaßt. JG nenne nur: „Das Zentrum der fittlichen Welt: Neigung
zur Sünde.“ - „Die irdifche Welt als notwendige Trübung der Welt des
Jdeals durch das Böfe.“ - „Der Tod als fittliche Verklärung durch göttliche
Gnade.“ - „Leben nach dem Tode. Drei Perioden. Schickfale des Guten.
Sthickfale des Böfen. Stellung Gottes." - „Der Traum als Vermittler fittlicher
Offenbarungenz die den Wachenden unzugiinglich find": a) „Verweilen des
Tröumenden in der Welt des Jdeals.“ b) „Terminologifcher Begriff der Kältez
des Erfiarrens.‟ - „Das Schauen höchfier Offenbarungen als Traumzufiand‟:
o) „niederziehende Wirkung diefes Schauens“„ b) „erhebende Wirkung" ufw.„
ufw. - Auch der Wortfchaß unferer Dichtung de>t fich bis in einzelnq befondees
chorakterifiifche Worte hinein d urch a us mit der allgemeinen Terminologie
der Hebbelfchen Jugenddichtung.

„Gnädig winkte er (Gott) „Elegie“. a m ..Sieht den liebevollen Heiland
dent feligkeitstrunkenen G r a b e e in e s winken:
Greife . . . reichte ihm den J ü n g l in g s: .,„Komm." empfahe deine
.Kranz der Vollendung." Kron'!““
In einen andern. einen neuen Zufammenhang rückt unfere Dichtung.
unter dem Gefichtspunkt der Form betrachtet. Als Profafiütt mit lyrifch
gehobener Sprache. als ..Gedicht in Profa" - Kuh verweift für diefe
Form auf den Einfluß Offians. N. M. Werner mit größerem Recht auf
den Iean Pauls -" tritt ..Des Greifes Traum" durchaus gleiäfartig zu
dem Nachtbild „Holion“ und feinen anonymenVorläufern im ..Dithmarfer
und Eiderfiedter Boten‟ einerfeits und andererfeits zu dem Märchen
..Die einfamen Kinder". das Theobald Bieder-Hamburg vor etlichen
Jahren in der von Amalie Schoppe redigierten Kinderzeitfchrift ..Iduna"
fand.*) Diefe frühen Profadichtungen aber gehören nicht nur der
äußeren Form. fondern auch ihrem innern Wefen nach aufs engfte zu-
fammen. Gemeinfam ift ihnen allen dreien das Traumhafte. die vifionäre
Phantafiik bei gleichzeitiger Tendenz zum Umfchlag ins Realiftifche. wie
es in ..Holion“ und ..Des Greifes Traum" im Schluß hervortritt; im
Märchen dauernd und prinzipiell das grell Spukhafte durchbricht. Nur
fteht unfere Dichtung zum wenigften an Größe der Linie über dem
..Holion‟. von deffen forciert düfterem Peffimismus fie in ihrer lichteren.
religiöfen Freudigkeit fympathifch fich abhebt - und tiefer als das
Märchen. deffen vifionäre Bilder minder aufgeblafen. unvergleichlich
energifcher und eindringlicher gezeichnet find. und das nach Ton und
Form der Darftellung bereits einen über-gang zur Erzählung bedeutet.
wie fie in auffallender Schärfe und Knappheit zuerfi in dem 1831 ent-
|andenen ..Brudermord" uns entgegentritt. Danach dürfte ..Des Greifes
Traum". wie nach feinem Wert. fo auch zeitlich zwifchen dem „Holion"
und dem Märchen ftehen.
Ich refumiere. Unfere Diäftung ift der frühen Iugendlyrik Hebbels
aufs engfte verbunden; fie weift den für diefe Lyrik bezeichnenden Klop-
fto>ifch-Schillerifchen Einfchlag auf und zeigt Übereinfiimmung mit ihr
in Wort. Bild und Gedanke. Sie deutet über den fpeziellen Einfluß der
„Räuber" auf die werdende Dramatik. den ..Mirandola". Sie erfcheint
nach Form und Wefen ferner innig verwandt mit der frühen Profa-
diäftung. Das alles befagt eben: fie i| dem ganzen gleichzeitigen Schaffen
des jungen Hebbel organifch untrennbar verwoben. Alle die zum Ver-
gleich herangezogenen Gedichte nämlich gehen auf die Iahre 1829 und 30;
3) Diefet inteeeffantefie Hebbel-Fund der [eßten Jahre ging nur
darum fo fpurlos vorüber. weil er in ein wenig gelefenes Buch und mitten
zwifchen bekanntes Material hineingefieckt wurde. - Man findet ihn in
der von G u ft a v F a l ke veranfialteten Hebbel-Auswahl der Hambur-
gifchen Hausbibliothek. - Verlag A l fr e d J a n f f e n. Hamburg 1906.

infonderheit die für uns wichtigen ..Fragmente".unter denAkten derKirch-
fpielvoigtei aufgefunden. find 1880 entftanden. Der ..Mirandola" ent-
|and 1830; ,.Holion" ebenfalls. Das Mär-Gen fällt auf alle Fälle vor den
,.Brudermord". alfo vor 1831. Ende 1830. Anfang 31 lernt Hebbel
Uhland kennen; damit entfernt er fich von Schiller und Klopfiock. um in
rapider Gefchwindigkeit zu künftlerifiher Reife emporzuwachfen. Nach
alledem ifi 1830 als Entfiehungsjahr unferer Dichtung mit Sicherheit
zu fixieren; es handelt fich alfo um die Leiftung eines Seihzehn - .
höchftens Siebzehnjährigen. -

Die Bedeutung folcher Jugendleifiung ift rein entwickelungsgefäficht.
[ich. ihr abfoluter Wert nahezu gleich null. Künfilerifch bedeutet die
Dichtung nur einen „rennen (19 tant-linie", und zwar einer Phantafie. die
bei ungewöhnlich fpärlichem Zufirömen geiftigen Materials auf heftigfte
Ausnutzung der wenigen Quellen angewiefen und mit fremden Vorfiellun-
gen völlig durchfättigt ift. Und doch können. wie bereits angedeutet. in-
mitten all der breiten Unfelbftändigkeit fchärferem Auge gewiffe eigenfte
Gedankenembryonen nicht'- entgehen. Wenn diefer jugendliche Dante
nicht Räuber und Mörder in feiner Hölle tieffte Kreife verfiößt. fondern
TreubrüchigeundVerführer als die. welche diebefien f eelifchen Keime in
andern vergiften. fo fpukt da in once ficher bereits jener Begriff der Ver-
fündigung an der Perfönlichkeit des Mitmenfchen. der. Ibfen vorempfun-
den. als tragifche Schuld in Hebbels fpäterer Dramatik fo bedeutfam
hervortritt. Und ruft diefer unreife Mahner uns zu: „leid Herren über
den Augenbli>z von ihm hängt Himmel und Hölle ab. er kann euch zum
Gott. aber auch zum Teufel machen". fo gedenken wir unwillkürlich eines
Herodes. der zugrunde geht. weil er nicht Herr des Augenblicks ge-
wefen. und fernher klingen ans Ohr die fchönen Worte. die Mariamne zu
Herodes fpricht:

Fiir jeden Menfchen kommt der Augenblick.
In dem der Lenker feines Sterns ihm felbft
Die Zügel übergibt. Nur das ift fchlimm.
Daß er den Augenblick nicht kennt. daß jeder-
Es fein kann. der vorüberrollt! Mir ahnt.
Für dich ifi"s diefer! Darum halte ein!
Wie du dir heut' die Bahn des Lebens zeichnefi.
Mußt du vielleicht fie bis ans Ende wandeln:
Willfi du das tun im wilden Rauſäf des Zorns?

M

Hans Hoffmann:
Gedichte aus dem Nachlaß
Morgengruß
In duftiger Frühe bin ich ihr begegnet;
Leider doch traf ich fie nicht allein:
Ein flüchtiger Gruß nur durfte es fein.
Aber der Blickz der Gruß bleibt mein. -
Wieder iii mir ein Tag gefegnet.
Das Rofenblatt
Z
Z
*
Z
Z
Z
Z
*
Z
Z
Z
'
*
'
Z
Z
Z
Z Ein Rofenblättchen fiel auf deinen Fuß:
Z Nimm es von mir als leifen Liebesgruß.
Z Manch Rofenblatt in meiner Seele fchwebtL
Z Und all ihr Duft zu dir hinüberbebt.
Z Dies eine fandt' ich eben heimlich aus
Z Zu deinem Herzem feinem Heimatshaus.
Z Und fiel es aus Verfehn nur auf den Fuß-
Z So nimm es doch als treuen Liebesgruß.
*
Z
Z
Z
Z
Z
Herbfilanb
Herbftlaub fireu' ich zu deinen Füßen;
Laß es dich fegnen- laß es dich grüßen.
Bunte Blättern die düftelofen
Scheinen noch fchön wie des Sommers Rofen;
Leuchtendes Laub von fonnigen egen-
Nimm es als liebenden heimlichen Segen.
Herbfilaub fireue ich über dein Leben:
Nicht mehr Rofen hab' ich zu geben-
Nicht mehr Rofen- die roten- volleny
Nicht mehr Wünfchez die jugendtollen.
Wonnen und Rofen geb' ich dir nimmerz
Liebig fegnende Liebe noch immer.

Ein Dani-brief
'
Z
Z
Es gab eine Zeitj da im Iugenddrang Z
Ich manch anmutige Maid befang„ Z
Leicht aufflammend und leicht gerührt: Z
All mit dem Ernftj der dem Stoff gebührt. Z
*
Nun hat fich's wunderlich umgewandt:
Ich felber ein zierlich Verschen fandz
Gar rätfelvoll hat mir's geklungen:
Eine holde Maid hat mich befungeni
Und gar eine duftige Rofenfpendungi
Gewiß eine hocherfreuliche Wendung.
Ich fühlte mich nicht allein gefchmeicheltz
Sondern -- fo gleichfam - mollig gefireichelt.
Und dennoch - hm - um Herzen drang
Ein [eiferz feiner NebenlOlang
(ie denn auf Erden jede Erfrifchung
Hat ihre falzige Nebenmifchung)
Durchaus nicht fiörend noch gar verftimmendz
Zart nur wie fern in Lüften fchwimmendz
Nicht grade trüb'z nicht grade kalt --
Nur etwa: Onkelchen wird alt.
Z
Z
Z
J
'
Z
Z
Z
Das Bette Z
Was war dein beftes Glück im Leben? Z
- Überfließend Maß war mir gegeben; Z
Habe der Freude mich nie oerfchloffenz Z
Vieltaufend Wonnen hab' ich genofxenz g
Habe die Schönheit in mich getrun eng g
Bin auch im Unglück nicht untergefunkenz Z
Habe verfchmäht nicht Wein noch Weibz .
Kafteite nie zu fehr meinen Leibz Z
Fröhlicher Gaft bei des Lebens Fefte - Z
Aber die Sehnfucht war doch das Befie! Z
Z
Z
'
I
Z
-
Z
2!

Felix Braun:
Der Schatten des Todes Roman

Fortfeßung

Meine Mutter fagte: „Ich fühle mich jeht fo erleichtertz gleichfam frei und - ich möchte fagen - kühl. Setz dich zu mir ans Bett und lies mir vorj“ und ich holte aus dem großen Bücherfchrank die Briefe von Goethes Mutter und begann zu lefenj indem ich forgfältig die fröhlichfien auswählte. Ich wußte; meine Mutter liebte diefe Briefej und war darum überrafchtj als fie mich plöhlich unterbrach und mit ihrem guten Lächeln fagte: „Dumm ift doch das LefenF Clemens. Plaudern wir lieber miteinander.“ Ich fchloß das Buch: „Ia Mama - wie du willft - alfo was foll ich dir erzählen?“ Sie hatte den Kopf weit ins Kiffen zurückgebeugtj mühfam fchien ihre Stimme emporzuklimmen: „Elemensj weißt du nichts mehr von jenem Mädchen? Wie hieß fie doch ? Ella oder Elfa ?'i - „Elviraiiz fagte ich und fürchteteF rot zu werden. Aber langfam fiieg die Nöte in meine Wangen. „Elviraiij wiederholte meine Mutter, Ich faß daj ohne mich zu rührenz heimliahe Angfi flüfierte und flatterte in mirj aber plötzlich kam mir ein Gedanke. Und es war ein großer fchöner Gedankej einer von den ganz edlen. Ich befäjloß: meiner Mutter alles zu erzählen. So - dachte ich bei mir -- würde ich eine gute Tat begehen und das Schickfal verföhnen und„ indem ich meine tieffien Geheimniffe verrietz einen Teil der Schuld wett maajenF die unbeweglich über einfam verbrachten Tagen lafiete. So faß ich denn |illj die Hände ineinander oerfchränktj den Blick durch das Fenfier auf die Straße gerichtetj und fprach meine Gefchichte langfam und wie im Traum vor mich hin.

Ich fagte: „Du wirft vieles wiffenj Mama. Du könnteft mich fonfi nicht begreifenj und wenn ich's recht bedenkez habe ich die manches ab-zubitten.“ - „Inj ElemensjU erwiderte fie. „Eigentlich war es doch fehr fchön damals; fie hatte einen fo feltfamen Blick - fo groß war ihr Blickz gleichfam. als wollte fie einen damit für immer umfchließen." - „Wie

du dich doch erinnern kannfH Mama!“ - „Q ich weiß noch mehr: ihre
Haare waren braun und ganz glatt„ legten fich fo über die Schläfen . . .
fchmiegten fich fafl am nicht wahr? und fie hatte einen fo milden Mund.“
- „Im Mama.“ -- „Und ihre zarte helle Stimme„ Elemens„ erinnerft
du dich?“ - „Ich erinnere mich.“ - „Wie fonderbar das alles in diefem
Sommer gewefen ifi. Wie du damals fo fpät nach Haufe gekommen bifi
und mich die alte Hofrätin gewarnt hat! War fo voll Aberglaubem die
alte Frau! - Es ift wahr„ ich habe mich gefürchteh im erfien Augen-
blick freilich - dann hab' ich drüber lachen müffen. Gezeigt hab'
ich dir's natürlich nicht - aber du haft doch recht gehabt.“ -
„Mama!“ - „Sei guy Elemensx' flüfierte fie„ „erzähle mir
alles! - du hafi fie fehr lieb gehabt?‟ - Ich fchwieg. - „Sehr
lieb?“ wiederholte fie. - „Ich“ hauchte ich. _ „Und fie dich auch?“
- „Ich glaube fchom Mama.“ - „Warum follte fie dich auch
nicht lieb gehabt haben? Sag mir nur allesz Elemens„ mir kannfi du's
fagen. Ich bin deine befie Freundim merk es dir. Alles Böfe mußt du
mir fagen„ jeßt und immer„ verfprich mir das l‟ Sie fireckte ihre Hand auch
die ich ergriff und leife küßte. „So/i fagte fie„ „beginnel“
Und ich begann.
Draußen war es dunkel gewordem über dem Zimmer fchwebte
Dämmerung. Meine Worte fchwebten auch; waren wie fie eintönig„
teaurig„ ftill . . . . waren fo fchwer von Leid und verhaltener Sehnfuchh
manchmal auffunkelnd bei dem Gedächtnis glücklicher Zeit. Wie lange
war es wohh daß ich fprach? Ich wußte es nicht. Alles„ was ich nur
irgendwie als geheime Erinnerung fand„ fuchten meine Worte und trugen
es aus meiner Seele meiner Mutter zu. Nichts behielt ich„ nichts war
mir heilig genug„ verfchwiegen zu werden. Eintönig„ traurig„ fiill klangen
meine Worte in die immer fchwerer werdende Dämmerung . . .
Als ich zu Ende war„ fühlte ich eine große Stille. Ich blieb wie
gelähmt im Seffel und laufchte. Nichts regte fich. Doch. Mein Herz
klopfte . . . lauß unermeßlich laut. Ich beugte mich leife vor: meine
Mutter fchlief. Schlief fie wirklich? Ich fprach fie an . . . erft leifeg
dann lauter„ fie rührte fich nicht. Ich wunderte mich und fiand auf„ an
ihr Bett zu treten. Die rechte Hand hing fchlaff herab . . ein Schrei
zerbrach in mirg noch ehe er laut werden konnte„ ein Zittern überriefelte
mich„ ich berührte die Hand: fie war kalt. Ich legte mein Ohr ganz nahe
an ihre Brufig um die Atemzüge zu vet-nehmen. Gott Lob: die gingen
regelmäßig nur fchwach„ fehr fchwach„ freilich - man mußte fich mühem

fie zu hören. Jetzt zum Beifpiel fchienen fie ganz - - - Herr Gott!
fie atmete ja nicht mehr! Und das Geficht! wie fahl es geworden ifi!
Ein Fieberndes rührte mich an. - ich fchrie. ich fchrie ihren Namen. ich
hielt ihre Hand und küßte fie. „Mamal“ fchrie ich. ..Mamal Was ifi
dir denn '2“ - - . . . Bis ich zu mir kam und laufchte . . . Ader kein
Laut kam, Feuchte Kälte kroch an mir hinauf. Tränen ftürzten aus mir
und das Wort „tot“ immer wieder langgezogen vor mich hinwimmernd.
neigte ich mich vorfichtig über fie und bedeckte ihr Geficht mit Küffen . . .
Das war kalt und ftarr - da fchrie ich lang und gellend auf. wankte zur
Türe. öffnete und fank hilflos meinem Vater in die Arme. der noch in
Hut und Mantel eintrat. Ich fing feinen Blick auf. dann ward es Nacht;
über meinen Kopf fenkte fich drückende Finfiernis. und ich hatte wieder
das Gefühl eines fchmerzlichen Hinfchwindens in unbegrenzte Räume.

Zweiter Teil

;* Erfies Kapitel

An die fünf Jahre. die ich in Ruhe und mit Büchern verbrachte.
will ich auch jetzt mit Worten nicht rühren: von ihnen möge fo tief ge-
fchwiegen fein. wie fie felbfi fchwiegen. Und doch will es mir fcheinen.
als wäre in ihnen Großes gefchehen: die Trauer um den Tod meiner
Mutter; die heimlichen. unabläffigen Auflagen gegen mich. die traum-
fchweren Nächte und jene anderen. die ich damit verbrachte. mich zu
den Prüfungen zu rüfien. Die bedeuteten mir freilich nicht viel; es war.
als ob die furchtbaren Dinge. von denen ich früh Kenntnis erhielt. meine
Sinne abgefiumpft hätten. fo daß mir die Aufregung und die Angfi der
anderen bald widerlich. bald verächtlich fchien und ich an die gefürchteten
Momente fo ruhig herantrat wie einer. deffen Sinn gefefiet und deffen
Seele ficher ifi. Im iibrigen war ich der gleiche geblieben: weiten und
wunderlich-verworrenen Spaziergängen hingegeben. dachte ich mir Aben-
teuerliches und Prachtvoll-Unmögliches aus. führte Zwiegefpräche mit
erdichteten oder lieben Menfchen. die iah gern an meiner Seite gehabt
hätte. fang vor mich hin. dichtete und hatte fchöne Bilder vor dem Blick.
In den fpäteren Jahren erhellte fich diefe Welt immer mehr. und in dem
letzten Univerfitätsjahr. da ich knapp davor ftand. das mühevoll dureh-
geführte Studium der Rechte zum Abfchluß zu bringen. machte mein in
der Ebene verlaufender Weg eineQBiegung und führte mich ficher und

unter günfiigen Anzeichen in das Leben zurück. aus dem ih. den Tod
meidend. langfam entwihen war. --
Ich hatte friiher als fonft - es mohte er| halb fieben Uhr gewefen
fein - im großen Lefefaal der Univerfitätsbibliothek die Büher ge-
fhloffen. Langfam fehritt ih über die Stufen in der Mitte der Rampe
zur Straße nieder. auf der fleckenlos weißer Schnee lag. Lichter kamen
voniiberall her. zitierten. fhwebten. die hohen elektrifhen Lampen
hingen wie viele Monde im Nebel, Auf den Bäumen lag leicht die weiße
Laft: man konnte niht glauben. daß fie froren. Weiß bedachte Wagen
der elektrifhen Straßenbahn glitten im wehfelnden Lirhterfpiel und
mit fich kreuzendem. hilflos verwirrtem Klingeln über die Schienen
hin. als wäre das Fahren lautlos. An der Bono-Kirche fchritt ich vorbei:
weiß und wunderlih ftanden die Heiligen im Portal; Fialen und Krabben.
Maßwerk und Giebel fhimmerten leiht auf dem Grunde eines zerfließend-
blauverfilberten. zu neuem Schneefall bereiten Winterhimmels. Es war
niht kalt. Angenehm wehte der Hauch vor meinem Mund und ver-
wandelte fih. bewegungsfroh. zu zarten und fhmächtigen Ornamenten.
Durh die dunkelnden Gaffen des Alfergrundes eilte ih nah Haufe.
Ich hatte fo vieles für heute vor. ein paar Büher lagen. noch unaufge-
fhnitten. auf meinem Tifh. und ein großes weißes Heft wartete darauf.
das Geheimnis der Lettern zu empfangen.
Es war meine Gewohnheit. durh alle Zimmer unferer Wohnung
zu gehen. ehe ih das meine betrat. obwohl diefes mit dem Vorzimmer
durch die Küche und einen kleinen dunklen Gang in Verbindung ftand.
Meifi waren alle Zimmer dunkel. nur im lehten - die Kinderfiube nannte
es der Vater - pflegten meine Shweftern nähend oder lefend den Abend
zu verbringen. Heute war im erfien Licht. und ich hörte lebhaftes Sprechen
gedämpft herausfchallen. Ver-wundert öffnete ih und trat ein: meine
Shweftern hatten Befuh. Es waren zwei Mädchen. iin Alter von ahtzehn
bis zwanzig Jahren. fein und modifh gekleidet. Ih kannte die eine.
Beate Glandorff; fie war mit Angelika feit langem befreundet und be-
fuhte uns häufig; die andere. hoch und fhlank gewachfen. mit klarem.
manchmal träumerifh ausruhendem Blick. hatte eine leichte Ahnlihkeit
mit Elvira. an die ich bei ihrem Anblick plöhlih denken mußte. Ih wurde
ihr vorgefiellt. ihren Namen aber verfiand ih niht. Erft fpäter erfuhr
ich ihn durh Angelika: fie hieß Ehriftiane Leffing. und Angelika fpöttelte
darüber in der Art. wie man Namen zum Gegenfiand wohlfeiler Be-
merkungen zu machen liebt.

Der Schatten des Todes Felix Braun
Der weiße Wintertagj der fich draußen an die Stadt fchmiegte-
hatte mich weich geftimmt. Ein Strom ungewifferj wirrerj traum-ähn-
licher Gefühle war in mir lebendigt und ich fpürte das Fließen der Wellen
warm und eilig durch mich hindurch gehen- daß es mich ankam/ die Arme zu
breiten oder irgend jemand Liebem die Hand zu küffen, Unwillkürlirh
fah ich auf die .hände Ehriftianes: fie waren weißj fchlankz ringlos; ein
leichtes Armband hing läffig über der rechten . . . und mir war esj als
müßte ich es mit wohliger und zärtlicher Bewegung abftreifen. Beates
Hände waren - dies fah ich jetzt - gleichfalls von großer Schönheit:
die Linke hatte um den Goldfinger einen fHmalen goldenen Reifj in
dem ein Amethyf't gefaßt lag„ die rechte Handj ringlos- von einem ähnlichen
Armband am Gelenk umfchloffem fpielte mit dem Ring der Linken und
drehte ihn unaufhörlich fo daß es fchiem als wechfelte Tag und Nachtj
Licht und Dunkel. In diefer Betrachtung fühlte ich plöhlich Beates
Blick über mia) hingehen; da riß ich mich los und fah auf und in ihr Gefiiht.
Ich will es befchreiben.
Ihre Augen waren kühlj von grauer Farbe, Um die Stirn drängte
fich das gefcheitelte- dunkelbraune Haan hüllte die Ohren halb ein j wandte
fich und neigte fich tief zum Nacken hinabj erhob fich dann und bildete
eine fchwere Krone. Die Wangenj weißj rofig überhauchtj mußten fiah
fehr weich anfühlenj der vollej ein wenig geöffnete Mund ließ die gezackten
Zähne fehenj die in keineswegs regelmäßiger Reihe beieinander ftanden.
Ein wenig eckigj wie entfchloffen- fprang das Kinn vorj einen leichten
Schatten auf den weißen .hals werfend„ um den fich ein fchmales Gold-
kettlein mit Medaillon liebevoll fchlang.
Über Ehriftianes Geficht vermag ich nicht zu fchreiben. Es war
lieb und kühl. Ich hatte das Gefühl großer Ferne und leidvoller Fremd-
heit; verwirrende Schönheit des Lichtes bedeutete esj und ich wußtej
daß es für mich mehr bedeuten konnte. Ihre Stimme kam nicht fehr
hellz doch mit großer Sicherheit. Sie fragte mich etwas Gleichgültigeß
deffen ich mich heute nicht mehr entfinne. Doch dies weiß ich nom:
während ichj antwortend„ bemüht war„ meinen Gedanken eine befondere
und anfcheinend neue Form der Sprache zu gebenj fühlte ichj von Zeit
zu Zeitj Beates Blick auf mir ruhen. Aber ich gab diefe Blicke nicht zurück;
etwas wie Scham hielt mich ab und drohte. mich zu verwirren. - Im
Gefpräch mit Ehrifiiane Leffing verfuchte ich- durch vertieften und an-
gefirengten Ernft über die feltfame Unruhe hinwegzukommen.
„Ich habe oft von Ihnen gehört/i fagte Ehriftiane. „Man erzählt

wunderliche Dinge von Ihnen. Sie follen immer fo allein und ver-
fponnen fein.“
„Woher wiffen Sie das?“
„Ich werde Ihnen das natürlich nicht fagen -: vielleicht aus der
Zeitung vielleicht hab' ich fchon lange Spione ausgefchickt.“ Sie lächeltg
indem fie einen fcherzhaft-böfen Blick annahm.
„Seh' ich denn fo fchrecllich aus ?“ erwiderte ich„ innerlich entzückt
über die Milde des Lächelns und die verheimlichte Lufiigkeit des Tous.
„Ich bin der gutmütigf'ie Menfch unter dem Himmel.“
„Möglich‟ verfehte fie mit gelünfieltem Ernfi. „Aber über Ihre
moralifchen Qualitäten wollte ich nicht fprechen. Wirklich nicht. Ob
Sie gutmütig find oder nicht„ das zu erfahren, werde ich noch fpäter Ge-
legenheit genug haben. “
„Hoffentlich'ß unterbrach ich fie- ganz ohne meinen Willenf und er-
fchrah wie mir die Nöte in Wangen und Hände drang.
Ehrifiiane biß fich auf die Lippen und warf einen kurzen Blick auf
ihre Finger: „Alfo fagen wir: hoffentlichE und dann fah fie mich fchnell
[char-ß kühl an. Ich fing den Blick auf: fo traf er mich nicht: den Namen
Elviras in Gedanken vor mich hinfprechend- wußte ich„ daß ich gefchüßt
und ficher war. Doch klopfte mir eine heimliche Angft im Herzen.
„Alfo - von wo find wir ausgegangen?“ nahm Ehrifiiane das
Gefpräch wieder auf. „Richtig - daß Sie fo für fich und eingezogen
leben. Wie ein Sonderling.“
„Bin ich das '2" erwiderte ich und fah Ehrifiiane prüfend an. „Ich
weiß es nicht„ und fo werde ich wohl auch keiner fein. Ich gehe meinen
Weg„ wie ich muß„*das aber„ was mich auf diefen Weg verwiefen hat und
deffen ich vielleicht auch heute noch nicht Herr bin - wer vermag das
zu nennen? Und felbfi wenn ich es vermöchte‟ (hier hielt ia) einj fie
ruhig anzufchauen» „dürfte ich es von mir loslöfen und irgend einem
Fremden anvertrauen? Oder würden Sie anders handeln *2"
„Jap da dürften Sie wohl recht haben'ß fagte Ehrifiiane in eifigem
Tone; das Geficht war auf einmal wie befchattet und gefenkt; die Finger
fpielten auf der Tifchplattq als fchlügen fie die Tafien eines Klaviers.
„Geht auch 'einen etwas anj wollten Sie fagen.“
Ich erfchrak. Hatte ich fie beleidigt? „Das wollte ich nicht fagenz
Fräulein."
Ehrifiiane Leffing lächelte kaum merklich. „SGH fagte fie . .
und das Gefpräch bog ab„ ward fio>end„ langfam und fiolperte über

Banalesz Unwichtigesz immer wieder Gefprochenes einem frühen Ende
zu„ Literaturj Theater und bildende Kunfi berührend. hie und da bei
dem einen oder dem andern verweilendj ohne tieferes Intereffej über
Selbfioerfiändliches hin und war im Grunde nicht mehr als ein bewegter
Schleier vor Langeweile und Verlegenheit. So fehr ich mich aber mühtej
fie zu feffeln2 war ich doch felbfi nie ganz den angeregten Gedanken hin-
gegebem nie ungeteilt dem Gefpräch zu eigen: denn immer noch fühlte
ich - von Zeit zu Zeit - das Warme von Beates Blick auf Wangen und
Händen . . . und zwifchen beiden Frauem auf wunderliche Art bald zu
einerj bald zur andern hingezogenj wußte ich nichts- als den Namen Elviras
zärtlich und mit großer Inbrunft immer wieder lautlos auszufprechen.
In gleichgültigenj fchwerflüffigen Reden fchlich fich die Zeit hin.
Endlich erhoben fich die Gäfie. Ich half Ehrifiiane in linkifcher Weife
in die Jackej fo daß fie lachte. Dabei ftreifte ihr Nacken flüchtig die Spitzen
meiner Finger - da ließ ich erfchreckt losj und hätte ich mich nicht rafch
befonnen und die auf der einen Seite herabfinlende Iacle aufgefangem
fo hätte mich wohl mehr und größerer Spott getroffen. Ehrifiiane ver-
beugte fich und dankte mit überlegen gekrüufelten Lippen; auch Beate
lächelte. und es fchien mir nunj als hätte ich mich getäufchtj als' ich vorhin
ihren Blick zu fpüren vermeint hatte. Sie achtete meiner kaumj ja: kaum
daß fie mir die Hand reichte. Ehriftiane aber wandte fiaz noch auf der
Schwelle um und rief mirj der ich fchon zum Zimmer zurückging/ ein
fpöttifches: „Adieul“ nach.
Die Zeit des Abendbrots war gekommenj fchweigend nahmen wir
das einfache Mahl. .Sie und da flatterte ein Wort gleichfam mit fchweren
Flügeln aufj um gleich darauf matt ins Schweigen zu fiürzen. Das war
vom Klirren des Befiecks auf den Tellern und dem Geräufch des Kauens
und Trinkens fchwach belebt. Bald verklang auch dies. Der Vater nahm
die Zeitungj Angelika die Handarbeitj und Renate holte das aufgefchlagene
Buch vom Schrank. Ich aber ftand am Fenfierj verfolgte die eigenartige
Linie der Dächer gegen den Himmeh verfuchte die Sternbilder zu er-
kennenj bis fich mein Blick trübtej verfchwamm„ fich auflöfie und im
Unendlichen fchwebend verlor. Dann wandte ich mich ab„ fchloß die Augen
vor dem Lampenlichtj daß ich in ti efrotem Nebelfchein blind wardj
wünfchte Gutenacht und ging mit langfamen Schritten durch die dunklen
Zimmer. in denen große Schatten lagenj nachdenklich meiner Kammer zu.
Als ich im Bett warj fammelte ieh die Begebniffe und fchloß fie
zu dem Begriff: „Tag“ zufammen. Ich fühlte mich nicht glücklich: eine

heftige Ruhelofigkeit hatte fich meiner bemähtigt und ließ mich niht
zu überfchauender Gewißheit gelangem ein Unausgefprochenes zwang
mih„ an Chrifiiane zu denken„ und doh meinte ih immer den Blick Beates
warm an meiner Wange zu fpüren. Seit dem Tod meiner Mutter war
ih mit keinem Mädchen fo nah im Gefpräh gewefen wie heute„ und
mein Gemüh das im Grunde einem ebenen Spiegel gleihen mohte„
fchien bewegt und von Unraft ergriffen. Ich hatte foviel zu denken:
die letzte Staatsprüfung ftand bevor - aber das war ja nihts Bedeutendes.
Daß unfer Vater in letzter Zeit verfchloffen und unfreundlich war„ ja
feit dem Tode der Mutter eine gewiffe Fremdheit gegen uns zur Schau
trug„ - befhäftigte mich viel und kränkte mich. Auch an Angelikas be-
vorfiehende Heirat mußte ih denken und an Renates mönchifch-fromme
Neigungem die fie dem in der Ferne reifenden Entfhluß„ in ein Klofter
einzutretem nah und immer näher brahten. Und an vieles„ vieles fonft
. . bis endlich alle Gedanken von dem einzigem überragenden über-
fhattet wurden„ und ih„ das Bild Elviras vor dem tieferen Blick der
Seele„ liebgewordenen Träumereien verfiel.
Es war immer fo: ich fprah mit ihr; törihte Reden von innigem„
weihem„ überfirömend-zärtlichem Ton. Ih dahte mir aus„ fie fei ge-
kommem mich zu befuhen. Wie ein Mondfirahh lautlos„ kam fie ins
Gemah. „Grüß Goth Elvira„ kommfi du wieder?‟ - „Im Element»
Lieber.‟ - „Liebfke„ mir ifi fo bang nah dir gewefen - es war ein
fhlimmer Tag heute.“ - „Sag„ Liebling. was ift's gewefen - fprih
dih nur aus.“ - „Hörft du mich gut? Ich muß leife fprehen.“ - „Ich
bin ganz nahe„ fprih.“ - „Zwei Mädhem Elvira„ find zu mir gekommen.
Die waren fehr fhön.“ - „Schöner als ih ?“ - „Schöner ift niemand
- felbfi die heilige Frau ift niht fo fchön wie du.“ - „O du.“ - „Er-
innerft du dich noh: damals am Teih? Ich war jung - aber ih
hab' dich fchon damals fo lieb gehabt„ du mich auch?“ - „Ja, Ich dich
noh viel mehr!‟ - „Liebling„ fag„ warum kommfi du immer erft in
der Naht. Bei Tag' fehn' ih mich oft fo nah dir!“ - „Bei Tag darf
ich ja nihh Clemens. Sie laffen mich ja niht vom Haus weg - fie be-
wahen mich fo.‟ - „Armes Kind„ warum find fie fo firenge mit dir.
Tun fie dir fehr weh?‟ -» „Ach nein! Du darffi niht traurig deswegen
fein.“ - „Laß mich deine lieben Hände küffen!“ - „Da, Nimm fie„
aber niht fo wild!“ - „Und den Mund auch - ja? - den Mund auch„
Elvira!“ - „Ich beuge mich ja fhon„ fiehfi du mih denn niht?“ -
„Ganz beugem Elvirm ganz! Ih will fiill liegen und die Augen fhließen.‟

- ..Und ich beuge mich tiefer und fireiche dir übers Haar.“ - ..Ah -
wie wohl deine Hand tut! ah! und dein Mund!“ - ..Sei fiille. Clemens.
gleich bin ich fort.“ . . . Und ich hielt die Erträumte. und fie küßte mich.
So gefchah es fafi jede Nacht feit damals. aber es konnte auch anders
erdichtet werden: Jch befuchte Elvira in der Stadt. in der fie lebte. das
Mädchen befuchte ich und die Frau. denn ich wußte ja nicht. ob fie nicht
fchon verheiratet war. Große. fremde. im Traum immer fich gleich blei-
bende Zimmer betrat ich. ich wartete auf fie. fprach und fpeifte mit ihr.
ging mit ihr durch die Straßen der fremden Stadt. begegnete ihr unver-
fehens. küßte fie heimlich in Gärten des Nachts. wiegte ihr Kind. küßte
es und fpielte mit ihm. daß es lachte. Dann ftand ich wieder am Teich.
Jch fah die Bäume und fühlte den heißen Himmel. lief die Bergftraße
zur Villa hin. berührte das Tor. fah meine Mutter angftvoll mich er-
warten. fah die alte. längft verfiorbene Hofrätin und tat den Schwur.
den ich nachher brach. Jede Nacht fchloß ich meine Erinnerung wie eine
Kammer auf und ließ unzählige Stunden heranfchweben. beraufchte
mich an ihnen. betrauerte fie. war glücklich über fo große und fo bunte
Vergangenheit und fchlief endlich mit einem leichten Befreiungsgefühl
ein. Dann aber kamen die übermächtigen Träume meiner Kindheit.
Sie hatten mich nicht verlaffen. diefe Getreuefien. Boten waren
fie. Boten jener unheimlich finfiern Gewalt. deren Schatten unbeweglich
meinen Weg überdeckte und mit feiner Dunkelheit fo weit in das helle
Umland einfchnitt. daß die Schauer einer gefährlichen Zukunft über
meine Seele fiürzten. O Leben. wehrlos dem Tod zu eigen _ wie halt'
ich dich? Womit hatte ich diefen unermeßlich entfeffelten Zorn herab-
befchworen. diefen graufamen Zorn. unerfchöpften Gebieter rafch
fliegender Pfeile? Was ich berührte. fand ich vom Tod berührt.
was ich erblickte. fah ich unter feinem Blick fiarr. bleich und eifig werden.
Der große Begriff des Herbfies erfchloß fich mir in diefer Zeit: ich fühlte
die Tragik. die er in fich faßt und darbieten muß: an den rot und gelben
Blättern. am langfamen Löfen. Verfinken und Auf-der-Erde-treiben.
an den kahlen. gläubigen Affen mit frommen und zuverfichtlichen Ge-
bärden. Nun war Winter - und Hoffnung auf Frühling und Sommer.
aber ich fah nur immer den Herbfi; der wuchs und fchloß das ganze Jahr
in fich ein.
Dazu kamen die Gefpräche mit meiner Sahwefier Renate. Über
fie will ich einiges fagen. Sie war groß. fchlank. ihr Haar war braun.
nicht reichlich. Oft trug fie es - auch als fie fchon über die zwanzig Jahre

hinaus war - offen herabhängend. Die Züge des länglichen Gefihtes
waren niht fhön zu nennen. der Blick der grauen Augen fhien hart.
wurde aber fafi fhwärmerifh milde. wenn fie lähelte. Die Lippen
waren kindlich. halb offen. wie bei einem Staunenden; man fah an diefem
Munde. daß fie vom Leben nichts ahnte. nihts zu künden wußte. An
ihrem Blick fah man dies freilich niht - fo blieb fie uns allen lange rätfel-
haft und ein wenig fremd und entfernt.
Man wußte niht. wie es kam. Schon als Kind zeigte fie feltfame
Frömmigkeit und einen an Begeifterung grenzenden Glauben von großer
Inbrunfi. Sie hatte eine rührende Liebe zu Gott und den Engeln.
deren viele fie zu kennen vorgab. Sie nannte abfonderlihe. aber fhön
tönende Namen. die fie mühfelig erfand: Velando. Antenio. Geraniel.
Diefe Namen fprah fie oft leife vor fih hin. und es fhien. als fpielte
fie Gefprähe mit eingebildeten Gefialten. Ihren Schußengel fprah
fie jederzeit vor dem Schlafengehen an. und fie hatte etwas Edles an
fih. wenn fie fih. kniend. leife nah vorn neigte. den Kopf langfam
den hohgefalteten Händen nähernd. Niht felten gefhah es auch. daß
fie eine Blume auf die Erde legte. einen der Engel damit zu ehren (wie
fie erklärte) oder damit fie einer zu Iefus bringe.
Als fie älter geworden war. begann fie den Heiland zu lieben. mit
derfelben unerfhütterlihen. fehnfühtigen Begierde. mit der ihre Mit-
fhülerinnen einen der Lehrer im geheimen verehrten. Sie hatte fich
ein Bild des Herrn: wie er der Magdalena erfchien. in niht wohlfeilem
Rahmen über ihr Bett gehängt und darunter mit zierlihen. peinlih
fauber gefhriebenen Buhftaben einen Vers gefeht. Darüber verfpotteten
fie alle. auch ich. und oft mit dem Ende. daß fie bitterlih darüber weinte.
Dann wurde auh ih gerührt. zog ihr die Hände vom Gefiht und fah
ihr fefi in die Augen. niht ohne ein leifes Lächeln - da lachte fie und
war wieder gut. So verföhnte fie fih und befhämte mih zugleih. Allein
wir kamen uns damals noch niht entgegen: erfi als Angelika fih verlobte
und uns dadurh entfremdet wurde. fchloffen wir uns näher aneinander.
Im dämmerigen Zimmer erzählte fie mir von Gott und wußte fo fhön
und fo fhliht Worte zu feßen und Gedanken zu entfalten. daß ich des
Laufhens niht müde ward - und ob mih gleih ein gewiffer Hohmut
und die innerlihe Überzeugung. es beffer zu wiffen. dem Glauben fern-
hielt. ja oft lächeln ließ. fo zog mih doch ein Rätfelhaftes immer wieder
in diefe traurigen. wie verfhleierten Stunden. in denen das Ahnungs-
volle war und die Gewißheit eines Sieges über das Sterben.

Sie hatte wunderliehe Träume: Ehriftus erfchien ihr und fteckte
ihr einen Ring an den Fingeh oder er ftreute Sterne über fie„ die zitternd
an Haar und Kleid haften blieben„ oder fie fah das Tor des Paradiefeß
das fie oft zu befchreiben verfuchte„ immer aber zu denfelben Worten
flüchten mußte. „Blühendes Licht/i fagte fie„ „ich weiß nichts anderes
dafür . . . Blühendes Licht . . .“ und dabei fchaute fie fo finnend auf
ihre Hände„ daß ihr Geficht wie verklärt war. Oder es kam„ daß fie die
Mutter Gottes in den Himmel hob. Dann befchrieb fie das Gefühl des
Schwedens und der Leichtigkeit über den Wolkem die fiäz weich anfühlten
und voll Seligkeit waren. Oder fie berührte das heilige Kreuz„ war ein
Engel und fing das Blut des Erlöfers in der Schale„ kiißte den Gral
und fchritt dura) die Straßen des himmlifchen Ierufalem. Meine Träume
hörte fie ernfi am verfuchte fie zu deuten und riet mir viele Mitteh ihr
Wiederkommen zu verhüten. Ich erzählte ihr vieh auch meine Furcht
vor dem Tod„ die fie belächelte. Von Elvira aber fprach ich nichts.
Sonft hatte ich niemand„ der mich anhörte. Mit Camillo verkehrte
ich fchon lange nicht mehrj er war Mittelfchulfupplent irgendwo in Böhmem
kaum daß er mir hie und da eine Karte fchrieb. Angelika lachte mich
aus und hielt fich die Ohren zuj fooft ich etwas fonderbar Scheinendes
fagte„ der Vater war mürrifch und wollte „Ruhe haben„ nichts von der
Welt wiffen“„ fo hielt ich mich denn an Renate und gewann fie lieb. Da
gefchah es„ daß ein anderes Mädchen in den Kreis meines Lebens tray
und dies war Beate Glandorff.
Ich fah fie wieder an einem Abend bei Hofrat Felfen„ einem alten
Freunde meines Vaters. Ich erinnere mich ihrer gut: fie hatte ein blaß-
blaues Kleid- das mit feinem fchmiegfamen und wellenden Gefältel ein
Symbol des Waffers fchien. „Wie kommen Sie hieher 'iFF fragte fie mich.
- „Es ifi ein Wunder gefchehen'ß erwiderte ich mit verhaltenem Lächeln.
„Ich war in einem Wald/ nun fieh' ich fiaunend vor der Lichtung.‟ -
„Ahi" fagte fie„ mich anfehend„ gleichfam als wollte fie„ daß ich weiter-
fpräche. Und dann nach einer Paufe: „Und was fehen Sie vor der
Lichtung ?“ Ein dunkles Bild fiieg vor mir empor und warf einen Schatten
über mich hin. Ich zwang es zurück. „Etwas Liebes/i fagte ich - „ja:
etwas Liebes." - „Ein Mädchen natürlich.“ --„Natürlich. Vielleicht
Ehrifiiane Leffing - vielleicht Maria von der Stadt - vielleicht Sie
- vielleicht Elvira Graf.“ - „VielleichhU fagte Beate kühl. „Sie wiffen
viele Namenj Herr Fortis. Aber fagen Sie: wer ift Elvira Graf?“ *-
„Elvira Graf?“ wiederholte ich langfam„ während eine heimliche Angft

Etienne Maurice Falconet:
Badende
(Text auf Seite 80)
ZS?!

in mir auffiieg und meine Worte niederdrücktß „die hab' ih erdichtet -
jeßh im Momenh erdichtet.‟ - „Komifh ifi das„ Herr Fortis. Wiffen
Sie: eine Graf ift mit mir in die Shule gegangen. Ich glaubez fie hieß
Elvira oder fo ähnlih. Siher war's ein fpanifher Vorname. Übrigens„
das ifi ja gleihgültig. - Befhreiben Sie mir diefe Elvira!‟ Ih wußte
niht mehr) was ih vorhin gelogen hatte: „Groß„ blond„ dunkle Augen.“
Beate brah in Lahen aus. „Wie genau Sie das wiffen„ Sie Dichter!
- Aber auh ih weiß etwas von ihr„ und obwohl fhon fehs Iahre oder
mehr feitdem verfirichen find„ fo weiß ih doh reht guy daß fie
ein koketter und erzentrifher Frei; gewefen ifi. Frech fag' ih
Ihnen. Bis zum Erzeß. In einen Lehrer war fie geradezu verrückt.“
- „Soth fagte ih und zwang mih zu einem Läheln - aber ih
lehnte mih an einen Kafien und legte die Hand feft ans Herz,
Beate fprah. Ein Saufen und Tönen hüllte mich ein und fing den
Sinn*ihrer Worte auf„ fo daß der leere Shall an mein Ohr kam. Ia„
fie erzählte von Elvira - aber ich hörte nichts„ wollte nihts hören. Wozu
auch„ lieber Goth wozu auh? -- „Sie find feltfam„ Herr Fortis.“ fagte
Beate plößlih und fah mih beforgt an. „Was ifi Ihnen?‟ _*„Oiihts
- warum fragen Sie ?“ verfeßte ih und warf die Arme herum. gleichfarn
um das Braufen um mich zu zerteilen„ „wie lieb Sie find„ Fräulein
Beate.“ - Sie wurde rot. „Gehen Sie doh mit Ihren Komplimenten l“
- Ich hatte ein Gefühh als müßte ih fie wie ein Kind„ das von weit
herangelaufen kommt„ in die Arme fhließen. Ihr Ton war fo beforgt
und voll Mitleid gewefen und ward nun hilflos„ wie flatternd und voll
Angfi. „Ih mahe keine Komplimente'h fagte ich. „Es ift die Wahrheit.‟
Sie fah mih unfiher an und fuhr fih mit beiden Händen nah rückwärts
übers Haar. So war fie fchön.
Faß fo fhön wie fpätety als fie am Klavier fiand und fang„ die Hände
vor dem Shoß ineinandergelegt. Wenn ih fie anfah„ überriefelte mih
ein zärtliheth halb mitleidiges Gefühh und es fchien mir„ als könnte ih
fie fehr„ fehr gerne haben. Zugleih erinnerte ih mih„ daß ih ihren
Blick fo oft auf meinem Geficht gefpürt hatte„ und wie der Gedanke kam„
daß fie mih heimlih lieben könne„ überfhauerte mih ein füßer Shmerz„
für den ih keinen Namen weiß und der mir fo ähnlih fhien wie Heimweh.
Als die Gefellfhaft fih aufgelöfi hatte„ begleitete ih fie nah Haufe.
Wir fprahen vieh nihts Bedeutendeeh leiht Hinfhwebendeeh das der
Wind fortträgt und das ihm das Gedähtnis willig und für immer über-
läßt. Die Straßen waren noh feuht vom Regen; in dem naffen Glanz

fpiegelten fich die Lichter der Laternen und der elektrifchen Lampen.
daß es fchien. als firebte der Schein ins Unterirdifche hinab. Aber es
war ein Zitterndes in dem Leuchten. ..Sehen Sie." fagte ich. ..Das
Licht fürchtet fich vor der Tiefe." Aber fie erwiderte rafch. indem fie
mich von der Seite anfah: ..Oder die Tiefe vor dem Lisht - denn woher
wollen Sie wiffen. welches zittert?" - ..Wie meinen Sie das?“ fragte
ich. obwohl ich wußte. daß die Anfpielung mit galt. - ..Ach. ich fage
das nur fo.“ entgegnete fie. ohne den Blick zu erheben . . . Jn mir
aber fchwang es fort und ließ mich nicht zu Ruhe kommen. Was zittert? 7
dachte ich: die Tiefe oder das Licht?

Fortfeßung im nächfienx Heft

Walther Ziefemer:

Aus einer alten Brieffammlung

Die M a r i e n b u r g . das Haupthaus des Deutfhen Ordens in
Preußen. war unter der langen polnifhen Herrfhaft in argen Ver-
fall geraten und wäre wohl untergegangen. wenn niht in letzter Stunde
energifch Proteft erhoben wäre. Mar von Shenkendorf lenkte 1803
das Intereffe der gebildeten Welt auf die verfallende Ruine und regte
den Minifier von Shroetter an. die weitere Zerftörung zu verhindern.
Die Jahre nah der Kataftrophe von Jena drängten den Gedanken
an eine Wiederherfiellung des Marienburger Shloffes zurück. So-
bald aber der bekannte Staatsmann T h e o d o r v o n S h ö n 1816
als Oberpräfident nah Wefipreußen kam. wurde es anders, Shön er-
kannte die Bedeutung des Baues und mit fabelhaftem Eifer widmete er
fih der Arbeit an der Wiederherftellung. Er berief Architekten. die über
den früheren Zuftand des Shloffes arbeiteten. und veranlaßte Hifioriker.
in den Ordensarchiven nah alten Rechnungen über den Bau zu forfhen.
Schon im Auguft 1817 konnte man die eigentlihe Arbeit der Refiau-
tierung beginnen, Man muß die Briefe Shöns lefen. um beurteilen
zu können. wie fehr ihm der Bau der Marienburg am Herzen lag und
zur Lieblingsaufgabe wurde. Am 12. November 1820 fhrieb er aus
Danzig an Niebuhr. der damals in Rom weilte: ..Als ih vor vier
Jahren nah Wefipreußen kam. mahte Marienburg als arhitektonifhes
Kunfiwerk auf mih einen großen Eindruck. Jh ließ es von dem Shutte.
unter dem es großenteils lag. und von den Verunftaltungen. die man feit
350 Jahren mit ihm vorgenommen hatte. befreien. und es entfaltete fich
fo fhön. daß es. nah Muller und Böttiger. das fhönfie deutfche Wohn-
gebäude in der Welt ift. Als Preuße aus dem Grunde meines Herzens.
muß Marienburg. durch welches wir Ehriften und Deutfhe find. mir
den höhften Wert haben. aber die Art. in der es rcftauriert wird. bringt
es dem Herzen der _ießigen Generation noh näher."
Man arbeitete in Preußen mit Fleiß und Begeifterung. Der Bres-

Aus einer alten Brieffammlung Walther Ziefemer
(auer Kunfihiftoriler Büfching veröffentlichte 1823 feine befchrei-
bende Darfiellung „Das Schloß der deutfchen Ritter zu Marienburg'J
der Gefchichtsfafreiber Preußensl Johannes Voigt in Königsberg feine
„Gefehichee Marienburgs" (Schloß und Stadt). Sayön wollte ein monu-
mentales Werk über die Marienburg ins Leben rufen und fuchte nach
einem Manne- der auf Grund weitgehender hifcorifcher und 'unftge-
fchichtliäher Studien eine Gefchichte des Schlofies ver-faßte. Man hat
daran gedacht- G o e t h e zu einem folchen Werk zu veranlaffen. Goethe
hatte ja, angeregt durch die Arbeiten Sulpiz Boiffcrses- Büfehings und
des Darmftädter Architekten Georg Mollerl 1823 feine Schrift „Von
deutfafer Baukunft" veröffentlicht und war darin zu.den Gedanken
zurückgekehrt- die er einfi in Bewunderung für das Straßburger Münfier
verkündet hatte. Sulpiz Boifferäe arbeitete damals an feinem großart-
gelegten Werk über den Kölner Dom (1823-32) und lehnte es deshalb
abf ein derartiges Werk über die ihm fremde Marienburg zu fäyreiben.
Auch Molter- der von Büfching vorgefihlagen wurde» fiihrte das Werk
nicht aus. Erft zwanzig Jahre fpäter hat Eichendorfff angeregt durch
Schönf fein prääftiges Werk „Die Wiederherfiellung des Sehloffes der
deutfehen Ordensritter zu Marienburg“ gefchriebenz doch weicht diefe
Schrift von Schöns Plänen in den zwanziger Jahren erheblich ab.
Die Briefe Büfchings und BoifferEes über diefen Gegenftand ver-
dienen der Vergefienheit entriffen zu werden.
Bijfching an Th. von Schön:
Breslan- den 23. April 1824.
Hoäywohlgeborenety
Höäzfiverehrtcr Herr Öbrrprr'ifident!
Empfangen Ew. Excellenz meinen gehorfamfien und innigfien
Glüäwunfch zu der fo erwünfchten und herrlichen Erweiterung Ihres
GefehäftskreifeW). Eigentlich wohl follte ich nur dem Landfiriche
Glück wünfchem der Ew. Excellenz pflegender Hand jetzt übergeben
wirbt aber auch Ihnen felbfi darf ich wohl diefe Glückwünfche fagen,
da Ew. Excellenz fo überaus thätigem und regem Geifie der bis-
herige Wirkungskreis doch zu klein war. Dem- der es mit feinem
Vaterlande redlieh meinte muß es hörhfi erfreulich feine bei fo manchen
ungünftigen Zeichenf auch einmal ein recht erfreulich günftiges zu
l) Schön wurde Oberpräfident von Weft: und Ofipreußen und fie-deln-
nalh .Königsberg über.

fehen: in die dazu würdigfien Hände ein fo ehrenvolles und wirkfames
Amt gelegt zu erblicken. Mögen Glück und Freude in amtlicher und
Familien Hinficht Ew. Excellenz in den neuen Wohnort begleiten
und dort nie verlaffen.
Da indeifen in der Welt nie etwas ohne Verlnfi i|. fo wird es
auch vielleicht Ew. Ereellenz nicht leicht werden. das reizende Danzig
mit dem dagegen doch nur traurig zu nennenden. in flacher Gegend
liegenden und von den alten herrlichen Kunitwerken nur zu fehr ent-
blößten Königsberg zu vertaufihen. Doch vielleicht behalten fich
Hochdiefelben dort auch einen Wohnfiß vor. und fo möge wenigfiens
diefer Taufch nur das einzig Unangenehme fein. was damit verbunden
iii. Aller Vermuthnng nach wird wohl nun auch bald Ew, Excellenz
veränderte Stellung eintreten - von der man fchon lange fpraäf -.
indem alte Einrichtungen der Provinzialminifterien erneut werden.
und das wäre wohl doppelt wünfchenswerth.
Ew. Errellenz gütigen Brief vom t2. d, beantworte ich nunmehr.
Mit G o e th e iii wohl nicht mehr viel anzufangen; indeffen ift es doch
immer für mich erfreulich. daß ich ihm den alten Auffah über Deutfche
Baukunit wieder abgepeinigt habe; es wird doch wenigitens wieder
einige Widerfacher ärgern. daß der alte Herr fein frühi'tes Werk nicht
verfchmäht und verachtet. und daß das kalte Wafier. welches fpäter
über fein früheres Feuer eifrig gegriffen. doch die Flamme noch nicht
ganz erfiickt hat. Seine unzarte Benutzung meiner nur ihm beitimm-
ten Winke bleibt freilich immer fehr fchlimm. indefien. hoffe ich. wird
fich auch diefes. wie manches andre. im Strudel der Zeit abfchleifen
und wenig Nachtheil haben. Es waltet doch über die Marienburg ein
zu eigenes und fichtbares Gefchict. und Bahn bricht fich das Gute.
wenn auch die. von denen man erwarten follte und müßte. daß fie etwas
dafür thiiten. nichts thun.
Boifferäe habe ich aufgegeben; ich hatte gleich kein Herz
und Sinn zu ihm. als Ew, Ereellenz mir den Auftrag gaben. an ihn
zu fihreiben; indeffen befolgte ich doch gerne Ew. Erellenz Befehl. da
ich hoffte. ich könnte mich in dem Manne geirrt haben. weil Sie ja
wohl friiher Selbfi mit ihm in brieflieher Verbindung ftanden. Er
iii durch Weihrauch -' fo fcheint es mir - etwas verdreht und ein-
gebildet geworden (der Franzofe verläugnet na, auch nicht). wie er
denn dies fäton bei den Verhandlungen iiber feine Gemäldefammlung
gezeigt hat. bei der er auch mit vollen Backen blies. Mag Berlin für
eine folche Sammlung nicht der rechte Boden fein. ich gebe es zu. fo
ifi doch Stuttgart noch weniger diefer Boden.
M o ller dagegen iii gewiß ein anderer Mann und. wenn ihn
jest dringende Gefäeäfte nicht verhindern. auch wohl zur Annahme des
Vorfehlages mehr geneigt. befonders unter den jetzt eingetretenen 11m-
iiänden. da Ew. Erteilenz auch auf Ofipreußen nun völlig einwirken

können. Soll ich an ihn fchreiben? Mit Moller käme ich dann auch
zehnmal lieber als mit dem vornehmen Boifferc-Ze.
Daß der Bau der Marienburg nun auch im Äußeren vorfchreitet.
ift trefflich. Möäften nur erft die fchwarz-weißen Luken und Laden
verfchwinden können. Daß die Soldaten fo faumfelig. ift traurig. aber
'/3 von dem Geifte. der im Jahre 1818 in diefem Stande wehte. find
auch fchon verfchwunden.
Noch bemerke ich zu dem Vorigen über Moller. wie diefer über
das Griecheln in der neuen Bauwelt denkt: ..daß die Griechifche Bau-
art. troß ihrer Trefflichkeit. doch vernünftigerweife nicht unfre
Bauart fein kann.“ Der Mann gehört freilich nicht nach Berlin.
darf auch den Kölner Dom nicht ausbauen. zu dem er vielleicht
alle in das Gefchict hat.
Auf Voigts Gefchichte von Marienburg bin ich fehr begierigl).
Haebler") fcheint böfe auf mich zu fein. da er mir nicht antwortet.
Was habe ich ihm gethan?
Mit innigfter Hochaäftung und größter Ergebenheit
_ Ew. Ercellenz
ganz gehorfamf'ter Diener
B ü f ch i n g.
Im Iuli erft erhielt Büfching die langerwartete Antwort Boifferäes
und fchickte fie mit einem Begleitbrief an Schön. Büfohings Zeilen
lauten:
Hochwohlgeborener.
Höihftverehrter Herr Oberpräfident!
Ew. Excellenz haben lange. recht lange mich. der ich dura) Ihre
gütigen Briefe fo fehr verwöhnt war. ohne eine Nachriiht gelaffenz
denn der letzte Brief. welchen ich zu empfangen das Glück hatte. ift vom
12. April. Schon drängt fich mir die Beforgnis auf. daß ich dureh
irgend etwas mir das Mißfallen Ew. Ercellenz zugezogen haben möäfte,
Sehnlich wünfche ich. daß ein freundliches Wort von Ew. Ereellenz
bald diefer mich fehr quälenden Furcht enthebe.
Erfreuliä) ift es mir. durch beiliegendes Schreiben Sulpiz Boif-
feree gänzlich entfchuldigt zu fehen. und Ew. Ercellenz werden gewiß.

l) Sie etfchien mit einer Widmung an Schön.
I) Earl Ludwig H ae b l e r ('f' 1842) war evangelifcher Prediger. Schul-
infpektor und Rektor der Lateinfchule in Marienburg. er hat gründliche Unter-
fuchungen über das Schloß angefiellt und war fiets der Führer. wenn Fürf'tlich-
keiten und andere hohen Gäfie das Schloß befuchten.

nach diefem Briefe, auch das Misfallen mit ihm fahren laffenz der Mann zeigt fich wohl mehr deutfeh gefinnt in diefem Schreiben. Sehr gerne glaube ich es- daß Boifieräe nicht viel Vortheil von feinem großen und fchönen Werke haben wird- da nicht viele es kaufen- ja nnfre Univerfitäts-Bibliothek felbft ift fo ganz erbärmlich und elend, daß fie dies Werk noch nicht gekauft hat und ich daher weiter nichts als die Kupfer vom Anfehen kenne!! Alle folche Unternehmungen bringen kaum die Koflen und ia) weiß nichtx wie fich Dunker und Humblodt bei dem Verlage meines Werkes über Marienburg fiehen werden. Mancher Freund in Preußen wird fich vielleicht gewundert haben- daß ich kein Gefchenkeremplar ihm gefendet, aber mir war es dabei fo fchlecht gegangen- daß ich alle Luft verlor, 72 nth. Honorar habe ich bekommen und 64 rth, fchreibe vier und fechzig Thaler habe ich für den Einband der Stücke in Berlin zahlen müfien- welche der König, der Kronprinz u, f. w. erhielten,

Mit innigfier Hochachtung und Ergebenheit habe ich die Ehre zu fein

Ew. Ereellenz

ganz gehorfamfier Diener

B ü f ch i n g.

Breslau- den 2. Oktober 1824.

Der eingelegte Brief Boifleräes an Büfching:

Stuttgarh am 3. Juli 1824.

Verehrtefter .Herr Profefior!

Ihr höchfi fchäßbares und wichtiges Schreiben ohne Datum ifi während dem Monat März hier angekommen; ich war damals noch in Paris- und obwohl die Meinigen mir eine Abfchrift dorthin gefchickt haben- fo i| es mir doch wegen dem übermäßigen Gefazäftsdrange nicht möglich geworden- meinen Wunlch auszuführen und Ihnen noch aus jener Wirrwarrftadt zu antworten, Endlich bin ich denn im Mai wieder hierher zurüägekehrt- und nachdem ich eine Menge augenblickliche Erledigung fordernder Arbeiten abgethan und den wichtigften Verhältnifien einigermaßen Genüge geleiftet habe7 gelange ich nun auch dazu mich bei Ihnen und dem Herrn Präfidenten von Schön wegen meines langen Schweigens zu entfchuldigen.

Das Vertrauen* womit Herr von Schön mich beehrt, jchmeichelt mir fo fehr- daß ich nicht genug mein Bedauern ausdrücken kann- daslelbe lo lange unerwidert lafien zu müßen. In der That- der Antrag des Herrn von Schön ein Werk über fein Lieblingsdenkmal die alte M a r i e n b u r g zu veranfialten- giebt mir den jchönften Beweis von dem Beifall, den mein Werk über den Kölner Dom bei diefem würdigen Freunde vaterländifcher Knnft gefunden hat. Aber die Mühfelig-

keiten- welche mit der Ausführung folcher großen Kupferwerke ver-
bunden find- überfteigen dermaßen allen Begriff- daß fchwerlich fich
ein Ve r f a f f e r zweimal mit einer folchen Laß beladen wird. In)
für mein Theil bin blos durch die Liebe zur Sache getrieben nach und
nach fo fehr in das Unternehmen des Kölnifchen Denkmals verwickelt
worden- daß ich die Hälfte des Nifikos auf mich nehmen und eine
Menge der langweiligften Gefchäfte habe beforgen müßen- die meinen
literarifchen Arbeiten und Lieblingsfiudien großen Abbruch gethan
haben. Zum Lohn für alle diefe Aufopferung eröffnet fich mir- nach
dem einfiweiligen Abfaß zu urtheilen- die Ausficht auf einen bedeu-
tenden Verlufl. -

Sie mögen alfo beurtheilen- ob ich es in moralifcher und ökono-
mifcher Hinficht verantworten könnte- wenn ich mich noch zu einem
neuen Unternehmen der Art verleiten ließe. llberdem habe ich auch
noch einige Jahre mit dem Kö [ne r D o m zu fchaffen; Gott gebe,
daß ich dies mein eigentliches Lebenswerk nach Wunfch zu Ende bringe!
Ifi das gefäzehen- fo unternehme ich fchwerlich je mehr etwas- wobei
ich viel für die Platten zu forgen habe,

Meine Unterfuchungen iiber die Kunfigefchichte ihrem ganzen
Umfange nach fortzufeßen und zu vollendem ift die Aufgabet die ich mir
nach Beendigung des Denkmals gefeßt habex und welche zu löfen
mein größtes Glück ausmachen wird. Ich habe feit 16 Jahren fiets
planmäßig für diefen Zweck gefammelt und fehe jetzt klar ein, daß
ich in der Zukunft meine Zeit fehr werde zu Rath halten müßen, wenn
es nicht Stückwerk bleiben foll.

Sagen Sie das dem Herrn Präfidenten von Schön und danken
Sie ihm in meinem Namen auf das herzlirhfie für das bewiefene
Vertrauen.

Jetzt zum Schluß noch ein paar Worte iiber das Verhältnis der
Deutfchen und Franzofen rückfichtlich der Erfindung der Spitzbogen-
Architektur. Die Sache fieht for daß einftweilen noeh nicht befiimmt
auszumitteln ifir ob die älteften und bedeutendften Gebäude- welche
den Ubergang von der Rundbogen- zu der Spißbogen-Arthitektur
bezeichnen- in dem nördlichen Frankreich oder im weftlichen Deutfch-
land befindlich find. Allem Anfäfein nach hat Frankreich die Priorität
- dermaßen- daß dort in der Normandief Picardie, Champagne ufw.
während dem 12. Jahrhundert der Spißbogen früher oder doch an
bedeutenderen Gebäuden angewandt wurde als bei uns. Jndeifen mit
der Einführung des Spißbogens ift das ganze Syfcem der Spid-
bogen-Ilrchitektur- wie wir es an dem Kölner Dome Straßburger
Münfier ufw. bemerken- noch keineswegs gegeben; diefes Syftem ent-
wickelte fich erft in Deutfchland, es ift unbezweifelt eine
d e u-t f ch e Erfindung. So fah ich die Sache an- ehe ich nach Frank-
reich kam- und fo erklärte ich mich auch darüber in dem Text zum
Domwerk, nur weniger ausführlich in Beziehung auf Frankreich, weil

überhaupt die nähere Nachweifung aller über die Hauptpunkte auf
gefiellten Behauptungen nunmehr in den allgemeinen Unterfuchungen
gegeben wird. welche mit der 3. und 4. Lieferung erfcheinen follen.
An die Daten der allerdings ganz fpißbogig gebauten Domkiräzen von
Eontonier und Lifieur habe ich dabei garniäft gedacht. denn die
müf fen falfch feyn. wenn nicht die ganze auf den beften Grund-
lagen beruhende Gefihichte der Kirchenbaukunit. fo wie fie nach eng-
lifchen franzöfifchen italienifchen und demfchen Forfchungen feit
etwa *30 Jahren aufgeflellt und immer mehr beftätigt worden ift.
gänzlich umgefioßen und die größte Verwirrung angerichtet werden
foll. Auf das letztere hat es nun freilich der Windbeutel W. recht
eigentlich angelegt. darum greift er zu allem. was ihm in feinen
Kram paßt. Es wird ihm aber. ein Ignorant wie er in hiftorifchen
Dimgen ift. nie gelingen. mehr als einen augenblicklichen Anfloß bei
demjenigen hervorzubringen. der nicht gleich die Mittel zur Selbfi-
unterfuchung zur Hand hat; überzeugen wird er Niemand. weder von
der Entftehung der Spivbogen-Architektur im 10, Jahrhundert in
Deutfchland. noch von ihrer Eriftenz in Frankreich im 11. Verzeihen
Sie diefes eilige und unzufammenhängende Schreiben und erfreuen
Sie mich bald wieder mit einigen Nachrichten.

Ich bin Hochachtungsvoll

Ihr ergebenfter

Sulpiz B.

Richard M. Meyer:
Wiffenfchaftliche Moden
Wenn auch von Zeit zu Zeit aus irgend einer Höhle der Unkenruf
ertönt: ..Die Wiffenfchaft macht Bankerottl" fo ifi doch über ihren
ruhigen fieten Fortfchritt heut weniger als je ein Zweifel möglich. Ge-
wiß ifi er nicht auf jedem Gebiet in jedem Augenblick fichtbar; jede
Disziplin kennt Perioden des Stillftandes. ja wohl auch des Rückganges.
wie etwa die Philofophie ihn unzweifelhaft erlebt hat. Aber betrachtet
man. wie es fich gehört. alle Wiffenfchaft als eine große Unirerßjtuß
liter-arndt, innerhalb deren Naturforfchung oder Philofophie oder
Rechtswiffenfchaft eben nur einzelne Fakultäten find. wer wird dann
leugnen. daß der Befiß an pofitiven Kenntniffen fich mehrt. der Vorrat
an technifchen Hilfsmitteln fich vergrößert und die Werkzeuge der For-
fchung felbft fich verfeinern? daß fruchtbare Kombinationen entfiehen
und neue Sonderdisziplinen fördern?
Diefe Entwickelung vollzieht fich mit zwingender Notwendigkeit als
Durchfchnittsergebnis einer vielfältigen und vielfeitigen Arbeit. gerade
wie unter normalen Verhältniffen das Nationalvermögen anwäthft.
gerade wie jeder auch nur mäßig begabte Menfch am Ende feines Lebens
mehr Erfahrungen befißt denn als Jüngling. Die Wiffenfchaft fchreitet
vorwärts auch in Perioden. die an bedeutenden Forfcherperfönlichkeiten
verhältnismäßig arm find; alfo auch in der unferen. Nach welchen Ge-
feßen fich die wiffenfchaftliche Kapitalbildung vollzieht. das ift noch nicht
ergründet; unwahrfcheinlich ift es nicht. daß für den Fortfchritt der
Erkenntnis die berühmte Hegelfche Formel: Thefis-Antithefis-Syn-
thefis noch immer den brauchbarften Ausdruck liefert.
Aber allerdings - ftetig ift diefe Evolution eben nur. wenn wir
auf den Gefamtbetrieb blicken. In jeder einzelnen Wiffenfchaft ftellen
fich Hemmungen ein; Hemmungen verfchiedener Natur. Uebermächtige
Perfönlichkeiten können auf Jrrwege wie den der einfügen ..Natur-
philofophie" lenken; Mangel an frifchem Material kann eine Stagnation
herbeiführen. wie alle philologifch-hiftorifchen Disziplinen das zeitweilig
erlebt haben; eine Wiffenfchaft kann unter dem Mangel an Intereffe in
engeren und weiteren Kreifen leiden. wie das wieder der Philofophie und

auh der wifienfhaftlichen Theologie begegnet ifi. oder unter der Ab-
neigung der Praktiker. die die Iurisprudenz und mehr noh die Medizin
reichlich zu kofien bekommen haben. Zu den Entwickelungskrankheiten
aber. die zumal regelmäßig wie die Leiden befiimmter ..Stufenjahre"
fich einfiellen. gehören insbefondere die w if fe n f h a f t l i h e n
M o d e n.
Sie find keine unbekannte Erfcheinung. Überall haben methodifhe
Arbeiter gegen fie einzufhreiten gefucht. So hat der berühmte Leipziger
Chemiker K o lb e gegen ..die Moden der modernen Chemie“ gefhrieben;
fo hat man auf philologifhem Gebiet mühfam die ..Keltomanie“ aus-
gerottet: die Suht. jedes fhwer deutbare Wort aus keltifhen Wurzeln
abzuleiten; fo hat neuerdings ein GrazerGeologe fih gegen ..die herrfchende
Geomyfiik. Geofophifiik und Geopoefie‟ ausgefprochen. wobei es allemal
natürlih niht unferes Amtes ifi. über die Rihtigkeit von Diagnofe und
Therapie zu entfheiden. In größerem Zufammenhang glaube ih felbft
zucrfi in meinem Vortrag ..Betrieb und Organifation der geiftigen
Arbeit‟ (wieder abgedruckt in meinen ..Problemen und Gefialten") auf
die wifienfhaftlichen Moden hingewiefen zu haben. Das ift ein paar
Iahre her; feitdem find einige wirklih zu Krankheiten. zu Epidemien ent-
artet.
Eine wifienfhaftliche Mode läßt fich als m et h o d ifh
begründeter Aberglaube definieren. Sie beruht. wie
der Aberglaube des Volkes. auf voreiliger Verallgemeinerung
einer rihtig beobahteten Tatfahe. Eine Blutung hat auf-
gehört. nahdem man einen Spruh gemurmelt hat; alfo
wird jede Blutung aufhören. wenn man ihn herfagt. Die Beurteilung
einer hiftorifchen Perfönlihkeit. etwa Friedrih Wilhelms L.. hat fih
als zu hart herausgefielltz alfo müffen auh Nero und Ealigula gerettet
werden. Das ifi das Shema. Billr oth hatte vor der kritiklofen
Anwendung gewiffer fegensreiher Heilmittel zu warnen. wie M oriz
H a u pt vor den Entartungen der ..Konjekturalkritik". Es gibt Zeiten.
in denen man die Kinder oder die Kranken durh Abhärtung zugrunde
richtet. und folhe. wo die Verzärtelung dasfelbe bewirkt; Epohen zu
revolutionärer und zu konfervativer Textbehandlung. zu nüchterner und
zu ..geiftreicher“ Interpretation. Kurz: jede Methode. Krankheiten zu
heilen. kann zu einer Methode. Krankheiten zu mehren. gefieigert werden;
jedes wifienfhaftlihe Werkzeug kann Gifte übertragen. In der Zeit. in
der man noch klaffifhe Zitate liebte. fagte man gern: ..die Lanze heilt die

Wunde. die fie fchlug‟z aber der Spruch läßt fich auch umdrehen: die
Lanzette fchlägt gerade folche Wunden. wie fie heilt.
Hieraus erklärt es fich denn auch. daß die wiffenfchaftlichen Mode-
krankheiten paarweife auftreten. Jede Tugend. lehrt der göttliche
Platon. wohnt zwifchen zwei Laftcrn; jede gefunde Auffaffung zwifchen
zwei Ertremen. die fich entweder ablöfen oder gleichzeitig aus einem
Zuviel und einem Zuwenig der richtigen Dofls entfiehen.
Natürlich aber find fie weder alle gleich verbreitet noch alle gleich
gefährlich. und wir haben uns vor der wiffenfchaftlichen Mode eines
allzu kiinftlichen fymmetrifchen Arrangements (etwa in der Manier von
Ku no Fifch er oder vielen franzöfifchen Gelehrten) zu hütenl
Fünf Paare folcher Übertreibungen richtiger Gefichtspunkte
fcheinen mir heut in gefährlicher Blüte. Ich habe fie vor allem an
Arbeiten meiner eigenen Wiffenfchaft. der deutfchen Philologie. beobach-
tet. keine aber nur dort angetroffen und manche bei den Nachbarn
fiärker als bei uns in Flor. Sie betreffen die Grundauffaffung der
Pcriönlichkeiten. die moralifche Bewertung. ihre pfychologifche Deutung.
die Beurteilung ihrer Arbeitsweife und endlich die Befchaffung des
Materials.
Für die Grundauffaffung der Perfönlichkeiten
ift feit noch nicht langer Zeit die Mode aufgekommen. überall in dem
jungen. unfertigen Künftler den „wahren“ zu fehen. Die „Verjüngung"
Friedrichs des Großen oder Friedrich Wilhelms ll). in der Berliner
Siegesallee gibt diefer allgemeinen Tendenz einen finnfälligen Ausdruck;
die wiffenfchaftlichen Studien. die fpeziell der Iugend des großen Friedrich
(Laviffe. Brode) oder dem jungen Dürer (Weisbach) gelten.
zeigen diefe Neigung nur in der abgefchwächten Form eines an fich
gewiß berechtigten Spezialinterefies. Aber man nehme Büäjer wie
W e i t b r e ch t s ..Diesfeits von Weimar“. Hier wird L u d w i g
T i e cks alte Idee. daß G o ethe feit der Uberfiedelung eigentlich ver-
dorben und heruntergekommen fei. mit einem gewiffen Eigenfinn er-
neuert; ..Iphigenie". ..Taffo“. die „Wahlverwandtfchaften" follen
neben ,.Göß" und „Werther" nichts gelten. Oder gar Meyer-
Gräf es ..Iunger Menzel". der den großen Künfiler in dem Augen-
blick fcheitern läßt. in dem er fich eigentlich erft ganz in feiner
Eigenart fand. und in allem ..Preußentum" des einen Augenblia den
Engländern und Franzofen nahe ftehenden Meifters nur einen Selbft-

betrug des von fich felbfi abgefallenen Genies fieht (welche Offenbarung
in Form einer Vifion er feitdem nochmals an Velasquez produziert
hat) . , .
Auf ihren Gipfel wird diefe nachträgliche Korrektur der perfön-
lichen Entwickelung durch die neuefte Mode getrieben: die „ungefungenen
Lieder“ gegen die gefungenrn auszufpielen. Als Ibfen bei der be-
rühmten Unterredung in den „Thronprätendenten“ den Skalden Iatgeir
ausfprechen ließf die ungefnngenen Lieder feien die fchönfien, da dachte
er natürlich an jene künfilerifchen Ahnungen- in denen der Dichter
fchwelgt und die ihm gleichfam zu lieb find- um fie durch wirkfame Aus-
führung zn verderben, Aber H ofmiller macht daraus die Ge-
dichte, die Wilhelm Bufch gefchrieben haben würdet wenn er fich
fiatt in feinem eigenen Sinne im Sinne Hofmillers entwickelt
hätte- gerade wie Meier-Gräfe an den Bildernf die Menzel
hätte malen können, wenn er Liebermann gewefen wäre, die
Inferiorität der wirkliäjen Leiftungen des fpäteren Menzel demon-
|riert . . .
Worauf beruht diefe Tendenzf die fich z. B. aua) in erneutem
Spezial'findium des jungen Goethe und in gewaltfamer überfchäßung
feiner Leifkungen zeigt und die bereits eine ähnliche Umwertung aller
Werte bei Nießfche zu zeitigen beginnt?
Ich denke: diefe Neigung entfpringt der individualifiifchen Rich-
tung unferer Zeitf oder beffer: ihrer Richtung auf den Kultus bedeutender
Individuen; denn individualiftifch pflegen folche Epochen der Heroen-
verehrrcng durchaus nicht zu fein: gerade die Seltenheit fiat-ker Perfön-
lichkeit fiihrt dazuj daß man fie auffuchtf daß man ihnenf oft bis zur
Sklaverei unterwürfig dient (man denke an die orthodoxen Wag-
nerianer i). Nun ifi es klarf daß die Originalität einer genialen Perfön-
lichkeit in ihrer Jugend am unmittelbarfien zum Ausdruck kommt. Der
Dichter der „Räuber" ifi eben fozufagen noch das „reine Genie) noch
ohne Kunfiverfiändnisj Erhebungj Selbfierziehung, Da nun der Genie-
anbeter gern das „neue Feuer“ auf den Altar feßen will- empfindet er
die fpätere Mifafung mit jenen anderen Dingen als eine Entweihung;
denn Technih Menfchenkenntnisj Selbftzucht find ja an fich jedem Men-
fchen zugänglich, Nur dies überfieht der Heroenkultusj daß gerade das
Genie aus diefen Zugaben Nahrung für feine eigentümliche Begabung
zu ziehen weiß, Der Dichter des „Werther"- des „Urfauft'ß des „Ewigen
Inden‟ ifi in noch höherem Grade „Originalgenie" als der des „Tafio"

oder der „Pandora" - zugegeben; aber der leßtere ift in noch höherem
Grade Goethe als jener!
Gerade die höchften Götter ließ die Weisheit des Altertums reifen
und wachfen. Ares- Apollon oder gar die liebliche .Gebe mögen in ewiger
Jugend beharren _Zeus erfcheint als reiferMann und bei denGermanen
Odin faft dem Greifenalter genähert.
Ganz anders nämlich fieht es mit den Größen vom zweiten Rang.
Genie ift vom Talent vielleiäft nur durch die größere Entwicklungs*-
fähigkeit unterfäfieden. Die großen Talente vermögen nichtt wie die
Geniest aus der Not des Heranwachfens eine Tugend zu machen;
„unwiderruflich reift die Blütef unwiderruflich wääff't das Kinde“ fagte
einer von ihnen- Platen. Ihnen ift deshalb die höchfie Kraft und Eigen-
tümlichkeit zumeift in der Epoche befchieden, in der ihre natürliäfe Anlage
von der unverbrauchten Frifche der Jugend geftüßt wird. Was wäre
aus Theodor Körners Lyrik gewordent wenn er Ernft Moriß Arndts
Alter erreicht hätte? was bedeuten die Altersdiehtungen eines Klopftoek
(der doch feine genialen Seiten hat)l felbf't eines Wieland? und wer be-
greift nicht- daß Uhlandf daß felbf't Mörike in Jahren verfiummten- in
denen Heine fich zu neuer Bedeutung erhob?
Aber derfelbe Geifi der Heroenanbetung- der in mißverflandener
Vergrößerungsfucht den Größten das Recht des Wathfens nimmtf raubt
den Halbgöttern die volle Blüte ihrer Eigentümlichkeit. * Dort wird die
Patina mühfam abpoliert, hier künftlich ein falfcher Edelroft di> auf-
getragen,
Jene Anpaffung an das Leben und an die Kunfk- die Goethe in Ge-
dichten wie „Hermann" und der „Zueignung" als fittliche und deshalb
auch als äfthetifche Pflicht forderte ift freilich gerade für das Halbgenie
nicht ohne Gefahren. 'Ein wahrer Heiliger mag auch in dem Advokaten-
talar des heiligen Jvo- in dem Goldfchmiedskittel des Eligius- in
dem Soldatenrock des Sankt Georg verehrt werden; eine nur wenig den
Durchfchnitt überragende Frömmigkeit tut wohl gute fchon durch Kutte
und Tonfur fich vor den Gefahren der „Welt" zu fchüßen. Etwas wie
folche religiöfe „Schuhbekleidung“ bedeuten für die Halbgenies ihre
Eigenarten und Erzentrizitäten: es find urfprüngliäf natürliche An-
gewöhnungent die aber mit der Zeit zu Sehußmitteln vor der Anl'teckung
des Philifteriumsf der Maffe werden. Man leifiet ihnen deshalb einen
fchlechten Dienft- wenn man fie diefer Eigenheiten zu entkleiden fuchtz
und vor allem: man dient damit der hiftorifchen Wahrheit fchlecht. Wes-

e .. "AFK .k
ene. .k . e. ....1 ,
. . . i Â» e
'
'
PortrÃ¤t Guï¬av Frenffens
K a rl P r a hl
Bleifiiftzeichnung

halb die harakteriftifhen Züge wegretouhieren. die den Philifter am
Ende ärgern? Weshalb fuht G r i f e b a h die Nüchternheit E. T. A.
Hoffmanns und Houben die lyrifche Weichheit Gußkows
nahznweifen? daß Iener fih mit manchen Mitteln. auch mit alkoholifhen.
zu beraufhen liebte. gehört fo fehr zu der natürlihen Umhüllung feiner
Seele. wie daß Gußkow keinen anderen Raufh kannte. als den einer
betäubenden. aber immer bewußten Arbeit. Gewinnt Voltaires
Bild. wenn P opper ihn zu einem gutmütigen Menfhenkinde mahen
will? Napoleons Größe. wenn Bleibtreu und Holz-
ha u f e n feinen Edelmut erweifen möchten? Hier freilih handelt es fih
um ein Genie. zu deffen Bedeutung auh gerade die fhärffien ..morali-
fhen Mängel" feiner Perfönlihkeit gehören; aber die Tendenz ift die
gleiche: auh hier ein Nivellieren. damit der Bourgeois fih mit dem
Heros befreunden könne; auh hier eine Annäherung ungebändigte'r. ja
bewußt in den Dienft der Individualität gefiellter Eigenart an das
flache ..Gelaffenheitsideal" der geringeren Aufklärer! Hebbels
Größe zeigt fih gerade in der rückfihtslofen Energie. mit der er alles
abfchüttelt. was auf dem Wege zu feinem hohen Ziel ihn beirren kann;
aber feine Lakaien haben nichts Dringenderes zu tun. wie jedesmal den
Freunden. etwa Emil Kuh. oder gar der armen verlaffenen Elife
Leffing ihre „Schuld“ nachzuweifenl Roh ärger treiben es in diefem
Sinne die G l a f e n ap p e mit N. W a g n e r. Und felbfi Kritiker.
die fih niht der ..Unbedingtheit" verfhreiben. fuhen doh den
hauptfählihen Stein des Anftoßes aus dem Wege zu räumen; wie
denn Karl Str eck e r uns foeben verfihert hat. das ..verall-
gemeinernde Gefhwätz von Strindberg als dem Frauenhaffer
fhlechthin" fei Ienen zu iiberlaffen. ..die nur faufidicke Begriffe kennen"l
Doh fhon find wir von-der Gefamtauffaffung der Perfönlihkeiten
zu ihrer moralifhen herübergeglitten und zu deren jetzt belieb-
tefter Färbung gelangt: zu den Nettungen. Ein Auffaß in der Sonntags-
beilage der Voffifhen Zeitung. der auh fonft manhes Material zu
unferem Thema beibringt. hat eine ganze Reihe von zum Teil reht er-
gößlichen Belegen zufammengefiellt; man könnte in der Tat von einer
..hifiorifchen Rettungsgefellfhaft“ reden. Welchen Widerfpruh erregte
I a n f f e n. als er die religiöfen Zuftände Deutfhlands vor der Refor-
mation als golden darzufiellen fuhtel Ießt mahen es v. d. G o l tz mit
den Offizieren und Ziekurf ch mit den Beamten von Iena kaum
anders und finden allgemeinen Beifall! Man vergißt nur. daß Ereig-

niffe wie Luthers Auftreten und die Tage von Iena an fichBeweife von un-
geheuerfter Kraft für die Reformbedürftigkeitder obwaltenden Zuftände find l
Zu diefen Verfuchen hat wieder. wie in den Zeiten. da Adolf
Stahr die römifchen Kaifer einer allgemeinen Mohrenwäfche unter-
zog. eine Uberfpannung des ..hiftorifchen Sinus“ geführt. Das gefähr-
liäfe Wort der Ge o r g e Sa nd : „tout comprenclre. c'est tout
put-ciooner“ hat dahin geführt. daß der Hiftoriker alles verzeiht.
damit man nur glaube. er habe alles verf'tanden. Mit großem Recht
hat neulich U. v. W i l a m o w i v betont. zu welchen geradezu unfittlichen
Konfequenzcn diefe Ablehnung jedes moralifchen Werturteils führt. Man
hält fich unaufhörlich über Schloffers ..philifirös-moralifche Ge-
fchichtsfchreibung" auf und glaubt durch philifirös-amoralifche Hifiorik
Wunder wie weit gefördert zu fein. Mit wahrer Entrüfiung feßt etwa
R i e t f ch el in einer Befpreäfung von Pr e u ß* temperamentvoller
Gefchichte des deutfchen Städtewefens Ausrufungszeichen zu jedem Wert-
urteil. Wie weit nun Preuß recht hat. oder voreingenommen ift.
oder auf falfche Vorausfelzungen baut. das ift natürlich eine Frage für
fich; aber der Kritiker maajt ihm überhaupt einen Vorwurf daraus. daß
der Hifioriker egoifiifche Unterdrückungspolitik. kleinliche Schikanen. eng-
herzigen Bureaukratismus. wo er ihn zu finden glaubt. zu tadeln wagt.
Denn das war ja alles. wie man zu fagen beliebt. ..hiftorifch begründet".
Und W. Pai'to r hat die fcheußliche Folterjufiiz des Mittelalters
als ..hif'torifch berechtigt“ verteidigt.
Ia was ifi denn nicht hiftorifch begründet? Jede Krankheit ift es.
und jedes Verbrechen; foll ich deshalb wirklich den Raubmörder lediglich
mit einem Atteft feiner Abhängigkeit von fozialen Mißftänden begna-
digen? Soll ich mir einen hohlen Zahn nicht ausziehen laffen. weil ich
auf ganz natürliche Weife zu ihm gekommen bin? „I'appelle on chat
un chat et Rollo nn fripon“ und habe I a k o b B u r ck h a r d t s
tieffinnige gefchiäftsphilofophifche Betrachtungen als Rückhalt. wenn ich
Eefare Borgia einen Schurken und die Bartholomäusnacht einen furcht-
baren Frevel nenne. mag ich noch fo gut verftehen. wie diefe Seele zer-
rüttrt ward und die Untat zuftande kam. T a i n e hat zwar behauptet.
Tugend und Sünde feienNaturprodukte wie Honig und Galle; aber daß die
Galle fo füß fchmecke wie der Honig. das hat auch Taine nicht behauptet!
(Schluß folgt)

Leo Courooifier:

Der Komet Haller)

Unter den auffallenderen Himmelskörper-n feiner Art ift der Haller)-
fche Komet unfer ältef'ter und befter Bekannten oder richtiger gefagt der-
jenige, deffen alte Bekanntfchaft wir am ficherften nachweifen können.
Denn während die fogenannten „großen" Kometen in den meifien
Fällen für uns Erdenbewohner überrafchendj fcheinbar aus den Sonnen-
ftrahlen hervortraten - wie wir das ja vor kurzem an dem erften Ko-
meten diefes Jahres erlebt haben -f um fich bis zu den glänzendfken
Lichterfcheinungen zu entwickelnj dann aber auf Nimmerwiederfehen zu
verfchwindenf ift er esj der als himmlifcher Kurier der Erde alle 76 Jahre
wieder getreulich die Grüße ihrer fernen und fernften Planetengefchwifter
bringt, bis zum Neptunf ja wer weiß* ob nicht noch unbekannterweife über
ihn hinaus. Der Afironom- der diefe Eigenfchaft des mit Recht feinen
Namen führenden Kometen und damit überhaupt die Periodizität
folcher Körper entdeckt hatf ift der Engländer E d tn u n d
.Valley (1656-1742Y nach Flamfieeds Tode (1720) als „Afiro-
nomer Royal“ der Leiter der berühmten Greenwicher Sternwarte. Er
hatte fiäj als Erfter mit der Berechnung parabolifcher Bahnen von einer
größeren Reihe von Kometen nach Newtons Methode befchäftigtj und
dabei war ihm die Ähnlichkeit der Bahnelemente für die drei Kometen
der Iahre 1531, 1607 und 1682- welche Apianus- Kepler und
Longomontanus7 Flamfteed und er felbft beobachtet hattenf aufgefallen.
In der überzeugungj daß es fich in Wirklichkeit nicht um drei verfchiedenef
fondern um ein und denfelben Himmelskörper handelej der in ungefähr
76jähriger Umlaufzeit die Sonne umkreife, fomit auch keine in die Unend-
lichkeit führende parabolifchef fondern eine „gefchloffene'J elliptifche Bahn
habef wagteer esf dieWiederkehr des Kometen zurSonnennähe für dasIahr
1759 vorherzufagen. Es war dies um fo kiihnerf als die Zwifchenzeiten
zwifchen den drei beobachteten Erfcheinungen nicht etwa gleich groß,
fondern um 15 Monate verfchieden waren. Aber .Valley bereits glaubte
die Urfache der Verfchiedenheit in der Wirkung der Störungen der
großen Planeten auf den Kometen erkannt zu habenf und machte bei feiner
Vorherfage zugleich darauf aufmerkfamj daß fich die nächfte Erfcheinung

befonders wegen der Störungen durch Jupiter und Saturn um mehr
als ein Jahr verzögern dürfte.
Beim Herannahen des mit Spannung erwarteten Jahres 1759
unternahm Elairaut eine genauere Vorausberechnung der Sonnennähe des
Kometen. Die außerordentlich mühfamen und langwierigen Rechnungen
führten ihn auf den 13. April 1759 als Datum des Perihels (der Sonnen-
nähe)t wobei jedoch eine Unfiäferheit der Vorausbeftimmung von einem
Monat zugefianden wurde. Am 25. Dezember 1758 entdeckte Palitzfch.
ein Landmann und Liebhaber der Aftronomief in der Tat den erwarte-ten
Kometen als fchwachen Nebel. Sein Durchgang durch die Sonnennähe
fand am 12. März 1759 ftatt. alfo einen Monat früher. als Elairauts
Berechnung ergeben hatte,
Damit waren die Prophezeiungen Halleys in vollem Maße in
Erfüllung gegangen, denn es konnte nun kein Zweifel mehr fein, daß die
Kometen von 1531- 1607- 1682 und 1759 identifch waren. So war
aber auch zum erften Male bewiefen. daß die früher die Menfchheit in
Angf't und Schrecken verfeßenden und zu allerhand aftrologifchen Deu-
tungen Urfaäfe gehenden Kometen unter Umftänden nichts weiter waren
als legitime Mitglieder der großen Familie unferer Sonnentrabanten. der
Planeten und ihrer Mondef und daß fie fich. wenn es fein mußte. ebenfo
fittfam und friedlich benehmen konnten wie diefe.
Bei der Erfcheinung des Jahres 1759 if't der folchergeftalt be-
rühmt gewordene Komett wie es fich von felbft verfiehtt von den Aftro-
nomen aufs eifrigfte beobachtet worden. galt es doch feine Bahn durch
möglichfk viele und genaue Meffungen feines Ortes immer beffer kennen
zu lernen und die Vorausberechnung der nächften Wiederkehr dadurch zu
erleichtern. Jm Fernrohr war der Komet bis zum 4. Juni 1759f alfo
im ganzen 161 Tage fichtbarf mit bloßem Auge allerdings nur kurze
Zeit vor und nach feinem Periheldurchgang.
Die nächfte Wiederkehr des Kometen zum Perihel und zugleich die
(este bis jeßt beobachtetez war im Jahre 1835 zu erwarten. Auf Grund
der inzwifchen verbefferten Theorie der Bewegung der Himmelskörper
und der genaueren Kenntnis der Maffen der großen Planeten. namentlich
auch derjenigen des feither entdeckten Uranust war es möglich geworden
diefes Mal die Störungsrechnungen wefentlich fchärfer auszuführen. Es
ifidenn auch intereffant zu fehent wie viel näher die von verfchiedenenAftro-
nomen vorausberechneten Perihelzeiten mit der Wahrheit übereinf'timm-
ten als die frühere Angabe Elairauts. Das befte Nefultat lieferte die

Unterfuchung des deutfchen Afironomen Rofenberger. der als Datum
des Perihels den 13. November 1835 erhielt. während der Durchgang
des Kometen tatfächlich am 16. November ftattfand. alfo nur um drei
Tage fpäter. Der Komet wurde am 5. Auguft 1835 von Dumouchel
in Rom zuerft gefehen und Mitte September auch fchon mit bloßem Auge
erkannt. Ungünftige Witterung verhinderte indeffen fpäter. daß er fräi
zu dem glänzenden Schaufpiel entwickelte. das man wohl erwartet hatte.
Sein Schweif erreichte eine Länge von ungefähr 20". Von befonderer
Bedeutung find die Beobachtungen geworden. welche damals der Alt-
meifter der deutfchen Aftronomie. Beffel. über die Ausftrömungen von
Materie aus dem Kern des Kometen angeftellt hat.
Die durch die Wiederkehr von 1835 erweiterte Kenntnis der Bahn-
bewegung des .Halleyfchen Kometen hatte es ermöglicht nun auäf Unter-
fuchungen darüber anzuftellen. welche von den uns überlieferten friiheren
Kometenerfcheinungen etwa als folche des genannten Himmelskörpers
anzufehen feien. In diefer Richtung ift namentlich der Engländer Hind
tätig gewefen. Das überrafchende Refultat feiner Vergleichungen war.
daß bis zurück in die Zeit vor Ehrifti Geburt Kometenbeobachtungen ver-
folgt werden können. die mit mehr oder weniger großer Zuverläffig-
keit als folche des .Halleyfchen Kometen gelten dürfen. Außer den fchon
genannten Erfcheinungen gehören nach ihm und nach den forgfältigen
neuefien Unterfuchungen der englifchen Aftronomen Eowell und Erommelin
hierzu Kometen. welche in den folgenden Jahren aufgetaucht find: 1456.
1378. 1301. 1222.1145. 1066. 989. 837. 760. 684. 607. 530. 451.(373).
(295). (218). 141. 66 nach Ehr.. 12 und 239 vor Ehr. 'Eine der glän-
zendfien äußeren Erfcheinungen des Kometen muß diejenige des
Jahres 1066 gewefen fein. welche auf einem Gobelin von Bayeur mit
der (Iberfchrift: „ieti mir-autor atellam“ verewigt if't. Befonders groß-
artig geftaltete fich auch die Wiederkehr im Jahre 1456.
Was können wir nun - fo wird der Lefer fragen - auf Grund
eines überbli>s über die bis jetzt nachweisbaren Erfcheinungen unferes
Kometen für feine diesjährige Wiederkehr zum Perihel - die uns Le-
bende doch am meiften intereffiert -- vorausfagen? Oder if't es am Ende
gar zweifelhaft. ob er jetzt und jemals wiederkommt. ob er nicht gar das
Smictfal verfchiedener feiner Brüder geteilt. fich aufgelöfi und in den
unendlichen Raum zerftreut hat. um fein Dafein als Meteorfchwarm
zu friften? Über die leßte Frage braucht man heute nichtmehr zu diskutieren.
Der Komet ift zweifellos da. und zwar wurde er nahe dem von den Bahn-

berechnern Cowell und Crommelin angegebenen Orte zuerfi von Wolf
in Heidelberg mit Hilfe der Photographie am 11. September 1909 auf-
gefunden. als eine kleine neblige Maffe 16. Größe. Hinterher fand er
fich auch auf Greenwiäfer Aufnahmen vom 9. September und fogar
vom 24. Auguft. Am 15, September bereits konnte er an dem Riefen-
refractor der Werkes-Sternwarte bei Chicago direkt gefehen und beob-
achtet werden und bald darauf auch an anderen Obfervatorien mit be-
fcheideneren Infirumenten. fo in Algier und Brüffel. Inzwifchen hat er
an Helligkeit bedeutend zugenommen. und am 9. Februar 1910 bereits
glaubte ihn Wolf mit bloßem Auge wahrgenommen zu haben. jedenfalls
bezeichnet er ihn als ein für das Opernglas gut fiäftbares Objekt.
Wie wird er fich uns weiter darftellen. indes er unaufhaltfam der
Sonnennähe zuftrebt? Diefe Frage ift hinfichtlich feiner Bahnbewegung
und damit feiner allgemeinen Siäftbarkeitsverhältniffe viel einfacher zu
beantworten als hinfichtlich der Art. wie fich die ganze Erfcheinung des
Kometen felbft. fein Schweif. feine Lichtftärke vermutlich entwickeln
wird. Denn hier find wir auf unfere. auch heute immer noch fehr un-
ficheren Kenntniffe der phyfifchen Natur der Kometen angewiefen. dort
fieht uns eine forgfältige und durch die zuleßt erhaltenen Ortsbeftim-
mungen kontrollierte Störungsrechnung zu Gebote. Nach den Unter-
fuchungen der mehrfach erwähnten Afironomen Cowell und Crommelin
hatte fich als Zeit des Periheldurchganges der 16. April 1910 er-
geben. Die Diskuffion der im Herbfi 1909 erhaltenen Beobachtungen
des Kometen veranlaßte jedoch die Berechnet. den Zeitpunkt etwas zu ver-
fäfieben und auf ungefähr Mitternacht des 19. April zu verlegen. Diefer
Moment dürfte fehr nahe dem wahren Durchgang durch die Sonnennähe
entfprechen. Auf Grund der Bahnlage ergeben fich dann für die
Monate April und Mai 1910. alfo wohl für die Zeit der befteu
Sichtbarkeit des Objektes. die folgenden Stellungen des Kometen zur
Sonne. aus denen ohne weiteres die Beobaäftungsverhältniffe zu er-
kennen find. Anfang April geht der Komet zirka 1 b. Mitte April 11/, b
und Ende des Monats etwa 2d vor der Sonne auf. ift alfo nur früh
morgens rechts von der Sonne. in den Fifchen. und zum Schluß etwa
1 d lang bei Dunkelheit zu fehen. Diefer Zuftand dauert bis etwa zum
15. Mai an. während welcher Zeit der Komet am Himmel etwas nach
Ofien und Norden gewandert ift. ohne jedoch das Sternbild der Fifche
zu verlaffen. Von jeßt ab beginnt er fich fehr rafch der Sonne zu nähern.
Schon am 17. Mai geht er nur mehr 1 b vor ihr auf. und in der Nacht vom

18. zum 19. paffiert er fogar -* für uns Europäer leider unfihtbar.
aber von unferen Antipoden hoffentlih mit umfo größerer Aufmerk-
famkeit verfolgt - die Sonnenfheibe felbft. was etwa 1 d dauert. Es
brauht niht gefagt zu werden. wie felten ein folhes Ereignis ift. und was
für wichtige Nefultate feine glücklich durhgeführte Beobahtung für die
Erkenntnis der phyfifchen Befhaffenheit der Kometen liefern kann. Zur
felben Zeit tritt noch eine andere. für uns niht minder intereffante Er-
fcheinung ein. Da am 18. Mai Sonne. Komet und Erde in eine Linie
zu fiehen kommen. die Erde dann aber vom Kometen nur noh etwa
um den 6. Teil des Sonnenabfiandes. d. h. um etwa 25 Millionen Kilo-
meter entfernt. der Schweif des Kometen aber fiets von der Sonne weg-
gerihtet ifi. fo wird bei genügender Länge des Shweifes - und diefe
darf man hier vorausfeßen - die Erde durh ihn hindurhgehen. Auf die
Ungefährlihkeit einer folhen. für die Erde höhftens mit einem hübfhen
Sternfhnuppenfall verbundenen. Begegnung. ifi fhon fo oft hingewiefen
worden. daß hier die einfache Erwähnung der Tatfache genügen mag.
Dagegen foll bemerkt werden. daß die kürzlih verbreitete Nahriht. der
gleihe Vorgang werde fich Anfang Mai zwifhen dem Kometenfhweif
und dem Planeten Venus abfpielen. niht zutreffend ift.
In den Tagen der größten Erdnähe wird nun der Komet eine fehr
ftarke fheinbare Bewegung entwickeln. Vom 15. bis zum 25. Mai läuft
er von den Fifhen durh Widder. Stier. Orion. Zwillinge. Krebs bis zur
Hydra. in welhem Sternbild er bei abnehmender Gefhwindigkeit bis
zum Ende desMonats bleibt. Er tritt zugleih von der rehten auf die linke
Seite derSonne. geht fhon am 20.Mai etwa 1b. am 25. 411. am 30, zirka
41/211 nah ihr unter. wird alfo abends bequem fihtbar werden. Was feine
relative Helligkeit betrifft. fo ift zu bedenken. daß die Sonnennähe am
19. April eintritt. wo der Komet noh ziemlih weit von der Erde ent-
fernt ifi. daß aber erfahrungsgemäß die Entfaltung der größten Leuht-
kraft bei Kometen erft nah dem Periheldurhgang erfolgt. In diefer
Zeit kommt der Komet ziemlih rafh auf uns zu. Es wird alfo vermut-
lih der Himmelskörper feinen größten Glanz als Morgenkomet gegen
Mitte Mai erreihen und vielleiht noch einige Tage nah dem 20. Mai
als Abendkomet behalten. um ihn dann rafh zu verlieren.
Wie fieht es nun aber überhaupt um die Helligkeit. mit der uns der
Komet erftrahlen wird? Die Antwort hierauf ifi aus den fchon erwähn-
ten Gründen niht leiht. und doh ift fie diejenige. auf welhe der Laie
befonders großen Wert legt. Nach den bisherigen Erfahrungen darf

man den Halleyfchen Kometen unter denen. welche für das bloße Auge
fichtbar geworden find. nicht zu den allergrößten reäfnen. wie etwa den
prachtvollen Donatifchen von 1858. vielmehr erreicht er nur eine gute
Mittelgröße. Immerhin dürfte die Helligkeit feines Kopfes. den An-
gaben von Holetfäfek gemäß. bei der jeßigen Erfcheinung gegen Mitte
Mai fich bis zur Helligkeit eines Sterns erfter Größe fieigern. während
er beim Perihelduräfgang und Ende Mai etwa wie ein Stern dritter
Größe leuchtet. Die Schweifentwiäelung wird ungefähr derjenigen von
1835 gleichkommen. Selbfiverfiändlich find das nur rohe Angaben. und
auf Uberrafchungen in irgend einem Sinne muß man bei Kometen fiets
gefaßt fein. Doch wird die Sicherheit eines Urteils beim Halleyfchen
daduraf erhöht. daß. wie es fcheint. während all der vielen Erfcheinungen
durch zwei Iahrtaufende hindurch feine Leuchtkraft im allgemeinen die-
felbe geblieben ifi. Und das ift eigentliäf fehr merkwürdig in Hinficht auf
die neueren Anfchauungen über die Art der Schweifentwickelung. Da-
mit kommen wir noch mit einigen Worten auf die Theorien über die
phyfif>fe Befchaffenheit der Kometen zu fprechen.
Wenn wir einen Kometen mit dem Fernrohr betrachten. fo erkennen
wir an ihm drei Hauptftücke: einen Kern oder hellen Mittelpunkt. eine
diefen Kern ganz umgebende. ebenfalls noch hell leuäjtende Hülle und den
aus ihr hervorgehenden. allmählich fich immer mehr ausbreitenden und
fchwächer werdenden Schweif. der faft ohne Ausnahme von der Sonne
weggerichtet ift. Einer der erften Aftronomen. die genauere Beobachtungen
der Kometenfchweife anftellten. war Kepler. Danach gelangte er zu der.
bei dem Schöpfer der Planetengefeße fehr überrafchenden. irrigen Anficht.
daß die Kometen fich in geraden Linien bewegten. Dagegen deutete er fchon
darauf hin. daß die Schweife aus materiellen Teilchen beftänden. die
durch den Stoß der Sonnenftrahlen weggefchleudert würden. eine Mei-
nung. die in neuefter Zeit wieder in den Vordergrund getreten ift.
Befonders forgfältige Unterfuchungen hat. wie fchon erwähnt.
Beffel am Halleyfchen Kometen angeftellt. Er bemerkte eine Aus-
firömung. anfcheinend von Materie. aus dem Kern des Kometen gegen
die Sonne zu. welche innerhalb einiger Tage pendelartige Schwingungen
um den Kern ausführte. Er entwi>elte dementfprechend. unter Annahme
einer von der Sonne ausgehenden. auf die ausgeftrömten Teilmen wir-
kenden Repulfivkraft. eine mathematifche Theorie der Kometenfchweife.
welche fpäter Z ö l' l n e r und namentlich. B r e d i ch i n erweitert haben.
Die Bredichinfäfe mechanifche Theorie geftattet heutzutage fo ziemlich alle

Eigenfchafden derKometenfchweife befriedigend zu erklären. Darnach wäre die Erfcheinung eines Kometen etwa mit einem niedrig geflellten Spring-brunnen zu vergleichem wenn man die Richtung der Schwerkraft mit der Richtung Sonne - Komet identifiziert und die Mündung des Ausfluß-rohrs als den Kometenkern betrachtet. Aus dem Kern firömt dieHauptmaffe der Materie zunächft gegen die Sonne zuf wird aber fofort von der Re-pulfivkraft - welcher Natur diefe feif ifi vorderhand gleichgültig -> zurü>geworfen und genötigt- um den Kopf des Kometen herum von der Sonne weg abzufließen und* den mehr oder weniger langen Schweif bildendj fich im Weltraum zu verlieren. Die Repulfivkraft fah man früher als eine elektrifche anf während in neuefier Zeit die Keplerfche . Idee vom „Lisztdruck" das übergewicht hatj feitdem durch Lebedeff er-perimentell die Wirkung eines folchen Druckes auf ganz kleine Körper befiätigt wurde. Aus Schwarzfchilds theoretifchen Unterfuchungen war hervorgegangenz daß der Lichtdruck der Sonne je nach den Dimenfionen der Körperchen bis zum achtzehnfachen Betrage der Schwerkraft gehen konnte. Diefes Refultat ftimmt mit der von Bredichin für einige Ko-meten gefundenen Größe der Repulfivkrafu gut überein. Andere Ko-metenerfcheinungen freilich laffen es fraglich erfcheinenf ob nicht doch noch elektrifche Vorgänge mit eine Rolle fpielen.

Wenn wir zum Schluffe uns noch einmal die Bedeutung des Halleyfchen Kometen klarzumachen fuchenj fo müffen wir fagenf daß diefer Himmelskörper in mancher Beziehung für die Aftronomie und die Menfchheit intereffant und lehrreich geworden ifi. Es ift felbftver-[ländlichf daß feine jetzige Wiederkehr von den Aftronomen nach Kräften ausgenußt werden wird- um alten Erkenntniffen neue hinzuzufügen. In welch* eminenter Weife fie dabei in der Entfaltung äußerer Hilfsmittel fchon gegenüber der Erfcheinung von 1835 im Vorteil findz geht allein aus der Nennung der zwei mächtigften Bundesgenoffen der modernen Afironomiej der Photographie und der Spektrofkopiej zur Genüge hervor. Wird der Komet bei feiner folgenden Wiederkehr einem im gleichen Maße fortgefchrittenen Menfchengefchlecht erftrahlen?

Ludwig Gurlitt:

Der ..Erfie Kulturtag" in Berlin

Was will diefer Kulturtag? Er will mit rückfichtslofem Bekenner-
mut Zeugnis ablegen von einer neuen. faft fchon internationalen Welt-
anfchauung. die fich auf den Ergebniffen der Wiffenfchaften aufbaut und
eine freie Entwicklung der Kultur gewährleiftet.
Deshalb feßt die Tagung ein mit einem Vortrage des Prof. Walter
Schücking aus Marburg über ..Kultur und Jnternationalismus". wobei
fich zeigt. wie tiefgreifend fchon gemeinfame kulturelle Erkenntniffe und
Bedürfniffe auf den Weltverkehr. auf die Entwicklung einer allgemeinen
Humanität und auf das Problem des „Weltfriedens“ einwirken.
Sodann wenden fich die Vorträge gegen die unheilvolle Verquickung
von Staat und Kirche. die in gleicher Weife beiden Einrichtungen fäfäd-
lich geworden ift.
Es wird gefordert: Aufheben des brüchtigten Z 166. der eine freie
Diskufiion über Religionsprobleme unmöglich macht. es wird ferner
gefordert: Trennung von Kirche und Staat. Trennung von Kirche und
Schule. fodann Aufhebung des völlig überlebten Apoftolicumzwanges.
Die Schule muß vollfkändig verweltlicht werden. im Gegenfatz zu
den Befirebungen der katholifchen und der orthodor-evangelifchen Kirrhe.
die durch päpfiliche Erlaffe gegen den Modernismus und durch das ..Irr-
lehrengefeß“ der preußifchen Generalfynode vom 10, November 1909
gegen ..den Unglauben“ im deutfchen Volke und in unferen Volksfchulen
ankämpfen. deshalb diefe und die höheren Lehranftalten und theologifchen
Fakultäten der Hochfchulen noch firenger unter die Zucht der Kirche fiellen.
Wir brauchen ganz neue Schulen. in denen. unbekümmert um kirch-
liche Wünfche und Anfpriiihe. die Jugend nach den Grundfäßen der
neuen evolutionifiifchen Ethik und Pädagogik erzogen wird. Unfere Volks-
fchulen. die heute noch die reinen Kirchenfchulen find und die Schüler
behandeln. als ob fie famt und fonders dem Küfierfiande zugeführt
werden follen. müffen endlich dem Magdtum der Kirche entriffen und
auf den Boden einer modernen Weltanfchauung gefiellt werden. Auch
die höheren Schulen follten endlich von den Dogmen der Kirche und einer
unvernünftigen pädagogifchen Tradition befreit werden. damit die Jugend

durch Einheit in Denken und Tun gewinne und nicht fernerhin. durch eine Moral mit doppeltem Boden. in Wiffenfchaft und Leben verleitet. den Zwiefpalt zwifchen Lehre und überzeugung bekunde.
Wir müffen Ernft machen. wenn wir nicht die Selbftachtung und die Achtung unferer Kinder einbiißen wollen. Wir dürfen uns nicht damit zufrieden geben. daß unfere eigene Weltanfchauung nur fo nebenbei in einer wöchentlichen verfchämten Stunde über Biologie anfiandshalber mit in dem Lehrplan Plah finde. fondern müffen fordern. daß Schule und Wiffenfchaft einen unlöslichen Bund fchließen. Dabei müßten treilicb die theologifchen Fakultäten von den Hochfchulen zu verfcliwinden haben. weil fie nicht vorausfeßungslos find und fich ij-re Grenzen |att allein von der Wiffenfchaft auch von dem Glauben ftaatliäfer Behörden müffen vorfchreiben laffen, Schon Paul de Lagarde befiritt den theologifchen Fakultäten das Lebensrecht und verwies die Religions-Profefforen in die theologifchen Seminare.
Wir fordern. daß die Entwicklungslehre die Grundlage des geian-.ten öffentlichen Schullebens werdez denn von da aus baut fich ein naturgemäßer Unterricht zwanglos auf. ein Unterricht. der ebenfo der Natur des Kindes felbft gerecht wird wie der gefamten Natur- und Kulturgefchichte. Auäf an die protefiantifche Kirche wird die Frage zu richten fein. ob fie die antiautoritative. antidogmatifche Entwiälungslehre in ihr Programm aufnehmen und dadurch eine gefunde Entwicklung des Proteftantismus ermöglichen will. wie fie fchon von den Klaffikern der proteftantifchen Kirche. von Schleiermacher. gefordert wurde. Eine folche Entwicklungslehre. die nach Goethes Wunfch' zu einem Ehriftentum der Gefinnung und der Tat. das heißt alfo auch zu einer abgeklärten Humanität führen foll. die volle Glaubens- und Gewiffensfreiheit gewährt. die das Tranfzendente. das Unerforfchliche. refpektiert. wiirde der Mehrzahl der freien deutfchen Männer und Frauen nach Wunfch fein. die heute von einer Teilnahme an ethifchen Kulturkämpfen leider noch abftehen,
Der ..Kulturtag" foll nur ein eri'ter Verfuch und Anftoß fein. foll aber einen Kampf im großen Stil einleiten. der dann mit Ausficht auf Erfolg einfehen kann. wenn vorher ein Zufammenfchluß alles Säföpferifch-Neuen zu einer modernen. dogmenfreien. großen deutfchen Kulturgemeinde erreicht wird.
Helfe jeder mit. dem die herrfihenden Zuftände das Gewiffen befchweren.
M

Wilhelm Schäfer:
Der Cellofpieler Eine Anekdote
Er war in den guten Jahren ein Solift gewefen. der Taufende von
Herzen rührte mit feinem bräunlichen Cellofpiel und den die Blicke der
Bewunderung fchon rühmten. bevor fein Bogen an die Saiten rührte.
Doch hatte ihn der Ruhm und alle Süßigkeit der Töne nicht behütet.
aus einem fchwarzen ein ergrauter Mann zu werden. Er fiand im erften
Greifenalter. als fein Gehör nachließ. fo daß die Töne wohl noch aus
den Saiten. doch nicht mehr aus der Seele kamen. die wie mit einer
Taucherglocke aus dem Geriefel weniger Wellen immer hoffnungslofer
in die Tiefen der Stille hinunter fank; bis er ganz taub war.
Da mußte er von dem Erfparten lebend. der fein Leben lang im
Lichterglanz und Jubel großer Säle gewefen war. mit feiner Frau allein
in ftiller Stube das Tagewerk der alten Leute tun. die fich von Schlaf
zu Schlaf durch Müdigkeiten und Befchwerden. auch Schmerzen und
böfe Hoffnungslofigkeiten fchleppen. Er trug es. wie ein altes Reit-
pferd feinen Milchwagen zieht. nicht in Geduld. Als er darüber ein
Siebziger und ein gebücktes Männchen geworden war. das fich an feinem
Stock auffiüßen mußte. um nach den Vögeln oder Wolken hinauf zu
fehen. fiarb ihm die Frau. Sie war ihm in den Jahren feiner Konzert-
fahrten wenig gewefen und wurde alles mit der Gebrechlichkeit. was ihm
fein fchweres Alter erträglich machte: fie hörte für ihn mit. wenn Men-
fchen zu ihm kamen. und fprach zu ihm. wenn in den Stunden verhockter
Einfamkeit die unbefriedigten Gedanken ihre Wolfsfprünge machten.
Nun war fie fort; und als er eine Woche lang. der doch feit Jahren
keinen Kirchhof mehr betreten hatte. täglich zu ihrem Grab hinaus ge-
gangen war. wo ihr die gelben Ahornblätter fäjon einen Teppich auf die
frifche Erde geregnet hatten. und als er nicht begreifen konnte. daß fie
darunter in einer Holzkifie liegen und verwefen follte. die feinen ruhelofen
Alterswünfchen näher als fein eigener Körper gewefen war. indeffen fich
die fremdenMenfchen mit plumperSorgfalt in feine Stuben drängten: da

ging er eines Abends felber zum Tod hinaus. weil der niht zu ihm
kommen wollte.
Er fuhte ihn niht draußen. wo die Opfer in engen Reihen auf
ein neues Leben warteten. das ihre unverlierbaren Säfte. jedoch fie felber
niht mehr gebrauchen konnte. Es war. wie wenn aus feinen guten
Zeiten noh ein verfhollener Eelloklang in ihm gewefen wäre. als er
ini flatternden Kragenmantel durh den naffen Novemberwind auf die
Eifenbrü>e hinauf ging. die mit drei hohen Bögen den Rheinfirom über-
fpannte. Da war der Sturm auh für die Augen gleihfam zu hören:
wie fih die hohen Bäume in den Rheinanlagen auf und nieder bogen.
wie das Waffer mit weißen Kämmen ftromaufwärts fhäumte und wie
die fiahligen Lihter an der Shiffbrücke tanzten. Er hatte fiets die
Kühnheit geliebt. bevor das Alter ihn fhwah in den Beinen mahte;
doh nur. wie ein Mufiker im Konzertfaal mit Tönen kühn fein kann.
Au'h verließ ihn die Ordnung feines gutfituierten Lebens niht; bevor
er auf einem der dick vernieteten Rücken hinauf ging. womit die Eifen-
bögen fich bis zur doppelten Manneshöhe aus dem Geländer hoben.
legte er die fhwere Uhr. den goldenen Kneifer und die Krawattennadel
mit einem flah gefhliffenen Rubin forgfältig in eine windgefhüßte
Ecke. Wie eine prahtvoll auffieigende Melodie dahte er danah zur
Höhe feines felbftgewählten Todes auf dem Eifenbogen hinauf zu fhrei-
ten; doh gelang es niht. weil ihm ein Windftoß feinen Mantel wie
eine Kapuze über den Kopf aufjagte. Seine zitternden Greifenhände
konnten fih niht halten an dem naffen Eifenz er glitt gleih aus und
fiürzte durh den leeren lihten Raum hinunter in den Strom.
Es war noh in der leßten Dämmerung; fo fahen verfpätete Spa-
ziergänger aus den Rheinanlagen das Bündel von der hohen Brücke
herunterfallen und auf dem Strom. kaum unterfinkend. abwärts treiben.
Sie liefen und riefen nah der Shiffbrücke hinunter. und weil der fiarke
Gegenwind am Mantel noh immer aufgebaufhte Zipfel fand. trieb er
fo langfam. daß fie ihn wirklih noh auffifhen konnten. Er hatte niht
mehr als zehn Minuten im Rhein getrieben und war mehr durh den
Sturz, als durh gefhlucktes Waffer vom Bewußtfein. Sie brahten
ihn in eine von den Kajüten auf der Shiffbrücke und brauhten niht
lange an ihm zu reiben. da fhlug er fchon die welken Augen auf. Er
mohte meinen. fhon in einer andern Welt zu fein oder doh aus einem
Traum geweckt zu werden: als er die naffen Kleider fühlte. befann er
fih und wollte zornig werden. Seine Shwähe hinderte ihn daran. fo fing

er an zu weinen; und wenn die Netter etwas von feinem erften angf't-
vollen Blick verftanden hatten. war es die Frage: Warum habt ihr mich
nicht treiben laffen in dem Wafier. das fchon eins mit mir geworden
war L
* K K
Es gelang den Ärzten. denen foviel junges Leben unter den Händen
ftirbt. ihn wieder auf die '.ltcn Beine und in ein Altersheim zu bringen.
darin der Tod fo viel Auswahl unter ftillen und verglimmten Greifen
hatte. daß er ihn noch ein Halbjahr leben ließ. Es lag abfeits der Stadt
in einem Birkenwäldchen dicht am Rhein und war für Leute feines
Standes fonft nicht eingerichtet. Da begann fein altes Holzwerk noch
einen Wurzelfchoß zu treiben. darin ein taubes Leben endlich die Blüte
brachte. die ihm der Tod noch gönnen wollte. Sein Unglück war ge-
wefen. daß er mit dem Gehör auch inwendig die Mufik und damit den
Sinn von feinem Leben verloren hatte. Nun kam fie wie ein Echo aus
feinem Innern wieder. Es hatte fchon in den erften Fieberträumen da-
mit begonnen. daß er wie einft ein Cellofolo fpielte; immer wieder kam
da eine Wendung vor. die er niemals geübt und auch von andern nicht
gehört hatte: fie durchbrach den Strom von einer tiefen Melodie mit
quirlenden Klängen. wie wenn aus einem fließenden Waffer ein Strahl
aufbräche. der immer wieder von der Strömung fortgenommen wurde
und doch nicht ruhen konnte. Mit einer mählichen Gefundung ver-
fchwanden folche Klänge nicht; und als er in der Winterfonne fchon
wieder um das Birkenwäldchen herum fpazierte. ftand er oft ftill an
feinem Stock und fah fich ftaunend um. weil er die Töne eines Klaviers
in klarer Schönheit perlen hörte. Wenn nicht die weißen Birkenftämme
vor feinen Augen waren. wenn Wolken auf den Hügeln lafteten. kamen
Orchefterklänge; er brauchte nur am Strom hinauf zu gehen. wo er den
Wellenwind an feinen Händen fpürte. und fchon warfen fich die Geigen-
töne in den Trompetenklang. Wenn er fich dann auf eine Bank hinfeßte.
die unter einer hohen Pappel auf einer Art Baftei am Ufer ftand. und
vor der Helligkeit des Waffers die Augen fchloß: zog die Mufik in Maffen
zu ganzen Symphonien auf. Manchmal war er felber der Dirigent
davon; und wenn es ihn ganz überfchüttet hatte. kam er in einer Glück-
feligkeit nach Haus. die feine Pfleger erft kopffchüttelnd und fchließlich
fchmunzelnd bemerkten. Am meiften lääfelten fie. als er mit Eigenfinn
darauf beharrte. fein Cello zu haben; denn nichts war wunder-licher als

das Gekrähze der aufgeregten Saiten anzuhören und das glückstrunkene
Gefiht dazu zu fehen. Er hatte es niht ungern. wenn jemand zugegen
war. und keiner brahte übers Herz. dem tauben Greis niht zu verfiheru.
daß fein Spiel herrlih gewefen wäre.
So mahte ein verwehtes Echo die alten Stunden diefes Virtuofen
hell. der wieder jung und feurig troß feinen alten Knochen dabei zu
werden fhien und zuleßt in einer Selbftbeglückung die Seele bis in die
dunkelften Winkel mit Glanz erfüllte.
Er war an einem Märzabend. als es Vollmond werden wollte und
der ungeftüme Wind die Wolkenfhatten von Ufer zu Ufer warf. noch
zu der alten Bafiei hinaus gewandert. Man ließ ihn gehen. weil man
die Harmlofigkeit von folhen Gängen kannte. obwohl der Rhein Hoh-
waffer fiihrte. Es war fo hell. daß vom andern Ufer die Bäume deutlih
zu erkennen waren. dahinter weithinein in blaffen Bergen die dunklen
Windungen der Täler. Der Wind kam vom Gebirge und jagte die
bläulihweißen Wolkenlappen im Mondlicht fo vor dem dunklen Himmel
hin. wie wenn Eisfhollen rafhbewegt auf einem fhwarzen Waffer
trieben. Wie da der alte Mann von Klängen angefüllt felig in der be-
wegten traumhaften Helligkeit der Frühlingsnaht dafaß und landwärts
fah. wo eine Kette hoher Bäume in die Unendlichkeit zu ragen fhien:
wurden in der Kälte der hohen Luft die Wolken kleiner und kamen ihm
wie ein Shneetreiben vor. das in die Zweige diefer Bäume wehte
und immer wieder darin verging. Darüber merkte er zum erfienmal.
wie das. was er in diefen Monaten nur für Erinnerungen fremder
Mufik gehalten hatte. eigene Mufik und gleihfam ein geheimnisvoller
Widerklang aus der in Wind und Liht bewegten Natur in feiner Seele
war; dann wie die Shneewolkenflocken da oben die Zweige überwehten
und dennoh unwirklih darin verfhwanden; fo überfhiitteten ihn die
Töne. niht in unwirkliher Ferne. fondern fo greifbar nahe. daß fich
die Harmonien in genau erkannten Akkorden gaben. Wie er das er-
kannte und immer das Thema wiederkehren hörte. das aus dem Baß
durh alle Stimmen lief und fih zum Gefleht einer klaren Fuge feft
verrankte: da fiand der Greis mit flehenden und abwehrenden Händen
auf z weil er niht faffen konnte. daß es Mufik aus eigener Faffung war.
die ihm irgend eine himmlifhe Macht zuwehte. daß er fie auffhreiben
konnte. daß er. der immer nur ein Diener fremder Kunfk gewefen war.
nun im Alter noh begnadet würde. felber ein Meifter herrliher Mufik
zu fein.

Der C ellofpieler Wilhelm Schäfer
Da trieb es ihn wie einen Jüngling in derzitternden Ang| nach
Haufe. daß er die Töne in der Rührung verlieren und verfäumen könnte.
die Noten davon aufzufchreiben. Selig belafiet trat er den Heimweg
an. den er auf einem Kribbenweg abkürzen wollte. Er war ihn nie
gegangen. weil er bisher mit feinen Stunden nicht fparfam gewefen war;
nun ging er ihn. obwohl das Hochwaffer nur noch den Rand von feinem
Damm freiließ. Er ging ihn rafch. wie damals. und ließ den Mantel
flattern. er ging ihn kühn mit feiner fchönfien Melodie. er ging ihn glück-
lich mit feinen alten Beinen. wie wenn ein Kind von feinen Büchern
endlich zum Spiel hinlaufen darf. Daß er dem Tod fo nahe mit feinen
Schätzen kaum noch zum Auspacken kommen könnte. bedachte er nicht
mehr. Der aber wußte zum andernmal. was ihm zum beiten diente. und
legte ihm behutfam eine alte Ankerkette in den Weg. darin der Stiefel
des Verzückten fich verfing. fo daß er fiolperte und zwar noch auf die Krib-
benfieine zu liegen kam. dann aber feitwärts umfiel auf Knie und Hände
- wie wenn ein Hund im Spiel von Kindern umgeworfen wird -- und
mit dem Rücken in den Strom hinunter rutfchte. der ihn damals wie einen
leeren Sack getragen hatte und ihn mit feiner vollen Fracht nun graufam
und gütig zum Kontrapuukt der Weltmufik hinunterfinken ließ,

KM“ *'“" _..„_---.. '.-
?LW
suffmngzfu' ?Je-"Ocrei res Der*
i
.zi-rr ke'. Künstler-WBS. i
*1 '/-
Ein verfchollenes'Iugendwerk
Adolph Menzels
(Kürzlich von E, Sch u [z - B e f f e r wiederaufgefum
den und in No. 22 des „Kunfimarkt‟, herausgegeben
vom Verlage E. A, Seemann in Leipzig, veröffentlicht)

Rund
fchau
Die wackelnde Autorität
Berlin. 14. März 1910
Jeder konfervative Knochen in
Preußen klagt heute über die
fchmerzliche. die unerhörte Ver-
hehung der Maffen. Alle Ver-
antwortung wird auf die Schultern
der Demagogen und der rafen-
den Zeitungsfansculotten gewälzt,
Sollte wirklich in den politifch
fonft fo witzigen konfervativen
Köpfen noch immer nicht das
Bewußtfein der eignen Schuld
tagen? Die Schicht der Unzu-
friedenen. das wiffen fie. drückt
immer gegen das Beilehende. Wo-
her auf einmal diefe verhundert-
fachte Kraft? Woher in einer Zeit
ohne wirtfchaftliche Not. ohne ernfie
Mißerfolge nach außen plötzlich
diefe allgemeine Ergriffenheit und
Sorge?
Das kommt. weil die Autorität
ins Wanken geraten tft. die An-
torität der Regierung und der
großen regierenden Parteien.
Wenn's den Herren gut geht.
dann vergeffen fie gern. daß die
Quelle aller Macht das Volk ift.
Selbfi ein von feiner eigenen
Herrlichkeit trunkener Defpot darf
das in keinem Augenblick aus
feinem Erinnern löfchen. Das
Volk kann diefe Macht freiwillig
vergeben. Man kann fie ihm
aber auch ablif'ten. abringen und
es allmählich in Apathie lnllen.
Dann aber ifi notwendig. daß
es von der Überlegenheit der
Herrfchenden ganz überzeugt fei.
.ihren Beruf zum Befehlen fpüre
und anerkenne. Allein wie hat
man dagegen gefündigt!
Im Reiche hub es an. Als die
verbündeten Regierungen ver-
künden ließen. niaft einmal - zehn-
mal: ohne die Erbanfallfteuer ift
die Reichsfinanz-Reform für uns
unannehmbar. da fpißte das Volk
die Ohren. Wenn der Reichs-
kanzler fich felbfi fo in die Brefche
fiellt. wenn der Reichsfchaß-Se-
kretär fich fo in die Brufi wirft.
dann können das doch nicht leere
Worte fein. dann ifi das ein der
Gefamtheit gegebenes Verfprechen.
hinter dem die ganze fiaatliche
Autorität aufgepflanzt ifi. Die

Regierung aber bricht in die linie.
und .auf dem Felde der Niederlage.
neben der Leiche des Kanzlers
nimmt ein Mitglied desfelben Ka-
binetts aus den Händen der ver-
bündeten Sieger die Reichsfinanz-
Reform ohne diefe eonajtjo eine
qua nau und damit zugleich die
Anwartfchaft auf die höchfie Würde.
Das Volk laufcht auf. So
alfo ifi es in Wahrheit mit der
Autorität beftellt. Wenn ein bru-
talerer Wille heranfegt. dann
knickt fie zufammen. Das hat
den Agitatoren. und wenn man
will den Demagogen. über Nacht
foviel Gewalt über die Maffen ge-
geben. nicht die Art der neuen
Steuern allein. Denn darin haben
die Konfervativen Recht: die für
die breiten Schichten drückendfien
Laften hätten auch die anderen
bewilligen miiffen. follte das Werk
iiberhaupt zufiande kommen. und
der Arme hat weder ein Erbe
5*

Rundfchau
noch einen Talonbogen zu ver-
fieuern. Erft in zweiter Reihe
kam der Egoismus der neuen
Mehrheit. der die anderen bluten
laffen woll-te. Noch aber gab
man das Spiel nicht ganz ver-
loren. Vielleicht war dies nur
eine ..Staatsnotwendigkeit“. und
die Vergeltung kommt morgen
oder übermorgen.
Sie kommt nicht. Die Herren
der Situation. die Konfervativen
und das Zentrum. können weiter
nach Herzenslufi kommandieren.
In Preußen fpielt der zweite Akt.
Ein Königswort hat die Wahl-
reform verheißen. Es muß erfüllt
werden. Derfelbe Mann. der
das umgekrempelte Finanzgefetz
vom Boden aufheben mußte. zieht
im Preußenhaus ein Papier aus
feiner Tafche. Es gibt pfycho-
logifche Momente. wo das Zu-
wenig tragifch werden kann. Im
rechten Augenblick das Unentbehr-
liche nicht zu verfagen. ift das
wichtigfte Rezept der inneren Po-
litik. Ein politifcher Gentleman
ladet auch nicht zu einer Mahlzeit
ein. um dann nur Salz und Effig
auf den Tifch zu fiellen. Immerhin
fcheint die direkte Wahl. die die
Regierung gewähren wollte. in
ihrem Werte von den Unbefrie-
digten zunächft doch fehr unter-
fchäßt worden zu fein. Das können
fie heute aus den Zuckungen der
Konfervativen erraten. die dadurch
ihre Patriarchengewalt über die
ländlichen Heloten gefährdet fehen
und fich lieber eine zwitterhaft-
geheime Wahl aus dem geizigen
Leibe fchneiden. Wie dem auch
fei. die Regierung fordert direkte
und öffentliche Wahlen. Die
Mehrheit antwortet: umgekehrt
wird ein Schuh draus. Wir ver-
langen indirekte und halb und
halb geheime Wahlen. Die Re-
gierung fieht aufrecht da und
- ifi einverfianden. Die Kon-
fervativen haben den Rat. den
ihnen der Minifterpräfident am
10. Februar gab: ..Auch Sie.
meine Herren von der konferva-
tiven Partei. müffen ihre Selbft-
fiändigkeit behalten. unabhängig
von den Einflüffen der Regierung“
fchnell genug befolgt. Wie aber

will die Regierung ihr Verfprechen.
frei zu bleiben. (..Die Regierung
läßt fich nicht als Mandator einer
befiimmten Partei mißbraucheni')
jetzt noch wahr machen? Was
hilft es. daß fie fich hoch über
den Parteien fühlt. wenn das
Volk immer wieder Zeuge ifi.
wie die Konfervativen und das
Zentrum fie unterkriegen?
Es wären noch genug Voll-
werke der Staatsgefinnung er-
halten geblieben. hätte Herr von
Bethmann Hollweg fich in diefer
großen Not der Zeit ein Herz
gefaßt und gefagt: Ich beharre*
auf der direkten Wahl. und da
eine Mehrheit für die geheime
Wahl fich entfchieden hat. fo wollen
wir auch die nos) hinzugeben.
Fand die Regierung für diefen
Vorfchlag keine Mehrheit. dann
hätte fie den Reformfeinden die
ganze Verantwortung überlaffen
können. Der Bewegung draußen
wäre fo die gefährlichfte Stoßkraft
genommen worden. Statt zu
führen aber läßt fich die Regierung
führen. und fo bröckelt das Fun-
dament. auf dem fie ragt. noch
weiter ab. Ihre Autorität kann
nicht wachfen. wenn der preußifche
Kriegsminifter unbefangen erklärt.

Rundfhau
von einer Bevorzugung des Adels
im Heere könne keine Rede fein.
da doh jeder im Land und im
Reich es beffer weiß. Und in
einer folhen Zeit des labilen Gleih-
gewihts glaubt der Berliner Po-
lizeipräfident das Volk in affektiert
lapidaren Sätzen über feine poli-
tifchen Rehte belehren und von'
der Litfaßfäule aus gängeln zu
können.
Nicht beffer fieht es mit der
Autorität der großen Parteien.
Wenn die Manöver zum Selbft-
zweck werden. wird alle Taktik
zum Gefpött. Wie kann man heute
noch glauben. das Volk durh
folhe pußige Kunfifiückhen lange
irre zu führen! Draußen will
man den Leuten weismahen.
es gebe kein Bündnis zwifhen
den Konfervativen und dem vor
kurzem noh fo verkeßerten Zen-
trum. und jeder Tag bringt im
Reihs- und irn Landhaus neue
Beweife. mit wie aufopferungs-
voller Konfequenz die Zeltgenoffen-
fchaft durhgeführt wird. Die
Konfervativen beantragen die Bei-
behaltung der öffentlichen Wahl.
und als fie in der Lage find.
dies heilige Prinzip durchzufeizen
und eine Mehrheit dafür zuftande
kommen foll. bringen fie. unt das
Kompromiß mit dem Zentrum
zu retten. ihren eigenen Antrag
zu Fall. Das Zentrum pofaunt
feit Iahr und Tag aus. es wolle
auh für Preußen das Reihstags-
wahlreht. Und als die Gelegen-
heit da ift. fih dem Ziele zu
nähern. fpringt es zurück in die
Arme der wefiöfilihen Verfihe-
rungsgefellfhaft. Selbftfeine eigene
Anregung. die Wahlmänner aus
weiterem Umkreis zu holen. opfert
es kaltblütig den ofielbifhen
Freunden. Kein Wunder. daß
noh nie foviel vom politifhen
Komödiantentum die Rede war.
wie in diefen letzten Wohen. Dem
Triumphator Heydebrand blickt alle
Welt bewundernd zu. Ift es
das höhfte Ziel der parlamen-
tarifhen Taktik. die Gegenfäße
auf die Spiße zu treiben. Unruhe
und Leidenfhaft ins Volk zu
tragen. dann ift er in dem an
Feldherrntalenten wahrhaftig niht

armen Preußen der größte par-
lamentarifche Stratege. Nie waren
die Nationalliberalen den jetzt end-
lih geeinten drei freifinnigen Fähn-
lein näher denn heute. Wenn
Herr von Heydebrand fo weiter-
fiegt. dann ift die Spaltung in
zwei große Heerlager. „der Dua-
lismus“. doch niht mehr fo ganz
„eine Fiktion“. wie ihn der Kanzler
noch am 10. Dezember im Reichs-
tage bezeichnen konnte. Weit-
fhauend ifi die Politik. die daheim
in Preußen nach eigenem Wunfch
und in fiat-rer Willkür das Haus
befiellen will. vielleiht doh niht.
wenn fhon nah zwei Iahren
(nah den nähfien Wahlen) vom
Reihe her das große Waffer troß-
alledem die Shwelle überfluten
wird. -r * .e

Von der Kunft des Radterens.
(Die Kunft des Radierens.
Ein Handbuh von Hermann
Str-ua. - Verlag bei Paul Eaffi-
rer-Berlin.)

Ob's im allgemeinen ein gutes
Zeihen fei. daß die Künftler. be-
fonders die Maler. jetzt fo viel
fhreiben. laffe ih dahingeftellt. Ge-
wiß ift*s aber erfreulih. wenn die

_.-
_-
__
*K
Künfiler etwas mitteilen. was nur
fie mitteilen können; etwas aus
der Erfahrung des Produzierens.
Das Buch. das der Berliner
Radierer Hermann Struck
über feine Kunft verfaßt hat. ift
belehrend ohne Pedanterie. foweit
es Rezepte vermittelt und Hand-
griffe anfch-aulich fchildert. Es
zuckt dem Lefer in den Fingern. Er
bekommt Luft. fich nach diefer An-
leitung auf die verwickelten Proze-
duren der neueren Alzkunf't und
Druckkunft einzulaffen. Im befonde-
ren die Verfahren. die Struck felbft
eifrig und erfolgreich verwendet.
einfache Strichätzung. Kaltnadel-
arbeit. rei-ni morll und Aquatinta.
fowie Kombinationen diefer Ver-
fahren. find aufs eingehendfte be-
fchrieben. Gefprochen wird auch
von der Grabf'tichelarbeit. dem
Farbendruck. der Schabkunft. der
Lithographie und dem Holzfchnitte.
darüber aber minder genau und er-
fichtlich weniger aus Erfahrung.
Neben der Anweifung für den
Radierer verfolgt das Buch eine
zweite Abficht. Es will der keines-
wegs volkstümliäfen Radierkunft
vert'tändnisvolle Freunde werben.
folche. die urteilen. genießen. und »*-
kaufen (dies ift eine Steigerung),
Die beiden Abfichten widerfprechen
fich nicht. Die Kenntnis des Her-
fiellungsprozeffes kommt dem Ver-
ftändnis des Kunfiwerkes zugute.
Freilich wäre auch etwas vom
Hifiori-fchen bekömmlich. dem Kri-
tiker und Liebhaber gewiß. vielleicht
felbf't dem produzierenden Künftler.
Davon gibt. der Verfafier wenig,
Doch fehlt's nicht an anderen Bü-
chern. die gerade das Hiltorifche
überfichtlich und fachkundig behan-
deln. wie vor allem Paul Krifiel-
[ers „Kupferfiich und Holzfchnitt"
(1905. Bruno Eaffirer). Struck be-
trachtet die Gefchichte feiner Kunft
mit jener freien Naivetät. die dem
Künftler wohl anfteht. und hat fich
keine Sorgen darüber gemacht.
wann und wie und unter welchem
Zwange die Radierkunft einfi ent-
ftanden ift.

Das Buch ift fehr reich und
mit vortrefflichem Gefchmack illu-
ftriert. Einige Originaldrucke -
von Mar Liebermann. Paul Bauns.
Edvard Munch. Anders Zorn *und
dem Verfaffer -* find befonders
willkommen. weil an ihnen beffer
als an den Abbildungen in Zink-
äßung die Wirkungen der befchrie-
benen Verfahren zu beobachten find.
Was das neunzehnte Iahrhundert
angeht. gibt die Illuftration wirk-
lich einen Überblick über die fchönen
Erfolge der Wiederbelebung.
Ohne Einfeitigkeit find die Illu-
ftrationen gewählt. und erfreulich
gerecht und für vielerlei Befirebun-
gen empfänglich find aua) die
„zwanglofen und unverbindlichen
Bemerkungen zu den Abbildungen".
Struck fpricht über faft alle neueren
Meifter des Bilddrucks fehr pofitiv.
auf Schönheiten aufmerkfam ma-
chend. manchmal begeiftert. überall
wohlwollend. manchmal etwas all-
gemein. Loben ift fchwer. nament-
lich oft und >7arakteriftif>zlobem
Syftematik ift nicht die ftarke
Seite des Buches. Aber die Ar-
beit macht in ihrer Anlage keine
Verfprechungen. die nicht eingelöft
würden. Und die frifchen kollegia-
len Urteile und Lobfprüche find fehr
geeignet. die Teilnahme des Publi-
kums anzuregen. Damit wäre_ viel
gewonnen. Auch ökonomifch, Wenn
doch unfere Künftler das Gold ihrer

Malkunfi in die kleine Münze der Radierung umfeßen könnten! Und wenn doch diefe kleine Münze gangbarer würde! Weite Kreife des gebildeten und kunfiliebenden. aber nicht fehr kaufbräftigen Publikums könnten aufnahmefähig gemacht "werden,

Daß die Kunfifreunde. felbfi die wirklichen. die mit Eifer Gemäldegalerien und Bilderausfiellungen befuchen. dem Gedruckten fremd und ratlos gegenüberftehen. ift gewiß. Vielleicht ift die gewaltige Produktion billiger photomechanifcher Abbildungen mit fchuld daran. Der Bilddruck ift gemein geworden. Man unterfcheidet nicht. Schließlich ifi dem modernen Menfchen die Befchauliäfkeit. die Blatt für Blatt genießt. verloren gegangen. Das laute farbige Bild vermag in der allgemeinen Stumpfheit und Eiligkeit eher zu feffeln. als das befcheidene fchwarze Blatt.

Ein bißchen beffer ifiis ja geworden. Namentlich dem Buch und allem. was mit dem Buche zufammenhängt. kommen Mode und Affektation zugute.

Von einer Steigerung des Intereffes am Bilddru> ifi gerade für die deutfche Kunfi viel zu hoffen. Ieder Kenner der deutfchen Vergangenheit fiößt auf dieErkenntnis. daß den Deutfchen die reichfien Lorbeeren auf dem Felde der Druckknnft gewachfen find.

Mar I. Friedländer

Mannesmanns

Die fechs Remfcheider Brüder. deren vom Auswärtigen Amt in Gemeinfchaft mit der Union (les mjneä marocaines bekämpfte Rechte feit Monaten ein Hauptthema der internationalen und der nationalen politifchen Debatte bilden. find wohl wert. daß fich der Blick auch einmal auf fie felbfi lenke.

Ein Wefifalengefchlecht. das fich feit drei Generationen der Technik zugewendet hat. Der Großvater gründete eine deutfche Werkzeugfabrik im franzöfifchen Elfaß. Der Vater fchuf die deutfche Feilenindufirie und verdrängte die bisher unbeftritten herrfchenden englifchen Feilen völlig aus Deutfchland und Öfterreich-Ungarn. Tat alfo in

dem dem Indufiriellen gewiefenen
Rahmen etwas für die deutfche
Handelsbilanz recht Wichtiges;
etwas. das man mit einigem Recht
die nationale Tat eines Indu-
firiellen nennen kann. .heiratete
im Alter von vierzig Jahren und
zeugte elf Kinder - was auch
fchon fo beinahe ins Gebiet der
nationalen Taten hineingehört. Die
fechs Söhne wurden fämtlich Tech-
niker. Reinhard und Mar er-
funden zufammen die Mannes-
mann-Röhre; die erfte nahtlofe
Stahlröhre; in einer Vollkommen-
heit. daß heute. nach Ablauf ihrer
Patente. überall im Auslande mit
ihren Mafchinen gearbeitet wird.
Und die Erfindung ift mittler-
weile immerhin fchon über zwanzig
Jahre alt. was in unferer technifch
vorwärtsfiürmenden Zeit Einiges
befagen will. Als fie neu war.
hatte fie mit gewaltigen Schwierig-
keiten zu kämpfen. Die mit
nominell 35 Millionen Mark 1890
gegründete Aktien - Gefellfchaft
Deutfch- öfierreichifche Mannes-
mannröhrenwerke hat in den erfien
Jahren mit ftarken Unterbilauzen
(Juni 1898: 18 Millionen Mark)

Rundfchau
gearbeitet. Aber dieMannesinanns
- fie find heute noch die Haupt-
aktionäre - haben fich durch-
gefreffen. Der Umfaß flieg langfam.
dann immer fchneller an, Die
Zahlen find intereffant: 1900: 13.4;
:904: 25.6; 1909: 63 Millionen
Mark. Jeden Arbeitstag werden
in den Werken der Gefellfchaft. die
in Deutfchland. Öfierreich. Frank-
reich. England und Amerika liegen.
für über 200000 Mark Mannes-
mannröhren hergeftellt. Das ifi
gewiß allerhand. Auf diefen Lor-
beeren rnit Golddaunen find aber
die Mannesmanns nicht einge-
fchlafen. Sie erfanden das grund-
legende Prinzip für das hängende
Gasglühlicht, Und dann haben
die Brüder fo nebenbei für den
forgenvoll in die Erzzukunft blicken-
den deutfchen Eifenindufiriellen die
marokkanifchen Erzlager gefichert.
Das ift eine re>)t fiattliche
Summe von Leifiungen. die nur
zähe und kluge Männer vollbringen
können. Ihr Meifierfiück aber
war ihr Fefthalten in der Ma-
rokkofache. Der Gedanke. dahin-
fahren zu laffen. was ihnen mit Lift
und Schmeichelwort und über-
mächtiger Drohung abgerungen
werden follte. lag nahe. Um fo
näher. als ihnen der Schneider-
Ereuzot-Konzern vollen pekuniären
Erfaß zuficherte. Alle Auslagen
mit Zinfen follten fie zurückver-
gütet erhalten und dann noch.
nicht niedrig. an der Union cke-.8
mine.; maroeajnen beteiligt werden.
Sie haben auch diefe Offerte ab-
gelehnt. Dachten: ein Mannes-
mann. ein Wort. .hielten fich
an das Verfprechen. das Mar
dem Fürfien Bülow. der ihn in
Audienz empfing. gegeben hatte:
fie würden. foweit cs an ihnen
liege. das deutfche Jutereffe wahren.
Und diefes heifchte. daß die Führung
bei der Ausbeutung in deutfchen
Händen blieb: Deutfchland braucht
Erze und deshalb eine ihm günfiige
Preispolitik. Und die Ausbeutung
der Bergwerke wird Millionen-
aufträge für die deutfche Ma-
fchinenindufirie abwerfen. Die
Mannesmanns haben alfo als
Deutfche gehandelt; und als
Männer. als fie zäh an ihrem

guten Recht festhielten. Ifi folch
Fefihalten nur erhebend. wenn's
ein Michael Kohlhaas tat. und
nicht mehr. wenn's heute ein
Mannesmann tut?
Wie aber. wenn die Deutfchen.
die [im diefe wichtigen Konzeffionen
gefichert hatten. keine Männer ge-
wefen wären? Dann hätten fie
nachgegeben. Die Folge wäre.
daß fie jetzt wohl ein buntes Bänd-
chen ftolz im Knopfloch fpazieren
tragen dürften. Eine wichtigere
Folge die. daß heute fchon das
franzöfifch-fchwedifche Eifenerzmo-
nopol erifiierte. das heute fchon der
alten Welt die Erzpreife diktierte
und in ein paar Jahren. wenn
die deutfchen Verträge mit den
fchwedifchen Gruben abgelaufen
find. auch Deutfchland diefe Preife
vorfchreiben würde. Reizend.
wenn Schneider-Ereuzot uns die
Preife für unfere Panzerfchiffe
und für das Rückgrat unferer
Jnduftrie machte! Das ifi ver-
hindert, Und wird verhindert
werden. wie auch immer das
Votum des - heftiglich bearbei-
teten - Neichstages und der end-
gültige Natfchluß der Reichsre-
gierung fallen wird. Denn fchließ-
lich gibt es. wenn deutfche Remte

bezweifelt werden- auch noch
deutfche Gerichte- die darüber zu
erkennen haben, Aber können
wir für ähnliche Fälle auch mit
der Chance rechnenx daß der
findige Sinn des deutfchen Pioniers
im Auslande fich mit dem Kohl-
haas-Rechtsgefühl und dem Pflicht-
gefühl gegen das - amtlich wenig
erquickliche - Vaterland eine?
Wir haben diefe Chance nicht.
Und fiehen deshalb wohl vor der
entfchiedenen Notwendigkeiß dafür
zu forgenh daß in Zukunft deutfche
Rechte ohne Kampf gegen Hölle
und Teufel- gegen Auswärtiges
Amt und Schneider-Creuzoß An-
erkennung und Vertretung durch
des Deutfchen- Reiches amtliche
Organe finden.
Johannes W. Harnifch

Von den Berliner Bühnen

Im „Schaufpielhaufe"
hat Paul Lindau auf feine Art
Shakefpeares Komödie von „D e r
Widerfpenfiigen Zäh-
m u ng“ zu einem fiarken Erfolge
geführtx und auf feine Art hat er
die unfreundliche Anfchauung von
der Ungefchlachtheit diefes Spiels
paralyfiert- das Mar Reinhardt
vor einigen Monaten als fiilifierte
Rüpelpoffe dem Publikum mund-
gerecht machte. Indem er etwas
[ehr Einfaches tat: er fuchte Sha-
kefpeare. Er hatte ein zäheres
Schaufpielermaterial als ReinhardtX
aber er fchulte es mit Glück auf
ein befferes Ziel hin. Er zeigte
feinen Leuten die pfychologifche
Entwicklung im Stücke. Herr
Patty hatte feine Trockenheiß Fri.
Arnfiedt ihre Niedlichkeit zu be-
kämpfen. Aber fchließlich fchlug
aus Herrn Pati-hs geradliniger
Männlichkeit etwas wie Humor und
Gefühl; aus Frl. Arnftedts fchöner
Weiblichkeit ein Seelchen. Beide
fpielten ihre Geftalten auf Masken-
träger hinaus- auf die Träger
teils natürlicher; teils freiwillig
angenommener Masken. In
Käthchen ifi das verfchiittetx was
weiblicher Sinn- was Liebe zu
den Menfchen ifi: durch Erziehung-
durch Zurückfelzungy durch den Ver-
lufi eines gütig ausgleichenden
Mutterherzens. Das Schwefierchen
ifi fanfter- fügfamerX es wird der

Liebling des Haufesz ihr aber
hat man fo oft gefagt- fie fei
herb und barfch und zönkifch- daß
fie fich allmählich in die Rolle
der Widerfpenfiigen hineingedrängt
fieht und fich in ihr einzulebem
in ihr feftzuwurzeln Luft hat. Die
Menfchen haben ihr (nach ihrer
Meinung) fchlecht mi-tgefpielt- folg-
lich wird fie die Zuchtrute der
Menfchen. Petrucchio ifi ein
Weltfahrerx ein Stück Abenteurer-
ein Gewaltsburfch. Ihn lockt es-
ein Teufelsmädel zu befiegenX ihn
lockt der Reichtum diefes MädelsX
die gute Partie. Er heuchelt gar
nicht edlere Beweggründe. Aber
diefer Petrucchio ifi doch ein befferer
Kerlx als er vor fich felbfi fein
will. In ihm ifi wie in Katharina
ein Gefühl verfchürtet. Und gerade
das Aufdiimmern einer Liebe macht
ihn zunächfi noch brutalen ver-
wegener- toller. Ie mehr fich
feine Beweggründe reinigen- mit
um fo keckerem- rückfichtsloferem
Furor fpielt er feine Erziehungs-
komödie herunter. Und fo kann
die Poffe auf eine menfchliche
Höhe geführt werden- auf die
Shakefpeare-Höhe: wo das wil-

de Käthchen plötzlich den tieferen
Sinn des Spiels begreift. wo fie
um erfien Male ohne Groll. ja
in Glück und Freude fühlt. daß
man ein Spiel mit ihr getrieben.
Mit humorifiifchem Einverftändnis
folgt fie ihrem Petrucehio auf
den leßten Gipfel feiner Gehorfams-
for-derung: er könnte noch haar-
firäubendere Ungereimtheiten. als
die Sonne für den Mond und den
Mond für die Sonne zu halten.
von ihr fordern - fie würde
ihm nicht widerfprechen. So
ward Shakefpeare gegeben. was
Shakefpeares ift. Auf diefem
Höhepunkte. um den die rein
burleske Auffaffung Reinhardts
immer herumgehen mußte. war
Fri. Arnftedt überrafchend gut. Der
Geifi der Schaufpieler-Ausbildung
im „Schaufpielhaufe“ macht Fort-
fchritte . Lindau ließ der
Dienerlaune. zumal im Haufe Pe-
trucchios die Zügel fchießen. Die
Burfchen tummelten fich wie eine
Herde betrunkener Faune und
Trolle. Man wollte hier einen
reinhardtfchen Einfluß fefifiellen.
Ich glaube nicht an folche Ein-
wirkung. weil der Übermut. auf
Shakefpeare-Weiße. innerlich be-
gründet war: Petrucchio ifk im
Einverftändnis mit feinen Dienern
- auf einen heimlichen Blick. den
er mit feinem Leibdomefiiken. dem
Schalksnarren Grumio. wechfelt.
find die Burfchen losgelaffen zu
fröhlichfter Haß.

* * 'e

Die Fröhlichkeit hat von den
Berliner Bühnen Befitz ergriffen.
Viele fehen darin. daß unfer Volk
wie andere Völker unterhalten fein
will. eine Verflachung der thea-
tralifchen Kunft. Die ..niederen
Künfie‟ florieren ohnedies. Ich
fage „niederen Künfte“. weil fie
in der allgemeinen Anfchauung
dafür gelten. nicht weil ich fie
dafür hielte: Die „Revue“. wie
fie Julius Freund und Direktor
Schultz entwickeln. ift mehr als
„Spezialitäten-Theater“. und in
Donat Herrnfelds parodiftifchen
Frechheiten und kotnifchen Selbfi-
ironien ifi auch eine Art Poefie.
Taumelnde Idealen beweinen
wieder einmal den Sieg des

„Zirkusgeifies“ über die ernfien
Mufen. Klagelieder diefer Art
wird man in romanifchen und
fkandinavifchen Landen. felbft im
deutfchen Süden und im munteren
Wien fo bald nicht vernehmen.
Da ifi das Emotionsbedürfnis der
Maffen reger und unfchuldiger.
Es kommt nur darauf an.- daß
das Erperiment der Fröhlichkeit
am tauglichen Objekt gefchehe. Wer
die höhern Götter neben fich hat.
die Götter klaffifcher Dichtung.
Shakefpeares. Kleifis. Hebbels.
Jbfens - gerade der braucht
die „niederen Künfie‟ nicht zu
meiden und kann fich ruhig auch
zum „Metropoltheater“ und zu
den Brüdern Herrnfeld bekehren
und bekennen. :
1 Julius Elias

Finanzpolitifches

Auch derWechfeliftbc-
ftä n dig! Und fo kommt in den
geringeren oder größeren Ab-
fchwächungen. welche die Kurfe
zeitweilig erfahren. erfahren -
müffen. immer wieder die Grund-
fefiigkeit der Tendenz zum Aus-
druck. Unfer Publikum glaubt

Rundfchau
eben an eine mehrjährige Auf-
befferung der heimifhen Indufirie.
die ja jeht zum erfien Male im
Februar über 1 Million Tous
Roheifen erzeugt hat. - hält
die Verhältniffe der Union. an
denen freilich auh kein Optimifi
vorbeigleiten könnte. für konfo-
lidiert. lähelt über die doh keines-.
wegs ganz bedeutungslofen Wirren
am Balkan und fand fich fogar mit
einer fo brutalen Tatfahe leihthin
ab. wie fie das jüngfie englifhe
Marinebudget mit feinen unge-
heuerlichen Steigerungen zutage
brahte. Wer bei folhen Ziffern.
deren Wahstum ja überhaupt noh
gar niht zu Ende ifi. kalt bleiben
kann. dem fehlt auh die leifefie
Spur von Vorausficht. fiir die
legten Folgen wirtfhaftliher Uber-
anfpannung. Inzwifhen fehen
aber unfere Wechfelfiuben. diefe
großen automatifhen Vorrichtun-
gen für Maffenkäufe. ein unauf-
hörliches Siherneuern von Auf-
trägen. fogar in Papieren. von
denen man gerne abrät. Denn
z. B. Kautfchukwerte. in denen
die Londoner Stock-Erhange gegen-
wärtig noh wühlt. find von ern'-
fierer Seite nicht _bei uns emp-
fohlen worden. Und dennoh
erfcheinen Private. refp. Laien
genug an den Bankfchaltern und
verlangen gerade in derartigen
Papieren zu fpekulieren. Shließ-
lih läßt man denn auh diefe
Käufe in London ausführen.
während ja im allgemeinen unfere
Ordres für die internationalen
Börfen abgenommen haben. Denn
heute abforbiert eben der deutfche
Aktienmarkt ein gewaltiges In-
tereffe. dem nnfere Kommiffions-
gefhäfte auh von ganzem Herzen
genügen können. - feitdem der
Differenzeinwand wie in einer
Verfenkung verfhwunden ifi. Seit
zehn Iahren foll das Börfengefhäft
niht fo groß gewefen fein wie
heute. was freilich fchon öfters
behauptet worden ifi. Das hindert
natürlich nicht. daß man auf Ge-
rüchte neuerer Erdbeben bei San
Franzisko auh einmal verfiimnit
ift. Ebenfo wie die ungünfiige-
Kupferfiatiftik Eindruck machen
mußte. troßdem vielleicht Herr

Morgan diefe Arbeit beftellt hatte.-
um den neuen Kupferring endlich
vollenden zu können. Würde
ihm dies tatfählich gelingen. fo'
hätte nicht nur fein Beutel. fondern-
auh fein Prefiige als Finanzmann'
enorm gewonnen. Noch dazu
befitzt Herr Morgan. im Gegen-
faße zu Rockefeller. Söhne.-di'e?
keineswegs bloß glänzende Namen'
bedeuten. fondern fih auh per--
fönlih als höchfi umfichtige Mit-
arbeiter ihres fomit niht uner-
feßlichen Vaters hervortun. Noch
ein böfes Gerüht gab es. def-
fen eventuelle Befiätigung tiefe
Furhen ziehen könnte. es betrifft
das eine Neuausgabe von Mark
30 Millionen Aktien bei der Ham-
burg-Amerikalinie. die ja noch per
31. Dez. M. 33 Millionen Banks
guthaben etc. auswies. Möglicher-
weife wiirde aber fogar ein fo
ungeheuerliher Zwifchenfall auf
das Gebiet von Schiffahrtsaktieti
befchränlt bleiben und die Alle
gemeinftimmung fhließlich unde?
rührt laffen. * ' c
* 1.- 1.-
Die armen Städte!
Man will ihre Werte von nun an
nur noch zweimal wöchentlich in
7'5

Rundfchau
Berlin notieren. während zahlreiche Kommunen fich weiter täglich im Kurszettel erbliclen möchten. An die Komödie dabei. nämlich daß eine derartige Notiz keinerlei Umfalz auszudrücken pflegt. denken fie aber nicht, 40 Millionen haben unfere Städte allein fchon feit Neujahr wieder anfgenommen. und man wird fich wundern. wie diefe hefondere Uberfchwemmung des Anlagemarktes noch andauern muß. Das hat denn zu dem Plane einer Deutfchen Komniunal-Kreditbank geführt. deren Grundkapital mit 25 Millionen als Rückgrat dann kaum zu hoch gegriffen fein dürfte. Jn Frankreich. wo fonft das Syftem der 0dügatj0ae d7-patdecairos weit firenger als bei uns durchgeführt wird. hat der (Kr-alt ionaier fchon längfi eine Abteilung im obigen Sinne abgezweigt. Wir hätten alfo. falls jene Kommunalkreditbank wirklich käme. fiatt vieler neuer Städtepapiere. einheitliche Kommunalverfchreibungen eines Jnfiitutes. die auf diefe Weife leichter placierbar fein follen. Immerhin bleibt es die Frage. ob hierbei kein Irrtum unterlaufen könnte. da .lsdann zahllofe Städte und Städtchen aus einer einzigen QUelle zu fpeifen wären. während heute doch viele Geldgeber vorhanden find. Auch die Prüfung der Sicherheiten würde damit aus der Öffentlichkeit in ein einziges Privatbureau gedrängt werden. Dennoch fcheint es. als ob der ganze Plan der Verwirklichung immer näher käme.

'l 'l *

Summit-u juo, sum-na injnria. Warum ifi unfer Auswärtiges Amt erft am 9. März mit der Enthüllung gekommen. daß die Mannesmannfchen Gerechtfame 60000 Quadratkilometer betragen. bei überhaupt 450 000 Quadratkilometer des marokkanifchen Gebietes? Welche Ungefchicklichkeit bisher immer nur den äußeren Rechtsfiandpunkt abzuwägen. anfiatt fofort die Grenze einer Rechtsvertretbarkeit fefizufiellen. Leute. die nur das England von vor drei Generationen kennen. Ge-

bildete. die nach dem Wahlrechts-
plane Bethmann Hollwegs fogar
in der erften Klaffe wählen würden.
behaupten ganz offen. ein folcher
Monopolift. wenn er nur Brite
wäre. hätte von Anbeginn feine
Regierung zur Verfügung und
damit den Erfolg längfi in feiner
Tafche gehabt. Man braucht aber
nur an das weichliche Verhalten
der Foreign office gegeniiber Ruß-
land zu denken. da deffen Flotte
englifche Fifcherboote als japanifche
Kreuzer zufammenfchoß. - um
zu wiffen. daß man auch in London
mit Waffer kocht. Kein krafferer
Gegenfah denn auch. als die erfte
überhilzte Mannesmanndebatte im
Reichstage zu dem wohltempe-
tierten Ergebniffe dann fpäter im
Budgetausfchuß. Immerhin trugen
fich auch in letzterem einige Naivi-
täten zu. Z. B. der Hoffnungs-
ausdruck. jene Erze in erfier Linie
unferer Jndufirie zuzuführen. Als
ob es hierfür überhaupt einen
größeren Konfumenten gäbe. als
die deutfchen Roheifenintereffentenl
Diefe werden eben die höchfien
Preife zahlen. Und wenn dort
weiter erhofft wurde. daß die
Erze regelmäßig unter bequemen
Bedingungen in unfern Hütten

ur Verarbeitung gelangen dürften.
fo vergeffen die Herren. daß unfer
Kohlenfyndikat fich keineswegs va-
terlandslos fühlt. indem es der
heimifchen Indufirie zu möglichfi
teuren Preifen liefert. Das Mannes-
mannfyndikat. deffen einzelne Mit-
glieder zu kennen nicht uninter-
effant wäre. hat einen wundervollen
Apparat zu fchaffen verfianden.
Diefer enthielt: zornige Rechts-
gutachter. fanatifche Journalifien.
milde überredende Federn und
ganz präzife Belehrer der Preffe.
Da* diefer Apparat jeßt einmal
vorhanden i|. fo wird derfelbe
bleiben und auch bei andern Ge-
legenheiten funktionieren. die mit
Mannesmannintereffen nicht das
mindefie zu tun haben. Warum
follte der Eine nicht vom Andern
lernen? Pluto

Zn unfe ren Bildern

Bei Guftav Frenffen.

Frenffen empfängt nicht gern
Befucher. Am wenigften folche.
die aus bloßer Neugierde das
Haus durchfiöbern. um nachher
davon reden zu können. Doch
da er mir geftattete. ihn felbfi
im Bilde aus feinem Haufe heraus
zu holen. wird er meine Luft zu
der Sünde wohl verftehen. einiges
von dem auszuplaudern. was ich
bei ihm fah und erlebte.
Wenn man jemand zeichnet.
fieht man eben nicht nur deffen
Körper. man fieht auch das. was
um ihn ift. und hört dazu noch die
Sprache des Haufes. Läßt fich
das alles in ein Bildnis hinein-
legen. was die tägliche Umgebung.
die täglichen Gebräuche dem Ve-
obachtenden erzählen? Gewiß.
foweit fie den Menfchen in feiner
Gefialtung beeinflußten. laffen fie
fich von feinem Gefichte ablefen;
aber nur in allgemeiner Form.
nicht gegenftändlich genug. Dar-
um will ich hier das geben.
wovon meine Zeichnung nicht be-
rührt. aber begleitet ward.
Wer Blankenefe kennt. wer
nur einmal in einer Veranda
an dem hohen. abfchüffigen Elb-
ufer einen Tag erlebte. einerlei
bei welchem Wetter. der wird
in dem Leben. das unten auf
dem breiten Elbftrom dahinzieht.

ein reiches. großzügiges Bild ge-
fehen haben. Frenffen fieht das
täglich. Er fieht. wie das Waffer
am Horizont Schiff auf Schiff
gebiert. wie der Strom die Wechfel
des Tages und der Nacht fpiegelt.
tags in taufendfältigem Sonnen-
glihern. in fchwerer. träger Nebel-
dämmerung. in peitfchenden Win-
deskräften. nachts im gleichmäßigen
Aufleuchten und Erlöfchen der Si-
gnalfeuer - Stromleben. nahe der
fiolzen Hafenfiadt Hamburg. Das
liebt er. Wie er mir fagte. hat
er keinen Umgang mit Künfilern.
Schriftfiellern und' ähnlichen
Leuten; er brauche Wechfel.
Menfchen. die mit der Außenwelt
in Fühlung fiänden. die rechnend
bauen und bauend rechnen -
feinesgleichen fei er felbft genug . . .
So ift Frenffen und feine Um-
gebung. wenn er den Blick nach
außen. in die Weite richtet; wenn
er einkehrt in fein Heim. das heißt
auch. wenn er einkehrt in den
Menfchen. der in feinem Haufe
weilt. wird er finnend und fragend.
forfchend und helfend. Und fo
fieht fein Haus auch inwendig
aus. Er hat es felbft gebaut. alle.

Rundfchau
ifi feinem Bedürfnis gemäß ge-
fialtet. Man kann den Räumen
das Bild Frenffens ablefen. Klar-
heit in dem Befireben nach Zu-
friedenheit. ohne Sklave großen
Aufwands zu fein. das ift es.
was überall fpricht.
Es ift fo langweilig. Grundriß
und Aufriß eines Gebäudes zu
befchreiben. zu langweilig. um
folehes zu lefen. aber wenn man
fagen kann. die Diele des Haufes
ift der Mittelpunkt. ift der Ort
für Empfang. für Hausarbeiten.
für Handarbeiten. für Mußefiunden
fiillen Ausblicke! über das Strom-
leben dort unten. für die Mahl-
zeiten. fiir Familienleben. Spiel
und Frohfinn und gibt Raum und
Licht für all diefes. dann kommt
ein volles Bild vor die Phan-
tafie. Die Hauptfache ift: daß jeder
Gegenfiand gebraucht und im
Gebrauch lebendig wird. Direkt
von der Diele aus geht die Tür
ins Arbeitszimmer. Licht und
Geräumigkeit. Ordnung und Aus-
wahl. Wieder die Allgemeinheit
frenffenfchen Wefens. Hier zeich-
nete ich fein Bildnis. Es waren
Stunden ftiller Unterhaltung. Die
farbigen Bücherrürken aus dem
Bücherfchrank. die Bilder. die an
den Wänden hingen. die einfachen
Möbel. die Gardinen und die
Fenfier mit dem Winke der Freiheit.
erweckten in mir die Empfindung.
daß man hier fchaffen könne -
weil man alles habe. was nötig
fei. Andererfeits konnte man
zu dem Schluffe kommen. daß
diefe Umgebung die notwendige
Folge früherer Arbeit fei. daß der
Menfch lange vorher fertig da fiand.
dem fich dann die Umgebung an-
paffen mußte.
An der Fenfierwand der Diele
ifi der Austritt auf die im Halb-
kreis vorgebaute. unbedachte Ve-
randa. Hier könnten Kanonen
fiehen. die den Elbfirom beherrfchen
würden. oder der Standpunkt eines
Zollauffehers fein - nichts kann
vorbei. ohne feinen Tribut an
das Geficht des Haufes Frenffen
zu zahlen.
Der Garten führt einige Wen-
dungen am Elbufer hinab. birgt
laufchige Pläßchen und ifi mit

feinen Linienzügen mit der etwas finnlich barock gehaltenen Faffade des Gebäudes fympathifch ver-qnickt. löfi fich mit anderen Nachbar-gartenlinien fieundliä) aus und hat zu den weiten Linien des Elbftromes Beziehungen. wie Freuffen zur Welt. Karl Pfahl

Kuno Amiet

Die Kunft der Schweizer ift im letzten Jahrzehnt vor allem in der Gefialt Hodlers f'tark in den Vor-dergrund deutfchen Jntereffes ge-treten. Wir fahen mit Verwunde-rung. daß dies Volk. dem wir nur in der Literatur eine zähe Selbftän-digkeit einräumten. auf dem Wege ift. fich auch in der bildenden Kunft eine eigene Stellung zu erobern. daß mit andern Worten eine Toch-terkunft der unfrigen weiterbil-dende Kraft auf die Mutterkunft auszuüben fich anfchi_>t._ Es ift freilich nicht zweifelhaft. daß es fich hier um eine Art Zurückfchenken handelt. ähnlich wie uns das mo-derne englifche Kunfigew-erbe nur die ihm durch unfere Biedermeier-zeit widerfahrene Bereicherung vergalt. Sicher ift Hodler noch ein völlig legierter Künftlertypus und mehr ein Pfadfncher als ein Ziel-

finder. Seine merkwürdige Bedeutung für uns befieht darinf daß ihm als erftem die Verföhnung und Vereinigung des franzöfifchen Malz fortfthrittes mit den alten Monumentalforderungen deutfcher Kunfi und ihren Gefühlsanfprüchen zu gelingen fcheint. Freilich nur in wenigen Werken,

In einem weit fortgefchrittenen Stadium fcheint mir die künftlerifche Entwicklung der Schweiz neben Hodler der bei uns im Reiche leider faft unbekannte Kuno Amiet zu repräfentieren. Schon darum- weil er im Technifchen nicht wie Hodler einen fchwerfälligen Umweg über Com-bet machtef fondern _aleich von Monet ausging und die direkte übertragung der mr-dernen Kunft in die Schweizer Mundart bedeutet. Es wäre darum abfolnt falfäh ihn etwa einen Schüler des großen Franzofen zu nennen„ mögen feine landfchaftlichen Schöpfungen wie fein berühmtes Gartenbild den Lehrmeifter auch noch fo fiark erraten laffen. Die Tendenz des Schweizers geht vielmehr durchaus zur Monumentalität und zu einem Schaffen im ftark nationalen Sinne. Die Menfchen feiner Kunft find in der Schweizer Erde geboren und wurzeln in ihr wie nur jemals Gefialten Gottfried Keller-sf und es mag vielleicht an diefem ausgeprägten nationalen und herben Charakter feines Schaffens liegen. daß fich die deutfche Öffentlichkeit bisher noch nicht naäf Gebühr mit ihm befchäftigte.

Kuno Amiet wurde im Jahre 1861 zu Solothurn geboren und wuchs im Zeichen der Erinnerungen an Böeklin und Keller auf. Seiner Entwicklun haftet nichts Gewaltfames und iiberrafchendes an. fie if't von der internationalen Arte die unfer heutiges Kunf'tlernen charakterifiert- führt iiber Miinchen nach Paris und fchließlich wieder in die Heimat zurück. Bafiien-Lepage iibt auf den jungen Schweizer feinen ftarken Einfluß der gelegentlich noch heute aus Amiets Werken fprichtf aber bald durch die entfeheidenden AnregungenF die er von Monet und feiner Schule empfängt,

verdrängt wird. Amiet zeigt uns
das merkwürdige Beifpiel eines
nervöfen Schweizers; eines Schwei-
zerst deffen bodenftändige Empfin-
dungen erft durch fenfibelfte Sinne
der Geftaltnng übermittelt werden.
Er if't kein realiftifrher Künftler im
Sinne Lepagest fondern ein Sucher
des Allgemeingiiltigen aus den
Formen des ihn umgebenden Le-
bens. Amiets ornamentaler Sinn-
cine alte Schweizer Eigentümli-:h-
keit. ift- außerordentlich entwickelt
und drängt die moderne Technik in
eine ihr bis dahinwefensfremde Sri-
lifierung. deren Möglichkeit er
eigentlich überhaupt als Erftcr
überzeugend beweift. Ganz Zweifel-
los fehlt dem Werke des bald Fünf.-
zigiährigen noch immer die leiste
Monumentalität, die Hodler in
feinen Meifterwerken reftlos findet.
Was die Größe diefes vielleicht zu-
kunftsreichften der SchweizerMaler
ausmachh ift vielmehr. daß er in
einem ganz andern Sinne als Hod-
ler in der Moderne einen Weg in
die nationale Zukunft weift und
felber zu gehen den Mut findet.
Lothgr Brlieger-*Waffervogel
Hans Memlings thro-
nende Madonna aus dem Wiener

Rundfchau
Hofmufeum. die mancherlei Ge-
fchwifter von ausgefprochener Ahn-
lichkeit hat - gleich in der Liechten-
fieingalerie zu Wien. dann in den
Uffizien. im Berliner Mufeum.
im Louvre und in der Sammlung
Devonfhire zu Ehatswort -. gehört
zu den holdefien Repräfentanten
der leßten Blüte altniederländifcher
Meifierfchaft am Ende des fünf-
zehnten Jahrhunderts. Der tief-
finnige Symbolismus des Genter
Altars und ähnlicher Frühwerke
ifi in jener Zeit ebenfo vergeffen
wie das dramatifch-leidenfchaftliche
Pathos. das Rogier van der Wehden
eingeführt hatte. Es herrfcht eine
Malerei. die erfüllt ifi von zarten.
[killen Träumereien und einer ru-
higen Freude an der Vielgeftaltig-
keit der Welt. an den Wundern
ihrer Farben. an der Anmut der
Frauen. Memlings Madonnen
find keine myfiifchen Himmels-
bräute und keine mat-*ea solo-
roaae, fondern Vertreterinnen der
höchften irdifchen Schönheit. wie
fie der Meifter von Brügge auf-
faßt. junge Mütter im verfonnenen
Glück ihrer neuen Würde. von
liebreizender. keufcher Blondheit.
Rings ifi Friede. und eine un-
fäglich gefchickte Hand geht dem
bunten Zauber der fonnenbefchie-
nenen Welt Zug um Zug nach. *-
Etienne Maurice Fal-
c o n e t wäre einer der Bildhauer
gewefen. die man zur Ergänzung
der denkwürdigen franzöfifchen Aus-
ftellung in der Berliner Akademie
neben die Maler des Parifer Rokoko
hätte fiellen follen. Wie fein
Zeitgenoffe Pigalle ifi auch er
in der Monumentalplaftik noch von
den theatralifchen Prunkgedanken
des Barock abhängig. Falconets
berühmtes Hauptwerk: feine im-
pofante eherne Reiterfiatue Peters
des Großen in St. Petersburg
(wo er von 1766-1778 weilte).
hängt mit der pomphaften Kunft
der Epoche Ludwigs Ulf. noch
ebenfo eng zufammen wie Pi-
galles Grabdenkmal für Moriß
von Sachfen in der Straßburger
Thomaskirche. Aber in den kleineren
Arbeiten. wie unferer „Baigneufe“
aus dem Louvre. zeugt Falconet
wie fein Rival fchon von der

zurückhaltenden Diskretion und dem
intimen Raturfkudium einer neuen
Zeit. die dann in den frappanten
Porträtbüfien Houdons ihren
fiarken Ausdruck findet. Auch in
dem Lebenswerke Falconets zeigt
fich das merkwürdige Doppelantlih
des achtzehnten Jahrhunderts. das
in der Kunfi. wie im Leben der
Staaten und Völker. ein Ende
und einen Anfang zugleich be-
deutet. Dort Schnörkelwefen. Ge-
fpreiztheit. Freude am Geziert-
Pathetifchen; hier leidenfchaftliche
Hingabe an die Natur und die
lebendige Wahrheit der wirklichen
Erfcheinungswelt. O.
M

Verantwortlicher Redakteur:])r. Mar Osborn in Berlin. - Für den
Yiferatenteil verantwortlich: Walter Fit-gel. Berlin. - Verlag ..Nord und
üd" G. tn. .. Berlin 97. 9. Linkfiraße 17. - Auslieferungsftelle
für Ö erreieh e Ungarn: Hermann Goldxehmiedt. Wien l. Wollzeile 11. -
Zufehri .mund Einfendungen werden o ne Angabe eines Perfonennatnens
erbeten. - Druck: Schlefifehe Buchdruckerei vorm. S. Schottlaender. naß..
Breslau [ll. Siebenhufenerfiraße 11-15.

Mufik-Beigabe
Zabel-rino.
'iii-ace e 8100080.
f 5
l
3 ZI Wegmann-ente. .rer-rheu- .eme-raw
.
Lemon 9stats- 8222 [MANN-"[898 d7 6.'. kater., help-lx.
un deaanclerer url-moon aeg rer-13mm c). 1c. yeters in Dslprlg vier* termine::- ._ :z
„Nord und Süd“. 34. Jahrgang, z *Heft gg... .W
l

> , .- , , .‘L . .
U. -
in E . . „„;,.„=„.„
m..- . ,. . . , Ä f v ,.: .
.K . „ .
_-r .,..‟_r- . . , ,. ..¢. -fi;
, „ ; =_ N , ...5 . .
, n. ~ a: : , . . , . V
„„„. r. _. z „ . F .. , _
, , . . ., ,.. . . . .-
., A ,. . . .., .
k J M .. ._- II . . . . w. . . .
,'40
v
IQ“; .p
a N :BH
1
vol I
Z. ‘7 ‘-
q I
t 2
‘3'
I I
I
,i
I
l
e *"-j.-......
, ,K
3.5, .-
== . .. .
-,-
, q .. x
. . - ..a-n . ,.
= , ZZ. = . M.. ,
., .. um. _- = , , 4 .. .-
., . 3.. x . , _ z , .== F , . m _
,ä... ,m. „ U k ., w .
, ..., . d Mnmwrxr... _
. , . J. ,. , j , ~ , , Ä ..,1
3 . E: . ., „ r: . : HE” . . i, , a .mw.,..„,.
.._*. ".-
l- .- \
I
,1‘
.
' .- '4"-
*' I
I
d ,
Q
J
*f
*-
k
' ...q
T .. ..--
„ h_„_-
.a.:„ r-- e
... 2-...H m

„ x
a ., v
1. \, .-
...l .„ u."
F... .
,'..n ,u ..
.
' . i
u ß .;. Jwn
l' p 'J'
, .,.,...,.
in, y o. m
W . .
= : . , _
m
r .-
. __
=
Q
_.\
j.
1
.
I
I .
.
. . 4
. l
Edition Peters

o
O
‘
I .
1,-
. , WP. I
l „
...
W»,
p..
1s
A
p
.
1
T
.q
a
.
a
-.
V‘
a
H. .
.WU-
i
..... i-
. „Bj, I
,1 .. w==
WA * „...
. .., :2
a. :.. „*.K4qm
. y== a"
.. ...x
I t if
_ 1..
7M.J „ _qu ,; .
:- .„. ,., __
. , u . I
,.-.
...;22
A“; ,..,. mi.
al...»....§.
7
.VA
.1
.2
. .
m:
i
.._,Ü-
a..-
=- .
.HN &70... -'-
‘
n.1,;
.FMH
.'..Z M
Mala--
4

S V
'
-‘-~..
.-- w
. q.
"k-..y
Edition Peters

. :
:..; „u “
..;i"'
I
\
Lil - v, K
't-‘v
“‘xm
I! I.
'-4'-
"'-W-H'"
‘-_V-’Al‘—‘-I
. '1. ; .

p.).
, ' ,
..
.
.-9
...7a
_
,-,
. ,4 v
1 .
. pl
xx*
. ,
v
‘
.
I WK.- . . |
.B I', I
i .
c
*
M -* *OW-2'24- .-
FSK-'W *-
>, a
...
q,
* ä.» w n . . 4.,
I. .N - .y .
4.- 7 I..
p . . .I . M.
NIX.). I. 4 . U v.
n I . I w
. n
. q.
. - y v
I I
. 1
. o.
o
..w
4., u .
I- .4 .
:- - qXa. .-- .-
,.. 7:7" 1 „ .
[..Ö-.k-
v N .
; t. I J 4:.
.4..- . w. a. w.
d. F ... .ä
..M , ac F. _
. . p .kk ..
‘v .e , ,
I 4. . '
I . .. :2.
L r kk' . n
I q 4 é . I
\. . . a" .
. I ‘
no? 0 . a... U. .. v
, ... N,.....Mqq4 Q

, 2.- . . Eq... - .7 .. \
.. {I . ..W-0.4 . .1. .
I
i -
I 4 4 M .
.„ , bu,
. x XXL-w. x. .7
x q
4.. ...u-q... r . ..-
.'- . h
.I „.„.:..
..r „F
_ .7
I 4 ,
v
. u I
k .- . . .. .| M
...x . ga Mm;v; 7 „
a... D 7. 4
..„... NN... . 4
J p .. ..
.
...4
0
. , . .. n. v.
. . . . A RDF ‘v .G4 I
I fl. . e. (
.r Q. v.v!.Wq
.
1, ..FU-1
.x.,.». .
..'Ö,. r
I
A . A .
. . ...1. I l
/\u i „
.*4 l _ . .
7,
7 .r . J. 1.. H
1 , M'.. q
u
, v .
.
.q ..- 4.,...
. . . r
. . P.
. K.- _ _.V. - \"1
1- . ...pF
. _. .
. .
7, J7 . . \U
7\ Jr:
.*1 I 7.“
.,.. a j
Hww.»
;.;
.
4 F... 17
e. Y ., .
. U .7
- .

.
a - .. ,
" . .
_ n
.7 7 ..F 4
. 4 7
4.-_- .
, c., .
x m . L.
o
.1'
„5.4.4..-.
....2 , .
.=._ 7 ,..... , ,FK-,wm
...44 . E
I
' I
...-4.-
“ a
i
. nooWnu-“h ....
".
'1':
I I
, ,
- z...
5 4 Q
\ . I
. In) ,
.1“...
ü. , 4.. ..x4
. K *-
v -.7> |-
~ .- .X
'
. a .
L
WrLw. . 4
r» .
a
.0
'.-
a.
.
.
v
. .
_
.. 5
I
..
.0.
.
“.1..-
do
. ...‘~
..,
..j
.4 4
.
G q

Iv I- y
v.
.
I
1 v
.
a v.- ~
I.
.
v] 1
.
.
. ..
Q
i .
D
, . .
A . .t M
ZUM! 7.., .
.\.
..
.c
\L' .
.I
...N
I ‘-
.
.
4..
c. 4 _
‘ I
. .
I
'-
.
como.. Penn.

..ZL-WM." -,W
, q-dp]s.-q-»..--z-„.-
Zu der "Mufikbeigabe,
Ferruccio Benvenuto Bufoni
Wenn man von Bufoni fpricht.
*' denkt die große Menge ähnlich wie
-bei d'Albert zunächft nur an den
hochgefeierten ausgezeichneten Kla-
vierfpieler; daß er allmählich zu
einem eigenartigen. durchaus felb-
ftändige Bahnen einfchlagenden
Tondichter: herangereift .ift. das
wiffen leider nur wenige; ja. was
noch fchlimmer ift. eine gar nicht
geringe Anzahl von Neidlingen
.7 ,_ ,_fuchtzgefliffentlich den Komponiften.
Bufoni totzufchweigen. oder bemüht
»fich wenigftens. wo dies nicht mehr
angängig ift. ihn hämifch zu ver-
kleinern. Wie oft hört man aus)
heute noch den Ausfpruch. aus einem
mufikalifäjen Wunderkinde. das
den Virtuofenberuf ergriffen. könne
nie ein großer Komponift werden.
' Als ob Mozart und Beethoven nicht
'zuerft als Virtuofen berühmt ge-
worden find. . .
' Ein Umfchwung in der Wert-
fchäßung des Komponiften Bufoni
fcheint fi>f neuerdings erfreulicher-
weife anzubahnen. Insbefondere
hat feine Bühnenmufik zu Schillers
..Turandot“ infolge ihres wundere
vollen. uns den Orient verzaubern-
den Klanareizes und ihrer eigen-
artigen Melodik fehr vielAnklang
überall gefunden.'wo fie als Orche-
fter'fuite (0p.- 41) gefpielt . worden
ift. Daß ein. Theater ihretweaen
an eine Neuei'nftudierung der ..Tu-
.,Brautwahl" gefehloffeneNummern -
" geichaffen hat.
randot" gegangen ift. habe ich frei-
lich noch nicht gehört.
Ungemein viel verfpreche ich mir
ven der Komifchen Oper ..Die
Brautwahl". die vorausfichtlich im
Herbft im Hamburger Stadtthea-
ter ihre Uraufführung erleben wird.
Bufoni. der von jeher literarifche
Neigungen gehabt hat. hat auch
den Tert zfelbft gedichtet. Den -
Stoff hat er aus den ,.Serapions-
brüdern" von E. T. A. Hoffmann
entnommen. für welchen Diahter. er
fchon in feiner Jugend gefthwärmt
hat. Die'Mufik knüpft. foweit die -
äußere Form in Betracht kommt.
an M o z art an. den' Bufoni von
allen Komponiften übrigens am

meiften. auch als Dramatiker. vere
ehrt; es gibt demnach in der*
und große Enfembles. Für die
Deklamation der Tertworte und für
die Charakterifierung der Perfonen
und Situationen *hat als Vorbild
Verdis ,.Falfiaff". diefes wunder-
bare Meifterftiick einer komifchen
Oper. gedient. Jn harmonifcher
Hinficht ift ..die Brautwahl" aber
natürlich ganz modern; troß aller
Pelyphonie find die Singftimmen *
aber die Hauptfache geblieben. 4
Alf o Verdi undMozart. natürlich
_der Mozart.* der ..Le Nozze ,di
Figaro“ und ..Don Giovanni"
Man erfieht dar-
aus. daß in Bufonis Schaffen
immermehrdasRomanentum

. .HSTXY- . K,y. e . ...x-z'.
f, .
Zu der Mufikbeigabe
zum Ausdruck kommt; es ift ganz
merkwürdig. daß er fih dem Bann-
kreife. Richard Wagners fo gut wie
ganz entzogen hat. daß ihn auh
zeitgenöffifhe Komponiften. wie
Rihard Strauß. Mar Shillings
oder gar Debuffy. nicht im min-
defien in ihr Lager herübergezogen
haben.
?Befonders lebhaft ift über das
39, Werk Bufonis gefiritten wor-
den. das urfprünglih als ..Sin-
fonie Italien" bezeihnet war. in
der gedruckten Partitur. die übrigens
ein tehnifhes Wunderwerk der
Leipziger Firma Breitkopf & Härte(
ift. aber „Konzert" für Klavier.
fehr großes Orhefter und Männer-
hor genannt worden ift. Konzert
ifi hier in dem urfprünglihen
Sinne eines Zufammenwirkens ver-
fhiedener Klangmittel gebrauht.
auh ift die äußere Form auf fünf
Sätze erweitert. find darin fiellen-
weife fpezififch italienifhe Melo-
dien und Rhythmen herangezogen.
Den Ehor hatte übrigens fhon
Beethoven in feiner 'Fantafie für
Klavier neben dem Orhefter ver-
wandt. Dem Aufgebot an äuße-
ren Mitteln entipriht niht nur
die Länge des Werkes. das eine
Stunde und zehn Minuten bean-
fpruht. fondern auch fein geiftiger
Inhalt; aus der Fülle der Gedan-
ken. die uns entgegentreten. hätte
ein anderer Komponift wohl ein
Dußend Werke gemacht. Groß und
edel. von packendiier Wirkung. ifi
gleich der erfte Sad. in dem das
Klavier nur als Orchefterinfirument
verwendet ift. Es tritt vor allem
im zweiten und vierten Sah mehr
hervor. während es im letzten. wo
der Chor die Führung übernimmt.
fih nur wenig bemerkbar maht.
Im zweiten Satz. einer Art fan-
tafiifhen Sherzos. finden fich
neben hohgenialen Einfällen auh
manche bizarre. Wahrhaft über-
irdifhe Geifteseingebungen enthält
der dritte. langfame. über zwanzig
Minuten währende Sah. Für das
Publikum am zündendften ift aber
fiherlih der vierte. durhaus itali-
enifh gehaltene Satz. der an Far-
benkolorit felbft Berlioz' Meifter-

fhaft und auh Rihard Straußens
Kunft in den Shatten fiellt. Nur
ein Idealift * wie Bufoni konnte
folh ein Werk fhreiben. deffen voll-
fiändige Aufführung nur unter
außergewöhnlihen Verhältniffen
möglih ifi. i -
Auf andere bedeutende Werke
Bufonis kann ih hier nur kurz hin-
weifen. fo auf fein zweites Streich-
quartett 0]). 26. fein Konzertfiück
für Klavier mit Orhefter op. 313.
feine ..geharnifhte Suite" fiir
Orhefter. ap. 34a. fein Violin-
konzert. 01). 35a. feine zweite Vio-
linkonate. op. 36-1. Unter feinen
zahlreihen Kompofitionen für
Klavier allein ragen die kürzlih
erft entfiandene ..Berceuie" und die
dem Andenken feines Vaters ge-
widmete ..Fantafie nah Bach" be-
fonders hervor. Bei diefen Werken
fällt es auf. daß das Infirument
weit mehr *dazu benutzt ift. um
Stimmungsmalerei und klanglihe
Wirkungen hervorzurufen. als um
der Tehnik zu dienen. Neuerdings
läßt Bufoni übriaens ähnlich wie
Robert Hermann lval. 1. Oktober-
heft 1909) und Paul Iuon (vgl.
1. Ianuarheft 1910) jede Stimme
ihren eiaenen melodiicben Weg
geben. auch wenn fich dadurh fiir
das Ohr harmonifhe Härten er-
geben.

Zu der Mufitbeigabe
Unferem Leferkreis wird das
von mir ausgewählte „Scherzino“
(aus 0]). 33v- Klavierftücke) fo an-
fprechend und klanglich reizvoll es
auch an fich ifi, doch keine völlig
genügende Vorftellung von der Be-
deutung Bufonis als Komponiften
geben; feine Klavierftückef die dies
ermöglichenf find leider viel zu
f>fwierig und auch zu umfangreich-
als daß wir fie hier abdrucken
könnten.
Sehr viel Anerkennung hat Bu-
foni für feine mannigfachen Kla-
vier-übertragungenf befonders von
Bachfchen Wet-kern gefunden; als
muftergültig gilt feine leider noch
nicht vollftändige Ausgabe des
„wohltemperierten Klaviers“ von
Bach; in der jetzt im Erfcheinen be-
griffenen Gefamtausgabe der Lifzt-
fchen Werke wird er die Klavier-
werke- als deren befter Interpret
er allgemein giltf herausgeben,
Ein ganz befonderes Verdienft
hat er fich durch feine 1901 begon-
nenen- dem modernen Schaffen ge-
widmeten Orchefterabende erwor-
benf deren große Unkofien er aus
eigener Tafche felbftlos getragen
hat. Durch ihn find Komponiiten
wie Debuffyf Delius und Sibelius
überhaupt er| in Berlin eingeführt
worden.
Nicht vergeffen fei ihm auch*
daß er Privatunterricht nie fiir Geld
erteilt hat.
Bewunderungswert ift auch
feine große allgemeinef namentlich
literarifche Bildung; außer dem
frhon erwähnten Operntert hat er
noch eine Operndichtung „Der
mächtige Zauberer" und kürzlich
auch einen Operettentert „Frau
Potiphar" verfaßt. Höchf't beach-
tenswert ift fein „Entwurf einer
neuen Äfthetik der Tonkunft"z be-
gierig darf man auch auf feinen
noch unveröffentlichten „Verfuch
einer organifchen Klavier-Noten-
fäfrift" fein.
Zum Schluß einige Daten aus
feinem Leben, Geboren ift er am
1. April 1866 in Empoli bei Flo-
renz. Seine Mutterf die ihn zu-
erft im Klavierfpiel unterrichtet
hat, war eine Deutfche- fein Vater-
von Beruf Klarinettift- ein Voll-
blutitaliener. Bereits mit neun

Jahren erregte er durch fein Kla-
rierfpiel in Wien Auffehen- doch
haben feine Eltern ihn nie als
Wunderkind ausgenutzt. Nachdem
er in Wienf Graz und Leipzig an
feiner mufikalifchen Ausbildung
weiter gearbeitet hattet wurde er mit
16 Jahren bereits der Auszeichnung
gewürdigtf in die philharmonifche
Gefellfchaft zu Bologna aufge-
nommen zu werden, 1888 über-
nahm er eine Stelle am Konferva-
forium in Helfingforsf an welchem
Ort er auch feine ihm kongeniale
Lebensgefährtin fand; 1890 erhielt
er den großen Rubinfteinpreis für
feine Kompofitionen und übernahm
dann eine Stelle am Konfervato-
rium in Moskan- fiedelte aber be-
reits im nächften Jahre nach Bofton
über; wo Nikifch fein „fymphonl-
fches Tongedicht"„ 0x). 32, zuerft
aufft'ihrte. Seit 1894 lebt er in
Berlin- doch bringt er meift acht
Monate des Jahres auf Konzert-
reifen zuf die ihn neuerdings be-
fonders wieder nach Amerika führen.
Prof, 1)I-. Wilh. Altmann

N-edaktion der fMufikbeigabew Alex Jadasfohn-:Derlin: LinkfiraßeLZ"
."7
' *'.. *".'*.
._. ,.N... - '

DOI

Gufiaf af Geijerfiam
Nach einer photographifchen Aufnahme)
Zum Auffaß von Ernfi Heilbotn

WWU
vereintmif_
Mot-gen
DWG-Halbmmatg fohrifi
MNWMÃœSÃœWWH,
WW fÃ¼r Nen YuchhanÃ¶Ã¤:
Bel-[(11
SSWotkWÃ¶ekgGcMNYexlug-zay
Ui'
34.Jahrg. Bd. 133 Heft 404 Zweites Aprilheft 191c;

.O n Ã¤ ne v â€œ '
mega-seems unFMeffing-Hochfchule SuSe-Flirt..

Albrecht Wirth:
Der englifhe Imperialismus
Vor 1870 wußte man noh nihts von Imperialismus. Das einzige
Reich der Erde. das fih ihm näherte. legte lauten Einfpruh gegen dic
Verwirklichung einer Weltherrfhaft ein. Die Briten kümmerten fich
wenig um ihre Kolonien. Sie riefen: percent luciju, Sie hielten es
für das Rihtige. daß einft die Kolonien reif wiirden und abfielen. wie
ein Apfel vom Stamme fällt. felbfiändig würden und die Mutter ver-
ließen. wie ein erwahfenes Kind das Elternhaus verläßt. um fich ein
eigen Haus zu gründen. Bright und Gladftone erklärten es direkt für
unfittlih. Erwahfenen noch einen fremden Willen aufzwingen zu wollen.
Freilih. das war in England immer und ftets nur Theorie. Das
war die Welt als Vorfiellung. Die Tat dagegen war ftets anders in
England. als der Gedanke. Da war die Welt nur Wille. Palmerfton
war der größte praktifhe Vorläufer des heutigen Imperialismus. wäh-
rend ein Bright Reden hielt und die Menge für little England und die
Lostrennung der Kolonien begeifierte. Aber man kannte damals das
Wort Imperialismus noh niht. Dafür die Sahe. Der britifhe Befilz
in Indien wuhs. Aden und Hongkong wurden angelegt. Peking erobert
und Auftralien befiedelt. Dann kam das Fortfhreiten in Südafrika. kam
Kimberley und 1877 die erfte (eigentlih fhon zweite) Annerion des Trans-
vaals. Selbfi die Liberalen mußten wider Willen Eroberungspolitik
treiben. Die Umftände waren fiärker als fie. Derfelbe Gladfione. der
leidenfhaftlih für Menfhenrehte und irifhe kl0kl181'ole eintrat. ließ
Alerandrien befhießen. ließ die Shlachten von Bronkhorfifpruit und Ma-
juba fhlagen.
Shon aber regte fih die Gegenftrömung. die auf engeren Anfhluß
der Kolonien “an das Mutterland hindrängte. Die Strömung trat deut-
lih zutage. als der Mahdi fih im Sudan erhob und Gordon in Khak-
tum bedrängt wurde. Ganz von felbfi eilten die 0010njulo, Kanadier
und Auftralier. England in feiner Not zu Hilfe. Es fhadete auh wenig
der Begeifterung. daß militärifch das Zufammenarbeiten oft fhwieriger

war7 als man fich vorgeftellt hatte. Ein berühmter aufiralifther Rechts-
anwalt war als Freiwilliger nach Snakin gekommen. Er hatte einen
Feldwebel über fick» der ihm daheim die Schuhe gefertigt. Wollte fich von
dem fozial fo viel Tieferen nichts fagen laffenz wurde wegen Gehorfams-
verweigerung vor das Kriegsgericht gefiellt und mußte wohl oder übel
verurteilt werden. Zu fünf Jahren. Nun konnte man doch nicht gut
einen Mannx der Behaglichkeit und Praxis im Stich gelaffen, der fein
Leben für ein Ideal in die Schanze fchlagen wolltez zum Lohne mit lang-
jähriger Haft bedenken. Schließlich fand man den Ausweg daß man ihm
Gelegenheit gabz zu entfliehen - und kein Steckbrief ward ihm nachge-
fandt. Das waren jedoch Kleinigkeiten. Die Begeifierung war echt und
das- obwohl doch England gar nichts im Sudan zu fuchem durchaus kein
Lebensintereffe dort zu verfechten hatte. Es handelte fich allerdings
um noch größere Dinge. In Afghaniftan war es zu Reibungen ge-
kommenz und ein Krieg mit Rußland drohte. So war das Jahr 1884 das
Geburtsjahr des britifchen Imperialismus.
Jm felben Jahr machte Froudef der Hifioriker- auf den Earlyles
Mantel gefallen* eine Reife um die Welt. Er befchrieb feine Eindrü>ef
mit Reflexionen untermifäftz in einem Werkez das er Oceana nannte. Es
ift das klaffifche Buch- i| die Bibel des Imperialismus. Freude legt
darin das Hauptgewicht auf die Raffe. Er zitiert Horaz - non bis
par-entjbne - wo er vom Verderb der Raffe fprichh wie fle von Ge-
fchlecht zu Gefchlecht gefunkenx bis zur Gegenwartf die wiederum zeugen
werde prolern q (leterjorem. Nur dura) Lichß Luft, Sport und Riih-
rigkeitf fagt Froude- könne folche Gefahr abgewendet werden. All das
aber gewährleifieten die Kolonien, Nur müßtenf um nicht in zu ftarke
Betonung des Phyfifchenx des Animalifthenf um nicht in Barbarei zn
verfallenx um in der Kultur zu bleibent die Kolonien fich eng an das
kulturfpendende Mutter-land anfchließen.
Seitdem wurden vier Kolonialkongreffe abgehaltenz um die iiber-
feeifchen Pflanzftaaten enger an das Mutterland zu fetten. Der erfte
Kongreß war 1893 zu Kanadaf in Torontoz die anderen in London. Der
letzte Frühling 1907 unter dem Vorfiß des rührigen Winfton Churchill-
der im Burenkrieg und in Indien felbft ein gut Stück von den überfeeifrhen
Befißungen gefehen hatte. Die Kolonien find aber nur ein Teil eng-
lifcher Betätigung. In der ganzen aktuellen Politik der Gegenwart richtet
fich am gewaltigften England in die Höhe. Es i| in der Schlacht mehr
als einmal nnterlegem aber infolge feiner zähen Ausdauer und feiner er-

fahrenen Diplomatie ift es doch ftets von Erfolg zu Erfolg gefchritten.
Selbfi Bismar> meintef falls anders das Wort wirklich von ihm her-
f'tammt- die Engländer hätten längft das Talent zu herrfchen eingebüßt.
Das ift ein großer Irrtumr von wem auch immer das Wort herrühren
möge. Noch immer find die Briten auf dem auffieigenden Afie. Man
fieht das vor allem darauf daß fie im hervorragenden Maße die Fähigkeit
befißen- fich veränderten Zeitumftänden nicht nur anzupaffen, fondern fie
geradezu als Mittel zur Macht zu benußen. X011 rue redun, nec) mini
lee, 811djungere e0110r. Herzöge und Lords verfehmähen es nicht, Direk-
toren von Aktiengefellfchaften zu werden und felbft folche Gefellfchaften
zu gründen. Jüngere Söhne vornehmer Familien gehen nach Auftvalien,
nach Südafrika und werden Stützen des *Handels und der Induftrie- oder
gehen nach Nordamerika und kaufen und verwalten ungeheure Farmenr
die an Größe nicht felten ein deutfches Fürfientum überragen. Wenn
auch bei uns gleiche Züge auftauchen- wenn der Herzog von lljefi und
andere Große fich eifrig in kommerzieller Richtung betätigen- wenn felbft
in Japan der ftolze Daimyo von Satfuma eine Fabrik errichteter fo hat
England das Vorbild dazu gegeben. Aber weiter! Wie Karl Peters fchon
vor Jahren ausgefiihrt hay ift England aus einem Hand'els- und Induftrie-
ftaat ganz überwiegend ein Geldgeberftaat geworden. Es läßt andere für
fich arbeitenx naäf und nach auch in der Indufirie. Wenn in Deutfchland
fo oft .)0 triumpel gerufen wirdt weil wir daran findr die Briten indu-
ftriell zu überflügelm fo ift dem entgegenzuhalten- daß dies einigermaßen
in der Abficht weitblickender Engländer liegt. Mit Kleinigkeiten geben
fie fich nicht mehr ab. Ihre Gewinne aus Staatsanleihen und Börfen-
gefchäftem aus der Finanzierung und Gründung von überfeeifchen Ban-
kenx der verfehledenfien Hafenbau-r Brauerei- und Spinnerei: und Berg-
werksgefellfchaften bringen ihnen weit mehr einz als der praktifihe Betrieb
der Unternehmungen felber tragen würde. Wenn Pernaner 1898 nur
21/2 ftanden und 1906 auf 19 fliegenz wenn nicht felten Goldminen-
Shares von Schillingen auf eben fo viele 52 emporfchnellent fo kommt
das in der Regel englifchem Wohlftand zugute. Die Goldgruben von
Südafrika, Weftafrikar Auftralien und dem kanadifchen Alaska liegen im
britifchen Gebiete. Außer jenen Gruben- die reichliä, die Hälfte der
gefamten Weltausbeute an Gold liefern- hat britifehes Kapital in Mexiko
(z. B. el Oro) und vor drei Jahren- trotz der mißlichen politifchen Ver-
hältniffe- fogar in Rußland und Sibirien (Orsk Goldfieldsr Troitzk
Goldfiel'ds, Siberian Proprietary Minest Preobragensk und Alexan-

drowsk Mines im Gouvernement Orenburg) Gefellfchaften gegründet.
Befonders merkwürdig ift das Vordrlngen Englands im Zarenreiche.
England ifi von jeher der Arzt gewefen, der fich für kranke Männer
in der Politik intereffiert hat. Ein reäner l)l*, Eifenbart! Der [161'7118
return war für die Briten immer die Hauptfaehe. Daher der finanzielle
Mißerfolg des Burenkrieges fie auch mehr betrübte- als ihre militärifche
und moralifche Niederlage. Sie haben jedoeh die Niederlagen einiger-
maßen wettgemacht. Sie ftehen in „korrekten'ß achtungsvollen Beziehun-
gen zu uns- find gut Freund mit Italienx Frankreich und Spanien- be-
trachten die Portugiefen als ihre Vafallen und haben „ü ÜN“, ein
Kunkellehen- durch Königin Maud in Norwegen. Sie haben den Sudan
erobern Tibet wenigftens zeitweilig befeßt und fich dauernd zu defien Vor-
mund anfgeworfem haben fich vorteilhaft aus der marokkanifchenf wie der
abeffinifchen Affäre gezogenf haben vor einigen Jahren durch eine Anleihe
in Liberia die entfcheidende Stimme erlangtx dringen unwiderfiehlich in
Afghaniftanf Belutfchiftan und Perfien vor und haben fie, durch das
Bündnis mit Japan in Ofiafien für mindeftens ein Jahrfiinft einen Rück-
verficherunsvertrag gefchlofienf in dem vorläufig die Trjimpfe ganz in
britifcher Hand find.

Das relative übergewicht Großbritanniens mag in früheren Zeiten
größer gewefen fein. Die anderen Staaten- und namentlich deren Flotten,
kamen mitunter gegen die englifche Machtfiellung gar nicht in Betracht.
Namentlich in dem Menfchenalter- das nach Napoleons Sturz verfloß.
Niemals aber ift die abfolute Macht der Briten größer gewefenf als
gerade jetzt. Wenn durch das Aufkommen des Deutfchen Reiches- der
Vereinigten Staaten und Japans ein Machtmonopol hinfür unmöglich
wurde, fo ifi doch die territoriale und diplomatifche Stellung Englands
bedeutender denn je. Sein Landbefiß hat fich feit 1870 um viele Millio-
nen Quadratkilometer in Afrika und Afien vermehrtF in einem ungleich
höheren Maße als der Befiß anderer Nationen. Durch feine Staats-
kunft hat aber König Eduard die halbe Welt in das Neß britifcher Freund-
fchaft verfirickt. Die Yankees find zwar ftörrifcl» aber mit großer Behut-
famkeit geht man jeder Möglichkeit eines Konfliktes aus dem Wege. Die
Verfkändigung mit Rußland über Afien ift im beften Zuge. So hat Eng-
land nach allen Seiten hin die Hände frei und kann nicht nur in aller
Ruhe fich gegen kommende Gefahren wappnen- fondern auch aggrefiiv
vorgehen. Gegen die japanifche Gefahr werden die großen Befeftigungen
von Singapur errichtet; gegen innere und äußere Verwicklungen wird

das indifche Reich durch Entzweiung der Brahmaniften und Mohammedaner - daher die Teilung Bengalens - und eine Feftigung der Armee, wobei Lord Kitcheners Einfluß den Lord Curzons fchachmatt feßte- .u |ärken gefucht. So weit die Defenfive. Unternehmungsluftig aber gehen die Engländer in Abeffinien, in Darfur- Katanga und in der Türkei vor- wozu fie die Entente mit Frankreiäf befähigt. Die Bewegung richtet fich gegen Deutfchland, Durch den englifch-franzöfifch-italienifchen Vertrag find wir im Reiche des Negus an die Wand gedrückt. England geht jeßt mit Frankreich bei der Befeßung Marokkos- und felbfl in der Türkei, das wir unfere firhere Domäne wähnten- beginnt jeßt Englandf uns ganz demonftrativ auf dem Gebiete des Bahnbaues und Handels entgegenzutreten, Immer auffälliger wühlt es gegen den Kongofiaat- um deffen Anfall vorzubereiten, In Perfien endlich wird es durch die Verfiändigung mit Rußland die deutfchen Interefien bekämpfen. Daran werden auch noch fo intime Monarchenbefuche nicht viel ändern.

Nur in einem Land |eht es niäft befonders um die britifche Sache. Botha war der meifibeachtete Mann auf der leßten Kolonialkonferenz. Er hat, um die Loyalität der Buren darzutmn- einen auf acht Millionen Mark gewerteten Diamanten durch das Transvaalparlament dem König Eduard fchenken lafien. Schon Ohm Pauls Politik war es t0 [je 10a', Die Buren vergeffen deshalb ihre Ziele nicht.

S ü d a fr i ka, fo heißt ein alter Spruch, ift the great-6 of repotafiooa, das Grab des Ruhmes. Der Spruäy ift fchon vor Sir Bartle Frei-e aufgelommenf dem man den Ausbruch des Zulukrieges und Majuba in die Schuhe fchol» und er hat [im bei Bullet, Methuen und White wiederum bewährt. Auch jetzt mag der Ruf noch fo mancher Politiker an Südafrika zugrunde gehen. Selbfi Ehamberlain konnte es nicht fertig kriegen- daß dies Transvaal die 600 Millionen Mark zu den Kriegskoften beifteuertef die man ihm auferlegt hatte.

Die erfte Violine fpielen noch immer die internationalen Minenbefißer, Sodann hätten wir in London die um Asquith. Das Gefolge des Premierminifters zieht jedoch durchaus nicht an einem Strick. Burns- der Arbeiterführerl war für allgemeine Verbrüderung, und infolge defien logifcherweife gegen die Ehinefenf die den weißen Arbeitern die Butter vom Brot nehmen; Winfion Churchill- der geniale Sohn eines genialen Vaters- ift nur ein verkappter Tory7 iii eigentlich ein in der Wolle gefärbter Imperialifi, Dann hätten wir drittens die früheren Ins und jetzigen Outs- die Tories„ oder moderner Unionifts, die aber troß ihres

verföhnlicheu Parteinamens auch zwiegefpalten find. nämlich in Anhänger
Chamberlains und folche Balfours und des Herzogs von Devonfhire.
Natürlich hat jede Gruppe ihre eigene Anficht über das Heil Südafrikas.
Im Burenlande felber aber wirken zunächft die ..Progreffiven“ mit
Iamefon an der Spitz-e und Milner im Hintergrund; fie kämpfen mit allen
Mitteln für eine ..ftarke" Politik. für eine Verwaltung Südafrikas nach
imperialiftifchen Grundfäßen. Ihnen fteht der Afrikanderbond gegenüber.
der. bald lauer. bald heftiger. das ganze Britentum befehdet und jetzt.
da einmal der Strauß mit den Waffen verloren. ein friedliches Überge-
wicht der Buren erftrebt. Zwifchen diefen beiden Ertremen fchwanken
die meiften der da unten geborenen Engländer und Schotten nebft einigen
Angehörigen anderer weißen Nationen unfiet hin und her; die Mehrzahl
fcheint fich jedoch leßthin den Büren. von denen fie gern aufgenommen
werden. angefchlofien zu haben und mit ihnen in den Ruf ..Afrika voor
de Afrikaanders" einzuftimmen. Denfelben Ruf laffen nun aber auch die
Schwarzen ertönen. die ihrerfeits fiäf gegen die Weißen erheben und die
ebenfalls der Anficht find. das Land gehöre im Grunde doch nur den Kin-
dern des Landes. Man fieht: Südafrika ift nicht ganz leicht zu regieren.
Zahleumäßig fteht die Sache fo. daß die Buren. zumal gefchwellt durch
das „koloniale" Element der Briten und anderer Ausländer. den Impe-
rialiften. die außerdem jetzt bei der heimifchen Regierung keine rechte
Stütze mehr finden. weitaus überlegen find. Auszunehmen find Natal.
das durch drei neue Difirikte. die man dem Transvaal abgezwackt hat. 1903
einen ftarken Territorialzuwachs erhielt. ferner der Rand. die Stadt der
Diamanten. Kimberley. und natürlich Kapfiadt und Port Elizabeth. Das
Verhältnis der Afrikaander zu den Imperialiften wird wie 3 : 1 fein.
Auf der anderen Seite aber gibt es füdlich vom Sambefi fünf Millio-
nen Schwarze gegen "/4 Millionen Weiße. Das geht allerdings nicht nur
die Herren Engländer. fondern auch uns Deutfäfe und die Portugiefen
an, We're (ill iu file* name dont, Das Betrübliche in nämlich. daß
die Schwarzen fich fo kaninchenhaft vermehren. Sie haben die Viel-
weiberei. die wir ihnen nicht gut nachmachen können, Es geht ihnen.
wie uns nach dem dreißigjährigen Kriege: in gewiffen Gegenden Mittel-
deutfchlands. z. B. in Franken. waren damals. um der Entvölkerung zu
fteuern. zwei Frauen. fogar für die Pfarrer. nicht nur erlaubt. fondern
fchlankweg durch Gefetz geboten. In arabifchen Chroniken ift von einem
befonders tüchtigen Araber zu lefen. der hundertachtzig Kinder hinterließ.
Die Neger machen es ähnlich. Früher waltete ein Tfchaka. der das

Gebiet zwifihen Maputa und Oranje in eine menfchenleere Wüfte ver-
wandeltef der allein auf dem Grabmal feiner Mutter fünfzigtaufend
Menfchen gefchlachtet haben foll; was den großen Tfchaka in den Augen
feiner Zulu lediglich hob. Als die Oranjeländer gänzlich ausgeraubt
waren, zogen die Scharen der Zulu nach Matabeleland, ja bis Uhehe und
durch die Kalaharir bis zu den Hetero. Nun fiifteten die Buren Frieden-
und dann breitete fich über ganz Südafrika die prix vrjtanica. Die
Schwarzen hatten nun nichts Rechtes mehr zu tunf da ihr Hauptberuff das
Kriegshandwerkr ihnen gelegt worden war. Sie mußten fich auf Acker-
bau legen; da der Krieg ihnen jedoch keine Sklaven mehr für die Feld-
arbeit lieferte- fo waren mehr Frauen nötigf denn ein Zulu oder ein Suto
wird nie daran denken- felbft Hand an den Pflug zu legen. So mußte
man denn darauf aus fein, möglichft oft zu heiraten- um möglichfl viel
Arbeiterinnen zu haben. Eine Frau koftete aber Geld. Aber auch da
war gerade durch den Weißen vorgeforgt, Während der Freier ehedem
einfach fremder Leute Kindern ihre Ochfen und Pferde wegnahmf um
damit den Kaufpreis für eine neue Braut zu erlegen - etwa zwanzig
Ochfen für ein gewöhnliäfes Weibx neunzig bis hundert für eine Häupt-
lingstochter - geht er jeßt in die Gold- oder Diamantenminen und
arbeitet fo langer bis er die Morgengabe zufammen hat.
Grunge das Ergebnis ift- daß die Vermehrung der Schwarzen un-
heimliche Ausdehnung angenommen hat. In Natal ift die Zahl der Bantu
feit der englifchen Okkupation auf das fiebenfache gefiiegenf dazu haben
fich noch 90 000 Inder in der Kolonie eingeniftet. Überall wird denn
auch anerkannt, daß das drohende Übergewicht der Schwarzen eine große
Gefahr für ganz Südafrika bedeute. Um fo mehrx als wiederum durch die
Weißen eine gewiffe Einheitlichkeit von Begriffen und Anfchauungen in
der großen flutenden Eingeborenenmafie füdlich des Sambefi erzeugt
worden ifi, In Ofiafrika dünkt fich der Suaheli turmhoch erhaben über
dem Waldmenfchem dem Mchenfiz die kühnen Wandorobbojäger haben
wenig mit den feßhaften/ zurückgebliebenen Waparef die hochgematten-
lebenslufii'gen Wadfchagga nichts mit den rauhen Männern des Meru-
berges gemeinfam, Dazu fiehen die Wahehe und die Yao gegen die ande-
ren Bantu und gegen alle Bantu ftehen die völlig raffefremden Mafiai,
Das zerklüftetef vielfpältige- von den verfchiedenften Intereffen bewegte
Oftafrika zu beherrfchem ift ziemlich leieht; dasf abgefehen von den .Potten-
totten- wefentlich einheitliäze Südafrika im Zaum zu halten, ifi fchwer.
Vielleicht war es noäf lange nicht der dümmfie Gedanke, bei folcher Sach-

lage Ehinefen am Rand zu importieren: man kann die Zopfträger als
Prellbock gegen die Bantu benußen. Tatfäthlich war denn auch zwifchen
Schwarzen und Gelben bereits tödliche Feindfchaft ausgebrochen. Gegen-
feitige Überfälle waren auf der Tagesordnung. *
Jm Jahre 1883 war die Goldausbeute der ganzen Erde auf 300
Millionen Mark gefunken. Jetzt beträgt fie bald 1700 Millionen. Daran
nimmt das Transvaal allein mit weit über einem Drittel teil. Das ifi
fchon ein Gegenftand. Sodann aber iii Südafrika fchon jeßt die Heimat
einiger hunderttaufend Briten und verfpricht noch mehr für die Zukunft.
Das Kap liegt auf der Strecke nach Indien und Auftralien. Kapftadt
ift ferner der Ausgangspunkt für die gewaltige Transkontinental-
bahn. die jedt fchon bis zu einigen vierhundert Kilometern nördlich vom
Sambefi vorgedrnngen ift. während fie im Sudan fchon Fafchoda mit
Alerandrien verbindet. Südafrika iii ein Eckftein in dem Gebäude briti-
fcher Macht. Löfi man den Stein los oder wird er nur lorler. fo wankt das
ganze Gebäude. Nun gibt es Kenner. die auch nach dem Kriege an der
Anficht fefihalten. die Buren würden doch noch die Herren Südafrikas.
Damit wäre zugleich die Eingeborenenfrage gelöft.

Gufiav Falke:

Frühlingsnähe

Kommt der liebe Blumenjunge
Mit den vollen Köthen Won?
-Schwalbenvolk in hellen Lüften,
Kündet das dein Inbelton?
Siehfi du ihn von Hügeln hüpfen-
Morgenglänzend angetan?
' Leicht ihn durch die Felder fpringen?
Siehfi du meinen Frühling nahn?
Flieg' entgegen ihm und jag"ihm„
Daß ich lauter Sehnfucht wär'-
Und wenn er [ich miid' gelaufen-
Trag' ihn auf den Flügeln het.
""'*.""""""""""""""""*"""""""""""

Victor Klemperer:
Adolf Glaßbrenner und fein Fortwirken
Gedenkt man eines bereits ins Vergefien finkenden Schriftftellers, fo
ifi es üblich und ratfamf an dasjenige feiner Werke anzuknüpfenj das fich
noch die meifien Lefer bewahrt hat, So war denn auch am 27. März,
dem hundertfien Geburtstag Adolf Glaßbrennersj in erfter Linie von
den vielen Skizzenbiindchen die Rede- in denen er das Berlin des Vor-
märznnd der Revolution abgefchildert hat, von den Serien „Berlin-
wie es ift und - trinkt", „Buntes Berlin" ufw. Wenn ich nun in
den folgenden Zeilen von diefem iiblichen Wege abweiche. fo tue ia, das
nicht nur, um einiges wirklich Wertvolles und fafi ganz Vergeffenes defto
energifcher zu betonenj auch nicht nun um fogleich dem bekannten Schlag-
wort: „Adolf Glaßbrennerj der Vater des Berliner Wines" "als einem
allzu engen zu begegnen. Vielmehr liegt mir daran- einigef foviel ich
weißj noch kaum beachtete Beziehungen Glaßbrenners zu dem vielleicht
bedentendften und ficher eigenartigfien modernen Humorifien: zu Wilhelm
Bufch. hervorzuheben.
Während der fünfziger Jahre» als fein Jnterefie nicht mehr voll-
fiändig in der Politik aufgingj dichtete Glaßbrenner einige wunder-
hiibfche Kinderbücher. In den „Sprechenden Tieren" erzählt er unter
anderm die Gefchichte „Von der albernen*Ente und dem albernen Frofch".
?1e beiden Tiere fan-eien fich ihr „Waak" und „Quaak" entgegen und
finden an dem „albernen Getös" fo großes Vergnügenj daß fie dcn
Ruf zum Leidwefen aller anderen Gefch'o'pfe endlos wiederholen.
Was gefchieht'? Ein großer Hecht
Schlief fein Mittagsfchläfchen fchlechi;
Tobte deshalb auf das „Waali“
lind auf das verwünfchte „Quaakl“
Und da's immer wieder kamj
lind da's gar kein Ende nahmf
lind die Ente blieb beim „Waakl"
Und der Frofch bei feinem „Quaakl“

*packte er fie beide - und
Steckte [ie [iäy in den Schlund!
Rief bloß bei der Ente „Wa-rk!"
lind beim Frofchverfpeifen „Quaaki"
Der gänzliche Mangel an Sentimentalität- das grotesk Radikale
der Abftrafung weifen fogleich auf Bufchs „Max und Moritz":
. in den TriÖter
Schüttet er die Vöfewichter
Rickeratlel Rickeracle!
Geht die Mühle mit Gelnacle.
Nun kann man wohl fageny Bufch habe ein berühmteres Vorbild
an Hoffmanns weiwerbreitetem, auch nicht gerade zartfühligem Kinder-
buch gehabt. Aber einmal ftehen die „Sprechenden Tiere" von 1854
zeitlich zwifthen dem „Struwwelpeter" (1845) und „Mar und Moritz"
(18.58)')j und fodann hat Bufch ganz offenbar den Versdichter Glaß-
brenner gut gekanntf denn gerade Bufchs Meifterwerk, die „Fromme
Helene'ß ift in mehrfacher Hinficht aufs allerdeutlichfte von Glaßbrenners
„Neuem Reineke Fuchs" beeinflußt worden. Das wird fiäf aus einer
Skizzierung diefes faft ganz verfunkenen- fatirifchen Tiermärchens er-
geben.
Die „fprechenden Tiere" des „Neuen Reineke Fuchs" wenden fich'
nicht an Kinder; es find höchft politifthe Gefchöpfe- unter ihren Masken
|e>en die Regierenden und Regierten der vierziger Jahre. Natürlich
fteht für den Berliner Dichter Deutfchland und in diefem wiederum
Preußen auf: dem vorderften Plane doch wenden fich feine fatirifchen
Angriffe nicht fo fehr gegen einen preußifchen Herrfcher oder Minifter
als gegen Rom und vor allem gegen die Jefuiten, in denen er die eigent-
lichen Urheber alles europäifchen und fo auch alles preußifchen Dunkels
und Unheils fieht. Reineke Fuchs- fo baut fich die Gefthichte auf- i| wegen-
feiner vielen Miffetaten vom (päpftliäfen) Hofe „Siebenfpißen" ver-
bannt und aller Würden und Güter beraubt worden. „Nur Malper-
taus ließ man ihm noch- fein altes Stamm- und Ahnenloch". Dort hauft
er nun mit feinen Freunden und Dienern, den „F11chfiten", wartet ab,

1)Jedenfulls ifi der Reichtum an guten .Kinderbüchern 'ein fo großer-f als
daß man das wertvolle Mittelfiück zwifchcn dem „Struwwelpeter“ und „Max und
Mori.“ [o ganz totfchweigen folltef wie das etwa Hermann L. .Koefier in feiner
„Gefthichte der dentfchen Jugendliteratur“ tut.

bis feine Zeit wiederkehre. und forgt inzwifchen für die Belehrung der
Seinen. Eine feiner Predigten lautet fo:
Ihr werten Herrn!
Der Mächtigfie ifi jeder gern
Aus purer Religiofität.
Weil uns ja vorgefchrieben fteht.
Gott fei das Mächtigfte. was lebe.
Dem gleichzuwerden jeder firebel
Drum klingt's auch fchlicht. ifi's doch nicht fchleäzt:
Wer nur die Macht hat. hat auch Recht,
Recht hat am meifien der Thrann.
Doth's Volk auch. das ihn "kürzen kann;
Am höchfien aber fteht die Kraft.
Die felber alles denkt und fchafft
Und andre Kraft fiets glauben macht.
Sie hätt' gefchaffen und gedacht. --
Die ift am ähnlichften dem Herrn
Von Sonne. Erde. Mond und Stern.
Und darum tut auch uufer Stamm
0mmja act majorsm (kai glorjam.
Als nun unter der Regierung des ..großen Ochfen" die Macht
Siebenfpißens in Verfall gerät. wird Reineke wieder zu Hofe gerufen.
Wie ihn der geiftliche Würdenträger Rhinozeros aus Malpertaus abholt.
und wie die beiden zufammen an den Hof wandern. ..Rhinozers" Dumm-
heit und Schlechtigkeit. Reinekes Schläue-gepaarte Niedertrarht -- das
wird echt märchenhaft mit vieler Komik gefchildert. überhaupt gelingt
es Glaßbrenner immer wieder. nach aller Politik einen Märchenton zu
treffen. den man kindlich nennen könnte. wenn er nicht allzu mittel-
alter-lich derbe wäre und auch das Sexuelle recht unverblümt betonte.
In der Beratung zu Siebenfpißen weiß Reineke es durchzufeßen. daß man
ihn zum Nachfolger des ..großen Ochfen“ beftimmt. und mit diefer Er-
nennung in der Tafche geht er ..in alle Welt". um bei den einzelnen
weltlichen ,.Tierhöfen" Einfluß zu gewinnen.
Am ausführliihften und deutlichften wird fein fiegreiches Wirken
am preußifchen Hofe gezeichnet. Hier freilich fißen die Tiermasken fo
locker. daß kaum noch von einem Märchen die Rede fein kann, Um fo
fchärfer und geiftreicher tritt die unmittelbare Satire zutage. Man erhält
einen kurzen Überblick der jüngf'ten Vergangenheit. Das Reich des Bären
war vom räuberifchen Adler unterjocht worden; dann kam der Befreiungs-

und Interieur von
Landhaus
Paul Schultze-Naumburg
ch Pudor
inri
Zum AuffaÃŸ von He

krieg- der zwar nur mit Hilfe des Eisbären gelang- aber doch nie ohne den
unfäglichen Opfermut des Bärenvolkes gelungen wäre.

Berlaffen war jedwede Brautx
Freiheit, Freiheit erfcholl es laut-
Und wer es heut zu Tag noch [iefi-
Wohl eine Träne drum vergießt.

Dies iit eine der wenigen Stellen des Buches- die lyrifch und doch
gelungen iii. Meift fiören die ernfteren lyrifchen Ergüfie fehr- weil
Glaßbrenner in diefer Hinficht faft immer verfagt, Aber zum Glück
bildet ja auch das ernfthaft lyrifche Element die völlige Ausnahme im
„Neuen Reineke". Vorherrfchend ifi ein tro>en humoriftifcher Tonf der
ganz und gar auf Built) hinweift. Die Komik entfpringt fehr häufig dem
Gegenfaß zwifchen der Versform und der unerhört profaifchen Sach-
lichkeit des Ausdrucksh die fich zu verblüffenden Sentenzen und Charak-
teriftiken zufammenfchließen.

So etwa:

Was fonfi auäx Gutes fehlt dem Vieh,
Ein König: fehlt ihm nun und nie,

Oder:

Die Spinne aus dem heil'gen Stift
War [chlau und innerlich voll Gift.

Ich meiner hier ift fchon der Ton angefchlagem der bei Bufch fo
überrrafchend wirkt:

Und Franz war wirklich angenehm7
Teils dieferhalb, teils außerdem. - -
Das Gute - diefer Salz fieht fefi -
Ifi [lets das Vöfex das man läßt.

Aber auch in der Prägnanz ausführlicher Befehreibungen kann man
etwas von Bufchs Art verfpüren. So wird der König durch altbewährte
Mittel von der Erfüllung feines Verfprechens abgehaltenx dem Volke
nach der Verjagung des äußeren Feindes eine Verfafiung zu geben.
Reineke läßt einmal die fchöne Gemfe Nanny7 die Tänzerim an den Hof
kommen und durch fie den Herrieher gründlich von feinen politifchen
Sorgen ablenken- fodann täufcht er ihm revolutionäre Stimmungen
und befondere politifche Unreife des Volkes vor. Er läßt feinen
getreuen Helfershelfer Dachs als burfäyenfchaftlichen Verfmwörer und

,.niederträcht'gen Demagogen“ vor den entfeßten König treten. Da
wird denn der Dachs derart gezeichnet:
Mit einem überlangen Bart
Nach aller freien Männer Art;
An jedem Stiefel einen Sporn
Und einen Dolch im Vufen vorn.
Auf feinem Kopf 'ne freche Mühe.
Im Munde eine Pfeifenfpiße.
Drau eine Pfeife furchtbar lang.
Die merkenswert nach Tabak [tank.
Man nehme zu diefen ftarken Ähnlichkeiten des Stils hinzu. daß
beide Männer. Glaßbrenner wie Bufch. durch heftigfte antiklerikale Ten-
denzen befiimmt werden. fo ergibt das allein wohl fchon die Berechtigung.
in Glaßbrenner einen Vorläufer Bufchs zu fehen. Könnte man aber
meinen bisherigen Ausführungen doch wohl noch den Vorwurf zu großer
Allgemeinheit machen. fo will ich nun zwei Szenen in Parallele ftellen.
die einerfeits zu den gelungenften und wichtigfien der beiden Autoren
zählen. und die zum andern entfehiedenfie Verwandtfchaft verraten.
Da es mit dem alten König zu Ende geht und der Kronprinz höchft
freiheitliche und volksfreundliche Jdeen hat. fo wendet Reineke feine
Bemühungen auf diefen. Wieder ift ein Weib. diesmal die Kuh. fein
Werkzeug. Sie bezeigt fich ihrem geiftlichen Freunde. der ihr zu hohen
Ehren verhilft. fehr dankbar. Und als nun der neue Herrfcher an der
Wiege feines illegitimen Erftgeborenen fteht. ift er anfangs gar nicht
entzüikt. ..Woher ifk denn fein Haar fo rot?“ fragte er mißbilligend.
Doch bald läßt er fich zur rechten Vaterfreude bekehren. und der Ein-
fluß der zur Gräfin erhobenen Mutter wächft. Sie i| eine fehr fromme
Dame. und da fie von der Geburt des Königskindes einen Schwäche-
zuftand zurückbehalten hat. fo erhofft fie Genefung von einer Wallfahrt.
Im Nonnenklofter zu den Krähen
Weiß ich ein uralt .Käfichen fiehen . . .
darin befindet fich:
. . . von Sankt Ambrofen
Ein Paar geflickte heil'ge Hofen.
Wer einen Fiir-ken von ihm küßt.
Flugs heil an Leib und Seele ifi . . .
Ja felbfi bei ein'gen tauben Damen.
Die gläubend zu der Hofe kamen.
Der heil'gen. hat nach wen'gen Stunden -
- Ich fchwör's - man fchon Gehör gefunden.

-h - Z_ j :*-
Die Wallfahrt geht vor fich. Gräfin Kuh gefundet prompt, und nun
vernehmen's allel
Daß Gott jeßt wiederum geruhe
Und durch Reliquien Wunder tuef
Befonders aber beifpiellofe
Und herrliche durch diefe Hofe.
Auch fei der Ablaß aller Sünden
Durch einen Kuß dabei zu finden;
Man heile Leib- und Seelenweh
Für fieben .Kreuzer nur Ent-tee.
Man transponiere diefe Vorgänge ins Bürgerlich-Familiäre und
ordne fie in andere Reihenfolge. So gedenkt man ficherlich der kinder-
lofen Helene, zu der der „fromme Mann" fpricht:
Da helfen allein die geifilichen Mittel . . .
Drum . . . folge der feligen Pilgerfpur
6811 Thosernont (le b0n 8000118,
Denn dorten berühmt [eit alter Zeit
Stehet die Wiege der Fruchtbarkeit . . ,
Und erinnert fich weiter- w-ie Helene die fromme Birtfahrt mit
dem „heil'gen Franz‟ zufammen unternimmtf und fieht vor allem Bufchs
fchönfies Bild vor fiäf: Vater Schmöck und Vetter Franz an der Wiege
des Zwillingspaares, das dem heil'gen Franz aus dem Gefichr ge-
fchnitten iii. und gerät von diefem Bilde endlich wiederum auf Glaß-
brenners: „Woher ift denn fein Haar fo rot?“
Dies dürften genügend deutliche Anklänge fein. um daraufhin
Glaßbrenner den Vorläufer und doch auch wohl den Lehrer Bufchs zu
nennen. Es foll damit keine Gleichftellung der beiden Männer ge-
fordert werden. Bufch iii der ungleich größere Künfiler. Daß der Zeichner
ebenfo hoch- wenn nicht höher fteht als der Dichter Bufcl» darf bei diefer
Betrachtung aus dem Spiel bleiben. Als Dichter erhebt er fich über
Glaßbrenner durch feine größere Formftrengef ich möchte fagenf durch
eine |ärkere Bewußtheit feines eigentlichen Könnens. Denn Bufch
gebraucht jenen unpathetifrh trocken fatirifchen Tonl den man heute ge-
radezu als Bufch-Vers bezeichnen könnte- durchgängig; Glaßbrenner
dagegen- dem der Bufch-Vers auch fchon trefflich zu Gebote ftehtf miftht
ihn gelegentlich mit fanfteren lyrifchen Klängem gelegentlich auch mit
direkten Zornausbrüthen gegen die verfpottete Heuchelei. Beide Ab-
weichungen bedeuten natürlich eine Schädigung der eigentlichen Satire.

Treo folch offenbarer Schwääfen ift der „Neue Reineke Fuchs“ von Anfang bis zum utopifchen und zugleich fkeptifchen Ende - die Macht der „Fuchfiten" zerbricht- es fragt fich nur auf wie lange - ein köftliches Buch und noch heute fo genußreich zu lefen- wie in den Tagenl da es unmittelbare Wirkung tat.
Glaßbrenners Kindergefafichten und fein politifäfes Tierepos find wertvoll an fich und wertvoll in ihrem Fortwirken. (Richard M. Meyer hätte in feiner „Deutfchen Literatur des neunzehnten Jahrhunderts" in Glaßbrenner doeh kaum nur den „zahmen“ Vorläufer der Kladderadatfch-Dichter gefehen- wenn er den „Reineke" in feine Betrachtung mit einbezogen hätte.) Daß diefe Werke dennoch fo ganz verfunken find- genau wie die „Verbotenen Lieder eines norddeutfäfen Poeten'ß um die es freilich viel weniger fchade ift- weil hier die geringere Begabung des Mannesy die lyrifchef ftärker zu Worte kommt - das liegt wohl an dem zahlenmäßigen Übergewicht der Glaßbrennerfchen Profafchriftenl fodann an ihrer kulturhifiorifchen Bedeutung- endlich an der größeren Unmittelbar-keit und - ich möchte fagen: praktifäfen Verwendbarkeit ihres Wides. Wer heute das Berliner Volk der dreißiger und vierziger Jahre kennen lernen will, der greift zu Glaßbrenners Heften (wobei er freilich auch den Zeichnungen Hofemanns gebührende Aufmerkfamkeit fchenkt); und wer eine Berliner Poffe oder Humoreske zu fchreiben unternimmt, der „infpiriert‟ fich auch wohl gelegentlich bei dem gleichen Autor. Manches darf er ruhig aus diefen Schriften übernehmen- denn Glaßbrenner ift ja häufig nicht der Erfinder- fondern der Finder feiner Volks-Scherzel und alles läßt fich aufs bequemfie dura) Variation nachbilden„ denn Glaßbrenner zeigt fehr deutlich die Art und das Zuftandekommen des Berliner Wißes.
Diefer Mann, den man heute vielfach als den bloß Wißigen anfieht- von deffen kulturhiftorifcher Bedeutung man eigentlich annimmt- fie fei eine paffive, ihm felbft unbewußte gewefen (gleich der kriminaliftifchen Bedeutung eines Verbrechers etwa)l hatte eine fehr klare und hohe Auffaffung von feinem fäfriftftellerifGen Beruf und handelte danach. Er beobachtete und fchilderte Berliner Sprache und Sitte ganz bewußt als Kulturhifioriker. Es kam ihm weniger darauf anf originell zu erfinden als riäftig zu fehen und zu berichtenl und wenn er etwa das Treiben auf dem Schüßenplaß fchildertq fo befang er die vorgeführte „jräßliche Mordtat" nicht mit eignen Verfenx fondern bekräftigte in einer Anmerkung ausdrücklich die Echtheit des mitgeteilten Bänkel-

fanges, Da findet man denn in Glaßbrenners Heften den Alltag und Sonntagf die fozialen und politifchen Empfindungen des Volkesx feinen Wiß und feine Schlagfertigkeit, feine Bildungsfähigkeit und feine Unbildung.
Zieht man Glaßbrenners hahnebüchenfte Säferzef feine nachkommenreichfien Wiße in Betracht (etwa die Definition: Opodeldock is, wenn man Kreuzfchmerzen hat)t fo kann man fafk zu der Anficht kommem der Mann habe gar keinen eignen Win, fondern nur das befte Ohr für den Witz des Berliner Volkes befeffen. Aber das i| nun auch wieder gar nicht richtige denn Glaßbrenner befaß ein viel höheres Gutf das den Wiß involviert; den Humor, Einen Humor- dem alle Sentimentalität fernliegtx der in feiner fcheinbaren Graufamkeit auch wieder auf Bufch hinzuweifen fcheint. Aber fieht man fchärfer hinf fo findet man hier an Stelle des Ähnliäfen eine fehr iharakteriftifihe Verfchiedenheit. Denn während Bufchs Galligkeit einem tiefen Peffimismus entfpringtx lift Glaßbrenners Ungerührtheit anders zu erklären. Man betrachte daraufhin eine feiner meifierliihen Szenen- den „Eckenfieher Nante". Nanteder den Vormittag mit Trinken und Unfugtreiben ausgefüllt hate kommt zum Effen nach Haus. Auf *die Frage feiner Frauf was er verdient habef erwidert er: „Nifchti Wenn de zwee Irofchen davon abhaben willftdenn mußte noch wartenf ick muß erfi wechfeln,‟ Darauf meint fie: „Nawahrhaftigf wenn ick nich wafchen dhäte- wir jingen reene zu Irunde“. Daun bekommt Nante „en paar Bratwürfchte“f während fich Mutter und Sohn mit „Quetfchertoffeln“ begnügen müffen. Danach erhält der Junge aus erziehlichen Gründen eine Ohrfeige und wird ausgefandt„ für den Vater „bei Lehmanns ufn paar Oojenbliäe die Zeitung" auszubitten. Und fpäter begibt fich Nante wieder in die Kneipe. Der moderne Naturalismus hat ähnliäfe Szenen in großer Menge gefchildert und hat das darin enthaltene Trübe mit trüben Farben zum Ausdruck gebracht. Bei Glaßbrenner ift die Wirkung eine rein komifche. Er gibt nämlich den unter Nantes offenbarer Gemeinheit Leidenden ni>ft das Gefühl ihres Leidens, Mutter Schwabbe und ihr Sohn find mit ihrer Stellung ganz zufrieden, das muß fo fein„ fie find niäft zart befaitet und revanchieren fich gelegentlich für erlittene Unbill. Was das Mundwerk anbelangtz fo find fie dem Hausherr-n völlig gewachfen, und wenn er hilflos betrunken heimkehrt- ift Mutter Schwabbe Herring und der Junge wiederum wird in einigen Iahren genau das feinf was der Vater jeßt ifi. Glaßbrenners harter Humor wird alfo hier durch ein fehr tiefes

und konfequentes Sehen ermöglicht. Er fagt fich, daß ein Znftand. der
dem Gebildeten unerträglich fcheinez für den Ungebildeten noch längft
niäft eben folche Schrecken befißen miiffe.. Er nimmt damit eine Erkennt-
nis vorweg. die erft in Sudermanns „Ehre“ wieder auftauchen follte.
Aber in der „Ehre‟ trug fie kaum dazu bei. die Tragik des Dargefiellten
zu mildernf und in den meifien andern Dichtungen der „neuen Riäftung"
wurde diefem wahrhaft mildernden Umfiand kaum Rechnung getragen.
Nun könnte man ja in fozialer Hinficht gegen den dura) und durch li-
beralen Glaßbrenner den Vorwurf erheben. feine Betrachtungsweife
fei doch eigentlich eine höchft konfervative, Aber von dem Schriftf'teller
ift doch nur dies auszufagen: er war ein Naturalift mehr als fünfzig
Jahre vor dem Aufkommen der deutfchen naturalifiifchen Richtung. und
er blieb im Grunde genommen mit feinem Humor enger bei der tatfäch-
lichen Wahrheit als die nachmaligen Naturaliften mit ihrer Tragik.
So daß alfo bei diefem Vorläufertum Glaßbrenners nicht von den Ein-
fchränkungen die Rede ift. die der gleiche Titel Wilhelm Bufch gegenüber
erfahren mußte.

Felix Braun:
Der Schatten des Todes Roman
WWW 1910 bg 8. Zehntel-rentier- Miele-küche 'ier-lagenneealt Bei-lin
Fortfeoung
Am nächfien Abend war Chrifiiane Leffing bei uns zu Befuch. Ich _
kam von einem Spaziergang erfrifchtx mit umkühlten Wangem nach
Haufe, Als ich die Klinke niederdrückteh hörte ich gedämpftes heimliches
Sprechen- - da zog ich fachte die Hand zurück und fchlich mich in mein
Zimmer. Bücher lagen- aufgefchlagenh auf dem Tifch; ich fchob die vor-
derfien zurückX feßte mich hin und zeichnete auf dem zufällig vor mir
liegenden weißen Blatt allerhand Figuren und Ornamente. Eine heim-
liche Unrafi quälte mickx die Sehnfuchß Chrifiiane zu fehenh wechfelte
mit einer unbefiimmtenx kindifchen Furcht vor ihrem Blick. In Zweifel
fchwankte ichh ich kam mir wie ein Gefangener vorh dem lange Ketten
weiten Raum zum Schreiten geben. Und fo fchrieb ichx um die tönende
Mufchel unruhigen Wattens zu betäubenh die Verfe auf- die mir vorhin
in den Sinn gekommen waren:
O nun iii alles gut.
Mir ifi7 als könnt' ich mein Blut
Fühler» wie es beruhigt ifi
Und langfam fließt.
Deinen Namen fpreche ich noch
Ganz leife in die Dämmerung hin
Und denke mit aus: Du liebfi mich doch,
Weil ich fo einfam bin.
Da trat plötzlich Renate ein. „Warum bifi du hier '2‟ fragte fie. „Drinnen
i| Chrifiiane Leffing und wartet auf dich." - „Wartet fie wirklich auf
mich?“ fragte ichy unfchlüffigx ob ich gehen oder bleiben follte. »- „Ich
glaubelß gab Renate zurück. Und fie führte mich durch den dunklen Korridor
wie einen kleinen Jungen. „Erinnerfi du dich?‟ fagte fieh und ihre Stimme
fchien verdunkeltX „erinnerfi du dich- wie du dich einmal hier verfieclt haft

und wir dich fanden: weinend. ich weiß nicht mehr. worüber - aber
über ein ganz abfonderlich Gefahrvolles.“ - „Ia. ich erinnere mich.“
fagte ich. „es war nach dem Auftritt mit Profeffor Fafching. du - das
war furchtbar.“ Renate nickte: „Alles ift furchtbar“. fagte fie. „weil
alles von der Kraft kommt und nichts vom Mitleid.“ - „Oder weil
alles zum Mitleid firebt und nicht zur Kraft.“ antwortete ich. Und plößlich
fiehen bleibend und flüfiernd: „Nun kommt es wieder. Renate!‟ -
.,Was? Was kommt?“ - „Die Furcht!“ - „Aber wovor denn ?“ -
„Vor ihr. vor dem Zimmer. vor euch' allen. vor mir felbfi - was weiß
ich?!“ - „Bor Chriftiane fürchteft du dich. Clemens?“ - „Im Ob ich
es nun fürchten nennen fell? Sie hat einen fo fchwebenden Blick.“ Renate
lächelte: „Soll ich ihr das fagen. Clemens?“ und wir hielten vor der Türe.
„Geh hinein.‟ fliifierte Renate und ftieß mich an. Ich fiand fiarr. „Ich
kann niht“. hauchte ich. „ich kann nicht.“ In diefem Augenblick wurde
von innen die Türe geöffnet und Chrifiiane fiand vor mir - da ver-
dunkelte fich mir alles und. ohne zu wiffen. was ich tat. trat ich
zurück. murmelte etwas vor mich hin und lief in mein Zimmer zurück.
den Schall des Gelächters einfangend. das die Mädchen hinter mir
herfandten.
Von dem Augenblick an fchien es mir. als könnte ich Chriftiane
Leffing einmal lieben , . .
Einige Tage nachher -ich faß gerade bei den Büchern und findierte
-- brachte mir das Stubenmädchen einen Brief. Er war von Angelika.
Was will fie nur von mir? dachte ich und warf ihn ärgerlich beifeite.
Ehe ich aber die Lampe löfchte. erinnerte ich mich feiner und öffnete
ihn. Da ftand nichts als die Worte: „Denk' Dir - die Beate ift ganz
verliebt in Dich.“ Dies las ich an die hundertmal mit felig verlorenen
und doch widerfpenftigen Gefühlen. die Nacht fchien mir groß und klar.
die Sterne nah und von ungewohnter Helle. Träume gingen über mich
hin: aber neue. nie geahnte. - In diefer Nacht gefchah es zum erfien-
mal. daß Elviras Traumgefialt nicht zu mir kam. Das merkte ich erft
fpät. Beate Glandorff liebte mich -: wie feltfam das war. wie fchön
und wie befreiendl - Aber wäre es nicht viel fchöner. befreiender und
tiefer gewefen. wenn anftatt ihres Namens der Chriftiane Leffings auf dem
Papier geftanden wäre? - Da beraufchte ich mich an der Schönheit
der Chriftiane wie an füßem und fchwerem Wein und fiehe: die Nacht
war gut und fchickte mir die Chriftiane in meinen Traum.

Zweites Kapitel.
An einem Abendj da wir allej auch der Bräutigam Angelikasj Gufiav-
um den großen runden Tifch im Speifezimmer faßen und allerlei über
die nahe Hochzeit vorfchlugen und verwarfenj gefchah es plößlichj daß
unfer Vater mitten in der Rede fiocktej und als hierauf aller Blicke fich
ihm zuwandtenj fahen wir mit ungläubigem Grauen fein Gefiäzt fahl
und feine Augen glafig werden. Der Körperf deffen linker Armj firaff
herabhängend„ die Schulter fchief nach fich zog- war an die Lehne des
Seffels zurückgefallenj der Kopf fank vornüber und warf einen formlofen
Schatten auf die Vrufi. Erft faßen wir alle regungslos„ vom tödlichen
Schreck bis an die Wurzeln des Lebens getroffenX dann riffen wir uns
von den Seffeln aufj als hätten wir dran fefi geklebt und fiürzten zu
unferem Vater hinf ihn zu ftüßen. Gufiav und ich faßten ihn anj richteten
ihn unter unfäglichen Mühen auf und fchlepten ihn - nein: trugen ihn
fafi in fein Schlafgemach. Wie bleiernj fo fchwer abgefiorben lafteten
die Glieder des vom Schlag geftreiften Körpers auf den Flächen unferer
Hände. Renate und Angelika folgten uns nur von ferne; fie gingenj
langfamj dicht aneinandergefchtniegt und fahen uns mit angfivoll -
bewegten Blicken nachj als wir aber die Tür gefchloffen hattenj hörten
wir fie ganz deutlich wild und verwirrt in Schluchzen ausbrechen.
Der Arzt kam- unterfuchte- gab Maßregeln und verficherte voll-
kommene Gefahrlofigkeit. Ein leichter Schlaganfall - nichts weiter;
man möge ihn rufen laffenj fobald fich etwas Beängfiigendes zeige,
Darum fei Beobachtung des Kranken auch während der Nacht dringend
geboten. Wenn das Herz fiark bleibe - hier fah er mich fcharf anj daß
ich erfchauerte - wenn das Herz fiark bleibej fei nichts Schlimmer! zu
befürchtem und jedem von uns die Hand reichendß ging erj beruhigend
wie immer. Gufiav folgte ihmj dem Drängen meiner Schwefier nach-
gebend; er fchüttelte mir und Renate wortlos die Handj als er fich aber
zu Angelika wandte und ihr fiumm ins Geficht fahj fchluchzte fie aufj
eilte auf ihn zu und fchmiegte fich an ihn, Er beugte fich und küßte fie
aufs Haar. Darüber ergriff uns alle fo heiße Rührungj daß wir in Tränen
ausbrachen und unsx ohne einander anzufehenj die Hände gaben. - Dann
fiel die Tür ins Schloß- und wir drei fanden uns mit einem Male einfam
im Zimmerj in dem der Vater fchlief und in dem wir befchloffen- die
Nacht zu verbringen. *
Um zwölf Uhr ftand Angelika auf und fagte- fie wolle fich im Neben-
g'

zimmer aufs Sofa legen- nur ein wenig ausruhen wolle fie„ man möge
fie weekem wenn -. Sie vollendete den Sah nichtx fah fich umx zauderte
und fehte fich wieder. Renate und ich verfuchten vergebens- fie zum Gehen
zu bewegen. Es fei ihr nur fo in den Sinn gekommenx meinte fie. Darauf
fchlug ich vorx die Nacht zu teilen. Es hätte ja keine Vernunftz wenn wir
uns alle drei im Wachen ermüdeten. Jay würde bis fünf Uhr aufbleibenz
Renate würde mich ablöfenh Angelika aber müffe die Vormittagsftunden
um den Kranken fein. Erft lehnte Angelika ab- als aber Renate ruhig
aufftand und fich bereit erklärteh willigte auch fie ein. Renate fchritt
voraus und bemühte fich/ fo lautlos als möglich die Klinke niederzudrückenz
Angelika folgte ihrx und noch einen Blick auf das Geficht des Schlafenden
werfend- verließ fie mit der Schwefier das Gemachh in dem nichts hörbar
war als das leife Zwiegefpräch der Uhr mit dem Herzen des Kranken.
Ich hatte meinen Stuhl ans Fenfier gerückt- das die Ausficht auf
einen Garten bot. Der Himmel war blau- von einzelnen weißen Wolken
und leicht hinfließenden Dunftfchleiern verhüllt. Wenige Sterne ftanden
kühl und mit ungewiffem Licht. Beugte man fich vorx fo konnte man ganz
links die fcharfgefchliffene Mondfichel fehen: fchmal- zarth wie aus an-
gehauchtem Gold. Die Bäume im Garten fianden kahl gegen den Himmel;
ein leifer Wind regte fick» ftand aufx und man konnte feine Schritte deutlich
erkennen: an dem Hin- und Herwallen des Grafes unter feinen Füßen.
Wind! dachte ich . . . Wind! und dann laufchte ich , , . aber ich hörte
den Wind nicht: ich hörte mein Herz lauter noch als das Herz meines
Vaters und die Uhr .
Und ich fah die Möbel am eines nach dem andernh - dunkel waren
fie„ Schatten lafteten auf ihnenx umhüllten fie wie in einer Liebkofung
leicht und mit großer Sicherheit. Ich felbfi aber war wie fie: leicht und
in großer Sicherheitx und ich dachte nicht an den Kranken und nicht an
den- der lange draußen im Garten gelauert haben muß: ich dachte an
Beate Glandorff und Chrifiiane Leffing. Und auch an Elvira dachte ich-
aber ftillerh klarer und ohne zu fchwärmen. Sooft ich aber an Beate
dachte- ging eine Angft durch mich„ und ich richtete mich auf„ nach dem
Kranken zu fehen; der fchlief. Der Schatten des Vettes fchien gewachfen
und rührte fafi an meinen Fuß; wenn ich den ausftreckte„ konnte ich ihn
erreichenz doch ich getraute mich niäztx denn es war ein fehr dunkler
Schatten.
Auf einmal kam ein Geräufch vom Bett her. Ich fprang aufx machte
Licht. Mein Vater war erwacht; er hob fich ein wenig aus dem Kiffen

und bewegte die Lippem als ob er etwas fprechen wollteß - aber wie
er felbfi zurü>fankf glitt auch das Wort unverfiändlich von feinem Mund
herab und verlor fich in dem Geräufch des weichen Polfiers. Ich trat
nahe an das Bett heran- beugte mich niederx um zu horchenf und hatte
das Gefühl- ganz Schale oder Hand zu fein- in die ein anderer etwas
legen will. Still fiand ich„ angefpannß über mir felber hochgewölbty
eine Kuppel über meinem Herzem das dumpf fchlug. Und dann löfie
ich miclx legte eine Hand auf die des Vaters und fragte fehr leife: „Ift
dir etwasx Papa?"
Das Haupt des Liegenden wandte fich mühfelig zu mir hin. Der
Blick war drohend„ aber wie graues Gewölk droht: unklar und fchwebend.
Um die Lippen fchlich ein böfer Zug. Die Hände aber griffen nach den
meinem umklammerten fie eiferm daß es wehe fah und fchloffen fich wie
Ringe und wie gefchmiedet um fie. An ihnen richtete fich langfam der
Körper auf/ bis er faß. Dann fchwankte er ein wenig- der Griff lockerte
fich- und der Mund öffnete fich fchmerzvoll wie zu einem Schrei. Aber
der klang nicht auf. Nur Worte kamenf klar- daß ich mich vor Grauen
verwunderte. Ihrer entfinne ich mich nicht mehrx nur das leßte Wort
klingt noch im gleichen Ton durch diefe Schrift: „Der Himmel"„ flüfterten
die Lippenx ein Röcheln lief durch den LeibX der fich langfam niederfenkte
wie eine Fahne und- wie die Händef die die meinen immer noch - nur
ganz leife- umfangen hieltenx zurückfielen und fchwach am Bett auf-
fchlugenx floh der letzte Hauch aus dem Mund wie ein Schmetterling.
Ich fchrie nicht auf„ - ich wartete und ftand ruhig. Damals fah ich zum
erfien Male das gebrochene Licht an toten Augen.
Nach einiger Zeit ging ich leife an die Fenfter- fie zu öffnen: fremd
und feierlich kühlend fchwebte die Luft ins Zimmer, Ich lehnte mich für
eine Sekunde hinaus- fah zum Himmel aufx den mein Vater zuletzt ge-
grüßt hatte- und fühlte angenehmen Hauch an den heißen Wangen. Wie
ein Träumender war ichx der weißz daß er träumt. Und in einem fonder-
baren Gemifch ficherer und hinfinkender Gefühle ging ich hinf meine
Schwefiern zu rufen . . . .
Als ich am Vorabend des Leichenbegängniffes die vielen Kondolenz-
briefe flüchtig durchfahf fiel mir einer durch die angenehm fließende
Schrift auf„ in der fich mein Name auf dem Kuvert fchön ausnahm.
Er war von Chriftiane Leffingz es fianden ein paar herzliche Worte auf
einer feinen fchmalen Vifitkarte. Nun reizte es mich- die Schrift Beates

zu fehen„ aber als ich die großen Stöße von Briefen durchfuchtg ohne
den gewünfchten finden zu könnenz trat plößlich Angelika mit Beate
ins Zimmer. .
(- * Ich erhob mich und ging ihr ein paar Schritte entgegen: „Das
ifi lieb von Jhnenh daß Sie gekommen find!‟ Sie entgegnete nichts
und fah mich am - dann gab fie mit beide Hände. Eine heiße Welle
von Rührung überftrömte mein Herz„ ich hatte ihre rechte Hand finken
laffen„ aber die linke hielt ich noch feft mit meiner rechten. „Bleiben
Sie ein bißchen bei uns?“ fragte ich. Sie rückte fich einen Seffel von der
Wand an den Tifch. Angelika winkte mir und drückte fich aus der Türe.
Wir fchwiegen lange. Beate faß mir gegenüber und fpieltez den
Blick gefenkh mit den Franfen des Tifchtuchs. Ich hatte das unangenehme
Gefühh das ich fchon als Kind beim Berühren von Wolle empfunden
hatte: als ginge ein Schauer durch mich„ der mich von innen fGüttelte.
Da beugte ich mich über den Tifch und zog ihre Hände fanftz ganz be-
hutfam auf die Decke. „Laffen Sie die armen Franfen leben'h fagte
ich und lächelte. - Sie fah mich flüchtig an: „Wie fonderbar ift das allesz
Herr Fortis.“ - „Was?" *- „Ich weiß nicht - daß Sie fo . . . fo gar
nicht -“. Sie |ockte. - „Was meinen Sie?“ - „Wie foll ich nur fagen?
- ich hab' mich eigentlich gefürchteß hieherzukommen.“ -- „Wie ver-
fieh' ich dach Fräulein Beate?" - Sie zögerte. „Wiffen Sie: ich hab'
mir Sie ganz anders vorgefiellt.‟ - „Jfi es„ daß ich fo frei fprechen
kann - fo als wäre gar nichts gefchehen *2“ - „Ia - das wundert mich.
Sind Sie nun böfe?“ Sie fagte das entzückend. ich hätte fie am lieb|en
in die Arme genommen und wie ein Kind gefkreichelt. So lächelte ich
nur und muß fehr gütig ausgefehen haben„ als ich fagte: „Warum follte
ich Ihnen auch böfe fein„ liebes Fräulein? Aber meinen Sie nicht auch„
daß überall eine Grenze ifß über die man nicht hinauskann? Mir ifi'ß
fuhr ich nach einer Paufe mit angenommener Kälte fort„ „in meinem
Leben foviel vom Tod gefchehem daß ich ihn nicht mehr fo fürchte wie
einfi und wie einem den er felten überrafcht. - Man wird endlich auch
harß Fräulein Beate„ - ich könnte Ihnen davon bis zum Abend trübe
Gefchichten erzählen. Aber vielleicht ifi das die befie Brücke zur Größe.
und der Weg ins Lichte geht vielleicht über die Leiche des Todes.“ Wie
ich das fagte„ rührte mich plößlich etwas leife an. und ich fah das Geficht
meiner Mutter fo deutlich. daß ich ihren Hauch zu fpüren vermeinte.
Da fühlte ich mich klein werdem gleichfam einfchrumpfem und ehe ich
es mich verfahz rannen mir ein paar große Tränen über die Wangen.

Ich wifchte fie mit dem Handrücken hinweg„ - da fkürzten viele hervor
und überfluteten mein Gefichß während ich lächelte„ um mich vor Beate
zu verbergen. „Ießt hätt' es mich faft wieder gezwungen/ fagte ich
und erhob mich„ um ans Fenfter zu treten. „Wie wunderbar!“ - Beate
fiand auf und kam ganz nahe an mich heran. „Haben Sie Furcht?“
fragte fie. Ich fand Ton und Frage läftig und einfältig und antwortete
nichts. Und wie ich fo„ mit dem Rücken zu ihr„ das Geficht an die kühle
Fenfierfcheibe gepreßh auf die Straße fchaute„ fiel mir Chrifiiane ein„
und ich empfand Sehnfucht nach ihrer Gegenwart. Und Beate erfchien
mir unbedeutend und hemmend. Wir fprachen gleichgültige Dinge„
die keinen Klang haben„ Gefangene des Windes find und Kinder der
Vergeffenheit. Ich war weit fort„ dem Zimmeß mir und Beate in ein
Leeres entrückh das beruhigend war.
Und dann kam alles oft Erlebte wieder: diefes langfame Schreiten
hinter dem blumengefchmückten Sarg„ hinter dem mit dem dunklen
und wie vermummten Fall der Schritte Gebete„ gemeffem niedern
Flugs fchwebtenz die Feierlichkeit des Einfegnens in der Kirche„ während
der nichts fo fchmerzlich ifh als der Augenblich da der Priefter das me-
tallene fpiegelnde Kreuz über dem Sarg fchnell dreht„ daß es wie ein
Bliß oder wie ein Meffer fchneidend durchs Herz fährt; das Zufehen-
müffen, wie der Sarg mit dem„ das einftens lebend way von den Fäufien
bezahlter Träger ratternd in den Wagen gefchoben wird„ und diefe Furcht
für den Toten„ den lieben Toten„ dem man einmal die Hand geküßt und
in den Blick gefchaut und liebe Worte gefagt hat! Und mit dem man
Frühlinge verbracht hat und goldene Sommertage und fröhlichen Herbff
und Winterabende in warmem Zimmer. Und vor dem man geweint
und gelacht hay und bei dem man ficher war und geborgen vor allem
Böfen„ was zur Seele kam und aus ihr. Und den man immer fprechend
und atmend gedacht hat„ Tage und Nächte lang„ bis eine Nacht aufftand
und fprach:„Nein! Sieh hin: er atmet nicht„ er hat nie geatmet. Nun
lebt er das Leben wie alle Dinge in feiner Stube„ die ihm unterworfen
waren und zu willen. Aber jetzt ift er wie fie: Stein„ Ding„ Atemlofes . . .
ohne Hauch; ohne Gefühl für das Gute und Schmerzliche.“ Und man
fchreit auf gegen die Nacht und will es nicht glauben und fchreit Tage
und Nächte gegen die eine unerbittlich hohnlachende Nachß die ewig ifi
und gekrönt und unendlich voll Haß. Die Türe öffnet man heimlich
nach langer Zeiß um ins Zimmer zu fehen; alles ifi Traum . . . Bat-:w
komm„ wir wollen zufammen fpazieren gehen„ oder: Vater, fchläfft du?

Der Schatten des Todes Felix Braun
Oder: Vater. ich hab' heut einen böfen Tag gehabt. weißt du. der hat
mir etwas zu Trotz getan! - So fchwach fühl' ich mich. Vater- ich glaube.
ich werde bald krank fein. - Aber die eine Nacht tritt aus dem Zimmer
und herrfcht den Fragenden an: „Er ifi tot! Begreiffi du das nicht?:
er ift nicht mehr dal“ Und dann begreift man plöhlich wie einen Bliß
und fchlägt die Hände vors Geficht und fagt dumpf in fich hinein: .,Ia:
er ifi tot . . . in der Nacht ifi er geftorben i“ Und dann kommt das Weinen
- o Gott - dann kommen die vielen nußlofen Tränen!
Ich habe damals nicht viel geweint. nur wie das Kreuz fo über
dem Sarg gefunkelt hat und wie ich den Blick Chriftiane Leffings fpürte.
die in der Kirche. ganz rückwärts. gefianden ifi. Als ich vorbeiging.
rührte mich der Blick wieder an. und ich öffnete mein Herz und ließ ihn
ein. Da fiiegen mir ein paar Tränen ins Aug. und das Blut wagte fich
näher an meine Wangen. denn der Blick hatte es heimlich herangelockt.
In langen Reihen fuhren die fchwarzen Wagen. von Rappen mit
nickendem fchwarzen Kopfpuß gezogen. zum Friedhof. Es war eine
endlofe Fahrt. Ich faß neben Renate. mir gegeniiber hielt Guftav die
leife weinende Angelika umfchlungen. Gefprochen ward nicht viel. Renate
und ich fahen in die frühlingshafte Landfchaft der Simmeringer Heide
hinaus. die unter dem blauen Himmel zu atmen fchien.
Wir fuhren in den Friedhof ein; durch Grabfieinfiraßen und Zy-
preffenalleen. vorbei an blühenden Beeten und erdigen Hügeln. Eiben
und Lebensbäume. Weiden und Zypreffen neigten Laub und Schatten
über Kreuze und Säulen. Afchenkrüge und Steine. die in Goldfchrift
fiumm die Namen der Untenliegenden nannten, Mich ergriff ein dunkles.
verfchollenes Gefühl. Ich dachte an Onkel Armand und die Mutter.
Wozu? flüfierte eine Stimme in mir. Wozu? - Da fiand der Wagen.
Die Träger hoben den Sarg und trugen ihn dem geöffneten Grab zu.
das meine Mutter barg. Langfam fliegen wir aus. ich half Renate. Gufiav
hob Angelika zu fich herab.
Wagen auf Wagen rollte jeht heran. fiand. und fchwarzgekleidete
Herren und Damen fchritten aus dem Schlag heraus. fprangen herab.
fahen fich um. halfen wieder anderen. auszufieigen. Ich blickte flüchtig
hin: viele Gefichter fchienen mir fremd zu fein; wie ich nun fo in meiner
Umfchau eine Halbkreislinie fafi vollendete. bemerkte ich abfeits. an
eine Eibe gelehnt. Chrifiiane Leffing.
Ich wollte zu ihr: eine heftige. fafi leidenfchaftliche Wallung trieb
mich an - da ließ mich das gedämpfte Baterunfer zurücktreten und mich
LL()

umwenden. An langen Seilen ließen fie den Sarg in die Tiefex dumpf
fchlug er auf - auf den andernj der lange fchon unten ruhte.
Eine Wolke legte fich mir aufs Haupt . . . ich fühlte mich fchwebenj
über allem hochgehoben und wie entrückt - und die Wolke hüllte mich
ein- hielt mich feft und drang mir bis ins Herz - dann löfte fie fich wohlig
und wie ein Zerfließendes auf und mit ihr das Herz. Da kamen die
Tränen. -
Eine fremde Hand drückte mir eine kleine filberne Schaufel in die
meine. Tränen überftrömten mein Gefichtj wie ich die aufgeworfene
Erde langfam auf den Sarg fiürzen ließ; es gab ein eigentümlich praffelndes
Geräufch von charakterlofer Monotonie. Schluchzend fiand ich und fühlte:
Liebe. Und wie ich zum drittenmal die Scholle in die Tiefe fchickte- dem
Toten zum Gruß- der mir im Leben Vater gewefen warj - war ich wie
umraufcht von Liebe. Nie hatte ich fo geliebt wie in diefer Stunde- nie
hatte ein Begehren- Gutes zu tun„ mich fo fehnfüchtig übermannt. „Vater'h
fchluchzte ich in mich hinein . . . und wie ich halblaut: „Vater“ fagte„
ward es mit blendend bewußtj daß es der im Sarge niemals würde
vernehmen können. Da fchlug ich die Hände vors Gefichtj und mein Herz
fchwoll an vor Liebe und klang und ward zur Wolke. Dann fank ichj
vom Weinen betäubtj in die Knie. Über meine Hände aber floffen die
Tränen. -
Und auf einmal war alles fiill und die Schollen kollerten nicht mehr.
Ein paar Schritte löfien fich aus dem Schweigen. Wie ich auffahj fiel
mein Blick auf Renatex die neben mir fiand: ernft und tränenlos. Da
fchämte ich mich im tiefften meiner Schwächex ergriff ihre Hand und
drückte fie„ als wollte ich etwas Großes geloben. Und ich ging von einem
zum andern und drückte viele Hände fekundenlang- um fie gleich wieder
finken zu laffen. Nur eine Hand hielt ich lange feftj und ein Geficht fah
ich- das fiill im Niederfchauen verharrte- und eine Stimme hörte ich
unter den vielen/ eine Stimme- die fprach: „Nicht traurig feinj Clemens.“
Aber war ich denn traurig? Ich war ja gar nicht traurig. Eine
Mädchenfiimme hatte mich „Clemens‟ genannt! Ich war ja voll Glück!
Ich war ja ganz im Licht! Eine Mädchenfiimme hatte mich „Clemens“
genannt - wie hätte iäj da traurig fein können?! . . . Und ich fagtej
während ich die Hand noch in der meinen hielt: „Ich bin es nicht mehrj
liebes Fräulein Chrifiiane.‟ Mehr nicht; nur dies und nickte ihr zu und
lächelte ein wenigj und wie ich lächeltej kamen mir Gedanken an Elvira
und an Beate Glandorff. „Wo ift Beate?‟ dachte ich und firengte mich
[LL

am fie zu entdeckenj aber ich konnte fie nicht finden. Sie war nicht mit
zum Friedhof gefahren - das verfiimmte mich. und das Licht in mit
lofch aus.
Auf der Rückfahrt hatte ich ein fchönes Gefpräch mit Renate. Sie
faß ganz ins Kiffen zurückgelchny fo daß ihre Stimme wie von ferne
zu fchweben fchien. „Was denkfi du nun„ Clemens?“ fagte fie.
„Bieleth Renate. Ich denke mich an Stelle des Vaters. Das tut
gut und macht hart gegen den Schmerz. Zu denkem daß wir alle den-
felben Weg gehen müffen und daß es viele find„ die unfer vielleicht mit
Sehnfucht wartenz beruhigt fehr. Denn vielleicht i| nichts fo fchrecklich
vor dem Sterben als die Furcht vor der großen Einfamkeit.“
„Ob das fo gut ifi?‟ erwiderte fiez nachfinnend. „Aber dies ift ja
das tieffte Glüch das die Bibel verfpricht: mit anderen und verfchwiegen
zugleich felig zu fein.“ *
„Vielleicht'h fagte ich. „Aber es find zu wenig fichere Dingez an
die du denkft. Ich liebe das Irdifche. So bleibt für mich nichts mehr
als die Gewißheit des Verfalls diefer Gliedey die ich berühren kann und
fpüre„ihr Modern und Verfaulen in der Erde unter auf ewig verfchloffenem
Hügel. Und _ -‟ Ia) brach ab„ fröfielnd. Es durchfayauerte mich.
„So klar das i|‟„ gab Renate nach einer Weile zurück - „ifi es
aber zu faffen„ daß ein Bewußtfein erlöfchen kann/ daß ich„ die ich mich
fühle und mit dir fpreche„ jemals nicht follte „ich“ fagen können? Sind
wir„ jeder einzelne und felbfi der gering|e„ nicht alle Träger und Spiegel
diefes ganzen Weltgebäudesz das mit unferem Hinfinken zufammenfiürzem
in ewigem Untergang verharren müßte? Nimm ein Beifpiel aus der
Phyfih die dir ja näher liegtf und frage dich„ ob diefe Energien nicht ebenfo
konfiant bleiben müffen wie materielle. Ich gebe dir zu„ daß fie Form
und Gefialt wechfeln könnem ja vielleicht auch den Stofß den fie aus-
taufchen„ fo wie fich Wärme und Arbeit gegenfeitig erzeugen. Aber zu-
grunde gehen kann nichts„ ohne daß in die fefigefügte Ordnung des Ganzen
ein Riß gefchähe„ der„ ohne Ausficht2 verbeffert zu werdenz den Sturz
alles Lebens unerbittlich nach fich zöge. Siehfi duj das glaube ich.‟
„Oft“„ erwiderte ich angeregh „hab' ich mir ähnliches gedachh aber
immer fo„ wie etwasz das man duldetx oder wie man Kindern in irgend
einer für uns gleichgültigen Frage rechtgibt. Und - du wirft lachen -
es war mir oft„ als wäre die Seele irgend eines Menfchen der Vorzeit
die meine.“
Renate lächelte: „Weffen Seele?“

r
e
l
l
e
K
n
o
v
t
r
e
b
l
A
Damenportrat

„Ich weiß nicht recht - vielleicht die eines deutfchen Myfiikers
aus dem fünfzehnten Jahrhundert."
Wir fchwiegen beidex lächelnd. Dann fagte fie: „Wie gut es doch
ifij fich folchen Träumereien hinzugeben. Man verliert fich gleichfam
felbft und finkt in jedes einzelne Ding unferer Umwelt fo mit Liebe und
Verfiändnis einj daß man ins Großez ja„ ins Künfilerifche daraus hervor-
reifen kann. Und man verliert die Furcht vor den Gefahrenj außen und
innen."
„Wer fie nur verlieren könntej“ fagte ich/ indem ich aufatmend
hinausfah. „Aber die verlaffen einen nicht und fo- wie wir nach dem
Tod Gefialt und Denken ändern könnenj verwandeln fie fich immer neu„
aber im Leben. Viele Dinge find über die Erde gefireuty denen wir
nie zu entrinnen vermögen . . . Ich habe manchmal fo Angfij Renate.‟
- Da legte Renate beide Hände auf die meinen und fah mich an: im
Dämmer des Wagens leuchtete der Blick. - Kein Wort mehr ward
zwifchen uns laut . . . ihre Hände auf den meinem verharrte Renate
neben mirz bis wir vor unferem Haufe angekommen waren. Als der
Wagen hielt„ wünfchte ich plötzlich: wären es doch Beate Glandorffs
Hände gewefen!
In der Nacht aberj als ich fiill und mit offenen Augen im Bette
träumtej wünfchte ich dies nicht mehr. Ich erinnerte mich Ehriftiane
Leffings und ihrer Hände und atmete auf- als ginge eine Strom fchwerer
Gefühle durch meine Brufi. Liebte ich fie? - ich vermochte mit keine
Antwort zu geben. Denn durfte man das Liebe heißem das fchwankend
und wie eine Brücke war? Man konnte das Ziel rechts und das Ziel
links nehmen/ mitten auf der Brücke fiehendx zu beiden Ufern gleich-
mäßig verlockh indes der Totenfluß unten die Pfeiler unterwufch und
abbröckeln machte.
Das eine aber merkte ich nichtj daß ichj der ich vom Tode kam„ liebe-
voll ins Leben zurückgerufen wurde. Das verfiand ich erfi viel fpäterj
als die Sthickfale längfi ins Drohende gewachfen waren. Aber auf der
Straßej die ich zum Leben zurückfchritß lagen jetzt tiefere Schatten.
Ein Geweihter war ichh felbft mit verdunkeltem Herzen. Rührte mich Liebe
an? ich weiß es nicht. Nur das eine ift mir klar: wenn Liebe fich nicht zu
verwandeln vermag! fo war es nicht Liebe. Und wenn ich Elvira Grafs
gedenke und meines Herzens und meiner Sehnfucht und Leidenfchaft-
lichkeit aus diefer Zeitj fo weiß ich es und muß fagen: Es war nicht Liebe.
In Träumen und Arbeit verlor ich den Frühlingj den Sommer

und den Herbfi. Im Winter aber verfiieß ich die Träume und gab mich
ganz der Arbeit hin. Ich hatte mir als Ziel gefeßh am Geburtstag Elvirasz
den ich immer durch eine fymbolifche Handlung zu feiern pflegte„ zum
Doktor promoviert zu werden. Und fo erlebte ich's auch. Beate war die
erfie„ die mir Glück wünfchte und die Hand darauf gab. Von Ehrifiiane
aber kam ein Brief; den fuchte ich nachts vor dem Schlafengehen noch
einmal hervor„ und als ich das Licht gelöfcht hatte„ drückte ich ganz leife
meine Lippen auf ihn.

Drittes Kapitel.

Rach einer langem trofilos leeren Zeit überfiürzten fich die Ereigniffe.
Angelika heiratete und zog nach Münchem kurz darauf ging Renate in
ein Klofter in der Schweiz. Ich blieb allein zurück; wohl hatten mich
Angelika und Gufiav oft und oft gebeten„ mit ihnen zu kommen -:
ich vermochte es nicht„ von der Stadt zu fcheidem an der ich mit großer
Innigkeit hing. Von Renate war der Abfchied fchwerer: wir waren
in lehter Zeit viel beifammen gewefem hatten in langen Gefprächem
am liebfien in die Dunkelheit hinein„ an überfinnliche und myftifche
Gedanken gerührt- von denen wir uns fpäter kaum mehr trennen konnten.
Ich fehe noch das Bild vor mir: ich mit dem Rücken am Fenfter lehnend„
fie in die Sofaecke gefchmiegth den Arm auf die Lehne aufgeftüßt
und die Wange leicht an die gerundete Handfläche gelegt. Wenn es dann
dunkelte- hatte der filberne Kamm in ihrem Haar einen eigentümlichen
Schimmer. Und dann wurden alle Worte fo feltfam befchwingh als
fchlüge in ihnen das Herz felber„ und alle hatten ein fo ehrliches„ rührend
ehrliches Ziel nach der Wahrheit und empfanden die Seligkeit des Er-
reichten fchon dunkel vor. Aber fie konnten auch langfam und feierlich
hingleitem fchwere Gedanken fireifen oder Kreife um fie ziehem Großeß
Halberfülltes in die Dämmerung und das Dunkel heben. Und oft war
es„ als ob wir beide das Schmerzliche unferes Schickfals zugleich fühlten:
dann liebten wir uns am fiärkftem und ob wir es uns gleich aus kindifcher
Scheu nicht eingeftanden -: fo verriet es Laut und Tonfall unferer
Stimme und beglückte uns fehr.

Nun ging Renate von mir„ und ich war allein. Vormittags/ da ich
beiGericht zu arbeiten hatte„ fpürte ich es nicht fo fehr- aber die Nach-
mittage und die Abende wurden bald fchwer zu tragen. Ich las damals
viel„ auch fchrieb ich Gedichte und kleine Profafiücke in ein Tagebuch

das ich aber bald aufließ. Kurze Zeit dachte ich daranx ein Drama zu
fchreibenh aber ich fühlte nur zu gut- daß ich nicht hoch genug iiber den
Träumen fiand; ab und zu letzte ich mich ans Klavierh um zu fpielenx
allein immer- ohne es mir recht machen zu können. Dann fiand ich aufx
lief ein paarmal alle Zimmer durch griff nach dem Hut und fiürmte die
Stiegen hinab- ins Freie zu kommen, Planlos |reifte ich durch die
Straßen- Lieder iummend, oft auch rhythmifchen Unfinn vor mich hin-
[agend.
Da gefchah esx daß ich eines Tages in dem der Univerfität zunächfi
liegenden Rathauspark unvermutet mit Chrifiiane Leffing und Beate
Glandorff zufammentraf. Ich fiand beim Springbrunnen undfiarrte
in das Spiel des zurückfallenden Wai'fersx in dem Sonne war. Als ich
beifeite trat„ fireifte ich eine Dame am Armx ich entfchuldigte mich undX
aufi'ehendx fing ich das Lächeln Beates ein. Sie fiand neben Chrifiiane-
die mit dem Schirm im Kies Striche zog.
„NeinX - daß Sie uns nicht bemerkt haben i" fagte Beate. „Übrigensc
was machen Sie denn den ganzen Tag- Sie find ja jetzt ganz alleinx
nicht wahr?"
„Ach was ifi da vieles zu tun ?“ erwiderte ich. „Leien und Bummeln
- das ifi alles. - Und Sieh Fräulein?‟
„Iih'Z - Faullenzen.“
„Das heißt: Klavier üben- englifch und franzöfifch [prechem Tennis
[pielen undqRomane verichlingen.“
Ich fag te das luflig- in der Hoffnung! einem ernfien Geipräch aus-
zuweichem das anzuknüpfen Beate [Lets Neigung zeigte. Aber fo hatte
ich nur noch Schlechteres erreichtx denn fie zuckte mit den Lippen nach
Art von Beleidigtenh und während fie zur Erde fah- iagte fie fchnell und
warf:
„Halten Sie mich für io oberflächlich?“
Ich war zuerfi ganz befiürzt- dann fah ich erfiaunt in ihr Geficht;
[ie hielt aber den Blick noch gelenkt. Da wandte ich michz Chrifiiane
anzufehem die bis dahin fchweigend danebengefianden war. Und Chrifiiane
erwiderte meinen Blick lächelnd und im Einverfiändnis. Darüber war
ich ganz voll Glück.
„Ach/ jeßt iind Sie mir böi'ex Fräulein Beam“ fagte ich» noch immer
im fcherzenden Tom aber fortwährend mit Chrifiianes Blick in dem
meinen und von wohllautenden Stimmen unermeßlich durchklungen.

Und meine Stimme war felbft fo beglückt in Wehmut und Wohllauh
als ich ganz leife zu ihr fagte: „Nicht böfe fein und Vergebungz
Fräulein -!“„ aber den Namen fprach ich nicht auch denn ich dachte
mir Chrifiiane und alle meine Worte waren an fie gerichtet: ich fühlte„
daß es unendlich voll Glück fein mußte„ mit ihr einmal böfe gewefen
zu fein und fich nun in Verföhnung einzufchmeicheln. Halberfiickt war
ein Jauchzen in meiner Bruft.
Da fah mich Beate plötzlich an und lachte: „Wie fchön Sie bitten
können!“
„Nicht wahr?‟ fagte Ehrifiianß gleichfalls lächelnd. „Man fieht
es ihm an: er ifi ein guter Menfch.“
„Ia“„ rief Beate. „Könntefi du ihm auf die Dauer böfe fein ?“
„Ich ?“ entgegnete Chriftianq indem fie mich lange und fchelmifch
anfah und nachzudenken fchienh - „eigentlich: nein! Übrigens: doch:
o jaz wenn er mich beleidigte„ fo wie dich . . , Hal Er foll's nur pro-
bieren! - Alfo beleidigen Sie mich rafch und daß fich's lohnt!“
Ich wußte nichts zu erwidern. Sie erfchien mir in diefem Augenblick
unermeßlich hoch und fern, und gerade„ daß fie fich fo nahe gab„ ließ fie
mir noch ferner werden. Entzückt umfaßte mein Blick ihre fchmalez troß
ihrer Größe kindliahe Gefialt.
Aber auf einmal erfchien mir alles leer und ohne Sinn. Ein
Gefühl der Unficherheit und des Vergeblichen übermannte mich und über-
dunkelte alles„ was froh in mir war. Wozu? klang die Frage emporz
und was mich eben in Licht und Menfchlichkeit hinaufgehoben hatte„ ließ
mich frei. Da fiand ich wieder im Düfierm die Einfamkeit verlangte mich
zurück. Eine Stimme hauchte einen halbvergeffenen Mädchennamen
an mir vorbeiz ich erhafchte den Schallz und nun war es wieder ganz
finfter um mich geworden.
Ich empfahl mich rafch. Beate wollte mich haltem Chriftiane fprach
nichts. Als fie mir die Hand reichte„ fagte fie fo nebenbei. ich möchte
fie doch einmal befuchen: Wiedner Hauptfiraße 19. Ob ich mir das
merken würde? - Wie lieb von ihrh dachte ich und antwortete: „Im
ich werde kommen“ und leifer: „Weil Sie mich fo lieb eingeladen haben.“
- Sie nickte: „Gut.“ - Ich wandte mich umh aber fie hatte fich fchon
zum Gehen gewendeh nur Beate fiand und fah mir nach.
Fortfeßung im nächfien Heft

Heinrich Pudor:
Schulße-Naumburg

Mic dem wachfenden Reichtum und der Gefrhmaeksverfeinerung Hand in Hand gehend ift ein großer Teil der deutfchen Induftrie in der Kunfiindufirie und im Kunftgewerbe aufgegangen. Da indefien dieie moderne Kunfibewegung verhältnismäßig noch jüngeren Datums ifii hat fich bisher ein beftimmter Stil noch nicht fixiert, Auf der einen Seite verfällt mani namentlich in den fogenannten „feinfien Kreifen'ß einem Stil des Eklektizismus und richtet [eine Zimmer in je einem der fran- zöfifihen Königsfiile- das Herrenzimmer vielleicht auch in Gotiki das Speifezimmer in Renaiffancex das Boudoir in Rokoko- den Salon in Louis feize- das Wohnzimmer in Biedermeierfiil ein. Auf der andern Seite feftigt fich aber die Biedermeiereinrichtung immer mehr» und man kann heute fchon fageni daß fich im kurzen aus ihr ein neuer Stil her- auslriftallifiert haben wirdx der die befien Eigenfchaften des Bieder- meiersi *alfo firenge Sachlichkeiy Einfachheiy Zweckmäßigkeit- Bürger- lichkeih Behaglichkeitx mit den Errungenfchaften der modernen Kunfi- bewegung, alfo der materialgetreuen Ausführung und dem in einfachen Linien und Formen fich ergebenden Entwurfg zu vereinigen firebt. Um Nepräfentanten diefer beiden Richtungen zu nennen- würde alfo der Schulße-Raumburg-Stil mit dem Behrens- oder Albin-Müller-Stil eine Vereinigung einzugehen haben,

In der „Dekorativen Kunfi" erichien vor einiger Zeit ein illufirierter Artikel über Schultze-Naumburg der7 aus der Feder des Weimarer Schriftfiellers Wilhelm Bode7 in feinem ganzen Umfange eine aus- führlich umfchriebene Entfchnldigung dafür darfiellte, daß man Schulße- Naumburg den Vorwurf der Nachahmung des Biedermeierfiils macht. (211i sexe-186, Friseur-2, fagen die Franzofen. Aber wir fiehen gar nicht auf dem Standpunkß als ob man Schulße-Naumburg dafür entfchuldigeu müfie- daß er in den Fnßfiapfen des Biedermeierfiiles einhergeht. Denn wie gejagt und wie wir gleich noch ausführlicher fehen werden: der Biedermeierfiil i| der einziger der Anwartfchaft han die Grundlage fiir den neuen deutfäien Stil zu geben.

Schultze-Naumburg Heinrich Pudor
Schultze-Naumburg war einer der' erfien. der fowohl theoretifch für Biedermeier-Tendenzen eintrat als perfönlich in feinen Bauten (feit 1901) das richtig verfiandene Biedermeiertum anwendet.
Und eine Art des modernen Biedermeierftiles ifi es auch. die heute allerorten in unferer Möbelindnfirie eingefeßt hat. Geht man doch. indem man die Konfequenzen zieht. fiellenweife foweit. jedes Ornament als etwas Überflüffiges anzufehen und die Nüchternheit als Jdeal zu proklamieren. Soweit geht ftellenweife heute England. und Muthefius trat hierfür im Berliner Kunftgewerbeverein ein. Als Erfcheinung der Reaktion gegen die Ausartung der eine Zeitlang herrfchenden Schlangenlinien ifi diefes Bekenntnis eines kunftgewerblichen Stoikers fehr interefiant.
Und als Heilmittel. vor allem in der billige Maffenerzeugniffe produzierenden Induftrie. kann diefe Ornamentfeindlichkeit in Frage kommen. Denn allen diefen Jndufirien. ob fie nun Holz. Metall. Tertilfioffe oder Papier verarbeiten. möchte man dringend ans Herz legen. ganz fchlicht und einfach zu dekorieren und fich mit den aus dem Material und dem Gebrauchszwecke ergebenden Formen und Linien zu begnügen.
Auf der anderen Seite müffen wir uns klar werden. daß wir den Biedermeierftil nicht kritiklos übernehmen dürfen. daß er vielmehr auch feine großen Mängel hat.
Die Vorliebe für Allegorie. die in der Zimmerdekoration des deutfchen Empire reichlich ausgelebt wird. trug wefentlich dazu bei. die innere Kälte und die Armut diefes Gefchmacks an rein künfilerifchen Ideen in verftärktem Lichte erfcheinen zu laffen. Es geht in der Tat ein englifch-dilettantifcher Zug durch den ganzen Empirefiil. vor dem wir uns heute fehr hüten wollen. Diefe Verwandtfchaft des Biedermeiertums mit dem englifchen Louis feize (Adam. Shearer. Sheraton. Hepplewhite) iii oft überfehen worden. Tatfächlich ift aber der Biedermeierftil vom englifchen Louis feize. teilweife auf Umwegen über Frankreich. fiark befruchtet worden. Auch Folnefics betont diefen Tatbeftand, Jn gewiffer Beziehung knüpft der Biedermeierftil mit Umgehung und teilweifer Verneinung der Prinzipien des Empire an den Louis feize-Stil an: das Gegenfäßliche dem Empire gegenüber ifi die Befeitigung des Pompöfen. des Imperialifiifchenz denn nach dieferRichtung bedeutete das Empire einWiederanlehnen an barockeTendenzen. Vom Louis feize aber nahm derBiedermeierfiil die Vorliebe für die einfache. gerade Linie. für den rechtwinkligen Aufbau und die Vereinfachung des ornamentalen Beiwerks.
Einige der Hepplewhitefchen Möbel machen den Eindruck deutfäzer

Biedermeiermöbel. Die Vorliebe für zufammenfchlagbare Möbel.
für mechanifche Spielereien. wie Harlequintifche. für die Aus-
bildung der Lehnen in Lyraform. findet fich im englifchen Louis feize in
gleicher Weife wie im deutfchen Biedermeierftile. So machen auch eine
ganze Reihe der Schultze-Naumburgfchen Möbelformen durchaus den
Eindruck von folchen eines Ehippendale. Hepplewhite. Shearer. Shera-
ton. Dahin zielen z. B. die durchbrochenen Formen der Lehnen. und
fchon das Material: Mahagoni oder feine Subftitute. ift dasfelbe.
Wurde doch in jener Zeit das Mahagoniholz überhaupt zum erfien Male
nach Europa. und zwar nach England eingeführt.
Das franzöfifche Möbel war mit der Zeit zu einem Mittelding
zwifäfen Bronzeplaftik und Möbelfchreinerei geworden; oft genug über-
wog die erfiere. und die größten Künftler der franzöfifchen Möbel-
fiile waren in erfter Linie Bildhauer und Zifeleure. wie z. B. Eaf-
fieri. Oeben. Riefener ufw. Es darf dem Biedermeierfiil hoch ange-
rechnet werden. daß er wieder zu den rein tifchlermäßig-en Möbeln
zurü>führt und den Holzcharakter in den Vordergrund fiellt. Auch diefem
Gange der Dinge hatte der Louis feize-Stil vorgearbeitet. und auch diefe
Entwickelung fest fich im Biedermeier Schulhe-Raumburgfchen Ge-
präges fort. Auch hier fteht der Holzcharak-ter des Möbels im Vorder-
grunde. auch hier finden wir oft fogar die Schlüffelloäfbefchläge in Holz
ausgeführt. auch hier find Bronzeornamente vermieden und fiatt ihrer
die dem Material des Holzmöbels entfprechenden Zutaten vorgezogen.
Ein weiteres Verdienft des Biedermeierfiils liegt in der Betonung
der Zweckmäßigkeit. Diefes Prinzip folgt aus dem der Bürgerlichkeit,
Denn bürgerlich konnte nicht ein lururiöfes Möbel. fondern nur ein
zweckmäßiges. fachliches und fachentfprechendes fein. Nach diefer Rich-
tung knüpft der Biedermeierfiil wieder enger an den Empireftil an als an
den Louis feize. In der Tat war diefe Zweckmäßigkeit für das Bieder-
meiertum gleichbedeutend mit etwas Üfihetifch-Künfilerifchem. Treffend
fagt Folnefics: ..Der äfthetifche Eindruck. den diefe Möbel hervorrufen.
beruht in hervorragender Weife auf der Vorfiellung der Zweckmäßigkeit.
Bequemlichkeit. Feftigkeit und Dauerhaftigkeit. Ihr Anblick weckt die
Vorftellung körperlichen Behagens und damit die Vorausfeßung äfthe-
tifchen Genießens."
Es hieße Waffer ins Meer tragen. wollte man über diefe Behag-
lichkeit und Gemütlichkeit der Inneneinrichtungen von 1820 und 1830
viele Worte machen; denn hierin eben liegt ihr hauptfächlicher. genügend

bekannter und gefchäßter Wert. Und auch hier muß man fie dem fran-
zöfifchen Königsftil gegenüberfeßem um die Vorzügej die fie nach diefer
Richtung bieten„ zu erkennen. Auch dem Empireftil gegenüber bedeuten
fie hierin eine Steigerung und Vervollkommnung. Es liegt im ganzen
Zeitcharakter. Der Eäfarismus hatte abgewirtfchaftet. felbft der Hof und
der Adel beraufchte fich an dem bürgerliäjen Ideal und fchwärmte für
bürgerliche Schlichtheit und Einfaäjheit. Man fehnte fich nach Ruhe,
nach Befchaulichkeit des Dafeinsj dem Gemüt wurden zum erfien Male
wieder Zugeftändnifie gemacht; hier knüpft der Biedermeierfiil an die
Tendenz des gotifchen Stiles an. Er ift im Gegenfaß zu den Königs-
f'tilen und zum Empire in diefem Sinne deu-tfch. nicht keltifch-romanifch.
Aber freilich darf er an innerem Kunfiwert fich nicht entfernt mit dem
gotifchen Gefchmack mefien. Die Gotik floß gleichfam über von Reichtum an
künftlerifcher Phantafiej an ornamentalen Ideen. Der Biedermeierftil
ift künftlerifch letzten Endes armfelig. Nüchternheit. auch wenn fie eine
bewußtej gewollte ift. kann niemals ein künftlerifches Prinzip fein.
Inneneinrichtungen wie die aus dem Schloffe zu Schönbrunn oder
der Gräfin Zichy oder aus dem Schlofie zu Windifchgräß find
vielleicht gemütlich und wohnlichj aber wenig künfileriiäh und
der künftlerifche Wert der Möbel des Biedermeierftils wird nicht_ am
wenigften dadurch in Frage geftellt„ daß ihre Originalität fraglich iftz eben
weil in den meiften Fällen für den eigentlichen künfilerifchen Entwurf
des einzelnen Möbels der englifche Louis feize-Stilj wie fchon bemerkt,
die Vorbilder lieferte. Einen zureichenden Beleg hierfür bietet die Innen-
einrichtung des Schloffes Debritfchau in Böhmen; jedes einzelne feiner
Möbel ift die fa| getreue Kopie eines englifchen Möbels von Sheraton
oder Hepplewhite. Der Ruf Ehippendales und feiner Nachfolger hat
nicht nur bis Berlin. fondern auch bis Wien und Paris nachgeklungen,
und nach mancher Hinficht gilt das bis zu einem gewiffen Grade auch
noch vom Sehulße-Naumburg-Möbel.
Seit einigen Jahren hört man in Deutfchland wieder vom „Gemüt"
als einem der wichtigften Werte des menfchlichen Lebens. Dem Gemüte
nunl und zwar dem deutfchen Gemüte im Heimj in der Außen- und
Innenarchitektur. im Wohnraum und Möbel die nötigen Zugefiändniffe
zu machen. diefe Forderung hat Schulße-Naumburg feit Jahren erhoben,
dafiir ift er theoretifch eingetretenj und in diefer Richtung ifi er praktifch
tätig. Hier lieg-t eins feiner größten Verdienftej das wir ihm nicht ver-
geffen wollen. Und hierin liegt auch die große Wirkung. die er auf das

Publikum ausübt. begründet. Und von diefem Gefichtspunkt aus kann man ihn in der Tat als einen Kulturbringer. als einen Neformator hinfiellen. Er baut nicht nur praktifch und gefund. fondern auch ,.gemiitvoll". Er fchafft ethifche Werte als Möbelarchitekt wie als Baumeifter.
Als Architekt ift Schulße-Naumburg genau dasfelbe wie als Wohnungskünftler. Auch hier ift es das Biedermeierprinzip des Sachliäfen. Zweämäßigen. zugleich Schlichten. Biederen. welches hervor-tritt. Dabei werden die Stilformen vom Louis-Seize. Empire und Klaffizismus aufgenommen. Auch Anregungen des Bauernhaufes helfen mit. befonders bei der Durchbildung des Daches. auf die Sehulße-Naumburg großen Wert legt. Es muß ihm ferner zum Nuhme nachgefagt werden. daß er auf das Milieu und die Umgebung einigermaßen Riictficht nimmt. wenn aua) noch immer nicht genug - i| dies ja doch ein Punkt. der von der ganzen modernen Architektur mit größtem Unrecht vernachläffigt wird. Alle diefe Momente treten auch bei feinen eigenen Bauten hervor. Zum Herzen von Deutfchland gehört die Landfchaft. in die Schulve-Raumburg feine Siedelung hineingebaut hat. An Bergen von mäßigen Höhen. und in Reben und bufäfiges Grün gebettet. zu Füßen die fchnellfließende. filbern-glißernde Saale. hat er feine Wohn- und Wertbauten errichtet. Aueh Heimbauten kann man fie nennen. Heimbauten und Werkbau-ten: gemütvoll. fchliäzt. traulich. fachlich und etwas bieder. Der künftlerifche Schwerpunkt liegt innen. Von innen heraus find fie gebaut. denn der Zweck und die Sache. das Wohnen und Arbeiten liegt innen. Man beachte das geräumige und wohnliche Treppenhaus und vergleiche damit die kalte. unwohnliche Art. in der unfere Treppenhäufer fonfi gehalten find. und gerade in unferem rauhen Deutfchland follte man die Dielen und Treppenhäufer. wie es Schultze-Naumburg liebt. warm und wohnlich gei'talten. Wenn wir weiter fchreiten. beftrickt uns eine ruhige Vornehmheit. In diefem Speifezimmer läßt es fiäf behaglich fißen und fpeifen. zu Mittag am großen Tifch. zum Frühfiück und zum Kaffee auf dem erhöhten Platz am Fenfter. Schulve-Naumburg hat wohl erkannt. wie gemütlich fowohl fiir den Anbli> wie für das Leben diefe erhöhten Plätze am Fenfter find. die uns auch im Fremdenzimmer und Mufikzimmer begegnen. An leßterem beachte man die breiten Fenfterbretter. die traulichen Sofapläße. die Mullgardinen und vor allem das breite. niedere drutfche Fenfter. durch das das Licht flute-t. Weiter das große Sofa. auf dem die ganze Familie in befouders traulichen Stunden Naft halten kann. und die Kiffenbank

in der Ecke des Bureaus des Gefchäftsführers. an gute fchwedifche Sitte
erinnernd.
Zum Schluß noch ein paar Worte über die Perfon Schnlße-Naurn-
burgs. Er wurde am 10. Juni 1869 in Naumburg als Sohn eines
Malers geboren. der Schüler von Karl Begas und Magnus war. Man er-
innere fich daran. daß diefer Vater Begas ein hervorragender Vertreter des
Biedermeiers in der Malerei war. Schon im Elternhaufe alfo erhielt
Schultze-Naumburg den Hinweis auf feinen künftlerifchen Beruf. Vom
Vater wurde er zum Maler befiimmt. obwohl feine innere Neigung ihn
zum Architekten drängte. Auf Wunfch des Vaters bezog er im Jahre
1887 die Kunftfäfule in Weimar. hörte aber zugleich am Polytechnikutn
Vorlefungen über Architektur. Wenn er nun auch zunächft die Malerei
als Beruf erwählte. arbeitete er doäf fiändig an dekorativen und werk-
künfilerifchen Aufgaben und befchäftigte fich dauernd mit der Architektur.
In die nächfien Jahre fielen Reifen nach München. Rom und Paris.
In München gehörte er dem Freundeskreife an. der im Jahre 1896 die
erfie moderne kunftgewerbliche Ansfiellung veranftaltete. und feit diefer
Zeit beteiligte er fich intenfiv an derartigen Aufgaben. bis er im Jahre
1901 fich ganz der Architektur widmete und zugleich in Saaleck an-
fiedelte. Hier an einem der fäfönften. malerifchfien Orte fchuf er fich
am Fuße der Saaleburgen jenes Heim. das er ganz nach feinen Kultur-
und Kunftforderungen und Überzeugungen ausgeftalten konnte. und hier
gründete er in Häufern. die nicht Fabrikfiil. fondern Landhausftil zum
Ausdruck bringen. die Saalecker Werkftätten. die vor einiger Zeit auch
in Berlin eine Filiale eröffnet haben.

Ernfi Hei-[born:

Guftaf af Geijerftam

Er war der Dichter des Zartgefühls. War felbfi ein überaus zart
empfindender Mann.

Von Seelenwundheit könnte man bei ihm fprechenj wie ja den Leiden-
den in feiner Hyperäfihefie jede, auch die leife Berührung fchmerzt. Vic(-
leicht aber heißt das nur den groben Sinnen begreiflich machenj was
feineren ohne weiteres verfländlich ifi.

Man vergegenwärtige fich „Frauenmacht". Der Mann hat ein
Mädchen niederer Herkunft und derber Infiinkte aus einem übermaß von
Pflichtbewußtfein zum Weib genommen. Am Abend feines Hochzeits-
tages tritt ihm fein Schi>fal in feiner ganzen Schwere entgegen. So fivt
er ein paar Augenblicke grübelnd da. Die Frau ruft ihn. Er fpringt auf
und - bittet fie um Vergebung. „Verzeihj mir ifi heute abend fo wunder-
lich zumute." - Die Frau nimmt zuerft in richtigem Empfinden eine
Art Dienerinnenrolle in feinem Haufe ein: er tut allesj ihr Selbftgefühl
zu reizen- damit fie ihm als gleich zu gleich gegenübertrete. Man kann
nicht zartfühlender zu Werke gehn. Sehr bald aber dringt fein Fein-
empfinden mit Gewiffensmarht auf ihn ein: „Ich verfiehe jeßt- daß ich
dies wolltej um mich felbft aufzurichtenj um zu vergeffenf daß ich im Inner-
fien meiner Seele mich ihrer und meiner felbf't fchämte."

Der Dampfer fteuert den Scharen zuj ein jungesj nicht mehr allzu
junges Ehepaar fteht an Bord. Sie find im Begriffj ein Sommerhaus
aufzufuchen- das fie vor Jahren bewohnt haben. Sie werden es abge-
brannt finden. Die Frau wird eine roftige Nadel entde>enj die fie da-
mals in die Rinde eines Baumes |e>te. Wie gleichgültig das alles!
Aber wie wird es den beiden zu aufregendem Herzenserlebnis7 zu einem
Vorkommnis von Gemüts-Leidenfchafh das die Vergangenheit erhellt und
die Zukunft befchattet. Ein feelifches Schiclfal hängt fich daran. So im
„Buch vom Brüder-chen".

„Tatfachen find nichts/* fagt Geijerftam einmal, Es fchein von all
dem untrennbar- daß Herzenserlebnifie jeder Art bei ihm ungeheuer fchwer

genommen werden. Ein Bruder fchreibt dem Bruder einen farkaftifchen
Brief. Das kommt alle Tage vor. und dafür fteht der Papierkorb im
Zimmer. Hier aber. in „Die Brüder Mörk". wird der Brief ängftliä)
verbrannt. damit nur ja jeder Gedanke daran vernichtet werde. Mit
dem Feuer aber züngelt die Erinnerung auf. und ihre Flamme kann nie
erlöfchen.
Kraft diefes Zartgefühls gelang es Geijerftam. was nur ganz Aus-
erwählten gegeben ift. eine glücklicheäußerlich ungetrübteEhe fo zufchildern.
daß die Seele des Lefenden fiebernden Anteil nimmt. Als blickte man auf
einen See. deffen Oberfläche im Sonnenfchein fpiegeltz tief im Grunde
drängen die Waffer in ftarker Strömung.
Auf Grund diefes Zartgefühls wurde Geijerftam der Sentimentalität
befchuldigt. Das ift gerade fo. als wenn die Gefunden vom Kranken. dem
auch die vorfichtige Hand Schmerz verurfacht. fagen: ..Er gibt an." Es
ift aber auch gerade fo. als wenn die Blinden. wenn fie die begeifterten
Worte der Sehenden hören. einander zutufcheln; „Lächerliche Schwär-
mer." Dabei wähle ich mit Abficht die beiden vom Gefichtspunkt der Ge-
fundheit aus entgegengefeßten Vergleiche. um mir felber klar zu machen.
daß der fanitäre Standpunkt hier nicht in Frage kommen kann.
Zugleich aber geht mir ein Lieblingswort durch den Sinn. ein Ver-
laine'fches:
„Car [10118 noulons la Nuance encor-
yus [u 601118111-, rien que la nuaoccii
011] la nuanee Zeule klaut-e
1.6 rare au raue et. [a llute au carl“
Neue Nuancen nun hat Geijerftam wie ganz wenige unter den Mo-
dernen gefchaffen. Feinfte Empfindungsmöglichkeiten hat er offenbart. Jede
Saite. an die er rührt. vibriert in lang anhaltenden Schwingungen. Mag
fein. daß ein weiblicher Zug in ihm ift; vielleiäjt. Warum aber follte das
„Weibliche" nicht auch zu bereichern vermögen?
Nur eine Nuance. In der ..Komödie der Ehe" tritt die Frau einmal
an das Telephon. ihren Mann anzurufen. So tat fie immer. als ihre
Ehe noch ungetrübt war. nur um den Klang feiner Stimme zu hören.
Auch heute ift es die alte Sehnfucht. die fie dazu führt. Und fein erftes
Wort lautet: ..Ich wollte dich eben anrufen.“ Da fteht ihr das Herz vor
Freude f'till. Er aber fährt fort: ..Um dir zu fagen. daß ich zu Mittag nicht
nach Haufe komme." Die Schleier fallen. Nur eine Gefühlsnuance.
aber das Verhältnis der beiden ftellt fich darin ganz eigenartig dar. Auch

wird der begebnislofe Vorgang auf das fürdere Benehmen der Frau Kraft
gewinnen.
Man erkennt eine Gliederung in Geijerftams Werk. Er ging von
der Bauernerzählung aus. wandte fich dann dem modernen Empfindungs-
roman zu und fuchte fchließliäf ein vertönendes Vergangenheitsleben auf
fchwedifchen Herrenfißen. Wollte man die drei Richtungen in drei Haupt-
werken kennzeichnen. fo wiirde man als Titel nennen: „Nils Tufveffon
und feine Mutter" - „Das Buch vom Brüderäfen" - „Karin Brandts
Traum". Bei Geijerftams Tode nun trat es zutage. daß die gewerbs-
mäßige Kritik. zumal in feinem Heimatlande. in feinen Bauernerzählun-
gen das Bleibende feines Werkes fignalifierte. Dies aber erfcheint mir
recht eigentlich als das Philifter-Urteil. Es heißt das Neue. das er
brachte. von fich weifen. um fich an das zu klammern. was ihm mit an-
dern. mit vielen andern. gemeinfam war. Es heißt die Nuance überfehen
und in vulgärer Farbenfreude fchwelgen. In Wahrheit war er der Dichter
der Jam-Empfindung.
Fügte ich hinzu. daß er felbft ein überaus zart fühlender Mann ge-
wefen? Es hätte deffen nicht bedurft. Sein Werk ift derart. daß hinter
jeder Phantafiegefialtung das innere Erlebnis ftand.
ll.
Wie die fiderifchen Einflüffe darum nicht ausfeßen. weil man die Ge-
.tirne tagsüber nicht zu fehen vermag. fo find in Geiierfiams Welt höhere
und geheimnisvolle Mächte darum nicht weniger wirkfam. weil man fie
nicht zu begreifen vermag. Nur ein Ahnen ihres Waltens ift dem Men-
fchen gegeben. Dies Ahnen aber fpricht in jedem Buche Geijerftams. und
diefe Sprache iii es. worauf es ihm ankommt. Sind feine Gefialten an
fich feinfühlig genug. fo wird ihnen eine neue Erregungs-Bafis damit ge-
icbaffen- -
Die Ahnung überfällt die Schlafenden und weckt fie aus ihren Träu-
meu und raunt ihnen zu. daß etwas Entfcheidendes vorgefallen ift. (..Karin
Brandts Traum"). Die Ahnung fagt der Frau. die ihrem gefiorbenen
Kind in den Tod folgen möchte. daß fie auch ohne eigenes Zutun bald
aus dem Leben fcheiden werde. Auch weiß fie. daß fich ihr der Tod in
derfelben Geftalt nahen wird. in der er ihr Kind entführte. (..Buch
vom Brüderäfen") Der Bruder. der von fern auf das Licht im Sterbe-
zimmer des Bruders blickt. lebt den Augenblick des letzten Ausatmens fo
intenfiv mit. daß es für ihn keiner weiteren Frage bedarf und er von

feinem einfamen Beobachterpofien aus den Abfchlnß des Lebens zu verkün-
den vermag. (..Die Brüder Mörk,") Die Ahnung hebt in ganz unvorherge-
fehener Lebenslage fo eindringlich und unverftändlich zugleich zu reden
an. daß fich die Vermutung. ähnliches fchon einmal. irgendwann.
irgendwie. erfahren zu haben. unabweisbar einftellt. (..Kampf der
Seelen"). Ahnung ift überall. und in ihr verfchwifiern fich Vergangenheit
und Gegenwart.
..Glaubft du. daß etwas je vorüber fein kann?" Gleichviel. wie fich
die Menfchen dazu fiellen: fie mögen fich in Sicherheit einlnllenz fie mögen
leichtfinnig ihren Weg gehen; fie mögen die Mächte keck und auf ihr Kraft-
bewußtfein pochend zum Kampf herausfordern - einmal tut fich der Ab-
grund zu ihren Füßen gewiß auf; oder es fällt don) der Schleier vom
Spiegel. fie müffen fich felbft erbli>en. wie fie einfi waren und wie fie
darum auch geblieben find. ..Denn fo nnauflöslich find die Schickfale
der Menfchen aneinandergefeffelt. daß. was der eine gegen den anderen
gefagt. gedacht oder getan hat. niemals ausgelöfcht werden kann." Bei
Auffiellung der Vergangenheits-Rechnung erfcheint der weiche Geijerftam
nicht weniger unerbittlich. als Ibfen in feiner Wefenshärte.
Doch greift die Ahnung auch in die Zukunft hinüber. und damit
fchließen die .Glieder in einander. und es entfieht. was wir Schickfal
nennen, Im Eingang des Romans ..Frauenmaiht" fißen zwei Fremde ein-
ander in einem Eafä gegenüber. der Blick des einen fällt auf den andern.
der gewahrt es und fühlt auch fein Intereffe wachgerufen» In beiden ifi
eine Ahnung geweckt. und beide wird das Schickfal irgendwie zufammen-
koppeln. Warum aber von Ahnung reden. wo doch der Ausdruck ..Erre-
gung der Aufmerkfamkeit" voll auszureichen fcheint?
Das ift gerade das für Geijerfiam Eharakteriftifafe: den fcheinbar
unbedeutenden Vorgängen leiht er feelifche Schwere.
Von derbem Spuk ifi Geijerfiam ausgegangen. Er verftand es. jenes
dunkle Bangen zu rufen. das Vernunft und Überlegung zu paaren treibt.
So in ..Ivar Lyth". wo er -- ein moderner und pfychologifcher E. T. A.
Hoffmann - die grauenhafte Erfahrung des Doppel-Ichs geftaltet. So
in ..Alte Briefe". wo es in den verfchloffenen Zimmern. welche die Ver-
fiorbene bewohnte. zu rumoren beginnt. So im ..Haupt der Medufa".
wo fich der Tod des verfeindeten Freundes gefpenfiifch ankündigt. Nie-
mals hatte es Geijerfiam dabei unterlaffen. höchft natürliche Gründe für
die befremdenden Erfcheinungen anzuführen. Und das tat er gleichfam
höhnend: Leugnet das Wunderbare geruhigz ich tu es mit euch; die

Fritz BÃ¶hle
St. Georg
r Radierung)

innere Erfahrung des Schickfalswaltens ifi euch dennoch geworden; die
bleibt. was auch euer Verftand davon in Abzug bringen mag. Ließ Geijer-
ftam fpäter das Spukhafte weit dahinten. um in die Stille und in die
verwunderliche Welt der Ahnungen einzukehren. fo behielt er gleichfam
die Methode bei. Alles fcheint ganz alltäglich. Aber hinter dem Gewohn-
ten fteht das Unerhörte. Hinter der Zeit die Ewigkeit.
So wollte Geijerfiam feine Romane angefehen wiffen. das war es
recht eigentlich. worauf es ihm ankam. Er felbft fchrieb mir einmal über
feine ..Brüder Mörk". und die Briefftelle kennzeichnet feine Auffafiungs-
weife:
„Der Roman handelt nicht ganz von Bruderzwifi. Es fieät etwas
von Teufelei dahinter. wie Jbfen fagte. Die alten Hüttenberren. fie waren
von altem Adel. kultiviert und feinfühlig. träumerifäf und fchwärmerifch
veranlagt. Der ältere Bruder ift typifch dafür. Er hatte einmal das
Glück. aber das Unglück kam, Der Bruderzwifi überfiel ihn in dem Mo-
ment. wo das Blatt fich wandte. Er erlebt alles. wie die Frau wahn-
finnig wird. wie er felbft dazu bewirkt hat. wie fein Kind ftirbt etc, Die
Unglüäe hehen ihn. Erft jahrelang hernach b e k o m m t e r K r a ft
zu m H af f e n. Das ifi feine Tragödie. Die des Bruders - des Ple-
bejers - geht mich gar nichts an . . . Ich bin im Tiefen meines Herzens
ein Wildmarken-Menfäf. Das war auch mein Held. der Major. Ach.
das Grübeln der langen Winter."
Das ifi der fehr moderne Zug in Geijerfiam. daß er wie der gealterte
Ibfen und Maeterlinck und viele andere die fichtbare Welt der geahnten
unterfiellt. Zugleich aber unterläßt es Geijerfiam beinahe nie. die Ahnung.
oft auch die Gewißheit. des Ausgangs in die Seele des Lefers zu legen.
Er zerfiört damit die brutale Spannung. Er macht kein Geheimnis aus
dem Wege. den er zu befchreiten gewillt ift. Wie Homer die Gefahren des
Odyffeus fchildert. nachdem er es fichergefiellt hat. daß der Dulder Ithaka
wiederum betreten wird, Und das eben ifi der antike Zug in Geijerfiam.
[Il.
Es i| Spuk im Schweigen. Natürlich kennt Geijerfiam auch jenes
Maeterlinckfche Verftummen. in dem fich die Seelen zufammenfinden;
aber es ificharakterifiifch für ihn. daß fich feineMenfchen meifi auseinander
iäjweigen. „Es ifc eine gefährliche Sache“. heißt es in der ..Komödie
der Ehe“. ..wenn zwei Menfchen. die einander geliebt haben. dahin kom-
men. daß fie beide im Dunkel wachliegen mit ihren Gedanken. ohne daß
der eine darauf verfällt. den andern anzufprechen , , . Da fangen die

böfen Gedanken an zu arbeiten." Kobolden vergleicht er diefe Gedanken.
die mit einander fpielen. fich aufreizen und anfiacheln. Sie tragen den
Zunder in das Tote und Morfche. fie wecken die Flamme. die Zorn heißt
und als Haß vernichtet.
Hinter dem Schweigen fteht die Vereinfamung.
Das ift das große Leid. dem Geijerfiam die ergreifenden Worte ge-
liehen hat. ja. vielleicht ift fein Lebenswerk nichts anderes als ein Klagelied
der Vereinfamung. Die fchwedijche Seele ift die vereinfamte Seele.
Das übel. an dem Schweden krankt. ift. daß die Menfchen nicht zu einan-
der finden können.
So fchrieb er feinen Roman ..Gefährliche Mächte“. Geijerftam
leuchtet in die Politik des Landes. in die fozialen Verhältniffe. in das
gefellfäjaftliche Leben hinein. Was ift die Urfache. daß gerade die Beften
in ihren Befirebungen fcheitern. oder daß fie. vorzeitig müde. die Hände
finken laffen? Sie kranken an Vereinfamung. und mit dem Alter fteigert
fich ihr Leiden. bis fie dahin gekommen find. über den eigenen Qualen die
der andern völlig zu vergeffen. Und find dann dürre Lifte. die abgehauen
werden. ..Das Einzelleben hat uns in feiner Gewalt -- keiner hört auf
das. was der andere fagt."
So fcheint es echtefter Geijerftam zu fein. wenn er mir einmal fchrieb:
..Wer im Leben eine Zeitlang ohne geifkige Verwandtfthaft gelebt hat.
weiß. wie die Welt fich plötzlich erweitern kann. da er entdeckt. daß auch
andere da find. die wie er felbft das Leben und die Määjte des Lebens ge-
fühlt haben.“ z Z
Worin beftand der Zauber der Jugend? Eben darin. daß man noch
nicht vereinfamt war.
So klingt es wie ein Unter-ton durch alles. was Geijerftam gefchrie-
ben. dies Sehnfüchtige: ..Als wir noch jung waren.“ Damals marfchier-
ten wir gefchloffen. Damals gab es für uns noch ein „Wir“. was fpäter.
feiner feinen Beobachtung nach. nur noch für die Klaffe der Arbeiter Gel-
tung befißt. Damals hielt man es möglich. ein neues Schweden zu
fchaffen - fiimmten doch aller Wünfche und Bef'trebnngen überein.
Schien es doch. als befruchte die Gemeinfamkeit alle Talente.
Kritifcher zufehend. konnte fiäj Geijerftam freilich der Wahrnehmung
nicht verfchließen. daß jene Steigerung der Empfindungen. die er und feine
Generation in der Jugend erfahren hatte. als folche auch ihre Gefahren
in fich fchloß. Es war aber das Aufkommen der fozialen Frage gewefen.
was diefe Jugend gar fo jung gemacht hatte. Jn Schweden wie anderswo.

Sehr früh erkannte Geijerfiam. daß er trop aller Gemeinfamkeit. die
ihn damals mit den Gleichftrebenden verband. zu eigentlich fozialer Dia)-
tung nicht berufen war. In dem Vorwort zu „Nils Tufveffon und feine
Mutter" hat er davon erzählt. wie ihm folche Erkenntnis gerade in jenem
Sommer zuteil wurde. als er ganz mit Bauern zufammenlebte. um fich
ihre Empfindungsweife zu eigen zu machen. Geijerfkam hat es niemals
an fozialer Hingabe fehlen laffen. hat auch wiffenfchaftliche Unterfuchun-
gen über die Lage der Stockholmer Arbeiter veröffentlicht. hat fich auch
bewußt auf den Boden der Partei gefiellt. Doch trat fpäter zugleich ein
konfervativer Zug in ihm zutage. Ich habe ihn felbfc einmal in Schweden
im Umgang mit Bauern gefehen: Es war etwas Patriarchalifches in feiner
Art. Die alten Hüttenberren. die er fo gern gefchildert. waren ihm wirk-
lich feelifch verwandt. Und wenn Geijerfiam einmal fagt: „Das Glück
liegt darin. daß nichts gefchieht" - bekundet nicht aua) das ein wefent-
lich konfervatives Empfinden?
Geblieben war ihm aus der fozialen Begeifkerung feiner Jugendzeit
das Mitleid; geblieben und im Feuer eines leidvollen Lebens gefchmiedet.
Das Mitleid wird bei ihm zu einem Eharakterkriterium: jener Rechtsan-
walt. der den hilfefuchenden Arbeiter aus feinem Bureau weiß. weil er.
von eigenem Schmerz gebeugt. den Fremder nicht nachzufühlen vermag.
richtet fich felbfi. Das Mitleid ift bei Geijerflam überall: es ift in dem
Manne. der Frau gegenüber. die ihn betrogen hat; es fiihrt in Verbrechen
hinein. nur um ein Mutterherz zu fchonenz es kettet an Unwiir-
dige. Wie ein Leitmotiv erklingt es immer wieder. in jeder Tonftärke
und in jeder Tonart. Die Mitleidigen können nie ganz zn verwerfen.
die Mitleidlofen nie ganz vertrauenswürdig fein. Im Mitleid lebte feine
Seele. Er war wirklich der Dichter des Zartgefühls.
(Schluß folgt.)

Max Osborn:

Von Berliner Theater- und Kunfidingen

Die Zeit des Frühjahrsäquinoctinms ward den Berlinern eine Feier
der Erinnerung an glorreiche Kunfitage der Vergangenheit. Zu gleicher
Frift erfchienen. in den Schaufpielhäufern des Königs von Preußen und
der Bürger von Schöneberg. die großen alten Partner von einfi. die fiäi
und uns längft nutten wurden. als Gäfie: Iofef Kainz und Agnes
Sorma. „Als Gäfie" -: das ifi aber nicht im Theaterzettelfinne zu ver-
liehen. fondern im feierlichen Sinne des Empfangs. den teure und ge-
ehrte Fremdlinge bei den homerifchen Hellenen fanden. Das heilige
Wefen aller Kunft wird im Anblick fo herrlicher Paradigmata tiefer
begriffen als jemals fonft. Man lebt dahin und fchwankt zwifche-.t kleinen
Freuden und graufamen Enttäufchungen hin und her. Man ift älter ge-
worden und entdeckt- mit fiets neuem Staunen. daß man die Erbärmlichkeit.
Falfchheit und Gemeinheit der Menfchen immer noch zu niedrig ein-
gefchäht hat. Im Sonnenglanz der Frühlingstage. in der ahnungsvr-llen
Poefie des Auferftehungsfeftes erfcheint die Bosheit und Türke. die fich
in kurzen Abftänden entlarvt. doppelt fchmußig. Da leuchten zwei Sterne
auf. Zwei Stimmen tönen zu uns. in denen alle Seligkeiten und alle
Schar-der. aller Stolz und alle Wehmut des Lebens gereinigt wieder-
klingen, Zwei begnadete Menfchenkinder wandeln vor uns und geben
uns im Schritt ihrer Füße. in den Gefien ihrer Hände. im Ausdruck
ihrer Gefichter. in der Silhouette ihrer Körper einen Abglanz von dem
Rhythmus der Welt. den wir fuchen. Ihre beglückende Eriftenz hebt
uns aus dem Wuft der Kleinlichkeiten. die uns rings entgegengrinfen. zu
umftrahlten Höhen empor. Ich möchte nicht leben ohne die Werte. welche
die Namen diefer beiden in meinen Erinnerungen. Träumen und Hoff-
nungen darftellen. So greulich das Menfihengezüäft im Durchfchnitt
ifi. mit dem wir Grüße. Blicke. Worte. Händedrücke wechfeln: die höchften
Erquickungen werden unferer Seele und unfern Sinnen doch wieder nur
durch erlefene Exemplare diefes merkwürdigen Gefchlechts dargebracht.
Es gibt Leute. die glauben. die Quelle diefer Wonnen der Kunfi
würden den Lebenden. namentlich den lebenden Berlinern. noch unge-
trübter zufirömen. wenn die böfe Kritik nicht wäre. Oder: wenn die

Kritik nieht fo böfe wäre. Erft kürzlich hat mein verehrter Freund
Richard M, Meyer einen Appell zur Milde veröffentlicht. in dem fich
gewiß die Klagen vieler Hunderter fammelten. Mir fcheint das kein
gangbarer Weg zu fein, unbezweifelbare Schäden aus der Welt zu
fchaffen. Der Kritiker if't ein Kliniker und kann ohne fäfarfe Meffer und
Nadeln nicht auskommen. wenn er kranke Glieder amputieren. gefährliche
Gefehwüre auskraßen und die gefunden Teile wieder zufammennähen will.
In einer Verfammlung von Direktoren und Kritikernj die vor einigen
Wochen ftattfandj prägte ein Redner die luitige Lapidarformel: „Das
Theaterwefen zeitigt überproduktionz Überproduktion wird reguliert durch
Pleite; die Kritik hat dafür zu forgen, daß die richtigen Theater Pleite
gehen." Ifi dieferZufiand auch noch nicht überall durchgeführt-es handelt
fiäf nicht nur ums Theater --, fo bleibt er immerhin erftrebenswert.
Ohne Radikalmittel aber läßt er fich nicht erfireben. Man unterfchäße diefe
norddeutfche Geradheit und Unbekümmertheit ja nicht, die faft ganz (nicht
„ganz'ß aber „faft ganz") frei ift von dem Kliquentum- der Kameraderie
und literarifäzen (10 ut (Lea-Politik- die in andern Gegenden deutfiher
Junger vom Ausland zu fchweigen. beliebt werden. In unferer Zone
haben - verfteht fich in denjenigen Revieren der Kritik. die allein ernfthaft
in Betracht kommen --auch gute Freunde und fonfi friedlich benachbarte
Kollegen wenig Schonung füreinander, Im Gegenteil: man wird oft genug
aus Freundfchaft doppelt grob. um nicht ververtert zu erfäjeinen. um
fich vor allem felbft gegen die eigenen Sentiments zu fchüßen (was aller-
dings dadurch erleichtert wird, daß nach einem biffigen franzöfifchen
Sprichwort am Unglück unferer Freunde immer etwas if'tj was uns nicht
mißfällt). Rein. laßt unferer Kritik ruhig die Nörgelfucht. die Strenge.
die horhgefchraubten Anfprüche. Und laßt ihr nicht minder das Recht zum
Enthufiasmus. der dann auch einmal daneben haut. Ohne diefe beiden
fich ergänzenden Dinge kann fie nicht auskommen. Natürlich gibt's dabei
Auswüchfe: dort blutleckerifche Henkerluf't. manchmal auch hämifche
Böswilligkeitz hier ein wildes Sich-Erhitzen für fragwürdige oder unaus-
gegorene Neuerungen. Diefe Nebenfchößlinge müffen natürlich abge-
fehnitten werden. Doch es if't mit ihnen wohl nicht anders als mit den
gelegentliäfen Soldatenmißhandlungen brutaler Unteroffiziere. die fich als
erbitternde und zu bekämpfende. aber wohl nie ganz vermeidliche Zugaben
zur preußifchen Heeresdifziplin präfentieren: das Syfiem behält trotzdem
ieine Qualitäten.
Zu den Einzelungereäjtigkeitenj die reguliert werden follten, gehört

die Behandlung. dic das Problem Reinhardt zur Zeit erfährt. Die Wurzel
des bitteren Stimmungswandels. den der Herr des Deutfchen Theaters
erdulden mußte. fißt allerdings recht tief: fie ftectt in dem großen Reak-
tionsgefeß des Haffee. den die Öffentlichkeit allen Dingen zuwendet.
denen fie. ihrer Meinung nach allzulang. ihre Bewunderung entgegen-
gebracht. Sie rächt fich dafür. daß fie fich imponieren ließ. Nur fo kann
man erklären. wiefo Fehler. die von Reinhardt und den Seinen begangen
wurden. ins Ungemefiene aufgebaufcht. wiefo feine Verdienfie plößlich
finnlos unterfchäßt. feine Verfuche und Pläne von vornherein befpöttelt
und diskreditiert werden konnten. Es riß allgemein ein Ton der Unfreund-
lichkeit gegen ihn ein. über dem man ganz vergefien zu haben fmeint. was
wir diefem großen Anreger nicht nur von früher her. fondern auch für
die unmittelbare Gegenwart zu danken haben. Faft ohne Anerkennung
nimmt man es hin. daß er noch immer derjenige Bühnenleiter Berlins
ifi. der am meiften wagt. am fruchtbarfken neue Gedanken produziert
und in die Tat umfeßt. am gierigfien befirebt ift. die Möglichkeiten des
Theaters zu erweitern und den unbefkimmten Erwartungen. die unfere
Zeit an die dramatifche Kunft knüpft. fefte Gefialt zu geben. Daß dabei
vieles falfch und unzulänglich herauskommt. könnten nur folche Freunde
Mar Reinhardts leugnen. vor denen ihn der Himmel bewahren möge.
Es braucht nicht darüber debattiert zu werden. daß den Aufführungen
feiner Theater oft die lehre literarifche Duräjarbeit und künfilerifche
Abrundung fehlt. daß oft noch fchärferer Tadel ausgefprochen werden
muß. Aber felbft dann ift. ganz wenige Ausnahmefälle abgerechnet. ein
pofitiver Ertrag vorhanden. der Aufmerkfamkeit und Refpekt erfordert.
Auch die letzte Tat Reinhardts: die Aufführung von Eduard Smäens
Myfterium ..GawQn". war ein neuer Beweis für den Ernfi und die
Kraft. mit der trod allem hier gearbeitet wird. Sie fchließt eine Reihe
von Unternehmungen ab. mit der man nur die Kunftleiflung der andern
Berliner Bühnen zu vergleichen braucht. um fie richtig einzufchäßen.
Ein Dichter. der feit Jahr und Tag vergeblich an alle Türen klopft. wird
in fein Recht eingefeßt. und die Art. wie das gefchah. zeugte wieder von
der alten guten fchaufpielerifchen und fzenifchen Zucht. Für Stucken felbft
wird es einen unberechenbaren Vorteil bedeuten. daß er einmal eins
feiner Werke auf die Optik und Akuftik der Bretter und Kuliffen hin nach-
prüfen konnte. Die Erfahrung wird ihm gezeigt haben. wie weit er auf
dem rechten Wege war. und wo er abbog. Er konnte erkennen. daß fich

feine Symboldithtung von dem chriftlichen Ritter. der wie der Dürerfche
durch Tod und Teufel unangefochten hindurchreitet und büßend feine
Seele rein bewahrt. zu prachwoll eindringlichen. finnlich greifbaren
Bildern verdichtet hat. daß fie nur zum Schluß ins Vage hinabgleitet.
weil fie plößlich die Verbindung mit dem Leben verliert und ins
Gedanklich-Dogmatifrhe ausfchweift. Und weil eines der feinf'ten Motive
feiner Dichtung: die Perfonalunion zwifchen der jungfräuliäfen Gottes-
mutter und dem Menfchenweib als der Verkörperung fündhafter Ver-
führung (die der Begriff der Liebe durch fein geiftig-finnliches Doppel-
wefen als Vermittler eint). nicht bis an die Schwelle der vorausfeßungs-
[ofen Klarheit geführt wird. welche die grobe Befiimmtheit des Theaters
verlangt. Er wird nun beffer wiffen als zuvor. was er zu vermeiden
hat. wenn er fich künftig an die Bühne wendet.

tr 'tt -r

Aus dem Revier der bildenden Künfte ift wenig Erhebendes zu
melden. Es ifi eine große Unficherheit und Verdroffenheit zu fpüren.
Einer erfreulichen Tatfache fißt immer eine unerfreuliche auf dem Nacken.
Der Wettbewerb „Groß-Berlin“ der Architektenvereine. deffen Er-
gebniffe fich nun bald im Rahmen der Städtebauausftellung der Öffent-
lichkeit präfentieren werden. läßt Hoffnungen für die künftige Behand-
lung und Gefialtung des Stadtbildes auffieigen - inZwifchen reißt man
eines der fchönfieu und reizvollften Baudenkmäler Altberlins: Gontards
graziös-feftliche Königskolonnaden. einfach herunter. weil „der Verkehr"
es angeblich fordert. und befchwört die Zornesfiimmen der Kunftfreunde
mit der berühmten Befäfwichtigungsformel des „Wiederaufbaus an
anderer Stelle‟. Für die internationale Ausftellung zu Rom im nächfien
Frühjahr hat die Regierung die vernünftige Organifation. die vor fechs
Jahren vor St. Louis von der Genoffenfchaft durchkreuzt wurde. zur
Tat gemacht. indem fie einem einzelnen. gutgewählten Vertrauensmann.
Artur Kampf. das Arrangement übertrug - aber'in der Nationalgalerie fieht
es böfer als je aus. und es fcheint mtfächlich. als ob einer ihrer koftbarften
Scheiße: die ausgezeichnete Sammlung internationaler moderner Kunfi.
die Tfchudi begründete und die einen Ruhmestitel für Berlin bedeutet.
aus dem Znfammenhang mit den übrigen Teilen der Galerie geriffen
werden follte. Auf der andern Seite macht man von Stellen her. auf
denen fonfi ehrlich und tapfer für die Kunfi-intereffen Berlins gefochten
wird. der Generaldirektion der Mnfeen. die in den übrigen Provinzen

ihres Reiches mit fo viel genialer Energie und Tüchtigkeit waltet. das
Leben unnüß fauer. Unfiimmigkeiten und Unbehaglichkei-den überall!
Auch in den Ausftellungen. die unfer Stolz find. ifi auf die prächtig
daherraufchende Flut des Winters im werdenden Frühjahr die Ebbe ge-
folgt. Die amerikanifche Kunftfchau der Akademie wäre auch ohne den
gefährlichen Vergleich mit der impofanten Ausfiellung derRokokofranzofen.
die fie ablöfte. eine faufte Enttäufchnng gewefen. Manches mag am
Charakter der Sammlung liegen. die uns als Repräfentation der Malerei
der neuen Welt angeführt wird. Sie hat offenbar die Jugend Amerikas
zu wenig berückfichtigt und auch fonf't Künftler und Gruppen übergangcn.
die auf manchen internationalen Ausftellungen des letzten Jahrzehnts.
namentlich im Parifer Kunftpalafi von 1900. die fchöpferifche Tätigkeit
der Vereinigten Staaten auf diefem Gebiet ganz anders erfcheinen ließen.
Aber im ganzen beruht der matte Eindruck der großen Kollektion doch
auf der Schwächlichkeit. Unfelbfiändigkeit und Temperamentlofigkeit des
Durchfchnitts der amerikanifchen Malerei. Nimmt man die fublimen
Farbenpoefien Whiftlers. die vornehmen Bildniffe von Sargent und
einigen feiner Nebenmänner. die fich an ihm fchulten. die von Fern an
Eäzanne erinnernden Landfajaftsimpreffionen von John Henry Twachtman.
die geiftreichen Radierungen von Pennell (die man jest auch im Berliner
Kupferfiichkabinett gut findieren kann). die ftark empfundenen Wirklich-
keitsphantafien Henry Muhrmanns und wenige fonfiige Stücke aus. fo
fehlt dem Blick über die Gefamtheit jeder perfönliche Ausdruck. jede
kolorifiifäje Kraft. jede Leidenfchaft des Naturgefühls und der malerifchen
Luft. Es ift in Wahrheit eine herzliäj langweilige Veranftaltnng ge-
worden. Jmmerhin erweitert auch fie unfere Kenntnis und Erkenntnis.
und wir wollen den fachlichen Dank. den wir dafür fchulden. nicht ver-
geffen. Einer meiner Univerfitätslehrer fagte mir einmal: ..Wenn bei
einer wiffenfchaftlichen Arbeit ein Buch unintereffant ifk. fo ift eben das
daran intereffant. daß es unintereffant if't" . . .

Richard M. Meyer:
Wifienfihaftliche Moden
(Stbluß)
Das Lufiige an der doktrinärcn Uberfpannung des hi|orifchen
Sinnes. gegen die gerade der große Anarchift Nießfchc eine fo
glänzende als gern überfehene Streitfchrift gefäfrieben hat. ifi die Art,
wie fie fich felbfi widerlegt. Denn fie muß ja doch jede Entwickelung an-
erkennen. d. h. jede Umgeftaltung des eben noch (im Hegelfchen
Sinne) „Vernünftigen", Ich habe einmal H e v e f i s. durch ihre Einzel-
darfiellungen übrigens fehr wichtige. Gefchichte der öfterreichifchen Kunfi
auf diefe Formel gebracht: „Dem wahrhaft großen Maler A. hat die
Kunftkritik bisher fchweres Unrecht getan, weil fie. ftatt ihn hiftorifch zu
erfaffen, objektive Forderungen an ihn fiellt. Nimmt man ihn aber als
das. was er war. als einen Repräfentanten jener Zeit kindlichen Ver-
trauens und kräftigen Wachstums. fo werden feine füßen urgefunden
Kinderköpfe als ein unendlither Fortfchritt gegen die akademifche Mager-
keit feiner Vorgänger erfreuen. Kommt man freilich von ihm zum
Meifter B.. fo erftaunt man über die rafihe Fortentwickelung von A.s
gefchmacklos-füßliäfer Biederkeit zu der Energie diefer ernftenj hageren
Denkerphyfiognomien; um eine neue Verwunderung zu erleben. wenn
man fich von B.s dürftiger. rein intellektueller „Geiftmalerei" zu den
künfilnrifch abgerundeten Genrebildern unferes herrlichen C. wendet.“
Und fo fort; denn die Manie. jede Eigenheit als hifiorifch notwendig
begreifen und verzeihen zu wollen. führt eben unvermeidlich zu den Akro-
baten-Kunfifiücken einer unaufhörlich ihren Standpunkt weehfelnden
Apologetik. '
Sie führt auch in ihrer Anwendung auf die Individualpiyäfologie
unmerklich zu einer ebenfo bedauerlichen Schwarzwalerei. wie in ihrer
übermäßigen Betonung des Milieus zu folch advokatorifcher Schön-
malerei. ,

Jm Grund handelt es fich ja bei der vermeintlichen Ablehnung
alles Lobs und Tadels zugunften des Begreifens trotz Spinoza.
trotz He gel und trotz Ran k e immer nur um ein Zurückfchieben des
Urteils; denn gänzlich läßt fich unfere moralifche Parteinahme nun ein-
mal nicht unterdrücken. Bei den ..Rettungen". die felbfiverftändlich hin
und wieder berechtigt. ja nötig fein können. - wie denn Tilly fchwerlich
das Scheufal war. das uns in der Schule gezeigt ward. und Gottfched
zwar nicht das unvergleichliche Genie Reiäjels. aber auch gewiß
nicht der monumentale Jdiot manches zu eifrigen Leffingianers -. wird
die Schuld den unglückfeligen Gefiirnen zugewälzt; das heißt die
böfen Zeiten follen den böfen Menfchen. die ..dunklen Epochen" den
Toren fchuldlos machen. Aber es gibt keine Zeit. die fo fittenlos gewefen
wäre. daß jenes Scheufal von einem Kindermörder. das Huds-
m an s (in [st-dae) mit fentimentalem Hiftorizismus verteidigt
hat. nicht auch auf folchem Hintergrund ein Scheufal bliebe; und keine
Epoche war fo dunkel. daß fie individueller Begabung nicht immer
noch vollen Raum zur Betätigung großer Borniertheit gelaffen hätte.
Dies Zurückfchieben hilft alfo nichts; es hilft auch nichts bei den
„Pathographen“. Seit Lombrof o die nie geleugneten Zufammen-
hänge von Genie und Wahnfinn mit grenzenlofer Oberflächlichkeit breit-
getreten hat. i| jedes in hohem Wahnfinn rollende Dichterauge ein
ausreichendes Aufnahmeatteft für die Jrrenanftalt geworden. Mit
unzweifelhaft pathologifchen Naturen wie R o u f f e a u. G r a b b e
und K l eift fing man an. um fchließlich vor G o ethe nicht Halt zu
machen. Die beliebtefie Spezialität wiederum bei der pfychiatrifchen
Behandlung toter Dichter ill die Unterfuchung auf ..Perverfität". Es
hat fich eine eigene ..Serualphilologie‟ herausgebildet. die aus den un-
fchuldigflen Wendungen den in puncto puootj normalflen Heroen
einen Strick dreht und dem unglücklichen Platen den fpäten Trofi
verfchaffen möchte. er fei höchfiens prjmna inter par-ea. Daß Netif de
la Bretonne mit feinen angebliäj taufend Kindern zum Sünder gegen
jenen viel umfoäjtenen Paragraphen des Strafgefeßbuches geftempelt
wird. ift nur eine Frage der Zeit. Für den unbefangenen Lefer ift
es allerdings oft fchwer. bei diefen ..medizinifchen Feftftellungen" etwas
Perverfes anderswo zu entdecken. als in der krankhaften Sucht der betr,
..Forfcher‟ felbft. Aber einfiweilen erfreuen fich die haftigfken Per-
verfificatoren noch des gleichen Anfehens beim Publikum. wie die
wenigen gründlichen Arbeiter. die He i n es Krankheit oder Kleifts

Reife nach Würzburg unterfucht haben. Dabei find fie der ehrlichen
Meinung. ihren Patienten einen Dienft zu leifken. wenn fie die freilich
zuleßt ins Pathologifche entartende literarifche Selbfizerftörung Otto
Ludwigs oder gar den großen Stil fchon in Nie ß f ch e s Jugend-
werken als unwillkürliche Bekundungen des Wahnfinns „erweifen".
Und mit welchen Mitteln! wir haben fchon gelefen. daß einem Dichter
der Mangel an Gefchäftsfinn zum Säflüffel in das Sanatorium ge-
fäfmiedet werde! So fchlägt die Rettungswut hier geradezu in die Luft
an Befchmußung um. und man möchte manchen hierhergehörigen Autor
geradezu felbft der Koprophilie. der Schmußmanie bezichtigen.
Denn die pfychologifche Deutung bildet wahrlich nicht
den Glanzpunkt der modernen Wiffenfchaft. Möbius fchrieb „über
die *Hoffnungslofigkeit aller Pfychologie"; wohl nicht bloß aus der
eigenen Erfahrung. Denn es ifi erfiaunlich. wie felten modernen For-
fchern ein deutliches pfychologifches Bild ihrer Helden. eine klare Vor-
ftellung der Möglichkeiten und Unmöglichkeiten in ihrer Seele vor Augen
fchwebt. Eine Methode. die nur noch mit Begriffen und Sachen arbeitet.
verliert eben zuleßt jedes Verftändnis für den Spielraum des überhaupt
oder in befiimmten Zeiten Denkbaren. So würden die erzgelehrten Be:
trathtungen des großen norwegifchen Forfchers Bugge und feines
belefenen deutfchen Gefolgsmannes E l a r d H u g o M e y e r über
die Entfiehung der nordifchen Mythologie und der Eddagediäfte fchon
daran allein fcheitern müffen. daß erfiens ein Mann von fo umfaffen-
den biblifchen. rabbinifchen. antiken Kenntniffen. wie fie ihn voraus-
feeen. für die Zeiten vor Sophus Bugge und E. H. Meyer un-
denkbar ift. und daß zweitens. wenn er denkbar wäre. er niäft fo hätte
dichten können. Oder man traut in der älteren Literaturgefchichte aus
Mißtrauen gegen die (früher unzweifelhaft übertriebene) Ableitung
poetifcher Darfiellungen aus wirklirhen Vorgängen dem Neidhart
von Reuenthal oder Wernher dem Gärtner ein Maß
von Erfindungsgabe zu. das mir wenigftens die Grenzen der pfychologi-
fchen Wahrfcheinlichkeit weit zu überfchreiten fcheint.
Und wieder fteht neben folcher Verleugnung oder doch Suspen-
dierung der Pfychologie ein gefährliches Raffinement in der Seelen-
deutung. Für die einfache Annahme. daß ein Verfaffer leidenfchaft-
licher Dichtungen ein leidenfthaftlicher Menfcb. und ein Autor trockener
Aufzählungen ein Pedant gewefen fei. haben die Hochweifen nur noch
vornehme Verachtung. Natürlich kann diefe Ableitung unter befiimmten

Urnfiänden einmal irrig fein; fie generell als „bequeme Auffaffung‟ ab-
zutun, i| fo feltfainr als wenn man behaupten wolltey nur Phlegmatiker
begingen Selbftmord.
Wir haben ein Syftein von umgekehrter Erklärung erhalten. das
in, als „ynyabologje put* ricocdet“ zu bezeichnen pflege. Alles be-
deutet das Gegenteil. Jede Poefie fprieht (das hat Ortner fchon
vor zwanzig Jahren verkündet) n u r das aus, was ihrer Zeit fehlt; und
die „Bildungspoefie" des 19. Jahrhundert beweift die Unbildung jener
Epoche. A d a l b e r t S t i f t e r s Korrektheit muß aus mühfam iiber-
wundenem vulkanifchen Feuer hervorgegangen fein; und wenn Fri e d -
rich N i epfch e mit heroifehem Selbfwertrauen auftritt, erfpäht
O v erb e ck s Scharffinn gerade hieraus einen völligen Mangel an
innerer Sicherheit. Raf f a el ergab fich fanften Umrißlinienr weil er
ein anderes Mittel nicht fand, feine titanifäfe Wut zu bändigen; und
Michel Angelo entwarf ungeheure Bewegungenr um fein fchlaf-
müttiges Naturell aufzuftacheln. Und unfere Seelendeuter machen oft
die wunderbariten Fehlfehliifie, nur weil fie fo große Logiker find.
In das Kapitel der kiinfilichen Selbfterfchwerung des Verftändniffes
gehören auch die beiden auf die Beurteilung des dichteri-
f ch e n P r o z e f f e s bezüglichen wiffenfchaftliafen Moden, die ich fchon
geftreift habe: die antibiographifche Methode und die überfchätzung der
Phantafie. zwei Dinge, die kaum zu trennen find.
Ich gab es fchon zu. daß wir (befonders in der Gefchichte des Minne-
fangsr und in der Goethe-Philologie) die unmittelbare biographifche
Ausnußung der Poefie unzweifelhaft übertrieben haben. Daß Hart-
man von Aue gern kaufmännifche Bilder brauchn beweiit noch
gar nichts; und daß Heinrich Heine das Gedicht „Nächtliche
Fahrt“ gediehtet hatr kann ihn nur in E u g e n D ii h r i n g s Augen
zum Mörder machen. Aber nun hat eine Reaktion eingefeßt. die Dieh-
tung und Lebenr all unferen Erfahrungen an neueren Künftlern zum Trotz-
fafi völlig trennen will; eine Furcht vor der Zurückführung der Diaftung
auf die Wahrheit. die fchon unfere früheiten Dichter abfeits von aller
Realität eine reine Schreibtifcheriftenz führen läßt. Schönbach
glaubt dem Ulrich von Lichtenfiein gar nichts mehrr der doch
lange niäit fo „unwahrfayeinlich" ifi als etwa vor hundert Jahren der
..Theater-graf" Hahn. der Vater der Dichterin Ida .Hahn-Hahn. mit
feiner Verkörperung der kompleten Theaternarrheit.
Statt die einfaehften Niederfchläge der fchlichteften Wirklichkeit

anzunehmen. fuiht man lieber überall ..Novellenmotive". Bezeichnend
tft z. B. das kleine Schriftchen „Die heilige Elifabeth“ von K. W e n ct“.
defien Ergebniife allgemein akzeptiert zu werden fcheinen. Über die
Herbeifchaffung oder die Bewertung der Quellen des Materials habe
ich natürlich kein Urteil; wohl aber über ihre Ausnutzung und die Fol-
gerungen des Verfaffers. Wenn die Landgräfin Sophie als ..die welt-
lich-prächtige Herrin und böfe Schwiegermutter" von der Legende ge-
jchildert wird. fo foll diefe ein novelliikifches Motiv eingefchwärzt haben.
Das ift natürlich möglich; aber wie wird es bewiefen? Daraus. daß die
Landgräfin vier Jahre nach dem Tode ihres Gatten Wohnung bei den
Eifkercienfernonnen nahm. aber ohne auf ihre Befißtümer zu verzichten;
unddaraus. daß fie in einem Gebetbuch liebend und forgend ihresGatten ge-
denkt und in einem Gebetbuch in der typifchen .Haltung der frommen Burg-
frau dargefiellt ift! Aus folchen duräfaus herkömmlichen Momenten
und Ausdrücken ..treue Gattenliebe und ein für Liebestätigkeit er-
fchloffenes Herz" zu folgern. fcheint uns ..romanhafter“ als die alte
Legende. Und weshalb könnte denn die fromme Witwe nicht eine welt-
lich-prächtige .Herrin und böfe Schwiegermutter gewefen fein? Die
Frage. wie das „novelliftifche Motiv" entfiand. oder weshalb es hieraus
gezogen wurde. hat W e n ck fich hier fo wenig wie an anderen Stellen vor-
gelegt.
Auch die Neigung. afle „bedeutenden‟ Namen als Erfindung an-
zufchen. gehört dahin. S ch n e e g a n s fieht in dem Namen von
D a n te s Beatrix fchon den Beweis ihrer Unwirklichkeit; könnte er das
nicht auch. wenn fie Clara oder Rofa genannt wäre? Selbfl Bur-
daihs Neigung. den Namen Walters von der Vogelweidr.
und Seemüllers. den Neidharts von Reuenthal als
,.Berufsnamen" zu deuten. find nicht frei von jener Tendenz. I a k o b
Grim m hat auch mit Schillers glänzendem Namen gefpielt. W.
Schlegel in dem Grillparzers Grillen und Parzen vereint ge-
lefen; .Q e i n e hat B ü r g e r s Namen fpmbolifch gedeutet und
Immermannden eigenen.
Man darf fich nicht vorftellen. daß nur eine abweifende Deutung
,.kritifch" fei; wo die überlieferung das Richtige bewahrt hat. da ift es
eben kritifch. ihr zu folgen.
Gewiß. zu völliger Sicherheit kommen wir felten. Aber wo können
wir das in Fragen. die überhaupt der Deutung bedürfen? und jedes
Tatfachenmaterial ift fkumm und taub. bis wir es gedeutet haben!

Aus diefer Erkenntnis heraus haben fich die Geifteswiffenfäjaften
in die Analogie der Naturwiffenfchaft gefiürzt und haben bei der B e -
fchaffung des Materials ihr Heil in der Vollfiändigkeit des
Alten und feiner fiatiftifchen Bearbeitung gefucht. Statiftik! letzte
Illufion der Objektivität! mühfamer Umweg zur ..Erkenntnis des Er-
kannten"! Sehr hübfäj hat kürzlich Poppe gefchildert. wie der
Experimentalphilofoph M a r b e die Rhythmen bei G o e t h e und
H ein e mit dem erakten Verfahren der Statifiik beobachtet und glücklich
zu dem Ergebnis gelangt. daß die Goethefche Profa in dem gewählten
Terrabfchnitt ruhiger. gehaltener. von gleiäjförmigerem Rhythmus fei als
die „beobachtete“ Heinefche Profa . . . . ..Walpurga". heißt es in
M a u t h n e r s köftliäjer Parodie auf A u e r b a ch . ..fchloß fcharf-
finnig aus den Streifen von Kohlenruß um die Augen. daß er geweint
und fich mit den Ärmeln der Jacke die Augen gewifcht habe. übrigens
hatte fie es gefehen.‟
Nur in den Naturwiffenfchaften. in denen es fich um genau charak-
terifiifche und ..fungible" Einzelfälle handelt. läßt fich die Statifkik ohne
_ Gefahr verwenden; wie fiark die Interpretations-Möglichkeiten überall
fonlt die Selbfitäufchung der „Objektivität" zerfiört. beweifen die natio-
nalökonomifchen Statifiiken zur Genüge. In der Philologie vollends hat
die Statifiik nur in den ..anorganifchen‟ Disziplinen Wert: in der
Grammatik und - mit Vorficht angewandt - in der Metrikz M a r b e-
f che Experimente und Ritterf che Sprachfiatifiik liefern keine Re-
fultate. die zu der Umftändlichkeit des Verfahrens in irgend weläjem
Verhältnis ftänden.
Beruht die Anwendung der fiatifiifchen Methode auf literarifche
Probleme nur auf einer voreiligen Entlehnung einer hier nicht ange-
zeigten Arbeitsweife. fo ift eine andere wiffenfchaftliche Mode der
Ausdruä einer niemals zuläffigen übertreibung. Während die Sta-
tiftik Vollftändigkeit des Materials vorausfelzt. hat die Uberfülle an
Stoff. die unferen Wiffenfchaften tagtägliäj zuwächft. vielfach dazu ge-
führt. daß man fich ganz willkürlich dem zufälligen Befiand unferer
Kenntniffe überläßt. Alle Mythen. Volkslieder. Sprichwörter können
nur die wenigen Auserlefenen beherrfchen. die R e in h o l d K ö h l e r.
Wilhelm Herd. Johannes Bolte. Aber deshalb brauchten
die weniger Glücklichen noch nicht mit naturgemäß begrenzten Kennt-
niffen eine unbegrenzte Kombinationslufi zu verbinden. Diefe ..A b-
leitungsmanie" ifi aber allmählich zur gefährlichften aller wiffenfchaft-

lichen Moden für die Geifteswiffenfchaften geworden. Weil fie in zwei
oder drei Einzelheiten Ähnlichkeiten zeigen. bringt Je nfen alle Epen
der Welt in genealogifche Beziehung; weil zwei Reimworte ftimmen.
follen zwei Minnefänger. die fonft nichts gemein haben. fofort
..auf Grund diefer fchlagenden Ubereinfiimmungen" Lehrer und Schüler
heißen. Man vergißt. mit der Unmaffe anderen Materials zu rechnen.
das zwifchen Affyrien und Europa liegt. wenn es fich überhaupt um Be-
ziehungen handelt; man verfäumt es. mit den unzweifelhaft verlorenen
Belegen zu rechnen. So ift man in ein wahres Spinngewebe von
Abhängigkeiten und Beziehungen gekommen. Die Anhäufungen der
Einzelübereinftimmungen von zufälliger oder zweifelhafter Natur
follen den fehlenden Blick für wefentliche Verwandtfchaft und
Wefensverwandtfchaft erfeßen; und fchließlich haben wir nur
lofes Geröll. 'unorganifche .Haufen von Einzelheiten. die zu be-
liebig anderen Kombinationen in diefem wiffenfäjaftlichen Mofaikfpiel
aufrufen!

In diefem leisten Fall erkennt man es am deutlichften. wie leicht die
wiffenfchaftliche Mode zur wiffenfchaftlichen Krankheit werden kann.
Zwar lehrt die Erfahrung. daß gerade in den gefährlichften Momenten
dann die rettende Krifis einzutreten pflegt - die Reaktion; aber zu oft
führt fie dann eben nur zu der entgegengefeßten Krankheit! Wie der arme
Kranke. den Dante zum Gleichnis für die Parteiungen feiner Vater-
|adt Florenz gebraucht. fo wirft fich auch die Wiffenfchaft in lebhafter
Bewegung von einer Seite auf die andere. und wurden gefiern die
Empiriker verachtet. fo verläfiert man heut jeden. der philofophifche An-*
fchauungen in die Forfchung mitzubringen wagt. Das alles aber find
eben zwar Ubertreibungen. aber doch Äußerungen wirklicher Entwickelung;
und einem Erftarren in unperfönlicher Routine ifi auch ein ganzer Sack
voll wiffenfajaftlicher Krankheiten und Moden noch vorzuziehenl

Friedrich Kayß-ler:
Allerleirauh

Das KindvordemSpiegel. Es flößte mir als Kind einen
gewiffen Unwillen ein. als ich zum erften Mal mit Uberlegung in den
Spiegel fah und den Körper. den ich darin erblickte. als Ich zu emp-
finden mich gezwungen fühlte, Jch kann mich heute noch genau diefes
Augenblicks erinnern. ich weiß noch. daß ich bis dahin in meinem Innern
eine viel unbefiimmtere. aber wie mir fchien wertvollere Empfindung.
im möchte fagen ein Gefühl reicherer Fülle mit dem Begriff meines Ich
verbunden hatte und nicht angenehm überrafcht war. im Spiegel eine
fefi umriffene Gefialt zu fehen. die mich an viele ähnliche erinnerte und
nichts von dem bisher in mir Gefühlten auszudrücken fchien. Sie war
mir gänzlich fremd. ich fand fie etwas nüchtern und mußte mich
erfi an fie gewöhnen. - Jft dies nicht ein neuer Be'weis dafür. daß
die Seele des Kindes nicht ein Einfaches. Neues. Niegeborenes ift.
fondern ein aus früheren Eriftenzen Zufammengefloffenes. das nun in
das neue Leben im Unterbewußtfein Erinnerungen mitbringt. die es
feinen neuen Körper zunächft gewiffermaßen kritifch betrachten
laffen. Woher denn auch die tiefen. unergründlichen Augen der
kleinen Kinder. die uns Dinge zu fagen fcheinen. unfichtbare Dinge. vor
denen wir erfchauern. - welche das erwachfeue Kind niemals auszu-
fprechen imftande fein wird. weil fie von der Lafi der fichtbaren Dinge
gänzlich verfchüttet wurden.

Zweites Jünglingsalter. Heute habe ich wieder einen
Altersgenofien gefprochen. der meiner Anficht ift. daß die Jahre von
dreißig bis achtunddreißig etwa beim männlichen Gefchlecht die zweite
Jugend bedeuten. Nachdem wir uns in der Mitte der zwanziger Jahre
zu erftaunlicher Sicherheit erhoben hatten. die alles zu erfaffen und zu
begreifen fchien. fchwebten wir mit dreißig etwa freiwillig wieder zu
der kindlich dreinfchauenden Befcheidenheit der erften Jünglingsjahre
herab. die fich zur Unwiffenheit bekennt. ja wir warfen manche fchwer
errungene Erkenntnis fanatifch über Bord und nahmen freudigen Mutes
die alten Fahnen und Feldzeichen zur Hand. auf denen von geheimnisvollen
Wunderzeichen umwunden die unbefiegbaren Ideale unferer Jugend pran-
gen. Wir finden dabei. daß wir trotz all unferer „Reife“ noch immer an fie
glauben; nur daß wir unfere eigene Schwäche und Unzulänglichkeit beffer

kennen gelernt haben und beginnen. mit kritifchen Augen diefe an unferen
Idealen zu meffen. Und nun kommt eine zweite Entwickelungszeit. die
Epoche des zweiten Iünglings. mit fchon zerfeßten Flügeln. die Wieder-
kehr alten Zweifelns und Hoffens. Um die vierzig muß es fich entftheiden.
ob diefe zweite Jugend etwas genützt hat oder ob fie vergebens wieder-
kehrte.

Befcheidenheit der Großen. Warum find die wahr-
haft Großen fo befcheiden? - Sie werden verlegen und unficher an-
gefiäfts der Unmöglichkeit. fich an irgend Anderen zu meffen.

Vielheit. Die Vielheit ift zu ekelhaft. als daß fie nicht ein-
mal aufhören müßte zu eriftieren. Irgend einmal. Iede anfiändige
Weltanfchauung muß das zugeben.

Das neue Myfterium. Solange unfere Seele die „Ma-
fchine“ als folche niän mit demfelben Gleichmut betrachten gelernt hat
wie der Vorzeitmenfch feine Feuerfieinwaffe. folange kann ein neues
Myfterium nicht geboren werden. Dann aber muß es geboren werden.
das. was fich in der fernften Dämmerung unferer geheimen Träume
ankündigt. Es wird nicht eine plötzliche Erlöfung fein. wie fie die Toren
zu allen Zeiten von den neuen Myfterien erwartet haben; aber es wird
etwas fein. was von der Menfchenfeele den Bann einer Jahrhunderte
alten läftigen Verantwortung nimmt. fo daß es wieder möglich werden
wird. frei aufzuatmen und für irgend ein kleines heimliäfes Wunder
zu leben oder zu fterben.

Diefe und Iene. Es gibt Solche. die mit einem guten
Gleichmut auf die Welt kommenz fie nehmen die Dinge. wie fie find;
fie finden Leben und Sterben als gegebene Tatfachen vor und rechnen
von vornherein damit. ohne fich darüber zu wundern. Diefe. wenn fie
fonft gute Kraft in fich tragen. haben das Zeug dazu. Herren des Augen-
blicks. Könige diefer Welt zu fein. Und es gibt Andere. die zwei große
erfiaunte Augen auffchlagen. wenn fie zur Welt kommen. und fich nicht
genug wundern können über die zwei unbegreiflichen Dinge Leben und
Tod. die niemals aufhören. das Leben als ein Wunder anzuftarren und
über den Tod nachzugtübeln. folange fie leben; und über dem Staunen
und Grübeln finden fie keine Zeit. den Augenblick wahrzunehmen. fie
haben vergeffen zu leben. wenn fie fterben. und wenn der Tod fie an-
fieht. begegnet er denfelben Kinderaugen. wie das Leben bei ihrer Ge-
burt. Jene fiegen heute. diefe in der Ewigkeit.

Der Fluch des Namens. Wären die Namen nichtx die
Dinge würden ins Grenzenlofe wachfen können, Wieviele Möglichkeiten
liegen nicht in dem kleinften Ding diefer Welt? Aber der Name um-
mauert das Ding mit einer feften Grenze- fo daß es fich nicht auswachfen
kann. - Sind es uralte göttliche Gebräuchez die in mir wirken oder
ifi es die nackte Naturf die in mir fehreit und fich gegen die Kleider
wehrt, die man ihr anziehen will?: aber meine Scheu vor dem Namen
geht fo weitz daß es mir fchwer wird einen geliebten Menfehen fehr
laut beim Namen zu rufen. Mir iftt als würde damit etwas verleßt,
irgend ein Gefetz vie'leichtt das fagt: „Halte rein das Unbenannte; da
du es liebftx ift es dir ja das nicht zu Benennende. Sobald du ihm einen
Namen gibfiz erniedrigfi du es zu dem gemeinen Vielerleif das fich mit
Namen behängtx damit es nicht verwechfelt werde." Oder ifi es eine
uralte Zeitz die grollt„ ein Zeitaltery wo das menfchliche Gefühl noch mit
ungebrochener Kraft Raum und Zeit überflutete: „Was müßt ihr euch
bei Namen rufent die ihr euch in Wahrheit liebt? Genügt nicht der
Hauch eines Gedankens- der in das Weltall fälltf daß ihr zueinander
fliegt und werdet ein Kryi'tallf und wii-tet ihr auch fern voneinander
an den zwei Enden der Welt?l"
Worte lefen. Worte haben Duftz der über ihnen frhwebt;
Vielez die Worte lefenz nehmen fich nur diefen Duft hinweg. Oder Worte
haben etwas Fefiesz Körper-volles, das man fühlen kann wie die volle
Blüte einer Blume; Viele7 wenn fie ein Buch in die Hand nehmen- gehen
gerade auf den Leib der Worte losf zerpflücken ihn und wollen fehen-
was darin fteekt. Und Worte haben einen Duftz der aus der Ferne hinter
ihnen kommß einen Limtduftz der von der fernen Lichtquelle herrührt-
welche die Worte zu Formen aufblühen ließ- fowie es einen Sonnen-
duft gibt von einer Sonne herf die Blumenformen hervorloclt; Manche-
die Worte lefent achten nicht auf den Duft über den Wortenz fehen den
Körper der Worte kaum - aber fie atmen den Lichtduft, Nur nm feine-t-
willen lefen fie.
B e w ah r t e T r ä n e n. Jede Träne„ die du Kraft genug
hafit in dein Inneres zurü>zubannent rinnt einwärts in deines Wefens
Kern und hilft dort an einem Kryftall bildenf defien Reinheit und Klar-
_heit das Dunkel deines Inneren allmählich erhellt und eines Tages dich
ganz durchleuchten wird,

Da „Nord und Süd“ am 1. Mai cr.
deren Verlag übergeht. der durchgreifende Änderungen im
Betriebe und in der Geftaltung der Zeitfchrift plant. lege
ich mit dem Erfcheinen diefer Nummer die Redaktion nieder.
in einen an-
Verlin. 15. April 1910
Jtalienifche Treue
Es war ein rührender Abfchied
auf dem Bahnhof in Florenz.
Marchefe di San Giuliano reckte
fich - fo erzählen die Augen-
zeugen _ auf feinen Fußfpißen.
fo hoch er nur konnte. tief neigte
fich die hagere Gefialt des Kanzlers
herab und drückte den kleinen
Italiener an die deutfche Hünen-
bruft. Ein finnfälliges Symbol
der neuen. alten Verbrüderung.
Sollen wir nun der Römertreue.
die der Chorus der italienifchen
Preffe diesmal mit fo ungewohnter
Einhelligkeit beteuert hat. wieder
voll vertrauen? Trotz all der
graziöfen Ertratouren. trotz Al-
geciras. wo auch San Giuliano
hinter Visconti Venofia den Doppel-
zwirn fpann. troß Gaeta und
Racconigi? Wir dürfen's. fofern
l)r. Mar Osborn
wir uns vor einer Illufion hüten.
zu der das offiziöfe deutfche Com-
muniqus über die apolja opima
der Italienreife des Herrn von
Bethmann Hollweg leicht verleiten
könnte. Will man die Formel
diefer Kundgebung. ..die Dreibund-
politik habe in beiden Ländern
zu fefie Wurzeln gefchlagen. als
daß fie von einem Wechfel der
Perfonen berührt werden könnte“.
fo deuten. als hätte die Triple-
allianz fich auch jenfeits der Alpen
das Volksherz erobert. fo wäre
das eine gefährliche Selbfitäu-
fchung. Populär kann in Italien
das notwendige Übel diefes Bünd-
niffes nicht werden. folange feinem
Entweder nur das Oder eines
Kriegs mit Öfterreich gegenüber-
fieht. Und wie nahe den breiten
italienifchen Maffen. die auch heute
noch den Öfierreicher mit gehäffi-

Rundfchau
gem Nebenklang den Tedesco
nennen. die Verallgemeinerung
liegt. kann die Deutfchenhehe am
Gardafee erweifen. die nur wirt-
fchaftliche Klugheit erfi jüngfi zum
Schweigen brachte.
Dem offiziellen Italien aber
mag man die neuerliche Erwärmung
der erfiarrten Dreibundgefühle
gerne glauben. Ihre Temperatur
fank immer. fo oft man in Berlin
und Wien die Frenndfchaft Jxaliens
als eine Unentbehrlichkeit zu emp-
finden fchien. Und der Umfchwung
kam in demfelben Augenblicke. wo
man - müde der allzu lebhaften
Farbenfpiele des italienifchen
Himmels - fich an der Donau
und Spree für den Notfall auch
ohne Italien einzurichten begann.
Als Deutfchland fich im Braufen
des Balkanföhns fo entfchloffen
neben feinen fchnellgerüfieten Rach-
bar gefiellt hatte. bekam auch der
pendelnde Stiefel endlich wieder
einen fefien Ruck. Selbft nach der
anfirengenden Rundreife des Zaren
um die fchwarz-gelben Pfähle hat
Tittoni über feine Unterhaltungen
mit Jswolski einen idyllifchen Be-
richt in die Wilhelmftraße gefchickt.
Hier hatte man fich zu der plötzlich
hervorbrechenden Volksbegeifierung
für den Auftraggeber der ruffifchen
Standgerichte fchon ein Verslein
gemacht. zu der Begeifierung. die
felbft den republikanifchen Bürger-
m'eifier von Rom an der Tafel des
Zaren erfcheinen und die lange
angekündigte Kalzenmufik der So-
zialifien jäh verfiummen ließ. Heute
aber find alle Blütenbäume von
Racconigi. auch die heimlichften.
fchon welk. Die letzten Stengel
fiechten im Frofi der Botfchaft.
daß zwifchen Petersburg und Wien
wieder normale Beziehungen her-
gefiellt feien. Das Augenzwinkern
Jswolskis war alfo nur ein neikifcher
Scherz gewefen.
Nun findet ihr Italien wieder
getreu auf dem Weg. ..den es
feit dreißig Jahren nicht verlaffen
hat“. und eifrig befliffen. den
Scheitel des deutfchen Gafies
mit allen Ehren zu kränzen.
Drum klangen die Zeitungsfan-
faren fo hell vor ihm her zum
Preis feiner ..geradezu wunder-

baren Mäßigung und Weisheit
in internationalen Fragen“. (Ein
rechter deutfcher Politiker weiß
übrigens den Wert der Preffe
überall. außer in der eigenen
Heimat. zu refpektieren; wie man
auf der Amerikafahrt des Prinzen
Heinrich den Zeitungsgenerälen
gehuldigt hat. fo hatte Herr von
Jagow diesmal auch die Repräfen-
tanten der italienifchen Preffe zum
Kanzlerbankett in den Palazzo Eaf-
farelli gebeten.) Drum ftrahlt
jeßt auf feiner Bruft der Goldfiern
mit Mariä Verkündigung. Italiens
höchfier Orden. der fonft nur Sou-
veränen und den erlefenfien ita-
lienifchen Politikern verliehen wird.
Drum überboten fich der König
und feine Räte in Liebenswürdig-
keit. und felbft der radikale und re-
publikanifche Gemeinderat Roms
ließ ihm zu Ehren Gasfackeln von
den Kandelabern lodern. Glänzend
war die Tafel der Kardinäle und
Prälaten in der eichenumhegten
Villa Bonaparte. aber noch blen-
dender die Minifierparade in der
deutfchen Botfchaft. Wieviele
Namen und wieviele Talente.
möchte man faft neidifch ausrufen.
Ein trüberes Mißverftändnis der
römifchen Stimmungen kann man

fich kaum denken als den Kummer
einiger politifcher Klageweiber in
Deutfchland über den ..kühlen
Empfang“ des Kanzlers. Mit
hyfterifchem Mißtrauen deuteten
fie felbfi die fchleunige Flucht
Sonninos vor einer Abftimmung.
die alle von Bettolo fo mühfam
ergatterten Vorteile für die natio-
nale Schiffahrt für immer hätte
vernichten können. als einen Herrn
von Bethmann Hollweg angetanen
Tort. Ia. fie waren nahe daran
zu glauben. des Königs Groß-
mutter fei nur darum fchwer er-
krankt. um den Kanzler zu ärgern.
Auch diefe unwirfchen Pedanten
find jetzt widerlegt. Luigi Luzzatti.
der fafi Siebzigjährige. der jeßt
zum fünftenmal den Weg zur
Minifierbank gefunden hat. diesmal
aber endlich auch zu ihrer Spitze.
braajte noch. folange der deutfche
Reichskanzler auf italienifchem
Boden weilte. allen Schwierig-
keiten zum Troß. das neue Ka-
binett zufiande. ein fehr buntes
Koalitionsminifierium. So konnte
Herr von Bethmann Hollweg. deffen
Befuch zur Zeit der Minifierkrife
manch einer als einen Schuß ins
Leere bezeichnen wollte. noch
fchnell mit den Erwählten von
Giolittis Gnaden engere Fühlung
nehmen.
Welch ein feines Gehör hat
doch Luzzatti. diefer alterfahrene
Unterhändler. für das. was ein
anderer zu vernehmen wünfcht.
Faft ifi es. als hätte er von Pro-
feffor Lamprecht gelernt. wie man
dem neuen Mann in Berlin das
Willkommenfie fagt. und wie ein
Echo vom philofophifchen Kanzler.
vom fpäten Erben der Klaffiker
klingt feine Antwort auf Herrn
von Bethmann Hollwegs Glück-
wunfchtelegramm. das der Unter-
redungen gedenkt. ..in denen Sie
hohe Gedanken zum Ausdruck ge-
bracht haben. wie fie eines wahr-
haft überlegenen Staatsmanns
würdig find." Immerhin ifi nicht
zu verkennen. daß die fchmucklofe
und gerade Art des Kanzlers.
der fich von jedem Uberfchwang
und jeder Übertreibung fernhielt.
in Rom einen Vertrauen erwecken-
den Eindruck gemacht hat. Und

es ift wahrfcheinlich. daß er mit
feiner Politik der unverfchnörkelten
Linie in den auswärtigen Angelegen-
heiten eher Erfolg haben wird als
im Inneren. Hinter feiner wort-
kargen Sachliähkeit fucht man nicht
fo leicht noch eine zweite Deutung
wie hinter den polierten Diplo-
matenworten des Zürfien Bülow.
der während des römifchen Befuchs
fich in feiner Rofenvilla mit fo
gutem Gefchmack in der Dämme-
rung hielt. Der Virtuos der Lie-
benswiirdigkeit mag nicht ohne
Verwunderung von feinem Ruhe-
fih beobachten. wodurch der Spröde
und Herde im Vorteil ift und wie
fein Nachfahr. während ihn daheim
im wohlvertrauten Kreis Abhängig-
keit lähmt. auf einem Felde.
das er früher nie gepflügt hat.
die erfien reifen Garden fchneiden
kann.
Allerdings erfi. nachdem Aehren-
thals pofitiver und Iswolskis ne-
gierender Geifk ihm den Boden be-
reitet haben und nichtzuleßtBülows
eigene befie Tat, Seit dem
Frühjahr 1909 haben auch die
Phantafien unter' dem bei aller
Hitze des Blutes insgemein fo
realpolitifch gerichteten Volk der
Italiener wieder umgelernt. Und
15:

Rundfäjau
fo haben feine Führer die Klugheit. den Weg. der nach mannigfachem Irrlichterieren ringsum fich doch als der ficherfie zum Frieden und zum Wohlfiand bewährt hat. wieder mit Luft zu gehen oder doch den Schein zu erwecken. als gingen fie ihn voll Freudigkeit.
Es ift ein eigenartiges Zufammentreffen. daß gerade Luzzatti. der als einer der Erfien und Unermüdlichften an der Annäherung zwifchen Italien und Frankreich gearbeitet und die Mittelmeer-Konvention infpiriert hat. fein Kabinett jetzt fo gefchloffenen Zuges auf der alten Dreibundftraße aufmarfchieren läßt. Und San Giuliano. der als Parifer Botfchafter das Herz der Franzofen erobert und ihnen als Auslandsminifier im Kabinett Fortis manchen guten Dienft erwiefen hat - eilt. kaum daß er von feiner Ernennung erfahren hat und ehe er noäh die Gefchäfte übernehmen konnte. dem deutfchen Kanzler nach. um in Florenz vor aller Welt zu bekunden. daß die Politik der Eonfulta im parlamentarifchen Hin und Her „unverändert bleiben foll“. das heißt. er bekennt fich wieder einmal unzweideutig zum Dreibund. Wir find's zufrieden. Es ifi der erfte Beweis dafür. daß fich unfre gefamte Lage in der internationalen Politik nicht verfchlechtert hat. Wenn alle Friedensgarantien verankert find. wie jetzt die korrekten deutfch-englifchen Beziehungen. das leibliche Einvernehmen zwifchen Ofierreich-Ungarn und Rußland. die Verftändigung zwifchen der Türkei und Bulgarien und Serbien. dann fiht auch der italienifche Anker am fefteften im Grund. Und je beffer es uns geht. um fo treuer find die Italiener.
Jofef Adolf Bondy

Lueger

über den toten Bürgermeifter von Wien ift vieles. fehr vieles. vielleicht alles gefagt worden. was die breitere Öffentlichkeit an diefer unbefiritten bedeutenden Perfönlichkeit zu intereffieren vermochte. Dennoch will mir fcheinen. als ob ein Moment im pfpchologifchen Werdegang Luegers. der überein-

ftimmend als fehr ehrgeizig bezeich-
net worden ift. nicht im vollen Maße
gewürdigt wird: feine nicht zu
erfchütternde Ausdauer. Das ge-
radezu geniale Einfühlen diefes
Mannes in die Anfchauungen einer
Welt. die doch feinem Bildungs-
grad nach nicht die „feine" war.
feine Vitalität und rafilofe Tätig-
keit. feine perfönliche Rechtfchaffen-
heit und vieles andere find der
Bürgermeifter-Erzellenz auch von
gegnerifcher Seite zuerkannt wor-
den. Von der. einen inneren Grö-
ßenzug verratenden Selbfibefchrän-
kung. von der Selbftzucht
des glückbegünftigteften
Menfchen Lueger ift hin-
gegen viel zu wenig gefprochen
worden. Man mag einwenden. daß
er ja nicht nur das Ziel feines
Strebens. die abfolute Herrfchaft
im Rathaufe. erreicht. fondern aus
dem Wiener Bürgermeifter einen
Faktor gemacht habe. der faft jedes
rößere Ereignis im politifchen
'fterreich beeinflußte. Aber diefen
Einfluß mußte er fich Säfritt für
Schritt felbfk erkämpfen. unter
Verbrauch feiner beiten Energie erft
erwerben. Und um wie vieles be-
:52

Rundfchau

quemer. um wie vieles leichter hätte Lueger Macht. Anfehen. kurzum alles. was dem Ehrgeiz im modernen Staat erreichbar ift. haben können. wenn er hätte Minifter oder Minifierpräfident werden wollen! Die Eigenbefchränkung feines Strebens. nicht über den Bürgermeifter hinauszugehen. die Vorausficht. daß auch auf diefer politifch fekundären Stelle eine Macht zu fchaffen fei. die in Öfterreich Wind und Wetter beftimmen könne und deren Refler der Stadt Wien zugute käme. find Momente aus der Luegerzeit. die ebenfo verdienen im Gedächtnis des Volkes zu bleiben. wie feine Arbeiten. die Mien auf den Weg einer modernen Weltftadt führten. o. S.

Lebenstragödien

Es gibt ihrer viele. unendlich viele. Jft nicht am Ende der Inhalt eines jedrn Dramas. eines jeden Romans eine folche Tragödie eines Lebens. ein Schickfal? Nur erfäjaut mit dem Auge des Künftlers. des Geftalters. des Menfchenbildners? Der Form verleiht nach dem Abbild der Millionen. die um ihn herum fchon Form haben? Die künfilerifche Befeelung - und die wirkliche arme Seele . . .

Seele . . . was ift das doch? Ein materielles Etwas. gebunden an die vielfach komplizierten minutiöfen Windungen unferer Großhirnhemifphären? oder etwa im Zwifchenhirn ftabilierte Materie? ode-r ein Luftiges. ein Atem. ein in die Luft lautlos-unfichtbar Verfchwindendes? Oder im Herzen Lebendes. Vergehendes? Ein Undefinierbares. Geheimnisvolles? Warum dem auf den Grund gehen wollen? Seele - die Gefamtheit pfychifcher Vorgänge. deren Siß das Gehirn ift. (Wenn nun einmal definiert werden foll. ganz grob definiert!) Aber was ift damit klarer geworden. was erfichtlicher? Jäf glaube: nichts. Gleichwohl: fprechen wir von der Seele. von der Tragödie der Seele. Denn die Tragödie des Lebens ift ja auch die der Seele. weil beide in ewigem Zufammenfein wirken, Sprechen wir von ihr. von den vielen. von einer von

ihnen. Von der Tragödie eines Tagelöhnerlebensi). Erzählt von ihm felbft. gefehen von keinem Künftler. Mit der Gewandtheit des Vielumhergeworfenen. Mit dem Gefühl für fublime Säfön-heiten: den „Klingklang des Nacht-ftundenfchlages. vom hohen Turme hereinziehend durch die Gitterfen-fter" des nachtwindumwehten Ker-kers; das ..Schielen eines Stern-leins zwifchen Eifenfiäbe‟ hin-durch; das leife Treten von Mäufen auf dem nackten Ef'trich; und das Wefen des Todes. des Sterbens. Und erzählt mit dem tiefen Haffen gegen die Herrfchen-den. die Mächtigen. die im Tode noch nicht die Gleichheit kennen. Ein Schülerfchickfal: arm und doch ins Gymnafium. mit geflickten Hofen. elend. hungernd; verfpöttelt darum. Das tut weh in jungen Jahren. Und daheim die Mutter: betend. weinend. hungernd. nur um ihren Jungen Priefier werden zu

1) Lebenstragödie eines Tage-löhners. Mit Vorwort von Adolf Levenfiein. Verlag Eberhard Fro-wein. Berlin.

laffen. Priefierz höchfies Ideal
der Taufendez die fromm-gläubig in
dunklen Gafien wandeln. Priefter
- und ftatt defien: Qualen der
Seele. eine Tragödie des Lebens.
Schreiben Wanderburfcl» Frem-
denlegionäß Gefangenen preu-
ßifcher Soldat und Unterof-
fizierx Auswanderert Arbeitsloferz
Straßenkehrer. Holzfehleppen Ob-
dachlofer- Portierf Anftreiäferz
Kondukteurf Kellnerz Maler,
Naihtwächter Und endlich
wieder Anftreicher. Man durch-
denke diefe Berufe in ihrer Viel-
heitz ihrer Verfchiedenheit, Man
denke- wie vor jedem her der angfi-
voll-matte Schrei nach Arbeit
klingt. Arbeit. um des jungen
Weibes willen (die als Tochter
eines Lehrers und Nichte eines
Pfarrers einft auch beffere Tage
gefchen hat). Um des Kindes
willenz das in ihr reiftt das fie hei-
matlos in dem gelobten Lande durch
Gallen und Gärten trägt. Man
fühlt fiel) fiark- gel-md. lehnt fiel)
nach Arbeit - und irrt tags und
nääftens umher mit dem heiferen
Rufen: Arbeitz Arbeitz Arbeit . . .
Ja- wenn man unethifcher wäre-
wenn man rü>fichtslos warez wenn
man Mordenz Raubent Stehlenz
Lügenf Bett-ligen nicht fcheute!
Aber diefer Mann - warum
nennt man ihn nicht einen Helden?
- i| fittlich im höchften Grade- ift
es immer gewefen„ will nur die
Wahrheit. Und muß darum leiden.
Derweil werden daheim feine ehe-
maligen Lehrer am abendlichen
Stammtifch ihren Skat drefäfen
und nebenbei von denen reden, die
ihr Leben verpfufchten. verfumpf-
tenz verluderten. untergingen . .
Sie haben's ja immer gewußtt daß
er nichts taugtel Aber nicht: daß
fie ihm nicht Halt gaben. ihm nicht
Erzieher waren. Warum? Weil
er arm wart weil er Stipendien
empfangen folltez weil er nicht einer
aus ihrer Klafie war? Doch was
in aller Welt geht fie das Schick-
falt die Tragödie eines Lebens an]
Man bezahlt fie. die Herren am
abendlichen Stammtifch. Und fie
tun ihre Pflichtf die (unbegrenzt
nach ihren Höhen zu) ein jeder ja,
wie-s ihm gut dünktz begrenzen

kann. Dafür dozieren fie gewiffen-
haft: „U011 80110186, sec] njtue
(Manitou-3“. Und wiffen nichts von
den Tragödien des Lebens.
Zwifchen den Häufern von
Millionären hindurch irrt ert der
ehemalige Gymnafiafi, Arbeitf Ar-
beit . . . Für Weib und Kind. Die
leßten Dollars trägt er zum Arzt:
erft mein Honorarz dann meine
Arbeit! Und er fteht vor den Lei-
chen feiner beiden Kinderx die fter-
ben müffen. weil der Fluch der Ar-
mut auf ihnen ruhtet wie „Hun-
derte- Taufende anderer Proleta-
rierkindert die man ruhig fterben
läßty weil ihr Erzeuger die Mittel
nicht befißtx ihr Leben zu erkaufen."
Ob Sterben auch der letzte Akt
diefer Lebenstragödie ift? oder ob
noch vorher die Tragödie endetx um
ein paar Sonnentage dem Sterben
vorangehen zu laffen? Der Wille
zum Leben ift ja fo gewaltig. daß
er immer wieder fiegt. --
Noch ein Wort über das Schick-
fal diefes Buches: wäre es ein No-
man - als folther diirfte es aber
nie den Reichtum feines Inhalts
haben - dann würden nach weni-
gen Wochen alle „Gebildeten“ da-
von fprechen. So aber ift es eines
Tagelöhners Aufzeichnung feines

eigenen Lebens; eines. der felbft die Tragödie feiner Seele. feines Lebens zu behalten Mut hatte; eines. den wir nicht kennen. wenngleich uns fein Name genannt wird. Und folcher Schickfal ifk Vergehen-werden,

Und doch: es bleibt ein Lebensbuch ..für denkende Menfchen".

K. W.

Ein Brief aus Wien

Das waren diesmal auftrengende Wochen. dicht angefüllt mit Theaterereigniffen. Der Nachfafching. die Faften. das ift ja bei uns immer die Zeit. in der die Genüffe am reichlichften aufgetifch-t werden. unbekümmer-t um alle frommen Gebote. Aber wenn das alles verklungen ift. fiellt fich alsbald eine Ernüchterung - eine Reue ein. die mindeftens fo echt ift wie bei allen frommen Seelen. Diesmal waren es befonders ftrapaziöfe Theaterwochen. Wenn ich nicht irre. gab's in einem Monat fechzehn Premieren. Fortwährend neue Stüäe. die nach zwei. drei Aufführungen wieder in die Theaterarchive verfinken. Neue Menfchen tauchen auf. neue Begriffe laffen fich häuslich in Wien nieder. während andere. altbekannte. liebgewordene verfchwinden. Da gibt*s Begrüßungen und Begräbniffe. künftlerifche und gefellfchaftliche Ereigniffe in Dur und in Moll. aber immer von der gleichen animierten Wichtigkeit und mit den übertriebenen wienerifchen Gebärden. Schon am näazften Tag kümmert fich kein Menfch mehr um den. den man geftern jubelnd begrüßt oder tieftrauernd begraben hat. Man hat längft wieder andere Sorgen. Und fo dreht es fich weiter. das Ringelfpiel der Saifon. Es tft fehr luftig anzufehen. aber für die Paffagiere i|*s auf die Dauer ein trübfinniges Vergnügen. Doch dreht es fich fo rafch. fo unaufhörlich. daß keine Zeit zum Nachdenken bleibt. Was vielleicht ein Glück i|.

Da war zunächft ein Theaterabend. an dem wird ein Leichnam. in Sackleinwand eingenäht. auf die Bühne des Burgtheaters gebracht. Und aus diefer Sackleinwand her-

aus entwickelt fich dann ..Das
zweite Leben". Georg Hirfchfelds
Drama. das der Wiener Kritik und
dem Burgtheaterpublikum folche
Schauder eingejagt hat. Ich glaube
ganz ernftlich. die Sackleinwand
war an allem fmuld. überhaupt
die fchauder-romantifche. faft kol-
portagehafte Aufmachung des erften
Aktes. Der Einfall felbft. einen
Menfchen aus dem Scheintod er-
wachen und ihn ein zweites Leben
führen zu laffen. in dem er von
feinem erfken faf't nichts mehr weiß.
i| fehr fchön und dichterifch. Es
fragt fich nur. ob diefes Motiv
durchaus nach dramatifcher Faffung
verlangte. Ob es möglich war.
einen fo komplizierten und ver-
innerlichten. vorgefchriebenen Pro-
zeß: das Hindämmern im Halb-
bewußtfein. auf dem Theater le-
bendig darzuftellen. Ob nicht die
novellifiifche Form hier die natiir-
liche und einzig mögliche ift. Der
Dichter hat es ja felber erzählt. daß
eine Gefchichte. die er als Kind ge-
hört. ihn zu dem Drama angeregt
habe. Und wenn er diefe Kindheits-
erinnerung in feiner zarten und
innigen Art zu einer Novelle ge-

_ _
1 1.-_ __-
ftaltet hätte. wäre es gewiß eine
fchöne und merkwürdige Dichtung
geworden. So wurde es ein un-
wahrfcheinliches. trod manchen
Schönheiten monotones Theater-
ftück. Freilich. zu fchweigender Ver-
achtung und zifchender Ablehnung
bot es durchaus keine Veranlaffnng.
Aber es war eben der lebte Pre-
mierenabend unter Schlenther. und
da wollte das Publikum nicht aus
feiner gewohnten Rolle fallen . . .
Ein paar Tage fpäter war die
Leiche fchon aus dem Haufe gez
fchafft und das Burgtheater von
lauter Jubel und Begeifterung er-
füllt. Der neue Direktor. Alfred
von Berger. hielt feinen Einzug.
Er perfönlich wurde an diefem
Abend in einer Weife gefeiert. wie
es im Burgtheater noch keinem
Dichter. keinem Schaufpieler begeg-
nete. Das Wiener Publikum ift
eben im Mißfallen und im Wohl-
wollen gleich heftig und über-
trieben. Der Abend felbft. eine
mittelgute ..Sappho"-Aufführung.
gab kaum Anlaß zu folcher Begei-
fternng. Das Wiäftigfie für den
neuen Herrn wird wohl fein. daß
er fi>j durch die enthufiafiifche Be-
wunderung. die man ihm hier ent-
gegenbringt. nicht beirren läßt.
Da geht es in der Hof-oper
fchon f'tiller zu. Der plötzliche Tod
des Baritonifien Leopold Demuth
verfeßt diefes Inftitnt merklich in
Trauer und Wehmut und bedeutet
vielleiäft eine weitere Verarmung
des Repertoires.
Ein plötzlicher Tod hat auch
eine andere fympathifaje Wiener
Gef'talt verfchwinden laffen: Ludwig
Hevefi. den Kritiker und Humori-
ften. von deffen Hingang in diefen
Blättern fchon kurz gefprochen
wurde. Es war ein freiwilliger
Tod. aus nervöfer Angfk vor
fchwerem. unheilbarem Leid. Bei
einem Manne. den man immer nur
als eleganten Plauderer. als lie-
benswürdigen Humoriften gekannt
hat. berührt ein fo finfteres Ende
noch frappierender. Hevefi war
eines unferer vornehmften und ge-
diegenften journaliftifchen und
kritifchen Talente. Einer der Letzten

aus der alten Garde des Wiener
Feuilletons. die diefe ..Unfterblich-
keit eines Tages“ (wie Speidel
das Feuilleton einmal nannte) aus
dem Reichtum ihrer Bildung und
ihrer Erfahrung. aus ihrer per-
fönlichen Kultur heraus fchrieb.
Kein Routinier und nüchterner
Impreffionift. wie die meif'ten der
heutigen feuilletonifchen Genera-
tion. fondern ein Schriftfteller. der
mit dem Verftand und mit dem
Herzen zugleich fchrieb und kriti-
fierte. Was er als Feuilletonift und
Theaterkritiker geleifiet hat. tft
durch den kleinen publiziftifchen
Refonanzboden. der ihm zur Ver-
fügung ftand. nicht zur richtigen
Geltung gekommen, Was er für
die ..Sezeffion“. überhaupt für alle
modernen Befirebungen getan hat.
das wiffen die Wiener Künfiler
genau. Und fchließlich war er auch
Humorifi und zwar einer. der feine
Leute wirklich zum Lachen bringen
konnte, Und diefer Mann feste fich
an einem Sonntag Nachmittag vor
den Spiegel und erfchoß fich. Das
mutet entfelzlich und unbegreiflich
an. und dennoch liegt eine fchaurige
Logik darin. Denn der Humorift ift
ja ein Menfch. der fich den Leuten
gegenüber ftets luftig und guter
Dinge zeigt. Aber wenn er zur Be-
finnung kommt. ift er vielleicht

Rundfawu
trübfinniger als alle die. die über
ihn lachten . . . .
Dann wieder Theaterereigniffe.
Dem literarifäfen Ehrgeiz begegnet
man nicht häufig. .Die und da im
Deutfchen Volkstheater. das fich
auch heuer wieder für Thaddäus
Rittner. einen jungen öfterreichifch-
polnifchen Dichter eingefeßt hat.
Freilich erfolglos. denn das Publi-
kum hat für die gedämpfte drama-
tifche Art Rittners wenig Sinn.
Voriges Jahr lehnte es feine mo-
derne Don Juan-Komödie ..Unter-
wegs" ab. diesmal brachte es für
feine Junggefellen-Komödie ..Der
dumme Jakob“ bloß kühles In-
tereffe auf. Überhaupt haben Stücke.
die fich irgendwie über die Theater-
fchablone erheben und nicht bloß
auf Wirkung berechnet find. in
diefem bourgeoifen Theater kein
Glück. Deshalb wurde auch Je-
rome K. Ieromes Ehriftuslegende
von heute: ..Der Fremde". fehr
fkeptifch aufgenommen, Die Be-
kehrung von Böfe zu Gut geht darin
allerdings zu gründliäj und pro-
grammgemäß vor fich. Es gibt
aber auch manchen fchönen und poe-
tifchen Moment. und fchon die Fi-
gur des Ehriftus im modernen
Weltgetriebe i| ein nobler Ein-
fall. Doch das Publikum wollte
zeigen. wie aufgeklärt es ift. und
feste dem dramatifchen Bekehrungs-
verfuch feine ganze Premieren-
fkepfis entgegen.
Ludwig Hirfchfeld
Finanzpolitifches
Die Furcht vor dem
Gelbe war es. die unferer ge-
famten Spekulation noch bis in
den April hinein Zurückhaltung
auferlegen mußte. Sonfi ließ der
um diefe Zeit fo gewaltige Divi-
denden: und Zinstermin feine
..großen Waffer" fpielen. diesmal
fpürte man in bezug auf Abon-
danz zunächft eine beunruhigende
Trockenheit. Es genügte der eine
Umfiand. daß in der Parifer Cou-
(iffe mit 6 Proz. prolongiert wurde.
- ein dort unerhörter Satz --. um
zahlreiche Kaufkreife fiußig zu
machen. Denn obgleich Gefchäfts-
leute fchon ihrem notwendigen
Optimismus nach kein langes Ge-
dächtnis haben dürfen. fo reicht

doch ihre Erinnerung bis 1907
noch gut zurück. Damals. im
Gefolge der amerikanifchen Krife
wurde die Börfe unverfehens von
einer Knappheit überrafcht. die fich
in unfern Kurszeitel fcharf und
fchärfer eingezeichnet hatte. Heute
nun fchienen fich felbfi die er-
fahrenfien und deshalb kaltblü-
tigfien Finanziers iiber die inter-
nationale Geldlage nicht klar zu
fein. entweder wegen des eng-
lifchen Budgets. oder wegen des
fchlechten Standes unferer Staats-
papiere. oder vielleicht auch wegen
wichtiger und großer Kapitalsver-
mehrungen. die nur unferer Hoch-
finanz einfiweilen bewußt fein
können. In letzterem Sinne hatte
z. B. u. a. ein anhaltender Rüägang
von Bochumern Eindruck gemacht.
obgleich dafür wohl ganz andere
Gründe in Wirklichkeit mitfpielen.
Für die Kursentwicklung dürfte
es vorläufig entfcheidend werden.
wie viel Papiere Berlin vorge-
kauft hat. D. h. im März unter
Inausfichtnahme der im April ge-
wöhnlich wieder eintretenden Flüf-
figkeit. Unter Umfiänden können
folche Hoffnungen auch übermäßig
L57

Wndfcbau
.._.
eskomptiert worden fein. fo daß jene
Vorläufer nicht wieder fchlanke
Abnehmer für Montan- oder Bank-
aktien finden.
'K 'k 'k
Reden ifi Silber!
Hoffentlich trifft diefes Sprichwort
diesmal nicht auf unfer auswärtiges
Amt zu. das einen deutfchen Be-
fißer griechifcher Staatsfonds ziem-
lichgriindlichberuhigthat.-Sowohl
wegen einer etwaigen Schädigung
der Gläubiger-Intereffen. als auch
wegen der Finanzkontrolle. die
formell und materiell nicht ab-
gefchwächt werden könnte. Dem-
gegenüber fei nur daran erinnert.
wie erfi vor Monaten Sir Erneft
Eaffel über den Kopf der ungleich
wichtigeren Türkifchen Schulden-
verwaltung eine Anleihe mit der
Pforte abfchloß und unfere Bot-
fchaft dafelbft die neuen Kreife.
die doch Herr Eaffel nur im Auf-
trage Englands zog. keineswegs
gefiört hat. Wie nun. wenn man
in [loc-ning ati-eat eines Tages
feine Urfachen hätte. das gleiche
Spiel bei den Griechen in Szene
zu felgen? Würden wir dann
für unfere kleinen Intereffen in
Athen mehr Kraft einfeßen. als
damals für unfere gewaltigen In-
tereffen in Konfiantinopel? Es
gab eine lange Zeit. wo das in-
ternationale Kapital und deffen
Zinfendienft überhaupt die Wege
der Diplomatie mit beftimmte.
Das ifi vorbei. feitdem jene un-
ielige Spannung zwifchen England
und Deutfchland die Herren in
London bis zur Einfeitigkeit raftlos
gemacht hat. Möglich wäre aber
auch noch ein anderer Fall. nämlich
eine Revolution. die den König
__-
Georg. oder vielleicht fogar das
ganze Königtum befeitigte. Sollten
dann die neuen Machthaber die
Finanzkontrolle der Fremden als
läftig empfinden und demgemäß
handeln. fo bliebe ein einmütiges
Handeln der Garantiemächte. zu
denen anleihemäßig Deutfchland
noch gar nicht einmal gehört.
keineswegs ganz gewiß. Unfere
„Anlagen“ in griechifchen Werten
begannen eigentlich erfi feit der

Vermählung der Schwefter des
deutfchen Kaifers mit dem Kron-
prinzen von Griechenland. Ani-
miert zu derartigen Käufen wurde
verhältnismäßig wenig. es waren
zumeifk die loyalen Provinzen Alt-
preußens. die hier zwifchen Dy-
nafiie und Staatspapieren nicht
zu unterfcheidenvermoäzten. Später
kam eine Zeit. wo es mit der
Sicherheit diefes Zinfendienfies
bergestief hinabging. und die An-
wefenheit des Königs in Frankfurt
wurde dann zu einer intimen Ver-
fammlung benutzt. um dem Herrfcher
felbft Gelegenheit zu einer Dar-
legung zu geben. Man kannte
nämlich bereits deffen günftige
Meinung über die Ehrlichkeit der
Finanzleute in Athen und wollte
klugerweife (!) den Ausdruck einer
fo maßgebenden (!) Meinung
gleichfam feftlegen. Seine Majefiät
fprachen denn auch über die Un-
zerfiörbarkeit ihrer Kuponeinlöfung
fo bündig. daß jene anfangs zi-
tierte Beruhigung. wie fie jeßt
ähnlich unfer auswärtiges Amt
abgab. nur ein Kinderfpiel dagegen
ifi. Bald darauf fiellte Griechen-
land. ohne jede Rückfiäyt auf feinen
Souverän. die Zinszahlung ein
und dem feierlichen Herrn Redner
von kurz zuvor kam es keinen

Augenblick bei. auch nur den erften Kupon aus feiner eigenen Tafche zu decken. Ein Monarch hat Erhabneres zu leiften!

l' * *

Das Gegenteil einer Entfchuldigung hat der Auffichtsrat der Nationalbank für Deutfchland in feiner kürzlichen Generalverfammlung abgegeben. Der Vorfitzende verteidigte nämlich die Kreditgebungen feines Infti-tutes bei Brühl. Vallentin. Eycka Straffer - fämtlich bekanntlich fpäter in Konkurs - mit der Tatfache. daß auch die andern Berliner Banken ähnliche. wenn nicht zum Teil größere Verlufie erlitten hätten. Das macht ja aber den guten Glauben damals an diefe Firmen noch unbegreiflicher. indem man deren Wechfelfchiebungen eben bei verfchiedenen Kommiffionsbanken auf die Spur kommen mußte. „Bei größter Vorficht und fchärffter Kontrolle". fo erklärte freilich der Vorfilzende recht mutig. ließen fich derartige Ausfälle nicht vermeiden. und merkwürdig genug erhielt er darauf keine Antwort. Im allgemeinen wäre es auch bei Banken noch wichtig zu erfahren. inwiefern etwa große Kredite auf die Fürfprache irgend eines Auffichtsratsmitgliedes oder fonft naheftehender Herren gewährt fein könnten. die fich auf folche Weife dann felbfi zu entlafien wünfchen. Die deutfchen Aktionäre fühlen fich noch bei weitem nicht felbfiändig genug. fie pflegen fogar an dem einzigen Tage in befcheidener Zurückhaltung zu verharren. den ihnen die Statuten in umgekehrtem Sinne gewähren. Das Vorbild der Parlamente. die das ganze Jahr hindurch ihren Mund auftun. bleibt hier völlig wirkungslos.

e- * *

Ein Zoll auf Arbeiter fcheint jetzt in Frankreich einige Ausficht auf Erfolg zu haben. natürlich auf - fremde Arbeiter. die. fobald einmal eine folche Härte zum Gefeß erhoben worden wäre. auch wohl in andern Ländern fich eine Schröpfung gefallen laffen müßten. Der Gedankengang dabei

ift klar! Man fpricht von vornherein
weniger von irgend einer be-
fonderen Gefchicklichkeit jener ebenfo
bedürftigen. als betriebfamen Aus-
länder. fondern nur von ihren bil-
ligeren Lohnforderungen. die dann
gottloferweife noch in heimifchen
Papieren. anftatt in franzöfifchem
Abfinth angelegt werden. Und
dies plant wahrfcheinlich ein Reich.
deffen Bevölkerungsrückgang fo
peinliche Wirkungen erzielt. daß
dort z. B. zerfallene und verlaffene
Landhäufer. eben aus Mangel an
Menfchen. keineswegs zu den Sel-
tenheiten gehören. Troßdem liebt
man es. jene Arbeitslöhne. die
doch vor allem aus einer gewal-
tigen Gegenleiftung erfließen. nur
weil fie zumeift in fremden refp.
heimifchen Papieren angelegt
werden. einen „Kraftentzug“ zu
nennen. weshalb man einen' Teil
jener Lohnerfparniffe „vorweg“
einbehalten möchte. Natürlich wird
hierbei die alte Tatfache überfehen.
daß Belaftungen der Arbeiter regel-
mäßig auf die Unternehmer zurück-
zufallen pflegen. wie denn felbfi
das Krankenkaffenwefen in Deutfch-
land nur dadurch möglich geworden

Rundfchau
ifiz daß der Abzug von den Löhnen durch Erhöhung der Sätze rafch wieder ausgeglichen wurde. Im Grunde werden alfo jene fozialen Lafien völlig von unfern Unternehmern getragen. Indem aber fogar ein fo fchlimmes Attentat - einen Einfuhrzoll auf die einfache Muskelkraft zu legen, auch bei uns Liebhaber finden könntez fei hier fogleich auf den entgegengefetzten Umftand hingewiefen. Nämlich daß das deutfche Volk wie kein anderes in den Großfiädten faft der ganzen Welt das ftärkfte Fremdenkontingent ftelltx mag auch deffen Arbeit keine ganz niedere fein. Wir wenigftens hatten alfo dann alle Urfache die fchädlichfien Repreffalien zu befürchten.

* * "l

Die Liquidität unferer Bankenz wie fie durch die im März veröffentlichten Iahresbilanzen dargeftellt wirdx erfüllte augenfcheinlich unfere öffentliche Kritik mit ftarker Genugtuung. Wie kommt man aber eigentlich dazuz die in Reports angelegten Summen unter die leicht greifbaren Mittel zu fiellen? Würden unfere Großinfiitute einfach ihre flüffigen Gelder zu Ultimo in könnten fie diefelben freilich nach 30 Tagen wieder einziehen. In Wahrheit betrifft aber diefer Pofien wohl Käufe für die Kundfchafß der die Barbeträge dazu vorgelegt wurden. In einem folchen Falle würde es aber den Banken fehr wenig nützeny wenn die Kundfchaft einer Aufforderung um Zahlung nicht nachkommen wollte. Die betreffenden Pofitionen müßten dann in den meiften Fällen weiter durchgehalten werden. In den Bilanzen find die Anlagen in Lombard und Reports ganz undurchfichtig zufammengezogen. Indeffen ifi das Anwachfen diefes Poftens gegen das Vorjahr fo ganz ungewöhnlich daß man darin unbedingt die umfangreichen Engagements des Publikums erkennen mußz die eben von feinen Banken getragen werden. Die neun Berliner Infiitute verzeichnen für Lombard und Reports die Summe von M. 1 353 900000x was gegen Ende

1908 ein Plus von M. 534 Milli-
onen ausmacht. Diefe Riefenzn-
nahme bildet den weitaus wich-
tigfien Punkt in den Jahresab-
fchlüffenz felbft wenn bei der deut-
fchen Bank auch die Warenbelei-
hungen fiark ins Gewicht fallen.
Pluto
Effektenfchiebungen anlegen„ fo
_ '- _-
Verantwortlicher Redakteur: l)r. Max Osborn in Berlin. -- Für den
Znferatenteil verantwortlich: alter Fliegel, Berlin. - Verlag „Nord und
ad‟ G. m. b. H., Berlin N. 9, Linlftraße 17. - Auslieferungsfielle
für Öfierreich-Ungam: Hermann Goldfchrniedtf Wien lf Wollzeile 11. -
8ufchriften und Cinfendungen werden ohne Angabe eines Perfonennamens
erbeten.- Druä: Schlefifche Buäzdruclerei vorm. S. Schottlaender. AWG.,
Breslau [ll, Siebenbufenerfiraße 11-15.

g-.-.
Neben meiner Kunfi.
Flugftudien. Briefe und Per-
fönliches von und iiber A r n old
B ö ckl i n. Herausgegeben von
Ferdinand R u n k el und Carlo
Böcklin. Mit 125 Illuftra-
tionen. V i ta. Deutfches Ber-
lagshaus; Berlin.
Dies Buch ifi eine überaus
wichtige Ergänzung zu der feit
fünfzehn Jahren fo ungeheuer
angefchwollenen Böcklin-Literatur.
Walter Arnold
Niemand wird fich in Zukunft
mit dem Schweizer Gewaltigen
befchäftigen können. ohne in erfier
Linie hier fich Rats zu erholen.
Es ift keine fyfiematifche Darftellung
von Böcklins Art oder auch nur
von einigen Abfchnitten feines
Lebens. fondern ein etwas bunt
zufammengewürfeltes. aber darum
vielleicht um fo intereffanteres
Bündel bedeutfamfier Erinnerun-
gen. Einzelfchilderungen und Do-
Fritz
Werner
Arnold Böcklin und feine Brüder
nach einer Daguerreomple von ls-t'l oder 1848
[Aus: _Reben meiner Kunft".
Flugftudien. Briefe und Perfbnliches don und über Arnold
I'mlin. Herausgegeben von Ferdinand Rnnhel und Carlo Bdcklln. Mit 125 Illuftrationen.
Berlin. Vita. Deutfches Verlagshaus)
jl

Jllufirierte Bibliographie
"t . 'Für-iii Ü', .i.r.,ill ,lil ,. i.
: 5......?
. . „
_ . BDU...? .oc-B... »Mg-..NTV .
, ?xl-..enueoid-»dc M
Die.. LOTRO-...8c . W
Hol-.LZ in ...ik West.. im.
SOLO...? Üllkdki.-f.i„ m.
,. , . . - J . , .
. ,.. . c, .. , ?tür-.Dzrürml M ,.._
/ d.. . a ..„„...„.i ..i-.dlcblxWdL ...ick FSK... .
, K). , ...e ...TTL .. i. .
_ »Q . x.. BY. T , , »TB-L.. .et (mms .
-, ... W , „fENZAmZ -.„
. i,....,.. W . ,. „ »Nr.74 . . . .
. , , . Yun...? . .W
. . , . . .
0 .. BETEÖÖZ7>tÖ . .,7 t , Uri-l; ...iW_q...
at,... Dit.erd...xd.. Gerne-.*7 . .. .
3.x. ..Lädt- . WD,... x... ...r-x... „
..so »Wk Amine... PINK-t,...
, . . „k-my* Rp: Q. .
..DKM-TNA* ..r . . r, f i. .kb .
. . . .
. ,-f.-
,W
i .ifllieedßükiiln
. ?TK-:5 8- M25? UT.:- 2
T?! .. II, Z. J:- : w.; Ü. NZZ-2?. .wa-„7 ...5 EIN-:50m ao: Z5 ?Q NI:: 8 „m I- . M 3. DIe-_88.J- oo- URI-25 .UZ-X- W
55 OL? .wma-J. ..I- B.. ?ZZ-mon?, .Wo-:3. STZ, UZH-.m ?KZ->23, . e-
. .q
. r.
m_
c
...in.,-.>.. 7 ..,.-,..... ..-
.c-'d'wfpF-FQY ella... ...e-»..Wdzekv' ein?

t
i
4
kumente. fMan hört und fieht
hundert neue Dinge. lieft auffchluß-
reiche Briefe. vernimmt bezeich-
nende und lufiige Anekdoten. ver-
folgt den Meifier im Verkehr mit
Freunden. Schülern. Kunfige-
noffen. Fernerfiehenden. Eine
ri.
. c *-
g .KL-:l *7c .er ci(- 7-7-7
Dialog. Es entfieht eine'kleine
,Differenz zwifchen dem_ Mufiker
und dem Maler. Wagner fagt:
..Von Mufik verfiehen Sie wohl
nicht viel?" Worauf Böcllin.
fehr derb: ..Hoffentlich mehrjals
Sie von der Malerei . . .“
Konftrnlrtion des Schlffzleaftenz und Verfteifung der Schwanzachfe
Zeichnung von Arnold Böcklin
Aus!: ..Neben meiner Kauft". Flugftudlen. Briefe und Perfdnllches von und
Herausgegeben von Ferdinand Runner und Carlo Bill-[eller.
öcklin.
über A r n o l d
Mit 125 Illuftrationen.
Berlin. Vita. Deutfches Verlagshaus)
ganze Schar großer Namen
'gruppiert fich um den feinigen:
'Zoologe Dohrn. der
Mar-ses. Adolf Hildebrand. der
Philologe
"Müllenhofß General Golß. Richard
Wagner und Frau Eofima. mit
denen Böcklin in Neapel zufammen-
traf. Dabei ergibt fich ein hübfcher
le_
Den größten Raum des Buches
aber nehmen die außerordentlich
feffelnden. hier zum erfien Male
mit einiger Vollfiändigkeit ge-
fammelten Zeugniffe für Böcklins
aeronautifche Bemühungen. Von
den erften Grübeleien und Kon-
ftruktionen. die nach Frau Böcklins
rr*

Bericht fchon kurze Zeit nach der
1853 gefchloffenen Ehe einfeßten.
bis zu den letzten. bereits ziemlich
weit vorgefchrittenen Aeroplan-
-Verfuchen wird uns alles mit
großer. fehr willkommener Ga-
mantiker der Malerei mit dem
romantifchen Problem des tech-
nifchen Zeitalters. deffen Löf'u'ng
er nicht mehr erleben follte. Liefi
man diefe Partien. fo möchte man _
glauben.. es handle fich hier um
Zweiter Flugveriutb
Zeichnung von Carlo Bbclrlin
17'] e de n m e l n e r K u n ft", Flugftudlen. Briefe und Perfdnllcljes von und über Il r n ol d
n.
Herausgegeben von Ferdlna-.d *Kunkel
und Carlo Bbcltlin. Mit 125 Illuftrationen.
Berlin. Vita. 'deutfchen Verlagshau)
wiffenhaftigkeit vorgeführt.» Eine
lange 'Reihe inftruktiver Illuftra-
*tionen fiützt die fchriftlichen Dar-
legungen. und mit immer neuer
Bewunderung blicken wir auf die
Zähigkeit. mit der Böcklin von
Experiment zu Erperiment fchritt.
Unermüdlich- rang der-große. Ro-
einen Mann. deffen ganzes Leben
fich in Spekulationen diefer Art ver-
loren habe. nichtum einen Künftler.
der hier nur die Ergänzung feiner
eigenften Tätigkeit und eine Er-
holung für die einfcitige Befchäf-
tigung feiner Phantafie fuchte.
Eine kleine Anekdote kann ich

fi
..-
übrigens aus Eigenem hinzufügen.
Sie ward mir von einem Berliner
Gelehrten. der fie felbft erlebt hat.
erzählt. Bei einem Befuche Böck-
lins in Berlin traf mein Gewährs-
mann mit dem Meifier zufammen.
Han- non Mari-es
Karikatur
*xu
bmlin. Herausgegeben von
Tage begegnete der Gelehrte Helm-
hollz. „Ia“. fagte diefer. „Böcklin
hat mir vorgeftern feine Luftfcbiff-
theorie auseinandergefeßt. Eine
ganze Weile ift er auf dem richtigen
Wege. 7 Aber dann kommt ein
Peter Botäimann
Karikatur
Aus: .Reben meiner linux“. Flugftudlen. Briefe und *perfdnliches von und über Arnold
erdinand *Kunkel und Carlo Böcklin. Mit 1L") Illuftrattonen.
Berlin, Vita . Oeutfches Verlagshaus)
B
der ihm von einem Befnche bei
Helmholß erzählte. „Ia“. meinte
Böcklin. „ich habe ihm meine Luft-
fchifftheorie auseinandergefeßt. Er
hörte mich aufmerkfam an und
gab mir in allem Recht. Bis auf
einen Punkt. wo er mir nicht mehr
folgen konnte." Am nächfien
Punkt. wo er fich in den Irrtum
verfirickt‟ . . . Leider follte
Helmholtz Recht behalten. Den-
noch ehren wir auch in der Aviatik
Böcklin als einen nicht zu unter-
fchätzenden Förderer auf der Linie.
an deren Anfang ein noch Größerer:
Lionardo. fieht. *

K u rt A r a m: Die Hagefiolze.
Ein humorifiifcher Roman. Ver-
lag S. Schottlaenders Schle-
fifche Verlagsanfialtj Berlin.
Iede Arbeit von KurtAram
gibt immer fo ein rechtes liebes
Buch her. Es ifi die gutej gemüt-
liche Münchener Luftp die über
den Spintifierereien und Ulken
Arams gemächlich weht, Bei
ausgefprochen poetifcher Begabungj
die über eine unverkennbare Form-
gewandtheit verfügtj tritt uns in
Aram ein herzlichesj liebenswiir-
diges Gemüt entgegen. Echter
Humorj der namentlich dem un-
erfchöpflichen Thema der Herzens-
regungen folgt. dient unferem
Münchener Dichter zum Ausdruck
von manchem innigen und tief
empfundenen Bilde. Allemal ift
dabei der Grundton fchlichte Menfch-
lichkeitj was ungemein fhmpathifch
berührt. Aber der Schwerpunkt
von Arams Kunft liegt doch eigent-
lich darin„ daß es in allen feinen
Werken nicht auf das „War-IJ fon-
dern auf das „Wie“ ankommt. Die
alltäglichfien Vorgänge erfcheinen
dem Lefer in neuesj von fprudeln-
dery luftiger Helle durchtränktes
Licht gerückt. - Die „Hageftolze"
ifi eine junge/ bildfchöne Ameri-
kanerin. Wir wetten 100 gegen 1/
daß kein ,Lefer griesgrämig genug
fein wirdp fich nicht in das jungej
lebenslufiige und eigenfinnige
Mädel zu verlieben. Den ganzen
Zauber einer von moderner Kultur
zitterndenF graziöfen Nervofität
verleiht Kurt Aram diefer jungen
Dame in feinen Schilderungen.
Wo er die prächtige Amerikanerin
'erwähnt/ da wetteifern pikante
Darfiellungsgabe mit leichtem Kon,-
verfationstonj da feffelt uns die
feine intime Stimmungsmalereij
da bewundern wir die fcheinbar
leicht entworfene und doch fo
erakte pfhchologifche Zergliede-
rungskunft des Dichters. Der
Heldin gegeniiber fieht ein junger
deutfcher Schriftfiellerj der fich bis
über beide Ohren in die ausländifche
Schönheit verliebt hat und nun
alles Mögliche und Unmögliche
anfiellt/ um die „Hagefiolze" zu
bekehren. Wahrhaftigj das ift
ein toller und ein zwerchfeller-

fchiitternder Kampf! Beide Par-
teien meinen es verdammt tragifch
und wirken deshalb in ihrer künfilich
gefieigerten Feindfeligkeih die doch
nur auf der reinfien Zuneigung
beruht„ überaus komifch. Da
werden Intriguen gefponnem
Wucherer „totgefchlagen*h die
gröbfien Schiebergefchäfte mit Au-
tomobilen gemachh bloß um der
Dame des Herzens zu imponieren.
Und gefchimpft wird mit einem
fubtilen Unterton 'der Liebej daß
dem Lefer warm und wohlig dabei
werden kann. Zofen werden be-
fiochenj ja es wird ihnen Haue
und andere Annehmlichkeiten an-
gedroht/ wenn - -
Doch ich kann unmöglich den
ganzen Roman im Auszug wieder-
geben. Ieder Satz ifi eine Lufiig-
keitj jede Rede und Widerrede ein
*Kopffprung des modern aufge-
putztenF vornehmen und kultur-
erfüllten Karnevalprinzen. Wer
daher über einen trüben Tag
hinwegkommen willj der nehme
das Buch zur Hand; es wird ihn
nicht gereuen.
l)c Curt Radlauer
_-
:66

DOI

fon
jorn
B
jornftjerue
Zum AuffaÃŸ von Dr. Elias
'''
*kB
'i
1832-1910
''
'I
''
''

a -
WSW
vereint ryÃ¼' WÃ¼rtt-gem
Oeutfche Halbmonarsf'chriï¬
erausgegeben WRCurkNaÃ¶lmter
Monde?"
3.. Jahrg, Bd. f55 Heft 405 Erft-25 2]'iaiheft [N0

,Q nÃ¤erne enKun vereint' unâ€œ
GeYZexing-Ã–fellfrhaÃ¤ g g
unFWefflng-Hochfchule gucYerft'n.

* Ottavio Freiherr von Zedliß
mitglied des preußifchen Abgeordnetenhaufez und präfident
der Ieehandlung:

Der Niedergang
des guten parlamentarifchen Tous

In einem Teil unfrer Vreffe lieft man jeßt wahrhaft herzbewegende
Klagen üder den Niedergang des guten Tons im Reichstag und im preu-
ßifchen Abgeordnetenhaufe. Bei richtiger Würdigung entbehren diefe
Klagen doch der tatfächlichen Unterlage. Es ift zwar richtig. daß in den
leßten Wochen einige Redner ihrem Temperament die Zügel haben fchießen
laffen. mehr als dies im allgemeinen üblich ift. Wenn man aber wie ich
in feiner Erinnerung eine oierzigjährige parlamentarifche Tätigkeit an fich nor-
überziehen laffen kann. dann befteht gar kein Zweifel. daß auch in früheren
Zeiten Perioden lebhafterer und gröberer Redeweife zu verzeichnen
find, In den Tagen des Kulturkampfs zum Beifpiel und auch bei vielen
andern Gelegenheiten. wo die fachlichen Gegenfäße fcharf zufammenprallten.
waren die parlamentarifchen Verfammlungen ungleich reicher an temperament-
vollcn Aeußerungen. Auch Bismarck hat in den Stunden des Kampfes
ein ftarkes Wort niemals gefcheut. Auch er würde wahrfcheinlich dem
Verdammungsurteil des Berliner Tageblatts verfallen fein. wenn diefe
Zeitung fchon damals den guten Ton Deutfchlands in Erbpacht gehabt
hätte. Es ift ja fogar wiederholt vorgekommen. daß Fürft Bismarck
gegenüber heftigen Angriffen der Gegner feinen Bloß am Bundesrate-
tifch verließ und mit drohender Miene. als wolle er zum körperliähen An-

griff fchreitem auf feinen Gegner losging. Eduard Lasker floh vor feinen
drohenden Armbewegungenj und auch Virchow war einmal nahe daran.
von dem Begründer des Deutfchen Reichs geprügelt zu werden. Und
Bismarck ift doch für das Berliner Tageblatt eine Autorität! Es be-
rührt freilich eigentümlich. daß dies Organ troh feiner Bewunderung
für den franzöfifchen Radikalismus den konferoativften und deutfcheften
Mann unferer Zeitt Bismarck- als einen der Seinen in Anfpruch nehmen
will.
Wenn jeh! fowohl im deutfchen Reichstag wie im preußifchen Ab:
geordnetenhaus öfter fehr kräftige Worte gebraucht werdenj fo liegt das
an einem Zufammentreffen aller der Urfaäjen. die auch in früheren Zeiten
bei uns zu einer temperamenwollen Redeweife geführt haben. Die po-
litifche Spannung muß man zurzeit als hochgradig bezeichnen. Der Aus-
gang der Reichsfinanzreform und die damit verbundene Wendung in der
Richtung unfrer allgemeinen Politik übt noch immer ftarke Wirkungen.
Im Abgeordnetenhaufe wirft die Frage der Wahlrechtsreform große Wellen.
Der Eintritt der Sozialdemokraten in diefe gefehgebende Körperfchaft ruft
naturgemäß in höherem Maße als früher Stoß und Gegenftoß hervor,
So ift es nur zu erklärlich daß man in unfern Variamenten jeßt nicht
immer die Sprache Goethes im Greifenalter des Dichters führt.
Aber fogar Herr von Oldenburg-Ianufchaut der ja in der demo-
kratifchen Vreffe als der niederträchtigfte Grobian verfchrien und aufs
heftigfte von ihr angefeindet wird- ift doch geradezu ein Kind im Verhältnis
zu demx was in andern parlamentarifch regierten Ländern in den Geleh-
gebungskörpern nahezu tägliche Uebung ift. Ich will mich bei dem Ton.
der im öfterreichifchen und im ungarifchen Parlament üblich tft, nicht lange
aufhalten. Im öfterreichifchen Reichsrat gehören die Pfeifß die Kinder-
trompete und der Vultdeckel zu den ?litufikinftrnmentenc die den Ton
machen. Im ungarifchen Reichstag hat jüngft ein Teil der Oppofition
den Minifterpräfidenten Grafen von Khuen-Hederoary blutig gefchlagen,
Aber auch Vorgänge. wie fie in Italien und in Frankreich zahlreich vor-
kommen- find in den deutfchen parlamentarifchen Verfammlungen einfach
unmöglich. Selbft in England - unferm ruhigen wohlerzogenen Nachbar-

Niedergang des guten parlamentarifchen Tous
ftaate - hat das Unterhaus in der leßten Zeit Szenen gefehen. die über
das weit hinausgehen. wa. fich felbft in den erregteften Momenten bei uns
jemals ereignet hat.
Nackt all dem fcheint man in der Tat zu der Auffaffung berechtigt
zu fein. daß mit den Klagen über den unerhörten Niedergang der parla-
mentarifchen Sitten in Vreußen-Deutfchland nach dem Sprichwort verfahren
wird: Viel Lärm um nichts!

Theodore Roofeoelt:
Volitifches und Unpolitifchesd

Ich betrachte die Ehe als eine Genoffenfchaft. bei der jeder Teilhaber in Ehren verpflichtet ift. fowohl an die Rechte des andern als auch an feine eigenen zu denken.

K 't 1c

Wenn ein Volt nicht eine Menge Kinder hat. oder wenn die Kinder nicht heranwachfen. oder wenn fie. nachdem fie herangewachfen find. krank an Körper und zurückgeblieben oder lafterhaft an Geift find. fo geht es mit diefem Volke bergab. und kein Anhäufen von Reichtum. kein Glanz vorübergehenden materiellen Wohlftandes kann* irgendwie als Ausgleich dienen.

>'l O(K

Der Mann oder die Frau. die abfichtlich die Ehe meiden. die ein fo kaltes Herz haben. daß fie keine Leidenfchaft kennen. oder einen fo feichten. felbftfücbtigen Verftand. daß fie keine Kinder haben w ollen. find tatfächlich Verbrecher am Menfchengefchlecht und follten allen gefunden Leuten ein Gegenftand verächtlichen Abfcheus fein.

* Y(4-

Wenn die Familie im Durchfchnitt nur zwei Kinder hätte. fo würde die Beoölkerung des Staates in feiner Gefamtheit fo fchnell abnehmen. daß er in zwei bis drei Generationen -- ganz mit Recht - dem Aus-

*) Proben aus dem in den nächften Tagen bei Karl Eurtius in Berlin erfiheinenden Werke ..Staats- und Lebenskunft.“ Sie laffen den früheren Vräfidenten der Union als einen Mann erkennen. der nicht nur den Mund. fondern auch das Herz auf dem rechten Fleck hat.

fterben nahe wäre. fo daß die Leute. die nach diefer niedrigen und felbft-
füchtigen Lehre gehandelt haben. andern mit tapferern und kräftigem
Idealen Vlah machen würden.
I' .je . 4._
Die Art. wie man einem Kinde eine gute Ausficht für das Leben
gibt. befteht nicht darin. daß man es in Luxus und Überfluß aufwachfen
läßt. fondern darin. daß man ihm die Erziehung angedeihen läßt. die ihm
Charakterftärke verleiht.
nc s- Ic
Nur einen Mitbürger gibt es. vor dem ich fchneller an den Hut
faffe als vor dem Soldaten. und das ift die Mutter. Denn ich glaube.
daß fie es fchwerer hat.
r'- -ic j
Es herrfcht unter fehr jungen Männern und unter Knaben. die
eigentlich noch keine jungen Männer find. immer die Neigung. zu glauben.
böie und lafterhaft zu fein. wäre ziemlich oornehm; fie find der Anficht.
dies beweife. daß fie Männer find. O wie oft begegnet man einem jungen
Menfchen. der fich rühmt. er fei im Begriff. ..fich das Leben anzufehn".
womit er meint. er fei im Begriff. fich den Teil des Lebens anzufehn.
der taufendmal befier ungeiehn bliebe!
1' * I'
Die Schulbildung macht einen Mann vielleicht nicht zu einem guten
Bürger. aber ganz ficher hat die Unbildung die Neigung. ihn daran zu
hindern. ein guter Bürger zu fein. .
K -ft *
Der Frau follte reichlich Gelegenheit gegeben werden. fich eine Schul-
bildung anzueignen; aber abgefehn von Ausnahmefällen muß der Mann
für den lebenslänglichen Beruf als Brotberdiener erzogen werden. während
die Frau nicht dazu oorgebildet zu werden braucht und auch nicht dazu vor-
gebildet werden follte. Daher muß von einer gewiffen Stufe ab die Er-
ziehung der beiden im allgemeinen oerfchieden fein. weil die Pflichten
beider unter gewöhnlichen Umftänden verfchieden find. Dies bedeutet nicht

eine Ungleichheit im Maße der Betätigung. fondern es bedeutet. daß
die Betätigung für gewöhnlich von verfchiedener Art fein muß. Im
ganzen halte ich die Pflicht der Frau für die wiäjtigere. fchwierigere
und ehrenoollere von beiden; im ganzen achte ich die Frau. die ihre
Pflicht tut. höher als den Mann. der die feine tut.
7'(4- *
Eine große Univerfität hat zwei befondere Funktionen. Die erfte ift
die. eine kleine Anzahl von Gelehrten erfien Ranges heroorzubringen. eine
kleine Anzahl von Männern. die in der Wiffenfchaft und Literatur oder in
der Kunft Hervorragendes leiften. Die zweite ift die. eine fehr große Zahl
von Männern in die Welt zu fchicken. die nie eine folche Stellung im
Felde der Gelehrfamkeit erringen könnten und es auch nicht oerfuchen
follien. deren Tatkraft fich aber auf jedem andern Gebiet der Betätigung
fühlbar machen foll. und die die Tore der Unioerfität mit der ebenmäßigen
Entwicklung des Körpers. des Geiftes und vor allem des Charakters ver-
laffen fallen. die fie inftand feßt. ehrenoolle und wirkfame Arbeit eines
guten Bürgers zu leiften.
Ö 'l- k
Je gebildeter ein Menfch ift. um fo gefährlicher ift er. wenn er kein
Gewiffen hat.
. * B
Keiner unfrer Mitbürger hat Anfpruch auf befondere Nückficbt wegen
der Art. wie er feinen Schöpfer anbetet. oder wegen feines oder feiner
Eltern Geburtsortes. noch follte man deshalb gegen ihn eingenommen fein.
Jeder muß fich auf feinen Wert als Mann oerlaffen. und jeder hat einen
Anfpruch darauf. nur danach beurteilt zu werden.
j X B
Niemand ift glücklich. wenn er nicht arbeitet. Von allen elenden Ge-
fchöpfen ift der Faulenzer. welcher Gefellfchaftsklaffe er auch angehören mag.
fchließlich das erbärmlichfte. Wenn ein Menfch nicht arbeitet. wenn er
weder die Fähigkeit noch den Trieb zur Arbeit befißt, fo läßt fich nichts-
mit ihm anfangen. Für ihn ift in unferm Staate kein Plan.
P *l- '

Es gibt fehr oerfchiedene Arten von Erfolg. Da ift der Erfolg. der die Seele verdorrt. der Erfolg. der durch die Gier des Wolfes und die Schlauheit des Fuchfes errungen wird. der Erfolg. in. deffen Gegenwart fich anftändlge Leute unbebaglich fühlen oder in Empörung geraten. Dann gibt es eine andere Art von Erfolg *- den Erfolg. der der Lohn fcharfer Beobachtung. der Klugheit. der Ent- fchloffenheit. der Gefchicklichkeit im Verein mit einem unentwegt rediichen Benehmen im privaten wie im öffentlichen Leben ift. Die erfte Art des Erfolges kann in gewiffem Sinne - und in einem kläglichen Sinne - für den einzelnen von Vorteil fein. aber für das Gemeinwefen ift fie immer- ein Fluch. während der Mann. der die zweite Art erringt. nebenbei auch» noch der Wohltäter des ganzen Staates wird.

K *'- *'-

Ieder. der. wie die Welt es nennt. großen Erfolg gehabt hat. wird. wenn er ehrlich fein will. zugeben müffen. daß bei feinem Triumph viel Zufall. viel Glück im Spiele war; das follte ihn gewißlich vor Anmaßung behüten und andre vor jedem Gefühl niedrigen Neides gegen ihn bewahren.

*'- X '-

Der Kapitalift. der allein oder im Verein mit feinesgleichen ein großes- induftrielles Unternehmen durchführt. durch das rr Geld verdient. ift ein Wohltäter und nicht ein Übeltäter. vorausgefeßt. daß er auf anftändige und rechtmäßige Art arbeitet. Wir wollen einen folchen Mann fördern. wenn er Gutes tut. Wir wollen feine Handlungen nur überwachen und beauf- fichtigen. um ihn zu hindern. Vöfes zu tun.

P |- *|-

Wenn jemand fein Haus verpfändet. um fich ein Automobil zu kaufen. fo ruft er das Unglück herbei; und wenn reiche Männer oder Leute. die fich als folche auffpielen oder die gewiffenlos und töricht danach trachten. reich zu werden. fich rückfichtslofen Spekulationen hingebcn *- beionders. wenn fie dabei auch noch unredlich vorgehen - fo feßen fie nicht nur ihre eigene Zukunft aufs Spiel. fondern auch die aller ihrer unfchuldigen Mit- bürger. denn fie bringen Angft und Schrecken über die ganze Gefchäftswelt,

* * K

Wenn während der Lebensdauer eines Menfchengefchlcchtes keine
Krifis eintritt. die ftark genug ift. um in ausgeprägtem Maße die Tatkraft
des bedeutendften Führers an den Tag zu legen. fo weiß die Welt natür-
lich nichts vom Dafein eines folchen Führers und kann nichts davon
wiffen; infolgedeffen gibt es in der Gefchichte jedes Volkes lange Zeiträume.
während derer kein Mann erfteht. der in der Gefchichte eine untilgbare
Spur hinterließe.

s . .

Kein Volk unter der Sonne hat je eine bedeutende Rolle gefpielt.
wenn es fein Schickfal allzufehr fürchtete - wenn es nicht 'den Mut be-
faß. groß zu fein.

H

X |

Kein Staat kann dauernd beftehen. wenn er zum Klaffenftaat wird.
wo der Mann nicht das Intereffe des ganzen Volkes. fondern das Intereffe
der befonderen Klaffe. der er angehört oder anzugehören vorgibt. für das
Allerwichtigfte hält.

K- 4'»

Wir haben nicht das geringfte Verftändnis für jene fozialiftifche Idee. die
verfuchen möchte. die Trägheit. Lüderlichkeit und Unfähigkeit auf diefelbe
Stufe zu ftellen wie den Fleiß. die Sparfamkeit und erfolgreiche Arbeit.
die danach trachtet. nicht nur das Privateigentum zu vernichten. fondern
auch * was viel wichtiger ift - die Häuslichkeit und das Familienleben.
die Hauntftüße. auf der unfre ganze Zioilifation beruht. Wenn eine
folche Theorie je angenommen würde. fo würde fie den Untergang des
ganzen Landes bedeuten. und diefer würde die Schwächften. die. die am
wenigften imftande find. für fich felbft zu forgen. am fchwerften treffen.

*'- -fl- ._-

Die Anarchie ift ebenfowenig ein Ausdruck der ..fozialen Unzufrieden-
heit" wie der Tafchendiebftahl oder das Mügeln der Frau.

'- 4' |-

Die edelfte aller Regierungsformen ift die Selbftregierung. aber fie
ift auch die fchwierigfte.

*|-

X |-

Unpolitifches Theodore Roofevelt

Die großen Diebe foll man nicht laufen laffen.

Ich glaube. daß die Regierung den Vorteil der Mehrzahl im Auge
haben muß. und daß Habgier und Schurkerei. die in großem Maße be-
trieben werden. ebenfo unnachfichtlich beftraft werden follten. als wenn fie
im kleinen zutage treten.

7" d'- |-

Das Gefeß kennt keine Achtung oor Verfonen. Das Gefeß foll
weder für den Reichen noch für den Armen gehandhabt werden; es ift für
jeden anzuwenden. reich oder arm. wenn er ein ehrlicher. dem Gefeße ge-
horfamer Bürger ift. und es ift gegen jeden anzurufen. reich oder arm..
der es übertritt. ohne Nückficht darauf. auf welcher gefellfchaftlichen
Stufe er fteht. ohne Rücklicht darauf. ob feine Uebertretung die Form der
Habgier und des Betruges oder die der rohen Gewalt annimmt; auf jeden
Fall ift das Gefeß gegen ihn anzurufen. wenn er es verlegt.

* 1i- g(

Die Gefeßgeber find verantwortlich für die Gefeße. die Richter für
den Geift. in dem fie fie auslegen und anwenden,

*|- *I- .[-

Es gibt gewiffe Verbrecher. deren Freoeltaten die Geftalt der Roheit
und Graufamkeit gegen die Schwachen annehmen. und die einer befonderen
Art von Strafe bedürfen. Der Mann. der feine Frau fchlägt. z. B.
wird mit Gefängnis ungenügend beftraft. denn die Gefängnishaft macht
auf ihn oft gar keinen Eindruck. während fie für feine Frau und feine
Kinder. die die Opfer feiner Roheit gewefen find. möglicherweife Hunger
und Mangel zur Folge hat. Vielleicht wäre irgendeine Form der körper-
lichen Züchtigung die geeignetefte ZStrafe. um diefer Art Verbrechen zu
begegnen.

P Ö I

In derZSäjlaGt zählen nur die Schüffe. die treffen.

P q' |-

Ungerechte Kriege find häufig. und ein ungerechter Friede ift felten;
aber vor beiden follte man fich hüten.

q' K *'-

Das wunderbare Emporblühen Deutfchlands in der Welt der In-
duftrie und des Handels und ebenfo der Kunft und Wiffenfchaft ift die
Folge der Tatfache. daß der Deutfäje daran gewöhnt ift. hohe Ideale zu
.haben und diefe Ideale doch in praktifcher Weife zu behandeln,
't I'- K
Es hat nur wenig Zweck. wenn man bedauert. daß die Dinge fich
anders geftaltet haben. als wir es gern gefehen hätten. Wir müffen viel-
mehr die Verhältniffe nehmen. wie fie find. und verfuchen. ob wir ihnen
nicht die befte Seite abgewinnen können. die fie haben.
*'- R- '
Wenn es eine Eigenfchaft gibt. die nicht bewundernswert ift. fei es
bei einem Volke oder bei einem einzelnen Menfchen. fo find es hnfterifche
Anfälle auf religiöfem oder fonft einem Gebiete. Der Mann oder die Frau.
.die zehn Tage der Vflichtoergeffenheit durch einen elften Tag quälender
Reue wieder gutmachen wollen. find in der Welt nur wenig brauchbar. Ebenfo
hat es nicht den geringften Zweck. wenn man es lange Zeit über ablehnt.
*fich den gewöhnlichen Bürgerpflichten zu unterziehen. und dann plößlich auf-
fährt. über irgendeine nicht klar deftimmte Verfon oder Sache fehr auf-
gebracht ift und Abhilfe verlangt. als ob das ein konkreter Gegenftand
wäre. der fofort .oerabfolgt werden könnte.
r' *'- |-
Es ift ein ficheres Kennzeichen einer niedrigen Natur. den Handlungen
..andrer immer niedrige Motive zuzufchreiben.

Dr. Julius Elias:
Björnftjerne Björnfon
Björnftjerne Björnfon hat nun die große Wanderung angetreten- doch
der Tod traf ihn nicht ungerüftet. Es war kein Leidenswegr fondern ein
Waffengang. Von des großen und gütigen König Haakon Walhallafahrt
fingt der Skalde Önoind Finffonr der von allen Sängern der Urzeit
Björnfons Herzen am nächften ftand„ der Dichter aller Dichter:
„Doch meine Rüftung",
Ruft der König-
„Will ich mit felber bewahren;
Behalten will ich
Helm und Panzer,
Laffen nicht wifl ich die Lanze.‟
So fpritht der Kampfgewaltige dem Reiche Ddins entgegenfchreitend,
Mit Helm und Vanzer und Lanze zog auch Björnfon aus dem Leben in
das Reich der Schatten. Vis in die höchften Jahre hinein hatte ihm ein
gütiges Schickfal den Künftlerwillen wehrhaft und die Schaffensftärke ftreit-
bar erhalten. „Vater ftirbt wie ein Riefe der Vorzeitttf fchrieb man non
Björnfons Krankenlager.
Björnfons Todestag ift dem fkandinaoifchen Norden _ein National-
trauertag. Hier ift ein Dimter- der fein ganzes Volk hinter fich hatte.
Tiefer Dichter wurde eine europäifche Berühmtheit nicht durch das Ganze
feiner literarifchen Lebensarbeit- fondern durch das Gefühlr das er Europa
von dem nationalen Gottesgnadentum feines Dichterberufes zu vermitteln
wußte. Zumal in Deutfchland hat er nie durch feine künftlerifche Gefamt-
perfönlichkeit gewirkß wie etwa Henrik Jbfen- fondern vornehmlich als
Mann des Theaters durch einzelne Werke größere oder geringere Erfolge
gewonnen- wie durch „Die Neuoermählten“, „Zwifchen den Schlachten",
„Sigurd Slembe“ (den die Meininger für das AuSland entdeckten) das
„Falliffementth „Geographie und Liebe“. Geraume Zeit war es in
Deutfchland überhaupt ganz ftill von Björnfon, bis die Aufführung des

Doppeldramas „Über unfre Kraft“ auf unfrer Bühne durchgefeßt wurde
und wiederum eine lebhafte Teilnahme für den ..Nrbenbuhler Jbfens“
weckte. In den fünfundzwanzig Jahren geiftiger und künftleriicher Ent-
wicklung hatte ja der ernfte düftere König Skule gefiegt und der Dichtung
der Welt neuen Inhalt gegeben. aber die helle und heitere Erfcheinung
König Haakons war fchließlich doch nicht uergeffen worden. Dann waren
Björnfons Nordlanderzählungeu bei uns ins Volk gedrungen. hatten feine
Lieder. vielleicht das ftärkfte feiner Dichternatur. deutfchen Herzen getönt.
So dürfen fie fich im Bereiche deutfchen Kunftlebens nun wohl die Hände
reichen. der Einfame und der Mann des Volks. er. der für Wahrheit und
Freiheit und Sittlichkeit unoergängliche Geftalten fchuf. zunächft für fich
und dann für die andern. und er. der für diefelben Mächte des zukünftigen
Lebens mit taufend 'Zungen redete. zunächft für das Volk redete.
Was Jbfen uns geworden ift. eine alles durchdringende Kulturkraft.
das konnte Björnfon uns freilich nicht fein. Nie war er Nur-Dichter.
Es gab in feinem Dafein ganze Iahresreihen. da der Poet in Björnfou
fo fehr zurücktrat. daß man überhaupt an feiner Entwicklungsfähigkeit
zweifelte. und doch hat das norwegifche Volk niemals auch nur einen
Augenblick aufgehört. in Björnfon feinen nationalften Geifteskämpen. feinen
politifchen und ethifchen Führer und Tribünen zu fehen. Sein ftreitbarer
Geift hat immer Anfchluß an die Mehrheit gefucht. und hörte er auf.
durch die Dichtung zu wirken und zu kämpfen. fo ftürzte er fich als Politiker.
als Journalift. als Volksredner in den Tageszwift. Einzutreten für die
bedingungslofe Selbfiändigkeit Norwegens. für die parlamentarifche
Regierung (..Das Storthing foll kein Verwaltungsrat. fondern eine Nationah
verfammlung fein-i). für eine Bauern- und Bürgerrepublik. für das fufpenfwe
Veto. für die Reinheit der Norwegerflagge. für die Enijochung der Frau.
für die Moral (die für ihn wefentlich iu gefchlechtlicher Moral gipfelte).
für ein freies. fröhliches Ehriftcntum. für den Vangermauismus und für
ungezählte andre Dinge. von denen diefer romantifche Wahrheits- und
Freiheitsfchwärmer. diefer Laieuprediger auf dem Varnaß. viel oder wenig
verftand. Denn das ift das merkwürdige: wenn diefes große von jähen
Temperamenten beherrfchte Kind fich in dem Bewußtfein. ein großer Staats-
mann zu fein. auch einmal überfchlug und. ein Berferker der Ehrlichkeit.
fich in Dinge mifchte. die ihn wenig angingen. und fein Ländchen wähnte
als Refonanzboden der Welt. -- fein Volk fehlte ihm auch bei feinen
naiven Irrungen nicht. es begleitete ihn begeiftert durch dick und dünn.
Von allem. was er fprach. war er in dem Augenblick. da er es fprach. feft

_KSt-12.1 »Je-- KlääkiK'W-W NSU' ZLÜJLlyWf-ZUM .mol "7.117.1'72"
» .Lv .__
..W
.11-
pl-x -
:NZZ-.BMW »1.
. ... k*
7,
.q "B--p. *-
.
.AW-.ri 4 *NW-,ö -
" (My-&F ..'- p o'p-»BUJM-N ,
-L
'..zs
..-
WBS-VXN??? "Ä-ZKM: *jk-Z771.. ,'. x *xxx*

und tief überzeugt. und diefe Überzeugungskraft machte fein Volk kritiklos.
Es freut eine Nation. einen Führer zu haben. der an das Gute im Volke.
im einzelnen Menfchen glaubt. der zwar Fehler und Mißftände mit Schärfe
kritifiert. aber doch immer eine Hoffnung hat und fichere Befferung
prophezeit. der in feinen und des Volkes fchwerften Lebensftunden einen
Troft hat. und dem der Zweifel nie zur Verzweiflung wächft. Ibfen
ftrebt nach der Wahrheit. Björnfon hat fie, Das ift das Entfcheidende.
Jbfen nimmt nur das eine Recht in Anfpruch. Fragen zu ftellen; Björnfon
hat immer die Löfung feiner Fragen. Jbfen fpricht nicht anders als nur
in feinem eigenen Namen. Björnfon aber fpricht immer im Namen der
norwegifchen Nation. Er fühlt fich wohl nur auf vorgefchobenen. allen ficht-
baren Waffen_ Der größte Gemeinplaß vergoldet fich in feiner Hand und
geht als gangbare Münze ins Volk. Sein ganzes Dafein ift ein Frater-
nifieren. ein Händefchütteln gewefen, Da liegt feine Größe und feine
Schwäche. In feiner Größe kann der Mann ein Mufter fein: daß das
Anfehn einer Nation in der eigenen Scholle wurzelt. daß es fehr wohl
frommt. von Zeit zu Zeit zu kontrollieren. was bare Ausländerei ift im
Geiftes- und Sittenleben des Volkes. In Norwegen war Vjörnfon der
heimliche König. und als er bei der Eröffnung des neuen norwegifchen
Nationaltheaters in der Loge dem politifchen König des Landes gegenüber-
faß. da blickten taufend Augen leuchtend zu ihm wie zu einem angeftammten
Fürften auf. und es war. als wollte man die beiden Herrfcher miteinander
vergleichen. aneinander meffen. Eine folche perfönliche Macht hatte diefer
Mann auf die Gemüter dort oben.

In der Familie Vjörnfons zeigt man mit zärtlicher Ehrfurcht ein.
übrigens wundervolles. Porträt des Großoaters. Je mehr er in die
Jahre gekommen ift. defto erftaunlicher hat fich der Sohn in feinem Aus-
fehen dem Ur- und Altersbilde des tapfern Vfarrherrn genähert, Er ift
nicht nur an Statut. Gliedmaßen. Schädelbildung ufw. des Vaters leib-
haftiges Ebenbild. er ift auch Geift non feinem Geift. Der priefterliche
Feuerfinn ift auf ihn übergegangen. der Trieb. das Volk zu heben. zu
beffern. zu wecken, Diefer Vriefterfinn verblieb feiner Art wie feiner
Kauft auch dann noch. als er fich von Kirche. Dogma und Kinderglauben
freigemacht und einem warmen. menichlichen Chriftentum zugewandt hatte
(Ende der fiebziger Jahre). Der Verlauf war fo; Björnfon war von
Jugend auf liberal und entfernte fich mehr und mehr von der dogmatifchen
Strenggläubigkeit der Staatskirche. Er geht vom orthodoxen Ehriftentum
zum Eoolutionismus über. zur Anerkennung Darwin.. befonders aber

Spencers. er wird indefieu nicht eigentlich Eoolutionift. vielmehr agnoftifcher
Theift mit dem Nachdruck auf Agnoftik. Der Agnoftizismus Spencers
leugnet Gott nicht. er fchließt ihn nur wie alles nicht dem Verftande Er-
kennbare von der Vhilofophie aus; mag fein. ift wohl - doch Ignorabimus.
Was Björnfon zuleßt von der Kirche losriß. das war die Höllenlehre.
d. h. die Lehre von der Ewigkeit der Höllenftrafen. der Verdammnis.
Der Kampf gegen diefe Lehre wird Ausgangspunkt feiner religiöfen Wand-
lung. feines neuen Sturtns und Drangs. Diefe Lehre nämlich drückte
auf das Gemüt der Bauern. machte die Bauern untertäniger den Autori-
täten. als es die freiheitliche Richtung des Landes zuließ. Sie feffelie die
oppofitionellen Triebe. die Björnfon ja gerade löfen wollte, Daneben blieb
ein Reft. Je mehr nämlich Björnfon in die moderne Natur- und Ge-
fellfchaftslehre eindrang. je entfchiedener er als Dichter und Romantiker in
das Lager des Realismus überging. wo Henrik Ibfen lange fchon fein
Zelt aufgefchlagen hatte. defto fchärfer bildete fich in ihm der Moralift aus.
Es war das Vatererbe in geänderter Form. das Surrogat für den ver-
lorenen Kircheuglauben.
Der Moralift und der Volkmann. ..Norwegens Literatur wird volks-
tümlich fein oder fie wird gar nicht fein" - mit diefer Varole trat. ein
Schüler Wergelands. des fenrigen Volksaufklärers. der dichtende Jüngling
in die Schranken. Daher erklärte fich der beifpiellofe Erfolg feiner erften
Bauernrollen. z. B. des ..Shunöve-Solbakken". Ihr heller. derber. ftreit-
luftiger Held ward zum Typus. und im Lichte diefes Typus fah man
Björnfon fortan felbft. Geleitet durch die mächtig aufgekommene Sagen-
und Volksliederforfchung. durch die der Vorzeit heiß zugewandte Gefchichts-
wiffenfchaft. fchöpfte feine Dichtung an den Quellen der echten. naiven
Volkspoefie. jener Voefie. in der das zeitgenöffifche Volk fich und feine
Art genau wiedererkannte. Es waren die Tage der norwegifchen National-
romantik: König Sperre. der Lieblingsheld des Norwegers. König Sigurd
flieg auf; der gedrungene Stil diefer Dichtung fchlug Brefche in das
fchönrednerifche Pathos der verfeinerten Dänenromantik. Eine Reihe von
Erzählungen führten den Vauern und feine fchlichte Vfhchologie charakter-
noll in die Dichtung ein. breiteteten ein Volksleben voll Stärke und Glanz
und Luft vor den Augen der Nation aus. Björnfons Form. die er aus
dem Wefen der Dinge durch unmittelbare Anfchauung und ein Miterleben
gewann. wurde literarifches Mufter. Nichts war diefer feltenen Kraft zu
fchwer. Als ein Kind des Glücks erfchien er den Menfchen. als ein Seher
und Begnadeter. der wie im Traum das Rechte traf. der alles wollte und

alles konntef was er wollte. Und dann Björnfons Lyrik! Seine das
Tieffte der Nordlandnatur fühlende und in feften und klaren Bildern ge-
ftaltende Lyrik und erfchütternde Balladenkunfh feine raufrhenden Vaterlands-
gefiingef die in Wahrheit norwegifrhes Nationaleigentum geworden find.
Sonnenfchein und klare Nordlandsluft liegen über diefer feiner Dichtung.
-- felbft' da„ wo die Lyrik zur Polemik wurder wo Vjörnfon kämpfend
fingt und fingend kämpft. wo er die moderne Sage feines Volkes und die
Sage feines eignen politifchen Wandels im Liede ausftrömen ließ. bald-
ironifch und fcharf, bald luftig und wißig. bald wehmütig und anklagend
In feinen fchwerften Lebensftunden hatte diefer Mann einen Troft. Sein
Gedicht ift im Sinne Goethes Gelegenheitsdichtung. Auch jede der fcheinbar
fo objektiven Naturfchilderungen, jede balladeske Umformung eines über-
lieferten Sagenftoffes hat ihre leßte Quelle in zeitlicher Seelenftimmung.
In diefem Liederbuch liegt die Eefchichte feines Lebens eingefchloffem fo
zwar; daß aus dem perfönlichen poetifchen Zeugnis ein Zeugnis für den
Geift und die Stimmung des Volkes wird.
Es kam aber die Zeitr da die Quellen volkstiimlicher Romantik ner-
fiegten. Da fchrieb Ibfen feinen „Bund der Jugendt'; er unterfurhte das
Gegenwartsdafein. ein „Staatsfatirikus“. und fchuf einen neuen Vrofaftil.
Des glänzenden Haakon Lorbeeren begannen leife zu welken„ und Skules
Reich fehte ein: die fkeptifche Betrachtung aller geltenden Moralwerte. die
Zergliederung des (Hefellfchaftslebens die entwirrende und in die Tiefe
leuchtende Prüfung der Menfchenfeele. Die alten Freunde fchieden fiel)
auch perfönlich. Der Dichter der Minoritäten konnte die nöchfte Weg-
ftrecke nicht mehr mit dem Mann der Majoritätcn gehen. Die „Rechte“
fah damals in Jbfen „ihren‟ Dichter. fo fehr fich Jbfen auch dagegen
wehren mochte. Dann kamen „GefpenfterC und die „Rechte“ ftiefz „ihren“
Dichter ans. Nun nöherten fich allmählich Jbfens und Björnfons Wege
wieder. Menfchlich und literarifch und auch politifch. In Amerika ver-
kündete Björnfon den Ruhm des Genof'fen als „der größten dramatifchen
Krafß die jeßt irgend einem in der Welt eignet“, und tratf in die Heimat
zurückgekehrtr in den Gefpenftertagen. als die dunkeln Rotten der Vfaffen
mit und ohne Kappen wild hinter dem redolutioniftifih-freiheitliwen
„Kampfesdichter“ her warenr als entfchiedener Verteidiger des Ver-
fehmten auf.
Für Ibfen hat die neue Kunft in der Menfihenfchilderung beftanden.
in der Fähigkeit- aus dem Weltlauf die tragifchen Komödien und komifchen
Tragödien zu gewinnen. Für Vförnfon aber ward fortan im wefentlichen

das Wirklichkeits: und Gefellfchaftsdrama ein Mittel. feine eigenen Ideen
umzufehen. einen hochgelegenen und weiten Kampfplaß für das zu haben.
was er über ftaatliche und foziale Verfaffung. über Königtum und Republik.
über Liebe und Ehe. über die Ethik des Gefchlechterverkehrs. über Religion
und Glauben dachte und zur allgemeinen Anfchauung gemacht haben wollte.
Manchmal. befonders in der Spätperiode. nahm fein Werk auch eine anto-
biographifche Richtung: er analyfiert fich und fein Haus. aber nicht felbft-
anatomifch wie Ibfen. der fchonungslos prüfend in feinen eigenen Ein-
geweiden wühlt. fondern mit heller Freude an fich und feinem Stamme.
oerftehend und entfchuldigend. Das Theater war für Björnfon die Bibel
der Armen. und feine Geftalten waren Fleifch von feinem Fleifch und
Blut von feinem Blut: fie redeten von feinen Gnaden über fich und
andre. und iu der Nede lag das Wefen der Eharakteriftik. Die fittlich
oerderbliche Macht des Geldes wird im ..Faliffement“ erfchütternd und
warnend aufgezeigt; im „Redakteur“ kommen die Vreffe an den Pranger
und die öffentliche Fehde. deren reinere Formen. als Mittel. die Wahrheit
zu finden. von der 'Zukunft erwartet werden. Im „König‟ wird Volitik
getrieben. wird die notwendige Umwandlung der monarchifchen Staatsform
beleuchtet. allerdings mit einer perfönlichern pfhchologifchen Vertiefung. als
in den meiften modernen Stücken Björnfons. Im „Handfchuh“ wird die
Frage der Gefchlechtsmoral erörtert. teils in fatirifcher Stimmung. teils
mit dem Bruftton der Entrüftung über die unreine Lebensführung in diefer
Welt. Die Forderung lautet: Enthaltfamkeit. Tugend. Selbftbeherrfchung.
Ibfens „Wildente“ (September 1883) ift. teilweife wenigftens. eine Ent-
gegnung auf den ..Handfchuh“; die abfolute Moralforderung der Björnfon-
fchen Heldin Svava Riis wird in Hjalmar Ekdals Verhältnis zu Gina
karikiert.

In ..Ueber unfre Kraft“. dem erften Teile. wird das kirchliche
Dogma in einem beftimmten Punkte. dem Wunderglauben. angegriffen. der
fich Björufon darftellt als ein höchft bedenklicher Trieb. die Grenzen
menfchlichei Erkenntnis zu überfchreiten. ins Uebertiatürliche zu fchweifen.
Ein Stück voll hinreißender Stimmungen und Gedanken vom gläubigen
Gemüt. von der in Gott und Antichrift ringenden Seele. von der Opfer-
willigkeit der Chriftenliebe. - Ideen und Gefühle. die tief wurzeln in
der freiheitlich gehobenen Vriefternatur des Diäjters. Dazu die feinften
poetifchen Reize in der Art. wie der myftifche Geift des Vfarrhaufes
zufammenklingt mit der erhabenen. helldunkeln Herbheit der umgebenden
Natur. Die Chriftanier Aufführung ift über die Maßen wirkfam gewefen.

Wer fie erlebte- wird fie nie nergeffen. Nach der Vorftellung ftellte mich
Bförnfon. Ich fchwärmte von dem bleibenden Theatereindruck. Der Alte
verftand nur den „Eindruck“ und nicht das „Theater“. „Jatß fagte er
aufleuchtenden Auges„ „mein Stück hat etwas Zwingendes. Es wäre auch
entfeßlichx wenn es Wunder gabel“ So lebte Björnfon mit feinen
Werken; fo meinte ert durch diefes fein Werk den Wunderglauben ein für
allemal an adeuraum geführt zu haben.
Diefer Glaube an fich und feine Sendung machte das Dafein des
genialen Mannes fchön. Und diefer Glanz von Schönheit liegt oerftärkt
und nertlc'irt über feines Dichtens Schluß. Jbfens „Epilog“ ift Auto-
juftiz. Jbfen hat gedichtett aber nicht gelebt - riefiger Schneefall deckt
feine Ideale wie mit einem Leichentuche zu. Ein Winterftück ift auch das
vorausgegangene Werkf der „Borkmann“: verjährte- beklemmende Schuld
fteigt tragifch heraufi und was Leben heißt- ift Narrenfpiel. Björnfons
Epilog aber ift ein rofig blühendes Stück vom Leben; Björnfon zehrt
nicht bitter von altem Weint -- er läßt den „neuen Wein blühenC den
Wein der Jugend zur Freude des Alters: ein „zwecklofes“ Kunftwerikx wie
nur ganz wenige feiner Dramen. Der Dichter fieht durch leichte Wolken,
die fich rafch verfliichtigent den Himmel offen und hört Fanfaren der
Erdenluft. Henrik Jbfen verbrauchte mit unbefriedigter Seele feine un-
geftiime Lebensenergie in feiner Dichtung - feine Dichtung war eine
Selbftaufopferung für uns andre. Björnfon ift zwar kein Selbftauflöfer
gewefen; er rettete feine Lebensenergie durch feine Dichtung hindurch. Er
blieb Haakon bis zum leßten Lebenszugt und als Haakon geht er in die
Gefchichte ein. „Er hat in Wahrheit eine königliche Seele.“ Diefes
Wort fprach Henrik Jbfen in einer feierlichen Stunde über Björnftjerne
Björnfon.

Felix Braun:
Der Schatten des Todes Roman
(Foxy-"gm :910 du .8' Quartiere-uke'. &hierin-lie fortan-anstatt Lie-ii..
Fortfeeung

Wie ich nun fo. die Begegnung überdenkend. über den Ring fchritt.
wiederholte ich mir im Geifi das Gefpräch und freute mich an dem müßigen
Spiel. die Gefialten beider Mädchen nebeneinander zu fiellen. Da entfann
ich mich des Benehmens der Beate. und es ward mir vieles. auch was
fich früher zugetragen hatte. klar. und ich fagte zu mir felbft. ganz leife.
wie man fich etwas Köftliches anvertraut. das die Brufi allein nicht ver-
wahren kann: Sie liebt dich. Und ich wiederholte es mir oft und lachte
heimlich in mich hinein. denn es tat mir wohl. fo Gutes. fo nie gefühlt
Gutes zu wiffen. Und ich empfand ein fchönes und reines Gefühl für
fie. das aber nicht Liebe war. Oder war das vielleicht Liebe. was ich für
Ehrifiiane Leffing empfand? Schauer war es. Ehrfurcht. Beglücktheit
ihrer Nähe. Aber nicht Begehren. Wie aber war es zu Elvira gewefen?
Und doch: war es nicht Liebe. Gegenwart und Nähe zu verlangen?
fehr fehnlich zu verlangen? Und war es wieder nicht Liebe. vor dem Ge-
danken. geliebt zu werden. in Glück zu ftehen? War es nicht Liebe. im
Gefpräch mit der einen zu vergehen. fich zu löfen. bang fich in Wunfch-
und Willenlofigkeit zu verlieren - im Gefpräch mit der anderen auf-
zugehen. fich zu erheben. fich im Wunfch nach dem Willen über fie zu
fammeln? War es nicht Liebe. Sehnfucht darnach zu haben. im Schulze
der einen zu ruhen - und wieder nicht Liebe. das Wiffen zu haben.
die andere in fich fchüßen zu können ? Aber Begierde war nirgend. Flamme
war nicht. Sturm war nicht. Ruhe war und fiille Sehnfucht. Angfi.
Scham. Bedürfnis nach dem Gemeinfamen. Wille zum Licht aus der
Tiefe. Wille zum Wirklichen aus dem Wahn. Aber die Flamme fchlief.
Welche von beiden erweckte fie? Oder hatte fie Elvira für immer verlöfcht?
Und doch: ein kleines Glimmen war noch in meinem Herzen; ganz
klein brannte es fort. unterirdifch gleichfam und heimlich. Und ein Gefühl
war wach. das war wie Raufchen. wie Ahren vor dem Wind. und ein

Wiffen. daß ein Hauch fcheuer Lippen die Flamme wieder wachfen laffen
konnte . . . und ein dämmerndes Ahnen. daß die Flamme verzaubert
war und auf die Lippen Ehrifiianes wartete. die fie erlöfen mußten . . .
So kam ich nach Haufe. Es war fpät geworden. Die großen Zimmer.
deren Türen offen fianden. waren dunkel. die glatten Flächen der Möbel
trugen noch hoffnungslofes Licht. Ich zündete an; das Dienfimädchen
kam und brachte das Abendeffen. Das Gas raunte und füllte die Stille
aus. Ich hatte das Abendblatt vor mir und las während des Effens.
Es war behaglich im Zimmer. ich fühlte mich wohl. und mein Geficht ward
heiß und glühte.
Das Mädohen kam. die Gefchirre wegzutragen. Ich hatte fie eigentlich
noch nie angefehen: fie fchien mir auf einmal fchön. Bor meinem Blick.
der wohl zu lange forfchend auf ihrem Geficht hinirrte. fchien fie beun-
ruhigt zu fein. Sie lachte ein paarmal kurz und ohne Grund auf. So
gefiel fie mir. und fie dünkte mich begehrenswert. Ein Gedanke fiand
auf und riß viele andere mit. ein Wunfch löfie fich. und ich dachte an die
Nacht . . .
Ich knüpfte ein Gefpräch mit ihr an. Sie antwortete kaum. fo ver-
legen war fie. Scherzend fragte ich dies und jenes: Ob fie jemand gern
habe? Sie ward rot. Wer es denn fei? _ Ein Bankdiener. - Und
in welcher Bank? Und wann fie heiraten würden? Und wie fo die Fragen
hineilten. fchien fie langfam der Verlegenheit Herr zu werden. und ihr
Blick ward freier. Und wie fie fo dafiand: an den Tifch gelehnt. die un-
fchönen Hände auf die Tifchplatte gelegt. dachte ich mir aus. wie fchön
es wäre. auch einmal fo zu fein wie die andern. und ich knöpfte ihr im
Geifi die Blufe auf und küßte fie und lachte dabei innerlich. wenn ich
an den Bankdiener dachte.
Aber eigentlich getraute ich mich doch nicht. auch nur einen Schritt
vorwärts zu tun. denn ich kannte mich und wußte. daß ich mich dazu
unmöglich überwinden konnte und daß ich im Grunde zu ernfi dazu
war. die niederen Freuden des Lebens zu koften. Gerade diefe Erkenntnis
aber zwang mich. iiber fie hinaus zu dringen. ..Wie hübfch Sie find".
fagte ich tonlos. mit fchattigen Worten. Sie lachte und wand fich: ..Sind
der gnädige Herr aber fchlimm!" - ..Laffen Sie fich näher anfchauen".
fagte iah lauter und - wie mir fchien - mit frivolem Ton. Sie kam
ein paar Schritte näher und legte beide Hände hochgehoben ans Haar.
Ich konnte ihre Brüfie unter dem Kleid fich bewegen fehen. meine Ohren
-glühten. mein Atem ging wie mühfamer Flug. Und ich fireckte die Hände

nach ihr aus. täppifch. wie einer. der Ungewohntes tut. Und ich fireifte
fie. leife. aber doch fo. daß ich das Weiche ihres Fleifches fpiitte. Da
ging fie zurück und lachte. und ihr Blick ward gemein und fchien mich.
während fie felbfi zurückwich. aufzufordern. - In mir aber verbrannte
etwas. riß etwas mitten entzwei. erfiarrte und erfiarb ein Heer auf-
raufchender Begierden. ..Alfo fo“. fprach es lautlos in mir felber. ..alfo
das ift die Flamme. das ift das unterirdifahe Brennen l“ Ich fank aufs
Sofa und preßte die Hände vor die Augen. - ..Gehen Sie!“ fagte ich
zu ihr. die noch immer ftand und wartete. ..Mir ift nicht gut! Gehen
Sie - aber fchnell!“ Und als fie fich nicht vom Plätze rührte. fchrie
ich: ..Schnell. fchnell!“ Und außer mir: „Gleichl ,Ich will Sie nicht
mehr!“ - Da ging fie. die Tür voll Wut ins Schloß fchlagend.
> Und ich nahm ein Buch. irgend eines. aus dem Schrank. fchlug
auf und las. überfchlug die Seiten. blätterte. da und dort flüchtig ver-
weilend. Gegen zehn Uhr löfchte ich das Licht und begab mich in mein
Zimmer. zu fchlafen.
Es war derfelbe kleine. faft dürftige Raum. in dem ich fchon als
Gymnafiafi gefchlafen hatte. So fehr war ich an ihn gewöhnt. daß ich
ihn. felbft als ich ganz allein in der Wohnung lebte. nicht mit einem größeren
vertaufchen mochte. Das Fenfter ging auf den geräumigen Hof hinaus. in
dem zwei Laternen fianden. die. mit fchwachem Licht. einen Schattenkreis
um fich gezogen hatten. Die Fenfter gegenüber waren dunkel. nur in einem
war mattes. von einem roten Schirm verhängtes Licht. Ich fpähte hinüber.
ohne etwas gewahren zu können. Große Sahatten liefen über die Wand.
verdunkelten das Licht und trübten den Blick. Da griff ich zum Fernglas
und fah eine Frau fich entkleiden. Meine Hände fühlten ein Zittern
aus dem Herzen kommen - ich legte das Glas fort. drehte das Licht ab
und zog mich im Dunkeln aus. Wie ich aber im Bett lag und das Ge-
fchehene überdachte. übermannte mich das Begehren aufs neue.
Die Küche. in der das Mädchen arbeitete. war dem Kabinett be-
nachbart. ich fah den Türfpalt voll Licht und hörte das Klirren der Ge-
fchirre. die abgewafchen wurden. ..Sie ift noch auf.“ dachte ich. - ..wenn
fie jetzt hereinkäme!“ Und iah erwog eine Reihe von Vorwänden. fie
ins Zimmer kommen zu laffen. Endlich fchellte ich. Sie öffnete augen-
blicklich die Türe: ..Gnädiger Herr wünfchen '2“ - ..Ein Glas Waffer.“
- ..Ja.“ Die Türe fchloß fich. Gleich darauf hörte ich die Wafferleitung
gehen und Waffer ins Glas rinnen. Sie kam mit dem Glas auf einer
Taffe und fiellte es auf das Käfichen neben dem Bett. „Es ift gut‶. fagte

ich- „danke“. Und fie wifchte fich die Hände an der Schürze ab und ging. „Wenn fie fiah jetzt antrüge/l dachte ich und wartete. aber fie fchloß die Türe ruhig und beftimmh und man fah nichts im Zimmer als den leuchtenden Spalt. Da drehte ich mich zur Wand„ heftig- als wollte ich etwas niederringem atmete ein paarmal auf„ und ein gütiges Schickfal fchickte mir traumlofen Schlaf.
Am nächften Morgen kam eine Einladung Beate Glandorffs zu einer Tennispartie im Prater. Ich befchloß„ nicht zu gehem und ging in der Tat nic-hh ja ich entfchuldigte mich nicht einmal. Da erhielt ich tags darauf eine andere„ noch liebenswiirdigere Einladung zu einer Soiree. Meiner Taktlofigkeit von vorhin wurde rnit keinem Wort Erwähnung getan„ dagegen fianden als Poftfkriptum die Worte: „Ehrifiiane Leffing wird auch da fein." Das verftimmte mich- und ich nahm mir vor„ wieder auszubleiben,
Ich war für vier Uhr befiellh aber noch um dreiviertel vier lag ich ruhig auf dem Sofa„ unerfchütterlich in Glauben und Abficht/ zu Haufe zu bleiben. Ich hatte mir das Rauchen angewöhnt und blies blaue Rauchfpiralen über mich in die Luft. Es gab fo vieles zu denken; von Camillo war ein Brief gekommem worin er mir feine Verlobung anzeigte. Dies hatte mich obwohl ich es mir felbft nicht recht gefiehen wollte- im Innerfien ergriffen. Camillo war fo alt wie ich und wollte heiraten. Noch faßte ich es nichh und wie fo der Gedanke weiterging und mich felbft berührte„ mußte ich lachen. Wie das wohl fein mußte: verlobt zu fein? Und ich geftand mir„ es nicht *ausdenken zu können. Zwar: möglich wäre es fchon gewefen: ich war majorenm war Doktory und meine Vermögensverhältniffe hätten es wohl erlaubt. Die Neuheit des Gedankens verwunderte mich und lockte mich„ ihn weiterzufpinnen. Und eine uneingeftandene„ heimliche Sehnfucht half mit. Aber wie ich ftets gewohnt way nichts auszufchöpfem fondern widerwillig alles Angefangene abzubrechen und liegen zu laffen„ gefchah es auch hier. Ich fprang auf„ warf die Zigarette weg- zerftampfte fie„ lief um den Tifch herum und fagte dabei mit einem heftimmtem nur mir felbfi geläufigen Rhythmus: Achjax achja„ achja . . . - Da entfann-ich mich der Einladung.
So kam esy daß ich- in Smoking und Lackfchuhem mit einem kleinen Veilchenbukett in der behandfchuhten Linken. an die Klingel der Tür drückte. an der eine Tafel befeftigt war/ darauf fiand: Glandorff. Es waren große Buchftabem vor denen man fich fürchten konnte. Und vor der Tür lag ein mächtiger Fußabfireifey darauf war zu lefen: Salve. Ein

Stubenmädchen mit weißer Schürze und mit einer flügelnden fchwarzen
Mafche im Haar öffnete. Sie nahm mir den Hut aus der Hand und
hängte ihn an einen Haken als letzten von vielen anderen runden Hüten.
und während ich meinen Uberzieher auszog. holte fie ein filbernes Tablett
von einem Schrank. Darauf lag ein weißes Kuvert. das meinen Namen
trug. „Herrn l): Clemens Fortis“. hatte Beate peinlich kalligraphiert.
„Herr Doktor find der letzte“. fagte das Mädchen. Is) öffnete das
Kuvert. aus dem Beates Vifitkarte fiel. Darauf ftand - gleichfalls
mit kalligraphifchen Zügen -: „Herr 1): Clemens Fortis wird gebeten.
Fräulein Alohfia Wachtel zu Tifch zu führen.“ Als ich dies las. ver-
dunkelte fich etwas in mir. und das bißchen Heiterkeit. das ich gute Laune
nannte. war fort. Ich geftand es mir jetzt. daß ich im ftillen gehofft hatte.
Chrifiiane Leffing als Tifchdame zu erhalten - wozu hätte das Beate
auch gefchrieben? Argwohn ward wach in mir: wenn fie mich zum befien
hielte?! Ich war gereizt. fafi erbittert. und fo kam der Gedanke damals
gar nicht auf in mir. daß man mich gerade mit diefer Dame befonders
ehren wollte. denn Aloyfia Wachtel pflegte - unter Pfeudonym natürlich.
das mir aber im Augenblicke nicht einfiel - in Tageszeitungen lyrifche
Gedichte zu veröffentlichen. So entfchloß ich mich in übler Laune. dem
Mädchen. das bereits ungeduldig ward. zu folgen - die Tür zu einem
firahlcnden. von Menfchen erfüllten Zimmer öffnete fich. und wie ich
verwirrt. mit umflortem Blick eintrat. fiel mir plötzlich das Pfeudonym
ein; fo fagte ich ftatt: „Guten Tag“ laut ..Telvach!“
Beate Glandorff. die mir entgegengekommen war. reichte mir die
Hand und fragte: „Wie bitte?“ Ich lachte und fühlte. wie mir die Stim-
mung wieder kam. denn ich fah Beate über und über rot im Geficht. ja
felbft die Hände waren getötet. Darüber freute ich mich mit einer kleinen
Schadenfreude. aber es war ein wohliges Gefühl. Und als Beate. ohne
die Tennispartie zu erwähnen. fagte: „Nein - wie fchön. daß Sie ge-
kommen find. Wir haben auf Sie fchon gar nicht mehr gerechnet!“ ftand
ich auf einmal ganz in Mitleid und hätte ihr am liebfien beide Hände
geküßt.
In diefem Moment trat ein fein gekleideter Herr in meinem Alter
auf mich und Beate zu. lächelte verbindlich und fireckte mir die Hand
entgegen. Ich zögerte: er kam mir bekannt vor. allein ich konnte ihn
nicht erkennen. Da nannte er feinen Namen: Herbert Ludwig. Ob
ich mich feiner nicht entfänne? Wir wären eine Zeit lang in derfelben
Klaffe des akademifchen Gymnafiums gewefen. Eines Tages - er

erinnerte fich. als ob es heute gewefen wäre - hätte er ein langes Gefpräch
mit mir auf der hohen Warte geführt. Dann hätten wir einen Sommer
zufammen verbracht. In Steiermark - das werde ich doch noch gut
im Gedächtnis haben. Er lachte und fragte. ohne meine Antwort ab-
zuwarten. wiefo ich zu Glandorffs käme. „Darf ich.“ wandte er fich mit
galanter Verbeugung an Beate. „dem Herrn Fortis an Ihrer Statt
die Damen vorftellen 7“
„O - gewiß“. fagte Beate.
So klangx wiihrend im weiten Zimmer das fummende Geräufch
vieler Gefpräche hin und wieder fchwebtex manchmal anfchwellend/ wie
mit Flügeln fchlagend. - mein Name. von Herbert Ludwig ausgefprochem
gedämpft auf und lockte einen zweitem zarteren hervor; der; kaum gehört.
in ein Dunkel hinabfank. Und meine Hand empfing zu flüchtiger Ver-
einigung fchmale Hände und fpürte den leichten Druck von Edelfteinen
an Ringen. Und meine Blicke gingen fchnelh halb verfchleiert an Ge-
fichtern und Kleidern hin und hätten doch fo gerne irgendwo ftill zur
Rafi verweilt.
„Fräulein Chriftiane Leffingz“ fagte Herbert Ludwig.
Fräulein Chriftiane Leffing f'tand- mit dem Rücken zu mirz das Geficht
dem großen Spiegel zugewandt. im Gefpräch mit zwei Herren- deren
einer als philofophifcher Schriftfieller einen Namen hatte. Der andere.
der dem Philofophen gleich Chriftiane zuhörte. begnügte fich damit. von
Zeit zu Zeit. zum Zeichen der Zuftimmung zu nicken und den Mund
zu einem unfertigen Lächeln zu verziehen. Mit der linken Hand zog er
unaufhörlich die rechte Seite des Schnurrbarts über die Lippen. Fräulein
Chriftiane fchien fehr intereffiert und hörte aufmerkfam zu; fie bemerkte
mich nicht.
„Bemühen Sie fich nicht." fagte ich zu Herbert Ludwig. „diefes
Fräulein kenne ich ohnehin. Im iibrigen: ich danke Ihnen.“
' „Warum: Sie ?*7 fagte Herbert Ludwig. „Wir follten uns doch
„Du“ fagen. Halt". rief er plötzlich fich an die Stirn tippend. „eine
hab' ich vergeffen. Sehen Sie - fieh mal: die Schlanke dort beim Balkon.
Sie ift eine Adelige - verlobt. Maria von der Stadt. Sie wird die
gefallen.“
Ich fchob feine Handy die fich auf meinen Arm gelegt hatte. wie etwas
Läftiges fort. „Laffen Sie mich“. fprach ich. „ich will jeßt nicht -. Später.“
„Alfo du willft wirklich nicht?"
„Reini“ entgegnete ieh fchroff- ohne ein Gefühl des Widerwillens

hindern zu können. in den Ton meiner Worte einzubringen. ..Laffen
Sie mich: ich fiöre ja die Dame.“
Ieht erblickte mich Ehriftiane Leffing. Sie gab mir die Hand: ..SM
Sie find auch hier?“ Das war alles. was fie fprach. Sie wandte fich
um. der Philofoph hielt feinen Vortrag weiter. und der andere Herr.
der mit bewundernswürdiger Ausdauer ausharrte. fehte feine drei Tätig-
keiten des Nickens. Grinfens und Schnurrbartziehens in rhythmifcher
Folge und mit Gleichmut fort.
Langfam. wie einer fiä) aus einem Getümmel zurückzieht. wich ich
zur Wand. Dort lehnte ich mich an. überfah Möbel und Bilder. dann
flüchtig die Menfchen. die in Gruppen fianden oder faßen. plauderten.
lachten. - überhaupt ohne Grund fröhlich waren. Der Name: Maria
von der Stadt. an dem viel von meiner Knabenzeit hing. hatte mich -
dies fchien mir feltfam _ kaum berührt. Ich fah fie jetzt neben Ehriftiane
ftehen. und nun vermochte ich es kaum. wieder zu denken. daß fich mein
Blick einmal gefreut hatte. die fchmale Geftalt zu umfaffen. und daß es
tieffies Glück für mich gewefen war. an ihrer Seite durch Straßen oder
Gärten hinzufchreiten. Und ich erinnerte mich eines Regentags und fah
das Licht der Laternen auf dem feuchten Pflafier fpielen, Und wir fprechen
vom Sterben.
Beate kam auf mich zu: „Auch hier allein? Gefallen Ihnen die
Mädchen nicht?“ *
..O ja: ich bin eben dabei. fie mir anzufehen.“
..Und da gerade muß ich Sie ftören.“
..Rein - bleiben Sie doch. Sie find mir ja am liebften von allen.“
..Wirklich ?“ lachte Beate und biß fich auf die Lippen. um nicht rot
zu werden. aber fie ward es doch.
„Ia, - Was foll iah denn mit den andern fprechen ?“
..Und mit mir können Sie fprechen? Alles?“
..Ach Gott: alles? Mit wem kann man dies denn? Aber warum
follte ich mit Ihnen nicht über Bedeutendes fprechen können? Sie haben
eine angenehme Art. zuzuhören. und ich glaube: Sie können das auch.“
..Man hat mir das fchon oft gefagt. aber man hat mir nie etwas
zu hören gegeben.“
..Und foll ich das?“
..Bitte!“ Sie war in dem Augenblick entzückend.
..Lieber nicht.“ fagte ich nach einer Weile und kam mir dabei fo

gütig vor. daß ich felbft über mich gerührt war. ..Sie find ja noah fo -.
wie foll ich nur fagen. fo . . . -?
..Wiek Wie bin ich?“ fragte fie. das Zeichen der Spannung im
Blick.
..So licht." fagte ich nach einigem Nachdenken. ..Zu licht. Viel
zu licht.“
Da rief man fie. Sie fah mich ruhig an und ging. Ihr Schritt war
leicht. Ich liebte fie in diefer Stunde. Als fie gegangen war. kam ich
mir ganz einfam und verlaffen vor. auch ein wenig lächerlich und linkifch.
und fo befchloß ich. mich Ehriftiane zu nähern.
Die aber fiand noch immer beim Spiegel und hörte dem Philo-
fophen zu. und zu dem nickenden Herrn hatte fich ein zweiter gefellt.
der gleichfalls nickte und lächelte. nur daß er fich. nachdem er genickt hatte.
das durch die heftige Bewegung überfallende Lockenhaar aus der Stirn
ftrich.
Da fcholl in meiner Nähe Lachen. Ich wandte mich und fah Herbert
Ludwig im heiteren Gefpräch mit mehreren Damen. die fich fehr zu
unterhalten fchienen. Aller Augen waren auf mich gerichtet. Dies er-
füllte mich mit unbehaglichen und läfiigen Gefühlen. ich wollte mich ab-
wenden. mich zu irgend einer Gruppe begeben. aber das Lachen hielt
mich fefi. ja. kaum daß ich den Fuß vorfeßte. einen Schritt zu tun. Das
Lachgeklingel hing mir im Ohr. - ich getraute mich nicht mehr. hinzufehen.
Da kam wieder Beate. zierlich und fchlank. Eine Flechte hatte fich
gelöfi und wollte den fchmalen Hals berühren. Ich fteckte ihr zwei Haar-
nadeln zureoht. und fie führte meine Hand. Weil ich fo ungefchickt
fei. Und: ..Sie müffen mein rechter Tifchnachbar fein“. rief fie mir
im Enteilen zu und hörte gar nicht mehr. wie ich den Namen des
Fräulein Wachtel grollend vor mich hinfprach.
Ehrifiiane trat jetzt auf mich zu. Wie fie herankam. überlief es mich
heiß. Ich fühlte. daß ihr Blick zu fchwer für den meinen werden könnte . . .
Langfam wich ich ein paar Schritte zurück . . . aber dann hielt ich ein
und wartete. Erwartete fie. Klopfend. wuchs mein Herz über mich hinaus.
wie eine Wolke war es um mich. Warten war ich ganz und Erwartung.
Sie aber ging an mir vorbei. Ich merkte das erft lange nachher.
als die Wolke aufgefchwebt war. Da firömte mir der Zorn ins Blut.
aber nicht lang. Dann kam Wehmut und Wunfch nach Tränen. und
ich hatte ein würgendes Gefühl im Halfe wie vor dem Schluchzen.
Ich war wie eine Sehne gefpannt. Da legten fie den Pfeil an mich an.

Es wurde vor dem Effen noch gefpielt. Was es war- erinnere ich
mich nicht mehr; aber ich weiß noch- daß Pfänder ausgelöft wurden
und daß dies oft mit Käffen gefchehen mußte . . . Und Herbert Ludwig
kniete vor Chriftiane Leffing nnd empfing einen Kuß auf die Stirn.
Das Blut fchoß mir ins Geficht. Ich fehe die Gefialt- die fchlanke hohe
Gefialt fich niederbengcn und dem Knienden die Lippen auf die Stirn
hauchen. Und das Lächeln fehe ich. Ihres und das feine.
Dann fehe ich mich felbft Pfänder löfen. Mir hatte man aufgetragen-
jeder Dame ein gutes Wort zu fagen. Und ich fehe mich vor Chriftiane
ftchem fie anfehen und fchweigen; und ich fehe mein ernftes und über-
glühtes Geficht wie in einem myftifchen Spiegel. Atmen fühle ich mich-
als ob ich das Wort aus meiner tiefften Tiefe herausholen müßte» es
in ein Liebes zu verwandeln- das gut tun muß. Nur das Gelächter
höre ich jetzt nicht mehr fo gut: es ift jetzt ganz gedämpft und Echo ge-
worden. Ah! es ift nicht mehr fo laut wie frühen und Herbert Ludwigs
Worte find ganz fern„ faft verfiummt. Wenn ich noch ein paar Winter
erlebe/ werden fie wohl ganz zu Schweigen geworden fein.
Ich bekam mein Pfand nicht, Als wir alle zu Tifch gingen„ kam
mir Ehriftiane entgegen und reichte es mir, „Sind Sie aber heute un-
gefihickt!“ fagte fie dabei, Dann ging fie und ließ mich allein. Doch
nicht für lange. Denn es war Zeitx zu Tifch zu gehen und Fräulein Aloyfia
Wachtel aufzufuchen.
Zu meiner Linken faß Maria von der Stadt. Ich begrüßte fie und
fprach ein paar gewöhnliche Worte hinx die nicht Klang noch Ziel haben.
Sie reichte mir die Hand- flüchtig und kühlz kaum- daß fie einiges dazu
fagte. Denn fie entfann fich meiner nicht mehr; erfi als ich von meinen
Schweftern fpraclx von dem Haus und der Wohnung von den Straßen-
durch die wir gegangen warenx wenn iah fie abends nach Haufe begleitete-
vom Regen und von den Laternen und von dem Gefpräch über den Tod-
wurden ihre Antworten lebhafter. Doch gelang es mir nicht- mit ihr
die halbvergeffene- zu fchöne Zeit ans Licht zu rufen: ihr Tifchnachbary
ein Einjährig-Freiwilliger mit ungewöhnlich langem blondem Schnurr-
hartF fchien ungeduldig und unterbrach durch laute Scherze„ die fich meift
auf die dargebotenen Speifen bezogenx fooft fie fich anfchicktex zu ant-
worten. Und fie wandte fich ihm - wie es mich dünkt - lieber zu als
mir. So ließ ich es- lehnte mich zurück- felten ein Wort zu meiner rechten
Nachbarin fprechend- die- gelangweilt und mit vornehmer Verachtung-
einfilbig und tonlos erwiderte.

Da gefchah esf daß mir - als eine Schüffel herumgereicht wurde -
die Gabel entfielz und als ich mich bü>te„ fie aufzuhebem ftieß ich mit
dem Kopf an die Schüffel am die klirrend mit dem Inhalt zu Boden
ftürzte. Aloyfia Wachtel fprang auf und fchrie: „Um Gottes willen!“
Maria von der Stadt und ihr Nachbar wechfeltem verhalten lächelnd-
Blicke„ die mich fireiften. Andere Gäfke lachtem einige fogar fehr laut.
Aber Beate beherrfchte augenblicklich die Verwirrung. Sie rief„ es fei
gar nichts gefchehenz man möge fich niederfetzen: fo etwas könne jedem
paffieren. Übrigens fei das Stubenmädchen an dem Ganzen fchuldt
hätte fie die Schüffel beffer gehaltem fo hätte diefe gar nicht herabfallen
können. Da fich nun auch herausftelltez daß Fräulein Wachtels Kleid
auch nicht den geringfien Schaden genommen hatte- fo fehte man fich
wieder beruhigt zu Tifch.
In der folgenden Unterhaltung war nun nichts fo bemerkenswert
wie die Witze Herbert Ludwigs. Diefer fprach feine Beobachtungen laut-
halb zu feiner Nachbarin gewandh halb mit bedeutender Gefke die ganze
Gefellfchaft in den Bereich feiner Reden einbeziehend. Er knüpfte an
meine Ungefchicklichkeit an. und nachdem er einige Anekdoten aus dem
Leben des dünnen und knochigen Zacharias Werner zum beften gegeben
hatte„ erzählte er plößlich Gefchichten aus meiner Knabenzeit; fo auchx
daß ich einmal Maria von der Stadt hätte begleiten follen und mich
aus Schüchternheit auf dem Boden verfteckt gehalten hätte. Da lachte
Maria und fagte„ zu mir gewandt: „Achx wenn ich das gewußt hätte!“
und fich weit über den Tifch vorbeugend„ rief fie Herbert Ludwig„ der
ihr fchräg gegenüber faß„ zu: „Bitte noch mehr vom Herrn Doktor Fortis!“
Und Herbert Ludwig/ aufs höchfte gefchmeichelß erzählte und rezitierte
unter anderm den Anfang eines Gedichts„ das ich einmal in der Schule
auf Maria gemacht und das mir der Profeffor konfisziert hatte. So
ward es der ganzen Klaffe bekannß und es hätte nie ein lauteres Gelächter
gegeben als damals„ fchloß Herbert Ludwig mit vielfagender Handbe-
wegung feine Enthüllungen.
Als fich nun ein Echo diefes Gelächters auch in diefer Gefellfihaft
erhob„ fchwankte ich- ob iah aufftehen und davongehen oder es aufs äußerfte
ankommen laffen follte. Wie ich nun überlegte„ hatte er eine neue Ve-
merkung über mich gemachtx der große Heiterkeit folgte. Ich fagte nun
laut„ während des Lachenß zu Aloyfia Wachteh die fiah am beiten zu
amüfieren fchiem ich könnte nicht begreifen- wie gebildete Menfchen
an den Worten eines fo geiftlofen Schwäßers Gefallen finden könnten;

Bei diefen Worten war aber plötzlich eine Stille eingetretem und fo traten fie aus dem Schweigen groß und voll hervor. Einen Augenblick lang fahien fich die Stille zu vertiefen,
Herbert Ludwig nahm ein Apfelmcffeß wiegte es in der Hand und fagte„ auf feinen Teller fehend„ mit überlegener Gutmütigkeit: „Der verficht Späße nicht - der muß gleich grob werden!"
„Kümmern Sie fich um Ihre Angelegenheiten!“ verfeßte ich laut„ durch feine geduckte Haltung mutig gewordem „und laffen Sie fremde Dinge in Ruhe! Sie haben eine unerträgliche Art von Intimitäß und ich könnte der Gefcllfchaft ebenfo gut erzählem wie ich mir Sie als Gymnafiafi fchon vom Halfe zu halten wußte.“
„Alle Welt weiß“„ gab er ruhig zurüch „daß Sie ein unberechenbarer Sonderling find. Alfo nehme ich Ihre Worte nicht ernfi. Den Rat aber können Sie von mir annehmen: wenn Sie Grfelligkeit nicht vertragem fo fuchen Sie keine Gefellfchaften auf!“
„Aber ich bitte„ meine Herren'ß mifchte fich Beate in den Streiß „laffen Sie doch diefes unerquickliche Thema, - Übrigens: heben wir die Tafel auf und gehen wir ins Klavierzimmer!“
„Fräulein Beate/ fagte ich erregt„ „ich laffe mich von diefem Menfchen nicht beleidigen!“
„Aber er hat ja nur Scherze erzählß“ wandte jetzt Maria von der Stadt ein. „Wer wird denn das gleich fo tragifch nehmen?“
„Das ift meine Sache„ Fräuleim“ entgegnete ich„ wenig galanß und fühlte„ wie mich der letzte Reft von Sympathie verließ den diefe Gefellfchaft noch fiir mich übrig hatte. „Wenn ich mich fchon beleidigen laffe„ fo fuche ich mir den Menfchen dazu aus!“
„Das ifi ein guter Witz!“ gröhlte Ludwig. „Lachen Sie doch„ meine Herrfchaftcn! Er fucht fich aus„ wer ihn beleidigen darf! Köfilicheres ifi noch nie gefagt worden!“ und zu feiner Dame fich wendend„ halblauß aber doch/ daß ich es gut hören konnte: „Ein Daetar- jurjZ, ich bitte!“
Ich zitierte wie vor einer großem lange vorbereiteten Tat. „Sie können ja gar nicht an mich heran„“ fchrie ich„ „Sie _ Sie!“ Mir verfagte das Wort.
„Regen Sie fich nicht auf/'l flüfterte Beam dicht bei mir.
„Sie werden nicht erreichen daß ia") mich mit Ihnen fchlage„“ fagte Herbert Ludwig trocken. „Sie find für mich erledigt.“
Die Miene„ mit der er feine Erklärung begleitete) ftaahelte mich auf„ ein Schmerz wijrgte mir in der Gurgeh ein roter Schleier überfinfierte

meinen Blick. Aber ich fah mich in einer hellen Phantafie Herbert Ludwig
mit den Fäufien fchlagen. Und ich fah mich rot. mit großem Blick und
Schaum vor dem Mund. Die Zähne zufammengepreßt. den Blick weit.
die Hände geballt. fchritt ich auf ihn zu. Langfam wich er zum Spiegel
zurück. Er hatte die Arme vor der Brufi verfchränkt und trug meinen
Blick auf dem feinen. Da erblickte ich mich felbft im Spiegel. und wie ich
mein von Zorn verzerrtes Geficht erkannte. erfchrak ich und ftand in
Scham und erfchüttert. Dann fammelte ich mich und trat zurück. Es war
eine unheimliche Stille. und ich fühlte aller Blicke an mir. Auch den
Blick Chriftianes fühlte ich: fcharf und fireng waren die dunkelnden Augen
auf mich gerichtet.
Da zuckte ich zufammen. Hilflos und wie ein Kind dem Weinen
nahe. fah ich um mich. aber überall waren nur ernf'te und angfivolle
Gefichter. Von jedem Blick zurückgewiefen. fah ich mich mit einem Male
in eine furchtbare Einfamkeit gedrängt. - da fchrie es in mir zur Flucht.
und ehe ich mich befann. hatte ich die Tür aufgefioßen und fie. hinaus-
fiiirmend. ins Schloß zurückgeworfen. Aufatmend fiand ich im Vor-
zimmer. deffen vornehme Möbel Gemeffenheit und Zurückhaltung aus-
driickten und zufammen mit dem tiefen Schweigen eine eigentümliche
Beklemmung ausübten.
Ich griff nach meinem Hut -- da hielt mich eine Hand feft. Eine
kleine leichte Hand war es. die wohltat und fühlte: Beates Hand. Ich
beugte mich und küßte die kleine Hand. die noch immer die meine lofe
umfrhloffen hielt.
„Seien Sie nicht böfe.“ fagte ich mit fliegender Stimme. „Ich ertrug
es nicht mehr!“
„Bleiben Sie doch!“ bat fie. faft weinend. „es wird alles noch gut
werden.“
„Ich kann nicht bleiben - ich kann ihn nicht anfehenl“
„Mir zuliebe.“
„Ich kann nicht!“
„Wenn Sie mich nur ein bißchen lieb haben -!“
„Auch wenn ich Sie fehr lieb hätte. könnte ich nicht. Verlangen
Sie das nicht von mir. Ich bin übrigens zu erregt und tauge nicht
mehr zur Gefellfchaft.“
„Schauen Sie. Herr Doktor.“ bettelte die liebe Stimme. „Sie
haben uns alles zerfiört. Ießt müffen Sie's wieder gut machen.“

..Ih hab' nichts zerftörtl Er war es!“ entgegnete ih heftig. ..Laffen
Sie mih! Ih kann niht bleiben!“
..Auh wenn er zurücknimmt. was er gefagt hat?“
..Auh dann niht.“
..Auh wenn ih ihn fortfhicke. damit Sie bleiben?“
Beates Gefialt war nahe an mir. ihr Gefiht war ganz an meines
emporgehobenz flehend und voll Liebe hing ihr Blick an dem meinen.
..Wie lieb Sie find.“ fagte ih leife.
..Sprechen Sie!“ flüfterte fie. meine Hand fefier mit der ihren um-
klammernd.
Ich neigte mich ihr zu. ..Warum wollen Sie gerade mih ?“
..Ih weiß niht.“ hauhte fie. kaum hörbar. .. Quälen Sie mich niht
und bleiben Sie.“
..Nein -l“ fagte ih plößlih laut. ..Ich kann niht mehr: ih habe
ihn zu fehr beleidigt. Wie könnte ich noch einmal in das Zimmer zurück.
in dem ih mih fo benommen habe?“
..Alle haben Ihnen recht gegeben.“ wandte fie lebhaft ein. ..alle.
Auh ich.“ Und leife: ..Ih am meiften.“
..Ich danke Ihnen. Fräulein Beate.“ erwiderte ih -* meine
Stimme klang auf einmal fo fremd und kühl -. ..aber ih kann
niht. es ift mir niht möglih.“ Und ih beugte mih. neuerdings
ihre Hand zu küffen. Die glitt traurig von der meinen herab. So nickte
ih ihr nur zu und ging zur Türe. - Als ih aber draußen auf dem Gang
fiand. war ih fo voll Mitleid und Liebe zu ihr. daß ih am liebften wieder
angeläutet hätte. ihr zu Füßen zu ftiirzen. In mißmutiger. unzufriedener
Stimmung ging ich die Stiegen hinab. auf die Straße. die von Laternen
erleuhtet. weiß und ruhig dalag.
So endete auh diefer Tag mit dem gleihen: dem einfamen und
fchmerzlihen Gang nah Haufe. Die Sinnlofigkeit eines gezeihneten
Dafeins lafiete fhwer auf den langfamen Schritten; immer tiefer ins
Dunkle hinein ging das Leben. das der Tod frühe berührt hatte. Ver-
finfternde Gedanken zogen vor mir her. eine unbefhreiblih füße Sehn-
fuht aber kam: nach dem Erlöfhen. dem Wunfchlosfein. und meine Seele
verlor fih fo in Müdigkeit und Hingebung. daß es mih ankam. fie finken
zu laffen. tiefer und tiefer finken zu laffen. in das Dunkel hin. darinnen
der Tod war und wartete.

Aber als ich meine Wohnung aufgefchloffen hatte und die lieben
Möbel im Dunkel fiehen fah: unendlich gefaßt und mit Ergebung in ihr
fchattiges Schickfal. ergriff mich noch einmal ein lichtes Gefühl. Und
ich dachte mir aus: ich wäre nicht allein. fondern es filinde eine Frau
neben mir in der Dunkelheit und vor dem Schweigen der Möbel. Und
die Frau wäre mein wie diefes Zimmer und mir ebenfo vertraut und
lieb. Ihre Hand würde ich halten. wie Beate meine Hand gehalten
hatte. aber nicht voll Angfi. fondern im Gefühl der Klarheit und des
Befitzes. Und ich fah Camillo vor mit. der diefes Gefühl kennen mußte . . .
-- und langfam. wie ich fo im Sinnen ftand. trat das Bild der Ehrifiiane
vor mich hin. Da fchrie ein Schmerz in mir auf. und die ganze Verzweiflung
meiner Iugend ward lebendig und war nur Schluchzen. Aber das lichte
Gefühl. das mich einmal erlöfi hatte. wich nicht: es wuchs und erhellte
fich. es überleuchtete das Zimmer. und ich fah es wie an jenem Winter-
abend. da mir Ehrifiiane zum erfienmal begegnet war. Mit zitterndem
Entzücken machte ich Licht. um die Möbel zu fehen. wie fie damals fianden.
als ihre Finger fie berührt. ihr Kleid fie gefireift hatte. Ganz leife ging
ich von einem zum andern. rührte es an. aber ganz fcheu und im Rhythmus
eines drängenden Gefanges in meinem Herzen. Zum Spiegel aber. der
ihre Gefialt ganz fefigehalten hatte. neigte ich mein Geficht fo nahe.
daß ich ihn fafk mit den Lippen berührte. Und kühl wie ihr Atem fireifte
mich das Glas an der Wange.
In diefer Nacht fchrieb ich das Gedicht. das mir vor allen andern
lieb ift. Ich nannte es ..Erinnerung an den fchönfien Tag". Vielleicht
ift es nur der freundlichfie oder edelfte Tag gewefen _t ich weiß es nicht.
In diefer Nacht erfchien er mir der fchönfie und Ehrifiiane als das gütigfie
Licht an dem wolkigen Himmel meines Lebens. Das Gedicht aber fchließe
ich hier an. denn in ihm find tiefere Gefühle wirkend. und ihre Sprache
ift leichter als die einer nach der Vergangenheit hinfirebenden Erzählung.
O das Zimmer. das einfi ihre zierlichen Schritte empfangen -t
Noch hält es den Widerhall feft. inbrünfiig. mit Efirich und Wandl
Und ihr Möbel. an denen fie leicht und lächelnd vorübergegangen.
Euch hat fie berührt mit dem .Kleid und mit fpielend-hingleitender Hand!
Und Licht war . . . o. Licht lag beglückt auf den Bildern. Licht lag auf
den Rahmen.
Lag auf dem Boden verfireut . . . und war denn der Spiegel nicht Licht?

Felix Braun
Der Schatten des Todes
Weit dehnte das Zimmer fich da - und alle, die fpäterhin kamen,
Stunden noch immer in Glanz und Wunder und wußten es nicht]
War eine Stunde fo groß wie diefe? war je eine Gnade
Diefeh der göttlichem gleich7 da Himmel nicht Himmel mehr fchien,
Erde nicht Erde mehr war? Da Wollen fich teilten in Pfade
Und der Schritt fich, beflügeltf erhob: zu Herrlichem hin?!
O, was war Leid und Traum und Schiclfal? - Strahlende Stunde!
Wunfchlos trank ich dich auf„ wie einer durch Nebel hin fchwebt:
Alles war Glück in min und ich hatte doch von ihrem Munde
Niemals mehr als Gruß und freundliche Worte erlebt.
Fortfeßung im näehfien Heft

Dr. J. b. Czekanowski:

Anthropologifche Arbeiten in Zentral-Afrika

Am 1. Mai verließ ich Berlin. um als Anthropologe an der Zentral-afrikanifchen Expedition Seiner Hoheit des Herzogs Adolf Friedrich zu Mecklenburg teilzunehmen. Nach elfmonatiger Arbeit in Ruanda. am Ruwenzori und in den Urwäldern des Ituri trat die Expedition den Marfch nach dem Weften an. während mir der Auftrag zuteil wurde. die Länder am nördlichen Urwaldrande anthropologifch aufzunehmen. Übrigens waren wir auch fchon im erften Jahre ftets gezwungen. getrennt zu mar-fchieren. da die Verpflegung größerer Menfchenmaffen in diefen fchwach bevölkerten Gegenden Schwierigkeiten bietet. Diesmal mußte ich mich aber uerabfchieden. da meine Reife nach _Mangbetu und den Nham-Rnam-Ländern in Chartum ihr Ende finden follte.

Ich will hier nicht die Reife mit all ihren kleinen alltäglichen Ange-legenheiten fchildern. ich will nicht erzählen. wie man den Ele(aus dem Sumpfe herausziehen mußte und tagelang im Urwalde während der Regenzeit bis über die Hüften im Waffer der angefchwollenen Flüffe zu waten hatte. Das Reifen felbft hat fchon fo viele talentvolle Schilderer gefunden. Ich möchte daher hier auf einige weniger oft behandelte Probleme eingehn.

Ebenfo wenig wie man jeht noch bahnbrechende topographifche Ent-deckungen machen kann. kann man auch mehr neu e Völkerfchaften ent-decken. Wir haben hundert Jahre fleißiger und genialer Arbeit hinter uns. Die Völkerfchaften Zentral-Afrikas find bekannt. die Hauptfprachen aufgenommen. es fallen jeßt nur die weiten Mafchen des über das Ganze geworfenen Neßes ausgefüllt werden. Viele Hypothefen über die Ethno-graphie in Zentral-Afrika find bereits aufgeftellt; darum ift es nicht leicht. neue Vermutungen zu bringen. Aufgabe der Forfchungsarbeit von heute ift es jedoch. dor allem einmal die im Umlauf befindlichen Vorausfeßungen und Erwartungen auf ihre Richtigkeit hin zu prüfen und durch das nötige Material zu begründen. Durch Anwendung exakter wifienfchaftlicher

Methoden foll aus den vielen Vermutungen die Bafis einer kritifchen
Anfchauung herausgefchält werden. einer Anfchauung. die uns auh Auf-
fchluß über manche Erfchcinung unfers Lebens geben könnte. Um zu
diefem Refultat zu gelangen. ift es die erfte Pflicht. reichhaltiges Unter-
fu-,hungsmatcrial zu fammeln.
Wenn man die großen Bewegungen. die fich im Laufe des [ehten
Jahrhunderts in Zentral-Afrika abgefpielt haben. betrachtet. fo muß
man vor allem das Ausftrahlen der arabifcljcn Eroberuugozüge ins Auge
fafien. Die nach Süden vorwärts dringenden Rude-Araber erreichten
den nördlichen Rand des zentral-afrikanifchen Urwaldes und drangen
an feinem Oftrande bis zum Albertfee vor. Dort wurde ihnen der
weitere Weg durch den Wahima-Staat Bunhoro verfperrt. Die in
Sanzibar herrfchenden Muskat-Araber erreichten. das gegenwärtige Deutfch-
Oftafrika und den Tanganika-See durchquerend. den Eongoftrom. diefem
entlang drangen fie in den zentral-afrikanifhen Urwald. fo daß fie faft
bis an die Grenzen der durch ihre nördlichen Stammesbrüder befehten
Gebiete kamen. Da fich die Völkerwanderungen meiftens auf den
gleichen Straßen vorwärts zu bewegen pflegen. fo hat diefer einzelne Fall
eine allgemeinere Bedeutung, Wir dürfen uns niht wundern und es
auh niht als einen Zufall betrachten. daß in den Gebieten zwifhen
den beiden arabifchen Wällcn fich die Siedlungszone eines der primitioften
afrikanifchen Stämme. der Zwerge. befindet. Sie fißen da an der Grenze.
die Afrika in zwei fehr verfchiedene Teile zerlegt. Im Süden von diefer
Linie erftreckt fich nämlich das Gebiet der fprachlich untereinander eng
verwandten Baum-Stämme. die die Hauptmafie der Bevölkerung in den
deutfch-afrikanifchen Kolonien ausmachen, Im Norden dagegen liegt der
linguiftifch heterogene und noch nicht genügend erforfchte Sudan. Schon
den Alten waren die Vngmäen bekannt. und bei Herodot finden wir ganz
zuverläffige Angaben über ihr Vorkommen an den Nilquellen. Die neuere
Zeit indeffcn ftempelte diefe Zwerge zu Vhantafie-Gefchöpfen und erft nach
den bahnbrethenden Reifen von Schweinefurth in den Jahren 1868-71
wurde ihre tatfächliche Exiflenz einwandfrei bewiefen. Da man in den
unwirtlichften Gegenden von Süd-Afrika eine andre Art zwerghaft hell-
farbener Iägerbevölkerung. die Bufchmänner. kennt. fo lag die Frage auf
der Hand. ob man es hier nicht mit oerfprengten und verdrängten Enclaven
der afrikanifchen Urbevölkerung zu tun hat. Diefe Anficht findet wenig
Gegner. Man oerfuchte jene zwerghaften Völkerfchaften auch mit den
Negrito in Indonefien in Zufammenhang zu bringen. In der Beurteilung

der leßtgenannten Frage wurde aber noch keine Einigung erzielt. Deshalb
fah ich meine Hauptaufgabe darin. zuverläffige Beobachtungen über die
körperliche Befchaffenheit der Zwerge anzuftellen und auf diefer exakten
Bafis die Unterfuchung ihrer Verwandfchaftsbeziehungen vorzunehmen.
Dann würde die Möglichkeit beftehen. an die grundlegende Arbeit des
Schweizer Gelehrten Rudolf Martin anzuknüpfen. der bekanntlich die
Inlandftämme der Malanifchen Halbinfel mit befonderer Berückfichtigung
ihrer Urbevölkerung erforfcht hat. Gelegentlich mehrerer. nach drei ver-
fchiedenen Richtungen unternommener Durchquerungen des Ituri-Waldes
ift es mir gelungen. wiederholt mit den Vhgmäen in Kontakt zu kommen.
Wenn auch die erften Verfuche. die Verbindungen mit den Zwergen anzu-
bahnen. recht wenig Erfolg hatten und ich nur einzelne zu fehn bekam.
fo war mir doch im Ituri-Becken viel mehr Glück befchieden. Auf dem Wege
von dem Fort Beni nach Avakubi verirrte ich mich - nur von einem
Askari und einem Führer begleitet. Aus Verfehen kamen wir auf einen
Vfad. der uns zum Vngmäenlager brachte. Zu meinem größten Erftaunen
liefen die Leute nicht fort. fondern erwiefen fich als fehr zutraulich und erklärten
fich bereit. uns auf den Weg zurückzubringen. Diefe Gelegenheit habe ich
benuht. um meine Unterfuchungen anzuftellen. Leider lag es jedoch außer-
halb des Möglichen. mit ihnen im Urwalde herumzuftreifen. um genaue
Angaben über ihre Sitten und Gebräuche zu machen. So blieb diefer
Anfang meines Studiums noch recht dürftig. Doch die Beziehungen waren
einmal angeknüpft. das Schwerfte geleiftet. Denn felbft in den verlaffenften
Gegenden geht dem Neifenden fein Ruf voraus,
Im Laufe der weitern Neife gelang es, die Zahl der Beobachtungen
ftark zu vermehren. fo daß ich nun eine folide Grundlage für die Unter-
fuchung diefer Zwergraffe hatte. Gelang es mir doch. die fcheuen Urwald-
bewohner nicht nur zu meffen und zu photographieren. fondern die kleinen
Kerle ließen fich fogar gefallen, daß ich ihnen ihr nicht gerade fchönes
Geficht abgipfte. Allerdings darf ich das Verdienft. folche feltenen
Trophäen von meiner Reife heimgebracht zu haben. nicht für mich allein
in Anfpruch zu nehmen. denn ich hatte einflußreiche Unterftüßung von
Seiten zweier auftralifcher Goldfucher. die fich ftändig im Urwalde
aufhielten und fich des Vertrauens jener Zwerge rühmen dürfen.
Man hat fich bisher vielfach bemüht. die eigentliche Sprache der
Vngmäen zu ermitteln. Bei nähern Unteerfuchungen ftellte fich aber ftets
heraus. daß das von den Forfchern für die Zwergenfprache gehaltene Idiom
ganz einfach die Sprache benachbarter Stämme war. Auch meine Erkun-

digungen nach diefer myftifchen Sprache find ohne Erfolg geblieben. Es fcheint. daß die Zwerge tatfäehlich ihre alte Sprache eingebüßt und die ihrer Nachbarn angenommen haben.
Der Urwald gewährt den Vygmäen außerordentlichen Schuß vor fremden Eindringlingen. Man braucht fich nur an die Schwierigkeiten zu erinnern- die Stanley bei feiner Durchquerung des Zwei-Waldes zu über-winden hatte, Jeßt/ nachdem der Congoftaat eine Verkehrs-Arterie dem Ituri entlang organifiert hatx ift der Urwald gangbar geworden. Das ift aber erft durch Anlage einer Dörferkette gefchehnx die einer wenn auch klägliche Verpflegung der Reifenden fichert. Die Reifenden müffen fich an diefen Pfad halten- da fie fich fonft der Gefahr des Verhungerns ausfeßen. Aber auch der Einfluß diefer Verkehrsftraße reicht nicht in die Tiefe des Urwaldes. Die Vhgmäen haben ihre Unabhängigkeit zu wahren oerftanden; deshalb ift es auch klar- daß in dem Saume zwifchen den zwei Kultur-Zonen fich die Autochthonen unter dem mächtigen Schuhe des Urwaldes erhalten haben.
Meine -weitere Aufgabe war die Beftimmung der Grenze der beiden afrikanifchen Haupt-Kultur- und vor allem Sprachenzonen in dem Teiler den Ankermann als den dunkelften bezeichnet. Diefe Arbeiten haben einen großen Teil des zweiten Jahres in Anfpruch genommen. Es handelte fich vor allem um den ungeheuern Wirrwarr der Völkerfchaftew die in ihren Wanderungen von Nordweft nach Südoft vom Urwald abgeprallt- unter-einander oermiicht und übereinander gefchobenf die Bevölkerung des Mangbetn-Gebietes bilden. Es hat oiel Mühe und Zeit geikoftetx bis es gelungen iftx unter dem einheitlichen Mantel der fchänen Mangbetu-Kultur die heterogenen Elemente unterfcheiden und auf ihre Zufammengehörigkeit prüfen zu können.
Diefe Unterfuchungen haben feftgeftellt- daß die Baum-Grenze wefentlich anders verläuftx als man früher angenommen hat. Die Bantu reichen bis zur Uelle hinauf, doch läßt fich der Einfluß der Sudan-Kultur noch weit füdlich im Urwald wahrnehmen.
Die durch Rahel angebahnten Unterfuchungen haben feftgeftellß daß man beim Studium der Verbreitungsgebiete der einzelnen Gebrauchs-gegenftände und Sitten zu ähnlichen Refultaten gelangte wie beim Studium der Gliederung der Sprachzonen. Kartographifch dargeftellt- erhält man demnach zwar nicht identifche. wohl aber diefelben Tendenzen vertretende Bilder. fo daß dadurch die Möglichkeit gegeben wirdx auf Zufammenhänge zwifchen den Völkern zu fchließen. Ebenfo wie die Sprache ftchn auch

die oerfchiedenen Sitten und Gebräuche neben allen Gebrauchsgegenftänden
mit der Befriedigung der menfchlichen Bedürfniffe im Zufammenhang; fie
werden bei Kontakt entlehmt. Die einen verbreiten fich fchneller. die
andern langfamer. So erhält man die Möglichkeit. eine Anzahl Ver-
breitungswellen nachzuweifen. Die Unterfuchungen von Frobenius und
Ankermann haben gezeigt. daß man in der afrikanifchen Kulturgefchichte
verfchiedene aufeinander folgende Kulturwellcn nachweifen kann.
Wodurch entfteht nun eine Kulturwelle? Sie kann die verfchiedenften
Urfachen haben. So kommt es vor. daß die Eroberer die Autochthonen
ausrotten und in die unwirtlichen. nnzugänglichen Öden verdrängen. Solche
Beifpiele liefert die Kolonifierung von Amerika. Auf den Trümmern des
alten Lebens entfteht ein neues. das mit dem alten gar nicht zufammenhängt.
das mit ihm gar nichts Gemeinfames außer der Einheit des Ortes hat.
Es kann aber auch vorkommen. daß die Eroberer den Unterjochten ihre
Sprache. Sitten und Kultur aufdrängen. wenn fie auch mit der Zeit in
der Muffe ihrer Unterworfenen aufgehn. Ein Beifpiel dafür bietet die
germanifche Erpanfion in Mitteleuropa. Auf afrikanifchem Boden können
wir den gleichen Vorgang in Mangbetu beobachten. Die Urfprachen gehn
hier immer mehr zurück. die Bevölkerung bezeichnet fich immer mehr mit
dem Namen ihrer Eroberer. die fich infolge der intenfiven Blutmifchungen
von ihren Untertanen kaum noch unterfcheiden laffen, Sämtliche Geräte
und Gebrauchsgegenfiände - die ganze materielle und geiftige Kultur -
erhalten diefelben. den Eroberern entlehnten Formen. In den alten Körper
wird eine neue Seele verpflanzt.
Ebenfo oft kommt es aber vor. daß die Eroberer ihre Sprache ein-
büßeu. ohne daß dabei ihre Eigenart verfchwindet. Beifpiele dafür liefern
uns die hamitifchen Staaten im Weften vom Viktoria-See. Die Leute
bewahren die Tradition ihrer weiten Wanderungen und Eroberungen. Sie
behielten den Stolz ihrer vornehmen Abftammung. und trotzdem nahmen
fie die Sprache der von ihnen verachteten Bauern an. Es wurde hier nur
das äußere Gewand. die Sprache verändert. Es kann aber auch vorkommen.
daß fich der Kulturbefiß ändert. ohne daß es zu Völkerverfchiebungen kommt.
So hat die Einführung des Vorderladers in manchen Gegenden den Bogen
und Pfeil verdrängt. und die Einführung von Manjok. einer eßbaren Wurzel.
hat ganz bedeutend die Negerwirtfchaft verändert. ohne daß es zu einer
Einwanderung der den Manjok bauenden Indianer gekommen ift. Der
Sandfloh durchquerte Afrika. ohne durch feine alten Wirte transportiert zu fein.

Wir fehn. daß der Kulturbefiß eines Volkes durch die verfchiedenften Urfathen verändert werden kann. Deshalb wird auch die Frage nach den Trägern der Kultur zu einem der allerwichtigften Problem der afrikanifchen Kulturgefchichte. Viele Momente weifen nach Offen hin, Um die vielen, bis jeßt noch nicht überfichtlich geordneten Tatfachen einigermaßen zufammen-zufaffen. wird eine Anzahl konfekutioer Einwanderer aus Afien angenommen. Schon in die hiftorifche Zeit fiel die Eiwanderung der Setniten. Das Vordringen der Hamiten aus dem fü'dlichen Arabien kann ebenfalls für eine hiftorifche Tatfache angefehn werden. Wer waren aber die Träger der vorhergehenden Kulturwellen? Könnte man nicht auf diefe Probleme mit Heranziehung der exakten wiffenfchaftlichen Methoden eine Antwort geben? - Allerdings. doch wäre erft nachzuweifem daß man auch in einer objektiven und zuoerläffigern Weife. als es der allgemeine Eindruck des Beobachters geftattet. die vorkommenden Typen unterfcheiden kann. Dann kann aus der Verbreitung der einzelnen Typen auf ihren Zufammenhang mit den einzelnen Kulturwellen gefchloffen werden. Die großartige Ent-wicklung die die ftatiftifchen Methoden in England in den leßten 30 Jahren erfahren habenF hat ein Mittel zur Angriffnahme diefes Problems gegeben.
Um die exakten ftatiftifchen Methoden anwenden zu könnenf muß aber das notwendige Zahlenmaterial. das nur durch fyftematifrhes planmäßiges und geübte-Z Arbeiten gefammelt werden kann. zufammengebracht werden. Deshalb wurde auch das anthropologifche Meffen mit Aufopferung von viel Energie und Zeit während der ganzen Reife ausgeführt. und mit Genug-tuung konnte ich am Schluffe der Reife die Zahl von viertaufendfünfhundert beobachteten Individuen verzeichnen. - Hierzu kommt noch die von mir zufammengebrachte Srhcidelfammlung von über taufend Nummern. fo daß es jetzt wohl nicht mehr verfriiht iftf mit diefem Material znr Prüfung der in Ausficht genommenen Probleme zu fchreiten.
Wie notwendig eine fyftematifche Behandlung diefes Problems ift. beweift die Tatfache. daß jeder Beobachter unter den Negern neben den Hamiten noch 2 oder 3 Neger-Typen zu unterfcheiden pflegt. von denen einer ficherlich mit dem Namen des feineren belegt wird. -- Man kann mit diefen nichtsfagenden Bezeichnungen natürlich nicht die Verbreitung der einzelnen Typen verfolgen und fie auf ihre Zufammenhc'inge mit den verfchiedenen Kulturen unterfuchen.
Einen wefentlich größern Wert hat die Erkenntnis der Tatfache. daß die im Schuhe der Nilfümpfe fißenden und im Süden bis zu den

großen Seeen reichenden Völkerfchaften eine einheitlichere Gruppe ihren
körperlichen Befchaffenheiten nach bilden. Sie unterfcheiden fich von ihren
fämtlichen Nachbarn durch eine auffallend primitive Kultur. Ihr extremer
Konfervatioismus. der auch darin zum Vorfchein kommt. daß hier weder
das Chriftentum. noch der Mohammedanismus einen Erfolg aufweifen
kann. bildet auch eine Garantie der Urfprünglichkeit diefer Gebiete. Die
auffallende Tatfache. daß die Siedlungen der Vertreter diefer Gruppe
an die Gebiete der Zwerge grenzen. bildet einen nicht zu unterfchähenden
Umftand. Die Vermutung ift nicht abzuweifen. daß wir hier vor einer
eingefchloffenen Infel der alten Einwanderungswellen ftehen. So kompliziert
und verwickelt ftellen fich dieVrobleme dar. die einer anthropologifchen Prüfung
unterzogen werden follen.
Bei einer allgemeinen Befpreihung der Arbeitsergebniffe dürfen auch
die Beobachtungen über die afrikanifchen Steinzeiten nicht fehlen. wenn fie
auch nicht gerade reichhaltig ausfielen.
Die Tatfache ift allgemein bekannt. daß man vom Togo bis zum
ägyptifchen Sudan gefchliffene Steinbeile von fehr forgfältiger Arbeit
findet. Auf meiner Reife durch Mangbetu habe ich fie wiederholt ge-
fehn. Die Eingeborenen kannten fie; was die Gegenftände aber darftellten.
wußten fie nicht. Als man fie fragte. woher die Gegenftände kämen.
antworteten fie. fie feicn vom Himmel (refp. vom Mond) gefallen. Es
fcheint alfo. daß wir hier Spuren einer verfchwundenen Kultur haben. die
keine Erinnerung von fich zurückgelaffen hat. Zu diefer fehr dunkeln und
noch nicht für die Behandlung reifen Frage kann man wenig fagen.
Einige Forfcher fcheinen diefe Tatfachen mit weiter nördlich vorkommenden
analogen Funden in Zufammenhang zu bringen.
Troßdem man in den einzelnen Teilen meiner Reife-Gebiete große
durchgehende fprachliche. kulturelle uod anthropologifche Unterfchiede nach-
weifen oder wahrfcheinlich machen kann. zeigt die foziale Organifation
ftets diefelben Grundprinzipien. Wir beobachten hier und da nur un-
wefentliche Abweichungen von der allgemeinen Norm. Die Bafis der
fozialen Organifation bildet überall das Gefchlecht (Sippe). deffen Mit-
glieder für einander verantwortlich find. - Die Clans befihen urfprüng-
lieh gemeinfam Grund und Boden. üben Blutrache für die erfchlagenen
Genoffen und treten überall folidär auf. Die dem Kultus der gemeinfamen
Ahnen entfpringenden fuggeftiven Einwirkungen dienen zur Feftigung der
Solidaritäsbande. In Mangbetu und den Riam-Riam-Ländern tritt hier
noch der Glaube an die Verwandlung in beftimmte Tierarten nach dem

Tode hinzu. - Alle Clans find gleichwertig. Sie unterfcheiden fich vom
einander durch ihre Macht. Die fhwäheren. weniger zahlreichen können
fich niht fo geltend machen und ihre Intereffen mit Erfolg wahren. Des-
halb ift die erfte Pflicht von jedermann. möglichft viele Kinder zu erzeugen.
Die Fruchtbarkeit der Frau wird zur erften Tugend. Wenn die Clans
durch andre unterworfen und dienftbar gemacht werden. wahren fie troß-
dem noch ihre Autonomie.
Der primitive zentralafrikanifche Staat bleibt infolgedeffen nur eine
durch Macht erzeugte Vereinigung einer Anzahl von Sippen. Die Häupt-
linge diefer Organifation miiffen aber zu jeder Zeit mit dem Umftande
rechnen. daß ihre Untertanen von ihnen abfallen können. Sie dürfen niht
vergeffen. daß fie für ihre Leute die relativ Beften fein müßen. fonft
werden diefe die Reihen ihrer Gegner mehren. Diefer Umftand bildet
einen fehr wirkfamen Schuß der Untertanen; mit der europäifchen Okku-
pation wird der Häuptling zum Unterbeamten. Die Eroberer unter-
ftiißen ihren Mann. fie fteigern feine Autorität. um ihr eigenes Anfehn
in die Höhe zu bringen. Die Pazifikation enthebt ihn der Notwendigkeit.
für feine Untertanen zu forgen. Die neu eingeführte Polizei liefert ihm
die weggezogenen zurück. Er ift niht mehr gezwungen. auf fein Volk Rück-
fihten zu nehmen. Die Einfuhr der neuen Waren. die Organifation des
Exports von Rohmaterial. alles das gibt ihm die Mitte(zur Ausbeutung
der Arbeitskräfte. Eine derartige Ausbeutung war früher tehnifch un-
möglich. Deshalb kann man fagen. daß die europäifche Eroberung die
Lage der Eingeborenen verfchlechtert hat,
Die Erziehung der Neger zur Arbeit. für die man fich fo fehr in
Europa zu begeiftern verfteht. hat alfo auch gewiffe negative Folgen für
die Eingeborenen. Wie fieht aber das Refultat bei einer ganz objektiven
Betrachtung aus? Es ift wahr. daß der Kannibalismus eingefchränkt
wurde. daß wir ftatt des mit ungeheuern Brutalitäten geführten Sklaven-
handels eine durch Steuerdruck getriebene Wanderung des fchwarzen
Proletariats ins Leben gerufen haben. Eine von den europäifchen Schuß-
mächten eingeführte Steuer bezweckt. die bis dahin von dem europäifhen
Kapital unabhängigen Eingeborenen unter die Macht des Geldes zu
ftellen. indem fie die Eingeborenen zwang. durch periodifche Leiftung einer
Zahlung fich um bare Geldmittel zu bemühn. Die Leute können fogar
für den Ueberfchuß der verdienten Gelder eine Anzahl neuer Bedürfniffe
befriedigen, Mit den Bedürfniffen wächft jedoch die Abhängigleit; wo
fich die Bedürfniffe nur langfam entwickeln. ift auch die Macht des Ka-

pttals gering, Anders ift es in den Kolonien- wo man Alkohol einführen
darf; dort ift die Macht des Geldes größer. Deshalb hegeiftert fich auch
mancher „humane“ Kolonialpraktiker für die fogennnnte chemifche Herr-
fchatt-
Das Eingreifen des Gelder reißt den alten fozialen Bau ein. Ueber-
lieferte Abhängigkeiten und Negulative werden vernichtet. Es kommen
neue Machthaber; die fich um das ganze Gefchehn nicht kümmern. Und
wenn die alten- auf tiefere Einficht ins foziale Gefchehen gebildeten Ein-
richtungen verfchwunden findt was gefchieht dann? Was gefehieht, wenn
der Elan feinen Einzelnen nicht mehr überwacht? Damit ein fozialer
Verband gedeihen kannt muß eine große Anzahl meift nicht zum Bewußt-
fein der Einzelnen kommender Bedingungen erfüllt werden. Ge-
fchieht die-Z nicht mehr, fo wird die Harmonie ihres Zufammenlebens ge-
ftört. Dann kann auch der Verband nicht mehr gedeihn.
Es ift fehr auffallend- wie nachteilig auf die Geburtenzahl der
Kontakt mit der fogenannten Kultur wirkt. Es kommt felten vor, daß*
Leute„ die in Dienften von Europäern ftehen„ Kinder haben„ fo vor allen
die Soldaten. Die arabifierten Negert die das Kultur-element von Oft-
und Zentralafrika ausmachem haben keine Kinder und müffen fich durch
Zuzug von außen ergänzen. In Mangbetu ift die Anzahl der unfrucht-
baren Frauen ganz fabelhaft. Nur in den Ländernf die von der euro-
päifchen Kulturarbeit verfchont bliebenL wie Ruanda- oder bei Vittkerfchaftenx
die fich äußerft refraktär verhaltent wie die fchwarzen Nilnegerx hat man
es mit einem großen Völkerzuwachs zu tun. Wenn man noch die Fort-
fchritte der Schlafkrankheit ins Auge faßtt fo kann man mit Beftimmtheit
annehmen- daß die Bevölkerung von ‚Zentral-Afrika gegenwärtig zurück-
geht,
Die allgemeine Erfchcinung des afrikanifchen Lebens wird durch die
Congogegner als ein Ergebnis der rückfiehtslofen ökonomifchen Ausnußung
des Landes dargeftellt. Es unterliegt keinem Zweifel nach dem vorher-
gefagtent daß wir es hier mit Folgen der europäifchen Befißergreifung zu
tun habent doch darf man dafür wohl kaum ein beftimmtes Verwaltungs-
prinzip verantwortlich machen. Wenn auch die Eroberung und Organi-
fierung des Kongoftaates in den frühern Jahren bei der außerordentlichen
Schwierigkeit der Lage nicht ohne gewaltfame Eingriffe vollzogen wurde-
fo ift anderfeite nicht abzuleugnen- daß durch die Aufrechterhaltung der
alten fozialen Inftitutionen und vor allem durch das ftrenge Fernhalten
des Geldes die Verlumpung und Vroletarifierung der Eingeborenen ver-

hütet wurde. Es ift ganz wunderbar. daß die „humanen" Kongoreformen
als eine der erften Forderungen die Einführung des Geldes verlangenl
was unbedingt eine Vauperifierung der Bevölkerung zur Folge haben
würde. Tiefe Forderung findet ihre Erklärung darinl daß unter den
Kongogegnern die durch die Handelscinfäzränknngen gefchädigten Kaufleute
das ausfchlagende Hauptkontingent bilden. Doch darf man nicht vergehen.
daß auch die Kongoregierung bei der Fernhaltung des Geldes von prak-
tifchen Prinzipien geleitet wird. Anders wiirde die Monopolifierung des
Handels durch den Staat kaum durchführbar fein. Jetzt. nach der Ueber-
nahme des Kongoftaates dureh die belgifche Regierung und bei der beab-
fichtigten Erfchließung des Landes für den Freihandel wird fich der alte
Status nicht lange halten laffen. Die wiffenfchaftliche Forfchung folk fich
alfo die gute Gelegenheit nicht entgehn laffen. noch vor Beginn einer fich
bereits ankündeuden Aera neuen wirtfchaftlichen Auflfbwungs und fozialer
Umgeftaltung die abfterbende gefellfchaftliche Organifation der Eingedorenen
eingehend zu unterfuchen.

Otto Julius Bierbaum
*1865 :: 1910 :t :t

Theodor Kappftein:
Der Saperlativverein 1)
Wenn man in einer Gefellfchaft auf die Frage der Hausfrau. wie
einem das Effen fchmecke. das auf der Einladung ganz befcheiden als ..ein
Löffel Suppe" fich anbot. in Wahrheit aber aus fieben Gängen befieht
mit allen Raffiniertheiten der Saifon. wenn man fchlicht und freundlich
dann verfichert: „Gut. gnädige Frau." fo hat man die gnädige Frau tödlich
gekränkt. denn man hat ihr Effen getadelt. Um ihr die Anerkennung zu
vermitteln. die man mit dem Worte „gut" ausdrücken wollte. hätte man
fchon zu einer Reihe fchreiender Superlative greifen müffen. die zufammen
für die Hausfrau einen befriedigenden Pofitiv ergeben hätten. Und es
ifi wirklich meift fo. daß jemand. der beim Pofitiv fiehe-n bleibt. das Ne-
gative meint. Sage ich von einem Dramatiker: er ifi ein tüchtiges Talent.
fo bedeutet das leider für die Ohren und Augen der Zeitgenoffen: es ifi
alfo ..nichts mit ihm los". Das erinnert an jenen originellen Küfter in
Süddeutfchland. der die erfien Predigten der Kandidaten in der Uni-
verfitätskirche zu bedienen hatte und der fich für die verfchiedenen Leifiungen
der jungen Prädikanten eine eigene Staffel zurechtgemacht hatte. War
die Predigt nach feiner Meinung gut gewefen. fo fagte er mit dankbarer
Rührung: ich habe mich fehr erbaut; war es eine mittelmäßige Leiftung.
fo erging das Urteil: es war ein fchwieriger Tertz hatte die Probepredigt
jedoch gar nichts getaugt. und war nur fo mit Ach und Krach zu Ende gm
kommen. fo drückte er fich am vorfichtigfien aus: der Herr hat geholfen . . .
Diefe Rubriken des Küfierzenfors verdeutlichen nicht nur die Auffaffung
der Religion in den breiten Volksfchichten. wonach fie der äußerfie Not-
behelf ift. der letzte Verfuch einer Anleihe. wenn man mit dem eigenen
Latein längft fertig ifi und alle anderen Türen verfchloffen fand. Aber
fie zeigen auch die Eigenfchaft des Menfchen. nur mit fiarkem Vorbehalt
in ein fchlichtes. ehrliches Verhältnis zu treten zur Sprache. Es ifi ja über-
haupt erf'taunliah. wie wenige erwachfene Menfchen wirklich fprechen können.
Man muß es in einer Gefellfchaft erleben. wenn jemand. der kein Redner

1) Wir bringen diefen Auffaß etwas verfpätet. Kappftein hat ihn uns
fly das 400. Heft von „Nord und Süd" gefchickt. D. Red.

von Beruf ift. die Stimmung der Verfammelten auf einen feftlihen Ausdruck zu bringen unternimmt. Die Qual ift meifi gleih groß fiir den Redner wie für bie Hörer. Derfelbe fhmerzliehe Mangel zeigt fih in der brieflichen Ausfprahe. Nur fo ift es zu verftehen. daß eine große Verwunderung durh das Publikum hindurhgeht. wenn gelegentlich eine geiftreihe Frau ihre Erlebniffe und Eindrücke in Briefen. die ihn niht erreihten (und doch erreihten). zu Papier bringt. Stumm und ohnmähtig ftehen die meiften Menfhen - niht im Süden. aber im Vaterlanbe - ihrer Mutterfprahe gegenüber. und diefe Hilflofigkeit fuht fih zu verbergen hinter einer harakterlofen Gefchwäßigkeit. Die Bielfpreherei verbrüdert die Menfhen zum Superlativverein. Er ift über die ganze Welt verbreitet und hat gleihlautende internationale Statuten. Befonbere Zentren diefes Vereins find die großen Städte. Wenn es rihtig ifi. daß die Menfhen als Originale geboren werden und als Kopien fterben. fo trägt daran ohne Zweifel bie unfichtbare Tätigkeit des Superlativvereins eine Hauptfhulb. Der Allerweltshobel der gemeinfamen „Bildung“ nimmt mit den Ecken und Kanten auch die Eigenart eines Wefens rafh und glücklih hinweg. und ein Eremplar der Gattung bleibt zurück. Eremplare aber kann man numerieren. Numerieren und etikettieren ifi unfere Luft. Der Superlativverein ftumpft den Sinn ab für die Kraft des Einfahen. Bedeutfamen. er verdirbt die Augen. fo daß fie fhließlih durh befiändigen Drill das Große klein fehen und das Kleine groß. Die Folge ift. daß das Kleine ge* priefen wird und das Große mißachtet. Das Fremde bewundert und das Eigene verleugnet. Ein entfhiedener Gegner des Superlativvereins war Goethe. der im Faufi die nahbenklihen Worte fagt: Gewöhnlich glaubt der Menfh. wenn er nur Worte hört. es müffe fih dabei boh auh was denken laffen; es trägt Verftand und rehter Sinn mit wenig Kunfi fih felber vor; wenn's euh ernfi ifi. was zu fagen. ift's nötig. Worten nahzujagen? Worte! Worte! Worte! fpottet Hamlet zu Polonius. Es gilt. das Wort zu ehren. fiatt es durch Mißbrauh zu entweihen. Im Anfang war das Wort . . . Was durh den Tagesgebrauch den Glanz verlor und im Wert zurückgekommen ifi. das müßte in einer großen Prägeanftalt neu gefhmolzen werden. Auf allen Gebieten des Lebens regiert der Wortfchwall. der den Menfhen verähtlih maht. Es wäre gut. wenn wir uns entfhließen könnten. viele Wortmärtyrer unferer Sprahe für hundert Jahre in den Shrank zu fiellen mit der Verpflihtung. während diefer Zeit niht aus biefem Beher zu trinken. Das würde uns erlöfen in dem Gebiet der Politik und des öffentlihen Lebens. in Wiffenfhaft und Kunft.

ach und in der Religion! Fritz Mauthner hat uns mit feiner erfchiitternden
Kritik der Sprache den Sinn gefchijrfh indem er Dynamik legte an unfere
Wortgößen- und Maeterlinck hat die feelenvolle Beredtheit des Schweigens
vor uns als Heiligtum erfchloffen. Vicrhundertmal hat diefe Zeitfchrift-
die immer „vornehmer“ wirdx zu uns geredet im vielfarbigen Abglanz
des Lebens - weigern wir denn juft am Fefttage den Mitgliedsbeitrag
an den Superlativverein: treten wir aus feinem Nebeldunfi in die Klarheitx
indem wir zu „Nord und Süd“ fchlicht und von Herzen fprechen; Hab'
Darth wir find dir gut . . .

Das Leben
Ihr wollt es lehren.
Daß es euch eint.
Ihr wollt ihm wehren.
Wie einem Feind.
Ihr wagt zu fchänden
Das höihfte Gut:
Mit rohen Händen.
Not von Blut.
Mit immer dreiftern.
- Waffen - fchwer -
Wollt ihr es meiftern.
Von oben her]
O wüftes Kriegen!
Wer fällt. der fiegtl
Ihr glaubt zu fiegen
Und unterliegt! . . .
- Am Waldeshange
Spielt ftill ein Kind.
Ich bin nicht bange.
Wo Kinder find.
Ich hab mich gerne
Ihm beigefellt:
Vergaß die ferne.
Verlogene Welt.
Bei Spiel und Siherzen
Auf freier Flur
Tat ich im Herzen
Den frohen Schwur:
Kämpft fort. ihr Toren.
Um Geld und Macht.
Die ihr verloren
Bereits die Schlacht?-
Ich will mein Leben.
Ob groß. ob klein.
Dem Leben geben
Und ihm allein!
Mir gabs zum Lehen
Mutter Natur -
Ich will es verftehen.
Verftehen nur . . .
John Henry Ma>a.,

Ernft Heilbornt'
Gufiaf af Geijerftam
Schluß
f7.
Aus der Vereinfamung heraus der Schrei nach Ansfprache. Natür-
lich kann fie auch zum Böfen fiihren. und Geijerftam hat es gefchildert.
wie eine doppelte Ausfprache. des .Hausfreundes dem Gatten gegenüber.
diefes zu feiner Frau. all' jene tragifchen .Herzenswlrren heraufbefchwört.
die er ..Komödie der Ehe“ nannte. Sie bleibt darum nicht weniger das
Herzensbediirfnis all feiner Menfchen.
Sah fich Geijerftam als vorwiegend pfychologifcher Künftler und als
Deuter der zarteften Empfindungsfchwingungen vielfach auf die Ich-
Form der Erzählung angewiefen. fo ftellt das nicht mehr niederzu-
kämpfende Bedürfnis nach Ausfprache faft überall das auslöfende Mo-
ment dar. „Frauenmachc" ift eben nichts als die Erzählung eines Mannes.
der fein Lebensleid nicht mehr in fich zu verfchließen vermag. In „Kampf
der Seelen" ift es die feelifche Erkrankung. wenn man will. der nahende
Wahnfinn. der den Bankdirektor. einen zweiten John Gabriel Borkman.
dazu führt. feiner Frau gegenüber Bekenntniffe abzulegen; und. ob fein
Lebensfpiel auch bereits verloren ift. in gewiffem Sinne. und zwar gerade
auch im pfyäfiatrifchen. bringt die Ausfprache Genefung. In höhnifchem
Troße beginnt eine Geijerfiamfche Erzählung mit den Worten: „Allein zu
fein. ift gut fiir den Menfchen. Es ift das höchfte Gut auf Erden. und nichts
anderes ift gut“ - auch fie führt zu Bekenntnisablegung. Die Ausfprache
ift gleichfam das Gebet des Geijerftamfchen. des modernen Mannes. wie
ja alles Beten zu allen Zeiten ein Suchen nach Vermittlung war. Dabei
findet das feelifche Bedürfnis. dem die Scheu. die uns unfere Erziehung
gibt. entgegenfteht. für foläfen Drang manchmal die wunderlichften For-
men: fo fchreibt im ..Buch vom Brüder-chen" die Frau ihrem Manne. mit
dem fie täglich zufammen ift. einmal einen Brief. Das Wort brächte fie

nicht über die Lippen. Dem Papier vermag fie ihr Bekenntnis anzu-
vertrauen.
Schließlich frhildert ein jeder in feinen Gefialten nur fich felbft.
Dies Verlangen nach Ausfprache war in Geijerf'tam.
Hier nun muß im von mir felber reden, Iäf hatte Geijerftam in Ed
aufgefurht. und ich glaube. aua) er freute fich des Wiederfehens. Wir
gingen in diefen Waldungen. die beinahe weglos und fehr einfamkeitstief
find. und fchon damals war fein Atem ,hnell und hörbar. Er blieb plöß-
lich ftehen und fagte: ..Sie müffen nicht glauben. daß meine erfte Ehe in
Wirklichkeit fo war. wie es im Buch vom Brüderchen gefchildert ift.“
Ich weiß es heute und wußte es damals fchon. daß es ihm Bedürf-
nis war. fiäf in diefem Augenbli> dariiber auszufprechen. Trotzdem gab
ich der Unterhaltung eine andere Wendung.
Aber ich glaube nun zu ahnen. daß in den Ebeerfahrungen jenes
Rechtsanwalts Oskar Steinert der „Gefährlichen Mächte" mehr aus den
Erlebniffen feiner erften Ehe ift. als im ,.Buäf vom Brüderchen".
d7'
Man kann nicht von Geijerfiam fprechen. ohne des traurigf'ten Kapitels
in feinem Leben Erwähnung zu tun. und das trägt Strin db erg s
Namen als Überfchrift.
Geijerfiam war ein Mann der Freundfchaften. und wenn fich ihm in
vorgerückten Jahren die eigene Jugend. mehr als anderen. verklärte.
fo mag feine Freundfrhaft mit Strindberg einen entfcheidenden Anteil
daran gehabt haben. Offenbar war Strindberg die Seele jenes Kreifes
gewefen. der fich fo hochgemutet zufammenfand. ein neues Schweden zu
fchaffen. Es war zeit feines Lebens ein Drang zu verehren in Geijerftam;
der wandte fich Strindberg zu. in dem er das große. das führende Talent
zu erkennen glaubte.
Vielleicht nahm diefe Freundfrhaft in der Art ein Ende. wie Geijer-
ftam es im ..Haupt der Medufa" gefchildert hat. Jedenfalls ma>fte
er die Erfahrung. der er felbft im ..Kampf der Seelen“ Worte ge-
liehen: ..Aber fchon damals ahnte ich. daß es zwifchen dir und ihm eines
Tages zu einem fchweren Kampf kommen würde. Denn das gefchieht
immer. wo eine war-mc Natur fich an eine kalte anfchließt." In der Tat:
Strindberg eröffnete die Feindfeligkeiten. als Geijerftam die großen
Erfolge in Deutfchland zuteil wurden. Er fchrieb die ..Schwarzen Fahnen“.
ein Buch von dem jedermann in Schweden lange. bevor es erfchienen war.

wußte. Darin nun wurden. unter fehr kenntlicher Verfchleierung.
häßliche Verdächtigungen gegen Geijerfiams Charakter erhoben.
Ich habe mit Geijerftam oft genug über Strindberg gefprochen.
Ich hörte bei folcher Gelegenheit nie ein böfes Wort aus feinem Munde.
Vielmehr war er es. der fich mir gegenüber zu Strindbergs Verteidiger
aufwarf. Geijerfiam brachte es fertig. die ..Schwarzen Fahnen". auch
nachdem fie in Buchform erfchienen waren. nicht zu lefen. Um fo härter
traf ihn ein Auffaß. der in einer deutfäjen Zeitfchrift erfchienen war.
und die ..Schwarzen Fahrten“ zum Ausgangspunkt neuer Verdächtigungen
erkor. Doch will ich Geijerftam felbft in den Briefen. die ich damals von
ihm empfing. reden laffen. Zum mindef'ten auszugsweife:
..Ich habe fait nichts gearbeitet. Ich habe Verfuche gemacht. in Ar-
beit zu kommen. Viele fogar. Der Grund. daß ich nicht konnte? Ja. es
wird mir nicht leicht zu fagen. Wir haben ja alle unfere leeren Perioden.
Viel hat eine Sache dazu beigetragen. Das läßt fich in einem Wort fagen:
Strindbergs ..Schwarze Fahnen“. Mein Herz hat in gewöhnlichem
Sinne nicht darunter gelitten. Denn den Charakter des Mannes kannte
ich ja . . . Aber ich konnte doch das Buch nicht lefen. weil ich mich frei
von all diefen fcheußlichen Eindrücken halten wollte." -
..Wifien Sie. was Deutfchland bis jetzt für mich bedeutet hat? Ein
Land. wo ich ganz ruhig und von den Unannehmlichkeiten des literarifchen
Lebens frei und froh ausruhen konnte. ein Land. wo man nur meine
Bücher kannte. wo alles. was Schmutz. Neid und Bosheit heißt. mich nicht
berühren konnte. Kindifäl. nicht wahr?" -
„Leider haben Sie recht. Es fieht nicht gut mit mir. Meine Krank-
heit heißt wiffenfchaftlich Arterienfklerofe. Im Anfang. Das bekommen
wir alle einmal. Das ift ebenfo ficher. als daß wir einmal fterben müffen.
Bei mir ift es aber etwas früh gekommen. Auch haben Sie eine ganz rich-
tige Ilhnung. Diefe Ahnung fagt Ihnen. daß - wäre meine Stellung in
Schweden nicht fo. wie fie eben ift. fo hielte ich auch leichter aus. Sogar
meine Gefundheit wäre befier.‟

7].

Rein theoretifch konftruiert: von vornherein leuchtet es ein. daß zart-
fjihlende. mit diefem Bedürfnis nach Ausfprache ausgefiattete Menfchen
in der Ehe oder in der Freundfchaft ihre Herzenserfahrungen machen
müffen. Ehe und Freundfchaft find die Arena für folche Naturen. Nun
wohl; mehr oder minder find alle Werke Geijerftams Ehe- und Freund-
fchaftsbüiher.
Vielleicht find feine Ehebücher zugleich das Kennzeichnendfte. zu-
gleich das Allgemeingültigfie. was er gefchaffen. Wann aber hat felt den

Tagen der Antike die Freundfchaft eine folche. fich immer wieder zu.
Wort meldende Rolle gefpielt. wie bei Geijerftam? Ich wüßte es kaum
zu fagen. Wie hypermodern fich das Freundfchaftsgefühl bei ihm auch ge-
bärden mag - etwas an die Antike Erinnerndes bleibt zurück. Während
man diefe Bücher nun lieft. zwingt er in feinen Bann. Dann erfcheint
dies Schwernehmen der Freundfchaft beinahe felbftverf'rändlich. Dann be-
greift man Worte. wie die aus dem ..Kampf der Seelen": „Als du ihn
von dir ftießeft. da begann ficherlih - auf eine für uns unerklärlihe
Weife -- die innere Spaltung. nach der Torfien nie wieder ein ganzer
Mann wurde.“ Sobald man aber diefe Bücher aus der Hand gelegt hat.
erwacht der innere Widerfpruch. Ich wenigfiens vermag es aus meinen
Erfahrungen heraus nicht nachzufühlen. daß ein Mann daran zu-
grunde geht. daß fich ein Freund von ihm abwendet. oder ihn mit
hätnifchen Worten verletzt. Und derart mögen die meiften empfinden. So
wurde auch daraus der Vorwurf der Sentimentalität gegen Geijerftam
abgeleitet. Wohl; aber ift das berechtigte Kritik? Erfcheint es angängig.
den Maßftab der Empfindungslofigkeit an das Zartgefühl zu legen? Viel-
mehr: Gefühl ift immer das Pofitive. der Reichtum. das Leben. Ich fcheue
vor dem Paradoxon niht zurüa: auch gefteigerte Gefühlszartheit ift -
Kraft.

Neben Ehe und Freundfihaft webt fich bei Geijerftam ein weiteres
Band dcr Seelengemeinfhaft. Dem Gatten und der Frau gefellt fich der
Hausfreund. Führt das. wie in der „Komödie der Ehe“. zu Ehebruch. fo
ift nihts fonderlih Eharakterifiifches daran. Geijerftam aber liebt es.
ein folches Verhältnis in aller Unfchuld zu zeichnenz fo in „Kampf der
Seelen" und in ,.Frauenmacht“. Und darin tritt es wieder zutage: bru-
tales Begehren. finnlihe Leidenfchaft. alle rohen Kraftäußerungen
blieben ihm fremd. In ihm war diefer verlangende Schrei nach feeli-
fcher Ausfprache,

Nun wifien wir. wie fehr das eigene Erlebnis bei Geijerftam hinter
dem allen fteht. Trotzdem verfällt er häufig genug der theoretifchen Kon-
firuktion. und es war niht abfichtslos. daß ich fagte. daß fich all diefe Ver-
hältniffe. in die er feine Menfhen ftellt. auch rein theoretifch aus den fee-
lifchen Prämifien herleiten laffen. Vielleicht hat er zu viel gefchrieben. Viel-
leichtnußte er das feelifcheErlebnis künfilerifch allzu ökonomifch aus. Jeden-
falls hat hier und nur hier die berechtigte Kritik einzufeßen. Es ift etwas
Konfiruiertes in der ..Komödie der Ehe"z etwas Rechnerifches im ..Haupt
der Medufa‟; viel zu abfihtlich mutet der Gegenfatz der beiden Ehen

in den „Gefährlichen Mächten‟ an. Ganz frei davon find nur das „Buch vom Brüderchen“ und die Bauernerzählungen feiner Frühzeit und aus feiner letzten Schaffensperiode „Karin Brandts Traum“.
Aber auch wo er fich diefer gefährlichen Neigung zu theoretifcher Konftruktion überließ: immer derfelbe zärtliche, liebeverlangende Mann.
711.
So werden wir felbft zum Maß der Dinge. Faft alle Gefialtent die Geijerftam gefchaffem fcheiden fich in empfindfame und unempfindfame Naturen. Den einen gehört fein Herz; den andern fucht er mit feinem fehr ausgeprägten Gerechtigkeitsgefühl Billigkeit widerfahren zu laffen. Sogar in feinen Bauerngefchichten nimmt er diefe Stellungnahme ein. Und fpielt in feinen Erzählungen häufig eine finanzielle Krifis eine Rollef erweifen fich'dabei die einen als weltfnemde Träumery die andern als „Zahlenmenfchen'ß fo ift es vielleicht zu wenig- nur eben von Gerechtigkeitsgefühl bei ihm zu fprechen. Es ift etwas von fcheuer Bewunderung in feinen Augent wenn er fie auf die richten die Herren über die „Zahlen" - fiir ihn ein myftifcher Begriff - zu werden vermögen,
Eine Jugend-erinnerung mag da mit hineingefpielt haben. Aueh fein Vater war Hüttenherr gewefen, beftand die finanzielle Krifis nicht und mußte fein Befilztum Fremden überlaffen. Hatte übrigens etwas gelernt- wurde her-nach Schulinfpektor und Rektor.
So tiefgreifend ift bei Geijerftam diefe Scheidung in empfindfame und unempfindfame Naturen, daß feine Gefialten kraft diefes Merkmals ein geradezu typifches Anfehn gewinnen. Gleichgeftimmte Seelen tauchen immer wieder aufx oft hat man die Empfindung daß fie einen mit bekannten Augen anfehn. Auch harten ihrer meift die gleichen Erfahrungen. Das aber will nicht fagent daß Geijerftam nicht das Zeug zu fcharf individueller Eharakteriftik befeffen hätte. In diefer Hinficht wird fein Bauernroman „Nils Tufveffon und feine Mutter“ fehr wichtig, Wie ift dies Weib gezeichnett das mit dem eigenen Sohn in Blutfafande lebt; in ganz realifiifcher Farbengebung eine danteske Erfcheinung; wie diefer Sohnt der unter |ändiger Suggeftion feine Tage hinbringtz wie das Mädchent das er freit- und das fo unfäglich viel guten Willem fo viel .Herzenstapferkeit in die fchmähliche Ehe mitbringtl Nein- Geijerftam konnte fihon rharakterifieren; es kam ihm nur mehr auf die Seelen als auf deren bürgerliäfe Inkarnation an.
Eben weil er dies Zartgefühl für feelifche Regungen befaßt konnte

er vor vielen anderen ein Deuter der Kindespfychez ein Kindergefialter
erften Ranges werden.
Darüber fällt mir ein Gefchichtchen einz das er mir einmal von feinem
eigenen Sohn gefchrieben:
„Da Sie Sten gern haben. will ich Ihnen was Komiiches erzählen:
Vor ein paar Tagen kam ein Brief. Der Brief enthielt eine Anfragex ob
ich Mitglied eines Vereins werden wollte. Das bekam Sten zu hören.
‚Papa foll alfo Mitglied werden‟. fagt er ganz fiill. Dann fängt er an zu
weinen, Maria fragt ihn. warum er weint. Da antwortet er ganz
fiill. immer weinend: ‚Papa durfte wohl Dichter bleibenz wie er immer
war! Warum muß er Mitglied werden?“
„Aber ich glaube feld“ heißt es einmal in „Frauenmacht'Z „Kinder
wifien io gut wie alles. und nur wir Großen find es„ die ihre Kinderzei-t
ver-geilen haben. Mir tun die Kleinen leidz die gezwungen werdenz ihre
Überlegenheit über uns dadurch zu zeigen- daß fie ichweigen und fich unfe-
rem Willen fügen." Man könnte das als Kernfpruch über Geijerfiams
gefamte Kinderfchilderung feven, Sie find esF die die Erwachfenen er-
ziehen; die fich zum Mittler machen zwifchen Vater und Mutter; die es
als Lebenszwecl' begreifen7 ein Geraubtes zu erfeßen; denen ein ungebil-
detes Wort wehe tut; die man fich mit Wahrheit und nur mit Wahrheit
gewinnt. Ihr eigenes und gefieigertes Feingefühl übertragen fie auf die
Erwachfenenz fie verftehen esz mit einem Wort- mit einer Gefie die Be-
triibten ieelifch zu liebkofen.
Oft hat Geijerfiam folche Kinder- vom Tode überfchatteß gezeichnet.
Dann ift es. als fähe man die blauen Äderchen auf Hals und Stirn und
in den weitgeöffneten Augen die ftumme Frage.
Das aber ift diefe Frage- die Erwachfene nur zu oft zu ftellen ver-
gefien: Welcher Sinn wohnt dem Leben bei?
Wiederum entfpricht es Geijerfiams ganzer Art- daß für ihn fchon
der Zeit vor der Geburt des Kindes die größte Wichtigkeit zukommt.
Mehr als einmal tritt es in feinen Büchern trennend zwifchen die Gatten-
daß fich der Mann unfähig erweiftz an diefer Vorfreude der Mutter teil-
zunehmen. Andererfeits charakterifiert es den leidvollen Helden in
„Frauenmaoh " völlig. daß ihm von vornherein fein Kind ans Herz ge-
wachfen ifi- daß er dem kommenden gleichfam entgegenlebtz die Mutter
um des Kindes willen zu feinem Weibe macht. Auch muß man'an das
„Buch vom Brüderchen‟ denken: es ift etwas Myfiifches um diefe Er-

wartungszeit vor der Geburt des Kindes, als wollte fich das Leben zu
feinem Beruf7 Leben zu fpendenf heiligen.
Eine ganz eigenartige- und zwar wiederum myfiifche Vorftellung
tritt hinzu: unfere Unfterbliäfkeit ift in unferen Kindern. In der „Ko-
mödie der Ehe" fagt der Vater: „Das ift, weil ich fühlef daß fein Leben
beginnt und daß meines zurückgleitetf aber dennoch auf geheimnisvolle
Art in dem feinen fortgefeßt werden foll." Und die Mutter fpricht: „In
dem Kinde lebe ick» ohne das Kind bin iäf tot. Weißt du nochf wie ich
mich davor zu fürchten pflegtef alt zu werden? Was bedeutet das wohl?
Ob ich alt werde? Das ift ja nichts. Mein Kind war alles."
7111.
In „Karin Brandts Traum“ tun beide ihre „Pflicht"f der Vater
fowohl wie die Tochter. Es ift in dem Vater eine fiarke Neigung erwaäft,
aber er weiß* feine beiden Töchter auf ihn felbft angewiefenf glaubt ihnen
ausfchließlich leben zu miiffen7 und fo kämpft er feine Liebe nieder und ent-
fagt. Die Tochter bringt ihrem Vater das Opfer ihres Herzens und
reicht einem ungeliebten Manne ihre Hand.
Nun aber erweifi es fich: der Vater tat unrecht- als er fich felbft an
das Kreuz feiner Pflicht fchlug. Haus und Befiß geraten in Verfall;
er felbft verknöchert und vereinfamt in dem Bewußtfein des Opfersf das
er brachte. An der Tochter aber bewährt fich ihr Tun- und alles gerät
zum Befien. Was alfo ift „Pflicht"?
Man darf es nicht vergeffenf daß in die Entfcheidung zwifchen
„Pflicht“ und „Nicht-Pflicht" die verftandesmäßige Überlegung kaum
noch hinein fpriäft. Auch der Infiinkt kommt felten genug zu Worte. Die
Pflichtmenfchen hören auf ihr „Gewiffen". Und das rät --? Es fcheint die
Wirkung einer jahrhundertelang bekannten und geübten weltfeindlichen
Religion zu fein, daß fich die Stimme des Gewiffens faft immer mit den
Wünfchen des .Herzens in Widerfpruäf feßt, „Pflicht“ ift das dem Men-
fchen Unangenehme. So weift die Pflicht auf einen fpiritualiftifchen Wegf
und der kann für das Individuum fehr wohl der richtigef aber ebenfo
gut der unrechte fein.
Wirft Geijerftam die Pflichtfrage auf - und bei feiner ethifchen
Grundfiimmung war das unabweisbar -- fo durfte fich der Dichter
feelifcher Simmungsdifferenzierung weder zu gläubigem „Ia“, noch zu
revolutionärem „Nein“ bekennen. Und das trifft denn auch zu.

Aber - es muß ein Sinn im Leben fein. Die alte Rektorsgattin
im „Kampf der Seelen“ fpricht es aus: „Es ift ein alter Glaube, und es
ift dabei das Eigener daß niemand ihn erringen kannt der ihn nicht in fich
felber findet . . . Es ift nur der Glaube- daß ein Sinn fein muß in allem-
was gefchieht. Und wo wir ihn nicht fehenf müffen wir ihn fuchen. Wo
wir ihn nicht finden- müffen wir ihn uns felber fchaffen- und follten wir
ihn uns auch vom Himmel herunterreißen." Das Leben der guten Alten
ift völlig mit der Aufgabe eins gewordene den böfen Schickfals- und
Lebensgang ihres Sohnes begreifen zu lernen. Das wird ihr zuteilx und
es ift Troft darin. Der Troftf den Geijerftam all feinen Menfchen zuteil
werden läßt. Das ift das fehr Pofitive in feiner Weltanfchauung.
Man begreift nunr welche Bedeutung dem Spiel der Ahnungen in
Geijerfiams Welt zukommen mußte. In ihnen verknüpfen fich Vergangen-
heit, Gegenwart und Zukunft. Die Ahnung macht das Leben einheitlich
und deutet deffen Sinn, Lebt man felbft in feinen Kindern fortf fo haben
andererfcits Vorfahren nicht aufgehörtf in einem felbft fortzuwirken. Es
i| Bewegung in der Stille7 und darum ift Glück im Nichtsgefchehen. Der
Inftinkt- diefe ererbte Fähigkeit- wird in den Zweifeln des eigenen Selbft-
wie Mitleid in den Beziehungen zu anderen Führer. Und alles fließt zu-
fammen in die eine Empfindung der Andacht- der Welt und den Gefcheh-
niffen des Lebens gegenüber.
Es ift ein Sinn im Leben. Man beachte die wunderliche und inner-
lich höchfi folgeri>)tige Art - es ift etwas Antikes darin - wie fich die Ge-
rechtigkeit aus fich felbft heraus in „Nils Tufveffon und feine Mutter‟
durchfeßt. Man beachte, wie felbft in Geijerftams quälendften Büchern jeder
Verluft einen Trofi in fich trägtf und wäre es nur der des Reifens. Es
i| viel Myfiifches in Geijerftams Weltbetrachtung- aber der Bodenr den
man betrittf wird darum nur um fo fefter. Es ift ein Sinn des Lebens in
jedem Buck» das Geijerftam gefchrieben hat.
[L.
War Geijerftam der Epiker der zarten und flüchtigen Seelenfiimmun-
genx fo hat er darin von Ibfen gelernt- und es fcheint überflüffig- neben
diefem einen großen Einfluß nach andern Einwirkungen auszulugen.
Sogar das „Gefeß der Verwandlung" taucht gelegentlich bei ihm auf.
Wie Ibfen übt Geijerftam die Kunftf den Intervall' zwifchen den
Worten auszufüllen. Dies „zwifchen den Worten" ift in der Technik
vielleicht das fpezififch Moderne* nur daß es der Epiker hier fehr viel

leichter hat als der Dramatiker. Ein Wort ift gefallen. Der. von deffen
Lippen es kam. hört den felbftgebildeten und doch fo oft fremdklingendeu
Laut. und feine Seele ift rege. den Eindruck in der Seele des andern mit-
zuverarbeiten. Ein Wort ift gefallen. und der. dem es gilt. prüft heimlich.
ob es der Herzensmeinung des anderen entfprach. untergeht die Wirkung
folcher Rede. ruft den Verftand für die Replik zu Rate. oder fühlt fich dazu
außerftande. - und nun erft erfolgt die Antwort. Zwifchcn den Worten
mögen fich die Seelen liebkofen oder befehden - auf das ..Zwifchen den
Worten" kommt es an.
,.Tatfachen find nichts." Sah fich Geijerftam. feinen inneren Be-
dürfniffen zur Folge. auf die Ich-Erzählung mehr oder weniger an-
gewiefen. wurde der nach Menfchen Verlangende recht eigentlich
zum Epiker der Ausfprache. fo fpielt das Nichtausfprechen eine beinahe
gleich große Rolle bei ihm. Er meiftert die fäfwere Kunft des Auslaffens
innerhalb der Erzählung. Kein Wort darüber in der ..Komödie der Ehe".
wie der Fehltritt der Frau nun eigentlich zuftande gekommen ift. Der
Lefer wird zum Mitfchaffen angeregt. Auch in feiner Technik ift Geijer-
fkam der ganz Modernen einer.
Doch gibt fich darin nur die eine Seite feiner fchriftftellerifchen Per-
fönliehkeit.
Es ift zugleich. wenigftens ftellenweife. etwas durchaus Antikes in
feiner Darftellungsart.
Zum Teil gewinnt Geijerftam die großzügige. antik anmutende
Wirkung durch prägnante Verwendung ganz kleiner Züge. Ich denke an
jenen Einkauf zum Geburtstag der Frau. den der betrogene und verlaffene
Ehemann. allem Gefajehenen zum Trotz. doch unternehmen muß. und wie
dies ftärker als alles andere auf die Frau wirkt und fie ihm wieder zuführt.
Ich denke an den Tod des ..Brüderchens": das eine Auge ftirbt gleichfam
vor der Abtötung des Leibes; und diefe feltfame Erfcheinung wiederholt
fich auf dem Sterbebett der Mutter.
Wie in der Antike fpielen Tiere eine feelifch beftimmende Rolle, Der
.Hund ift im ...Haupt der Medufa“ auf die Schienen geraten und von der
Lokomotive erfaßt worden. Sein Herr wählt bald darauf diefelbe
Todesart. - Als gebrandmarkter Verbrecher und in Ketten gefchloffen.
wird Nils Tufveffon wieder auf feinen Hof geführt. Sein inzwifchen
verwilderter und verkommener Hund ift das einzige Wefen. das ihn
freudig begrüßt; dasfelbe Tier. das er am Tage feines Verbrechens miß-
handelte.

In folchen Einzelzügen wird Geijerfiam zum Cpiker ganz großen
Stiles. Die Brüder Mörk find mit einander verfeindet. fo fehr fie fich
einfi liebten. und der Major erfährt von der tödlichen Erkrankung des
Hüttenhcrrn. Kein Wort des Mitgefühls oder der Klage. Aber er feßt
fich auf feinen Schlitten. kommt zur Nachtzeit auf den Gutshof des Bru:
ders. läßt fi>7 heimlich ein abgelegenes Gemach öffnen und blickt |umm in
die Flamme des Kamins. Steht dann auf und tritt die Rückreife an. Der
Augenblick. in dem fein Bruder ftarb. ift ihm fo deutliä) bewußt gewor-
den. daß es keiner weiteren Frage bedarf. Das alles aber ift fo plaftifch
gefialtet. fo fchlicht aus dem Charakter heraus gegeben. zugleich fo hand-
lungskräftig. daß fich immer wieder der Vergleich mit der Antike auf-
drängt.
Ganz verfchleiert find in „Nils Tufvefion und feine Mutter“ die
Vorgänge des Verbrechens. und für die Übeltäter f>feint alles aufs befte
befiellt. Kein Zeuge. kein Ankläger und kein Richter. Aber aus den
Tiefen des Volksbewußtfeins |eigt es auf. Leife raunt es. bald von
diefer. bald von jene-c Seite; ein Schrei ertönt und verhalltz das Echo
bringt ihn wieder. er tönt von neuem. wird von allen aufgenommen; um
fchließlich im Munde einer befcheidenen und fügfamen Frau zum ge-
fprochenen Wort zu werden. das keinen Widerfpruäf mehr zuläßt. Um
diefetwillen ift das Buch gefchriebeu. Man lieft das und meint. den Chor
der antiken Tragödie über die Bühne fchreiten zu fehen.
Gewiß ift Geijerftam ein fehr moderner Erzähler.
etwas Zeitlofes in ihm.
Es ift zugleich
x.
So endete der leßte Brief. den ich von Geijerftam empfangen:
„Wenn ich Ihrer freundlichen Aufforderung gehorche und nach Deutfch-
land überfiedle - wohin follte ich da gehen? Ich. der ich ein Afthmatiker
geworden bin und ohne Menfchen nicht leben kann?“ - Eine Antwort er-
folgte nicht mehr. die Antwort übernahm der Tod.
Aber fcheint es nicht nach dem Gefagten. als ob hier eine Erbfchaft
wäre? Vielleicht ift Deutfchland mehr als Schweden berufen. fie an-
zutreten.
Wo aber eine Erbfchaft ifi. da ift auch eine Zukunft.

Rund
Die große Ausfpecrung.
Die 22000 Bauherren wollen die
400000 Vauföldner und den nniiverfeh-
baren Troß, der ihren Reihen folgt,
niederzwingen - um jeden Brei?, Nur
die Heucbler und Sehwöchlinge unter
ihnen lengnen das- die Ehrlichen nnd
Starken geben es offen zu, Niemand
der eine Veritandigung offen wünicht,
tritt vor den andren mit gebrauchter
Topa hin: Entweder widerfpruchslofe
Annahme aller nnferer Bedingungen oder
Außhunaerung. Das aber war die Not-
wahl, die in der Dresdener Hauptver-
iamnilung des Dentfchen Arbeitgeber-
bundes für das Baugewerbe als unum-
gänglich anfgerieh'et worden ift, ehe noch
die Arbeiter den Mund aufgetan, ehe fie
auch nur ein Wort von Lohnerhöhnngen
efvrochen hatten. Ju jenem Des-drm*
riegßrat fagte ein Redner unumwnnden:
EZ gibt nicht Ideale zu vertreten, fondern
den Kampf um die Macht. Es muß eine
große Kataftrophe herbeigeführt werden-
eher gibt es nicht Ruhe."
Es war von den Heißfporneu unter
den Fahrern in Rheinland-Wefwhaleu, in
Dredden und Minden ganz folgerichtig
ausgenckt. Sie fagten iich; Die 1908
zwifchen den Arbeitgebern und Arbeit-
nehmern abgefloffenen Tarifverträgelauien
am 31. März 1910 ab. Jetzt ift der
Augenblick giiuftig, fiir die nächften Jahre
die Verträge ga ertroßen, die Uns genehm
find. Dennf wenn die Bautätigkeit jetzt
nach den letzten mageren Jahren auch ein
wenig reger geworden .fit fo hurtigichießen
die Mauern icht nicht empor, wie es
in einem Jahr oder in zwei Jahren etwa
gefehehn wird. Jeßt tönnen wir, zumal
und das neue Gefetz zum Schuß der
Bauhandwerker ohnehin mehr einfchränktf
eine vollftändige Einftellnng aller Betriebe
viel leichter und immerzlofer aushalten,
als wat-e, und die Klugheit heiicht, ,die
Macht der Arbeiter jeßt zu brechen, ihre
.Waffen jetzt zu leeren, damit fie uns
fcvau
'nieht gerade in der beften Erntezeit mit
ihren Forderungen bcdriingen können.
Darum follte jeßt alles hinweg, was
den Bauherren fcbon lange läftig und ver-
baßt war. Am widrigften ift ihnen die
Macht und die Kontrolle der lokalen
Arbeiter-Lrgnnifationen, Kein befferecZ
Mittel gibt es, als fie bei der Feftfetzung
der allgemeinen Arbeitsbedingungen ganz
nnd gar auszuichalten. Daher die Haupt-
und Grundforderung nam dem „zentralen“

Abfmluß der Tarifverträge. Dad heißt,
die Zentralverbiinde der Arbeiter und des
Arbeitgeber-kunde?- für da3 Baugewerbe
fallen nicht nur- wie die Gewerlfchaften
es wollen, die [enten Inftanzen, fondern
die einzigen Inftanzen beim Abfchluß der
der Tarifverträge fein. Und nur fiir die
Vereinbarung der fpeziellen Bedingungen
(Arbeitszeit, Lohn, Einzeltiindigungf fallen
die bitliehen Verbände kompetent fein,
Der außenftehende wird nicht fofort
erkennen, daß diefe Forderung das eigent-
liche Kwinguri fiir die Arbeitsmaffen
werden foll, di fe jedoch find fich defien
bewußt, und wieviel ihre Durmfcßunq für
die Unternehmer bedeutetf dad hat ein
Wortfiihrer in der Dresdener Verfammlung
(von der man die zum Frieden zählenden
Berliner [iftig ferneuhalten verftand) mi
rührender Offenheit einbekannt: llnfr
Macht ftebt und fällt mit dem zentralen
Tarif. Er halft gegebenen Falls an
einem Tage in ganz Deutfchland eine
Million im Baugewerbe befchiiftigter
Arbeiter den Streikkaffen der Arbeiter
auf. Drücken Sie das durch daß wir
auf einen Tag und . auf eine gleiche
Dauer die Verträge feftlegen7 fo kommt
alleB andre von felbft.“ Und der Redner
fügte noch hinzu: „Wenn ich heute
Arbeitervertreter wäre, würde ich auch
dgfür kämpfen, daß dad nicht angenommen
w rd "
Dieie Worte find ein fchlagender
Beweiß dafiir, daß die Herren in Dresden
nicht ir* Zweifel dariiber waren, wie
unmöglich den Arbeitern die Annahme
k.
7 .»-, 7 WMC.
..*.
* x
x..
,7
x .“.
BN
:FA-Z
...7
."'
4.
'
' 2":
i
'23).

ihrer Forderungen war. Und juft darum haben fie alle Mitglieder des Bundes auf die Forderungen feftgelegt, damit es für fie kein Zurück mehr gebe. Darum mußte auch die Vermittlung im Reichs- amt des Innern fiheitern. Aueh ..alles andre". das nach Durchdrückung des zentralen Tarifs von felbft kommen follte. haben fie gleich in den unabiinder- lichen Kodex ihrer Bedingungen aufge- nommen. Die Akkordarbeit foll nicht nur. wie 'die Arbeitsor anifitionen zngeftehn. prinzipiell zuläffig. fondern fchon im Tarif- vertrage geficheit fein. damit die Orts- verbände der Arbeiter fie nicht dort. wo es ihnen paßt. verbieten können. Die (fo leichtznr Willkür verleitende)Staffelnng follte unterfchiiden zwifchen türhtigeu und fchlechten Arbeitern. Vor allem aber kam es den Arbeitgebern darauf an. den Arbeitsorganifationen die Kontrolle über den Arbeitsnaanveis unmöglich zumachen und diefen beileibe nicht paritiitifch. fondern fo einzurichten. daß es ansfrhließlich in den Händen der Bauherren bleibt. Die Arbeiter fürchten. daß der Nachweis dann von ihren Brotgebern auch zu Maßrege- lungen mannigfacher Art benützt werden könnte. Es läßt fich darüber ftreiten. ob diefe Beforgniffe berechtigt find. ob ein befonderer Schutz der Akkordarbeit notwendia war. da doch das Eefeß icht-n ihre böswillige Störung verbietet. ob der zentrale Tarifabfchlnß. der auch in andern Erwerben eingeführt ift. den Gewerk- fchaften wirklich io gefährlich werden könnte. zumal ihnen die Verficherung gegeben worden ift. daß während der Vertragsdauer keinerlei pekuniäre Schaden- erfaßmfpriirhe. die gefeßlich zuläffig find. gegen fie verboten werden fallen.

Man könnte. wie gefagt. über all das diskutieren. aber das ift ja gerade das Bereichnende. daß die Unternehmer jede Erörterung darüber von vornherein abge- lehnt und fogar fthon bei den Vorver- handlungen im November vorigen Jahres die bedingungslofe Annahme ihres Vertragsmufters verlangt haben, Durch diefe beleidigende Zumntnnlg. die einen Vertrag znftande bringen wi . den andern vertragfrhließenden aber nicht als gleichberechtigten Faktor anerkannt und ihn fchon wie einen Unterjochten behandelt. follten die Arbeiter und ivre hoch ent- wickeltenArganifationenznmEntfcheidungs- kampfe geradezu herausgefordert worden. Nach diefer endgiltigen Anseinanderfeßung. die den Gewerkichaften das ftarkc Rück-

grat brechen iollte. haben die Streithähne
unter den Bauherren. die nichts fo fehr
hoffen wie den ..Konftitutionismus*' auf
dem Marktplaß. ichon lange geheßt. Sie
glaubten ihrer Sache ganz ficher zu fein.
In ihren Proklamationen kündigten fie,
halb drohend. halb triumphierend. an. es
ftehe ein fozialer Kampf bevor. wie ihn
Deutfchland in tiefer Ausdehnung noch
nicht erlebt hat. Dennoch haben fie fich
iiber das Wefentliche getänfcht. Sie
glaubten. aller Unternehmer firher zu fein.
Schon nahmen fie ganz Deutfchland unter
ihre Diktatur. Nach dem 15. April -
fo träumten fie _werde nirgendwo mehr
ein Ziegelftein über den andern gemörtelt
werden. kein Mann mehr auf einem Ban-
geriifte ftehn. Auf jeden! Wrrkplaße
werde Kirchhofsruhe fein. Kein Maurer.
kein Bantifrhler. kein Glafer. kein Dach-
decker. kein Sinkkuteur. kein Parkettle er
und wie fie fich alle nennen mögen. fo te
daran zu inn finden. Zwei Millionen
unbefchäftigter Hände. eine Million knnr-
render Magen. Nun iollte fiel) erweifen.
wer es langer aushiilt. die Werkleute mit
ihren Kriegskaffen oder die llnternehmer
mit ihren Bankgu*haben. fofern fie auch
in den fchlechten Zeiten. die vorangegangen
find. zurücklegen konnten. (Die Kapitals-
kriiftigen mögen hier nnd dert nebenbei
die Hoffnung haben. in diefem Kriege
auch noch manchen derkleinen Konkurrenten.
der nicht io viel ausznhalten vermag. auf
eine bequeme Art loszuwerden.) Alle
Unternehmer. fo hofftcn fie. würden bei
der Stange bleiben. Kein Stein oben-
drein aus einer Ziegelei. kein eiferncr
Träger aus einer Fabrik. kein Fenfter-
rahmen nnd keine Tiirklinke aus einer
Werkfiatt wandern. Die ganze Nachbar-
fchaft des Bangetverbes verödet daliegen.
Nirgendwo foliten die Ausgcfperrten eine
Zuflucht finden. Auch dieKartellkomniiffiou
fürs Ausland follte ihre Schnldigkeit tun.
damit auch kein organifierter Arbeitgeber
in der Schweiz, in Oefterreich. in Belgien
und in den Niederlanden die Davon-
gejagten befchüftige. *

So hatten die Heerführer alles mit
erfiannlicher llmfieht und Tatkraft oor-
bereitet. und fie haben auch genug erreicht,
Dennoch ift es anders gekommen. als fie
es erwartet hatten. Es mußte anders
kommen. Denn die zwingende Notwen-

digkeit zu einem folchen graufamen und
rückfichtslofen Berniwtnngskampf war
nicht gegeben. Es ift zwar wohl denkbar.
daß die Unternehmer einmal gezwungen
werden. zu der fchiirfften Waffe, zur allge-
meinen Ansfperrung. zu greifen, Weifen
die Arbeiter jeden vernünftigen Vermitt-
lungsbertrag zurück. erheben fie Forde-
rungen, die den Unternehmern ein uner-
trägliches Joch aufzwingen wollen, dann
wird niemand es den Arbeitgebern ver-
argcn. wenn fie das Aeußerfte. das Letzte
tun. um eine leibliche Exiftenz herauszu-
erlangen. Dann ift auch die Solidarität
aller Unternehmer eine felbftverftäudliche
'Pflicht und die Ausfverruug nur die
gebühreude Antwort auf den Uebermut
der Arbeiterorgauifatioucn. Das Koa-
litionsrecht hat eben zwei Schneiden. und
*wem der Notftreik reiht ift, dem muß auch
die Ausfperrung in verzweifelter Lage
billig leiu. Die preußifcbe Gewerbeordnung
vom Jahre 1845 verbot noch Koalitionen
der Arbeitgeber ebenfo wie folche der
Arbeiter. Heute aber muß der Staat.
wenn nicht friooler Weite wichtige Inte-
reffen der Allgemeinheit aufs Spiel gelegt
werden. Gewehr bei ?fuß fichu. iobald
Arbeiter uud Arbeitgeber, fei es als An-
greifer, fei es als Angegriffene. ihre
Konflikte miteinander ausfechten. Er ver-
mag kaunt mehr, als feine guten Dienfte
zur cFriedenftiitung anzubieten.
Nur dariiber dürfen wir die Arbeit-
geber nicht taufchen, weil fie in der Regel
die Stärkeren find. daß fieimmer eine größere
Verantwortung na aufviirden und daß
es ihnen fchwerer wird. die allgemeinen
Sympathien zu gewinnen, weil durch jede
Ausfperrung die Unfchuldigeu mit den
Schuldigen leiden miiffen. Dennoch bleibt
es ihr gutes Recht. wenn kein anderes
Mittel mehr hilft, die abgelaufenen Ver-
träge nicht zu erneuern und ihre Betriebe
ftillftehn zu laffen, Diesmal aber fallen
alle Vorausfehnngcn, die einen fo großen
und verheerenden Boikoti rechtfertigen
könnten, Die Arbeiter waren auf der
ganzen Linie zum Frieden und auch zu
Zugeftändniffen bereit, und vom erfien
Tag an haben fich die Bauunternehmer
dadurch ins Unrecht geleßt. daß fie jede
Verhandlung unmöglich gemacht haben.
So ift ofienbar geworden, daß fte nur
die Arbeiter vor der Zeit der Hochlan-
jnnktur zu demütigen und ihnen ungünftige
Bedingungen anfzuzwingeu. der ganzen
deutfchen Wirtfchaft in einem noch immer

kritifchen Augenblick fchwere Wunden
fch'lagen.
Sie mögen in ihren Flugblättern
noch fo eindringlich verfiehecn. daß fie
nicht aus materiellen Gründen, fondern
idealer Intereffeu wegen den bittern
Kampf begonnen hab-n. man wird es
ihnen nicht leicht glauben. Da jammern
fie: ..Soll der Arbeitgeber anf feinem
eigenen Bau noch etwas zu fagen haben?
Soll er noch von den eigenen Leuten
refpektiert werden? Soll er noch Leute
einftellen können. die er zur Ausführung
feiner Bauten nötig hat? Oder muß er
von den Oeganifalionen heftimmen lernen.
welche Leute bei ihm arbeiten dürfen?
Darf ihm der Bau gefperrt werden. wenn
er andre befchäftigt? Mit einem Wort:
Soll der Arbeitgeber noch Herr auf feinen'
Bauplatz bleiben, oder folleu es die iozial-
demokratifcheu Organifatiouen noch mehr
werden als fie es hente fchon find?“ Alle
ihre Klagen dringen nicht zum Herzen.
Selbft wenn ein Kern von Berechtigung
in ihnen ftecken mag. fo bezengen fie doch
nur. daß fim die führenden Unternehmcr
noch immer nicht in das Armbänder-liche
finden wollen. daß die Arbeiter fich ln
jahrelangen Kämpfen ein Selbftner ügungs-
recht erftritten haben. aufdas fie nimmermehr
verzichten werden. Sie beanfprucheu, als
Gleiäjverechtigte die Verträge auf Grund
der durch Angebot uud Nachfrage benimm-
ten Normen feftzufctzen, So unerträglich.
wie fie in den Denkichriften der Ausfperrer
dargeftellt werden. können die bisher
geltenden Zuftände niht fein, fonft hätten
auch die Bauherren in Hamburg und
Berlin fich nicht mit ihren Arbeitern anf
der alten Grundlage wieder derftändigt.
Es gibt keine iiberzeuzendere Widerleauug
den linderföbnliäien und die ein ftim-
mig e Annahme des Berliner Schieds-
gerichtsfprnchs durch die Mitglieder des
Verbandes der Berliner Baugcfchäfte.
Wenn fich im Architektenhaus nicht einmal
eine Hand dagegen erhob, abgefehn von
einer Lohnerhöhung von 5 - 71/2 Vfeunigen
pro Stunde. alles heim Alten zu laffen.
dann ift der Tarifvertrag des Jahres
1908 auch für die Arbeitgeber keine
fo fluwwiirdige llngeheuerlichkeit. am
allerwcnigfteu ift es gerechtfertigt. gegen
ihn eine ganze Welt aufzuwiegeln, iooiel
Not und Unglück heraufzubeläuvören.
Man begreift den Zorn der Matadore
.4*-z
_ es:

Rundfchau
i
l.
k
Z
J
i.
)
l
f.
f
.
i
k
r
1 .
des deutfchen Arbeitgeberbundes ftir das
Baugewerbe gegen den Berliner Verband,
denn deren Mitglieder bat-en die größte
Vrefcbe in den Wall ihrer Argumente
gelegt. Wie auch immer die Ausiperrnng
enden maaf die moralifche Niederlage ihrer
Anftifter ift fehen entfchieden. Sie haben
ihre beftirnmten Blößen enthüllt, nnd das
ift nicht klug in einer Zeit, in der das
Ungetüm Staat allenthalven. wie in den
Kolonien im Kalibercich nnd an der
Banfenkrinney den Unternehmergewinn
belauert. Wenn es ihr Ehrgeiz warf fich
an ihrer Macht zn beraufchen und Dentich-
land mit der bisher größten Arbeiter-
ansfperrung zu iegnen, dann können fte
fich ihrer Erfolge freuen. Aber fie werden
fchnell erniichtert werden, wenn fie den
wahren Effekt erkennen. Sie haben nur
wieder einmal bewiefen, daß jeder ichroffe
Angriff die Arbeiter tefto tefter zniammen-
drückt, daß die Solidarität der Unter-
nehmer in einem vom Zaun gebrochenen
Kamdf fich nur ieltcn bewährt- faft
in keirem Bezirk ift der Bockout einheitlich
gegliickt - und vor allem! daß es nichts
Tötichtereß gibt, als den legten Vfeil zu
verirhießen, ehe die letzte Not gek tnmen ift.
l)r. _]. a. Zoncly.

Vom „Verftehn", von braven Ratio-
naliften und den unangenehmen
Literaten.

Die widerlichften Rationaliften find
die, die ihren Nationalismus nicht Wort
haben wollen.

Es gibt kein Einander-Verf'tchn. Es
gibt nur ein Sichtim-andern-Fiihlen. Auch
das Problem der Kunft - ein Problem
der Seele - ift aus dem im höhern
Sinn „Gefühlsmc'ißigen" zu begreifen. Es
gibt nur eine Kauft (ein Analogon wäre
der „Wille“ Schopenhauersx die fich in
taufend und abertaufend Verkörperungen
finden läßt von ihrem Auserwählten.

Immer wieder kennt feine Seele f i ch in
den taufend Geftalten der einen. Das.
was man Verftehn nennt, ift ein Spiel
mit Zeichen- ein Spiel für „Erwachfene'U
Es gibt fo fchrecklich Erwachfene, daß fie
auch die Kunft „oerftehn“ wollen. Aber
das, was fich ihnen als „oerftiindliche"
Kunft darbietet. ift gar nicht die Kunft,
fondern irgend eine hergelanfene Vernünf-
234
tigkeit in abgelegten Kleidern. Denn die
Kunft gebraucht ein Kleid immer nur ein-
mal, dann liißt fie es herabfallen und
liegen. Oft. iteht es ftarr da in feinen
Falten nnd Vauichen (bis irgend eine
hergelaufene Verniinftigkeit hineinfchliipft,
um den Verftöndigen Kunft oorzufpielen).
Ein brauer ehrlicher Nationalift jagt
von Robin: „Laßt mich aus mit dem.
Zeug!“ Gut. Was geht den Kerl Nodin
an? 3th begreife nicht, warum man fich
darüber ereifert. „Vanaufe!“ 2e. Wozu
der Lärm? Verlangt iin-s von einer Kuh?
Alia! Ihr fchädigt Euern „Standpunkt“,
wenn Jhr die Bauaufen durch Smimpfer'
oder iiberhaupt „bekehren" zu können meint.
Laßt fie im Frieden ihrer wiederkauenden
Vernunft. Etwas anders freilich ift es,
wenn einzelne diefer Menfchenklaffe fich
als „Führer zur echten Kauft" auftun.
Dann foll man.. .doch, eigentlich, warum
foll man? . . . Mich läßt die Exiftenz.
eines Nord au z. B. fchon feit zehn
Jahren ganz kalt. Ich lefe auch nicht
Literaturgefchichten von Engel. Mit einem
„vernünftigen" Menfchen fpreehe ich nicht
über Unoerniinftiges z. B. iib er Kauft. Nur
wenn er mich reizt. Nachher bereue ich
es regelmäßig. „Vernünftige“ Menfchen.
die fich uni jeden Preis fiir Künftlerifches
intereffieren, find ficherlich liiftig. Aber
viel läftigrr find die „künftlerifchen“
Wortler und'Siiusler, die „Haben-Sie-
fehon-gelefen-gefehn?"-Menfchen mit Augen-
auffchlag. Aus ihnen rekrutiert fich die
Armee der „Literaten“. Diefe Leute könn-
ten einem wahrhaftig felbft Nodin oerekeln.
Ich haffe fie wie *- ich weiß gar nicht.
was ich gleich ihnen hafie (ihrer einer
wäre um einen Vergleich ficherlich nicht
verlegen. Sie find nie um Vergleiche ver-
legenf iiberhaupt nie verlegen, diefe Scharn-
(ofen),
Woran erkennt man den Literaten?
Ich möchte am liebften fagen: daran. daß
er tot auf die Welt kommt. Aber das
fcheint kein geniigendes Erkennungsmerk-
mal zu fein. Mir freilich fteigt der fatale
Modergeruch fofort in die Nafe, wenn ich
das Buch eines Literaten auffchlage. Aber
andre haben vielleicht chronifchen Stock-

fchnupfen. Alfo muß ich deutlicher werden. Es gibt Menfchen. die jedes Wort, das fie verwenden, beleben, und andre, die jedes Wort umbringen, vielmehr nur Wortleichen zuwege bringen. Das find Literaten. Kein Wort ift „an fich“

lebendig oder tot. Worte find Jnftru-
mente. auf denen man fpielen kann.
'Darauf kommt alles an. Nun. Literaten
können nicht ..fpielen". andererfeits tun fie
nichts als ..mit Worten fpielen". doch dies
ift nicht Mufizieren. fondern etwa Jong-
lieren: fie bringen die Worte willkürlich
und zwecklos ans ihren natürlichen Ver-
bindungen und ftiften Unordnung. Dann
find fie befriedigt oder tun fo. Literaten
tun immer fo. Oder auch fo. Der
Dichter nimmt die Worte. und fie bewegen
fich und leben. Der Literat nimmt gleich
*darauf diefelben Worte. und fie fallen um
und oerwefen ftinkend. Das ift der
'Linterfchied
Noch eins: derDichter willimm er etwas
ausdeuten; die Worte ..oerfuchen" ihn und
dienen ihm willig. Alle Worte wollen ihm
dienen. Da hat erimmernurwieder ufuchen.
zu wählen. Der Literat will nur fchreiben,
Er überläßt es den Worten. etwas gefagt
zu haben. Die Worte aber fchwäßen dureh-
einander. Das ift der Unterfrhied. Noch
etwas: der Dichter kann fich nie verleugnen.
Er ift in feinen Worten immer zu Haufe;
ein Literat ift nie da. Man fucht ihn
vergeblich in feinen Worten. Man findet
darin jedermann. Diefe Worte find wie
ein Hotelzimmer. Es erwartet immer
jemand. und es war immer einer vorüber-
gehend darin gewefen. Jeder Literat könnte
jedes Literaten Bücher gefchrieben haben.
Es ift ganz gleichgültig. welcher Literat
diefes oder jenes Buch gefchrieben hat.
Das Buch weiß nie. wer es gefrhrieben
hat. Viele Literaten fchreiben immer die
"Bücher andrer Literaten. Deshalb loben
einander alle Literaten, Es kann einer ja
nie wiffen. ob er nicht das Buch des
»andern gefchrieben hat,
Klein-.ra Zentralen] (ll/ten).

Weil Zeppelin flog.

Seit Sedan und der Berliner Griin-
'derzeit find die Deutfchen in einer lächeln-
den Unterfchähung der Griffigkeit erftarkt.
Man verfagte ihr nicht gleich jede Achtung.
weil es der preußifche Schulmeifter ge-
wefen fein follte. der die Schlachten ge-
wann. Man erkannte aber fehr bald. daß
der Schulmeifter eben nur dazu da ift. um
Schlachten zu gewinnen. Keinen! ?ita-
trioten wiire die Vorftellung eines Schul-
meifters möglich gewefen. der keine
Schlachten gewonnen hätte. Die-Möglich-
keit gar. daß ein Schulmeifter eine Nieder-
lage überleben könnte. ift in' den ver-
floffenen neununddreißig Jahren nie in
Betracht gezogen worden. Immerhin

fühlten wir nur dunipl. mo unfre neue
Größe faß. Als Zeppelin flog. ift uns
die Sache klar geworden. Wir find um-
gezogen. Aus dem Gebiet der Geiftigkeit
hat die Raffe ihr ewiges Licht. das Genie
in die inoraendlicheren Gefilde der prak-
tifchen Phhfik überführt. Wer ein Genie
ift. befucht die Oberrealfchule und liißt fich
an der Technifchen Hochfchnle infkribieren.
Die Berufenen bauen Mafchinen oder tun
fich fonft wirkfam in der Welt um. Auf
den deutfchen Plantagen. in den deutfchen
Kontoren im Ausland gibt es mehr Talente.
als die gefamte Gefchichte der deutfchen
Griffigkeit aufzuweifen hat. Das find aber
nur die Talente. Die Genies. die erfinden
etwas. was vom Kriegsminifterium an-
gekauft wird. Jhuen gehören die Bofta-
mente. worauf das Volk feine Ideale in
marmorne Geftalten bannt. Apollo wurde
von den Weibern zerriffen. Zeppelin wird
unter dem Beifallsgetofe der ganzen Nation
vom Kaifer geduzt.
Man hört jetzt fchon beftimmt fagen.
daß Literatur. Kauft. Bhilofophie und die
profitlofe Wiffenfchaft unter der heftigen
Nachfrage nach Genies von Seiten der
Jnduftrie zu leiden habe. Wer dergleichen
äußert. gilt in der beften Gefellfchaft für
einen zeitgemäßen Denker. Er verbreitet
Wrärieluft um fich. Seine Augen fagen:
Amerika. (ll. 8. n.) Was urfprünglich
vielleicht ein hübfcher Einfall war. ift
mittlerweile zur fozialökonomifchen Thefe
eworden. die den modernen Menfehen von
?einem altertümlichen Gegenbeifpiel unter-
fcheidet. So wie jeder. der nicht Referve-
offizier ift, einem bis zur Kleidung falopp
oerträumten Achtunduierziger gleicht. Denn
wer nicht aus tiefer lieberzeugung Referoe-
offizier fein möchte. der ift es wenigftens
aus „Haltung“. Alte deutfche Eigen-
fchaften. wie der durch feine linüberfet-bar-
keit bekannte Humor. Gerechtigkeits-inn.
Idealismus. Befchanlichkeit ufw. miiffen
fchon in Treibhüufern gezogen werden.
Im Freien gedeihn fie nicht mehr. Man
oerweift fie ins Welfäzland und nennt fie
Faulheit. Leichtfinn. Oberflächlichkeit. Rent-
nerphilofophie . In ganz Preußen

*i
W7*'_ ..
..Au
In' .*. 1
5:.. .f
[2.74. i "C FI*-
-4 .-kb
Wagrain-vo-»
W'

gibt es nur noch einen konferoatioen Kern: die Junker, wie es nur noch eine Art von politifcher Tradition gibt: die Reaktion.
Ihre Vertreter haben Zeppelin richtig eingefchiißt. So ein Lcnkbarer ift ftärker als jede Fronde. An den fchönften Sedanfeiern war Deutfchland nicht fo einig wie in den denkwürdigen Zeppelintagen, wo das Volk im klianfch einer neuen Schönheit fchrie und die noch mehr begeifterten Volitifer das Wunder diskontierten. Die neue reich-Identt'che Aefthetik hafte-t darauf. daß fchön ift. was fowohl das Auge cr-freut wie fiir .tiriegszwecte taugt.
Ich denke. wir follten den letzten Schritt tun, und nachdem wir nnfer Genie anderswo untergebracht haben. die Führung des Titels ..Volk der Dichter und Denker" verweigern. Er war uns die [ängfte Zeit peiniiä). jetit aber, wo er iiberfliiffig geworden ift, können wir ihn den Amerikanern fchenken. Die fangen an. fich nach iolchen Delikateffen inbriinftig zu fehnen. Die haben Adel. Kunit. Wifienfchaft. Literatur und gute Munieren gekauft. Das genügt ihnen aber nicht mehr. Sie verlangen nach Innenleben. Bitte! Jetzt. wo das letzte Problem. nämlich zu wiffen. wie weit wir es mit nnferm Genie gebracht haben, gel'o'ft ift.
In Wahrheit haben wir uns über das Problem des Genies allmählich zu Krüppcln gedacht. Wir kannten keine oornehmere Art geiftiger Befchäftignng. Ein Bekannter mit anarchiftifchen Neigungen lockte mich einmal in eine Verfammlung von Frifeurgehiilfen. Unterwegs er ählte er mir voll Vegeifterung von den inndikaliftifchen Beitrebungen diefer Gruppe. Nach Erledigung der beruflichen Angelegenheiten. erzählte er. hielten die jungen Leute einander Vorträge iiber die wichtigften Probleme der Gegenwart. Die w'chtigften Probleme der Gegenwart. dachte ich. das find: die Genoffenfmaftsbewegung. Sozialismus oder Jnfurrektionismus. Schon war ich mit meinen Bekannten in eine Debatte über den metaphhfifehen Anarchismus Sorels. den Sabotagofiirfteu Herde'. die Ausfichten einer radikalen bürgerlichen Vartei in Deutfchland geraten. Wir kamen zu den fhndikaliftifchen Frifeurgehilfen Worüber. glauben Sie wohl, daß fie debattierten? Uber den genialen Menfchen. Der geniale Menfch war eine fixe Idee geworden. Es erfchien keine Nezenfion. worin er nicht wenigfiens geftreift war. Kein Wunder. daß er auch in der Luftfchiffahrt auftauchte. nachdem er fich fchon

in den Betrieben von Siemens u. Halske
verloren zu haben fchien.
[Lene Schickele (ert. pat-ß).
Otto Znliuz Zierbaum';
Bierbaum ift einer von den
vielen ..lieben Ketten" gewefen. die
fich in unferu fchweren Zeiten bei
Wein oder Bier oder Kaffee eine
Popularität erwerben. die den Träger
mindeftens um ein bis zwei Jahre
überlebt. So lange brauchen näm-
lich in der Regel die guten Freunde.
um alle unbekannten Wein- und
Bieranekdoten als Steine zu einem
literarifchen Denkmal zufammenzn-
tragen. ..Otto Julius." - wie fie
ihn im Gegenfay zu dem nicht
minder intereffanten ..Otto Erich"
(Hartleben) nannten - hatte vor
andern ..lieben Kerlcn“ manches
voraus: Er konnte nicht nur Bier
oder Wein oder Schnaps in
unheimlichen Mengen oertilgen. er
oerftand es. zwifchen den hete-
rogenften Getränken die zärtlichfte
Gemeinfchaft herzuftellen. Er konnte
an einem Abend ungefähr 4 Liter
Wein. 8 Liter Vier. 20 Kognaks
oertilgen. Das konnte er zum
Unterfchiede oon wenigen ..lieben
Kerlen" Abend fiir Abend. und
während diefer Sißungen vermochte
er noch Wiße zn reißen. und n a ch
diefen Sißungen konnte er noch'
literarifch fchaffen. Andre Men-
fchen empfinden nach folchen Alkohol-
exzeffen die Neigung. zn fchlafen.
..liebe Kerle“ haben das Bedürfnis
zn dichten. den Alkohol zu befingen.
die Liebe zu loben. den Sonnenauf-

Rundfchau
ang mit neuen Augen zu fchaueu.
Der erhabenfte Augenblick im Leben
dis „lieben Kerl-Z" Otto Julius
Bierbaum fall es gewejen feinx als
er mit Otto Erich Hartleben gemein-
fam in der Nähe von Meran in
einem beffern Triukerafhl lebter es
eines Tags ohne den geliebten Suff
nicht mehr aus-hielt. einfach durch-
ging- Tag und Nacht drauf los
trank und einen Arzt des Sana:
toriumsr der die beiden Ausreißer
verfolgtef nach allen Geboten des
Gottes Bacchus jammervoll bezechte.
Es ift nicht bekannt geworden, ob
in diefem gewaltigen Augenblick
„Lobetanz- ein Siugjpiel“y oder
„Gugeline ein Bühnenfpieltß ent-
ftandcn ift oder etwa gar das Vrofa-
werk ,fYankeedoodlefahrM geboren
wurde. t".

Die Wirkung der Kritik.

Weder als Subjekt noch als Objekt
der Kritik fchreibe ich hier pro domo.
Weder bin ich - von einigen Vader-tats-
irrungen abgefehen, *- jemals felbftiiritiker*)
gewefen, noch bin ich - wieder von einigen
Bubertiitsirrungen abgefehn - von Kri-
tikern mißhandelt worden,
iiberhaupt. Man höhnt'bisweilen, jeder
Theaterrezenfent habe eine Reihe unauf-
geführter und unaufführbarer Stücke int
Schreibtifch liegen und-zieht daraus den
vvreiligen Schluß, er fei Kritiker gewor-
denf weil es zum Dichter nicht ausgereicht
habe. Das ift ganz und gar falfch. Die
literarilche Gemeinfamkeit der beiden Tä-
tigkeiten macht es in den Entwialungse
jahren oft fchwer, die kritifchr von der
dichterifchen Begabung zu unterfcheiden.
Daher mag gewöhnlich der Weg zur Selbfi-
erkenntnis des Kritiker-s durch die dichte-
rifchen Schiffbrüche fiihren. Mit diefer
Eigentümlichkeit fteht übrigens der Kritiker
nicht allein, Gewiß hat auch mancher
Politiker einmal ichönes weißes Papier mit
Nömerdramen gefchwarzt, und die Jugend
vieler achtbarcr Praktiker des Lebens mag
fchlechte Lyrik befleät haben. Ein dichte-
rifches Vorleben ift alfo gegen den Kritiker
kein Einwand.
Die Mißachtnng des kritifchen Talents
beruht auf der falfchen Voritellung, es fei
negativer Art. Wer das kleinfte Opus
vollendet hat, foll mehr wert fein als der,
der die Mängel fremder Werke noch fo
fcharf erkennt. Zn vielen Köpfen ift Kritik
fnnvnhm init Berurteilen und Schimpfen.
An diefem Vorurteil ma die Mehrheit

der Kritiker felbft Schuld fein.
Kritik hat nur einen Wert (dann aber
einen ebenfo hohen wie jede andere geiftige
Schöpfung) als Ausdruck einer pofitiven
Natur. Auch als Ablehnung und Polemik
muß fie pofitio fein. Ein wohlgeratener
Geift wehrt fich inftinktiv, Negatives zu
denken Ich oerftehe, daß jemand einen
Ekel am Theater oder an der Politik be-
kommt. d. h, mit anderen Worten, daß
diefe Gebiete im Augenblick für ihn er-
fchöpft find' und- falls er fich weiter* mit
ihnen befchiiftigt, feinen Gcift mit nega-
tiven Sätzen erfüllen. Jft er ein leben-
diger Menfrh, fo wird er inftinktiv diefe
Wüften verlaffen und fich entweder neuen
Gebieten zuwenden oder feine Enttäu-
fchungen zu einer milden Bhilofophie von
der Eitelkeit aller Dinge fnblitnieren.
Vielleicht wird er Buddhift werden oder
in ein Klofter gehen oder eine Farm in
den Kolonien bebauen oder fozialer Fiir-
forge leben In 'einem Fall wird er in
den unfruchtbarewjGeländen verweilen und
als verdrvffener Kritikafter Gift und Greifer
fpriihen. Ich möäite fo weit gehen, jede
ablehnende Kritik, die nicht in einem grö-

.;.„. __ _.
„M" - *1".
o
*i
7."- .N37

„Kritifieren ift leichtf beffer machen
ift fchwer,“ Das ift eine der Fundamental-
durnmheiten an denen der Volksmund fo
reich ift. Beffer machen ift nämlich durch*
aus nicht das, was vom Kritiker zu ver-
langen ift. Die Fähigkeit der Kritik ift
eine Gabe für fich Wenn eine Frau
Männer fragt, wie ihnen ihr neuefter Hut
gefällt, fo ift fie gewiß nicht der Meinung,
daß fie beffere Hüte machen könnten als
Yuhmacherinnen; ja man möchte glauben,
daß gerade der ungerecht.: Bliä den Mann
um urbiter eleganiiae in Frauenmoden be-
fähigt. So geht es mit dem Kritiker

*) Dicfer fchönen Jungfränliihkeit hat
mich inzwifchen das rauhe Leben beraubt.
Der Verf.

BNP-14'. * ..
„Maze

ßeren überfichtlichen Zufannnenhange fteht,
zu oerwerfen. Wenn ihm ein Buch oder
ein Werk mißfällt, warum fchreibt er
dariiber. warum fncht er nicht eins, das
ihm gefällt, um feine Zufammenhänge ins
rechte Liäjt zu fetten? Man wird er-
erwidern: aber der Kritiker folk auch das
Schlechte bekämpfen. um dem Guten Vlatz
zu machen Ein frommer Wunfch! Miß-
luugene Werke hat es immer gegeben, und
gerade fie haben vielleicht deu meiften
Anipruch auf Nachficht in der Behandlung.
Eine prinzipiell fchleehte Literatur und Knnft-
die der Unterhaltung einer oorausfehnngti-
(ofen Muffe dient, die weder den Reiz der
Verfeinerung noch den der unverfölfchteu
Terbheit befitit, die bloß platt, ungebildet
und doch nicht oolkstiimlich, zahm und
dennoch nicht oornehm ift, fondern einfach
feig uud flau, eine folche Produktion beiteht
erft feit dem 1!). Jahrhundert. Die Berufs-
kritik, die ungefähr gleichzeitig ihre heutigen
Formen angenommen hat. ift vollkommen
machtlos dagegen gewefen. Noch niemals
oielleicht hat die Kritik das wirklich
Schlechte dadurch vernichtet* daß fie es
angriff; wenn es fiel, fo ift es dem
Schickfal alles Jrdifchen gefolgt. zu fterbeu
und Neuem Platt zn machen. Diefem
Neuen aber den Weg zu ebnen, es zn ver-
teidigen, zu beleuchten, feinen Gedanken-
gehalt hervorzuheben, alle-Z diefes ift die
Aufgabe der pofitiven Kritik, die dadurch
natiirlich indirekt den Toddeffen befehlennigt,
was fie als fchlecht erkennt-t
Ich möchte hier einen kleinen hhgie-
nifchen :fiat einfügen: die Medizin hat feit
Langem erkannt, dafi der Inhalt nnferer
Vorftellungen die Chemie unferer Stifte
beeinflußt. Man kennt den Wert, welchen
die Aufheiterung des Gemüt? fiir alle
.Kranken hat. Darum follte uns fchon
der Selbfterhaltnngstrieb oeranlaffen. fo
weit ea irgend geht, keine negativen
Gedanken in unfer Hirn zu lafien, fondern
fie als untaugliehe Schlacke hinaus zu werfen.
Wenn niir ein Verleger den Auftrag gibt,
irgend ein Stück Leben zu unterfuchen,
und dariiber zu fchreiben und ich komme
zu negativen fliefultaten, fo lehne ich die
Arbeit aus Rüctficht auf meine und meiner
Lefer Verdauung und Blutzirknlation ab.
Ich warte, ob mich diefe negativen Erkennt-
niffe zu pofitioen Gedanken fiihren werden,
fowie ich in diefem Augenblick Vofitives zu
fagen hoffef auf Grund der deshalb frei-
lich nieht neuen Erkenntni-Zf daß eine ge-
wiffe Art der Kritik nnfruchtbar, d. h. nega-
tiv ift.

Negativ ift befonders jede Art erhihter
Agreffioität, und wenn fie der beften Sache
dient. Wegen diefes Fehlers fehen wir
fortgefeht die beiten Abfichten mißlingenf
befonders im fozialeu Kampf Verbitterte
?lieffentimentmenfchem d. h, Menfchen mit
falfchen negativen Methoden, brauchen fich
einer Sache nur anzunehmen. um fie
fcheitern zn machen. Man kann fich des-
halb garnicht genug gegen jene bekannte
deutfche 1lnart wenden, die ftets begierig
ift, „Denkzettel zu geben'h etwas „niedriger
zu hängen", oder einen zn „oerreißen“,
kurz Zenfuren zu verteilen. Wozu dient
das alles, als irgend einer Karikatur von
Miniaturthrmnen ein bischen Machtkihel
zu verfchaffen, den er auf pofitioem Wege
nicht erreichen kann? Entweder fein Eifer
wendet fich gegen einen fehlechten Gegen-
ftand; dann ift es bedauerlich dafz er ihn
nicht für einen befferen verwendet, oder
die Nebel des Haffes oder der Dummheit
diktieren folche Urteile- dann find fie erft
recht unqualifiziert.
Ich kann eine kleine grotegke Gefchichte
nicht unterdrückt-w obwohl Menfchen mit
negatioen Methoden vielleicht behaupten
werden, fie fei die Urfaehe meiner Gedanken
iiber Kritik. Aber die Gefchichte ift zu
eharikteriitifch, Ich wohnte einen Sommer
in einer deutfchen Mittelftadt, in der zwei
große Zeitungen erfcheinen, die eine von
allgemeiner politifcher und literarifcher
Bedeutung, die andere ein gut gemachte?,
fiir die Maffen beftimmtes Lokaldlatt.
Jene hat meine literarifche Tätigkeit ihren
_Lefern ftets niit Liebenswiirdigkeit figna-
lifiert; diefes befaß einen Kritiker, der fich
in etwas uorgeriicktem Bubertätsalter befand
und ein neues Buch von niir „nerriß".
Die große Zeitung wurde von Leuten
gelefen, bei denen-ich bisweilen fpeifte oder
tanzte; fchleehte Kritiken wiirden fie kaum
bewogen haben, mir ih e Türe zu verbieten.
Das Lokalblatt hingegen lafen oiel wichti-
gere Perfonen: die toiirdige Matrone, bei
der ich wohnte, fowie ein bei ihr bedienftetea
junges Kalb oou übertrieben ländlicher
Geiftesrichtnng. Beide betriibte es, daß
meine Gewohnheit. fpät aufzuftehenf den
Einklang des Haushaltes ftörte, aber man
hatte bisher Zltatbficht geübt, weil ich fiir
einen gelehrten Herrn galt, der viel zu
denken hatte Nun aber kam heraus, daß
derf für den man bisher mit dem bekannten

weiblichen Dpfermut Unbeqnemliafkeiten auf
fich genommen hatte, fo gut wie nichts
wert war, ein Nichtskönner, dazu ein
frivoler Menfch, dem nichts fiir heilig galt.
Man eutfann fich plötzlich. daß einem
fchon manchen aufgefallen war, kurz, ich
wurde von jeht ab fchlecht bedient und
mußte ausziehen Auch Kellner lefen bis-
weilen kliezenfionen und es bleibt nichts
andres übrig, als ihre ungünftigen Ein-
drücke durch höhere Trinkgelder zu ver-
wifihen. Mit Vorliebe e'rfcheinen lieblofe
Kritiken iu nnferer Vaterftadt, ur Genug-
tuung derer. die es immer gefagt haben.
daß es mit uns „nicht-Z" fei. Auch das
Blättchen des Mannes, um deffen Tochter
wir vielleicht morgen anhalten wollen, ift
fo rückftc'indig, uns manchmal befchimpfen
zu laffen, ahnungslon, daß Scheel und
Moffe vielleicht bereits für und gefprochen
haben. Das find fo ziemlich die einzigen
Wirkungen der rein negativen Kritik.
Alles dies find fcherzhafte Kijnnner-
niffe des Dafeins, aber fie haben auch
eine ernfte Seite. Wer fich die Mühe
nimmt. von der Premiere eines Bekannten
aus den Zeitungen einen Eindruck zu
gewinnennwird nicht einmal iiber die
Temperatur der Aufnahme zuoerliiffige's er-
fahren. Wir können von derfelben Aufführung
in den oerfehiedenen Blättern lefen, daß das
Publikum fich ablehnend. gleichgültig
freundlich und begeiftert gezeigt habe.
Dagegen gibt es nur ein Mittel: Ab-
'fthaffnng der Tagcs- (oder vielmehr Nacht-)
Kritik. Eine in jeder Spielzeit neu zu
wiihlende, aus Breffe und Theaterleuten
und vielleicht einem oder dem anderen
angefehenen Bürger zufannnengefeßte Kom-
miffion follre nach jeder Uraufführung einen
Augenblick zufammentreten und, wie einen
Börfenkurs (der auch nichts mit dem
inneren Wert der Papiere zu tun hat)
den heutigen „Kurs" des Stückes feftfehen.
Diefe Notiz erfchiene gleichlautend in allen
Morgenbliittern. und wiirde nach auswärts
telegraphicrt. Nun fteht es den Zeitungen
frei, in den niichften Tagen von ihnen
gefchößte Kritiker heranzuziehen, die in der
Form von Effans im fenilletoniftifchen Teil
Stücke befprechen, die ihnen wertvoll
erfcheinen. So kann kein Autor um die
Tatfache feines Erfolges gebracht werden.
Undererfeits kann ein Theaterdirektor durch
eine ernfthafte Befprechnng aus berufener
.Feder ermutigt werden, ein bei der Urauf-
führung abgclehntes Stück vor einem nun
beffer belehrten Publikum noch einmal zu
oerfuchen. Wer es ni>ft laffen kann, wider

die Tantieinenfeftung eines erfolgreichen, aber literarifch zweifelhaften Autors Sturm zu laufen, der mag es uerfuchen; aber dadurch. daß niemand mehr bernfsmäßig dazu verpflichtet ift (die Kursnotierung macht den oft oerdroffenen Nachtkritiker überflüffig), wird auch diefe negative Kritik nur von Freiwilligen übernommen werden die damit immerhin eher pofitioe Zwecke verfolgen werden als die, welche vertrag?-miißig verpflichtet find, über jedes Stück etwas zu fagen. Es ließe fich auch denken, daß zwei gleich ftarke Geifter z, B, an-läßlich der fo umfchrittenen Hoffmansthal-, Hauptmann- oder Wedekind-Premieren iin felben Blatt in einer Polemik die Klingen kreuzten, ein Mittel, wodurch langfam ein Theaterpublikum erften Ranges erzogen werden könnte.

Zum Schluffe noch (nach der hygie-nifchen Bemerkung für den fterblichen Leib) eine Bemerkung fiir die Unfterblich-keit: Nur die pofitioe Kritik überlebt, die geiftuollften Diatriben bleiben beften Falles literargefafimtliche Merkwürdigkeiten.

08km K. i-l. Zchmite.

Finanzpolitif ches.

Wo blieb die alte Lebhaftigkeit?

Und wenn auch das Publikum wirklich für Transportwerte, Elektrizitätsaktien u. f. w. erwiirmt wurde, nachdem die Spekulation genügfam uorgekanft hatte, - ohne Montan- und Bankaktien geht es nun einmal nicht. Diefe gelten aber als zu hoch, wie vor allem der Lauraeours von ca. 173 bei nur 4 Broz. Dividende beweifen kann. Deshalb hat der vorzügliche Monatsbericht des Stahlwerkoerbandes kaum auf die Tendenz gewirkt, trotzdem er fogar ganz unerwar-teter Weife von dem günftigen Stande unfrcs Baugewerbes fprach. Und indem die Deutfch-Luxemburger Bergwerksgefell-fchaft jeht ihr Aktienkapital von 50 Millionen auf 631/2 Millionen bringt, liegt für die Börfe nicht der allergeringfte Grund vorf an dem Nachahmungsreize diefer Trans-aktion auch fiir andre Hüttenwerte zu zweifeln. Denn wo in der wertlichen Montaninduftriehütte hätte man mit Plänen und Entfaflüßen des Herrn Kryfeler etwa nicht zu rechnen, und wo fürchtet man bei Neu-

erwerbungen etwa nicht ein fonftiges Zuvor. kommen durch die Konkurrenz? Der Um- ftand, daß z. B. der Jahresbericht von Gelfenkirchen mit keinem Worte den Er; weiternngsprojekt erwähnt, hat fie doch noch keineswegs unwahrfcheinlieher gemacht. Natürlich ließen fich Anatolier, Nordd. Lloyd, A. E. G„ Siemens-Smuckert ert't in die Höhe fehen* als Geld wieder leicht geworden war, Erft dann fand u. A. die Darlegung Glück, dafi die große Cunardlinie in Liver- pool fchon feit Jahren nichts oerteile, alfo auch Nordd. Lloyd bei [04 gar nicht teuer feien. Allerdings erhiilt die Cunard bei jedem neuen Schnelldampfer eine gewaltige Staatsfuboention und anderfeits bat nnfre Bremer Gefellichaft eine Bilanz hinter fich, die fo manches Schwere lieber ner- fchweigt. Die Aktien wurden aber dennoch gekauft, weil eben (Held wieder billiger eworden war. Vielleicht ift dies fchon friiher der Fall gewefen, allein in London waren die ?lleforts für ein Goldfhores auf 51/.L und 6 Proz. gcftiegen. Warum follten alio nicht untere Banken dieielben Summen, mit denen fie in Berlin nur 33/4 Proz. machen konnten, um l' 7 Proz höher nach der Stock-Exchange-Berleiher? Erfte d. h. fichere Brokler gibt es dort genug, die dann natürlich auch noch einmal 1 Proz. verdienen. Zndirekt find möglicher-weife fogar Barfummen von der Preuß. Central- genoffenfchaft den gleichen Bbrfenweg gegangen. Stellt heute doeh das Geben und Nehmen von Gold io berichlungene Verhältniffe dar, daß dabei die Angriffe von nah und fern fait ganz aufgehoben erfcheinen. So ift es z B. ficher: dafi das deutfche Geld, welches der englifche Goldfharesmatkt erhält, indirekt wieder Amerika zu Gute kam, d. h den dortigen Anfprüchen Erleichterung verfchafft. In der Hanptfache find iiberhaupt nur die Eifenbahnfinanzierungen feitens der New- fwher Größen, welche die englifche Geld- fituation momentan beherrfchen. Wahr- fcheinlich kann fich aber London folche neuen höchit ausgedehnten Anfpriiche aus hundert geichiiftlichen Griinden nur fchwer entziehen. iodaß auch der ganze Continent gezwungen wird, auf die Entwicklung diefer Dinge anhaltend zu achten. Der dortige Taumel in Kautfchuksfhares, die bereits Millionen bisher oerfpielen, fcheint die Politik der Bank von England noch nicht allzu ftark zu beeinflußen, anders wie gejagt Amerika! lind Paris allein* d. h. ohne Rückgrat an London kann bei aller noch fo großen Ahrundunq vorläufig non)

nicht hinreichend aushelfen. - Bei der
fchon vorhin erwähnten Steigerung unfrer
Elektrizitätsaktien fallen die Anregungen
der Wechfelteile wohl gar nicht entfcheidend
ins Gewicht. Denn da wo fo große
Projekte in die Deffentlichkeit dringen, wie
Ausnühnng von Wafferkräften am untern
Bach mit 18000 Pferdekriiftenf oder eine
Kraftübertragung aus dem Halle'fehen
Braunkohlengebiet nach Berlin - gibt es
fait regelmäßig eine Antofugeition. Die
Realität des Technifchen geht dann unver-
fehens in eine Romantik der Spekulation
iiber und der Reit ift jener Coursauffchwnng,
der noch nicht ein Mal zu zerfallen pflegt,
lobald man erkennt, daß die Rechnung
nicht itimmt.
* '
Es gibt auch einen wirtfchaft-
lichen Belagerungszuftand, unfere
Regierung hat denfelben jeht vergeblich
beim Kali-Bergbau angeftrebt. Diele Nieder-
lage ift um fo empfindlichen als fich hier
zwei innere Mächte auf einem und demielben
Jntereffengebiet freundfchaftlich begegnet
hatten: - Der Preußifche Fiskus und die
Kaliinteterefienten. Und als leßtere werden
nicht etwa die [andwirtichaftlichm Ver-
braucher bezeichnet. fondern merkwürdig
genug: die Befiher und Verkäufer, unter
denen unfre Großgrundbefi er natiirlich
in der oorderiten Linie ma cbieren. So
lag die Sache fchon bis fo der Lärm gegen
Schmidtmann nnd den amerikaniichen
'Trnit entitand, infolgedeffen man dann
vor Coursfeinheiten, Intrigueu, Schach-
ziigen und Gegenzügen den wahren Tat-
benand nicht mehr zu fehen bekam. Ueber
dem Allen fchwebte aber bald der fchöne
Sah von den deutfchen Nationalfehfitzen-
die nicht an das Ausland verfchleudert
werden dürften. In der fpannungsuoll
erwarteten Generaluerfammlung von Afehers-
leben fchien die Discontogefellfchaft, die-
ja auch fonit nicht immer klug geleitet
wird, dem alten Schmidtmann das Reden
unterfagt zu haben. Das Geftändnis des
jungen Schmidtmann jedoeh. daß er die
Million Dollars Shares des International-
Truit ausgerechnet bei der Newfuher-Bank
feiner Contrahenten, oder iiberhaupt driiben

ftatt in Berlin dezimiert hätte* diefes
Geftändnis hätte ehemals Disconto-Com-
mandit um 10 Proz. geworfen. Und wenn
die Discontogefellfcho't indirekt erkilirt,
reichlich Gegenficherhe-ten in Bezug auf
jene Newfwher Bank in ihren Händen zu
haben, eine folche Art von Gefchäftsfiihrung
wie die zwifchen Schmidtmann und feinem
amerikanifchen Freunde ift und bleibt ein
peinlicher Verftoß, - doppelt peinlich weil
er fich unter vollfter Kenntnisnahme
der Discontogefellfchaft vollzog. Damit
hat übrigens die Welt von den öffentlichen
Gegnern Schmidtmanns noch keine befiere
Meinung erhalten, als von diefem felbft.

Jft Deutfchland arm? In einer
Tarifdebatte fprach der freikonfervative
Nbgeordnete v. Moltke von dem relativ
noch _armen Deutfchland. Natürlich lag
dem Redner der belannte unzuliiffige Ver-
gleich mit dem alten Reichtum Frankreichs
und Englands ganz fern, allein dennoch
ift ein folcher Ausdruck wie: arm recht
bedenklich. Es hilft nämlich im Ant-'lande
univillkürlich ein Vorurteil befeftigen, das
von den dorti en Kapitaliften ausgeht und
fick] alfo zwifchen arm und reich keine
Mittelftufe zu denken vermag. In Wirk-
lichkeit kann es gar nicht genug betont
werden, daß wir feit mindeftens achtzig
Jahren, d. h. nach Verwindung jenes
Rückganges, den die unfelige Napoleonifche
Epoche heraufbefchworen hatte, wieder ein
wohlfabendes Volk find. Nur unfre
gefteigerten Lebensanfprüche, die glücklicher
Weile auch von den untern Klaffen, fowie
dern kleinen Mittelftand unaufhörlich erhoben
werden, zwingen uns zn einer intenfiven
induftriellen Tätigkeit. Diefe erfordert
natürlich zunächft mehr Geld, als wir ohne
ausländifche Kredite für gewöhnlich zur
Verfiigung haben, woraus dann die fchiefen
Urteile der Fremden über unfre Baar-
mittel überhaupt entftehen. -Jn einem
einzi en Falle könnte freilich der beftiindige
Fortfchritt unfrer wirtfchaftlichen Kräfte
einen unliebfarnen Aufenthalt erleiden.
Wenn nämlich für Deutfchlands Heer und
Flotte die ungeheuren Ausgaben noch
lange fortgefeßt werden, das bleibt aber
ein Geheimnis unfrer Regierung daß fie
nur tropfenweife und durch uns in den
Budgetkommiffionen ansplaudert.

Geld auf Ge enfeitigkeitfcheinen
die deutfchen Groß tädte *einander liefern
zu wollen. Es handelt fich dabei um den
nicht anz neuen Wlan einer Geldvermitt-
lun s teile für den vorübergehenden Aus-
tauch der fügbaren Baarmittel zwifchen

einer Reihe bedeutender deutfcher Stadt-
verwaltungen. Wie augenfcheinlich aber-
hier der Begriff: Großftadt feftgeftellt
ift geht aus dem Charakter der bereits bei-
etretenen Städte hervor. Wir finden da
?Frankfurt a. M. neben Schöneberg, .Köln
neben Nixdorf- Breslau neben Gelfenkirchen
2e. Da die Einwohnerzahl von 80000 als,
genügend fiir die Mitgliedfchaft angefehen
wird und etwa nicht deren Steuerkraft, fo
läßt fich vorläufi nur der Nutzen der-
Schwachen auf Koften der Starken voraus-
fehen. Das mag fehr menfäzenfreundlich,
aber doch kaum fehr wirtfchaftlich fein.
Außerdem erfcheint die Strömung für den:
Geldbedarf gewöhnlich ziemlich gleichwertig,
fodaß die eine Stadtkaffe kaum fehr fliiffig
ift, wenn die andre fich knapp fühlt. Da
diefe neue Zentrale mit dem Siße in Kaffe(
bereits feit dem 1. April eröffnet wurde,
fo darf man auf den Erfolg fchon wiß-
begierig fein. Auffallend ift nur, daß unter-
den erften 38 Städten Berlin noch fehlt.
2415'

Mufikbeigabe
Zavlurmrrerliecj.
(Imam-e] 'on Loom-n.)
Ijit :ri-*testet* Empfinaunx.
Ilocterato,
o/
blatt Unknobotlr, 01). 23 ne Z.
l
ZeblieZ -
tt t-
x FFW-oo(
W Nen' beim
mar - gen ne ict) sie "je . .ci-Jr! Zieh,
L

203
f)
', .. r i. -
5e (kenne rein-*nen l4] - - - tier, uoci
.ieh-tern de - dene'nrae meine
L42

Mufikbeigabe
(LOW Nacht!
8e .Kai-ne Mir- Sträb - nemqnc] Zepäkük. ke "Übel-[8 , 'km-ö - den:
7))) ..c-FM Rex-7m
- DSF &sim FarmonfewecWeF
01|, majoem bo - dea
-te __ Auch'
9x-
. W. .W W W Z ?P W W
ZUM o..- oruck 'dv &uam-.7, 'mp-ig 263 aqffüdkuoxßfocv' 'AvW-[Lew
_-. .--- 1. "-
“. F-..*F.4'_»_-* ." *._*...
..i-c:-
* **-
.
> _9' *Ice-(F .-Ja. v
- R“
.'z_
„*9
,.
:.z
243-

.Zu unferer Mufikbeigabe
Wie fo mancher Komponift. fo
wird auch Max Marfchalk. deffen
feines. itimmungsvolles und auch in
harmonifcher Hinficht auziehendes
..Schlummerlied“ für viele unfrer
Lefer ficherlich eine wertvolle Be-
kanntfehaft werden diirfte. haupt-
fächlieh von der Bühne angeloekt.
Wenn auch die mancherlei Mufik-
ftiieke. die er zu den Bühueuwerken
feines Schwagers Gerhart Hauptmann
(..Hanneles Himmelfahrt“. ..Die ver-
'funkeue Glocke“. ..Schluck und Jan“.
„Und Vippa tanzt"). zu Theater-
ftücken Sudermanus. zu Maeterlincks
..Schwefter Beatrix". zu Gabriele
Reuter-Z Märchen ..Das böfe Brin-
zeßchen" gefchrieben. fich als
wirkungsvoll erwiefen haben. vor
allem weil fie den Situationen ftets
angemeffen gehalten find. fo hat er
bisher mit feinen Opern doch noch
keinen rechten Erfolg. Es waren
dies ..Vhanor und Vhauette" (Text
von Emil Strauß). ..Lobetanzt'
(Text von Otto Julius Bierbaunt).
..Das Wichtelchen“ (Text von Morih
Heimann) und ..Aukaffin und Niko-
lete“. Ju diefem Opernwerk. das
im November 1907 im Stuttgarter
Hoftheater aufgeführt wiirde. ver-
fuchte Marfchalk. der nach der be-
kannten altfranzöfifchen Sage felbft
den Text gedichtet hat. gewiffermaßen
-eine Rückkehr zu dem alten Lieder-
fpiel. bediente fich dabei aber außer
:der Liedform und des gefprochenen
*Dialogs auch der mufikdramatifchen
Fortführung der Handlung. fowie
des Melodrams. Ob diefe neue
Stilforin fich für die Zukunft als
brauchbar erweift. läßt fich vorläufig
noch nicht abfehen. Jedenfalls ver-
dient Marfchalks Verfuch durchaus
Beachtung, In feinem neueften.
noch der Aufführung harrenden
Bühneuwerk ..Der Held von Oggers-
heim" (Text von Emil Strauß) hat
er fein Experiment nicht wiederholt.
Viel Anklang haben feine Lieder
(u. a ..Souper". ..Colombine“.
..Waldnacht“) teils infolge ihrer
Stimmungsmalerei. teils auch wegen
ihres feinen Humors gefunden. Sie
find auch fehr fangbar gehalten und
zeichnen fich durch reizvolle. nie iiber-
ladeue Klavierbegleituug aus. Der
Jnftrumenta[kompofition fcheint Mar-
fchalk abfiajtlich aus dem Wege zu

gehn. jedenfalls hat er auf *diefem
Gebiete bisher nichts veröffentlicht.
Er ift ein Berliner Kind. ge-
boren am 7. April 1863. Erft
nachdem er fich jahrelang als Maler
betätigt. fogar die Berliner Kauft-
akademie (von 1882 bis 1885) be-
fucht hatte. wandte er fich der Mufik
zu. und zwar bildete er fich vor-
nehmlich bei Heinrich Urban (f- 1902)
aus. Tiefer. der bekanntlich fehr
lange als Kritiker an der Voffifehen
Zeitung einen bedeutenden Einfluß
auf die Berliner Mufikverhältuiffe
ausgeübt hat. veranlaßte ihn. auch
zur Feder zu greifen. Befonders
durch einige Artikel in der „Zukunft“

Zn nnferer Mufikbeigabe
wurde Mari-:hält rafch bekannt. Seit
1894 wirkt er an der Voffifchen
Zeitung wo er allmählich an_die
maßgebende Stelle eingerückt ift.
Neuerdings hat er als künftlerifcher
“Äockung
Berater eines vornehmen Mufik-
oerlags viel Gutes gewirkt und auch
begonnenf feine Erfahrungen auf dem
Gebiete der Gefangskunft andren
mitzuteilen.
Ural. l)r. Willi. Simmern.

Tiefgolden träumt der Mittag feinen Traum.
Des Himmels blauer Ocean enifchlief
Und fchweigt fich in mein Hetze. das ihn riefx
Das ihnf noch iiberflutendf faßte kaum.
Das leßte Wolkenfegel fank am Saum
Des Horizonts im goldnen Hafen tief
Zur Ruft. wo fich die Welle längft verlief
Und lüfteheiß zerrann in lichtem Schaum.
Des blonden Tages loher Scheitel gliiht.
Die ftolzen Hände greifen eine Krone . .
In weißen Ketten feffelt ihn das Licht,
Sein Atem lodert: -- und die Flamme fticht
Mir füß ins Herz -h daß nah dem Mittag wohne
Ein Glück. das nur in Nächten rot erblüht . . ,
Ewald Sulvefter.

Rundfchan
Leffing-Gefellfchaft für Kunft und
Wiffenfchaft. E. V.
Einem vielfach geäußerten Wunfche
unfrer Mitglieder konnten wir gern ent-
fprechentindem wir Dr. Cäfar Flaifchlen
fiir eine Vorlefung eigener Arbeiten ge-
wannen. Er gehört nicht zu den Dichtern,
die in ihrem Innern eine andreF fchönere
Welt erbauen und mit dem farbenfchillernden
Bilde ihrer Bhantafie Lefer und Hörer
herüberziehn aus dem Alltagsleben in das
oifionär Erträumt-Erlebte. Feft und ficher
fteht er ini Leben der Wirklichkeit, und aus
den Ereigniffcn der Zeit deftilliert er einen
wertvollen Extrakt an Mahnungen und
Lehren, die mit tiefem Ernft das Leben
in all feinen Erfcheinungen bejahn mit
dem wehmütigen Bewußtfein, daß hinter
all diefen Dafeinsformen ein Gebot des
Verzichtens fteht, dem wir alle unterworfen
find. „Einen Liederabend"nannte
der Vortragende diefe Beranftaltung, in der
er jene freien Rhythmen zu Gehör
brachte, die nicht nach Reim, Versniaß
und überrafchenden Ausdrücken jagenF
fondern die einfachen, fich oon felbft dar-
bietenden Sprachfornien des Alltags be-
nutzen, um eine Fülle guter und feiner
Gedanken zu priigen- wie z. B. das hübfche
Wort: „Man foll fich nicht aus-
einander--fondernzufammen-
zanken.“ Die Idee* daß dem Menfchen
vom Schickfal das Gleiche gegeben fei, und
daß der Unterfchied nur in dem beftehe,
was der Einzelne aus diefer Gabe macheF
kam in einer Reihe diefer Lieder zu blei-
bendem Ausdruch und Löfungen tiefernfter
Fragen wurden in den Blättern des Joft
Sehfried-Nomans oerfucht: „Wie ideale
Lebenshoffnungen im Verhältnis zu ihrer
Erfüllung ftehen - wie Mann und Weib
fich gegeniiberftehn, x ob ein großer
Künftler als Menfch klein und minderwertig
fein könne.“ Zn all diefen Dichtungen
offenbarte fich fooiel Sehnfucht und Er-
innerung Naturgefühl und ehrliche, echte
Erkenntnis des Lebensberufes und -kainpfes,
daß das dankbare Publikum oerftändnisool(
und ergriffen dem Dichter folgte und ihm
am Schluffe mit reiehein Beifall lohnte.
Mit gleieh lebhaftem, fpontanem Beifall
Beranftaltung diefes Vereinsjahres, Frau
Olga Wohlbrück-Wendland, gedankt.
Sie hatte unter den eigenen Werken eine
fo gefchiekte Auswahl für ihre Vorlefung
getroffen, daß die Vorzüge ihres Talente?,
zu oollfter Geltung kommen. In einer
Skizze aus dem ruffifchen Beamtenleben:
„Der Platz am Fenfter" zeigte fie

als feine Beobachterin von Menfchen und
Dingen, die fie klar und fcharf uinriß, der
erftren knechtifche Untermiirfigkeit einerfeits
und Tyrannei und Ausbeutung andererfeits
mit Gefchick und klugem Verftiindnis
wiedergab und mit leichtem Spott den
Beamtenftand mit den Worten des Helden
kennzeichnet: „Der Beamte hat dem
Vorgefeßten zu dienen_ zu gehor-
chen und zu fchweigen. Jawohl, zu
fchweigen! Das wäre noch fchöner,
nienn jeder das Maul auftun und
feine Meinung fagen wiirde. Der
BeamtenftandifteinheiligerStand;
auf ihm beruhen die Ordnung und
das Beftehen des Staates, Zucht
und Sitte und Frömmigkeit. Das
wußte ich fchont als ich noch ein
kleiner Schreiber war."
Das Anfangskapitel aus dem Roman
„Du follft ein Mann fein!" wurde
durch die eindrucksvolle Vortragskunft der
Verfafferin zu faft dramatifcher Wirkung
gebracht. Die fo oft unoerftandenen
Kämpfe einer Kinderfeele, unter denen fie
fich ioindet- wie der Erwachfene unter den
ihm vom Leben auferlegten zwar größeren
und fehroereren, aber doch feiner Kraft und
Ueberlegung angepaßten, wandten fich an
das Gefühl der Hörer, und ein wohl-
tuender Humor umfpielte das ausgezeichnet
fkizzierte Milieu. - Mit einer beißenden
Satire auf die Cabaret-Mode der neunzi er
Jahre: Ein Begräbnis 1. Kla fe
fchloß der außergewöhnlich genußreiäfe
Abend. Die Begeifterung fürs Ueberbrettl
wurde mit ergößlicher Ironie gezeichnet
und die Zeit perfiffliert, die des Landes
edelften Söhnen, denen das Gefchiek die
eigenen Mittel und die einer ftandes-
gemäßen Verbindung oerfagt hatte, die
lukrative Ausbeutung des „Tanzüberbeins"
geffutfete- Der ?oi-email.
wurde der Vortragenden unfrer leßten

Fiir den *gefainten Inhalt verantwortlich: l)r. E. E. Friedegg in Schöneberg *-
Redakteur der Mnflkveigabe: Alex Jadsfohn in Berlin.
- Drnek von Richard Falk,
Berlin W, 66, Leipzigerftraße 115-16, - Manufkripte, die wie nicht verlungt haben.
fenden wir ncätt zurück, wenn ihnen nicht das nötige Varta beiliegt.

?Oil

M Franz o. Defregger
Selbï¬bildnis
[ZW-(910
m .Zum AuffaÃŸ von Erich Felder

' _ * y* k p
WSW
FW* * mit Marge-o
Peuffche Halbmonacsj'chrifi
Z WBV-7W WACKER-Wer
“ - ((1617,.
MöuuöSuö WWFWWMYFZ
54. Zahrg. Bd. x55 Heft 406 ZweiteS 2]"(aik2eft M()

A)" 11 (fern „K v '11' un
ae??jfyfng«281îîîfffiî% W *g* g
uriö effinygocyfcfiufe SuSe-[fin.
P
N

Ein Minifter in feinen Briefen
Unveröffentlichte Korrefpondenz des Freiherrn
von Roggenbach

Ideale Menfchen find felten Sieger. Unfre Wirklichkeit ift auf
Kampfnatnren angelegh auf Tatmenfcheth denen jedes Mittel zur Er-
reichung des Zweckcs genehm iftl zumal wenn mit der Sache auch die
eigene Verfönlichkeit in den Vordergrund rückt. Sagte man alfo: Freiherr
von Roggenbach war ein idealer Mann- ihm galt nur die Sache. nicht
die Verfonj fo begründet man damit zum Teil, warum er keine ftarke
Wirkung ausüben konnte. Jedoch nur zum Teil, Zufällige Umftcinde
trugen mehr dazu bei als feine vornehme Innerlichkeit.
Oft ift die Little zwifchen Gewolltem und Erreichtem. zwifchen Erfolg
und Mißlingen außerordentlich fchmal. Durch die Ungunft einer Minute geht
der Welt manches Große verloren. Um eines Haares Breite hätte es fein
können! Alle innern Vorbedingungen waren erfüllt7 nur der äußere An-
laß fehlte.
Jahrelang ftand Freiherr von Noggenbach dem einftmaligen Kron-
prinzen des Deutfchen Reiches freundfchaftlich nahe. Er war fo feft ner-
wachfen mit den Zukunftsplänen des kommenden Herrfchers. daß feine
Ideale in uuferm Staatswefen fchon feften Boden zu berühren glaubten:
Die Eftrade für fein Wort war gebanh die Erde für die Samenkörner der
Gefittung und ,Kultur- die er auszuftreuen dachte. gelockertx die Saat fchien
für ihn zu reifen.
In den Jahren der Erwartung fchuf er fich unablc'iffig in kleinerm
Kreife- auf andern Gebieten Betätigung. Er gehörte nicht zu den Menfchen.
die nerbiefternf auch durchaus nicht zu denenj die ausfchließlich fchäßent was
für die Allgemeinheit geleiftet wirdf was Vielen zugute kommt. Ihm
wog oft einer Millionen auf. Ich kann ihn felbft aus feinen Briefen
fprechen laffen:
„Ich habe mein ganzes Leben hindurch an der mir oft wiederholten
Lebensweisheit meined väterlichen Freunden des Barons Stockmarj feft-

gehaltein der im Alten nach einem intereffanten und großen politifchen
Aufgaben gewidmeten Leben, ftets verfichertß daß das Einziget was im
Leben Wert hat und Befriedigung gibtt der gemütlich erhebende Dienft fei,
den man Andern leifte. Ich fand diefe Erfahrung eines wirklich Weifen
immer beftätigt und habe mit dadurch die tiefe Geringfchägung alles defien
gewonnent was andern erftrebenswert fcheintt was fie mit allen guten und
übeln Mitteln erjagenx wie: eine Rolle fpielen auf der Schaubühne,
Varnity fairt politifcher Erfolg Standbilder in Crzt oder Gnade bei Großen
und Kleinen - und dergleichen mehr . . . . . Jeder edle Menfch ift auf
diefer kleinen Erde7 daß er unabhängig von allen Stürinen des eigenen
Innern für Andre lebt und wirkh folange Kraft in ihm ift“
Und doch fprach hier; ihm unbeioußh edle Refignation. Das Alter
war gekomment die legte Hoffnung daß er die Träume feiner Jugend
noch erfüllen könntet war gefchwnnden. Diefe nie oergeffenen zähen Träume
hatten fich mit einer großen politifchen Laufbahn befchäftigt.
Dreiuiigzioanzigjährig 1848t fchrieb er: „Ich meinerfeits will mein
Leben daran fehenx nicht inftinktmäfzig zu führenf fondern bewußt den
ficherm erkannten Weg zu gehen . . . . ." Und im Jahre 1852: „Ich
werde es nicht aufgebent es als die Aufgabe der in Deutfchland lebenden
Generation und aller patriotifchen Männer anzufehnt daß fie den politifchen
Zuftand des Landes fo geftaltenf wie es den Forderungen germanifcher
Freiheit und nationaler Selbftändigkeit entfpricht.“
Die nationale Selbftändigkeit durfte er nicht erfchaffent fie fchuf ein
Stärkererf deffen Sturmnatnr „die Forderungen germanifcher Freiheit“y
die Freiherr von Roggenbach daneben ftelltef achtlos beifeite fließt ftaßen
mußte. Fürft Bismarck duldete feiner Art nach nur Helfen die fich ihm
bedingungslos unterwerfen. Freiherr von Roggenbach aber war ein auf-
rechter Mannt ein unbeugfamer Charakter. Er ftemmte fich feiner innerften
Überzeugung nach gegen jedent auch noch fo oerfchleierten Abfolutismus.
Sein Sinn für Freiheit und Gleichheit ging fo weit, daß
er einmal zu mir äußerte:
„Faft könnte ich mich für eine Gefellfchaftsordnung begeiflernf die
alle männlichen Kinder mit drei Jahren den Eltern wegnimmt und fie er-
zieht ohne daß fie jemals in die Familie zurrückkehren. Nur dem abfolnt
Tüchtigften unter abfolut Gleichen foll der Erfolg und die Zukunft ge-
hören. Daoon find wir freilich fehr weit entfernt in unferm Zeitaltert in
dem nur das Vrotektionsunwefen und der Vlutokratismue herrfchen . . ."
und ein andermal meinte er:

„Die welche fich auf Protektion verlaffem werden zwar im Staate
Preußen ein „großes Tier" - aber mcnfchlich bleiben fie Nieten. Worauf
es einzig ankommtx iftl felbft eine Kraft werdenz und dazu kann niemand
helfen. Das muß jeder fchon felbft beforgen. Sonft ift er nichts und
wird nie etwas werden."
Mit diefen Gefiunungein die er zu betätigen wiiufchte konnte er; bei
aller Anerkennung für Bismarcks Genie das fich ihm früher als manchem
andern in feiner überwältigenden Größe enthüllt hattez im wefentlichen
nicht übereinftimmen, Vor allem nicht in der inneren Politik des Reichs.
Troy einer häßliehen perfönlichen Kränkungf die Bismarck Herrn von
Roggenbach antat (in der Geffcken-Affairex verlor er nie den Maßftab in
der Beurteilung des großen Mannes. Er wiederholte mir oft:
„Ich habe für Bismarck ftets große Sympathie gehabt und war in
den meiften Punkten mehr mit ihm einverftanden als viele feiner Freunde,
Jedoch fein Mifztrauent befonders allem gegeniiber, was am Hofe vorging„
war geradezu lächerlich. Das gab er gelegentlich felbft zur wenn er feinen
Gemiitszuftand analhfierte.“
In einem Rückblickx den Freiherr von Roggenbach an feinem 80. Ge-
burtstag tat, fwrieb er mir in feiner rührenden Befcheidenheit:
„Ich darf mich nicht beklagenz nachdem das Leben mir wohl mehr
gegeben hat als den meiften meiner Zeitgenoffen und jedenfalls mehr als
ich gefucht und zu finden berechtigt war, So ift auch der Neffe der noch
auszukoften bleibtl falls er güuftig fälltr ein überfchüffig Eut- falls er un-
günftig„ nicht im Stande vorempfangenen Segen zu mindern. . . . Sie
nennen mein Gefchick tragifch . . . . Ich empfinde es nicht fo. Im Gegen-
teil fiihle ich danibar7 daß mein Leben von einer ausnehmend wohlwollenden
Fee geleitet und ein felten glückliches war. Zunächft habe ich es .ganz
nach meinen Neigungen geftaltet. Sehr frühl in Iahrein wo die
meiften meiner Altersgenoffen fich nach vollendetem Studium in untern
Späten abzumühn habe-nr bin ich fchont im Jahre 1848z mitten ins Ge-
triebe der handelnden Kreife getreten und habe von günftiger Stellung
Einblicke in dasfelbe tun können. Nicht fowohl in Preußen allein- als
auch in England und Frankreich. Das war fchon mehr- als ein Olu-
gehöriger von Klein-Baden ohne offiziellen Eharakterr fo jung an Jahren
erwarten konnte- ohne ganz wunderbare Schickfalsfiigung. Ich habe Staats-
dienft nie gefucht und fchon 1850 den Eintritt in preußifche Dienfte ab-
gelehnt- ohne daß ich es je bereut habe . . . Jeßt fchweigt man am
beften fiill. Meine Empfindung, mein Urteil liegt fo weit ab von den

bewegenden Stimmungen der gegenwärtigen Generation. Gewiß hat diefe
das Recht. zu fein und zu fühlen. wie fie es tut. und noch viel gewifier
wird ihr die Zukunft gehören. bis auch für fie der Ruf ihrer Epigonen
erfchallt: ..Fort von der Bildfläche. ihr antiquierten Geftalten."
Ju jungen Jahren verdiente Freiherr vou Roggenbach fich bereits
feine Sporen als Staatsmann, 1861 bis 1866 war er der leitende
Miuifter Bodens. Ihm verdankt feine Heimat den Namen ..Mufter-
Ländle“, Er verließ feinen Voften. da er fich zu weit für die Sache des
Auguftenburgers verpflichtet hatte. Die Bismarckfche Löfung der Herzog-
tümer-Frage eutfprach im Grunde Roggeubachs Auffaffung. wie alles. was
das Einigungswerk förderte. War doch fein Sehnen von Jugend auf
gerade die Neugeftaltung Deutfchlands unter Preußens Leitung mit Aus-
fchluß Öfterreichs gewefen!
Wer immer ihm näher trat. wurde vom Zauber feiner Berfönlichkeit
ergriffen, „Hoch“ und „niedrig“ gab es fiir ihn nicht. Daher waren
auch Menfchen aus den verfchiedcnften Kreifen feine Freunde.
Roggenbachs äußere Erfcheinung entfprach feiner innern Vor-
nehmheit. Die große fchlanke Geftalt. weit über das Durchfchnittsmaß
gewachfen. trug das Gepräge der Kraft und Gefundheit. In dcm edel
geformten Haupt mit dem üppigen. bis zum legten Tage vollen Haar.
blißten blaue Augen voll überlegenen Humors. Er blieb fich immer gleich.
Frühzeitig war diefer Mann geworden und vollendet - trotz des endlofen
Wiffensdranges. der ihn noch befeelte. als cr im 80. Lebensjahre fchrieb:
..Ich finde 48 Stunden Tageslänge (auftatt 24) noch zu kurz. um
nur einigermaßen nachzukommen dein. was nicht nur wiffeuswert. fondern
wiffeusnotwendig ift . . . .“
Das Kriegsjahr 1870/71 verlebte Roggenbach im Hauptquartier des
Kronprinzen.
Roggenbach ward 1871 die Begründung der neuen deutfchen Univer-
fität Straßburg übertragen. Hier hoffte er. der unbeirrbar freien Forfchung
auf allen Gebieten ein ernftes Emporium zu errichten. Als es ihm nicht
gelang. feines Geiftes Hauch durch die Statuten der neuen Schöpfung
wehn zu laffen. als Straßburg nur zu ..einer Univerfität mehr‟ in
deutfchen Gauen geftempelt wurde. zog fich Noggenbach fofort von der
Leitung zurück. Er hatte mehr als ein Heim. das ihn erwartete. Neben
Schloß Ehnerfahruau war es Segenhaus. wo er feines Goethe Lebens-
weisheit praktifch betätigen konnte; ..In der Gegenwart leben. heißt. eines
der berufenften Welträtfel löfen.“

Noggcnbachs Familie war feit dem 14. Jahrhundert im fiidlichen
Baden begütert. „Das eigentliche Familienhane". fchrieb er niir. „ftand
im Städtchen Schopfheim. „Ehnerfahrnau" war diefes zweite Heim feit
dem Mittelalter genannt2 wohl weil es „gegenüber" von Fahrnau- auf
der rechten Flnfzfeite der von dem allemannifchen Dichter Hebel befungenen
„Wiefe“ liegt. Die Familie war durch Reformatiom Schwedenkrieg und
franzöfifche Revolution vielfach umhergeworfen worden. Sie emigrierte nach
ihren im Bistum Bafel überrheinifch gelegenen Gütern. dann wieder zu-
rück. in ewigem Wechfel des Wohnfißes. So machte auch diefes Haus die
Wandlungen der Zeiten mit. Als fich mein Vater Ende der dreißiger
Jahre ane dem Militärdienft zurückzog. fnchte er einen Sommeraufenthalt
zu gründen. Dazu war das Stadthaus ungeeignet. Er kaufte das hiefige
Hofgut, das urfpriinglich eine Vropftei der Abtei St. Blafien gewefen und
nach der Seknlarifatiou in der Reformationszeit in verfchiedene Hände ge-
raten war. Ein vorhandener Stein fagtf daß Teile davon 1405 erbaut
wurden. Meine Eltern ließen es fiir ihren Zweck renovieren. und ich
fügte für mein Bedürfnis noch einiges any um BüGer und Bilder nnter-
bringen zn können. Wenn es fiir mich reichlich groß genug iftF bleibt es
doch noch immer ein anfprnchslofes Haus. Es hat keine Nachbarfchaft.
nur Wald nnd Wiefen. Alle Menfchenwohnungen find jenfeits des Fluffes
auf zehn Minuten Entfernung im gebirgigen Talkeffel. Der Turm und
die beiden unteren Stockwerke find alt - jedoch ohne jeden Spuk! " -
Ein zweites Heini war dem Unvermählten Segenhause der Witwen-
fin der Fürftin-Mutter Marie zu Wied. der großen Menfchenfretuidiin die
der felbftlofeu Hingabe diefes Mannns völlig wert war. Gemeinfam war
beiden eine Lebensauffaffung. die Freiherr von Roggenbach einmal mit den
Worten kennzeichnete: .f Die Aufgabe jedes Menfchen ift ese nicht fowoh(
für fich und fein Behagen zu leben- als andern fo viel hilfreich und
fördernd zu fein. wie es möglich ift. Der ernfte Menfch weiße daß feine
Aufgabe in der Nächfteniiebe ruhß und daß das eigene Leben nur deshalb
und dann wertvoll ifte wenn es Andern durch irgend welche Leiftnngen
nützlich wird feien es nun große oder winzig kleine . . .“
So betätigte Roggenbach in! perfönlichen Leben diefelbe Selbftent-
änßeinng die feine öffentliche Laufbahn verlangt hatte. Es war die
nämliche Tragik des Schickfals: ihm wurde das Höchfte verfagt. Die ein-
zige Frau, deren Wefen fich mit dem feinen ergänztex konnte nicht feine
*Gattin werden. Keine Häuslichkeit, keine Nachkommcnfchaft erblühte dem
Für Fainiliengliick Empfcinglichen.

Stets wies er mein Bedauern über fein karges Los milde zurück:
„Auch meine Beziehungen zur Wiedfchen Familie kann ich nur als eine
ungefuchte- glückliche Wendung meines Lebens empfinden. Sie begannen
bei meiner Begegnung mit dem Fiirften Hermann auf dem Reichstage in
Erfurt 1850 und haben nie aufgehört- wenn fie auch oft lange unterbrochen
wurden- z, B. die fünf Jahre, in denen eine Art Ehrenverpflichtung mich
wider Neigung und Wunfch zum Eintritt in badifche Dienfte nötigtex von
1861-66, Während diefer Zeit ftarb Fürft Hermann in Wadern und als
er auf dem Totenbett tagt verfprach ich ihm noch einmal- feine Witwe nicht
zu verlaffen. Er fah ihre frhwierige Lage fehr genau voraus. Ich habe
dann während 40 Jahren der Fin-film die ich wegen ihrer feltfamen Eigen-
frhaften hoch verehrta eine ftete Stütze fein können. Das ift kein tragifches
Gefchickt fondern ein feltenes Glückt fiir das ich ftets dankbar fein muß.
Ich habe fehließlich auch das günftige Gefchick gehabh daß die Fiirftin vor
mir fterben durfte- nicht umgekehrt- daß fie nicht einfam- hülflos und ver-
laffen znrückbleiben mußte was ihr fehr fchwer gewefen wiire- nachdem fie
an mein teilnehmendes- ftiißendes Miterleben gewohnt war. Ich wundere
inirh gar nichh wenn man das Verhältnis- in dem ich zur Fiirftin fiandi
abnorm findet. Das war es auch. Ia ich felbft fnche nach einem Ana-
logon. Ihre Verfönlichkeit allein erklart alles. Wer fie kanntei wunderte
fich nicht. Ich war ihr in ihrem arbeitsvollen fchweren Leben behülflirh-
ohne je Einfluß anzuftreben oder zu haben. Bis zuleßt blieb fie fo„ wie
Sie fie aus den Niederfchriften ihrer Jugendjahre kennen gelernt haben?)
fiets an fich arbeitendr fie-ts jede Regung des Herzens nnd der Gedanken
am Maßftabe der Pflicht gegen Andre meffend, In ihrer Natur lag völlige
Selbftvergeffenheitx Hingabe an die fittliehe und geiftige Förderung ihrer
Umgebung. Als ich der Familie näher trat (Ende der fünfziger Jahre)
ging die Fiirftin in der Sorge für ihre zahlreichen Patienten und in der
Pflege für ihr armes Kind und den ftetig leidender werdenden Fürften auf.
Erft fpc'iter- nach meiner Karlsruher Epifode (1860-1866)- den Vhafen
des Zollparlaments- .der Straßburger Univerfitätszeit und des Reichstags-
mandats (von 1871-74) war mir ein mehr ftetiger Aufenthalt in Segen-
haus ermöglicht, Freilich auch dann noch mit langen Unterbrechungen-
Ich habe auch nicht- wie Sie glauben- auf die Entwicklung der Fürftin
eingewirkh denn ich fand fie als fertig abgefchloffenem zielbeivußten Charakter
vvri mit feften Grundfäßenr Lebensanfchauungen und Lebensidealen. So

*) Das Material fiir mein Buch: „Marie Fürftin-Mutter zu Wiedf Vrinzeffin von.
Nauen“, Leipzig 1905 bei Haberland, verdanke ich Roggenbach,

in der Führung ihres äußeren Lebenst im täglichen Tun nnd Laffen wie im Wichtigeren.
Ich habe ftets nur non ihr gelernt- von dem erften Tage. meiner Be-gegnung mit ihr _- bis zum Sterben. Leichter und erträglicher habe ich ihr das Leben zu machen gefuchtf indem ich ihr vieles abnahmi alles mit ihr teilte„ was ihre Leiftungsfc'ihigkeit erhöhte. Doch in keiner Weife war damit *eine Beeinfluffung verbunden- die mir gradezu eine Verfündigung, eine Art Sakrilegium gefchienen hätte.“ -
Nach alter Germanen-Art fah Freiherr v. Roggenbaeh in der Fran eine höhere Abart den Menfchen: „Ein Weib ift immer beifer als ein Manni weil unbewußter.“
Vom Jahre 1874 bis zu feinem 1907 erfolgten Todei der ihn iu voller geiftiger und körperlicher Nüftigkeit traf- ift Noggenbach nicht mehr in die Öffentlichkeit getreten. Wenn die bei Kaifer Friedrichs Regierungs-antritt erlaffenen Vroklamationen auch feines Geiftes waren, das Publikum erfuhr es erft fpciter. Fürft Bismarcks Zorn entlud fich 1888 gegen Ge-heimrat Geffcken. Eine Hansfuchung fand bei Freiherrn von Roggenbach ftatt. Er fchrieb mir 1903 aus Ehnerfahrnau darüber mit feinem un-uerwüfilichen Humor:
„Seit eines fchönen Tages der felige Bismarck in dem törichten Verdachh er könne etwaige Geffcken belaftende Beweife bei mir finden- in meiner Ab-wefenheit durch einen Schloffer hier meinen Schreibtifch aufbrechen ließe bin ich darin beftärkt wor-dein keine empfangenen Briefe aufzuheben. . . . So befiße ich auch keinen einzigen Brief der Fiirftin, Die letzten, die ich hier empfing ehe icht wie alljährlich zu Weihnachten nach Segenhaus ging-verbrannte ich vor meiner Abreife 1899. Dann kam 1900 der erfte Schlag-anfalli und ich blieb daf bis zum Ende. Nicht einmal einen einzigen Brief von ihr mehr, . . X*
Während der 99 Tage der Regierung Kaifer Friedrichs war Freiherr* von Roggenbach zum leßten Malin Berlin, Das Kaiferpaar hatte ihn berufen. Seine Hoffnungen auf eigne Wirkfamkeit iin Staat waren nun tief in die Erde oerfenkt. Doch er nahm nach wie vor lebhaften Anteil an jeder Aeußerung des öffentlichen (Heiftes„ an jeder Negung des Volkswillens. Auch nachdem ihm 1902 die edle Freundim die Genoffin feines Seelen-lebensx entriffen worden. Mehr als zwei Jahre hatte er in Treue ftündlich ihr Leiden erleichtert- fie keinen Augenblick uerlaffen.
Nach ihrem Tode kehrte er nie wieder nach dem Rhein zurück. Bei feinem Abfchied hinterließ eri ohne fich zu nennenx den von der Fürftin

begründeten Anftalten ein bedeutendes Kapitalt aus deffen Zinfen alljährliche Pilger-fiihrten zur Ruheftätte der hohen Fraut inmitten von Waldesgrün- zum fröhlichen Gedächtnis unternommen werden fallen.
Er zog für den Winter in ein Familienhaus in Freiburg i. B.f im Sommer war er in Ehnerfahrnau. Und geiftig war er mitten im Leben.
„Aue verhängter Barterreloge" - fchrieb er -- „die Akteure auf der »Bühne zu beobachteih wie fie felbft gefällig dahin fchreiten auf hohen Kothurnen und Reden haltent die fie für geiftreich und welterfehiitternd halten- wie fie die fcharfgefchliffenen Schwerter theatralifch fchwingen. das hat auch feinen Reiz . . . Freilich ftellt fich auf das plauditet da6 uns oernehmlich zugerufen und erwartet wirdt leider oft ein herz: und nicrenerfchütterndes Gelächter ein.“
Ader er verzweifelte nie an der Zukunft. Einmal meinte er: „Das fchlimmfte ift das in Deutfchland fo oirtuoe betriebene Totfchweigen- das mit der oieloerbreiteten Charakterlofigkeit zufammenhängt und mit der Gewohnheih ohne eignes Urteil bloß dem Herdentrieb zu folgen . . . Wir haben unfre Hoffnungen auf die künftige Generation gefeßt, „Noch am Grabe pflanzt er die Hoffnung auf.‟ Zur Zeit find wir kein Kulturoolk.
Den herrfchenden Jdeen nach eher das Gegenteil. Seit der Größenwahn der inhaerenten Brutalität des deutfchen Nationalcharaktera zum Durchbruch geholfen nnd die angeborene Servilität und das Lakaientum ausgelöft hat . . . Mit dem Bebrüten von Windeiern follte ein ernftea Volk wie das deutfche fich nicht abgeben. Oder find am Ende die modernften Deutfchen nicht ernft zu nehmen? Ich glaube- die alte Welt geht nach ewigen großen Gefecenr nicht nach den Rezepten von Kurpfufchern , . . Ich habe den ganzen Vormittag Obftbäume gefeßt, deren Früchte ich nicht mehr genießen werde. Dies beweift- daß ich mit nahezu 80 Jahren noch derfelbe Tor geblieben- der ich von jeher war und der den einzig wahren Lohn eines lobenswerten Lebens in der innerlichen Vollwertigkeit deffen erkannte was gefchaffen wurde. So fehlen die befriedigenden Freuden niet wer auch die Ernte einheimft . . . Jch weiß nun fehr wohl, daß in neuefter Zeit die Sitte eingeriffen iftt kaum daß zwei Augen fich gefchloffen haben, die ganze Hinterlaffenfchaft an Brieffchaften fiir oogelfrei zu erklären und den literarifchen Strandpiraten als Beute ausznliefern, unter der Flagget folche feien dem hiftorifchen Gemeindefiß verfallen. Die notwendige Wirkung diefer Unfitte wird feinf daß das freie Sichgehenlaffem der Hauptreiz dee. Briefen iiberhaupt aufhören muß und nur noch gemachte Briefe auf den Markt komment die die Lüge unfers derzeitigen gefellfchaftlichen

Lebens um eine weitere vermehren. Wo eine Korrefpondenz öffentliche. wiffenfchaftliche und künftlerifche Gebiete umfaßtx mag eine Ausnahme zu-läffig fein. Aber die neueften Veröffentlichungen haben vielfach die Grenze des Zuläffigen überfchritten . . . Ich habe nun auch die Hohenlohe-Me-moiren durchgelefeu und habe nichts in ihnen gefunden. was nicht der mit-lebenden politifchen Welt bekannt war, Mit den wenigen Ausnahmen gelegentlicher Bismarckfcher Ergüffe über auswärtige Beziehungen. Bismarck war dergeftalt unter der Herrfchaft feiner Stimmung von Haß und Liebe gegen einzelne Verfonenr insbefondere auch der Menfchen. mit denen er gerade fprach. daß er im Stande wart an ein und demfelben Tage die fich* widerfprechendften Orakelfprüche abzugeben" . . .

Als ich ihn batz feine Erinnerungen niederzufchreiben- erwiderte er: Sie haben über meine „Schreibgewandtheit" gefprochen. Ich bin mir nur allznfehr bewußt. wie mir gerade diefe Gabe fo ganz verfagt ift. In mündlicher wie in fchriftlicher Wiedergabe der Gedanken bin ich abfolut un-beholfen. Dies ift die natürliche Folge meiner kritifchen und fkeptifchen Veranlagung. Ich fühle in jedem Ausdruck das Unzutreffendey ja in jedem. Gedanken. der den Ausdruck fucht. das Falfche. Wie kann daraus ein leichter. fließender Stil entftehen? „Hier ftock ich fchonf wer hilft mir weiter fort?" ift meine Devifer wie fie die des guten Doktor Fauft war. ehe er fein Lebensexperiment unternahm. Alfa für jede Schriftftellerei bin ich verderben. Vollends für Memoiren. Aus dem guten Grundh weil ich wohl manches erlebt und beobachtet habe. jedoch nur Weniges durch deffen Kenntnis der Welt genäht würde. Die Selbfttäufchungf dies Wenige für* wichtig zu haltenr habe ich nie befeffen. Die Berliner Reptilien wiffen alles-ohnedies beffer. und man täte Unrecht. ihnen den Spaß zu verderben..."

Und fein Glaube? Er entgegnete mit: . . . Sie glauben zu wiffen von der Pflanze (mit der Sie fich vergleichen) und vonder ganzen gefchaffenein entftandenen Welt. daß fie aus dem Nichts entftanden und in das Nichts zurückfällt. Das alles weiß ich nicht. Weder wie das Werden ward. noch wie das Vergehen fein wird. Mehr noch: Ich will es auch gar nicht wiffen. Nur eine ift gewiß. daß es nicht das „Nichte" fein wird. Alles. was vor dem „Werde" war, mit dem die unendliche Vielheit des Seins entftand und fortwährend entfieht.wird anch nachher fein. Das ift aber nicht das ruhende „NichtsCfondern das ewigLeben Schaffende. Indem Sie gegen diematerialiftifche Auffaffung fich auflehnen und gegen die- welche fich die Kraft alles Seins als alten Mann mit dem weißen Bart aus der Firma „Gott ab Co." vor-ftellen, können Sie unmöglich zu dem ganz nnwiffenfchaftlihen Nefultat

kommen. nur dem Zufall in willkürlicher Ordnung der Atomenelemente die
Leitung der Weltenwerkftatt zuzuweifen. Der „Zufall" in diefer Denkformel
muß aufgelöft werden. Mit dem X ift es nicht getan für philofophifches
Denken. und weder mit dem Zufall noch mit der Verlegenheitsformel des
..NW-3“ ift geholfen. Im Gegenteil. dies bedeutet eine logifche Bankrott-
Erklärung. die doch nicht menfehenwürdig wäre . . . Ich glaube an eine
„Seele“. wenn auch Virchow meint. bei taufeud Sektionen habe er keine
gefunden.
Freiherr von Noggenbach bedauerte es nicht. daß es ihm verwehrt
worden. Einfluß auf unfer Staatswefen ansznüben, wenn er auch fchrieb:
..Es ift wehmütig. zu konftatieren. wie ganzen Gcfchlechtern das moralifche
Rückgrat gebrochen ift. Und wie natürlich ift da Ihr Gefühl der Verein-
famung . . . Ich bin mein Lebelang ein Eiufchichtler gewefen. fahre fort.
der alte verfchliffene Wanderer zu fein. und fo werde ich auch der Grube
entgegengehn . . ,“
Was e r jedoch nicht bedauerte. werden Viele nie aufhören. zu beklagen:
daß diefes Mannes hohes Wollen und Können der Allgemeinheit ver-
loreu ging. Mike Kremniß.

Geheimer Oberbaurat Lanner
Vortragender Rat im Königl. Minifterium für öffentliche Arbeiten:
Der Umbau des Königlichen Opernhaufes
in Berlin
Das Königliche Opernhaus wurde in den erften Regierungsjahren
Friedrichs des Großen von 1740-1742 von G. V. von Knobelsdorf
errichtet. und zwar zunächft als ein prächtiger Saalbau zur Veranftaltung
non Hoffeften. bei denen auch kleinere italienifche Opern aufgeführt wurden.
Der Bau ift äußerlich wenig verändert auf unfre Tage gekommen;
nur die Freitreppen der Seitenfronten haben den fpiitern Ausbauten weichen
inüffen. Der Znfchauerraum hatte vom Anfang an die elliptifche Form
und zeichnete fich durch eine gute Akuftik aus. .Das Vrofzenium war noch
ohne Logen und feßte feine Säulen-Architektur auf der Bühne fort. die
noch keinen Schnürboden hatte.
Im Jahre 1787 ließ Friedrich Wilhelm der ll. das Haus durch
C. G. Langhans den Älteren. dem Berlin auch das Brandenburger Tor ver-
dankt. zur Hofoper umbaun. Hierbei erhielt der Zufchauerraum ein
fchönes Vrofzenium und eine große Hofloge.
Nach der Feuersbrunft in der Nacht vom 18. zum 19. Auguft 1843
fand die Wiederherftellung durch C. F. Langhans den Jüngern ftatt.
wodurch der Znfchauerraum und der ,.Apollofaal" an der Lindenfront.
diefer in Anlehnung an feine urfpriingliche Formenfprache. ihre heutige
Geftalt erhielten. Zur Verbefferung des Betriebes wurden die Vorbauten
an den Seiten mit fchmalen. innern Treppenhc'iufern aufgeführt. und im
Jahre 1869 wurde durch denfelben Architekten der füdliche Anbau an das
Garderobenhaus errichtet.
Der große Wiener Ringtheaterbraad im Jahre 1882. der zu einer
gründlichen Unterfuchung aller Berliner Theatergebc'iude führte. ergab. daß
auch das Königliche-Opernhaus den Forderungen nach Feuerficherheit und
rafcher Entleerungsfähigkeit bei weitem nicht entfprach,
26).

Launer Umbau des Königlichen
Nachdem dann auf Grund der neuen Theaterhauordnung vom Jahre
1889 die bedenklichften Mängel abgeftellt waren- entftanden 1891 bereits
Entwürfe zu einem Nenbaur die j.-'roch bei der ungünftigen Finanzlage
einftweilen zurückgeftellt wurden,
Da fand Ende des Jahres 1903 die Kataftrophe im Iroauois-Theater
in Chikago ftatt- und auf allerhöehften Befehl wurde das Opernhaus ge-
fchloffen. Mit der Unterfuchung und Verbeffernng des Gebäudes wurde ein
aus Vertretern der beteiligten Minifterien gebildeter Ausfchuß betrautr der
fich zu dem auf wenige Jahre berechneten Notbehelf entfchloßr Sicherheits-
wege fiir die im Haufe befindlichen Verfonen durch Anfügung äußerer,
eiferner Galerien und Treppen zu fchaffen. Man war fich klar darüber-
daß bisher allein die umfichtige Bühnenleitungf bie gute Disziplin der
Bühnenangeftellten und der mit befonderer Sorgfalt geübte Überwachungs-
dienft der Feuerwehr Unglücksfälle verhütet hatten und daß befriedigende
Zuftände nur von einem Neubau zu erwarten wären. Das kann weiter nicht
Wunder nehmen- wenn man bedenktf daß das Gebäude das urfprünglich
fiir Feftlichkeiten und Aufführungen mit befchränkter Verfonenzahl befiimmt
warr fich zu einem großen Opernhaus mit 1500 Zufchauern und dem um-
fangreichen fzenifchen Apparat Meyerbeerfcher und Wagnerfcher Opern ent-
wickelt hat.
Die 6 Jahre, die fett den legten Sicherheitsmaßregeln vergangen find,
haben bei fortfchreitender Abnüßung des Gebäudes und feiner Einrichtungen
die bedenkichen Zuftände befonders im Bühnenhaufe fo verfchärftr daß alle
beteiligten Behörden zu der Überzeugung gelangt find: der Zuftand des
Bühnenhaufes fchließt feine weitere Benuhung aus.
Um nun die Vorftellungen des Königlichen Opernhaufes bis zur
Errichtung eines Neubaues wetterzuführen, würden fich drei Möglichkeiten
bieten. Zunächft käme die Mietung eines andern Theaters in Berlin in
Frage. Gegen diefen Gedanken fpricht aber die ungünftige Lage der wenigen
in Betracht kommenden Gebäuder die durch verminderten Befuch erhebliche
Ausfälle an Einnahmen herbeiführen würde- wiihrend große Aufwendungen
teils durch die Miete, teils durch bühnentechnifehe Einrichtungen notwendig
wiirden. Das Krollfche Theater muß hier ausfeheiden, da an feiner Stelle
das neue Opernhaus errichtet werden foll, Zweitens bliebe die Errichtung
eines Interimstheaters zu erwägen, Abgefehn von der Blaßfrage tft aber
auch diefer Plan aus dem Grunde nicht weiter verfolgt wordenr weil die
Errichtung eines interimiftifehen Baus eine zu lange Zeit und einen
Koftenaufwand von mehr als 11/, Millionen Mark erfordern würde. Als

Edouard Wanet
Die ErfehieÃŸung des
AaiferZ Maximilian
Hu unferm Auffatz
â€žBerliner LinnftfrÃ¼hlingâ€œ

Opernhaufes in Berlin Launer
finanziell und betriebstahnifa) befter Ausweg ift der vorübergehende Umbau
des Bühnenhaufea im alten Opernhaufe gewählt worden; er geftattet nach
kurzer Zwifihenzeit die Fortführung der Vorftellungen am gewohnten Vlaß
bis zur Überfiedlnng in den Neubau.
Demgemäß find in einem Nachtrag zum Staatehaushalisetat fiir das
Eiatsjahr die Mittel zum Umbau des Viihnenhaufes gefordert worden.
Tiefer Umbau foll die lmuptfachlichftcn Mißftändet die durch alle bis-
herigen An- und Umbauten nicht befeitigt werden konnten, wenigftens fo-
weit milderm daß ein geficherter Betrieb des TheaterZ auf einen Zeitraum
von 8-10 Jahren gewährleiftet werden kann.
Am bedenklichften find jeßt die mangelhaften Ausgangsberhiiltnifie der
Bühnet die feitlich bis an die Außenwände heranreicht und bei der uor-
handenen bühnentechnifchen Einrichtung hier keine Ausgänge haben kann.
Die Biihnenarbeiter muffen fich wegen des Mangels an andern geeigneten
Räumen in den engen Fenftemiifchen zwifchen Verfaßftücken und Dekorationen
zufaminendrängen. Bei dem Fehlen von umlaufenden Flureu und Bühnen-
ern*eiterungen find die bei großen Opern mitwirkenden 400-50() Werfonen
wahrend der Darftellung auf die engen Gaffen zwifchen den Kuliffen und
Hinterhängern und bei der Entleerung der Bühne allein anf den mittelften
Ausgang nach der Riickfeite des Haufe() angewiefem der gleichzeitig fiir die
Einbringung der Dekorationenl Verfaßftiicke- Pferde ufw. dient und außer-
dem die Verbindung mit den Garderobenräumen in 5 Gefehoffen herftellt.
An diefen Zuftänden trägt auch die geringe Höhe des Bühnenhaufes Schuld
die ein glattes Aufziehn der Dekorationen nicht geftatieh vielmehr durch
befondere Zugvorrichtungen ein gleichzeitiges Raffen und Zufammenfalten
notwendig macht, Eine Erhöhung des Daches hat da wenig geholfen,
Die große Zahl der Züge bedeät die Seitenwände der Bühne und macht
hier die Herftellung von Ausgängen unmöglich; außerdem entfteht durch die
gerafften Leinwandmaffen ein deckenartiger Abfchluß über dem .Bühnen-
raumt der im Falle eines Brandes den Abzug des Manches nach den hierzu
beftimmten Öffnungen de. Daches verhindert und ihn zum Eindringen in
dae Zufchauerhaus zwingt.
Der vor bald 30 Jahren befchaffte eiferne Vorhang der wichtigfte
Schuß für die Zufchauer beim Ausbrechen eines Bühnenbrandest ift nicht
nur in feiner Konftruktion veraltete fondern findet auch in der fchwachen
Bühnenhauswand infolge Schwankungen bei feiner Bewegung keine fiehere
Führung fodaß ein Feftklemmeu beim Herablaffen wiederholt vorge-
kommen ift.

Umbau des Königlichen Opernhaufes in Berlin
Die vor 23 Jahren angelegte elektrifche Beleuchtung ift veraltet und entfpricht nicht den Simcrheitsoorfchrifteu des Verbandes Deutfcher Elektrotechniker; die Leitungen find vielfach uur umklöppelt und in Holzleiften verlegt. fodaß Kurzfchlüffe mit austretenden Feuergarben nicht zu den Seltenheiten gehören.
Zwei über dem Brofzenium liegende Buchbinder find fchadhaft; der eine ift in der Mitte gebrochen. der andre durch Wurmfraß gefchwächt.
Außerdem find die zu den Ankleideräumen der Darfteller führenden Treppen nach ihrer Lage im Innern des Gebäudes und nach ihrer nicht feuerficheru Bauart als Rückzugswege im Falle der Gefahr ganz ungeeignet.
Aus diefen Gründen hat der Umbau des Bühnenhaufes und die Schaffung eines den polizeilichen Mindeftauforderungen entfprechenden Zuftandes in Ausficht genomen werden müffen. Hierbei kommen namentlich in Frage:
1) die Schaffung ausreichender Ausgänge mit feitlichen Anbauten für Flure und Treppen.
2) die Erhöhung des Bühnenraumes zur Herftelluug eines den Forderungen der Sicherheit entfprechendeu Schnürbodens mit eifernem Dachftuhl darüber.
3) die Erneuerung der elektrifchen Anlage nach den Forderungen derGegenwart.
4) die Herftellung einer fichern Trennungswand zwifchen Bühnen- und Zufchauerraum und die Erneuerung des eifernen Vorhangs.
5) die Sicherung der oben erwähnten Dachbinder.
6) derErfaß der nach den Ankleideräumen führenden Treppen durch feuerfichere.
Die durch die Erhöhung des Bühnenraumes und feine feitlichen Anbauten einiretende Anderung der äußern Erfcheinung des Gebäudes muß ertragen werden. weil es fich nur um einen vorübergehenden Zuftand handelt. Es ift darauf Bedacht genommen worden. daß der Aufbau bei Zurückverfehung in den urfprünglichen Zuftand und Wiederbenußung des Haufes als Konzert: und Repräfentationsfaal in einfacher Weife wieder entfernt und die Herftellung des Daches auf dem bisherigen Hauptgefims erfolgen kann.
Die Gefamtkoften des in der Zeit vom 1. Mai bis zum 1. November d. Js. auszuführenden Umbaus find rund auf 900000 Mark veranfchlagt worden; die Ausführung foll durch Organe der Staatsbauverwaltung erfolgen.

Gottfried Keller:
Lied an das deutfche Volk
Ein unbekanntes Gedicht
Mitgeteilt von Dr. Van(Meintel (Zürich).
Im Mai 1840 überfchritt Gottfried Keller. ein Zwanzigjiihriger. zum
erfteumal die Grenzen feiner Heimat und wandte fich nach Deutfchland.
Nachdem fein Genius ihm den Ausweg gefchaffen. Maler zu werden. war
für ihn die Richtung zur Kunft eingefchlagen. Er wählte Miinchen als
Stätte feiner Ausbildung. Damit folgte er nicht etwa dem Zufall. fondern
der Stimme feines Innern. die ihm gebot. d e u t f ch e s Wefen. de u t f ch e
Kultur und Kauft in fich aufzunehmen. Die Begeifternng des jungen
Keller für Deutfchland. feine Neigung und fein Gefühl der Zugehörigkeit
zum deutfchen Volke leuchtet uns am ftürkften aus der erften Faffung
feines ..Grünen Heinrich" entgegen. Der griine Heinrich. der fich froh-
gemut auf die Wanderfchaft nach Deutfchland begibt. ..hatte nur mit Vor-
liebe und einpfc'inglichem Gemüt das Bild in fich aufgenommen. das
Deutfchland durch feine Schriftfteller von fich verfertigen ließ und über die
Grenzen fandte. Das nüchterne. praktifche Treiben feiner Landsleute hielt
er für Erkaltuug und Ansartung des Stammes und hoffte. jenfeits des
Rheins die urfprüngliche Glut und Tiefe germanifchen Lebens noch zn
finden." Als er feinen Fuß auf dentfchen Boden feßte. war ihm. als
träte er in einen großen. alten Zanbergarten. in dem er ..als ein will-
kommener Wanderer köftliche Scheiße holen und wieder in feine Berge zu-
riicktragen dürfe." Eine deutfche Kunftftadt war das Ziel Kellers und des
grünen Heinrich; denn ..er fchwärmte nur fiir deutfche Kunft. von welcher
er allerlei Wunderfames erzählen hörte. und oerachtete alles andre."
Dritthalb Jahre weilte Keller in München; „ohne etwas geworden zu
fein". wie er felbft von fich gefteht. trat er im November 1842 den
Heimweg an. Arm und ausfichtslos. durch mehrfaches Unglück geknickt,
kam er zu feinem fehnenden Mütterchen nach Zürich zurück, Aber troß

der unfäglichcn Leiden und Entbehiungem die ihm die Münchner Tage
gebrachtr war feine Liebe zu Deutfchland und zum deutfchen Volke nicht
erkaltet. Deutf-hlaud war uud blieb fein „zweites Heimatlandtß das
„Land der Sehnfucht." So begreifen wirf wenn Keller fechs Jahre
fpäter- als er daran dachte- feiner liickenhaften wiffenfchaftlichen Ausbildung
aufzuhelfenr daß er fich nicht den Orientr fondern wieder fein liebes
Deutfchlandr „wo Tüchtigkeih Kraft und Licht iftt'r als Reifezicl erwählte,
Seine Studienzeit änderte nichts an diefem Verhältnis. So erklärt
es fich dafi er- in die .Heimat zurückgekehrh immer nom warmen Anteil
an Wohl und Weh feines Nachbarvolkes nahm. Mit gefpanntem Jnterefie
verfolgte er die politifchen Strömungen der Vierziger Jahre7 der Zeitr wo
fich der Geift der Freiheit in mächtigen Wogen iiber Deutfchland-ergofz.
Naturgeniiifz mußte fich diefe Teilnahme in feiner lyrifchen Produktion
wiederfpiegeln. Keller fand feine Vorbilder in deu politifchen Dichtungen
eines Herweghx Freiligrath und Anaftafius Grün. Eigentümlich ift dabei
fein Bemiihn, bei aller Begeifterung für Deutfchtand Schweizer zu bleiben.
In mehreren Gedichten äußert fich diefes Streben, fo auch in dem bekannten „Gegenübei*":

„Wohl min daß ich dich endlich fand-
Du ftiller Ort am alien Rheiiu
Wo ungeftört und nngekannt,
Ich Schweizer darf und Deutfcher fein.“

Wie der Dichter Schweizer und Deutfcher zugleich fein willF dariiber
gibt er fich in dem Gedichte „Mein Lied an das deutf>fe Volk" Rechenfchaft, Diefe bisher nicht veröffentlichte Dichtung findet
fich in einem Skizzenbuch Kellers (Stadtbibliothek Ziirichx das neben tagebuchartigen Notizen Zeichnungen und Gedichtentwiirfe in buntem Wechfel
enthält. Sie trägt das Datum 10. Februar 1844 und lautet:

Mein Lied an das deutfche Volk

Vernimm den Gruß von meiner Berge SGwß,
Geliebtes Nachbaroolty o deutfches Volk]
O deutfches Volt?r lo kindlichr doch fo groß!
Ein Maienhimmelr eine Donnerwolk'!
O möchte mir ein einfach Lied gelingenr
Es klingt fo rauh- im hohen Felfenfaall
Doch- fend' ich's dir auf leichten Lenzesfchwingen,
Vielleicht fteigt milder es zu dir ins Tal.

Wie oftx wenn ich am jungen Rheine faß-
Und mit der Seele folgte feinem Lauf-
Gefchalf's daß ich die Heimat hier vergaß
Und ihrer Urgebirge Riefenknauf,
Schmolz hin vor meines Herzens heißem Sehnen-
Ich fah entzückt ins ebne Land hinaus
In's Land der Sagen und der Liebesträneni
In's hoher weite, deutfche Dichterhaus.
Dann wach" ich wohl! Du fchöneri grüner Rheinl
O könnt ich mit dir in die Fremde gehnl
Könnt ich ein Schiffer deiner Wellen fein„
Mit dir das liebei fromme Deutfchland feh'n!
Wie wollt ich fröhlich feine Frauen grüßenx
Vor allen wiirdeoolh fo ftark und zart!
Mit Andacht feine grauen Dome kiiffeu
Und mich erfreu'n an feiner Kunft und Artl
Der Erde Wiinfche reifen all' zur Zeit;
So fah ich mich mit leichtem Wanderftab
Bewundern deine milde Herrlichkeit-
Ein reichgefchmücktes- rofenduftend - Grab!
Und auf dem Grabe ftanden vierzig Throne-
Als vierzig Leichenfteine- fchwer von Erz!
Auf jeglichem lag eine goldne Kroneh
Die drückte ihre Zacken in dein Herz!
Doch bang, wie wenn am Allerfeelentag
Verwaifte Söhne an den Gräbern knieny
Doch bang und bebend eine Totenklag'
Sah ich empor zum blauen Himmel fliehnl
Das waren deine Sänger- deine Weifen-
O dentfches Volki die um dich trauertenl
Die klirrend da mit ihrer Ketten Elfen
Dein altes„ großes Grab umfchauertenl
Da fragt' ich laut! Erfcheint kein Offering-
Der diefes Grabes Hülle fprengen kann?
Der diefen Riefenleichnam wecken mag
Aus feines Todes fchwerem Schlaf und Bann?
Und mir erwiderte ein füßes Flüfterni
Das fäufelt aus dem Blütenduft hervor.
Verborgner Flamme fchlug ein heißes Kniftern
Zu mir herauf und an mein laufchend Ohr!

Und ich erkannte: Jat du bift ein Grab!
Jedoch ein Grab ooll Auferflehungsdrangl
O deutfches Volta ich ruf' es dir hinab-
Und mifche mich in deiner Seher Sang!
Dir werden noch die Ofterglocken fchallent
Wie einem Volke nie geklungen find!
Dein ftill Ergeben hat dem Herrn gefallen-
Und hoch erheben wird er dich fein Kind!
Hier oben wird'S der Freiheit bald zu engf
Sie fucht zu fprengen ihren Felfenfarg!
Der reifen Jungfrau wird der Gurt zu eng
Des Rheins, der ihren Reiz dirt Dentfchlandt burg!
Sind keine Alpenrofen zugefchwommen
Euch dort- ihr Jünglinge am Niederrhein?
Habt ihr noch nie des Alphorns Klang oernommen
Jn ftiller Nachtx bei hellem Sternenfchein?
Wir haben euch das Mägdlein treu gepflegt
Durch manch Jahrhundert und oft kummeroolll
Auch eure Freiheit haben wir gehegtf
Die einft von unfern Bergen roll.
Wir greifen todeskühn zu Schild und Degen-
Wenn unferm Wappen deutfche Knechtfchaft drohtf
Wie gerne woll'n wir auf dem Altar legen
Der Einenfreiheit unfer Weiß und Brot!
Jch grüße dich. o Deutfchland lieb und traut-
Ein Weilchen fchlunnnre noch in guter Ruh't
Wenn meine Hoffnung auf den Stranden bautf
So wendet dir fich meine Liebe zul
Und muß died Lied nicht deutfchen Klangs erklingen?
Jft nicht mein innres Denken deutfches Wort?
O Hoffnung Hoffnung nur vor allen Dingen.
Die Form oergehtt die Zeitt die Zeit eilt fort.

Felix Braun:
Der Schatten des Todes Roman
Cane-(gn: ber 8. Zebatttä'ncterä Zehlexfxcber Mering-runden“, Left-'n 7970
F o r tf e ß u n g

Viertes Kapitel

Im Juni fuhr ich nach Münchem meine Schwefier Angelika zu be-
fucheut die ich feit ihrer Hochzeit nicht gefehen hatte. Sie erwartete mich
am Bahnhoft es war ein fchöues und ftilles Wiederfehen. An Erzählungen
gab es keinen Mangel- die lampenhellen Abende dehnten fich weit in die
Nacht hinein. Angelika und Gnftav faßen nebeneinander auf dem Sofay
ich hatte den Seffel zum Klavier gerückt und erzählte. Und Wien ward
lebendig in der fremden Stadt, Erinnerungen tauchten auf„ Jugendzeit
und Kindheit wurden wach und gingen wie Schatten durch das Zimmer.
Das war luftig weit und auheimelnd, Möbel- den unferen ähnlicht ftanden
an den Wänden, Bilder geliebter Menfchen hingen überall! Meine Mutter-
wie fie ganz jung wart und der Vater in feinem legten Jahr. Aber
fonderbar: all dies ftimmte mich nicht traurig und gemahnte mich nicht an
das SterbenF fondern es rief mich mit kaum hörbarer Stimme - zum
Leben. Dunkel fühlte ich bloß das Glück des Zufammenfeins in Räumen
voll geliebter Gegeuftända die der gemeinfame Befiß heimlich wertvoller
machß daß es größere Freude bereiteh auf fie hinzuweifen und zu fagen:
dies tft unfer. Eine Sehnfucht wuchs mir immer tiefer ins Herzf und ich
wiinfchte mir nichts fo fehr wie die Frau für das Heim.
Ende Auguft nahm ich Abfchied. Ich wäre gern noch geblieben, denn
*ich hatte die Stadt liebgewonnenx und ich hatte das Gefühlf daß der
Herbft in ihr fchön fein mußte, Aber etwas drängte mich aus ihr heraus-
in die Einfamkeit zurückl aus der ich gekommen war.
An der falzburgifchen Grenze liegt ein Dorft nahe der Stadt Salz-
burg felbft. Darin nahm ich Aufenthalt. Hart am Wald ftanden ein

paar bunte Häufer. eine Mühle ging am Fluffe. das übrige war Ebene
und Himmel. .Dort verbrachte ich eine frohe Zeit: ganz ftill war es um
mich und in mir. Ich ging am Morgen in die Ebene hinaus. hörte das
Raufchen der Ahren und das Klingen in der Luft und zitierte mit. wie
von dem Himmel Nebelfchleier fich löften und endlich das erfte. köftlich-reiue
Blau zwifchen weißen Wolken hervorlugte. Auch in den Wäldern war ich
viel; ich liebte die fchattigen Wege. auf denen die toten Nadeln lagen.
die fchlauken Stämme. das dichte Geäft. das abends die Sonne wie etwas
Leichtes trug. Und ich flieg die Berge hiuau. die hinter dem Walde lagen.
und geuoß von dem Gipfel die Beglücitheit einer klaren Sicht in die
Ferne. Des Abends wanderte ich wieder in das ebene Land. Kühlung
empfangend. allein mit dem Himmel und dem Gefild. das fich weit hinab
ausbreitete. Ins Gras legte ich mich. ließ den Wind über mich hingehen.
hörte die Halme flüftern und rührte die Blumen an. ohne ihnen ein Leides
zu tun, Und des Nachts. vor dem Schlafengehen. fchrieb ich Briefe oder
las. Manchmal kam es auch. daß ich ein Lied fefthielt. das mir beim
Wandern in den Sinn gekommen war.
Kein Gedanke aber war mir fo nah. keiner befchäftigte mich fo ganz.
fo bis in den Traum hinein wie der nach einer Frau.
Ich hatte kurz vor meiner Abreife eine Zufammenknnft mit Camillo
gehabt. Selten hatte ich einen Menfchen fo ftrahlend vor Glück gefehen:
er fprach nur von ihr. und wenn ihr Name. unausgefprochen. vor einem
Schweigen fchwebte. fchien es. als fähe er dem Ton nach wie einer lieb-
lichen Erfcheinung. - Wie muß er fie geliebt haben! Als fie dann fpäter
kam und er fie mir vorftellte. mit friihlinghafter. von innerer Zärtlichkeit
befchwingter Stimme. - wußte ich es: daß er früher nie jemand lieb
gehabt hatte, Ich vermochte mich nicht zu erinnern. daß er mir jemals
von einem Mädchen gefprochen hätte. Darum mußte er fo glücklich fein.
Meine Vergangenheit aber war Brandfpur und Afche. an Elvira hatte ich
die tiefften Kräfte vergeudet. Nun ftand ich. ein Liehlofer. dem fich die
Welt verfagt. weil er ihr felbft nichts mehr zu bieten vermochte.
Allein diefe Gedanken hatten jeht keine Macht über mich. Ich wollte
fie nicht denken. nicht zu Ende denken: ich wollte ruhig. gleichfam fchwebend
über mich felbft fein, Und wenn ich in mein Herz hiueinhorchte. fo fchien
es mir. als wäre darin doch nicht alles den Flammen verfallen. als
könnte darin noch einmal ein Tag erftehen. ein Tag. ein Feuer. -
An einem Abend. an dem viele Wolken über den Himmel zogen.
kam eine feltfame Unruhe über mich. Ich_ vermochte nicht zu lefen: etwas

Fiackerndes war in meinem Blick. Die Fenfter ftanden offen. fchwere
Luft kam von den Feldern her. - da dachte ich. daß es eine Luft fein
müßte. jeßt durchs Getreide zu fchreiten oder auf der Brücke zu ftehen
und dem Fluß zuzuhören. der das Bild des Himmels -- weil er es
fpiegeln muß - gehäffig verzerrt. Ich ging durch die aimende Herbft-
nacht. Blätter fielen langfam. als wollten fie fich durch die Luft erft
Wege bahnen. Schauervoll ftill ftanden die Häufer im Schuß der kleinen
Gemüfegärten. in denen der leife Wind Kies und Laub hintrieb.
Nun ftand ich auf der Brücke. der Fluß ging leuchtend unter mir.
Wolken fchienen auf feinem Grund zu fein; hier und da daß ein Stern
mit fpißem Licht hervorftach. Von der Mühle her kam das Raufchen des
Wehrs. nicht verworren wie fonft. fondern klar. in einer reineren
Melodie. . . .
Wie ich nun fo ftand und laufchte. löfte fich plößlich dicht neben
mir eine Geftalt aus dem Dunkel. fchwang fich über das Geländer und
fiiirzte. lautlos fallend. in den Fluß. Drohend fchlugen die Wogen auf.
ein Stöhuen erfcholl. ein ftarkes Raufchen folgte. ein leichtes Gurgeln.
Gluckfen und Schäumen. und dann war alles wie früher.
Ich ftand auf der Brücke: gelähmt und mit aufgeriffenem Blick.
Schreien wollte ich. aber ich war ftumm. laufen wollte ich. aber ich ftand
feftgewurzelt wie ein Baum. und meine Hände waren Affe und ohne
Leben. Langfam erftarrte ich. dann ward ich ganz ohne Seele. Aber
nicht lange darauf. ftürzte die Seele in meinen Leib zurück. und ich fchrie.
fchriel
Da kamen fie aus den Häufern. da ftürzten fie fich in den Fluß.
Kähne löften fie. redeten. riefen. eilten. winkten wir durcheinander. Die
Glo>e wurde geläutet. Schritte erfüllten die Nacht mit ihren nnfichern
Lauten. Frauen meinten. Kinder riefen angftvoll, Licht war von Fackeln
und Lampions weithin ausgefendet.
Dann fanden fie die Leiche: ein Mädchen war es. halb noch ein
Kind. fo an fünfzehn Jahre. Ihr Name ging von Mund zu Mund. und
mit ihrem Namen war ein andrer. den man gehäffig fprach und dem
Flüche nachfielen. Aber man trauerte nicht zu fehr; es war eine Waife
gewefen. fremde Leute hatten fie als Magd bei fich gehabt. Man wußte.
was fie in das Waffer getrieben hatte. man bedanerte es kaum. man
fprach davon in Ruhe.
Sie legten die Leiche auf eine roh gezimmerte Bahre aus Stämmen
und Gezweig. Ich trat ganz nahe an fie heran: ein blaffes Geficht fah.

an mir vorbei. in die Ferne. Die Hände waren krampfhaft gefchloffen.
als hielten fie die Gaben des Todes feft. Ruhig lag die zarte Geftalt,
das gelöfte Haar hing über der linken Seite der Bahre hinab und rührte
aft an die Erde. wie fie getragen wurde. Dies erfchütterte mich und
erfüllte mich ganz. Ich hatte den Tod fchon vergeffen gehabt. - nun
kam er leife und mahnte mich. Nun wußte ich. daß ich ihm verfallen
war und daß es kein Entrinnen fiir mich gab. Boten auf Boten fchickte
er mir zu. bald mußte er felbft kommen und mich heimfordern. Mit er-
neuerter Wucht belagerteu feine Gedanken mein Herz; das widerftand nur
fchlver und drohte. fich zu ergeben.
Drei Tage blieb ich noch in dem Dorf. aber nun war alle Freude
dahin. Die Schönheit des Herbftes war erlofchen. kalte Winde kamen
riffen das Laub von den Bitumen und beftreuten Wege und Fluß damit,
Die Ahren neigten fich fchwerer der Ernte zu. Regen fie(mißmutig auf
die Erde. von der fich der Nebel nur ungern löfte. Den ganzen Tag
und die Nacht über ftandeu Wolken und machten. daß nicht zuviel Blau
fich heroorgetraue. Die Sterne verbergen fich. es kam eine unfreund-
liche Zeit.
Da packte mich die Sehnfucht nach Wien fo übergewaltig wie nie.
Au einem Nachmittag - bei ftrömendem Regen - reifte ich ab. Regen
begleitete mich auf der ganzen Fahrt. Als ich aber in Wien gegen elf
Uhr nachts ankam. hörte er auf. Nur leichte Tropfen fielen hie und da.
und als ich zn Haufe angelangt war. ftandeu fogar ein paar Sterne
zwifchen Wolken.
Nun war ich wieder in meiner lieben Stadt. Rafch gingen die
Tage. rafcher vielleicht als iu anderen Städten. Denn in diefer Stadt
ift Überfluß an Leben und Licht. Hätte ich nicht in ihr gelebt. -: wer
weiß. ob ich es fo lange getragen hätte. mit dem Tode im Herzen einfam
zu ftehen. O diefe Stadt - wie liebe ich fie. Damals vielleicht noch
mehr als jetzt, da mir alle Dinge gleich fern und farblos geworden find.
Aber im Schreiben fühle ich diefe Liebe warm mich durchfluten. über
mein träges Blut wie Atem hingehen. daß mir die Tage klarer aus der
Vergangenheit treten.
Und ich fehe mich auf weiten Wanderungen. Vielerlei Abende riefen
mich in die Dunkelheit der Wälder. in die Helle der Gärten und Wiefeu.
O klares Herbftlicht von Schönbrunn. o dunkles Windraufäzen in den
Vraterbäumen. o weite Wiefen und Felder. o Weinberge und Hügelland
der lieblichen Gefchwifter Grinzing und Sieveringl Langfam war mein

Schrittf immer wieder ftand ichx um zur Stadt zurückzufchanem die unten lag:
bunt und weit unter blaßblauem Abendhimmel. Und gegen die Nacht zu:
das Gewirr flackernder Lichter wie ein Reh um alle Dächer ausgebreitet. Von.
der Höhe des Kahlenberges aus fah ich entzücktj wie es in Wien Nacht ward.
Aber es gab noch viel mehr; nachts das einfame Stehen auf einer
Brücke. Sorgfam ftiegen die Lichter in den ruhigen Fluß. Lichtfüulen
zitierten und fchwankten darin; fern lagen die Donauvorftc'idtei ganz aus
Lichtern gewirktx und Leuchtketten zogen in Doppelreihen quer hinüber- die
Ufer verbindende die Brüäen verratend„ die ins Dunkel gefunken waren.
Und der ganze lofe Sternenhimmel dazut der jeden Augenblick wie in
Wolluft herabznfinken fchient fich aufzulöfen in Entzücktheit über diefer
befeligten Stadt.
Und wehrt o mehr] Ift es zu fagenr wie wohl mir das tatx wie
glücklich ich war? Ein Sonnenuntergang vom Schottentor aus gefehen -
o diefes Farbenvergeuden des Himmels hinter der Votivkirche - war das
nicht mehr als Siegfrohlocken des Todes? Voll Dank ift mein Herz gegen
dichf du Stadtj die mich hielt und heilte- folange noch Halbdunkel war-
Freilich: da das große Dunkel hereiubrach - was war ich da anders als
ein Blinden Verlorneri aus mir felbft und der Zeit durch ein feindliches
Schickfal geriffenr nichts mehr im Herzen hegend als den Wunfch: friedlich
und ohne Reue hinzufcheiden?
Aber wohin verirre ich mich? Zn fehr verlockeu diefe viel zu milden
Tage. fich ihnen - felbft in der Erinnerung - ganz hinzugeben. Jft es,
daß die Furcht den kommenden Ereigniffen die freundlichem fchuldlofen
Abende entgegenfchickt? Zittert diefe Hand- die viele Schollen in Gräber
warf, weiterznfchreiben? Trübt fich der BlickX den viele Tränen des lehten,
unerbittlichen Abfchiednehmens verfchleiert haben? Aber noch kommen
große rnd feierliche Tager an Erlebniffen fchweri die diefes Schickfal zu
Ende fomiten. Über die Stimmungen him die den Winden gehört-iu will
ich zu ihnen fchreitenr langfam will;ich fie erzählen- denn in ihnen ruhen
die tiefften Kräfte meines Lebens. In ihnen ift noch Helle - darum
follen fie liebevoll hingefchrieben werden. Bald wird diefer Geift wieder in
der Dunkelheit fchwebem aus der ihn Einfamkeit und Ruhe -- nicht um
vieles - gehoben haben. Ehe ich den verfchollenen Schmerz auffuche„
möge verfchollenes Glück an denn der in der Erinnerung lebtr vorüberziehn.
Über all den Tagen aber jfteht ein einziger Name. Ich fchreibe ihn
ftill him meine Hand zittert nichtr mein Blick bleibt klar. Ich fchreibe in
großen Lettern:

C h r i ft i a n e.
Es war ein ungewöhnlich fchöner Herbft in diefem Jahr. Wir waren
fchon tief im Oktober. und noch immer ftandeu die Bäume dicht belaubt.
freilich mit vielen gelben und roten Blättern. Die Gärten waren gefüllt.
Auf den Spielplätzen tummelten fih die .Kinder bis fpät in den Abend
Es gab ein fröhliches Treiben in der Stadt.
Ich war über den ganzen Ring gegangen mühfam im Gewühl der
Menfchen. die. in fommerlicheu Kleidern. vom Abend der lauen Luft beglückt.
wie ein lihter Strom hinfluteten. Beim Burgtor überfiel mich plößlih
eine Müdigkeit. und da ih auf einer Bank niht ausruhen mochte. fo
befchloß ich„ in den Volksgarten zu gehen.
Ich fhriit rafch durch die Alleen- die oon Menfchen ftarrten, Bänke
und Scfiel waren befeßt. Helle Frauenkleider haben fich anmutig oon dem
grünen und gelben Hintergrund der Bäume. Unaufhörlich ftrömten Luft-
waudelude herein die den Herbft einatmeten. lächelnd, im Gefpräh oder
mit entziicktem Blick zum Himmel und zur Ferne. Boni Spielplaß her
fholl das Schreien der Kinder. die hinter Reifen liefen. Ringelreihen drehten,
Federbälle fchleuderten. Bälle warfen und auf dem Sandhaufen hockend
oder knieend Feftungen erbauten und zerftörten.
Ich bog in die breite Querallee ein. die zum Thefeustempel fiihrt.
Da hörte ich meinen Namen laut rufen. - ich wandte mich um und fah
Chriftiane. die ein Buch auf einen leeren Seffel legte und mir entgegen lächelte
Ich ging fhnell auf fie zu: fie war allein.
So kamen wir in das mwergeßlich-fchöne Gefprächf das ich zu den beften
Gefhenken meines Lebens zähle, Roh höre ih ihre Stimme die Worte
fagen. deren jedes mih mit unbefhreiblih klaren Gefühlen erfüllte. daß es
mir fchien. als wäre meine Seele ein Spiegel und leuchtete.
Wir fprahen vom Herbft und wie ihn die Menfhen fühlten. „Merken
Sie nicht. wie dankbar fie find?" fagte Chriftiane. „Sanft kann ihnen kein
Wetter recht fein. nun ift ihnen die Freude fchon im Blick. Rührend ift das."
„Aber Ihnen merkt man nihts an.“ erwiderte ih. „Sie fheinen
immer gleih glücklich und dankbar. Sie haben ein Gleihmaß in Ihrer
Art. fih zu gebenf daß fih kaum einer getraun dürfte. zu fagent er hätte
Jhnen eine große Freude oder einen großen Schmerz angemerkt."
„Ift es fo?" gab fie nachdenklich zurück. „Es würde mich freuen.
wenn es fo wäre: daß ih den Blicken andrer verborgen bliebe. Aber halten
Sie dies für etwas Beneidenswertes ?“

..Ich glaube fchon." entgegnete ich. ..Wenn ich von niir fprewen
darf. fo habe ich am meiften darunter leiden müffen. daß meine verfchloffene
Art gerade durch ihre Verfchloffenheit fich verriet. Allerdings nicht das.
was dadurch verwahrt blieb. - aber immerhin war genug preisgegeben.
um Spott und Intimität herauszufordern."
Sie lächelte. ..Ich weiß. Ich erinnre mich einer denkwürdigeu Szene."
..Bei Elandorffsl" fiel ich rafch ein. ..Da haben Sie wohl nicht gut
iiber mich gefprochen."
..Mir tat Beate leid." fagte Chriftiane.
Ich ward rot. ..So. Nur Beate?" fcherzte iä) gewalifam. ..Und
ich nicht?
..Sie'L - nein! Denn Sie hätten auf die harinlofen Scherze eingehen.
zumindeft aber fchweigen follen. So haben Sie fich durch Ihre heftige Art
felbft und vorzeitig ins Unrecht gefeßt."
„Urteilen Sie fo?" fagte ich. ihr voll ins Geficht fehend. ..Wiffen
Sie auch. was er mtr tat? Daß er Ereigniffe aus meiner Vergangenheit
hervorholte? Würden Sie einem Fremden geftatten. auch nur in einem
Ihrer Kaften zu fachen? Und ein vergangenes Leben foll jedem offen
ftehen. der es zu feiner und andrer Luft durchftöbern will? Tragen Sie
nicht feldft diefe gleichmäßige Miene zur Schau. nur um ficher zu fein?
ift da ein andrer Grund als diefer: Sprechen Sie - ift es ein andrer Grund?"
..Das ift wahr". fagte fie langfam. ..Vielleicht haben Sie darin recht."
Lebhafter fuhr ich fort. ..Nehmen wir an: einer trüge eine heimliche
Liebe in fich. die ein zweiter zufällig erkannte, Oder es kann auch ein
Getöbnis. ein Schmerz. ein Schickfal fein. das er nicht vor jedem zu ver-
bergen vermochte. Haben diefe Erlebniffe nicht ein ewiges. ein unveräußerliches.
ein göttliches Recht auf die Unterwelt. die Dunkelheit und das Verborgenfein?
Und es fteht einer auf und fpricht es aus. nicht für fich. nicht im Gefpräch.
nicht in einer ernften Stunde. fondern als billiges Mittel. vergängliche
Heiterkeit daraus zu fchaffen. Glauben Sie mir: daß damit mehr verwundet
wird als Eitelkeit. Stolz oder fchüchterne Zurückhaltung: D a s E r l e b n i s
ftirbtl Begreifen Sie das? Es muß ja fterben. muß alles - felbft
die Schattenfreude der Erinnerung - mit fich hinabnehmeni"
Sie fafz vornübergebeugt und hörte mir zu. Es war dunkel geworden.
und wir faßen allein in der Allee. Das Lärmen vom Spielplatz war
fchwächer im Verhallen. nur die Schritte der Vorbeikommenden klangen noch
voll durch den Park. in dem die Bäume lauter ins Raufchen gerieten.

„Sie müffen viel Trauriges erlebt haben.“ fagie Chiifiiane nach einem langen Schweigen.
Ich fühlte. wie mir das Herz überftrömte. „Viel Schönes auch.“ fagte ich leife.
„Erzählen Sie" kam es leifer zurück.
„Das ginge nicht an. Fräulein Chriftiane. Es ift fchon dunkel geworden. Wir kämen fo ganz bis an Mitternacht.“
„Das wäre gerade fchön . . . fo bis zu Mitternacht fprechen . . Ich höre gern zu.“
„Ich auch. Ich erzähle nicht gern - aber Ihnen fchon. Ihnen könnte ich allen fagen." Als jeht ein Schweigen kann entfann ich mich. zu Beate ganz das Gleiche gefprochen zu haben. Da erfchrak ich über mich felbft und fchalt mich heimlich einen Lügner.
„Was denken Sie von Beate?" fragte Chriftiane unvermittelt.
„Sie ift lieb." fagte ich, überrafcht.
Aber Chriftiane hörte nicht hin. Sie knüpfte an das vorhin Gefproehene an und fagte: „Ich habe. als ich Sie noch nicht gut kannte. über Sie oft gefpottet. Sie erinnern fich daran. Nun kommt es mir vor- als hätte ich Ihnen damit ein Unrecht getanx ja als müßte Ihnen wirklich Ungewöhnliches gefchehen fein. Übrigens: man erzählt fo Dinge von Ihnen. -"
„Wa-Z?" fragte ich gefpannt.
„Ich weiß nicht recht -. Verworrenesx offenbar Erdiehtetes. - Sie follen eine große Furcht vor dem Sterben haben.“
Ich zuckte zufanimen: „Woher wiffen Sie das?“
„Alfa ift es wahr?"
„Nein - natürlich ift es nicht wahr. Übrigens - jaF warum follte es denn nicht wahr fein? Aber woher wiffen Sie das?"
„Sie werden ftaunen: von Beate.“
Ich beherrfchte mich: „Wie weiß denn das Fräulein Glandorff davon?“
„Sie weiß es nun einmal. Vielleicht fo wie ich: vom Hörenfagen, Und Sie bewundert Sie darum - dies wiffen Sie vielleicht auch.“
„Würden Sie mich auch deshalb bewundern? fragte ich. ihr voll ins Geficht fehend.
„Daß Sie fich vor dem Tod fürchten - nein] Darum bewundert Sie auch Beate nicht. Aber daß Sie feiner nie oergeffen. da. ift doch immer etwas. was Ernft zeigt. Auch Tiefe." fehle fie langfam hinzu.

Ed0nard Mauer
Die ErfchieÃŸungdes
Aaifers maximilian
Detailaufnahme
Hu unferm Auffatz
â€žBerliner AunftfrÃ¼hlingâ€œ

„Tiefe?" wiederholte ich vor mich hin, „Sonderbar. Oft fcheint es
mirf als wäre das Leben tiefer.‟ Das Mitternachtslied von Riehfche fiel
mir ein; ich fagte es ihr.
Sie regte fich nicht.
Ich flüfterte: „Wie fchön es ift. Hören Sie: „Luft tiefer noch als
Herzeleid. Weh fpricht; vergeht Doch alle Luft will Ewigkeitj will tiefej
tiefe Ewigkeit.'"
„Dies aber ift der Tod/i fagte Chriftiane. „Alle Luft flutet in ihm
eini denn in welchem andern Element vermöchtex fie fich dauernd zu erhalten?
Darum fcheint es mir tief. ihn im Gedächtnis zu haben - und" (hier
lächelte fie) „- fo wäre auch ein Kompromiß gefchloffen."
Ich atmete auf wie von einem Laftenden erlöft. „Und glauben Sie
nicht! daß es noch viel tiefer fein muß ihn zu überwindenf aber fo: daß
wir ihn nur mehr ganz aus der Ferne fühlen? Ihn im Hintergrund aller
Dinge zu wiffen- mag vielleicht die erfte Stufe zur Weisheit bedeutent aber
wem er immer wie ein Wächter entgegentrittx dem muß am Ende
alles Fröhliche verblaffen."
„Ich habe ihn noch nie gefühlt/t fagte Ehriftiane. „Mir ift noch
niemand lieber geftorben."
„Ich hab' ihn fchon als Kind gefchaut.“ entgegnete ich, „Nun ift es
mir. als ob fein Schatten unauslöfchlich auf meinen Wegen läge. Ich
habe nie eine reine Freude gehabt: alle Erlebniffe hoben fich von einem
dunkeln Grunde.“
„Aber es kann alles noch werden/l erwiderte Ehriftiane und ftand
auf. „Vielleicht find Sie allein zu fchwach gegen ihn. Jemand muß Ihnen
zu Hilfe kommen."
Sie reichte mir die Hand. Ich erhob mich und ftammelte - felig
ergriffen - ein paar Worte fie begleiten zu dürfen. Aber fie lehnte rafch
ab. nickte mir zu und ging in die dunkle Allee. die zum Burgtheater
führt. Ich fah ihr nach. folange ich noch einen Schimmer ihres weißen
Kleides erfpähen konnte. Aber als fie ganz im Dunkel verfchwunden war.
iibermannte mich eine fo heiße Sehnfucht nach ihrer Rähel daß ich auf-
fprang undi wie in der Hoffnung. fie wieder zu treffenf diefelbe Allee
hinabeilte. Aber ich fah fie nicht mehr: Finfternis hemmte den Blick,
Alle Alleen lief ich durch. ohne fie zu finden. So oft mir aber aus der
Ferne etwas Weißgekleidetes entgegenkam. zuckte ein Schmerz in mir auf.
und ich wähnte. Chriftiane wäre es doch und wolle zu mir zurückkehren.
.In Unraft und Träumen fchleppte ich den Abend hin, aber des Nachts

- als ich im Bette lag und das Gefchehene überdachte - wußte ieh auf
einmal klarx daß ich fie liebte.
Aus diefem Gelprcich löfte fich das Schickfah ohne daß ich es gewahrte:
es entwandelte fiel) aus der Geftalt des Todes und ward Liebe. Ich
fchreibe diefes Wort hin- obwohl ich weiß daß es nicht Liebe war. Aber
ich fühlte es damalß for und vielleicht war es doch mehr gewefen als Sehn-
fucht. Denn war das nicht mehr als Sehnfuchß das mich zwang jeden
Morgen und Abend in dem Garten zu feinF in dem wir bis in die Nacht
gefprochen hatten? O diefe Tage! diefes knabenhaftc Warteiu bis fie kam,
diefe befangenen Begrüßungem diefe heimliche Angft uar dern erften Wort!
Und dann diefe füllen, klarftrömenden (Gefpräche, die - wenn der Abend
funk - immer wieder zum Tode zurückfanden.
So merkte ich kaum- wie der Herbft verblaßtß wie ihn die Nebel
höher und immer höher erfüllten. Blätter fielen dichtt unaufhörlich von
mißmutigen Winden zur Erde herabgetragen. Wenig Menfchen brachten
es über fich, das elende Sterben des fchönen Herbftes in den (Härten mit
anzufehn. Ich und Ehriftiane hielten bis zum legten aus, und endlich
kam ein kalter Tag an dem ich allein blieb. Allein ging ich- feft in den
Mantel gehüllt- in Erwartung und im Bewußtfein des vergeblichen Hoffens,
durch die verlafienen kahlen Alleen.
Ich war einfamer denn je: aller Befiß fchien mit dem Herbft verfunken-
nun ftand ich und hatte nicht einmal die Krafte das Verlorene zu beklagen.
Bücher und Schriften erwarteten meine Rückkehr aber das Leben zog mich
heimlich an fiel» und in meiner Seele war dae Echo der vielen Gefpriiche
eingefangen und fchol] in den Abenden und Nächten füß herauf. Ihre
Stimme trug ich in mir- aber ich begehrte mehr. Jeden Abend neigte ich
mich ihr tiefer zu- und vielleicht war es nicht fo fehr die Erinnerung an
fie und ihre Schönheit als meine Einfamkeitr was mich fo mit Schulrecht
zu ihr erfüllte.
Denn hilflofer war keine Zeit gewefen als diefer keine einfamerx troft-
lofer, öder, Dem Herbft glich fie7 der draußen verfiel und den die Sturm-
nnd Negenhunde des Winters fraßen. Und in den Nächten kamen Träume
heraufu ferne oerworrene Träumer die in Fiebern nerfehollen gewefen waren,
und es gefchah daß ich mein ganzes Leben in Träumen überfchaute. Da
ging auch der Tod durch die Träumex und ich fah mich qualooll hinfterben,
in härterem und fchrecklicherem Tod als alle- die ich bis jeßt hinübergehen
gefchaut hatte.

Da wußte ich. daß ich verloren war. Ganz ruhig geftand ich es
mir. wenn ich lanfchend und mit klopfendem Herzen in der Nacht Ge-
fpräche mit mir felber fiihrte. Die Winde ftiirmten ums Haus und
peitfchten den Regen. der ihnen zu träge von den Wolken herabkain.
Angftvvll flüchteten die feinen Strahlen an die Fenfter. an die fie
klopften. um dann - kiihner geworden - in zitternden Rillen an
ihnen herabzurinnen. Und ich gedachte Chriftianes. ihre liebe Stimme
klang auf und füllte das Zimmer. Ich fprach den Namen in die Stille
hinein. aber es gab keinen vollen Klang. Da erinnerte ich mich. wie
ich den Namen Elvirns mit leidenfchaftlicher Jubrnnft viele. viele
Nächte hindurch in die Kiffen geftöhnt hatte. nnd wie ich mich fo der
längft verfunkenen Nächte entfann. rührte mich ein Schmerz an. und
ich mußte weinen.
Triiber und kälter wurden die Tage: nun war ich bald ganz allein.
Ich wußte. daß ich bald oergeffcn fein wiirde. Die Menfchen wiirden
mich nicht mehr erkennen. denn ich war weit iiber fie hinausgewachfen.
Milde ward ich in diefer Zeit. ergeben. müde, Ich wußte. daß mir das
Sterben nah war -Z ich erwartete den Übergang.
Aber eines Tages firöinte alle Sehnfucht zurück und durchflutetc
mich. Da hielt ich mim nicht mehr. Ein Klingen war nnbefchreiblich
in mir und erfüllte mich ganz. Ich fchritt durch die Straßen wie
einer. der im Frühling von einer Krankheit auffteht. So kam ich bis
an ihr Hans - dort ftand ich ftill. Dann ftiiinite ich die Treppe
empor und zog an der Klingel.
Die Tür ging fofvrt auf. gleichwie im Märchen. und ich fah mich
auf der Schwelle Beate Glandorff gegeniiber. die gerade bereit war.
fortzngehen. Hinter ihr ftand Chriftiane, Die Grüße beider Mädchen
klangen zufammen wie ein Akkord.
..Ießt wirft du doch bleiben“. fagte Chriftiane zu Beate. ..Wenn
der Herr Doktor da ift - das ift doch ein triftiger Grund.“
Aber Beate entgegnete fchnell: ..Nein - nein!“ und. indem fie
niir zunickte: ..Ich will nicht ftören. Ein andermall“ Dies klang
'bitter und verwunderte mich.
..So geben Sie mir doch die Hand!“ fagte ich und ftreckte ihr die
Rechte entgegen. Sie fchlug. abgewandten Gefichts. ein. Ich hielt die
glühende Hand feft nnd lächelte - da riß fich Beate los. tagte haftig:
..Servus.“ ohne fich aber Chiiftiane zuzuwenden. nnd lief die Stiege

hinab. Chriftiaue geleitete mich lächelnd ins Zimmer. „Das war cin guter Gedanke von Jhnenh“ fagte fie,
„Rentiert Sie das gut- wenn ich das Fräulein Beate vertreibe?“
„Sie wäre ohnehin gleich gegangen. Dann wäre ich ganz allein zu Haufe geblieben/“ erwiderte Chriftiane und hieß mich auf einem griingepolfterten Seffel niederfißen. „Nun haben wirunslange nichtgefehn.“
„Zu lange! Biel zu langez“ antwortete ich. - Ich fah fie an: ihr Blick kam dem meinen entgegen: er war ruhig und gut. Wenn ich die Augen fchließß kann ich ihn wieder fehn und fühlen. Ich glaube: ich hab ihn mir aufbewahrt wie ein Seltenes oder ein Andenken, Nun ift er in mir zum Spiegel geworden, ja oft fcheint es min als könnte ich durch ihn fremde Dinge wie in einer höheren Wirklichkeit erkennen. Chriftiane fprach lieb zu mir; fie erkundigte fich nach allem- was mich angingF in der felbftverftändlichen Art von Freundem aber doch immer mit Zurückhaltung und jener herrlichen Frenidheih die ich am meiften an ihr bewunderte. Und fo gefchah es„ daß ich langfcnn ins Erzählen kanh und wie fo die einfam hingefchleppten Tagef Abende und Nächte durch meine Rede wie erzählte Träume zu lebhafter Gegenwart verwandelt wurden- riß es mich hin- daß es mich ankam, mich durch ein wildes und anklagendes Schluchzen zu erlöfen.
Chriftiane war ans Fenfter getreten. Sie legte die Jnnenflächen der Hände auf die Scheibe und fah hinaus. Dann wandte fie fich rafch um, machte einige Schritte gegen mich vor und fagtc:
„Könnten Sie jemanden noch lieb haben?“
„Ich glaube'Z hörte ich meine Stimme die Antwort geben.
Hierauf kam ein Schweigen. Dann fagte ich, indem ich aufftand „Aber es müßte eine ganz Hohe feinx einer die man kaum mit dem Blick erreichen kann. Und doch müßte man ihre Nähe fühlen.“
„Beate Glandorff ift fo“, erwiderte Chriftjane,
„Nein'J gab ich lebhaft zurück. „Nicht Beate Glandorff -::Sie find fo!‟ und aufatmendx die Hände vors Geficht preffend- daß Nacht um mich entftand und ich blind ward„ erwartete ich die Antwort-'Nie erft lange und wie aus großer Ferne kam, Aber fie war leicht und verklang . . .
Da nahm ich die Hände von den Augen und --L fieh„ das Zimmer war bunt, von vielfarbigen flirrenden Schleiern gefülltf und als die langfam aufwärts fchwebtem gewahrte ich Chriftiane beim Fenfter lehnen„ die Hände ans Haar gelegt- als atmete fie tief.

Sie fah mich an.
Ich fprach: „Darf ich fprechen? Wollen Sie mich hören?"
„In“
Da erzählte ich ihr fehr viel. >
..Warum foll ich es Ihnen verbergen?“ fprach ich. „Sie wiffen
es ja: ich verrate mich taufendmal; immer und immer wieder flüchtet
mein Geheimnis aus mir. Und weshalb follte ich Ihnen diefes
Schöne nicht anvertrauen dürfen. wenn ich Ihnen foviel Dunkles ge-
zeigt und gereicht habe? Nehmen Sie auch diefes an. das leßte. das
letzte. das mir zu verfchenken geblieben ift, Ich will nun gehen -
wenn Sie es hefehlen - aber hören Sie noch mein Beftes. ehe wir
vou einander fcheiden müffen.“
Fortfeßung im nächften Heft.

Profeffor Michael Birkenbihl:
Ein fvanifcher Märtyrer der Poefie
Zur Zeit. da fich im Jahre 1870 vor Paris ein Drama der ver-
nichtenden Kraft abfpielte. vollendete fich in einer armfeligen Kammer
zu Madrid ein Drama des refignierenden Leidens. Dort legte ein 35jäh-
riger Dichter fein wunderfch'ones. ernftes Künfilerhaupt mit den tief-
liegenden. träumerifchen. fanften Augen und den prachtvollen. grotesken.
fchwarzen Locken zum leßten Male in die Kiffen zurück und nahm mit den
Worten „'1'060 es 11101-tul" (..Alles tft vergänglich") von der Welt
Abfchied. Der Abfchied mag nicht allzufchwer gewefen fein; denn wenn
je einer das Künfilerelend in allen Formen und Nuancen bis zur
Neige des frühen Todes ausgekoftet hat. fo ift dies gewiß Guftavo
Adolfo Becquer gewefen.
Doch hören wir feine Gefchichtel
Guftavo Adolfo Becquer (fprich Becker!) wurde als Nachkomme
eines aus Deutfchland eingewanderten Uhrmachers am 17. Februar
1836 zu Sevilla geboren. Sein Vater erfreute fich als Maler eines
bedeutenden Rufes. ftarb aber. wohl infolge von Ueberanftrengung.
fchon als der Knabe fünf Jahre alt war. Mit neun Jahren verlor der
Dichter auch feine Mutter, Seine kinderlofe Tanfpatin nahm 'ih-n
jetzt aus der Schule. wo er Nautik |udierte. in ihr Haus. Sie ftellte
ihm aua) die Erbfchaft ihres namhaften Vermögens in Ausficht. knüpfte
aber daran die unbarmherzige Bedingung. daß er ..ein ehrfamer Kauf-
mann“ werde. Im Kaufmannsberufe gefiel es nun Becque-r gar nicht
und nach fruchtlofen Auseinanderfehungen mit der Patin verzichtete
der Jüngling. bei dem fiä) immer mächtiger der Drang nach künft-
lerifcher Produktion regte. auf ficheres Brot und reiäfe Erbfchaft und
wanderte als hoffnungsvoller Dichter 1854 nach Madrid. Die poli-
tifchen Verhältniffe waren damals für fein Emporkommen ungünftig.
freimütige politifche Äußerungen verdarben den Reft. Obwohl der
junge Dichter vom frühen Morgen bis in die tiefe Nacht unermüdlich
arbeitete. fland doch das Gefpenfi des .Hungers fortwährend vor feiner
Tür. Er fchrieb damals Operntexte. Kritiken. Feuilletons und oftmals
Zdti

mußte er fie Dilettanten um eine Bagatelle geben. die fie unter ihrem Namen bei zehnfachem Honorar drucken ließen. 1857 überfiel ihn eine große Schwäche. es kam wohl die Lungenfchwindfucht. die Krankheit feines Lebens. damals zum Ausbruch. Man bemühte fich jest. ihm ein befferes Brot zu verfchaffen. Er erhielt die Stelle eines Schreib-:rs bei der Direktion der Nationalgiiter. Damit war der jährliche Riefen-gehalt von 535 Mark verbunden. Aber der phantaf'tifäfe Dichter war ein fo fchlechter Beamter. daß ihn fein Direktor bald wütend entließ, Jedi fchrieb Becquer für die neugegründete Zeitfchrift ..El Contemporäneo“ die meiften feiner Legenden und feine „Cart-18 (19866 111i Celan“ (Briefe aus meiner Klaufe), Der geringe Erlös diefer Arbeiten geftattete ihm. als Dichter und Kunfifäfriftfieller Wanderungen durch den größten Teil feines Vaterlandes zu machen. Aber fein Stern fchien völlig erlofchen zu fein: ..Die Tage. feit Becquer von Sevilla fich entfernt hatte". fagt fein deutfcher Ueberfeßer. ..bilden eine lange. traurige Kette von Nahrungsforgen. Entbehrungen. Enttäufchungen und Krankheiten fowohl feelifcher wie leiblicher Art. den natürlichen Folgen all der unaufhörlichen Widerwärtigkeiten.“ Es folgte die letzte Tragik: als beide Brüder fich durch ein Martyrium des Fleißes die Aufmerkfamkeit ihrer Zeitgenoffen errungen. als man fich um ihre Mitarbeiterfchaft bewarb und Gönner fich meldeten. da trat der Tod auf ihre Schwelle und holte fie ab. zuerft ganz plötzlich den Maler Valerian Becquer am 23. September 1870 und ein paar Wochen fpäter. am 22. Dezember 1870. auch den Dichter.

Guftavo Adolfo Becquer war ein echter Dichter. tiefüberzeugt von der Würde. Bedeutung und Ewigkeit der Poefie.

Solang die Menfchheit immer vorwärtsfchreitend
Das Ziel nicht ahnt und nicht das Wie.
Solang dem Geifi fich noch ein Rätfel bietet:
- - - Gibt's Poefiel
Solang noch Gott den Zauber einem Kuffe.
Zwei Seelen zu verfchmelzen lieh.
Solang noch e in e reine Frau auf Erden:
Gibt's Poefie!

Die Verfe fiehen in einem feiner fchönf'ten Gedichte. Wir bewundern an ihm die feine Senfibilität feines Gemütes. die Macht der äußerft

fehmiegfamen Sprachß die bald grandios und erfchütternd dahinrollt
wie Pofaunenklänge des jüngfien Gerichtß bald fiiß und geifierhaft
zart wie das Lifpeln eines Elfchens oder das weicher fchmeichelnde
Säufeln des Abendwindesf das er gerne fchildert. Was aber Beequer
am meiften charakterifiert, das ifi: die fait unheimliche Schöpferkraft
feiner rafilofen Phantafiex jenes notwendigen Merkmals echten Künft-
lertums. „Fruchtbar wie das Liebeslager der Armen') fo bekennt er
1868 in der Vorrede zur erften Ausgabe feiner Legendent „wie Eltern-
die mehr Kinder erzeugen- als fie ernähren können- empfängt und gebiert
meine Mufe im geheimnisvollen Heiligtum des Hauptes und bevölkert
es mit zahllofen Gefchöpfent fo daß weder mein Fleißt noch alle Jahre-
die mir zum Leben übrig bleiben mögent genügen, ihnen Form und
Gefialt zu geben. Und manchmal fühle ick» wie fie- die Nackteny Form-
lofenx lärmend und wiift durcheinandergemengh in unbefchreiblicher
Wirrnis fich bewegen und leben- ein dunklest feltfames Leben- jenen
Myriaden von Keimen gleicht die zutiefft in der Erde in ewigem Dritten
kochen und zittern„ ohne daß fie je die nötige Kraft fändenf an die
Oberfläche emporzudringen und im Kuß der Sonne fich in Blumen und
Früchte zu verwandeln. Sie gehen mit miry dazu befiimmt- mit mir
zu fterben- ohne eine andere Spur zu hinterlaffent als fie ein Traum um
Mitternacht zurückläßt- defien man fich am anderen Morgen nicht mehr
entfinnen kann . . . . . . Schlaflofigkeit und Phantafie fchaffen und
fchaffen raftlos weiter in ungeheuer-licher Ehe.“ Die produktive Kraft
war fo groß bei ihmt daß er das Schaffen wie einen Aderlaß benutzte-
der ihn vor einer pfyxhifchen und phyfifchen Katafirophe retten mußte;
ja er glaubte fogart daß manche Fieberanfälle, über die fich die Aerzte
nicht klar werden konnten- nichts als Ausbriiäfe feiner mit abnormer
Intenfität arbeitenden, erhißten Phantafie feien. Die erwähnte Vor-
rede ift in mehrfacher Hinficht interefiant- auch deshalb, weil fie fchon
von wehmiitigen Todesahnungen durchzogen ift.
„Der katholifche Kultus hat etwas Mark und Bein Durchfchüttern-
des und wird es behalten bis an das Ende der germanifchen Welt-
geftaltung.“ So fchrieb einft der junge Scheffel unter dem unmittel-
baren Eindrueke des Fridolinsfeftes aus Säckingen in die Heimat. Aus
diefer Poefie des katholifchen Kultus hat Becquer als überzeugter
Katholik reichlich gefchöpft. Die Lichterflut des im vollen Feftfchmuck
prangenden Hochaltars- die von Gold und Gefchmeide |rahlenden Sa-
kramentshäuschen- die wunderbaren Harmonien der Orgel und des

Prieftergefanges. die ätherifchen duftigen Weihrauchwolken. das find
die Kunfrmittel. die .er mit fo warmem Behagen verwendet. daß man
immer wieder empfindet. wie wohl er fich in diefer Atmofphäre fühlt.
Dazu kommt der Zauber des Altertümlichen der kirchlichen Denkmäler.
Alte dunkle. geheimnisvolle Grabplatten. fteinerne Bildfäulen auf den
Gräbern der Könige. die ..die Hand am Schwertknaufe Tag und Nacht
im Heiligtum gleichfam Wache halten". düftere Totengewölbe. aus
denen die Geifier längf't verfkorbener Mönche in der Nacht an den Fuß
der Altäre ihrer Abteien treten. alte Riefenglocken. die die geheimnis-
volle Stimme der gigantifchen Steinmaffen. der ungefiigen Drachen und
feltfamen Tiergeftalten bilden. Stimmen ..vertraut den Jungfrauen mit
den langen Gewanden. den Engeln. den Königen und den Propheten
aus Stein. die* Tag und Nacht die Pforte des Gotteshaufes bewachen.
eingehüllt in die Düfierkeit der Bogengänge" - das ift der dichterifche
Apparat. mit dem Becquer am liebfken arbeitet. Nicht zu vergehen ift
dabei die prääftige Ausbeutung der architektonifchen Reize der alten
fpanifchen Kathedralen. Becquer hat fich auf feinen Wanderungen
in den Geif't der alten Sakralbauten feines Vaterlandes mit befonderer
Liebe vertieft. Ein monumentales Werk „Alestorm (le 108 'keinploe-
(19 Navarra“ follte den prachtvollen Denkmalen mittelalterlicher kirch-
licher Baukunft die verdiente Beachtung in weiteren Kreifen erwerben;
leider ließen ihn die Not und der Tod'nicht zur Ausführung diefer
dichterifch und wiffenfchaftlich wertvollen Arbeit kommen. Aber wie
liebte er fie. diefe alten in Stein gehauchten Gedichte einer machtvollen
Zeit! Allen voran die Kathedrale von Toledo. feiner Lieblingsfradtl
..Die Kathedrale von Toledo!" ruft er im ..Goldenen Armband" voll
Entzücken aus. ..ein Wald von riefenhaften Palmbäumen aus Granit.
die ihre Äfie durcheinanderflechten zu einem ungeheuern und groß-
artigen Laubengange. unter dem eine ganze Weltfchöpfung von ein-
gebildeten und wirklichen Wefen leibt und lebt. mit jenem Leben. das
ihnen vom Genie verliehen wurde. Ein unfaßbares Wirrfal von
Dunkel und Licht. in dem die Strahlen der farbigen Fenfier zufammen-
firömen und fich mifchen mit dem Diifter der Kirchenfchiffe; wo mit
der Dämmerung des Heiligtums der Glanz der Lampen ringt und ver-
fchwimmt. Eine Welt von Stein. une-rmeßlich. wie der Gei| unferes
Glaubens. dunkel. wie feine überlieferungen. rätfelvoll. wie feine
Gleichniffe. und dennoch nicht eine' Idee. die fremd wäre diefem
ewigen Denkmal der Schwärmerei und des Glaubens der Altvordern.
end

über das die Jahrhunderte im Wetteifer die Kleinodien ihrer Schöpfun-
gen, ihrer Eingebung und ihrer Künfte verfireut haben. In feinem
Schoße lebt das Schweigen und die Erhabenheitj webt die Poefie des
Wunderglaubens und ein heiliger Schauer) der feine Schwellen ver-
teidigt gegen die weltlichen Gedanken und die armfeligen Leiden der
Erde."

Romanifche Freude an kirchlichem Prunk und Pompj an ritterlicher
Tapferkeit und Verwegenheit mag dem Dichter manchmal bei feinen
Legenden die Feder geführt haben. Wenn er aber das Raufchen des
Waldesr den er fo fehr liebtj die träumerifche Poefie des Waldfees- das
intime Leben der Natur an der Oberfläche und im Innern der Erde
ichildert. dann zeigtis fich jedesmal deutlichj daß Becquer trotz der fpa-
nifchen Geburtsftätte ein deutfcher Dichter ift. Die träumerifche Sen-
timentali-rät des Germanen- feine Liebe zur befchaulichen Einfamkeitr
fein liebevolles Verfenken in die kleinften und zartefien Manifefiationen
der Natur - all dies find auch charakteriftiiche Züge unferes fpanifchen
Landsmannes. - Und noch zwei andere Grundzüge feines Dichter-
charakters müßen hier energifch hervorgehoben (unterfirichen würde der
Modekritiker fagen) werden. Das ift einmal der wohltuende keufche
Zauberj der über all feinen Diäjtungen liegt und fie dadurch jenen
Biktors von Siheffel nähert. Sodann die Erhabenheitj der wiirdevolle
Ernft- der den Dichter befonders charakterifiert und ihn von dem gro-
tesken E. T. A. Hoffmann. in dem das Pathologifch-Närrifche des
Kijnftlertums befondere Triumphe feiert- unterfcheidet. Diefes tief-
innerliche Bedürfnis nach Erhabenheit ftärkt feine Phantafie derart,
daß fie felbft den Flug in die Regionen des Himmels wagt. Hören
wir einen Teil diefer Schilderung die fiir ihn fo bezeichnend ift! Der
gottesräuberifche junge Ritter Theobaldoj ein Ausbund aller Schlechtig-
keitenj wird von einem Geifterroffe durch Himmel und Hölle getragen.
Schon ift er an den heiligen Propheten- „die ihr grob ausgehauen in
den fteinernen Portalen unferer Kirchen gefehen habt"7 vorübery fchon
hat er die fiernengekrönte Gottesmutter. „unfere liebe Frau von Mont-
ferrat". hinter fiäi. „Er durchquerte jene phantaftifche Gegend. wohin
alle Wehklagen der Erde gehenf die Töne. von denen wir fagen. daß fie
fich in der leeren Luft verlierenz die Wortef von denen wir glaubenf daß
fie ohne Echo verklingem die Wehklagen. von denen wir annehmen.
daß fie niemand höre . . . .

Dort fchweben iin harmonifchen Zufammenklang die Gebete der

Kinder. die Bitten der Jungfrauen. die Pfalmen der frommen Einfiedlec. das Flehen der Erniedrigten und die keufchen Worte derer. die reinen .Herzens find. die entfagenden Seufzer jener. die dulden. das Jammern derer. die verzweifeln. und die Hymnen jener. die hoffen . . . . "
„Was ich nicht erlernen konnte. habe ich mir erwandert." fagt Goethe. Auch Becquer verdankt als Dichter dem Wandern außer-ordentlich viel. Wandernd fammelte er bei den einfamen .Hirten und Jägern die alten Stoffe feiner Legenden. Dankbar gedenkt er dort immer diefer beiden Stände und manchmal hat er auch die originelle Geftalt eines folchen Gewährsmannes dichterifch verewigt. So den Hirten Eficban. deffen mit ein paar flotten. markigen Strichen ge-zeichnetes literarifches Porträt wie eine lebendige Farbenfkizze uns an-mutet. Vor allem fand er aber auf diefen Dichterfahrten die realiftifchen .Hintergrundeffekte für feine Erzählungen. wodurch die Legenden an Frifche und Glaubwürdigkeit. namentlich für feine Landsleute ungemein gewinnen. Die Verfenkung in den Zauber der uralten. fagennmwobencn Abteien und Burgen hat ferner feine produktive Kraft immer neu-angeregt. ..Zerfiörte Ringmauern. Sitten aus Väter-zeiten haben fiir mich einen unfagbaren Zauber. etwas Myfieriös-Duftiges. Es ift fiir mich wie ein glänzender Sonnenuntergang: . . . taufend leuchtende Luftgebilde. firahlend in Farbenpracht. erfcheinen. bevor fie in das ftumme Dunbel fich ftiirzen. wo fie auf ewig zugrunde gehen niüffen.“ So hat diefer Neurowantiker in feinen ,.Reifebriefen" felbft die ge-heimnisvolle Macht charakterifiert. welche die romantifchen Stätten feines Vaterlandes auf feine Phantafie ausübten.
Gleich feinem Bruder Valerian hatte auch Guftavo Adolfo Becquer das Maltalent des Vaters geerbt und in den Zeiten. wo die Poefie ihm niäft das nötige Brot verfchaffen konnte. fuchte der Dichter als Zeichner und Maler Verdienfi. Er gehört alfo in die Reihe Salomon Geßner. Gottfried Keller. Iofef Viktor von Scheffel. Karl Stauffer-Bern ufw.
Seine Zeichnungen fanden auch viel Beifall. und fein fpanifcher Biograph Correa nennt fie fogar aämirables. Die Markgrafen von Remifa. für die Becquer mehrere Aufträge al fresco durchführte. waren freilich weniger begeifterte Abnehmer. Das Auge des Malers kommt auch dem Dichter überall zugut. Nicht nur. daß es die feinen Licht-wirkungen in dem magifchen Halbdunkel der Gotteshäufer und dem Düfter des Waldes in ihrem diskrete-n Zauber erkennt und uns vor-

mittelt. er erfpäht vor allem den ftimmungsvollen. malerifchen Winkel. und wäre er auch in der unfcheinbarf'ten. engften alten Gaffe. Hier if't fo ein Prachtfiiick aus Toledo; es bildet den diifteren .Hintergrund des nächtlichen Zweikampfes zweier eiferfüihtigen Ritter: ..Ein in die Wand gewölbter Bogen. in deffen Nifche das Bild des aufs Kreuz genagelten Erlöfers mit einem Totenfchädel zu Füßen fichtbar war. ein unbehauenes Bretterdach. weläfes das Ganze vor Ungemach ficherte. und ein kleines. an einem Strick befefiigtes Lämpchen. das. in jeder Luftfirömung hin- und herbaumelnd und flackernd. einen fchwachen Schein um fich warf. das bildete den ganzen Altar. um den fich ein paar Efeuranken aus den Riffen der fchwarzen. zerfprungenen Mauern emporrankten und einen laubähnlichen Bogen bildeten.“ Becquers Vater foll befonders als Maler andalufifcher Volksfzenen gefchäßt gewefen fein. Das if't für das Verfiändnis des Dichters nicht ohne Bedeutung; denn feine ganze Kunft wurzelt im Volkstümlichen. Wonach Klop|o> fein Leben lang umfonft gejagt. eine Verbindung des Volkstümlichen und Erhabenen. hier ift es erreicht.

..Ob du es glaubf't. oder nicht glaubft. darum kümmere ich mich wenig. Mein Großvater hat es meinem Vater erzählt. mein Vater mir. und ich berichte es jetzt dir. fei's auch nur um des Zeitvertreibes willen.“ Guftavo Adolfo Becquer hätte nicht nötig gehabt. fich mit diefem n-onchalanten Motto dem Lefer gegenüber zu falvieren. wie er dies in der fchauerlichen Legende: ..Das Kreuz des Teufels" getan. denn der Lefer glaubt ihm feine Spukgefchichten. Wir ftoßen uns gar nicht daran. daß ein fchönes junges Mädchen ritterlichen Gefchlechtes des Nachts zeitweife als weißes Reh durch die Wälder luftwandelt. Wir glauben ihm. daß der fteinerne Ritter auf feinem Grabmal in der Kathedrale von Toledo um Mitternaäft den beraufchten jungen Offizier. der vor feinen Kameraden die ätherifche. wunderfchöne. marmorne Gemahlin des Toten frevlerifch küffen- will. mit einem furchtbaren Fauftfchlag zerfchmettert. Wir glauben. daß längf't verftorbene Mönche. die mit den Geheimniffen des Purgatoriums fchmerzlich vertraut find. alljährlich am Gründonnerstage. halb eingehüllt in die Feßen ihrer Habite. als Gerippe mit fleifäflofen Kiefern. fchwarzen Augenhöhlen und weißen Zähnen fich aus dem Waffer erheben. in das fie einft frevlerifche .Hände gefchleudert. den Abgrund hinaufklettern und in ihrer zerftörten Kirche. die fich von felbft rekonfiruiert. mit tiefer Grabesfiimme und dem Ausdruck herzzenreißenden Schmerzes das ..Miferere‟ für fich fingen.

LW

- _r

So groß ift die Kunft Becquers. daß er das Unglaubwürdigfte fo zu erzählen weiß. daß wir. atemlos laufchend. gar nicht zu denken vermögen. es könne anders in dem Märchen zugegangen fein. und dadurch fichert er fich für immer einen Plan in der Reihe der großen Phantaften der Weltliteratur. neben Viktor Hugo. E. A. Poe. E. T. Il. .Hoffmann u. a.
Was aber diefen feinzifelierten Kunfiwerken einen erhöhten Wert ver- leiht. das ift der ethifche Grundgedanke. den fie enthalten. Nicht ein moralifches Zöpfchen in der Manier des feligen Gellertz dazu ift Gufcavo Adolfo Becquer viel zu feinfinnig. Mit E. T, A. Hoffmann. unter deffen Einfluß er zweifellos fieht. hat er auch noch die Begeif'terung für die Mufik gemeinfam. Aus der liebevollen Art. mit der er Klang- wirkungen fubtil befchreibt. haben wir es gleich erkannt. aber er bekennt es anch felbf't. ..Ich verftehe nichts von der Mufik". gefieht er in der Nahmenerzählung ..Das Miferere". ..aber ich liebe fie fo fehr. daß ia). auch ohne fie zu begreifen. manchmal die Partitur irgend einer Oper zur .Hand nehme. um fie ftundenlang durchzublättern. die mehr oder weniger zufammengedrängten Notengruppen betrachtend. die Linien. Halbkreife. Dreiecke und die Zeichen. die man Schlüffel nennt. und all das. ohne daß ich einen Federftrich davon verfiände. oder den kleinf'ten Nutzen daraus ziehen könnte!“ Zwei feiner fchönfte-n Legenden ..Mcifier Perez. der Organifi" und ..Das Miferere“ find mufikalifche Legenden.
Es erübrigt noch ein paar Worte über den Lyriker Becquer zu fagen. Schönheit. Erhabenheit. Glut und Farbenpracht. das find die vier Worte. mit denen man kurz feine ..Rimas" (Lieder) charakterifieren kann. Und was wir befonders daran fchähen. das ift. daß jedes Wort vollgehaltig ift. Das dünne Büchlein ..Spanifche Lieder“ wiegt Tau- fende moderner Gedichtbände auf. Es ift feltfam. wie darin Gedanken von monumentaler Größe und Wucht mit folchen innigfter Zartheit an- einander gereiht find. Und dann ift"s wieder ergreifend. zu fehen. wie das Traumhafte. Unbewußte des künftlerifchen Lebensganges überall hervorleuchtet. Reflexionen über feine dunkeln Lebenswege und Ziele leiten das Büchlein ein. Die meifien Lieder find Liebeslieder. glutvolle. innige. eäfte Liebeslieder. Eines fehlt in dem Liederftrauße. die Lieder des Glückes - ach. das Glück hat dem Glücksbedürftigen ja -fo fe-lten gelächeltl Dafür fällt felbft in die Lieder der Liebe der fchwarze Schatten des Leidens. der Not hinein. Und gegen den Schluß zu werden die Töne immer dunkler und melancholifcher. die Gedanken an Tod. Ienfeits und Vergangenheit plagen das vielgequälte Herz.

Wenn böfe Fieberträume
Des» Kranken Kopf erhißen-
Am Rande meines Bettes.
Wer wird dann niederfißen?
Zum Sterbenj wenn ich fuchend
Nach etwas Liebem tafte.
Wer ifi's wohl, der dann zärtlich
Noch meine Hand umfaßte?
Wer ifi'sj wenn frei die Seele
Dem Iammer mich entrüWe.
Der meine toten Augen
Mitleidig zu wohl drückte?
Und wenn am nächfien Morgen
Die Menfchen fich erheben,
In weffen Angedenken
Werd' ich noch weiter leben?
Kein fpanifcher Dichter hat fich foviel Freiheit im Metrum geftattet
wie Becquer. keiner hat fo ängftlich wie er das Kunf'tmittel des Reimes
vermieden. Und trotzdem gehören feine Lieder zu den melodifcheften
und mufikalifcheften in der gefamten fpanifchen Dichtung. Keines an-
deren fpanifchen Dichters Lieder find deshalb auch fo tief ins Volk
eingedrungen. keines anderen Lieder fingt man foviel, nicht nur in
Spanienj fondern in allen fpanifch redenden- Nationen, befonders in
Amerika. Kein fpanifcher Dichter ift endlich fo viel nachgeahmt wordenT
wie Becquerz er ift der fpanifche Heinet freilich ohne die Schattenfeiten
des deutfchen Dichters.
Was fterblich war an Guflavo Adolfo Beequer. ift zum Staude
zurückgebehrt. Vorbei ift alles Künftlerelend und Erdenleid; reich und
leuchtend aber wird immer fein Werk daftehenj denn es gehört zu jenen
Kunfidenkmälernf denen der Kuß der Unfierblichkeit auf die Stirne ge-
drückt ift.

Franz v. Defregger
Bauernbildnis
W Zum AuffaÃŸ von Erich Felder

Erich Felder (Miinchen):
Franz v. Defregger
Die größten Überrafchnngeu. die Miinchen in den lebten Jahren
auf dem Gebiete der bildenden Kunft erlebte. gingen nicht vomJniport
auswärtiger Kunftmärkte aus. fie waren der vertrauteren Bekanntfchaft mit
heimifchen Meiftern zu danken. Heinemanns Ausftellung der Diez-
Schule wirkte wie eine Offenbarung. an derfelben Stelle wurden un-
längft die ehemaligen Jünger Biloths - faft lauter gute Bekannte
* vereint. und die Eindrücke waren nicht minder ftark und neu.
Unter den Werken. auf deren Schöpfer auch Geiibte ohne das
Signum kaum hätten fchließeu können. befand fich ein meifterlimes
Bildnis des Vrofeffors Ghfis. daneben Frauenakte von einem Schmelz.
einer Leuchtkraft des Inkarnats. daß man an die erften Fachkünftler denken
mochte. Und unter dem vielbewunderten Vortrait wie unter den
brillanten Aktftudien ftand der weitberiihmte Name Franz von Defregger.
Berwuudert rief man fich fein vertrautes Bild ins Gedächtnis.
in dem jeder Zug feftzuftehen fchien; wie war es möglich. daß diefe
Seiten feines Kärntens fo lange im Dunkeln blieben? Daß manche
Kunfthiftoriker den Maler über dem Heldendarfteller und Humoriften
unwillkiirlich - oder gefliffentlich überfahen?
Vom jungen Defregger hatte man nicht viel mehr gewußt. als
daß er ein Beobachter von feltener Schärfe des Blicks war; davon
zeugten die grotesken Kamikaturen feiner erften Jugend. und auch bei
der großen Kollektivausftellimg. die die Wiener Künftlergenoffenfchaft
im Jahre 1902 organifiert hat. fiel feine frührcife Charakterifierungs-
kunft an den Arbeiten der erften Beriode auf; den Maler Defregger
glaubte die Welt fchon auswendig zu kennen. Da brachte die an
Entdeckungen fo reiche Berliner Jahrhundertausftellung jene in welligem
Linienfchwung hinfließende Almlandfchaft. die Senfationen der ..Vilotn-

Schule“ folgten. und nun begannen auch die anf beftimmte Variet-
programme eingefchworenen Vartifane moderner Kunft zunächft an den
Jugendwerken die rein malerifchen Qualitäten zn ahnen. die in Fach-
kreifen längft nach Gebühr gefchätzt worden waren.
Es ift ein offenes Geheimnis. daß Defregger zum Unterfchiede von
vielen feiner Zeitgenoffen in der Wertung des tünftlerifchen Nachwuchfes
eine viel wichtigere Rolle fpielt als in dem Urteil jener Äftheten. die
jeder gegenftändlichen Darftellnng in der Malerei die ewige Verdauun-
nis androhen.
Unvergeßlich bleibt mir. wie begeiftert einftmals Heinrich Knitr.
der modernfte Vertreter der reinkoloriftifchen Münchner Richtung. mir
die malerifchen Qualitäten Defreggers rühmte.
..Wir fchätzen ja heute ein Bild hanptfächlich nach Raumverteilung.
Harmonie der Farben. Rhhtmns der Linien ein - aber auch vom
rein m ale r i f ch e n Standpunkt aus beurteilt. kann diefer ..Defregger“
- es handelte fich um ein wenig bekanntes Jugendwerk - neben
einem Leib(mit Ehren beftehen.“ So ungefähr äußerte fich der
..weftenropäifche Whiftler“ iiber den Meifter von Tirol. deffen kern-
hafte Volksthpen dem Schöpfer mondäner Damenportraits wahrlich
ferne ftehen. Und als ein fchlicht und treu dargeftelltes Baby von
Defregger vor ein paar Jahren in einem Münchner Kunftfalon zu
fchauen war. neigten fich die Malweibchen der Knirrfchule ehrfiirchtig
vor dem Kinde. anf daß der heilige Geift der Kunft fie iiberfchatte:
..Studieren Sie einmal. wie das gemalt tft“. hatte der Schultnrann
ihnen ftatt aller Theorien eingeprägt,
Als Maler ift Defregger feinen eigenen Weg gegangen. Vilotn.
bei dem er ja erft als Dreißigjähriger in Gnaden aufgenommen wurde.
hatte nicht die Gewohnheit. die Schüler nach feiner Eigenart zu
drillen. er befferte nie mit dem Vinfel an ihren Bildern; dem Lehrer
zu Ehren haben fie fich in nngehemmter Freiheit nach den ver-
fchiedenften Richtungen entwickelt, Die Kollegen förderten und nnter-
wiefen einander in technifchen Kunftgriffen. wie der jiingft verftorbene
Hermann Kaulbach erzählt hat. und Defregger. der mit dem Zielve-
wußtfein des reifen Mannes erftaunlich rafch „fertig“ wurde. tvar der
Hilfsbereitefte von allen. Auch fpäter hat er bis zu dem nnlängft
erfolgten Rücktritte von der Lehrtätigkeit fein Können einem großen
Kreife von Schülern vermittelt. unter denen fein Landsmann Egger
(Lienz) wohl der bekanntefte tft.

Zngegeben. daß die malerifchen Reize feiner Safildernngen bei anfnruchslofen Motiven nnbedingter vorhertfchen als wenn er auf den weltberühmten Hiftorienbildern von feiner Werkftatt aus die Ereigniffe mit allen Einzelheiten zu rekonftrniereu fuchte. Dabei kam es ihm freilich nicht darauf an. malerifche Jmpreffionen mit Hilfe optifcher (tiefere oder auch moderner Brillen von einem individuellen Stand-punkte aus feftzuhalten. Daß aber gerade Hiftorienbilder der Allgemeinheit nicht eben dann am glaubwürdigften erfcheinen. wenn fie von unfern Zeitgenoffeu in die Form eines perfönlichen Er-lebniffes eingekleidet werden. liegt auf der Hand; und fo hatte Tefreggers analytifche Methode den Erfolg. den faft beifviellofen Welt-erfolg fiir fich. Seine Darftellung der Hoferfchen Heroenkämpfe ift fo populär geworden wie Schillers Verkörperung der Tellfigur; fucht doch der Befucher Innsbrucks nächft derHofkirche vorAllem das ..Ferdinandeum“ auf. die Siegeshalle Tirols. in welcher der Heldengeift des heiligen Landes hertfcht. Angefichts der Regiekunft Defreggers fvricht man bei diefen Bildern gerne von ..Theater-Effekten“; wohlan denn: feine Tiroler von 1809 find diefelben. die wir jüngft bei deu Banernfpielen anläßlich der Jahrhundertfeier auf den Dorfbiihnen neu erftehn fahen. urwiichfiger und echter jedenfalls. als fie ein rontinierter Bühnenkiinftler ftellen könnte; Defreggers Sandwirt ift aber auch der gleiche. deffeu lakonifche Rede Veter Rofegger wiedergegeben hat:

..Die Meß' habt's gehört. Euren Schnaps habt's tranken. geh'n mer's an“. . .

Int architektonifchen Aufbau diefer Werke läßt fich der Einfluß Vilotys nicht verkenneu. der heutzutage wohl auch als Maler unter-fchäht wird. w eil er ein Meifter der dramatifchen Kompofition war. Diefe Erfrheinung läßt fich an einem modernen Beifviel verdeutlichen: Die in der Malerei perhorrefzicrte Verfehmelzung dramatifcher und bildender Knuft wird ja gerade gegenwärtig auf dem Theater ange-ftrebt. Meiftens aber beftätigt das bildmäßig ftilifierte Schaufviel die Erfahrung. die fich int umgekehrten Sinne bei der gewaltiger! Hiftorie wiederholt: Die Wirkung des fpannenden Vorganges gewinnt die Oberhand iiber den rein malerifchen Eindruck. »

Bei dem Genrefache. Defreggers Hauptdomäne. tritt das „Ereignis“ nicht fo gebieterifch in den Vordergrund. ..In der Malerei gilt nur der Moment“. fagt irgendwo Böcklin. der fich freilich nicht allzuftreng an diefe Maxime hielt. ..Diefer Grundfah fteht aber nicht inc Wider-

fpruch mit Darftellungen genrehafter Natur*: wie Woermann hierzu
bemerktj - „denn ein Genrebild kann die Forderung durch einen
Moment klar und deutlich die Situation erkennen zu laffen, in jeder
Beziehung erfüllen . . . Was man bei den Altflorentinern bewundert
was einen an Metfnj Jan Steenj Terborchj Oftade nnd Brouwer entziickt,
das kann man unmöglich in der modernen Malerei verdammen. _
Gerade bei Defregger hatj wie in den Anfängenj fo feit der um
die Mitte der Achtziger Jahre einfetzendeu Veriode der bei aller Farben-
freude vornehm gedämpfte Ton des Malers den lebendigen Vortrag
des Erzählers veredeltj unbefchadet deffenj daß der Kiinftler an der
treuen :Wiedergabe des Lokalkolorits unentwegt feefthielt. Aus dem
frifchen Grün der Sommerprachh dem Braun der Schollej dem heiteru
Rott das fich bei den Tiroler Landestrachten den Leibfarben der
Landfchaft zugefelltX entnimmt er die Grundtöne der Skalaj in der er
Volkslieder illuftriert. Zweifellos haben uns aufdringliche Leiermäuner
manche diefer Weifen arg verleidetj - Defreggers Nachtreter, die fein
Ruhm nicht fchlafen ließ, find im Laufe der letzten Jahre bekanntlich
zum Schrecken der Kunftmärkte geworden; aber der Meifter von Töh'ach
felbft kann darum kein minder feinfiihliger Maler und hervorragender
Zeichner feinj wei(in ihm die Beobachtungsgabex der Humor eines
Nofegger fteckt und feine Werke gleich den Sittenfchildernngen der
Niederländer auch als Zeitdokumente bleibenden Wert befißen.
Niemand kennt den Charakter des Tirolers gründlichen der fich
troß der vielgeriihmten Treuherzigkeit vor dem Fremden zäh derfchließt
- diefe Mifchung von frifch-fröhlicher Lebensluft und fataliftifcher Er:
gebung in die Ratfchlüffe der waltenden Machtf von pfiffiger Ber-
fchmißtheit und biederer Urwuchfigkeit und klug berechneter Behandlung
des Fremdem deffen Salontirolertmu fchlimmftenfalls von fchalkhafteu
Dirnen mit gutmiitiger Derbheit befpöttelt wird.
Defregger nimmt als treuer Angehöriger des Tiroler Volksftauunes
fiir ihn Varteij wenn er das Verhältnis des Alplers zum Städter
fchildert. Es liegt nahej daß er den Bauer nicht wie die meiften
Genremalerj als komifche Figur anffaßt und ihn auch im Werktag?-
gewande zu treffen weißj - nicht nur wenn er gefallfam fiir den
Vhotographen pofiert. Weniger felbftverftändlich ift die Tatfachej daß
Defregger mit Ausnahme weniger religiöfer Bilder und Vorn-tits in
feinen Motiven dem angeftauuuten Milieu treu geblieben iftj während
die meiften aus dem Volke hervorgegangenen Meifter - man denke

nur an Lenbach - auf der Höhe ihres Ruhms gern betonten. daß der
Sänger mit dem König geht. Defregger hat den Kontakt mit feinen
Tirolern nicht verloren; jedes Kind kennt ihn in der fonnlgen Bozener
Gegend. die ihm einft die Gefundheit wiederfchenkte nnd der er al(-
jährliich feinen Dankes- und Freundfchaftsbefuch abftattet. Er liebt
fie. wie Jeder fie lieben muß. die bergumfchloffene Stadt des Meifiers
von der Bogelweide. diefe anziehendfte Schöne des dentfchen Südens.
die tveinunikränzt im Schatten des Rofengartens ruht. Und feine Liebe
reift zu kiinftlerifcher Tat. Die malerifchen Geheinmiffe des Landes.
von denen ihm alte Schloßgänge und ftimmungsvolle Bauerngehöfte
erzählten. hat Meifter Defregger uns in feinen beften Stunden über-
liefert; von feinem ftattlichen Befiße in Zwölfmalgreien. vom behag-
lichen Ehrentifch im Erdgefchoß des Bahenhäufels aus ftudiert er
ftillzufrieden. was an ftarkwiichfigeu Stämmen und wiirzigein Alvenflor
lebensfrifch emporwächft; die Menfchenbliiten betrachtet er mit dem
Auge des Schönheitsfrenndes. ohne fie zu fälfchen. So echtfärbig.
fo tannenfchlank. fo kindlich lieb. wie er fie malt. find fie ja wirklich.
diefe Töchter der Berge. ehe die erfte Wolke ihre junge Stirn nmzieht,
Und als reiche Herbftbeute bringt der Künftler eine Fülle heimatlicher
Eindrücke nach der Jfarftadt. deren aleiche Modelle fich felten un-
gezwungen ins Tirolerifche überfeßen laffen,
Die Echtheit der Defreggerfchen Tirolerthven wird auch von Ienen
nicht angefochten. die ihm fein Erzählertalent ungern verzeihen. Richard
Muther hat in feinem Nachlaßwerk über diefe Bildniffe gefagt: ..Ju
fchneidig markigen Strichen malt er den Kopf eeines Wildfchiihen. eines
Bauern: knorrig. urwüchfig. derb; den Kopf eines Dirndls: frifch.
ländlich nrd ftolz."
Der Meifter tvar fo liebenswiirdig. dem Leferkreife von ..Nord
n n d S ü d“ einige feiner noch nirgends reprodncierten. leßten Studien-
köpfe und Charakterfignren zu überlaffen; diefe paar Vroben werden
den jugendfrifch Wirkenden der Empfindung näherriicken als Worte es
vermögen. - den Menfclfendarfteller. den M e nf ch e n. der vom Künftler
nicht zu trennen ift. liber ihn hat Franz Hermann Meißner das
fchlichte Wahrwort gefagt. er fei Einer der Wenigen. die das Glück mit
echter Menfchenwiirde zn tragen verftehn. In der Unverfälfchtheit
feines Wefens liegt jene perfönliche Größe. die Defregger fo ehrwiirdig
macht. Als ich zum erften Male feine Werkftatt betreten durfte. hatte

*) Wir werden fie in einer der nächften Nummern noch reproduzieren. D, Red.

ich das Gefühl unüberwindlicher Diftanz. mit dem man zu hiftorifchen
Geftalten aufblickt; und als ich den prunklos vornehmen Gartenpavillon
derließ, war mir zu Matej als hätte ein giitiger Vater zu mir gefprochen.
Ahnlich ergeht es den meiften feiner Landsleute, unter denen erf der
kiinftlerifche Vertreter von Altöfterreichs Glorie- niemals fehltj wenn fie
in der gaftlichen Kunftftadt ihre Zufammengehörigkeit feiern; und anch
die Teutfchen andrer Stämme übertragen ihre Liebe zu Tirol auf ihn.
Aber nicht blind foll diefe Liebe macheny fie foll uns fehn lehrenj daß
in dem berufenften Sittenfchilderer des Gebirgsoolkes von feinen wenig
beachteten Anfängen bis zum heutigen Tage ein auserwählter Meifter
der Farbe lebt.

H. G. Wells:
Der geftohlene Bazillus

Und dies hier“. fagte der Bakteriologe. eine kleine Glasfcheibe unter
das Mikrofkop fchiebend. ..ift ein Präparat des berühmten Cholerabazillus
- der Cholerakeim.“

Der blaßgefichtige Mann blickte in das Mikrofkop. Er war augen-
fcheinlich nicht an folche Dinge gewöhnt und hielt eine fchlaffe. weiße Hand
über das eine. unbefchäftigte Auge. - ..Ich fehe recht wenig.“ fagte er,

..Drehen Sie hier an der Schraube.“ fagte der Bakteriologe. --
..Vielleicht ift das Mikrofkop nicht richtig eingeftellt für Sie. Nur den
Bruchteil einer Drehung nach rechts oder links. . .“

..Ahi Ießt fehe ich!“ fagte der Befucher. -- ..Nicht befonders viel
zu fehn übrigens. Kleine Streifchen und Feßchen Rofa. Und doch könnten
diefe kleinen Vartikelchen. diefe bloßen Atolnchen. fich vervielfältigen und eine
ganze Stadt verwüftenl Wunderooll!“

Er richtete fich auf. zog das Glasplättchen aus dem Mikrofkop und
hielt es gegen das Fenfter. - ..Kaum fichtbar.‟ fagte er. das Vräparat
äußerft genau betrachtend. Er zögerte. - ..Sind fie - lebendig? Sind
fie gefährlich - fo?‟

..Diefe hier find getötet und gefärbt“. fagte der Bakteriologe. ..Was
mich betrifft. fo wiinfchte ich. wir könnten jedes einzelne von diefen Dingern
im ganzen Weltall töten und färben!“

In England gehört H. G. Wells feit etlichen Jahren zn den am meiften
gelefcnen Schriftftellern. Aueh in Deutfchland fängt man nun an. ihn zu
würdigen. Seine kurzen. phantaftifchen Gefchichten. wovon bald in einer guten
Überfelzung (von G. J, Klett) eine Auswahl bei I u l i us H o f f in an n in Stuttgart
erfcheint. charakterifieren feine Art am beften. Die Gefchichten von Wells zeichnen fich
durch eine im beften Stil fpannende Handlung und durch ungewöhnliche Tiefe der
'Vfychologie aus. Sie find zu wirklichen Kunftwerken abgerundet. und man darf fie wohl
in cine Linie init den Skizzen E. A, Boes ftellen. Der Verlag von Julius Hoffmann
hat uns erlaubt. ..den geftohleneu Bazilluk.“ dem bald erfcheinenden Bande zu entnehmen.

„Ich verm11te*ß fagte der Blaßgefichtige mit einem leichten
Lächelm „Sie werden fich nicht gerade drum reißen- folchc Dinger im
lebenden - ich meine im aktiven Zuftand um fich zu haben?“
„Im Gegenteil - wir find dazu gezwungenC fagte der Batterie'-
loge. »- „Hier zum Beifpiel“ - - er ging durchs “Zimmer und
nahm von einem Haufen verfiegelter Tuben eine in die Hand, --
„Das da ift die Sache in lebender Verfaffnng. Eine Kultur von
wirklich lebenden Krankheitsbazillen.“ Er zögerte. - „Anf Flafchen
gezogene CholeraF fozufagen.“
Ein fchwaches Anflenchten der Befriedigung zeigte fich eine
Sekunde lang im Geficht des blaffen Mannes. W „Eine gefährliche
Sache - fo etwas mn fich zu haben!“ fagte er- die kleine Tube mit den
Augen verfchlingend. Der Bakteriologe beobachtete die krankhafte Er-
regtheit im Ausdruck feines Befuchers. Tiefer Manny der ihn heute
nachmittag mit einem kurzen Empfehlungsfchreiben eines alten Freunde-Z
anfgefncht hatteF intereffierte ihn fchon allein durch den Gegenfatz
ihrer beiderfeitigen Veranlagnngen. Das fchlichte fchwarze Haar und
die tiefen grauen Augen- der hagere ?ln-?druck nnd das nervöfe Wefem
daS fprunghafte und doch fo fcharfe Jutereffe feines Gaftes bildeten
eine ganz neue Abwechflnng gegeniiber den vhleginatifchen Bemerkungen
deS gewöhnlichen wiffenfahaftlichen Arbeitersh der den hauptfiichlichften
Verkehr des Bakteriologen bildete. Es war nur natiirlichF angefichrs
eines Zuhörer?- auf den die tödliche Bedeutung des Gegenftands» fo
angenfcheinlich ftarken Eindruck machte die Sache im wirkungsvollften
Licht darzuftellen. . . .
Er hielt nachdenklich die Tube in der Hand. -- „Ich hier drin
ift die Veftillenz gefangen, Man braucht nur folch eine kleine Tube
iiber einer Quantität Trinkwaffer 311 zerbrechen - braucht nur zu diefen
winzigen LebenspartikelchenF die man erft färben nnd mit einem zur
änßerften Schärfe eingeftellten Mikrofkop nnterfnc'hen muß, um fie iiberhaupt
zu fehu, und die weder Geruch noch Gefchmack habenf ich fage, man
braumt nur zu ihnen zu fagen: Geht him vermehrt euchx vervielfältigt
ench- füllt die Brunnen - und der Tod - ein geheimnisvollen un-
auffviirbarer Todf ein plötzlicher und furchtbaren grimmiger Tod voller
Schmerzen und Wiirdelofigkeit wäre losgelaffen auf diefe Stadt nnd
wiirde umherziehn und feine Opfer fnchen. Den Gatten wiirde er von
der Gattin reißeni das Kind von der Murten den Staatsmann von
feiner Arbeit- den Arbeiter von feiner Mühfal. Er wiirde den Waffer-

leitungen folgen. wiirde die Straßen entlang fchleichen. da ein Hans
auswählen und heimfucheu. und doit ein anders. wo fie ihr Triukwaffer
nicht abkochten. er wiirde in die Brunnen der Mineralwafferfabrikauten
fchleichen. in den Salat hineingewafchen werden und im Eis und Ge-
frvreneu anf der Laiter liegen. In den Vferdetrögen wiirde er liegen
und fchlnunneru und in den öffentlichen Brunnen darauf warten. daß
forglofe Kinder ihn tränken. Er wiirde in die Erde fickern. um an
taufend uuvermutetnn Brunnen und Quellen wieder anfzntauchen. Bloß
u die Wafferleitung brauchte mau ihn zu gießen - unduvch eh man
hn ankiiudigen oder ihn wieder einfangen könnte. hätte er die Handt-
ftadt fchon dezimiert.“
Er hielt plößlich inne. Man hatte ihm fchon öfter gefagt. Rhe-
torik fei feine fehle-:ik: Seite.
..Aber hier ift er ficher verwahrt. fehen Sie - ganz ficher ver-
wahrt!“ Der blafzgefichtige Mann nickte. Seine Augen funkelten. Er
räufperte fich. - ..Die Anarchiften. diefe Schufte. fagte er. find doch
Narren - blinde Narren. daß fie mit Bomben arbeiten. wenn fie der-
artige Dinge haben könnten! Ich glaube - -“
Ein fanftes' Klopfen ließ fich an der Tür vernehmen. Der Bai-
teriologe öffnete. -- ..Nur eine Minute. Schaß!“ fliiftette feine Frau.
Als er wieder im Laboratorium erfchien. fah fein Befucher eben nach
der Uhr. - ..Ich hatte keine Ahnung. daß ich Ihnen eine ganze Stunde
Ihrer Zeit geraubt habe!“ fagte er. - ..Zwölf Minuten bis vier. Uni
halb vier hätte ich eigentlich wegmüffen. Aber Sie haben wirklich zn
viel Intereffantes hier. Nein. wirklich. ich darf mich keinen Augenblick
länger aufhalten. Um vier Uhr habe ich eine Verabredung.“
Und unter wiederholten Dankesiiußerungeu verließ er das Zimmer.
Der Bakteriologe begleitete ihn bis an die Tür und kehrte dann durch
den Korridor nachdenklich ins Laboratorium zurück. Er fann iiber die
Ethnologie feines Gaftes nach. Auf alle 'Fälle war der Manu kein
germanifcher Typ uud auch kein gewöhnlicher romanifcher. - ..Ein
krankhaftes Vrodukt unter allen Uncftänden. fürchte ich!“ fagte der Bak-
teriologe zu fich felbft. - ...Wie gierig er die Kulturen von Krankheits-
keimen anftiette!“ Ein beunruhigeuder Gedanke kam ihm plötzlich, Er
wandte fich zu der Bank neben dem Dampfbad und darauf haftig feinem
Schreib'tifch zu, Dann befiihlte er eilig feine Tafchen und ftiirzte nach
der Tür.
..Vielleicht habe ich es anf den Korridortifch gelegt!“ fagte er.

„Miuniel“ rief er im Korridor mit heiferer Stimme.
„Ja Schatz!“ klang es von fern.
„Hab ich was in der Hand gehabh als ich eben mit dir fprachj
Schaß?“ - Vaufe.
„Nichts Schatz. Ich weiß noch - -“
„Hölle und Teufel!“ fchrie der Bakteriologej fchoß wie der Blitz
zur Haustür hinaus und die Stufen hinunter auf die Straße.
Minnie lief. als fie die Tür heftig zufchlagen hörtej erfchrocken aus
Fenfter, Ganz unten auf der Straße ftieg foebeu ein fchlanker Mann
in eine Trofchke. Der Bakteriologej ohne Hut, in geftickten Morgen-
fehuhein rannte wild geftikulierend auf diefe Gruppe zu. Er verlor
einen Vantoffel, aber er fah fich nicht darnach 11m.- „Er ift verrückt
geworden!“ fagte Minnie. - „Natürlich feine greuliche Wiffenfchaft!“
Sie öffnete das Fenfter und wollte ihm nachrufen. Dem fchlanken
Mannj der fich vlößlich mnfahj fchien ebenfalls der Gedanke an Geiftes-
geftörtheit zn kormnen. Er deutete haftig auf den Bakteriologerh fagte
etwas zu feinem Kutfcherj die Tür der Drofchke flog zu, die Veitfche
knalltg die Hufe des Vferdes klappertenj und in einem Moment hatten
die Drofchke und der fie leidenfchaftlich verfolgeude Bakteriologe das
Ende der Straße erreicht und waren um die Ecke oerfchwuuden.
Minnie ftarrte noch eine Minute regungslos aus dem Fenfter.
Dann zog fie den Kopf zurück. Sie war völlig betäubt. - „Nun
ja. exzentrifch ift er jaj“ überlegte fie - „Aber fo in London herinn-
ftürzen - mitten in der Hochfaifon -- iu Socken - -!“ Ein glück-
licher Gedauke kam ihr. Sie feßte haftig ihren Hut anfj ergriff ihres
Mannes "Stiefelj ging in den Korridor; nahm feinen Hut und einen
leichten Uberzieher vom Kleiderftäuderj trat vor die Haustür und rief
eine Drofchke an- die zum Glück eben vorüberkroeh. - „Die Straße
hinunter und um Havelock Cresceut - und fehen Sie zu, ob wir
einen Herrn finden der in einem Sommerjackett und ohne Hut dort
herrlmläuft.“
„Sommerjackett und ohne Hnh gnä' Frau. Schön, gnä' Frau!“
Und der Kntfcher trieb fein Vferd fo gleichgültig auf als fahre er fein
Lebenlang jeden Tag nach diefer Adreffe.
Wenige Minuten fpäter ward die kleine Gruppe von Drofchkeu-
kntfcheru und Müßiggängern an der Drofchkenhalteftelle bei Haberftock
Hill durch eine in wütender Fahrt einherraffelnde Drofchke mit einer
ingwerfarbenen Schindmähre von einem Gaul anfgefcheueht.

Während fie voriiberfnhr. waren alle ftnuuu. Dann - als fie
ent'fchwand - fagte ein ftämmiger Biedermann. der unter dem Namen
..Das alte Tuthorn“ ging:
..Hari-t) Hicks war das. Was hat denn der fiir'ne Fahre?“
..Der fiihrt heut' feine Veitfche gut. Donnerwetter!“ fagte der
Laufburfche von der nächften Kneipe.
..Hollal“ rief der arme alte Tommy Bhles. - ..Da kommt noch
fo'n verrücktes Huhn an! Kuckuck noch mal!“
..Das ift der alte George.“ fagte das Tuthorn. ..Und hat auch
'neu Berriickten - du haft's erraten! Was? Klettert der Kerl nicht
aus der Drofchke raus? Ob er hinter Harry Hicks her ift. was?
Die Gruppe auf dem Drofchkenhalteplatz belebte fich. Chorus:
..Dranf George!“ ..Immer los!“ ..Du kriegft ihn fcbon!“ ..Flott. voran!“
..Feines Rennpferd!“ fagte der Laufburfche.
..Da foll aber doch gleich . , .“ fchrie das alte Tuthorn. ..Anf-
gepaßi! Jetzt tu' ich bald felber noch mit! Ta kommt noch einer!
Sind denn alle Drofchken in ga nz Hampftead heut' morgen
iibergefchnappt?“
..Ein weibliches Lebewefen diesmal!“ fagte der Laufburfche,
..Lanft hinter ihm drein.“ fagte das alte Tuthorn. ..Sonft ifts
gewöhnlich anders rum.“
..Was hat fie denn in der Hand?“
..Sieht faft aus wie ein Böller.“
..So ein verfluchter Ulf! Drei gegen einen - und alle hinter
George her!“ fagte der Lanfbnrfche. „Dal“
Unter einem wahren Sturm von Applaus fuhr jeht Minnie vorüber.
Angenehm war es ihr grade nicht; aber fie war fich bewußt. ihre Pflicht
zn erfüllen. und ratterte Haverftock Hill hinunter und Camden Town
High Street hinauf . . . immer die Blicke inbriinftig anf die ausdrucks-
volle Hinterfront des alten George gerichtet. der ihr landftreicherifches
Ehegefpons auf fo unbegreifliche Weife entführte . . .
Der Mann in der vorderften Drofchke faß znfamniengekauert in
einer Ecke; die Arme hatte er eng übereinandergepreßt; die kleine Tube.
die fo ungeheure Veruichtungsmöglichkeiten enthielt. krampfhaft in die
Hand geklammert. Ihm war ganz eigentümlich angftvoll und froh-
lo-ckend zumute. In der Haupt-fache hatte er Furcht. man könnte ihn
einholen. eh er feine Abficht ausgefiihrt hatte; dahinter aber lauerte
ein nnbewußtes. weit größeres Entfeßen vor der Grauenhaftigkeit feines

Verbrechens. Doch das Frohlocken überwog bei weitem die Furcht.
Noch kein Anarchift hatte fich vor ihm an diefen Gedanken gewagt.
Ravacholj Vaillant, all die hervorragenden Berfönlichkeitem die er immer
um ihren Rum beneidet hattej fchrumpften zu nichts zufammen neben
ihm! Er brauchte nichts als die Wafferleitnng zu fuchen und die kleine
Tube über einen Refervoir zu zerbrechen. Wie wundervoll er doch das
alles geplant - das Empfehlungfchreiben gefälfchtj fich in das Labo-
ratorium eingefchlichen, und wie glänzend er auch gleich die Gelegenheit
beim Schopf ergriffen hatte! Endlich, endlich wiirde die Welt von ihm
hören! Tod- Tod. Tod! Immer hatten fie ihn behandelt wie einenF
der nichts Befonderes zu fagen hatte. Die ganze Welt hatte fich ver-
fchworem ihn drunten zu halten. Aber er wiirde fie fchon noch lehren-
es ihnen fchon noch zeigenj was das heißt: einen Menfchen fo beifeite
fchieben! Was war denn das für eine wohlbekannte Straße? Great
Saint Andrews Street - natiirlich! Und wie ftand es iiberhaupt?
Er lngte vorfichtig aus dem Drofchkenfenfter. Der Bakteriologe war
kaum fünfzig Säjritte hinter ihm. Das war fchlimm, Man wiirde
ihn vielleicht doch noch erwifchen und anhalten. Er fuchte in feinen
Tafchen nach Geld und fand auch ein Geldftiick. Das warf er durch
die Lucie vorn dem Kutfcher zn. „Schnellerl" rief er. „Bloß weiter
- fort!" Das Geldftück verfchwand augenblicklich aus feiner Hand.
„Jawohll" fagte der Kntfchen und das Fenfter flog wieder zu und die
Beitfche faufte um die feuchten Flanken des Pferdes. Die Drofchke
fchwankte; der Anarchiftf der noch halb anfgerichtet daftandj fteunnte
die Handj die die kleine Glastube enthielt. auf das Sprißleder; um fich
im Gleichgewicht zu erhalten. Er fiihltef wie das fpröde Ding zerfprang
und die Bruchftiicke auf den Boden der Drofchke ljinunterklirrten. Mit
einem Fluch fiel er auf feinen Siß zurück und ftierte trübfelig die zwei
oder drei Tropfen auf die auf dem Sprißleder hingen. Ihn fchauderte.
„Na ja. Alfo vermutlich werd' ich der erfte fein! Buhl Immer-
hin ein Märtyrer. Das ift fchon was. Trotzdem -- es ift doch ein
miferables Ende. Ob es wirklich fo weh tutj wie fie fagen?"
Gleiäj darauf kam ihm ein Gedanke. Fr taftete zwifchen feinen
Füßen herum. Zn dem zerbrochenen Ende der Tube war noch ein
kleiner Tropfen ftehngeblieben; den trank er aus - um ficher zu gehn.
Auf jeden Fall - er war treu!
Dann plößlich dämmerte es ihnh daß eigentlich keine Notwendigkeit
mehr vorlagj vor dem Bakteriologen zn flüchten, In Wellington Street

befahl cr dem Kutfcher. zu halten. und ftieg aus. Auf dem Trittbrett
glitt er aus. und ihm war feltfam wirr zumute. Wie fchnell es wirkte.
dies Choleragift! Er winkte den Kutfcher davon und blieb dann. die
Arme über die Bruft gefaltet. anf dem Trottoir ftehn. um die Ankunft
des Bakteriologen zu erwarten. Etwas Tragifches lag in feiner Vofe.
Das Bewußtfein unausweichlichen Todes verlieh ihm eine gewiffe
Würde. Mit einem heransfordernden Lachen begrüßte er feinen Verfolger.
„i/ine l'Mnarciiiel Sie kommen zu fpät. lieber Freund! Ja)
hab es getrunken! Die Cholera ift im Gang!“
Der Bakteriologe guckte ihn von feiner Drofche aus durch die Brille
mit neugierigen Augen an. ..Alfo. Sie haben es getrunken! Gin
Anarchift! Jeßt verftehe ich - endlich l“ Er war im Begriff. noch
mehr zu fagen. hielt aber plöhlich inne. Ein Lächeln zitterte um feine
Mundwinkel. Er öffnete die Tür der Drofchke. wie um auszufteigen;
worauf der Anarchift ihm ein tragifches Lebewohl zuwinkte und in der
Richtung nach Waterloo Bridge davoneilte. wobei er Sorge trug. auf
feinem Weg fo viel Leute wie nur möglich anzurempeln. ,Der Bakteri-
ologe war fo ganz verfunken in diefen Anblick. daß er kaum "ein leifes
Erftaunen äußerte. als Minnie mit Hut und Stiefeln nnd tlberzieher
neben ihm auftauchte. ..Wie lieb von dir. daß du mir meine Sachen
bringfti“ fagte er. noch immer ganz verloren in die Betrachtung der ent-
fchwindenden Geftalt des Anarchiften.
..Setz dich in die Drofchkel“ fagte er. noch immer dem andern
nachftarrend. Minnie war jeht ganz davon überzeugt. daß er verrückt
geworden war. und gab dem Kutfcher auf eigene Verantwortung hin
ihre Adreffe. ..Stiefel anziehn? Aber natiirlich. Schaß!“ fagte er. als
die Drofchke umdrehte und dadurch die davoneilende dunkle Geftalt. die
jetzt in der Entfernung fehr klein erfchien. feinen Blicken entzog. Auf
einmal überfiel ihn ein grotesker Gedanke. und er lachte auf. Worauf
er bemerkte: ..Aber doch A es ift recht ernfthaftl Siehft du -
der Mann ift zu mir gekommen - einfach als Befucher. Er ift ein
Anarchift. Ach nein - nicht ohnmächtig werden! Sonft kann ich dirs
ja überhaupt nicht erzählen. Ich wollte ihm gern ein bißchen imponiereu
- wußte ja nicht. daß er ein Anarchift war - und nahm eine Kultur
von der neuen Spezies von Bakterien. von denen ich dir erzählt habe
- die bei verfchiedenen Affenarten blaue Flecken erzeugen und für immer
fefthalten; und in meiner Dummheit fagte ich. es wäre die afiatifche
Cholera. Und gleich darauf ging er durch mit dem Gift. ftahl es und

wollte die Londoner Wafferleitungen damit vergiften, - Na jai eine
fchöne Befeheerung hätt er ja wohl anrichten können fiir diefe Stadt
der Zivilifation! Und jetzt hat er es felbft alles gefchluckt! Ich kann
ja felbftverftändlich nicht vorausfagem was eigentlich gefchehn wird -
aber dn weißt doch - die junge K-aße damals und die Hunde und
der Sperling - alle haben fie fich blau gefärbt - blaue Flecken -
fo recht himmelblan. Das Scheußliche an der ganzen Gefchichte ift
bloßx es wird mich wer weiß wieviel Zeit und Geld koftein wieder
neue zu präparieren."
„Wasl Den Uberzieher anziehn? An fo einem heißen Tag?
Warum denn? Weil wir vielleicht Mrs. Japper begegnen könnten?
Aber Schaßj- Mrs. Japper ift doch kein Durchzug! Warum foll ich
denn einen 1lberzieher anhaben - an einem fo heißen Tag - bloß
weil Mrs. . . . Na jaf fchön!"

Rund
Das Chaos der Wahlreform.
Als Herr von Bethmann Hellweg fich
im Jahre 1890 darum bemühte. in den
Reichstag zu kommen - er wurde damals
anch gewählt, legte aber. weil feine Wahl
angefochten wurde. das Mandat nieder -
war er Kandidat der Reichspartei. Die
Mitglieder diefer Vai-tei. die Freikonfer-
vativen. find es. die jeht im preußifchen
Landtag eine neue. dem Zentrum fehr uu-
bequeme Wendung herbeigeführt haben.
Ihren liftenreichen Führer im Abgeordneten-
haus. Detavio Freiherrn von Zedlitz und
Neukirch. preift die Zentrumspreffe jetzt
ironifch als Triumphator. Er foll vom
Minifterium des Innern aus mit Hilfe
des den Nationalliberalen naheftehenden
Unterftaatsfekretärs Holt) die erfte Brefche
in die konfervativ-klerikale Wahlrechtsfeftung
gelegt haben. Wie dem auch fei. jedenfalls
flach die Riihrigkeit. die die preußifche
Regierung plötzlich im Herrenhaus entfaltet
hat. auffallend von der Baffioität ab. mit
der fie fich im Abgeordnetenhaus die völlige
Umkrempelung ihrer Vorlage gefallen ließ.
Sie hätte. wenn auch nicht ihre eigene.
fo doch irgendeine Wahlreform ohne große
Mühe in Sicherheit bringen können. hätte
fie nicht nnerwarteter Weife mit folchc-r
Eindringlichkeit darauf beftanden. daß auch
den Mittelparteien. d. h. den National-
liberalen und den Freikoufervatioen. die
Möglichkeit zum Anfchluß an die Majoritiit
gegeben werden miiffe. So kam es. daß
fie ihre Zuftimmung von der Annahme
des Antrags. des Oberpräfidenten der
Rheinprooinz Freiherrn von Schorlemer-
Liefer. der dem Zentrum als Abtritnniger
doppelt verhaßt ift. abhängig gemacht hat,
Diefer Antrag richtet fich gegen die vom
Zentrum im Iahre 1902 durchgepreßte
Drittelung der Urwahlbezirke. durch die
feine Wahlchaneen im Weften zum Schaden
der Nationalliberalen fich bedeutend gebeffert
haben. und verlangt eine Vergrößerung der
Drittelungsbezirke. die den nationalliberalen
Wünfehen weit mehr entfpricht.
fchan
Der anfehnlichen Mehrheit. die fich im-
Herrenhaus für den Schotlemer'fchen Bor-
fchlag eutfchied. gehörten auch die Konfer-
oativen unter Führung der Herren von-
Manteuffel.vonMirbach und von Köller an.
unbekümmert um den Zwiefpalt. in den
der Führer der Konferoatioen im Ab-
geordnetenhaus Herr von Hehdebrand und
da Lafa dadurch geraten wiirde; er kann-
fich nicht leichten Herzens zu einem Gegen-
fah zu fo mächtigen Varteigrößen ftellen

und wird dem Zentrum. das den Konfer-
vatioen zuliebe auf die direkte Wahl ver-
zichtet hat. für diefes prinzipielle Opfer
nicht gern mit der Annahme jener Dritte-
lungsmethode danken. die fein treuer
Bundesgenoffe felbft fiir unannehmbar cr-
kld'rt. Das Zentrum verfichert. es werde
lieber die Wahlreform zu Fall bringen.
jedenfalls aber aus der Majoritiit fcheiden.
ehe es die neuen plutokratifchen Ber-
fchc'irfungen des beftehenden Rechtes gut-
heißen wiirde. Man habe es trotz aller
freundfchaftlichen Behauptungen des Gegen-
teils ausgefchaltet. die Regierung ftehe nicht.
über den Parteien. denn fonft müßte fie
die Mehrheit nehmen. wo fie fie finde; fie
fei wieder von der Suggeftion beherrfcht.
es gehe nicht ohne die NationalliberalenZ.
das fci die Wiederholung der Fehler
Bülows; das konfervativ-liberale Bloc!-
gefpenft gehe wieder um!
Alles wirbelt wieder durcheinander.
Und das Chaos. das fchon feit Monaten-
das preußifche Wahlrecht umbrandet und
die Regierungsvorlage refpektlos bis auf
wenige Trümmer oerfchlungen hat. wird-
noch bis in den Sommer hinein mogen,
Denn erft nach dem 21. Mai. an dem das
Herrenhaus iiber die Reformvorfchläge zum.
zweiten Mal abitimmen wird. kann der
dort fo wefentlich veränderte Gefehentwurf
dem Abgeordnetenhaus abermals vorgelegt
worden. und auch hier ift eine Wieder-
holung der enifcheidenden Abftimmung in
einem Abftand von mindeftens 21 Tagen
notwendig. Es ift kaum auszudenken. wie-
viele Möglichkeiten fich noch bis dahin

Rundfchau
ergeben können: Eine überwältigende Ma-
jorität fiir eine ter Regierung genehme
Wahlreform, eine knappe Mehrheit durch
Abkommandiernngen aus den Reihen der
Nationalliberalen oder des Zentrums, ufw.
ufw. bis zum völligen Scheitern der ganzen
Aktion.
Faft allen wäre es, fo fonderbar das
klingt- im Grunde ihres Herzens am liebften,
wenn jetzt garnichts zuftande käme. Die
Sozialdemokraten, die kaum ein einziges
Abgeordnetenmandat erhalten könnten, wenn
- dem Herrenhausbefchluß gemäß - die
Drittelnng der Urwahlbezirke wieder ab-
-gefchafft wiirde, und die bis anf weiteres
-geeinten Freifinnigen- die fiir Preußen ein
'Wahlrecht fordern, das fie in den Korn-
niuucn, in denen fie die Oberhand haben7 _
wohl nur ungern herrfchen fähen, bekämen
dadurch die fchärfften Agitationswaffen
ausgeliefert. Sie wiffen, daß die von ihnen
erflrebte Uebertragung des Reichstagswahl-
rechts auf Preußen für die Regierung und
für alle anderen Parteien unannehrnbar
bleibt, aber fie hoffem fpüter, wenn die
Erregung der Maffen noch geftiegen ift,
jedenfalls mehr zu erreichen, als ihnen die
Mehrheiten der beiden Häufer des Land-
tags heute felbit unter den günftigften
Umftänden bewilligen würden. Und wie
ließe fich dann bei den nächften Reichs-
tagswahlen die Uieformfeindlichkeit der
Gegner ausbeuten! Immer wieder muß
gefagt werden: Die Wahlen des Jahres 1911
beherrfchen überhaupt fchon heute die ganze
innere Politik, und nur wer fie im Auge
behält, wird die gegenwärtige Lage zu-
treffend beurteilen können.
Das Zentrum. das weder im preußifchen
Abgeordnetenhaus noch im Reichstag je
fooiel Mandate befaß wie heute uud von
einer Wachlrechtsiinderung am wenigften zu
befürchten hat- muß fich doch hiiten, von
feinen oft und laut beknndeten Sympathien
für die Demokratifiernng des preußifchen
allzuweit abzuweichen. Fände fich eine
konfervativ -nationalliberale Mehrheit für
die Herrenhaus-Reform, ohne daß das
Zentrum mittun könnte, dann würden feine
Agitatoren von Stadt zu Stadt, von Dorf
zu Dorf ziehen und aller Welt erzählen,
um wievieles liberaler das Zentrum ift
als die Nationalliberalen. Auch diefe wären
trotz der Vorteile, die fie im induftriereichen
Weiten durch die Annahme des Antrag
Schorlemer-Liefer 'vor dem Zentrum voraus
hätten* am liebften der Alternative ent-
hobenf ob fie fich's mit den großen In-
duftriellen des Rheinlands und Weftfalens.

die die Wahlreform jeßt gerade wegen
ihrer noch ftrengeren plutokratifchen Unter-
fcheidnngen fiir fehr brauchbar halten und
ihre Varteifreunde mit aller Mami zur
Annahme drängen. verderben oder den im
Juni 1908 einftimmig gefaßten Befchlüffen
des nationallibcralen Parteitag in Magde-
burg untreu werden und die gefürchtete
Dppvfition der. Jungliberalen gegen fich
heranfbefchwören fallen. Und an der
Magdeburger Itefolutionf die obendrein
vom nationalliberalen Parteitag für Berlin
und die Provinz Brandenburg „völlig ge-
billigt“ worden ift, läßt fich nicht gut
drehen und denteln. Sie verlangte klar
eine Neueinteilung der Wahlkreife, die
direkte und die geheime Wahl. Die Er-
füllung diefer Mindeftforderungen hätte die
heftige Wahlrechtsagitation im Lande all-
miihlig zum Schweigen gebracht. Ihre
Verweigerung aber wird fie nicht mehr zur
Ruhe kommen laffen.
Nur die Feikonferoatioen, die fich einem
fröhlichen Optimismus hingeben und nach
diefer Wahlrechtscampa_ ne an einen einigen
Frieden zn glauben (fcheinen, find mit
ganzem Herzen bei den Herrenhaus-Be-
fchliiffen. Dagegen haben die Konfervatioen.
denen das bisher geltende Recht auf den
?eib zugefchnitten war und die bei feiner
Anderung nicht zn gewinnen und nur zu
verlieren hatten. nie ein Hehl daraus ge-
macht, daß fie es am liebften fiihen. wenn
die ganze Wahlreform diefe „Frucht des
Vlockirrtums" diirr vom grünen Afte ihrer
Macht herabfiele. Sie betrachteten „das
Liquidationsoerfahren des Bülowblocks"
mit Mißbehagen und all ihre Sorge ift,
wie fie mit anerkennenswerter Offenheit
bekennen, darauf gerichtet, „das Uebel auf
das Unoermeidliche zu befchränlen“. Ja,
die .irreuzzeitung erklärt ganz unverblümt,
die konferoative Vartei wiffe fich in diefer
Sorge eins mit der Regierung.
Diefe hat die Verdächtigung, die ihre
konfervatioen Freunde hier ausfprechen.
durch ihr ganzes Verhalten nicht wiederlegt.
Ihr kam es nicht auf den Sieg beftimmter
Prinzipien, fondern nur darauf an, ein
Scheitern der Wahlrechtsverhandlungen
überhaupt und „die damit verbundene ver-
fchörfte Fortdauer der Unruhe'h zu ver-
hindern. Sonft hätte fie die von ihr als
unzeitgemäß und veraltet verpönte, in-
direkte Wahl nicht wieder in der früheren
?.812

Glorie gelaffen und das von ihr in höchften
Tönen gepriefene Prinzip der öffentlichen
Wahl nicht (fiir die Hälfte des Wablakts)
preisgegeben. War es ihr wirklich nur
darum zu tun. das durch die Thronrede
vom 20. Oktober notwendig gewordene
Liebe(auf das geringfte Maß zu begrenzen.
und fagte fie fich. die .tlonferoierung des
'Alten gelingt iniWefentlichen ebenfo durch
die von dem fchwarzblauen Block ausge-
dachte Kombination der indirekten und
halbgeheimen Wahl wie durch unfer Projekt.
das die öffentliche mit der direkten Wahl
kreuzen wollte? Jedenfalls bleibt das meifte.
wie es war. Nur die Wahlkuriofa. die
zum Teil harmlos waren. aber den Wider-
finn des ganzen Shftems fo haarftriiubend
erkennen ließen. fallen womöglich ver-
fchwinden. Erhalten bleibt vor allem das
qeheiligte Prinzip. das die Wähler in drei
Klaffen gliedert. deren Stimmkraft im um-
gekehrten Ber-hältnis zur Wählerzahl fteht.
Erhalten bleibt die indirekte und. damit
die Wahlmänner kontrolliert bleiben. für
diefe auch die öffentliche Wahl. Wird die
plutokratifche Schärfe durch die Erhöhung
der Kultur-träger. deren Abftempelung bei
allen Parteien Bedenken erregt. und durch die
Martinierung der Steuerfäße gemildert. fo
verhindert der Antrag Schorlenier. daß wie
bisher in den Arbeitervierteln der Groß-
ftädte Steuerzahler. die. wenn die Gemeinde-
drittelung beftünde. in einer tieferen Klaffe
wählen müßten. bis in die zweite und
erfte Klaffe oordringen. So wird den
Minderbemittelten felbft die geringe Mög-
lichkeit. die ihnen das Dreiklaffenivahlrecht
in einigen ftädtifchen Bezirken zur vollen
Ausniihung ihrer Stimmktaft gewährte.
noch genommen werden. Erhalten bleibt
das ungeheure. in dem heutigen Znduftrie-
ftaat Deutfchland nicht mehr gerechtfertigte
liebergewicht des flachen Landes über die
Städte. wiewohl doch gerade hier die.
Thronrede des Jahres 1907 Abhilfe ver-
fprach. wenn fie eine organifchc Fortent-
wicklung des Wahlrechts ..entfvrechend der
ivirtfchaftlichen Entwicklung" ankiindigte.
Es ift fiir die gefammte preußifche und
fiir die Reichspolitik von nicht geringer
Bedeutung. ob fich jeßt nach dem ..Unan-
nehmbar“! der Zentrumspreffe. an das
übrigens weder das Organ des Minifier-
:präfidentem noch die Konfervativen recht
glauben wollen. eine neue Varteikonftellation
.vor-bereitet. Aber einerlei. ob die National-
liberalen oder dasZentrum fich für diefe
Wahlreform gewinnen laffen oder ob keine
von beiden Parteien in eorpore fiir fie

eintritt aber beide durch Abkonnnandierungen
fie zuftande bringen. oder ob fie jetzt in
der Berfenkung verfchwindet oder zurück e-
zogen wird wie das Zedlihfche Schulge etz
(trotzdem damals eine Majoritöt im Land-
tag dafür vorhanden war) die Wahlrechts-
agitation wird nur umfo kräftiger fortgefeßt
werden. Möglich. daß den Konferoativen
angefichts der Wahl in Oleßko - Lhck und
der düfteren Schätzungen Hans Delbrücks.
der ihnen gar den Berluft von Zweidritteln
aller ihrer Mandate ankündigt. doch bange
vor der ..Zocietaz leo-1in3“ mit dem
Zentrum wird. fo' viel innere Beziehungen
fie auch zu ihm haben. Aber mag felbit
Ritter Heydebrand mit dem Zentrums-
bräutchen im Wallotfaat und in der Prinz-
Albrecht- Straße luftig weiter tanzen. gar
mancher Zufchauer wird den Eindruck einp-
fangen: Sie tanzen bei Fuckelglanz vielleicht
den letzten Tanz. - Die Wahlen ftehen
W* der Türe' _josef Quali 80ml)-
Zum Tode Ednards des Kill.
Unfre allerdemokratifchften Zei-
tungen. die des Morgens und des
Abends fo viele Tropfen fozialen
Dels verfpritzen. daß man damit
fchier die Erdachfe fchmieren könnte.
diefe Erbpächter des wahren Men-
fchentums haben es fich nicht ver-
fageu können. unmittelbar nach dem
Tode des Königs Eduard ihre
tiichtigften Reporter in die eng-
lifche Hauptftadt zu fchicken. Diefe
Blüten der Journaliftik fallen
nun dem Lefer haargenau
auf dem kürzeften Weg berichten.
wie ein König von England ftirbt.
follen den welthiftorifchen Streit
fchlichten helfen. ob Eduard am
6, Mai oder am 7. die Augen
zum letzten Schlaf gefchloffen hat.
ob das Telegraphenbnrean Wolff

Rundfchau
rechtzeitig oder um zehn Minuten
zu fpät die Nachricht verbreitet
hat. Schließlich aber dü1fen die
Lefer der wahrhaft demokratifchen
Breffe hoffenj daß es dem hifto-
rifchen Sinn der Spezialforrefpon-
denten endlich gelingen werde- über
das letzte Wort des Toten einig
zu werden, Während es nämlich
nach dem Zeugnis des einen Demo-
kraten zweifellos feftfteht, daß
König Eduard till. mit den Worten
verfchied: „Ich glaube es geht
mit niir zu Ende. Ich habe meine
Pflicht getanl". während diefer
Ausfpruch durch die Autorität-des
einen braven Demokraten beglaubigt
ift- fteht es durch die Bedeutung
eines zweiten ebenfo wackern Demo-
kraten nicht minder feftj daß der
König in feinen lebten Stunden
iiberhaupt nicht bei Bewußtfein
war. Nun kommen die Begräbnis-
feierlichkeitem und da wird wieder
fchwer eine Einigung zu erzielen
fein: ob der oder jener einen
fäfwer betrübten oder einfach be-
triibten Eindruck auf die erprobten
Hiftoriker der Demokratie gemacht
hat. Und wer wird uns das
Rätfel löfenf ob das Geficht des
neuen Königs ein fein befchriebenes
oder ein unbefchriebenes Blatt ift.
Es foll Gebildete geben- die trotz
der fixeften Berichterftattnng unfrer
Tagespreffe dem im Januar ge-
krönten König der Belgier noch
nicht endgültig hinter feine ganze
Art gekommen find. Immerhin
ift es ziemlich lehrreich daß der
Tod eines Königs die demo-
kratifchen Lefer noch immer
intereffiert. Und es '
benierkenstverh daß die Franzofen
nicht die einzigen gebildeten Euro-
paer und gefchworenen Republi-
kaner find- die um jeden Preis
allen Glanz bewundernj der von
einem Mächtigen diefer Erde kommt.
(Den Franzofen imponiert bekannt-
lich nichts mehr als ein öfter-
reichifcher „kaiferlicher Rat"„ und
kein Ungläubiger wird dem from-
men Franzmann einzureden ver-
mögenj daß tatfächlich kein öfter-
reichifcher kaiferlicher Rat jemals.
dem Kaifer Franz Iofef wirklich
einen Rat gegeben hat.)
Tiefer König hat fchon bei

Lebzeiten fie alle bezwungen:
Zunä>)ft war er ein Sieger
auf *Rennpläizenj in Salons
und fie mußten fich bequemen, ihn
einen Souverän zu nennenT der
„die Lage“ beherrfchte. Dann be-
ftimmte er die Facon- nach der
fich der Magerfte zu richten hatte„
wenn er auf feinen guten Ruf
etwas hielt. Der Fall lag fchon
etwas fchwererj denn König Eduard
war ein alter und beleibter Mann.
Und dicke Leute ziehn fich doch
meift anders an als dünne. Den-
noch war eine andre als Eduards
Form der Vantalons in Londom
Baris, Wien einfach unmöglich,
Ferner aber kochte diefer gemüt-
liche Europäer - ganz gegen die
Regel des alten Freundes Cäfar;
daß nur die hagern Menfchen un-
zufrieden wären-auf dem Balkan-
herd zuweilen fo ungemiitliche
Suppeih daß fich bei einem Haar
der ganze Kontinent dabei ver-
brannt hätte. Schließlich galt er
fogar in feinem Baterlande etwas
- neben dem fo verflucht mäch-
tigen englifchen Barlament.
Die Völker find zu furchtbar
gern unabhängig. Aber noch lieber
laffen fie fich regieren. . . f.

Rundfchau
...
Helene Herrmann:
Neue Briefe Fontanes.
Dem vor fiinf Jahren erfchienenen
Briefwechfel Fontanes mit feiner Familie
läßt der Verlag Fontane nun 2 Bände
Briefe an Freunde. Bekannte. Verleger.
Berufsgenoffen nachfolgen*). Der erfte
'der beiden Bände. der bis 1879 fiihrt.
wird manchem wohl eine leichte Ent-
tänfchung fein - man laffe fich aber
nicht abfchrecken: der zweite. der den
alten Fontane gibt. den „eigentlichen“.
entfchädigt vollauf. Er ergänzt in immer
originellen Aenßerungen das anch noch in
feinen Schwächen liebenswerte Bild. das
die Familienbriefe boten. Die Wand-
lungen eines bis zuletzt Lernenden in
feinen Gedanken iiber Meufchen. Leben.
Kunft. Volitik find in den Briefen und
in allen Wandlungen der fefte Kern einer
Eigenart.
Wir erfahren iiber feine Wirkungs-
abfichten. erfahren. was er felbft iiber
feine Begabung und ihre Grenzen dachte.
Die Entftehnngsgefchichte mancher feiner
Erzählungen z, B. von ..Effi Brieft“ und
..Uinviederbringlich“ liegt in diefen
Blättern. W
Vieles von feinen Worten iiber Knnft.
von feinen Urteilen iiber Zeitgenoffen
werden wir kannt mehr fo annehmen.
wie es vielleicht vor 10 Jahren gcfchehen
wäre: wir fühlen zu fehr den Abftaud.
der uns von jenen achtziger Jahren des
vorigen Jahrhunderts. jener Zeit des
Nationalismus. trennt, So wenig Fon-
tane etwa nur durch diefe Zeit bezeichnet
wird. fo haftet doch feinem Urteil oft
etwas an von jener letzten Fremdheit
gegeniiber kjinftlerifchen Dingen. die ihr
Charakteriftiknm war, Der Begriff des
dichterifchen Stilcs ift ihm feiner
vollen Weite nicht aufgegangen.
fo viel Feines er auch oft iiber Auf-
bau und Sprachvehandlung zu jagen
weiß, Aber allen Bedenken zum
Trotz entziickt uns immer wieder die
Freiheit und die gefunde Sicherheit
feines Urteils aller anfgepufften Sen-
*) Das Buch erfcheint gerade zur
rechten Zeit. da bekanntlich durch die
Enthüllung eines Fontane -Denkmals
in Berlin der Dichter wieder ftark an
Aktualität gewonnen hat.
De'Red.
fationsmache und aller Modegröße gegen-
iiber. die Unbeirrbarkeit des Empfindens
in allem was Menfcheu'fchilderuug heißt.

Vieles was die Kritiken Fontanes nn-
perfönlicher gaben. erleben wir hier im
Vnlsfchlag fvontancr Aeußerung: fo die
Freude diefes alten Mannes an Haupt-
manns junger Kraft und das zwifchen
Abneigung und energifcher Verteidigung
gegen Vhiliftereinwände fchwankende
Urteil iiber Ibfen. Daß Fontane zu
den ganz Großen der Kunft wenig ftarke
Beziehungen hatte. das zeigen diefe
Briefe wieder und fie erklären es zugleich
hiftorifch.
Was war Fontaues Verkehr in den
Jahren. in denen der Mann geiftige
Snbftanz gewinnt? Der ..Berliner
Tunnel“. eine gutmeinende Literatur-
gefellfchaft. deren Mitglieder Fontane
felbft in feinen Erinnerungen nach der
meufchlichen Seite hin amiifant genug
charakterifiert hat. Trotz einzelner be-
rühmter Namen (Menzel. Storm) doch
im wefentliehen - die Meifterfinger von
Berlin. Lauter dichtender Mittelftand.
vom Geheimrat bis zum Bäckergefellen.
Befteufalls ein Epigonentalent wieHehfe.
der zwar nicht zu dem ganzen Kreife
vaßt. aber doch als größte Begabung
bewundert wird. Die Art. wie man fich
hier wohl auf die Großen berief. mag
angetan gewefen fein. ein fclbftändiges
Naturell mit Mißtraneu gegen Klaffiker-
bewundernng zu erfüllen. So viel auch
z. B, von Fontanes Stellung zur ita-
lienifchcn Kunft in feiner verfönlichften
Anlage wurzelt; es ift doch etwas Op-
pofiiton gegen die klaffiziftifche Haltung
des Kngler-Hehfekreifes darin. eine Scheu
vor Schablonenurteilen in der Zeit. als
er fich fchon feiner begrenzten Eigenart
bewußt ift. Ju diefer Eigenart mag
ihn das z-ernbleiben von großen Ein-
fliiffen ge eftigt haben. feinen Knuft-
urteilen mindert diefer Mangel einer
artiitifchen Erziehung aber oft die Sicher-
heit der Maßftcibe. fo daß es Inkoinmen-
furables (Zola und Heider-gt) in feinem
Urteil uebenanderhält. Aber vor dent
zweiten Briefbande will kein Bedenken
mehr recht ftandhalten. Denn hier ift
etwas. das viel mehr wert ift. als kluge
Worte iiber Kunft. Iede diefer Aenße-
rungen gehört zu einer ganz ?erfönlichen
Haltung. weift auf ein kernha tes Dafein.
So genießen wir fie: als die Offenbarung

einer Menfehlichkeit. in der nichts mehr
zufällig ift. fondern alles organiich be-
dingt. So vielfach begrenztdiefe Menfch-
lichkeitift. fo wenig ihr Größe zugefprochen
werden darf - fie ift doch das bleibende
in der Produktion Fontanes. - Im
erften Briefbande erfcheint das Erlebte
etwas zu iehr als Rohftoff. nicht überall
nengefchaffen durch die Betonung. die
der Erlebende ihm gibt. Jin zweiten
Band ift das anders. Der alte Fontane.
feiner felbft in vielfachen Aeußerungen
gewiß geworden. verfcheukt fein Wefen
jetzt freigebig bei jedem Anlaß.
Wenn der Kreis. in dem er aufwnchs.
nach diefen Briefen zn urteilen fiir fein
inneres Wachstum nichts ganz Wefent-
liches bedeutete - einen unfchijßbaren
Dienft hat er ihm geleiftet: es hielt ihn in
der Zeit gehelzten Broterwerbs bei
Selbftgefiihl und brachte wiihrend öder
Zeiten ihn doch immer wieder mit der
.iennft in Berührung. Fontane fcbiitzt
.dies im Alter ab in feiner fkeptifeh-
ivc'igenden Art.- ..So kam es. daß ich
trotz_ meiner jiimmerlichen Lebensgefamt-
ftellung jeden Sonntag nachmittag von
4-6 richtig untergebracht war. näm-
lich im Tunnel. Dort machte man
einen kleinen Gott aus mir, Und das
hielt mich“. Man fpiirt die leifc Ironie
bei aller Dankbarkeit. vor allem aber
die Selbftironie. diefe Worte klingen
beinahe tonfällig an eine Vrachtftelle
in feiner Novelle „Mathilde Möring“.
Dort wird die Bedeutung eines einmal
erlanfchten Komplimentes: „fie hat ein
Gemmenprofil“. fiir die im Leben auf
Avaneement dienende Heldin zufammen-
gefaßt iu den lapidaren Satz: ..Von
diefen(Worte lebte fie“. Die Lebens-
liige ins heiter-Fontanifche iiberfeßt.
Alles ganz gut. aber etwas wenig als
faft einzige Anregungsquelle fiir lange
Jahre! Die Berührung mit einem wirt-
lichen Dichter. mit Theodor Storm.
ruft denn'aueh eine Lebhaftigkeit hervor.
die von der empfangenen Anregung
zeugt. Fontanes Denken iiber Kunft.
befonders iiber Lhrik. gewinnt viel dabei.
Sicher hat er auch fiir manche lnrifche
Wirkung feiner Novellen von Storm
gelernt. Doch nur zu Austaufch und
Anregung gedieh der Verkehr. nicht
zu entfchiedener Beeinfluffung. Gegen
Storms ltjrifche Coneeptionsreife auch
in der Novelle verhielt fich der Epiler
in Fontane in der Hauptfache nngelehrig.
..Meine Neigung“. fchreibt der Balladen-

dicht'er ..und wenn es erlaubt ift. fo zu
fprecben. meine Force ift die Schilderung.
Am Innerlichen mag es zuweilen fehlen.
Das Aeußerliche hab ich in meiner Ge-
walt. Nur fo wie ich die Gefchichte als
Bafis habe. gebiet ich iiber Kräfte. die mir
fonft fremd find. . . Das Lhrifche fichcrliäi
ift meine fchwächfte Seite. befonders'dann
wenn ich aus mir felber nud*nicht aus
einer von mir gefchaffenen Verfon her- '
aus dies oder das zu fagen verfnche“.
- Aber hier war doch auch das Menich-
liche im Wege. Die Briefe illuftrieren
manches. was Fontane in feinem Buche:
„Von Zwanzig bis Dreißig“ andentet.
Was die Intimitiit hinderte. war. daß
Foutanes ehrliche Niichternheit nicht
vertrug. das Voetifcbe. wie er es bei
Storm argwöhnte auch als ..Schönheits-
mittel“ des Lebens verwendet zu iehn.
Er. deffen kritifche Natur die Menfchen
bevorzugt. die fich felbft preisznugeben
verftehn. belächelte das etwas zu wohlige
Schwelgen in Heimatpoefie Hauspoefie
und Genuß an der eigenen Dichteruatnr.
Storm beklagt fich iiber Fontaues Art
bei erotifchen Thematen ..freiweg“ zu
reden. das ruft eine bei allem fich an-
bequemenden Eutgegenkommen fehr
fuperiore lächelnde Abwehr Fontanes
hervor. Daß er fo antworten durfte.
lag an der durch innere' Kühle ga--
rantierten Unbefangenheit. die Fontane*
- bekanntlich ftets geneigt das Erotiiche
witzig-ungeniert zu behandeln-inWahr-
heit al(diefen Dingen gegeniiber befeffen
hat, Ju diefen Briefen. wie überall.
zeigen gerade die draftifchen Scherze
einen völlig unfinnlichen Meufchen. der
als guter Lebensbeobachter recht wohl
um die Bedeutung des Erotifchen weiß.
aber. ohne ftarkes Erlebnis, fich nur die
wißige Seite der Angelegenheit refer-
viert hat. Von fchwacher Sinnlichkeit
aberwar Fontane noch in einem viel
bedentfameren Sinne. In dem Sinne.
der das Verhältnis des fchauenden
Menfchen zum Leben beftimmt. lind
wie feine Sinnlichkeit fein aber ohne
jede Elementarifche vor. fo war fein
Ethos zart. edel. aber ohne Leidenfehaft;
lichkeit. Man hat fo oft gefagt. daß
der Ruthmus feiner Tage feine Lebens-
anfchauuug beftimmt habe das lange im
Schatten ftehen. die Enge der Verhält-

uiffe, die Familienkonflickte. der Zwang
des Broterwerbs bei heimlicher Kiinftler-
fehnfuchh die Schwäche der Nervein im
Alter als unbezwin liche Müdigkeit er-
fcheinend _und er cfelbft hat es fo ge-
fehen. Auch diefe Briefe fchildern das
wieder mit einer befouderen tiuuft, aus
dem trivialften Lebensdetai(wißige
Siniibilden felbftirouifierend zu ge-
winnen: „er fei ins Leben getreten, mit
nichts ausgerjiftet als mit einem po-
etifchen Talent und einer fchlecht fißenden
Hofe (anf den Knieeu immer Beutel)".
Aber die Gefinnnngf die ihn bezeichnet.
kam doeh nur dadurch zuftande. daß
diefer Lebensgang eine tiefe Anlage
beftiitigte und fo allmählich mehr als
der Ausdruck eines Charakters wirkt,
denn als feine 1lrfache. Mit einer
unleidenfehaftlichen und zugleich emp-
findlich vibrierenden Natur verfchmolz
diefer Levensgang zu einer Lebens-
haltung. So wurde „das Fontanefche".
Zum Heiter-fein war er mehr berufen
als zur Freude. er litt an den Dingen.
aber er wand fich nicht darunter. Diefer
Erregbare war felten anfgewiihlt. Schon
als Dreißigjähriger weiß er gefcheiterte
Hoffnungen mit einem „es ift ja
natiirlich, daß es fo ift". einzuordnen.
Von folcherUnleidenfchaftlichkeit ift jene
kiih(witzige Intereffiertheit am Cro-
tifcheu nur das Sumptom auf einem
Lebensgebiet. Es ift charakteriftifch. daß
er. der fo oft den Ehebruch fchildcrt.
nie die Selbftbergeffenheit gibt. immer
das Naehgeben der Seele: „Die Riiftnng
ihres Geiftes . . . . lockertc fich und
löfte fich und fiel", Das fagt er noch
in feiner erften nuvllkommenen Ehrge-
fchichte. fpciter ift es das. was cr auf's
feinfte geftaltet. Das bezeichnet jedoch
durchaus nicht nur feine Auffaffnng der
Liebe. fondern ift thpifch fiir feine ge-
famte Conceptiou der menfchlichen Dinge.
Es darf nicht beirren, daß der Balladen-
diäfter die typifche Linie eines leiden-
fehaftlichen Lebens in „JohnMonmouth"
io zu zeichnen weiß. Hier war die
iinfzere Projektion in Ereignisanden-
tungem balladenhafthingetupften Situ-
ation zu geben von dem. was als Ge-
woge inneren Lebens er nicht hätte
in Worte bringen können. Er brauchte
nicht in die Seele felber zu fteigen. die
leidenfchaftlieh ift. In feiner Erzählung
moderner Alltagsereigniffe dagegen, wäre
er verlegen vor diefem Stoff. - Der
Mangel an jeder Wildheit in feiner

Natur ift aber nur die eine Urfache
feiner Lebenshaltung. Man darf ja
nicht glauben- daß er im Leben je der
befchanlich-refignierte Weife geworden
fei wie der alte Stechlin. Auch ganz
zuleßt lebte er das nicht. Die Briefe
zeigen wie ihn alle Hemmungen bis
zuletzt verftimmen ia verärgeru können,
Und Worte voll Menfchen- und Welt-
verachtung, Aeufzerungen heftiger Auti-
pathie find nicht ganz fclten. Denn fo
wenig leideufchaftlia') es ift. fo erregbar
ift er doeh. Und auch das tritt ja in
feiner Menfchenfchildernng hervor. Reiz-
bar find feine Menfchen fehr oft uud es ift
gerade feine Force mit kleinen Vibra-
tionen feiner Geftalten mit dem, was
kommt und gehn auf ihr Wefcn. ihr
Verhältnis zueinander. ihr Schickfal hin-
zudeuteu. Aber alles. was Fontane
bis zuletzt in Unruhe fetzte. wird ihm
doch- immer wieder - und zwar. - das
lehren diefe Briefe - nicht erft in
fp'citen Jahrein - zum Ausgangspunkt
jener heiter-leidenden Betrach-
tung, die nus heute noch mit ihm ver-
bindet. :Der Gefinnung. die da finden
daß man um des iiber alle hingeheuden
Lebens willen von einem Menfchen-
fchiekfal nicht bie(Aufhebens machen
foll. Er hatte fich gewöhnt. alles. was
ihn bis zuletzt kribblig machte im Ge-
fpr'cich hin und her zu wenden, nicht
um fich „anszufpreehen‟. fondern um es
zurechtznriicken, in das Element feine
Bilder und Wendungen aufzunehmen.
So bezwingt er es alfo nicht in den
tiefften Schichten des Gefiihls, wohl
aber in Geift und Witz, Es ift keine
Ruhe bei ihm- fondern ein Sichbe-
ruhigen. Statt vieler charakteriftifcher
Wendungen ftehe eine hier: „Aber am
Ende feines Lebens auf eine vierzig-
jiihrigc vergebliche Zappelei (!) zurück-
zublickem ift ein fchlechtes Vergnügen.
Hundertmal hab ich mir vorgenommen„
gleichgiltig dagegen zu fein (au fond
iftesgleiehgiltig). . .“ Hieriftdiefe
Selbftberuhigung dnrch eine Einficht.
die mit dem Gefühl noch nicht befreundet
ift. beinah als ein Selbftgefpriich dem*
Tonfall der Säße abzuhören. Man
darf fagcn. nur das Leideufchaftslofe
feiner Natur erlaubte der Betrachtung
„es muß fo fein“, beruhigend in eine

bis zuletzt reizbare Seele immer wieder
fiegreich einzutreten. Ein Ohr. das
hören kann. vcrnimmt dies leife Selbft-
gefpräch auch noch in feinen bekannten
Lebensbekenntniffen. die fo beruhigt
klingen. Was er aber nicht bis zu Ende
lebte. kommt in der Produktion zu
Ende. Sein alter Stechlin lebt das.
was bei Fontane bis zuletzt ein Kampf
zwifchen Einficht und Gefühl geblieben
ift und nur fiir Momente wirklich die
Seele beherrfchte. Solcher Tempera-
mentsmifchung entfpraug ein anderes
(Charakteriftikum der Lebenshaltung. das
fiir die Kuuft wichtig ift: daß er der
Fülle des Lebens fremd war und daß
*er doch das Leben fuäjt. Die Eriftenz.
die er felbft und viele mit ihm fiihrten.
nennt er verächtlich wohl „kleiiiftießig“
und hat immer eine leife Sehnfucht
naeh einem anderen Gang der Tage.
Er hat fich fchadlos gehalten an dem.
was ihm Grundmangel des heimatlichen
Lebens fcheint. Wieder holt er den ent-
fcheidenden Zug aus komifcheu Alltags-
details und doch ift es ein fehr ernftes
Sichveklagen: „llrfpriingliche Landes-
fterilität. halbhundertjähriges. aller Liebe
.und Frauenanmut cntkleidetes Jans
Zoucitum. dazu ein mehr oder weniger
berechtigter Geiftesdiinkel haben hier cin
merkwiirdiges Gefchlecht erzeugt. das
felbft in feinen Spitzen im tiitkifchen
Zelt einen fehr untiirkifchensiaffee aus
einer abgeftoßeneuTaffe trinkt und mit
einem in allen Regenbogenfarben fchil-
lernden hie und da noch Eirefte
tragenden Neufilberlöffel umriihrend. das
Gefühl hegt. einen Feiertag gelebt zn
haben, So ift es in allem.“ Und doch
_ Fontanes Sehnfucht nach äfthetifcheu
Lebensformen ift eine Sehnfucht der
Grenzfeßnug. nicht mehr. Wie uufchön
:es ift. wenn man nicht anmutig zu
feiern verfteht. das empfindet er. wie man
in der Fülle leben kann. wiirde er nicht
wiffeu. Denn in einer Welt der Fülle.
*wo das Leben als eine wundervolle.
finnliche Offenbarung hiuftrömt. wird
ihm nnbehaglich. er fühlt. daß es ihm.
...nach einer ganz beftimmten Seite hin
»an etwas fehr wefentliYem gebrieht“,
Das ift aber nicht me r und nicht
weniger als das Gefühl fiir Pathos im
fchönftcn und tieffteu Sinn. Seine Briefe
aus Italien wehren fich gegen den Ein-
druck des Cinquecento. Itr fühlt das
Leben nicht hinter ..den fchöneu Formen
und fchöuen Bewegungen“. er wittert

liberal(Mangel an Juuerlichkeit und es
ift nicht häufig. daß er uns wie bei
feiner Flucht von Tintoretto zu einem
Diircrfchcu Chriftnskopf fühlen macht:
hier ift das norddeutfche Empfinden. das
feiner gewiß bleiben will. Junerlich
unergriffen verläßt er Rom und erft.
wenn er in einem Briefe nach der Heim-
kehr Worte felbftbewußter Selbftbe-
fcheidung findet. können wir alles wieder
als eine wenn auch .etwas enge und
ängftliehe Wahrung feiner Lebensform
würdigen. ..All diefer Herrlichkeit gegen-
über empfand ich deutlich und nicht
einmal fchmerzlich. daß meine befcheideue
Lebensaufgabe nicht am Golf voir
Neapel. fondern an Spree und Havel.
nicht am Vefuv. fondern an den Müggel-
bergen liegt.“ Diele Haltung befchränft
fich niäjt auf das Südliche. fie tritt etwa
der Dichtung Kellers gegeniiber genau
io hervor.
lind feine Meufchengeftaltung faßt
denn ja aueh charakteriftifcherweife den
Menfchen am beften in einer irgendwie
gefellfchaftlich - gekiihlten Atmofvhäre.
Man braucht nur an Hauptmann zu
denken. wenn der Leute aus dem Volk
gibt. Kein Fontanefcher Menfch ift fo
inftinktiv dnmpf. bei aller Hilflofigkeit
fo von latentem Vathos des Lebens.
wie Hauptmanufche Menfchen es oft
find. Was Fontanes Figuren aus
Reale bindet ift nicht jenes finnlich-
elementarifche dasHauptmanns Menfchen
im Leben hineingekniipft hält. fondern
ein Wiffen um die Notdnrft des Lebens,
Sie haben alle einen Schuß Verftändig-
keit. jeder kann nach Maßgabe feiner
Mittel. in der Sprache feines Milieus
iiber fein Leben raifonieren.
Darum ift es auch meift ftilgerecht.
daß bei ihm fich alles im Gefpräch ent-
faltet und alle Menfchen ..Fontanefch“
fprechen. Er faßt eben am beiten irgend-
wie erhellte Wefenheit. die im Reden
herausfounnen kann. lind zwar in einem
Sprechen. das nicht wie der dramatifihe
Dialog erft werdendes Leben der Seele
enthüllt. fondern in hellem Geplauder
das Gewordene ausbreitet. Oft ift
freilich in feinen Figuren wie eine
Oppofition gegen zu vernünftige Helle.
Tüchtigkeit ohne Voefie gegen das
Vreußifch-Vflichtftramme. dem er fiel)

doch audererieits fehr verwandt weiß.
(fe ift die Sehnfuchh die Fontane felbft
fühlte. und die ihn alle liebenswiirdige
Schwäche fhmpathifch anfeheu ließ.
Solche Naturen leben in dem Verlangen
nach Wcehfeh anmutigein Lebensgennfz
auch wohl nur iiberhaupt in unbe-
ftimmter _ er fagt gern „languiffanter“
Sehnfucht. Sie haben auch wohl Laune
und Phantafie. Aber nicht auf die
Offenbarung irgend einer Lebensfiille
in dieien Geftalteu kommt es an. im
Gegenfaß zur diirren. gefunden Vrofa
der anderen, fonderu auf das. watt in
ihnen Abwehr des Niehtfchönen ift.
des Grauen und Gleichmäßigerh und
diefe Aefthetif der Grenzielznugr die fie
mit ihren Lebensbedingungen in Kon-
flitt bringt- ift der Vault. von dem aus
Fontane fie erleben kann, Wo er aber
Ericheinnngen zu geftalten berl'uchh
denen das Reizvoll-Annuitige des Lebens
nicht Sehnfucht ift. fondern Befiß. da
entfteht wieder etwas ganz Erhelltes.
mehr etwas Gallifch-GeiftreiGeb als
etwas SiidländifG-Simrliches. Natnren.
“denen im nicht guten wie im guten
Sinne alles Leben ein Spiel ift. (Ebba
in „llnwiderbringlich“ Melufine irn
„Stechlin“). Bon diefem Temperament-8-
verhiiltnis zum Leben aus verfteht man
erft ganz. wie die Betrachtung, daß das
Leben in feinem ewigen Fortgang iiber
das größte Einzelne hinwegfließt, gerade
folehe Berie wecken mußte wie For-tunes:
„Die Flut fteigt iiber den Arrarat“.
Die gleiche Betrachtung ruft bei einem
anderen Temperament Entgegengefeßtes
hervor: einen Jubel von Rhhthmen.
Bildern. ein Jauchzen durcheinander-
ftiirzeudcr Konionantem daß man es.
_braul'eu hört wie in Dehmels „Lebens-
meffe“. Fontane hört nicht den „Ton
des lirfprnngs aller Ziele“, er fieht das
Jmmerweitergehem die Macht, die mit
xleiuen Bewegungen Tag in Tag
ichlingt. Ebenfoweuig aber könnte ihm
*derBliek anf dies Immerweitergleiten
Beete iiber Vergänglichkeit wecken. voll
mmtifcher Lebensaugft. Gleich weit,
von der Möglichkeit zum Ranfch. wie
zur Augft vor dem Leben. formt fein
heller Sinn eine wirkliche Betrachtung.
eit-xbvigramiit, das nur einen gefühle*-
maßigen Unterton hat. das da fagtF
wie man fich halten foll. Und der
-ganze Fontane, den von feinen jüngeren
Zeitgenoffen eine Welt dee Empfindens
trennt. ift in den Worten die die Be-

wegung des Lebens bei ihm bezeichnen:
„es kribbelt und wibbelt weiter.“
Wer an diefe Berfe denkt, weiß.
daß alles das. was Fontane von
Temperamentswegeneingrenzte,dochanch
feine befte Kraft ausmacht, Das feßeu
nun nnfre Briefe in's hellfte Licht.
Daß er, der felbft von fich fchreibt:
er fei Monogamift auch der Freude ge-
geniiber, fein befonbere's Talent befaß
zum Anffpjiren kleiner Freudem ift ja
allbekannt. Aber loir verftehen jetzt
geradezuals einCorrelat jeneZMangels .
an ftarkem Lebensgefühl nach diefen
Briefen. das. was er felbft einmal fein
„nnterirdifche Freude“ nennt. Seine
Gerechtigkeit. der jiberlegeue Relativis-
mus in fittliehen Fragen, al(das wnrzelt
viel mehr noch in der Anlage als in
der Erfahrung. Ans* jener Anlage ent-
fpringt auch der Tatfaehenfinn
Fontanes. Den hatte' er unn friih vor
allem dem eigenen Leben gegeniiber zu
bewähren. Er mußte einfehen, daß die
Welt auf Dinge. die ihm Junerlichftes
bedenteten, wenig Wert legte. einfach
weil fie die Welt ift, llnd fo fehr er
felbft bie zuleßt darunter litt, er hatte
ichon bie(zu friih die 1leberzengung bon
feiner relativen Bedentungslofigfeit im
Ganzen des Lebens, zu wenig leiden-
fehaftliche Beieffeuheit des K'jinftlers- um
feine Anfpriiche der Welt entgegcnzn-
werfen. Fontanefcher zu reden: er
brachte in diefen Dingen die Forfehe
nicht raus" oder „er hatte den Muck
nicht‟. Vatho'slofigkeit. Einficht be-
dingen allzuoft Schwäche der Lebens-
iuftinkte. Foutanes Heilung gegen die
Gefahr der Lebensfehwöchei dic fein
Naturell barg. waren fein Blick fiir die
Tatfache - und feine Sehnfncht.
Fiir ihn war die Aufgabe: ohne
durch Broteft vor dem eigenen hellen
Blick lächerlich zu werden. fich eine
Welt einzngrenzen, an die alle Nöte
ni'cht herautönuen. Er glaubt feft
an fie. aber möchte nur ja fein Wefens
davon machen. „Ich habe daS Leben
immer genommen, wie ich es fand,
und mich ihm unterworfen. Das heißt
nach außen hin, iu meinem Gemüte
nicht“. Als junger Menfch - das erfte
Kind wurde ihm eben geboren. und er
fürchtet fein karges Brot zn verlieren

- fchreibt er: ..Ich bin feft entfchloffen. mich nicht zu verkaufen. und werde mich weder durch Not noch durch Trä- nen davon abbringeu laffen.“ Das hat er gehalten. Als er 1876 eine relativ einträgliche. aber ihn bedriickende Stel- lung an der Akademie der Kiinfte nieder- legt und fich von feiner Fran mit Bor- wiirfeu iiberhänft fieht. fchreibt er: „Sich felbft angehören ift der einzige begehrenswerte Lebenslurus. Die mo- derne Welt ift fo herunter. daß fie ein Viüfchanceublemeut vorzieht. Ich habe mit diefen Iammerprinzen nichts zu 'Waffe-1.“ , ,

Auch der Kampf in feinem Fa- milienleben hieß ihn fein Herz bewahren. ohne den Tatfachen Unrecht zn tun, Sein Herz verlangte nach vollem Ber- -ftehen. aber es wäre ihm nicht einge- fallen. wo es ihm verfagt blieb und ihn dies beinahe entfreindete. feine In- dividualität aufzufpiclen, Durch ein hiftorifches Begreifen dcffen. was ihn perfönlich fchwer trifft. wahrte er fich: Er billigt in der nachträglichen Be- trachtung dem Gegner das doppelte Recht zn. ..nnd halbiert das feine... Das hilft dann. Daß all das aber nicht aus einem pofitiven chriftlichen Gefühl kam. fondern aus dem Sich- befiinienkönnen. zeigen Worte. die er brieflich einmal bei einer kleinen Ber- letzung feines Selbftbewußtfeins äußert; ..ich trage nichts nach-- wenn ich auch nichts vergeffe.“ Bon hier aus berfteht man tiefer die Sterbefzene in Effi Brieft. wo die zur Reife der Seele Ge- langte rückeriunernd ihrem Mann alles Recht zubilligt. um dann mit einem Wort den Aufbruch ihrer Seele zu wahren. . . . Er war fo edel; wie einer fein kann. der ohne rechte Liebe ift“. Diefe Briefe machen uns klar. daß es bei Foutaues Art zu refignieren doch mehr um eine - freilich befondere - Selbftbewahrung geht. als um das Kapitnlieren vor dem Leben. Das ftille Heldeutum. das ihm importiert. heißt viel weniger „refignicreu können“ als Selbftbewahrung unter Anerkennung der Tatfachen. ..Was aber meift fiir Heldentnm gerechnet wird. ift table conrenueRcnommiftcrei.Grogrefnltat.“ Gewiß feiner Natur nach und in einer Zeit. da es fiir nur feine nicht ftarke Menfchen befonders fchwer war. dem Leben gegeniiber activ geftinimt zu fein. forderte cr nur refignierte Selbftbewah-

rung. und daß der Menfch durch Anerkennung der Facta feine Seele nicht bedroht fühle. Aber es fiihrt eine Brücke heriiber zu einer neuen Geiftesrichtung. die die Sachlichkeit aus der Refignation erlöft und bei voller Ehrfurcht vor Tatfachen den Willen wieder angrifisluftig macht.
Aus all dem erklärt fich die Oppofitiou gegen Ibfens (in ihrem tiefften Antrieb nicht verftandene) Forderungen. die in diefen Briefen weit draftifcher lebt als iu den Kritiken. Hinter allen eingeftandenen Griinden fteht der Wille. den Erwerb feines Lebens feftznhalten. Gegen die Forderung der .,Selbftbefreinng“ feßt er die der „Selbftbewahrnug“. Er weiß. daß fich in deffeu Kampf bei ihm Werte entwickelt haben. feine. mcnfchlicbe. freilich paffive Werte. Er fürchtet fiir fie. llud er weiß: Tradition ift das. was doch mit taufeud feinen Fafern nuferm lebendigften Dafein verbunden. fich nicht zerfchneiden läßt. ohne daß unfer Sein - nicht nur uufer Glück - verletzt wird. In feinen dichterifchen Angenblicken bringt er die ftumme Trailer gewiffer menfchliäjer Situationen zum Klingen. da die Seelen. von folchenr Gefühl erfiillt. fich dem Leben beugen. Trotz manchem. was in feinen ..lebensweifen“ Refiguatiousausfpriichcu nach philiftröfer Nachgiebigkeit fchmeckt. bleibt ihm folcher Vorwurf fern: Denn es geht im letzten Grunde um die Selbftbewahruug. nicht um das bißchen Glück.
Die Abneigung gegen alles Doctrinäre in Leben und Knuft läßt ihn manchmal das kleiufte mit Humor gcfeheuc Stück Leben höher fchätzeu als alle Probleme der Zeit. fiir deren Bediirfniffe er doch fouft fo viel Gefühl hat. Ein Heft. „Zeitfchrift fiir Volkskunde. geht ihm zu. 1891. als alles in ferueller Vroblematik arbeitet: „Das ift doch was! Mein Freund Leo Berg löft immer noch an dem feruelleu Problem herum - perfönlich fo ungeeignet wie möglich dazu - und die ganze deutfchfkandiuavifche Neulitteratnr folgt feinem Beifpiel. All der Lnatfcb. der fich geriert. als läute er eine neue Weltperiode ein. wird binnen kurzem vergeffeu fein. wiihrend dcr Bauer. der

noch lebendig fiir einen Sechfer rafiert
werden will. weil es nachher einen
('lrofchen koftet. in Aeonen nicht unter-
gehen wird. So waren, die Menfchen
immer nnd fo werden fie wohl auch blei-
ben. Und dies Menfchliche zu lcfeu. ent-
zjicft mich nmfo mehr. je rarer es. nicht
im Leben. wohl aber in der Literatur.
wird.“ Die Sachlichkeit gibt ihm einmal
die Erkenntnis ein. daß es nicht auf
das Rechthaben ankommt. wenn der.
gegen den man Recht hat. das Dafeins-
gewicht eine? Bismarck befißt.
Die von Leidenfchaft wie von Denken nn-
oerblendete Art hindert natiirlich nicht.
daß an feinen vielen Urteilswandlnngen
zuweilen neben einer veränderten Ein-
fimt auch ein perfönliches Moment feinen
Anteil hat. wie z.B. im Verhältnio zu den
Inden. .Wenn er aber, mitbewogen
durch irgend eine perfönliche Dankbarkeit.
feine Anfchaunngen iiber Menfchen und
Menfchen ruppen ändert. das Recht der
Kritik lä t er fich nicht fmmiilern.
Tiefer Geift der Kritik hängt eng zu-
fammen mit all dem, was wir als
Fontanefches Temperament bezeichnen
können. mit der Leidenfchaftslofigkeit.
der Erregbarkeit. dem ftarkeu Sinn fiir
Facta. Sein Streben ift: vor fich felbft
nicht Halt zu machen, Von den friihcften
bis zu den letzten Briefen finden fich
mehr als fkeptifche Aenßerungen iiber
die ei ene Begabung Dem gegeniiber
ftehen ehr felbftbewnßte. doeh hängt das
bei feiner reizbaren Natur oft davon
ab. daß er fich irgendwie ,ae haut en
b88*kritifiertf1"ihlt. S e l b ft b e w ußte
Selbftbefcheidung aber ift der
Grundton. Und folch Wefen. daß fich
felten bedingungslos ausliefcrt. aber
auch nie am bloßen Neinfagen Freude
findet. hat er allem gegeniiber. was ihn
innerlich angeht. Seine negativften
Kritiken haben re elmäßig einen Ein-
räumungs- und ubillignngßabfchnitt,
Momentane Ungerechtigkeiten iu ver-
ftimmten Momenten ändern nichts an
dem Grundzug. Ob das. was Fontane
angeht. Mürkertum heißt oder Adel
„*- die Kerle find unausftehlich und
reizend zugleich. -“ ob es Bismarck
heißt oder moderne Kunft. er muß fich
fo dazu ftellen können. ..Das find die
Anfänge der Freiheit. nach der ich
vierzig Jahre lang feufze: verehren.
bewundern und doch die Meinung und
den Mut eines gele entlichen Nein zu
haben, So muß es ?ei11.“

Man kann fogar fagen, damit er
eine Sache lieben kann. muß fie feinem
Spott Llngrifispunkte bieten: nichts ift
ihm langweiliger ale ..die reine weiße
Vorzüglichkeit“. Daraus erklärt fich
*auch feine in diefen Briefen oft erftann-
liche Unbefangcuheit in Vietiitsfragen.
Damit hiingt auch die Selbftvewaauing
bei großen Erlebuiffen zufannnen. das
tiefe Mißtrauen in die eigenen Gefühle,
Diefe Briefe zeigen eb wieder. Die
Haltung beim Tode des iiltcften Sohnes.
die beinahe befremdliche Greiztheit iiber
den ..Trauerapparat“. iiber die Leute.
die von ihm den „tkoloffalfcliinerz“ ver-
lan en. ift bei diefem Lebenstenner,
wo l noch mehr als auf die Abneigung
egen jede laute Aeußerung. anf diefe
Zarte Kritik eigener Gefühle zurückzu-
'ihren. Hier aber find wir an einem
fiir den Schriftfteller Fontane fehr
wichtigen Punkte. Durch das Tempera-
ment. das ihn zu Dingen nnd Menfcheu.
ja auch zn fich felbft (die-Z letztere hin-
dert die lhrifche Ansfprache!) in cine
gewiffc 'Ferne rückt. ift er. der doch
eigentlich am ftiirkften an Menfmen.
und zwar an fprechenden Menfchcn.
intereffiert war. zum Epiker geworden.
Ein Drama zu fehreiben wäre ihm ver-
fagt gewefen. erftcns weil cr ohne
Leidenfchaft war nnd die aus der
Leidenfchaft kommende Notwendigkeit der
Kataftrophe nicht fiihlen konnte. dann
aber. weil er bei allem brennenden In-
tereffe am Menfchen nicht die Verwand-
lungen des Dramatikers erleben konnte,
Er ift immer Znfchauer. immer gegen-
iiber. Nun ift er aber eine befondere
Art Epifer. einer. der nicht vom Verlauf
des Gefchehens ausgeht - obwohl er
doch das Leben iiber den Menfehen hin-
gehen fah. Zwar zeigen unfre Briefe.
daß er Konzeptionen aus den Erzäh-
lungen von Gefchehniffen gewinnt '
die einen fataliftifchen Zug haben (lin-
wiederbringlich. Effi Brieft). aber jeder.
der Fontane kennt.- weiß. wie die
Charaktere 'bei ihm alles find. Beffer:
die menfchlichen Haltungen. Denn dies
ift es. was er gibt: Haltungen von
Menfchen. lind wenn er die ganze
Umgebung eines Menfchen fchildcrt,
fo ift es nie Milieu-. immer Charakter-
fchilderung - der Menfch erweitert bis

Rundfchau
dahin. wo die Grenzen feiner Verföu-
lichkeit in die Breite des Lebens ver-
laufen. Mir fcheint. er fnchte lebens-
lang zn einer Form zu kommen. inder
“die blotßeDarftellnng meufch-
licher Lebenshaltungen .keuuft
wird.
Lange hat er fich überlieferten
Formen anvertraut. und das Konventio-
nelle haftet denn auch an feiner Kom-
pofition. wo fie nicht anekdotifch locker
ift und zerfällt, Einmal unter einer befon-
ders günftigen Kouftellation. hat er in
..Effi Brieft" ein Thema. zu dem er fchon
oft angefeizt hatte. klar komponiert. Aber
-anch hier befiimmt fich die Form nicht
aus feinem innerften Rhythmus. Fon-
tauefcher find doch wohl die ganz form-
lofen Werke. die ..Voggenvuhls". der
„Stechlin“, Da wo die Novelle auf-
hört nnd nichts da ift. als ein Aus-
geben von Lebenswiffen in menfchlichen
Haltungen. Wo alle Form nur darin
befteht. daß folche Haltungen im künft-
lerifchen Sinne ..(krfclieiiiuiig“ bekommen.
Jin Stechlin treten die Ereiguiffe (mehr
Vorfälle) ganz revueartig auf. Men-
fchen und Dinge treten an den alten.
innerlich ganz reifen Menfchen heran.
nach dem die Gefchichte heißt. Bot-
fchaften des Lebens. die noch einmal
eine leßte Antwort feines Wefens auf
ihre Beriihrnug erhalten. Und in diefen
Reaktionen fchließt fich nnmerklich ein
Ring. formt fich eine Haltung zur
Welt. Nur daß' hier die Freude des
Erfahrenen am Ausfpeuden des Wiffens
Lvon eben und Menfchen auch noch
diefe Form auflöft. Und wie ihm da
zuletzt alle epiiche Snbftanz we finkt'
zwifchen diefen Lebenshaltungeu. die er
aufbaut. das verfteheu wir erft ganz
ans diefen Briefen. Denn auch hier
ift zuletzt das Leben nichts mehr -
alles ift Charakter geworden. ..Die
Dinge an fich find gleichgültig. alles
Exlßbte wird erft was durch den. der es
*er e t.“

Bevliner Konfifrühling

Manets ..Erfihießung Kaifer
Maximilians“ in der Sezeffiou.

Mannheim ift durch die glückliche
Erioerhnng eines' Bildes von europäifcher
Berühmtheit in die Reihe der deutfchen
Mufenmftädte eingetreten.
Dank der
Großmut einiger Stifter und der Umficht
des Direktors Dr. Wichert ift in dem
Augenblick. wo auch die Sammlung

Vellerin frei wurde. Manets großes
Hiftorienbild fiir 90000 Mark in den
Befiß der neuen Kunfthalle gekommen. Jetzt
bildet es den Hauptanziehungspunkt der Früh-
jahrsausftellnng der Berliner Sezeffion.
Seine Stellung im Oenore Manets
ift einzig; fowohl dem Format als dem
Inhalt nam. Die Tragödie des unglüct-
lichen Habsburger-Z hat einen ftarken Ein-
druck anf Mauer gemacht. Unmittelbar
nach den Ereigniffen des Juni 1867 fehen
wir ihn mit 5 Skizzen befchäftigt. Eine
Skizze ift nach Amerika gekommen. die
andre befand fich bis vor kurzem bei
Vollard in Boris. Llrfprünglich freie
Schöpfung der Vhantafie. wird der Ent-
wurf. wie Duret berichtet. im Sinne grö-
ßerer hiftorifcher Treue mit Hilfe der
Photographie umgebaut. 11m die Jahres-
wende 1868/69 ift das Bild vollendet.
Mag fein. daß Gonas theatralifche
Erfchießungsfzene aus den Schreckenstagen
1808 die Kompofition Manets beftimmt
hat. Die Szenerie ift großartig: Bor einer
kahlen grauen Mauer. die fich quer durch
das Bild zieht. fteht rechts das Exekutions-
peleton. 7 Soldaten mit blauen Käppis
und prächtigen blaugrauen Uniformen. auf
denen die weißen. breit hingeftricheuen
Koppeln feft auffißen. Bon der Gruppe
der Schießenden abgetrennt fteht in fich
verfnnken ein Unteroffizier. mit dem
Spannen des Hahnes befchiiftigt: die Figur.
die vielleicht am unverhohlenften den
Ewigkeitswert der Schöpfung zum Ans-
druck bringt; gleichfant an die Erde ge-
bunden. erdverhaftet und doch in der
wunderbaren Entrückbarkeit unvergleichlich
groß. Links. von ivagrechten Gewehrläufen
und Bulverdompf überfchnitten. die Gruppe
der Verurteilten: der Kaifer. in einfachem
grauem Leibrock und Farmerhut. zu feinen
Seiten feine getrenen Generäle Mejia und
Mirornon. Mejia. getroffen. wirft den
Kopf empor und die Arme zur Seite.
Adel und Gelaffenheit drückt fich auf feinem
Antlitz aus. Anf der Mauer ein feltfames
Gemifch lemnrenhafter Geftalten von halb
wilder. halb teilnamslofer Art. Hinter
der Mauer fteigt der Sei-ro ae lag com-
panas an. auf dein wunderlich ver-
fchivommene Gruppen lauern. Ganz in
der Ecke der Friedhof mit hohen Chpreffen.
dariiber ein tiefblauer Tropenhimmel.

Wunderooll ift die Atmofphöre in dem
Bilde wirkfam. Wir fehen fie nicht an-
gedeutet; aber fie ift da nnd wir fpüren.
wie die Figuren von ihr umftrömt find.
Der ganze Vorgang wird in feiner Schreck-
lichkeit durch die optifche Schönheit des
Werkes überwunden. Herrlich find die
Modulationen der einzelnen Farbtöne des
blau und weiß. die den oerfchiedenften
Tönungeu von grau und grün gegenüber-
ftehen. Der farbige Rhythmus zeigt die
Klarheit und Feftigkeit der Manetfchen
Farbengebung. 11eberhaupt ift das f0 un-
heimlich fchön an dem Bilde: die kühle
Sachli>1keit und fiille Wahrheit. mit der
der Vorgang gefchildert ift. Er ift iiber
die einmalige hiftorifche Aktion erhoben,
Die Erfcheinungen find zu Symbolen ge-
fteigert. Wir fehen in dem Bilde nicht
nur den gefchichtlichen Vorgang. fondern
das Schießen fchlechthin. Meier-Gräfe
fagt: Mauer gelingt eine Urbarmachuug
des Natürliche-n. eine Darftellung des Le-
bens in einer das Gegebeue oerewigenden
Form. Will)- I*'. Zeorilc (Mannheim).

Ausftellung der Berliner Seeeffion 191()

Nächft Manets Erfchießung Kaifer Maxi-
milians. die im Mittelpunkt des Jutereffes
fteht. hat die Seeeffion wie fie-ts ihren
Schwerpunkt auf die Veranftaltung von
Sonderausftellungen gelegt. Ob diefe Praxis
bei einer Vereinigung. die doch fchließlich
nur iiber eine geringe Anzahl oon Sälen
verfügt. auf die Dauer einem wahrhaften
Bedürfnis entfpricht. mag eine ungelöfte
Frage fein. Gerade jetzt. wo die Stürme.
durch das Andrängen der Jüngern erregt.
kaum verraufchi find. hatten wir es wohl
erwartet. daß die Seceffion ihre Türen dem
Nachwuchs weiter erfchloß als je. Aber
dadurch. daß fie einen großen cTeil ihrer
Wände mit den Werken löngft Anerkannter
belegt. zeigt fie klar. daß fie es aufgegeben
hat. Jünger in ihre Reihen zu werben.
Was geblieben ift. ift eine Jutereffenge-
meinfchaft. die an fich felbftoerftändlich ihre
Berechtigung hat. zumal zu ihren Mitgliedern
unfre beiten Namen zählen. Aber daß
eine folche feftgefügte Gruppe in fich er-
ftarren muß. daß fie fchließlich die Kunft
nur fo betrachtet. wie fie felbft zu fehn
gewohnt ift. daß fie ihrerfeits alles ablehnt.
was fich nicht in ihren Rahmen fügt.
chafft einen Zuftand. der jenem höchft be-
denklich ähnelt. der feinerzeit zu der Grün-
dung der Secrffion gefiihrt hat.
Auch die Wahl der Kollektionen felbft
ift nicht allznglücklich. Um diefe zufamnien-

zubringnn. ftöbert man leicht in allen
Ecken des Ateliers und fördert fo manches.
zu Tage. was lieber ungefehn geblieben
wäre. Daß unfre Meifter nicht nur Meifter-
werke fchaffen. ift felbftverftöndlich. denn
auch der Künftler ift nur ein Menfch mit
feinen guten und fchlechten Stunden. Leider
ift es nun eine Tatfache. daß weniger ge-
lungene Stück fich nicht in den Schatten
der Hauptwerke ftellen und darin ver-
fchwinden. fondern daß umgekehrt ein ein-
mal eniftandenes Mißbehagen auch auf
die Werke abfiirbt. die fonft eine kritiklofe
Bewunderung ausgelöft hatten. Befonders-
Wilhelm Trübner bekommt es fchlecht.
wenn man feine Arbeiten älterer Zeit an
die neuentftandenen fügt. Man ift faft
dem Weinen nahe. wenn man bedenkt. was
diefer Künftler einft befeffen und. wie es
fcheint. unwiderbringlich verloren hat. Die
ehemalige tonige Schönheit ift verfchwunden.
und an feine Statt trat das fefte Grün
und eine Sonne. die doch keine rechte Sonne
ift. Die Formate find allzumiichtig mit
ihren unruhigen Pferden und Reitern. Nur
die kleinen Landfchaften find angiingig und
verraten noch etwas oon der alten Herrlich-
keit. Aehnlich nötigen uns Hugo von
Habermanns Bilder aus den fiebziger
Jahren ein Entzücken ab. das Arbeiten
aus jüngrer Zeit nicht mehr heroerzurufen
vermögen. Immerhin ift Hugo non Haber-
mann ein durchaus impulfioes Talent. das
nicht an große langdurchdachte Schlachten
feine Kräfte feht. fondern in immer neuen
Scharmiißeln feinem Ziele nahezukommen
trachtet. Diefes Schaffen muß ebenfooiel
Fehlfchläge wie Erfolge bringen. doch find
die Gfolge. wenn fie völlig [ficken. von
dem allergrößtcn Reiz kecker Ur prünglichkeit
und bleibendem Glanz. Mit durchaus
klarer Ruhe fchreitet der Schwede Anders
Zorn feinen Weg. Zum Gipfel führt
ihn das nackte Fleifch weiblicher Körper.
dem er im Freien oder in der Halle eine
köftliche Weichheit und einen gefunden Duft
zu oerleihn vermag. Seine Portraits find
durchaus ehrlich und gut. dennoch können
fie nicht diefelbe fatte Freude erwecken.
wie die aus dem Vollen gefchöpften Akte,
Der Schweizer Ferdinand Hodler. deffen
künftlerifche Perfönlichkeit jeßt endlich all-
gemein anerkannt fein dürfte. zeigt einen

Miiher und einen Holzhauer in wuchtig
gefleigerter Bewegung.
Mar Liebermanns Bildniffe Richard
Delfine(und Friedrich Naumann find höchft
lebhaft im Ausdruck. aber in der Farbe
etwas matt. Max Slevogt bringt ein
großes Figurenbild. „Der Hörfelberg". das
wegen der Beherrfchung der Geftalten er-
freut. den Vorwurf jedoch nicht zur ein-
dringlichen Vifion zu heben vermag. Louis
Eorinth malt fich und feine Familie in
frifcher Kompofition. die die großen Augen
des Babys zum Mittelpunkt wählt; fonft
error-ift er fich wieder als Meifter des
warmen lebendigen Fleifches. Martin
Brandenburg bleibt phantafiifchen Mo-
tiven treu. die wahre ehrliche Malerei. der
der .niinftler wohl fähig wäre. unterbinden.
Heinrich Hübner-s Juterienrs find wie
itets von allerfchönfter Frifche. voll Duft
und feinfinnig geftimmter. dabei fiat-ker Farbe,
Bifchoff-Eulm ift wie ftets folide'
mit feinen Trachtenbildern im cFreien. ohne
ein allzu warmes Gefühl aufkommen zu
laffen. Fritz Rhein bringt einen akade-
mifchen. nicht einmal fehr korrekten Rücken-
akt. entfchädigt aber durch ein entzückendes
Babe). daß aus den Kiffen und Decken
feines Körbchens in die Welt hinaus fchaut.
Hans Balufchek beackert weiter das Gebiet
kleiner Leute. das er fich gewählt hat.
Diefes Mal ift es ein Sommerfeft in der
Laubenkolonie. dem er Leben zu verleihen
fucht, Trotzdem er über das Ganze ein
Blau des Abends breitet. wirken doch Figur
und Betwerk gegenftiindlich; der Humor.
das Miternpfinden ift mehr philiftrös als
fouverain. Jin Stilleben zeichnet fich wie
ftets George Moffon aus mit feiner Vor*
liebe fiir filbernes Vrunkgerät und weiße
Tulpen. Robert Breyer ift anfprucbs-
lofer in feiner kräftig fchöneu. aber doch
ftill wirkenden Farbe. Bernhard Vankok
hat fich in einem Herrenportrait mit wein-
rotem. geblümten Hintergrund arg ver-
griffen. Jntereffanten Stoff. intereffant
gefehen und gemalt. hat fich Leo Freiherr
von K önig in feinem ..Vierrot und Colom-
bine“ und ..Jin Boheme Cafe" gewählt.
In der Landfchaft flehen Hans von Volk-
mann mit einem ..Erntereifen-Kornfeld".
das ein lichter Streifen Sonne trifft. und
Ulrich Hübner mit feinen fchweren Ham-
burger Häfen an erfter Statt. Kurt
Herrmann gibt fich ganz froh und freudig
der farbigen Stimmung in lockerem A11--
einanderreihen der Töne hin. Das Gelb
des Haufes im ..Schloß Belvedere“ ift
brillant zum Grün der Bäume und Bunt

der Blumen.
An Werken großer Ausländer hat fich
die Seeeffion wunderbare Stücke von Claude
Nonet gefiajert. ..Wafferiri-Z" und ..See-
rofen" zeigen die Glut des blühenden
Lebens. dazu den Dunft der uralten See-
fläche und ihre Spiegelung. Die Seine-
briicke ift etwas fefter in Ton und Zeichnung.
der Ausfchnitt einer gut gefehenen Natur.
Binzent van Goghs ..Eifenbahnbriilke" er-
freut befonders durch eine kecke fouoerän
beherrfchte Verfpektive. Vaul Eszannes
..Bahndrtrchftich bei Aix en Provence" folgt
den Erdtvellen in brauner Schwere. Kees
van Dongen lockt durch die Eigenart feiner
liegenden Frau. die faft flach Schwarz zu
Weiß fügt nnd im fcharfen Einfeßen der
Augenbraunen. der Augen und des Munde?
zu aparter Wirkung gelangt.
tler-mann ndelcing.

Die große Berliner Kunftansftellrmg

Die große Berliner Kunfiausftellnng
ift ihrem Vrinzip der letzten beiden Jahre,
die Bilder faft ftets nur in einer Reihe
und in genügendenr Abftand zu hängen.
treu geblieben; fie hat es fogar oerfucht.
diefes Prinzip eher auszubauen als zu be-
fchriinken. So ift der Gefamteindruck
durchaus ruhig und fchön. Trotzdem kann
die Ausftellung nicht ganz kritiklos getroffen
werden. Das Streben. wirklich nur dem
malerifchen Werte zu folgen. ift ficherlich
in dem Verein Berliner Kiinftler, zumal
in dem jüngeren Nachwuchs. vorhanden.
Aber die Widerftiinde find allzu groß. Be-
ruhn diefe auf den Anfchaunngen der alten
Herren von der Akademie felbft. oder ift
es ein Vietätsgefühl. das denen. die einft
glücklichere Tage gefehn. nicht trübe bereiten
möchte? Jedenfalls ift der Ballaft zu groß.
Vietiit in der Kauft ift ausgefchloffen; die
Kunft ift das ewige Leben und Streben.
Und der. deffen Binfel müde geworden ift.
mag. felbft wenn er in einem Stück Künft-
gefchichte feine Rolle gefpielt hat. fich zurück-
ziehn in die Stille feines Ateliers. Diefer
Ausfprnch ift hart. aber er muß einmal
getan werden - zu Gunften der Sache felbft.
Daß Arbeiten von folchem malerifchen
Unwert nicht hier und da. fondern gerade
an den augenfiilligften Stellen gezeigt
werden. fchadet der Muffe guter Werke un-
gemein. Der Befchauer. der kam. Schönheit
zu trinken. wird es müde. immer wieder

Darftellung in Auffaffung und Technik.
..Paulus diftiert den Galatäerbrief" abgelehnt
werden, Hermann Groeber verfammelt
wieder feine Schüler um fich in mehr
äußerlichem Zufammenhang. AngnftWilkens
bringt eine Hochzeit auf Fano. im Dunkel
zu feft. Emil Burmeifter einen Ringlampf
natter Männer. die allzu hart zu Teppich
und Raum ftehen. Otto Marcus feht feine
dekorative Bilderfolge für das Nathan*:- zu
Quedlinburg fort. Wie in den erfteren
Stücken auf kräftige. bnntfrohe Farbe. legt
der Maler hier den Wert auf ein mehr
zeichnerifches Dunkel. für das eine farbigere
Durcharbeitung zum Nutzen gewefen wäre.
Sehr unglücklich debutiert Hans Loofchen
auf dem monumentalen Gebiet. Seine
Kartons ..die Arbeit. Hyzina“ find fchwach
in der Erfindung und nicht einmal zeich-
nerifch beherrfeht. Wozu an gleicher Stelle
die kompofitionell und teämifeh mehr als
diirftigen Arbeiten Vierte Vuvis de Cha-
oannes die Wände füllen. bleibt rätfelhaft.
Keck und munter. dabei von fchöner ge-
fteigerter Bewegung. mutet G. Picard* mit
den Aufzeichnungen ..Der Kampf". die
Geburt des Paris an.
Kollektiv find die Ungarn vertreten.
deren meiften Stücke bereits in der Separat-
ausftellung im Gebäude der Sezeffion ge-
würdigt wurden, Hier fügt fich ein großes
Vrnntbild von Gyula von Benozur
..HuldigungdesungarifchenReichstagslZM"
an. das in der genauen Wiedergabe der
Köpfe Vhotographen entzücken mag. Ein
gefchloffenes Bild für fich geben die Einzel-
ausftellnng von Werken Julius Bergmanns.
der gefunde Luft an Land und Haustier
verrät. dann Wilhelm Müller-Schoenefeld.
der feinfter Zeichnung. aber auch des breiten
Striches fähig ift. An diefe reihen fich
die Zeichner Franz Jüttner und Franz
Staffen. erfterer mit den humorvollen
Darbietungen. die den Lefern der Lnftigen
Blätter fo vertraut find. mit den heroifch
ftiloollen Illuftrationen zum Rheingold'
fowie den Lithographen zum Varfioal.
tler-mann mbeleing
Finanzpolitifches
zu fachen. ftatt daß fich diefe von felbft
feinem Blicke bietet. Am fchlimmften fteht
es mit dem Portrait. Es fcheint. daß
diefe Kunft. die Gefchmack. Individuali-
fierungsvermögen und malerifche Kraft cr-
fordert. übrigens nicht nur hier. völlig
vergeffen und verfchwunden ift. Georg
Ludwig Menu gibt feinen trockenen Ab-
ilatich. deffen Farbe der lebendigen Fleifches
weltenfern fteht. Fenner-Behmer fowie

Heinrich Hellhof bleiben ohne Stärke in
dünnem Auftrag. Nächft dem Varifer
Robert Benno h . der das kleine Figur-
chen einer Bildhauerin in toniger Ab-
flimmung gibt. ift es wohl nur noch Friß
B urg er. der bewußt das Portrait als
folches pflegt. Friß Burger kommt für
diefe-Z Gebiet eine eminent fichere Zeichnung.
eine fchnelle Auffaffung zu Gute, Aller-
dings muß es ihm zum Vorwurf gemacht
werden. daß er in der Farbe. befonders
bei feinen Frauen- und Kinderbildern. nicht
ftets der Natur in ftrenger Wahrhaftigkeit
folgt. fondern lieber anf feine gef>)iekte
Palette vertraut; doch ift das Endergebnis
"tels gut. zum mindeiten angenehm. Eine
große Höhe im Schaffen des Künftlers
bezeichnet heute das Herrenportrait „Paul
Herrmann“. das farbig überaus wahr. in
kompofitioneller nnd toniger Wirkung aus-
gezeichnet ift.
Sehr gut ift die rührige Entwicklung der
Landfchaft. der fich die des Intern-ars in
gleichem Maße zur Seite ftellt. Hans
Herrmann wird immer matter in feinen
Hafen- und Fifchermotiven.Franz Hoffmann-
Fallersleben ift wie ftets unerträglich mit
feinem brandigen Rot und Grün. Friedrich
Kallmorgen zeigt eine kraftvolle ..Mittags-
panfe“. Arbeiter auf der Dampffähre des
Hafens. Alfred Scherres in gleichfalls
fchwerer Art einen Februarabend am
Grunewaldfee. Hier will es fcheinen, als
ob diefe fefte Technik doch mehr fiir Häufer
und .ttähne geeignet ift. die der Maler
fonft frequentiert. Franz Skarbina befaßt
fich in leichter. freudiger Farbe des weiteren
mit dem Interieur alter Rokoiofchlößehen.
Aueh Maximilian Schäfer erweift fich
gliictlich mit Ausfchnitten des Zimmers.
Seine Meifterfchaft auf diefem Gebiet be-
weift wieder Auguft von Brandi-Z. befonders
in dem Treppenhaus. das vom Glanze der
falten. fo überaus reichen Farbe eitrahlt.
Von dem Figurenbild läßt fich nicht
allzuviel Gutes fagen. Ferdinand Graf
von Harrach muß mit der utrierten
llnfer Schwerpunkt liegt in
New-York! Mag in London wegen
dea Schwindels in Ginnmi- und Oel-
aftien ein Llbfturz drohen. mag Vario
dann einmal Angftkurfe fenden. fo bleibt
der dentfche Markt doch immer nur ge-

Rundfchau
fpannt auf Amerika. Die Abflauuugen
von dort entweder der Anlieferungen
von Rohcifeu oder des Kupferpreifes
reichen hin. um unfere leitenden Berg-
werks- und auch Bankpapiere vollkom-
men in Atem zu halten, Außerdem
gibt es bei uns auch fehr ernfte und
vor allem maßgebende Händler. die an
die Fortdauer der Konjunktur drüben
keineswegs mehr fo ficher wie noch vor
Monatsfrift glauben. Alles dies wiirde
aber unfre eignen großen Aktien weniger
trefien. wären deren Kur-fe nicht fchon
recht hoch geftiegen. Somit bleibt fiir
fpeknlative Gemüter. deren es ja in
Deutfchland Legionen gibt. kaum etwas
anderes übrig. als den billigen Geld-
ftand für Spezialgebiete zn benußen.
Indeffen. all diefe Gründe. welche Berlin
und Frankfurt und Hamburg der Stei-
gerung von Elektrizitäts-.Chemifchen und
auch Mafchiuen-Werteu zuwenden. nuhen
einer kräftigen Allgemein-Tendenz nichts.
Selten oder nie kann letztere ans Aktien
mit einem engen Markt hervorgezaubert
werden.
IK I(
..e
Schutz dem kleinen Manuel
fo erklang es kürzlich wieder in nuferm
Parlamente. als gelegentlich der Kolo-
nialdebatten auch die Möglichkeit vou
Zwanzig-MarbAktien berührt wurde,
Selbft der Abgeordnete einer fo frei-
gefiunten Handelsftadt wie Hamburg.
deffen Gerichte während der ernften
Phafe des Differenzeinwandes ruhig im
Sinne von Treu und Glauben ent-
fchieden.-felbftdieferBertreterwjinfchte.
deu kleinen Manu gegen die Lockungen
dnrch die Zwanzig-Mark-Aktien weiter
gefchiitzt zu fehen. Und er berief fich
dabei zn Gunften feiner Aengftlichkeit
fogar auf Nationalökonomen. die doch
andrerfeits in die Praxis der Wechfel-
ftuben fotoie in die gewaltige Popu-
larifierung unfrer Dividendenpapiere
fchon feit Jahren. höchft ungenügende
Einfichten haben. In der Tat! fobald
es fich nicht einmal verhindern läßt.
daß zahllofe deutfche Kaufkreife ihrer
Neigung zum Spcknliereu regelmäßig
na kommen und nicht zum geringften
an in Papieren. die nur in London
und New-York zu haben find. - lohnt
es fich auch nicht. die „unteren“ Volks-
fchichten abzugrcnzeu. denen Lotterien
und fonftige Glücksfpiele weit lieber
bleiben. Nur ein einziger großer

Praktiker hatte fich f. Z. im Reichstag
gegen die kleinen Aktien ausgefprochen.
das war Dr. Siemens von der Deutfchen
Bank. der fich freilich fpäter zu einer
anderen Ueberzeugnng bekannt hatte.
Nicht ansgeplaudert von ihm wurde
aber damals. wie bald nach dem Auf-
f chwuug der Mineninduftrie in Transvaal
unfre leitenden Bureankraten ganz ernft-
haft unfrer Hochfinanz ans Herz legten.
doch mit einem Teil ihrer Banken.
Kapitalien fich in jenem Aktienbefitz zu
Gunften des deutfchen Elementes feft-
znfeßen. Rb: ohne das Publikum zn
einem folchen up an tionen heranzn-
ziehen. So übertriebene und unrichtige
Borftellungen von den. doch ganz be-
ftimmteu Zwecken dienenden Bar-
mitteln der Großinftitute fcheinen auch
noch heute umznlanfen. Gerade in
jenem oben erwähnten Schutz des klei-
nen Mannes tritt noch immer ein
Snftem der liebevollen und dann pe-
dautifchen Bevormnndung hervor. der
das inzwifchen wirklich groß gewordene
deutfcbe Volk doch endlich eutwachfen.
fein follte.
* :.-
(Sin kiinftli es Gleichgewicht
in feinem Bridget at der gegenwärtige
rnffifcheFinanzminifter mit merkwürdiger
Eilfertigkeit herzuftellen verftanden. Es
war nämlich im Reichsrat (einer Art
von geiftiger Peerskammer. die neben
der jungen Dnma noch immer ihren
Rang behauptet) von keinem geringeren
als Witte ein Defizit von 13000000-
Rnbeln herausgerechuet worden, Der
Genannte. der felbft bei feinen Gegnern
als der einzige rnffifche Staatsmann
gilt. mußte natiirlich mit feinen Dar-
legungen einen tieferen Eindrnä' her-
vorrufen. Das reizte den *Finanz-
minifter. und fchon nach wenigen Tagen
konnte dcrfelbe ziffernmäßig beweifen.
daß jene linierbilanz ausgeglichen fei,'
An und für fich ift es nun bei einem
fo unordentlich verwalteten Reiche ziem-
lich gleichgiltig. ob gefchickte Schiebnngen
zwifchen dem ordentlichen und außer-
ordentlichen Etat irgend welche Mehr-
ausgaben .,befeitigen“. Nur bleibt es
fiir das Wichtigkeitsgefühl der Ruffen
bezeichnend. daß fie folche Schein-
*

Nundfehau.
gefechte iiberhaupt mit Anfmerkfamkcit
verfolgen. Das Ausland felbft. das
doch eminente Intereffen iu Zarcnwcrten
befiht. zerbricht fich iiber derartige
Vorfälle erft gar nicht lange den Kopf.
Es fieht Rußland wieder einigermaßen
beruhigt. den Auffchwnng von Handel
und Indnftrie und in der Folge auch
von Staatscinnaluuen. die fiir den
Zinfendieuft annähernd aufznkommen
vermögen, Solange diefes materielle
Vertrauen vorherrfcht. kümmern fich die
kiihlen Kapitaliftcn weder um die Einzel-
rechunngen im Budget noch um die fehr
fchlimme Reaktion in der inneren Ver-
waltung.
* 4; *
D er empfindliche Rothfchild.
Der _lirahu des Haufe's ThurnscTaris.
als er von Rudolf von Habsburg das
erfte Voftregal empfing. ahnte wohl
nicht. welche Rolle im Anleihcverkehr
einft die öfterreichifche Voft noch iiber- .
nehmen wiirde. Nunmehr hat nämlich
fchon zum zweiten Male die dortige
Voft-Svarkaffe die große Anleihe dee
Landes zum Vertrie erhalten und die
mächtigfte Baukgruppe: Rotfchild und
Kreditanftalt hatte auf Jniativc des
erfteren eine Beteiligung anders als zu
Lriginalbediugungcu abgelehnt. Jeucr
..Demokratifiernug“ des Anleihwefend
wird aber eine bei weitem zu große
Bedeutung beigelegt, So haben
die großen franzöfifchen Bahnen. welche
doch gewiß in den Händen ihrer haute
banque find, fich uiemal'e geniert.
ihre nngezählteu Obligationen einfach
an ihren Schaltern verkaufen zu laffen,
Auch ift es keineswegs zutreffend. daß
fich der Staat mit einer folchen Geld-
macht wie Rotfchild und der von ihm
fo ftark beeinflußten Kreditanftat fiir
äußerfte Fälle gefchäftsfreuudlich ver-
halten müßte. Generationen hindurch
hatte jenes Bankhaus in Wien dic forg-
fältigfte Staatsvrotektion erfahren. und -
was niißte ed? Als _Oefterreich zu
feinem Kriege mit Preußen 1866 eine
Anleihe brauchte. mußte es allenf-
halben leer abziehen. Und als es fich
1875/76 um die Bcfchaffnng der Koften
fiir den Feldzug in Bosnien nnd der
Herzegowina handelte. war diefe An-
leihe auch nur zu den driickendftcn Be-
dingungen erhältlich. Der gegenwärtige
Finanzminifter Bilinski ift aber ein
Mann nicht nur vou Traditionslofig-
keit. fondern zugleich von Energie!

1lnd in diefem Sinne ift es wohl auch
noch nicht oft vorgekommen. daß ein
Minifter an alle Zentralftellen die ge-
meffene Forderung ftellte. von den
fiir diefes Jahr vorhergefeheneu Aus-
gaben diejenigen Bctriige abzuziehen.
die insgcfamt zur Deckung des Defizite»
nötig feieu. Intercffaut find noch die
finanziellen. Llnnäherungen. die jeit
Monaten zwifchen öfterreichifchen und
ungarifchen Inftitnten verfucht wer-
den. wobei natiirlich die öfterreichifchen.
als die ftiirkereu. auch die anffangenden
find. Stellt man den ungarifchen Ge-
fchäftsmann einzeln. fo ift er von der
Notwendigkeit einer handelsvolitifchen
Frenndfchaft mit Cisleithanien immer
dnrchdrungen. fo bald es aber auch nur
drei Ungarn find. mit denen zu beraten
wäre. fo kehren fie fofort ihre rabiate
nationale Einfeitigkeit hervor.
Ik * _ K'-
Dic Lage dcZ Hanfa-
b n n d es. Die feltfame Lage der
..Hanfa“leitnng. ee- feinen verfchicdenfteu
Jutereffenten recht machen zu mjiffen.
- ein llmftaud. der hier wiederholt bc-
toutwnrde. _ hat nenerdingb zu einen(Be-
fchlnffe zu Guuften der ja als hochwichtig
läugft erkannten marokkanifchen Erze
veranlaßt. Was ift nicht alles feit
zwanzig Jahren fo ganz richtig von
den Miuettcn als Brot nufrer Hätten-
indnftrie gejagt und gefchrieben wor-
den. Ee miiffen alfo Varteileute
Mannesmanne* plötzlich ihren Einfluß
geltend gemacht haben. um eine Refo-
lntion zuftande zu bringen. die wie die
des Hanfabundes ziemlich unverbljimt
einen Druck auf die Maßnahmen unfre's
auswärtigen Amtes auezuiiben wiinfcht.
Und dies kurze Zeit nach den betreffen-
den Reichstagsdebatten. die noch frifch
in jedermanns Gedächtnis haften,
Hoffentlich findet dcr Hanfabund auch
den Mut. iiber die Berfchlcppug dee
Mofelkanales. unfrei? Hauptwegcs fiir
Erze. feine Stimme zu erheben. Freilich
find die großiudnftriellen Gegner den
Kanals auch zugleich Mitglieder feines
Bundes. [Auto.

Wie der Kaifer fährt

..Ta-tith-ta-tali"! Wer kennt heute
nicht das Kaiferliche Fanfarenfignal. das
mit feinem melodifchen Vierklang das
Nahen des kaiferlichen Kraftwagens fchon
von fern verkündet und ihm weithin freie
Fahrbahn oerfchafft! Denn wie unfer
tlaifer einer der erften Fiirften gewefen ift.
der fich fiir feine Verfon des Kraftwageus
bedient hat. fo liebt er es auch. wenn er
fchon fiihrt. fchnell zu fuhren. da bei feinem
oielbefchhftigten Leben. in dem über jede
Minute des Tages verfügt ift. gerade die
durch den Kraftwagen gewonnene Zeiter-
Juli(
7*
fparnis mit ein Hauptgrund für die Ein-
fiihrung deffelben in den kaiferlichen
Mnrftall geworden ift.

Aus kleinen Anfängen hat fich der
kaiferliche Wagenpark. der heute die ftatt-
liche Anzahl von *22 Wagen umfaßt. ent-
wickelt. Die erften Kraftwagen kamen im
Jahre 1903 in den Marftnll und wurd n
damals der Equipagen-Abteilnng iiber-
wiefen; es waren 3 Daimler. 2 Verfonen-
nnd l Laftkraftwagen. alle 3 init Spiritus-
Motoreu ansgcritftet. Heute im Jahre 1910
zählt der Wagenpark des Kaifers, wie wir
fchon erwähnten. 22 Fahrzeuge, von denen
20 Verfonenkraftwagen find. wiihrend 2
dem Laftentransport dienen und haupt-
fächlich den Verkehr zwifchen dem König-
lichen Schloffe in Berlin und dein Neuen
Valais bei Potsdam vermitteln. 15 von
den Berfonen- und die 2 Laftkraftwagen
befinden fich in Berlin. während die andern
5 Perfonenwagen zur Benutzung während
des Aufenthaltes der kaiferliehen Familie
im Achilleion auf Corfu dauernd auf diefer
Jnfel ftationiert find. Die Unterftellung
unter die Equipagen-Abteilung hat lange
aufgehört; eine eigene Motorwagen-Ab-
teilung des kaiferlichen Marftalls heforgt
alle in diefes Reffort fallenden Gefchäfte.
An der Spitze diefer Abteilung fteht
zurzeit der von der Verfnchs-Abteilung der
Verkehrstruppen zur Dienftleiftung beim
.liaiferlichen Marftall koinmandiertc Ober-
leutnant Zenß als Dirigent; unter ihm
find 4 Lherivagenführer. l) Wagenführer.
1 Mafchinenmeifter und eine entfprechende
Anzahl von Begleitleuteu und Wagen-
haltern befchc'iftigt. Bon ten Fabriken find
im Maritall Adler. Benz. Fiat.
Mercedes. N. A. G, und Opel ver-

Hof und Gefellfchaft
befonderen Standartenftock angebrachten
bunten Standarten kenntlich gemacht; in
Preußen fiihren die Wagen die rote Königs-
bezw. Königin-Standarte. wiihrend bei
Reifen im Reich. z. B. bei den Kaifer-
manövern. dcm kürzlichen Befuch in den
Neicbslanden oder ähnlichen Gelegenheiten
die gelbe Kaifer- bezw. Kaiferin-Standarte
gefeht wird. Auch fiir den Befuch fremder
Fiirftlichkeiten ift Vorforge getroffen; die
Staiidarteii derfelben find ebenfalls vor;
handen und werden an dcn ihnen während
eines eventuellen Aufenthaltes zur Ver-
'fiiguug gefiellten und von ihnen bennhten
Kraftwagen in der gleichen Weife befeftigt.
Als befondere Aufmerkfamkcitdes Koffer-K
für feine fremden Giifte ift zu erwähnen.
daß der Kaifer, wenn er mit einer anderen
treten. Es überwiegt zurzeit die Marke
Mercedes; die anderen Firmen mit
Ausnahme von B e nz und O p e l. von
denen je 2 Wagen geliefert find. haben
fiimtlich nur je 1 Wagen gefiellt. Die
beiden Laftwagen find von Daimler-
M a r i e nfe l de. Die Stärke der Wagen
beträgt durchfchnittlich 50 LZ. doch ift der
neue O p e l w a g e n. der augenblicklich vom
Kaifer mit Vorliebe bcnuht wird und in
Meg mit auf der Reife gewefen ift. mit
einem 60 pZ-Motoransgeftatlet. A ls Brenn-
ftoff dient Ben in.
Zum Nachfehen der Kraftwagen und
fiir kleinere Reparaturen verfügt der Mar-
ftall in Berlin natürlich iiber alle dazu
nötigcn Einrichtungen. Werkzeugmafchinen
und Werkftc'itteu; ebenfo befinden fich
überall in den Kaiferlichen Schlöffern feuer-
fichere Benzinlagerungen. die teilweife nach
dem Shftem Martini 5c Hiineke.
teilweife nach dem von G r ii m e r 5c Grim-
b e r g ausgefiihrt find.
Faft durchweg. find die kaiferlichen
Kraftwagen als Landaulets gebaut. da diefe
fowohl gefchloffen als auch offen zu ner-
wenden find. Die Lackierung der Wagen
ift elfenbeinfarbig mit dunkelblau und gold
abgefeht; an den Wagentürcn und an der
Rückwand der Karofferie find die preußifchen
Hoheitsabzeicheu angebracht. Außerdem
werden aber die Wagen der Majeftöteu noch
durch die bekannten kleinen vorn an einem
Fürftlichkeit zufammen im Wagen fiihrt.
ftets die eigene Standarte links und die
feines Gaftes rechts am Wagen feheu liißt.
Aber lange fchon bevor die kleine Stan-
darte fichtbar und erkennbar wird, ver-
kündet das Herannahen des kaiferlichen
Gefährtes das Fanfarenfignal ..Ta - tiih
- ta - tah!" l.. u. W.

Moderne Wege der Innen-Architektur
Die foeben in der Neichshaubtftadt
eröffnete Allgemeine Städtc-
vau-Ausftellung zeigt auf den
329

u9q9x3 [eme-np [9q9m pur. 9.991193
gaopssgaä ssoxqog *a9inun298x9c13
erften Blick, daß in der modernen Auf-
faffung der Architektur daß Beftreben
vorwaltcd den(Zweckineifzigfeitekgedankcu
der Neuzeit einen geganifchen Ausdruck
zu geben. Wahre Asthetik ninß innner
alten Herrenhaufes Schloß V r d' ßd d rf.
Hier galt es zu zeigeut daß das gute
Alte völlig dem Geift der Neuzeit an-
gepaßtwcrden kann. Die Junenarejntekten
A l br_e:ch:t_'(und:N o [Zh Berlin Weft-
zugleich wahre Zweeknläßigkeit fein- fonft
entaetet die angewandte Kunft zu ronian-
tiicher Heneheleß die iiber die innere
Leere nicht wegtiiufcht. Ein treffende-Z
Beiipicl fiir diefe Behauptung ift der
fiirzlich vollendete moderne Ausbau des
haben,- wie die beigefügten Abbildungen
vcweifen -- bei diefem UnlbauxYee glück-
liche Hand gezeigß befonders bei der
Neugeftaltuug der Erdgefchoß-Räuuiiieh-
keiten. Die alten Decken wel>)e teil-
weile niit häfzlicheu Malereien verfeheu

waren. wurden entfernt und an Stelle
derfelben fchöne. in reinen Linien ge-
' haltene Stückdeckeu eingefügt. welche in
hellen Tönen jibermalt wurden. Ferner
wurden das Speifezimmer. das Herren-
zimmer. dic Diele und auch ein Garten-
zimmer im Hinblick auf die Möbel-(fin-
richtnug einer Umgeftaltuug unterzogen.
Die Diele wurde mit Riifterholz in
Tiirhöhe nen paneeliert und das Amen-
blement aus antiquen vorhandenen
Möbeln zufammengeftellt. ebenfo wurde
das anftoßende Garteuziunner in reiz-
voller Weife aus alten Birkenholzmöbeln.
welche fich anf den Bodenränmen des
Schloffes vorfandeu. gänzlich dem hen-
tigen Gefchmack entforechend. nen her-
gerichtet, Die alten Möbel wurden forg-
fältig znfammeugeftellt und ergaben ein
hüvfches. vornehm wirkendes Interieur
aus der Biedermeierzeit. Den Möbeln
entfpreäzend find die Türen und die
niedrig gehaltenen *Paneele gleichfallo
ane Birkenholz hergeftellt worden,
Hervorragend fchön ift das S p e i f e-
zimmer geworden, Die Decke und
der obere Teil der Wand find in einem
gebrochenen weißen Ton gehalten. der
vorzjiglich zu dent dunklen. in warmer
TöuunggebeiztenEichenholzfteht.welches
mit befonderer Sorgfalt behandeltworden
ift. Die Architektur des ganzen ift in
modernem Barocftil gehalten. in dem fich
fehr gut einige antiaue Stücke einfügen.
Die fchmalen Seiten des Raumes (die
vorher mit häßlichen Türen zur Küche
verfehen waren) wurden dergeftalt aus*
gebildet. daß die eine Seite mit einem
eingebauten. nach vorn gerundeten Büffet
verfehen wurde. an welches rechts und
links Türen mit Supraporten eingefügt
lvnrden. die zn den mit modernem Com-
fort ansgeftatteten Wirtfchaftsräumen
fiihren. Diefe Türen find vollftändig
im Charakter des Vaueelr gehalten. fo
daß fie nicht aus dem Rahmen heraus-
fallen. fondern fich wohltuend dem
Ganzen einfiigeu. Die Supra orten
euthalteualteovalgerahmteLandf afteu.
Die gegenüberliegende Schmalfeite erhielt
eine große Schiebetür mit reicher dnrch-
fichtiger Fazette-Verglafuug; ift diefe
Tür geöffnet. fo verbindet fie die Diele
nnd das Speifezimmer zu einem gemein-
fchaftlichen Raum. auch hier find recht-Z
und links Vaneelteile eingefügt. die ent-
fprechend den Türen der anderen Schmal-
feite gleichfalls mit Supraporten verfehen
find. wei_ e ebenfalls zwei ovale gerahmtc

antiqne (bilder enthalten. Die Stühle
diefcs Speifezimmers find mit einem
antik gefärbten bräuulichen Rindleder
bezogen und ftehen an den Längsfeiten
des Raumes. Uber dem großen Speife-
zinnuertifeh. der fiir 24 Verfonen Vlatz
bietet. hängt eine alte Olching-Lichter-
krone. die für elektrifches Licht eingerichtet
wurde. Für den Hausherrn ift ein
hochlehuiger. reich gefchuißter Arm-Lehn-
ftnhl hiugeftellt. der mit dunkel gefärbten(
Leder bezogen wurde.
Das Ganze macht einen vornehmen
würdigen Eindruck. uud zeigt. wie es
möglich ift. aus altem Material in feu-
dalen Schlöffern. unter Verwendung
verhältnismäßig einfacher Mittel. ge-
fchmackvolle Innenräume zn fehaffen.
Den Gefamteindrnck vervollftändigeu
einfache. leicht gefärbte Fenftervorhänge.
die das volle Licht einlaffen; und warme
Alt!: Verferteppiche decken Tifch und Fuß-
o en.

Für den geiamteu Inhalt verantwortlich: I)r. E. E. Friedegg in Schöneberg, -
Druck von Richard Falk. Berlin W. 66. Leipzigerftraße 115-16.
k Unverlangte Maniiftiivte-fenden wir nicht zurück. wenn ihnen
nicht Nüaporto beiliegt.
"-

8 l* lil.. (Jenthinorstr- 27- Ztnnti. [conZ. t/orb.-
Si' [li ie. k. ri. Ipkaehiehrerinn--y-lliuns
Beginn ci. [lui-se: 1.l*lon.[)rosp. ei-ci. [.eit.'.ilo I'muion.
youtube 'iu-se ill.- Busiäncierlnnen
uncl f. deutsche, ri- ihre Int-sche i. klusi. lehren wollen
mit niischiieh. prüfung. [Zxorninnt: [di-ok. n. ham-nn.
Don-ent on cler [(önigi. liriegsnicnciemie.
Jena Zion-ehe erriehunsunstdit
(berechtigte Realschule). Zchöne grobe
Gebäucle, ollen hggiemschen l-lnforeierung. eier [Leueeit
entsprechenci. (Jesuitcte huge inmitten eines groben
Cnrtens rnit sehnttigem 'i'ennis- uncl lurnnlntZ. iiieine
klassen. 80k fäiti e incltuiciueiie Zehuncliung uncl [(61--
perpfiege. [n en interabenclstuncienin ei enen ill/eric-
stätten [inter-r. in [kamin-eric. ci Meist. or. ame-1er.
hccaciemia internneionaie cii
MUS-12 delle nen
i/inle liliiiton [3K (l/ia bungo Umguone)
Malerei. Ziicihnuerei. Zeichnen, iibenciaict. Mehdi-s fiir
tierten uncl Damen. Zchiliernuknuhmen jener-Zeit. l/or-
stnclien unci Lxnmen wei-rien beim lZlnti-itt nicht nerwngt.
prospelcte clutch clio Direktion iiius L'dlncton-lcoeselduob.
fiir ner'iise erholung.-
hnushaliungsheim »eu-nme. körper-lo'-
o'. geistig gesehn-home
ortet* sonst leieht .duo-*me "soeben aus .edit-9ten familien
nis Zweigonstnlt von
'ki-iiber! hrshmungshelm uncl iiincler-
Fnnntorium auf cler Zophlanlnlhe bej lena.
titles [nähere clutch Vrosbeicle.
(Fenfter sera ?rostet nice- lL ritter/c 5() FFF. joe-o stic/nahme.)
* Weilheim-runter [(nr-
xlöcv 2"*8urgcvelä' u. [Zr-Wort; berühmte
heikle i(oc:hsul2-8ebxx'ei'eiqueiien 37,2 Crack bis 73.4
61-er] Celsius. heinuoiie,i*.*uickli*eiche Umgeb. Znisoncins
gnnZe .leiht-.Uniiberti offene iieiin'iricung b (licht, [titel]-
matismus, Krankheit cles [Blutes, ix'erx-ensz'stems, u. ci.
Kimungsorgnne. [frosp. unentgeit. oc.- i(urciireicto|*.
besuchier Znäeort nn cler
0(11'" Smolltv sum-nm [-iighciifie. too cler
Deutsche [kaiser tmc-lite.
'/2 Zinnoe non Zouthntnpton, neo cite dlorclcieutsche blogo-
unci elle: iinmburg-smeriicn-vnmpfek anlegen.
hotel i'i'ioni [dare, ZZZZKMY'FÖY ""8-
W. KUNST, (Manager).
Unmittelbar nm Ztrancl. nom [kochte-nick uncl [Ze-'gen urn-
umgeben. liegt
"kürzlich (italien-tige
“Kerner mßgw if |'| ö(c: [-
8271m y net-[cette.
l/orZiigiiche [Zinrichtungen fiir [kur uncl Unterhaltung.
[Ichogiicher tintentlhnit für [Ventilen.
1909:1760' (Jil-te.
' * ein iLisenaeh im 'kh-:in
86c] dlevenßteln Maine. 5täricste na-
türi. - icohiensaure [Zisen - Mangan - rtr-sen Quelle
deutscbinncis, wii-ct i-ersnnctt, macht bienciencl schön
uno gesunci. k'rospei-cte frei.
[lie ßnäeäireiction.
i360 [ibilliiEill] bei k'rnnhiurt n. ki'inin

deicannt cturch (lie k-kei'terFolge seiner Zääer
bei Khanmatismus. Ele/tr, fiere/cranlcäer'ten,
strom-lose. Niederrhein/Meffert. idem-en- uncl
Kärtcenmarfcslelclen,
krospelcte clutch ..Geschäftsuimmet kur-haus“.
an ciem reine-neten (Zoll von [inpnllo,
(ter mit seinem sehäniinigen [Ierglcrnnr
einen Sinncpunict cier [Zittern dilciet. hinlerjsch gelegen.
prof (iaiii's (l-[erZ- unci Uer'enarm) lfiiin.
liste-eben bei Königsberg in preuii,
Ztärhsterhl/eiiensehiug. ilerrl.lh/a[ciungen.
[Iieictrische uncl Sasbeieuchtung, Wasserleitung.
l(nnaiisati0n. kfreguenr. [3277 i(urgäste.
Creme
kamiiienptiege.
nahe [meet-n. 165() niir.
iib. litt. [ienom.80mmert'r.
.Klier [(omi'ort. tiert-liche [nige. .Rüge-n. '.l'ut'ei uno
i)iiit. - yrospeict
llr. Ztäbeiin, hem. or. 8tieriein, [JesjlZe-r.
Ostseebad illennemiimle
husnunit erteilt clie llacle'ernnitung_
" Zlotion cler lunernbnhn, »-
1012 hltr. Zeehähe mit eien
stärksten, raciionictiren 'l'hermen in herrlicbster,
n*incigeschiit21c7r huge. (ir-*incl [wie] (jasteinerboi,
n-eltbeicanntes klaus allerersten [langes.
[-[eiib. [mithin-ort l. Langes-
*x'xjnk-n.85cieicuren.irin en-
unci durinicranlcheiten. kettsucht. Gicht, [-[ekZhtunh eit.
Diabetes. "niht-liche icohiensuure [inner. [(omsnle- uncl
Lisenqnciien. kiornburger Pisten. iiomburger "lon-
schlnmm. prospeicte frei clutch cite Weyermann-ig,
im knunus. fiiiberühmtes
nb Zar-[in. i-[nmburczzq. Wugäeburg 7. [CopenhoYen uncl
Zremen 6 Ziel. uhntrnjekt, n. dänemark 6 ici.
[leer-[jede 'l'eoois [tiere - steinkteiet Laäestraoel.
-_: "-- . ontnobenscbleisen -»-» - >-
[ilustrNi-ospelti cinreh (ikßnc-ieuerncnltung 15 Mnrnemilncie
uncl l/erbnnci Deutscher 0stseebiicler [Jet-iin.
* im württembergischen Zehn-arri'niä
Zillberübmte heilicriii'tige "l'hermen
gegen (Zieht, hheumatismus usw. yeospehle gratis
cinreh (lie
iiiiniglleint genaueren-[tung.

ZG?

_ * _ -y
WSW
ocwfvf mit Meng
Deuffche Halbmonaxjkhriï¬
WBV-?ben boubcÃ„xrtRaÃ¶lauer
MÃ¶lmÃ¶ ?MMMWMY
54. Iahrg. Bd. x55 Heft 407 Srftes Zunikyeft [9x0

.Q cf ne â€žK n verefm' un
(fe-?Ti (BMAS-1)? g'' g
UWWeFï¬neg-Hoehlchufe SucYerlied.

Fiirfi Albert
von Monaco als Politiker

Der Souverain des kleinften Staates von Europa. Albert Honor-ci
Charles Für-ft von Monaco und Ehateau-Voreien. Herzog von Valentenois.
von Eftouteville. Mazarin. Meillerahe und Mahenne. Markgraf von Beaux
und Guiscard. Graf von Earladea. von Thorignh. von Ferette. Belfort.
Thann und Nofemont. Baron von Buis. Luthumiere. Herr auf Jfenhain.
Matignon. Saint-L6 und Saint-Remy. Ritter des hohen Ordens der
Serafin. des hl. Hubertus und des Schwarzen Adlers von Preußen. ift der
erfte Fürft katholifcher Konfeffion. der als Gaft des italienifchen Königs-
baufes in der ..Ewigen Stadt" weilte. ohne den Vapft zu befuchen.
Als am 20. September 1870 der Kirchenftaat gefallen und die Generale
Eadorna und Bixio vom päpftlichen Sommerpalaft auf dem Quirinal Befiß
für das Königreich Italien genommen hatten. fprach Vapft Vina oc. den
großen Bannfluch über alle Bewohner und Befucher des Quirinalfchloffes
aus und gab ..zu Protokoll und ewigem Gedächtnis" das alle katholifche
Fürften bindende Verbot. dem italienifchen König in Rom einen Befuch
abzuftatten. Selbft die Bande nächfter Verwandfchaft - die Königin
Maria Via von Portugal ift die Schwefter des *i* Königs Humbert -
wurden von der römifchen Kirche nicht refpektiert und der Befuch des
Königs Luiz und feiner Gemahlin Maria Via bei dem Schwager und
Bruder in Nom zweimal hintertrieben. Sein Nawfolger König Carlos.
auf feiner Romfahrt von Liffabon fchon bis Varia oorgedrungen. mußte
auf halbem Wege wieder umkehren; denn er fah nicht nur feine Verfon
mit den fchwerften Kirchenftrafen bedroht. fondern die klerikale Regierungs-
partei im eigenen Lande unbotmäfzig und der Dhaaftie Feind-
feligkeit anfagend. Diefe Unterwürfigkeii dee. fchwachen Lebemanns unter
die allmächtige Klerifei mit ihrer Lotterwirtfchaft und Korruption in der
öffentlichen Verwaltung zeitigte den erfolgreichen Anfchlag der Republikaner
und den gewaltfamen Tod des Königs und feines älteften Sohna Luiz.
Ebenfo wenig fand der Befucb Königs Humberts in Wien bis zur
Stunde feine Erwiderung: Weder Kaifer Franz Jofef noch der Erzherzog
Franz Ferdinand vermochten den Weg zur Siebenhügelftadt zu finden.

Albert v. Monaco als Politiker
Vom 24. bis zum 28. April diefes Jahres weilte Fürft Albert von
Monaco in Rom. Diefer Seefahrer, Gelehrte der Ozeanographie und
Biologie von Ruf-gilt in der politifchen Welt für eine bedeutende Figur. Als
1870 der Krieg ausbrach- trat Vrinz Albert als Leutnant freiwillig in
die franzöfifche Marine-Infanterie ein und verdiente fich das Kreuz der
Ehrenlegion; „1'1Zc0ile >85 drum-8“ bildete lange Zeit die einzige Dekoration-
die auch fpäter Fürft Albert trug. Die intime Freundfchafh die den
Souverän der fchönften Klippe an der abendlichen Rieoiera mit den fran-
zöfifihen Staatsmännern Emile Loubet und Armand Faillii-,resy Theophile
Delcaffä und Leion Bourgeois- E. Eombes und Georges Ele-menceau- Jean
Jauräs und Ariftide Briand verbindet- hinderte ihn nichh mit Kaifer
Wilhelm ll. in herzliche Verbindung zu treten und auch mit König
Eduard l/ll. gute Beziehungen zu unterhalten. Still und befcheiden hat
Fürft Albert feit Jahren als Mittelsmann manche wichtige Miffion
erfüllt, und fein Valaft in Vario ift nicht nur den Politikern und
Diplomaten. fondern auch den Vertretern der Hochfinanz- der Künfte
und Wiffenfehaft vertraut.
1859 wurde das Fürftentum Monaco-Mentone-Roccabruna (ca. 14
Quadratkilometer) von dem Vrotektorat des Königs von Sardinien losgelöft.
Zwifchen dem König Victor Emanuel l. und Honorä in. ift feiner Zeit
zu Stupinigi der Schnßoertrag abgefchloffen worden„ deffen F 10 befagt:
„S, Majeftät wird unter feinen Schuß 11nd„Sauvegarde perpetuelle“
und unter den feiner Kgl. Nachfolger Kraft gegenwärtigen Vertrags den
Fürften von Monaco und den Herzog feinen Sohn fowie feine ganze
Familie und alle feine Unterthanen und die Städte Monacm Mentone und
Noccabruna nehmen fammt ihren Territorien. Gerichtsbarkeit und den Ab'-
hiingigkeiten, ebenfo. alle ihre Erben und Nachfolger des Fiirften- und er
wird fie vertheidigen gegen Jedermann dcr ihnen mit Unrecht zu nahe tritt.“
Diefer Fürft Honore 17. ift diefelbe Verfönlichkeiß die- aus dem
Exil heimkehrend- um* von ihren Staaten Befiß zu ergreifenx am Abend
des 1. März 1815 das famofe Zufammentreffen mit Napoleon l. hatte.
Der Fürft reifte im Voftwagen mit feinem Gefolge und hatte kaum
Cannes oerlaffenl als fein Wagen von Bewaffneten angehalten wurde.
Eine imponierende Geftalt näherte fich dem oerdußten Fürften und lud ihn
einl mit ihm in das nahe Gehölz zu gehn. Der Fürft erkannte in der
geheimnisvollen Figur den General Cambronne- der ihm mitteilte: Der
Kaifer ift foeben in Frankreich gelandet und wünfchh Sie zu fprechen. Jm
benachbarten Wäldchen fand fodann die Unterredung zwifchen Honorä 11/.
und Napoleon l. ftatt: „Lieber Fürft“ - fagte höchft vergnügt der kleine

Korfe - „ich freue mich fehr- Sie begrüßen zu können; Sie wollen jeßt
Ihren Voften anf dem Thron von Monaco einnehmen; ich gehe in Eil-
märfchen zu den Tuilerien nach Paris. Aus Beforgnisx daß die fremden
Neifenden oder die Bewohner von Cannes meine Landung vorzeitig be-
kannt machen könntem gab ich Befehl- diefe Straße zu fperren."
Wie liebt das Schickfah mit Gegenfäßen zu fpielen! Während wenige
Monate nach diefem Zufammentreffen der Welteroberer feine letzte Reife
nach St. Helena antrat und viele Jahre fpäter ein andrer Napoleon
traurig im Exil unter den Meffern der Aerzte fein Leben ließx erwarben
fich die Fürften diefes kleinen Territoriums ihre Unabhängigkeit und be-
haupteten fich im Sturm aller Ereigniffe- die ganz Europa umgeftalteten.
Anno 1848 hatten die piemontefifchen Truppen fchon Noccabruna und
Mentone befeht- weil fich deren Bevölkerung gegen den Fürften Floreftan
erhoben und eine Verfaffung verlangt hatten. Aber die Niederlage des
Königs Carlo Alberto bei Novara machte diefer Gebietserweiterung
Piemonts ein Ende. Durch den Vertrag von Turin im Jahre 1860
mußten Mentone und Roccabruna- weil fie zur Graffihaft Nizza gehörtenx
an Frankreich abgetreten werden. Das Vlebiscit fiel zu Gunften Frank-
reichs aus; um die Vrotefte des Fürften von Monaco zum Schweigen zu
bringen, wurde er mit vier Millionen Francs abgefunden; fein Befilztum
fchrumpfte auf Monaco (Monte Carlo) mit 1-6 Quadratkilometern zufammen.
Ein Gedenkftein über dem Vortal des alten Valaftes in Monaco er-
innert daranx daß Kaifer Karl L7, zweimal diefen glücklichen Fleck Erde
befurhte und daß er das erftemal mit Vapft Van(lll. Famefe hier zu-
fammentraf. Beim zweiten Befuch wurde der finftere Monarch durch ein
Mahl- bei dem die lecker bereiteten Seefifche eine große Rolle fpielten, in
die befte Laune verfeßt. Als er vom Balkon des Schloffes das unver-
gleichliche Vanorama fah und hörte„ mit welch lauter Begeifterung die
Menge ihm huldigte„ wurde er vom Gefühl überftrömender Generofitiit
derart ergriffen- daß er fich über die Briiftung des Balkons lehnte und
zur Volksmenge hinab rief: „ Ihr follt alle von Adel fein!“ Zuvor fchon
hatte der Kaifer ob des wohligen Gefühls in feinem Magen den Maitre
d'hötel et Chef de Cuifine wegen der Vollkommenheit der Speifen in den
erblichen Adelsftand erhoben; der Glückliche hieß Giovanni Manchelli.
Die intimen Beziehungen des Fiirften Charles lil. zu den Tuilerien
gaben Anlaßf feinem Sahne Albert einen Ehebund mit der Lad!) Mart)
Douglas-Hamiltonx einer Stieftochter Napoleons lll. und Verwandten des
großherzogl, badifchen Haufes- nahe zu legen. Napoleon [ll. fchrieb anno

1858 einen etwas lebhaften Brief an den Kronprinzen von Monaco. worin der alte Nous feinem jungen Schüßling zuredete. das Leben eines luftigen Junggefellen aufzugeben. Zwölf Jahre fpäter diente diefer Brief der römifchen Kurie als Vorwand. von einem ..unerlaubten Zwange“ zu reden und darum diefe Ehe für nichtig zu erklären.
Vapft Wins l'. hegte ein großes Wohlwollen für Charles ill. von Monaco. Nachdem die Königin Jfabella von Spanien verjagt worden war. hatte Prinz Albert fein Amt als Fregattenkapitän in der fpanifchen Flotte aufgegeben und war zu feinem Oheint. dem Kriegsminifter der päpftlichen Armee de Merode. nam Rom gekommen. Die Familie de Merode be-rühmt fich der Abftammung von der hl. Elifabeth von Ungarn. was jedoch den Bruder von Alberts Mutter nicht abhielt. am Hofe Bio Nonos das exentrifchfte Original zu werden. Napoleon ill. in Ver-fon veranlaßte - nach dem Blutbad nnd der Ausplünderung von Verugia durch das 1. Fremdenregiment unter dem Befehl des Oberften Schmid aus Uri - den ..Tagesbefehl‟ für die Offiziere und Mannfchaften der franzöfifchen Garnifon im Kirchenftaat. den Umgang mit der päpftliwen Armee zu meiden: ..documenta (168 bourreaux au Lupe“. Oberbefehlshaber diefer Henkersknechte war de Merode. der auf die von dem Franzofenkaifer immer dringlicher empfohlenen Reformen im Kirchenftaate erwiderte: ..Reformen an unfern Kirchenftaat wenden. heißt fovie(wie dem Herrn von Aghpten den Rat erteilen. die Cheopsphramide mit einer Zahnhürfte zu reinigen.“ - Hier in Rom wurde des Fürften Albert erfte Ehe. abgefchloffen am 21. September 1869 mit Lady Mary Douglas-Hamilton. durch die Kurie für nichtig und gleichzeitig der aus diefer ..unbewußten“ Ehe zu Baden-Baden am 12. Juli 1870 geborene Sohn Louis Honors Charles Antoine fiir „legitim" erklärt: die Koften und Sporteln für diefen kirchenrechtlich falo-monifcheu Spruch follen eine Million Francs betragen haben. Leo >(Ill. wandte _dem Giinftling feines Vorgängers dasfelbe Wohlwollen zu; das trat offenkundig zu Tage. als der Fürft zu einer zweiten Ehe fchritt. Auf einer feiner Kreuzfahrten zu wiffenfchaftlichen Zwecken lernte Fürft Albert in Madera die Witwe des Herzogs von Richelieu kennen. eine geborene Alice Heine. eine zur katholifchen Konfeffion iibergetretene Israe-litin. die dank ihrer von dem Gatten verfchleuderten Millionen einen glanzvollen Eintritt in den franzöfifcheu Adel gehalten hatte. Diefe zweite Ehe des Fürften. der jeßt in Rom den Vapft nicht befuchte. wurde auf päpftlichen Befehl in der apoftolifchen Nuntiatnr zu Paris am 30. Oktober 1889 gefeiert. Der Nuntius Mfgr. Rotelli begrüßte damals in dem Fürften

den würdigen Erben des antiken Gefchlechtes der Grimaldii die im Laufe
vieler Jahrhunderte fich allzeit treu und unterthan dem heiligen Stuhle
erwiefen haben. Im Namen des römifchen Vontifex wurde dem Brautpaar
der päpftliche Segen erteilt. Gleichwohl fiel aber auch diefe Ehe unglück-
lich aus und wurde am 30. Mai 1902 gerichtlich gefchieden. Zuvor
mußte der Fiirft von fich aus allen Bewohnern von Monaco die Rechts-
wohltat der Scheidung durch ein Gefeß zubilligen; das gefchah durch den
Fürften; denn Monaco ift eine abfolnte Monarchie. Der Fiirft ift Nie-
mand Reehenfchaft fchuldigr und feine Untertanen find lauter glückliche
Leute: fie wiffen nichß was Steuern bedeuten. Das „Cafino" auf der
Terraffe- zu dem Fürft Albert als Knabe von 12 Jahren den Grundftein
legen halfr forgt für Alles . , .
In der Streitfrage- ob dem Bapfttum nach dem Fall des Kirchen-
ftaates noch das Recht politifcher Souveränität zukommef hat Für-ft Albert
eine wichtige Rolle gefpielt. Dem hl. Stuhl erging es mit dem Kirchen-
ftaat ein wenig, aber viel übler als Tarquinins mit den fibhllinifchen
Büchern. 1863, zur Zeit der Touvenelfchen Verhandlungen- hätte er noch
das ganze Vattimonium Petri (Rome Biterbo- Frofinone und Terracina)
retten könnenx wollte er Napoleons Anerbieten annehmen. 1887 konnte
er wenigftens noch den Borgo- San Vaolo f. l. m, und einen Streifen
Lande-Z bis zur See nach Oftia haben. Die Gelegenheit zuzugreifen wurde
verfänmt, Als im Jahre 1894 der Vapft auf Grund eines von deutfchen
Kirchen- und Staatsrechtslehrerm von Hiftorikern und Diplomaten ausgß
arbeiteten Gutachtens durch eine letzter bisher gänzlich vorenthaltene und
äußerft geheim gehaltene Demarche wenigftens ein Minimum von Terri-
torium mit effektiver Souveränität - und wäre es auch nur der vatikanifche
Garten gewefen *- von Italien verlangter da war die Stunde vorbeir wo
auch diefen Zngefcändnia gewährt werden konnte. Diefe Enthüllung
machte in feinen „Spektatorbriefen" Franz Xaver Kraus. Nach der iiber-
einftimmenden Überzeugung der Staatgrerhtslehrer aller Nationen hörte der
Vapft mit dem Jahre 187() auff Souverän zu fein. .Es mangelt ihm die
territoriale Grundlage feiner politifchen Anfpräche. Damit entfällt auch
die Berechtigung zu dem Verbotx daß katholifche Fürften Italiens König
in Rom befuchen dürfen. Als im Sommer 1904 der katholifche Vräfident
Emile Loubet nach Rom kam und den Vatikan miedf verfandte der Staats-
fekretär Raffaele Merry del Val als Zirkularnote an die katholifchen Höfe
von Liffabon- Madrid Monacor München und Wien einen leidenfchaft-
lichen Broteft; darin ift der König von Italien als Souverän Noms weg-

werfend mit: „coiui che (ic-,tierte - der„ welcher (dem hl. Vater
feinen Staat) vorenthält“ - bezeichnetf und in einem Auffaß des
„Offeroatore Romano“ wurde fogar die Eroberung von Meg durch die
Preußen mit dem „Raub" Roms durch die Piemontefen anf die gleiche
Moralftufe geftellt.
Fürft Albert zeigte damals das an ihn gerichtete Exemplar feinem
Gafte Jean Iaures in MonacoN der alsbald eine wörtliche Abfchrift an
das Hotel am Ouai d'Orfan zu Paris fandte. Dadurch kam dieRegierung
Frankreichs einer faubern Befcherung auf die Spur: Die Zirkularnote
ftimmte nicht mit dem von dem Nuntius Benedetto Lorenzelli in Paris
übergebenen Schreiben. Die Kurie büßte diefe Politik mit dem doppelten
Boden damitt daß Frankreich feinen Gefandten beim hl. Stuhly m01'18j8m*
le proteZZeur A. Nifard- von Nom abberief: Die eintaufendjährige Ver-
bindung des Frankenreiches mit dem Papfttum war damit endgültig gelöft. --
Der Leichnam des weltlichen und politifchen Papfttums liegt feit
vierzig Jahren hoch aufgebahrt auf der Schwelle des modernen Italiens.
Soll man ihn- wie das gewiffe Völker mit der irdifchen Hülle ihrer Fiirften
und Feldherren getany noch weiter dahinfchleppem oder foll man ihm endlich
ein ehrlich Begräbnis zugeftehn? Das Gefchrei der gemieteten Klageweiber
und des bezahlten Gefindes kann iiber die wahren Empfindungen und über
die wirkliche Lage der Hinterbliebenen Niemand täufchen.
Um diefen Bann zu brechen- der jeden katholifchen Fürften oon Italiens
Hauptftadt fernhalt- ift bei einem Zufammentreffen vor Tromföe zwifchen
dem kleinen und klugen Sauoher und dem Sproß dee gut katholifchen
Haufes Goyon-Matignon-G rimaldi der Befuch in Rom vereinbart worden,
und zwar über die Häupter der (Gefandten von Montecarlo weg. Das
kleine Monaco hat nämlich genau wie das habsburgifche Kaiferreich zwei
Gefandte in Rom- einem den Grafen Henry de Maleoillet beim Quirinal
und den andernt den Grafen von Wagnert beim Vatikan. Der Vortrag
des Fürften follte im März 1908 vor der Geographifchen Ge-
fellfchaft in Rom ftattfinden. Tag für Tag beftürmte im Auftrag
feiner Obern der Bifchof J. E. Ornal du Cure(in Monaco den Fürften
mit Bitten und Befchwörungen- auf daß er von der oerderblichen Nomfahrt
abftehe. Vergebene. Da oereitelte im legten Augenblick eine fchwere Er-
krankung des Prinzen die Reife. Die Romfahrt wurde darum Ende April
nachgeholh und der Staatsfekretc'ir Merry del Va(holte den Vlißftrahl
feines Proteftes aus dem geiftlichen Arfenal hervor. Warum? Der Zweck
der Reife des Fürften Albert war ein wiffenfchaftliGer; er hielt auf Ein-

ladung des Admirals Grenet und des Markgrafen Cappelli als Vor-
fißenden der Geographifchen Gefellfchaft Italiens einen gelehrten Vortrag
im ehemaligen Collegium Romanum der Gefellfchaft Jefu; als Gaft des
Königs nahm Fürft Albert an einer Iagdpartie in Caffe(Vorziano. an
einer Galatafel im Quirinal und an einem archaeologifchen Ausflug
nach der Villa Iladrians bei Tivoli teil. Bei diefer Sachlage hätte eine
oorfichtige Diplomatie ein tiefes Schweigen bewahrt. um das geiftliche
Vapfttum aus feiner hiftorifch längft unhaltbar gewordenen Lage herauszu-
retten. Dem religiöfen Katholizismus kann und wird kein Abbruch gefchehn.
Die vom Zwang zufammengehaltene und vom Schrecken beherrfchte poli-
tifche Partei des Klerikalismus bringt der Leitung der Kirche Schaden:
die Kurie proteftiert und fulminiert und kann gleichwohl die Tatfache nicht
verhindern. daß ein ialholifcher Fürft in das von einer Dornhe>e von Bann-
flüchen und Strafandrohungen umzäunte Nom eindringt und den als poli-
tifchen Machthaber fich gebärdenden Vontifex nicht befuchen will.
Als Lohn für feine Romfahrt brachte Fiirft Albert zwei fchöne Sachen
nach Haufe: Für den wiffenfchaftlichen Vortrag die große goldene Medaille
der Geographiichen Gefellfchaft Italiens und für die politifche Leiftung die
goldene Kette des Annunziatenordens als „Vetter“ des Königs Viktor
Emanuel des Ill. Iegt fteht die Tür offen: werden die Könige von Belgien.
Spanien. Bayern und der Thronerbe von Oeflerreich-Ungarn ihren „Bruder“
im Quirinal befuchen?
Dr. Franz Lipp (Rom)

Hans von Möller:

Ans E. T. A. Hoffmanns Nachlaß

Zwei illnftrierte Brofafragmente und drei Gelegenheitsgedichte

Ernft Theodor Amadeus Hoffmann war im Herbft 1814 mit einer fehr befcheidenen Meinung von feinen dichterifchen Fähigkeiten in Berlin erfchienen; dort kam er zu feinem Erftaunen fogleich in Mode und bildete fich nun iiberrafihend fchnell zum Literaten aus, der nur noch ausnahmsweife zu Arbeiten großen Stils Muße fand und im übrigen eifrig auf hohe Honorare - womöglich in Vorfchußform - bedacht war. So ging er in den leßten Jahren kaum an eine Arbeit. wenn er nicht eines Verlegers gewiß war; und auch Fragmente aus frühern- naioern Jahren fnchte er. wenn es irgend möglich warf noch zu verwerten. Dafür zwei Beifpiele. Wie es fcheint. hatte Hoffmann fchon in Leipzig 1814 unter Benußung der Figur des Anfelmus aus dem „Goldenen Topf". „Erinnerungen aus Dresden" entworfenr die die Ereigniffe des 5. und 6. November-s 1813 in phantaftifcher Form behandelten; er hatte/ die Arbeit dann als mifzglückt liegen laffen. Als aber Mitte 1818 Gubiß alle erreichbaren Dichter um „Gaben der Milde“ für die Juvaliden der Freiheitskriege bat, überließ ihm Hoffmann diefes Stück in leichter Überarbeitung") Ferner hatte Hoffmann am 13. Januar 1815 befchloffen. mit Chamiffox Conteffa und Hißig gemeinfam in abwechfelnder Arbeit einen Roman zu fchreibenr eine Spielerei- die fchon vorher in den bekanntlich von Hoffmann fehr gefchäßten „Verfuchen und Hinderniffen Karls" und dann wieder (gleich von zwölf Mann) in unferu Tagen verfucht worden ift. Diefer „Roman des Freiherrn von Vieren“ blieb zum Glück unvollendet; als aber 1821 der Freiherr von Biedenfeld Hoffmann um einen Beitrag zu feinen „Feierftunden“ erfuchte- baute Hoffmann diefes Bruchftück für ein Honorar von rund taufeud Mark zu den berüchtigten „Doppelgängern" aus.

Dies vorausgefchickt7 braucht kaum erft gefagt zu werden. daß von einem literarifchen Nachlaß von ungedruckten vollendeten Schriftem bei Hoffmann nicht die Rede fein kann.

*) Nach einem Billet Hoffmanns an Gubiß vom 24. Juni 1817, das ich der Gitte eines verehrten Gdnners verdanke- follte das Fragment damals „Das Traumbild“ heißen; der Titel wurde dann verfchlechtert in „Erfcheinungenl“

Als er ftarb, befand die „Genefung‟ fich bereits in Shmanfkis die
„Gratins f88tu083“ in Stephan Schüßes Händen; die beiden fränkifchen
Erzählungen „Meifter Wacht“ und „Der Feind“ - diefer foweit voll-
endet _ hatte Hoffmann acht Tage vor feinem Tode in der Conception
an Max in Breslau fchicken laffen. Alle oier erfchienen bekanntlich bald
nach Hoffmanns Tode.*)
Die kleinern Fragmente Aphorismen und Gelegenheitsdichtungeiy
die bei Hoffmanns Tode noch ungedruckt warem find dann in drei
Etappen veröffentlicht.
1823 publizierte Hißig in feiner Kompilation „Aus Hoffmanns Leben
und Nachlaß" den Entwurf zu den „Lichten Stunden eines wahnfinnigen
Mufikers‟ (aus Hoffmanns Bamberger Zeitz den Anfang einer Fortfeßung
von Tiecks „Tonelli“ (aus der erften Berliner Zeit) und kleinere Einfälle
aus Tage- und Notizbiichern.
1835-1839 veröffentlichte Kunz an drei verfchiedenen Orten
Bamberger Theaterxenien und Stammiifch-Scherze.
1903 habe ich an zwei Stellen die Anfänge der von Hißig nur kurz
erwähnten Singfpiele „Der Nenegat“ und „Fauftina“ (etwa aus dem
Jahre 1804) und den einer Erzählung „Der Freund“ (aus der Bamberger
Zeit) abgedruckt. An einer dritten Stelle - im „Euphorion'j - teilte
ich damals vorläufig mit- daß Hoffmanns Nachlaß noch fünf weitere
jnecljta enthalte; diefe lege ich hier nun im Wortlaut vor. Es find
erftens zwei humoriftifche Fragmentef die unter Hoffmanns
ältefte Erzeugniffe zu rechnen fein dürften und unter diefem Gefichts-
punkte bemerkenswert find; zweitens ein The atervo rf piel für eine
Feftoorftellung aus den erften Bamberger Monaten- das freilich nur info-
fern ein Kuriofitätsinterefie hatt als Hoffmann felbft fich in einem feiner
fchönften und bekannteften Briefe über diefe beftellte Arbeit luftig gemacht
hat; drittens zwei kurze G e l e g e n h e i t s g e dich t e fehr verfehiedenen
Charakters! die wohl beide in die Berliner Zeit fallen. Wir fügen im
folgenden jedem der fünf Texte beiy was zur Erläuterung wünfchenswert
fihien und erreichbar war.
*) Daß die vier andern größern Arbeiten, die man bisher fiir ungedruckt
hieltt in Wirklichkeit noch von Hoffmann felbft in Berliner Zeitfchriften publiziert find-
habe ich 1903 refp, 1910 an andernOrten nachgewiefen: Die„Flüchtigen Bemerkungen
und Gedanken“ erfchienen irn erften Quartal des Jahres 1819 in „Shmanfkis
Freimiithigem fiir Deutfchland'ß der „Brief Kreislers‟ iiber die Glasharmonika und
die „Haimatochare“ im folgenden Vierteljahr in Kuhns „FreimiithigemC „Des Vetters
Ectfenfter“ Ende April und Anfang Mai 1822 in Symanfkis „Zufchauer“.

Zu den beiden erften Stücken fei erinnert an zwei Stellen aus
Hoffmanns Briefen an Hippel. die fchon Rofenbaum in feiner Hoffmann-
Bibliographie (Goedckes Grundriß Ulli 484 oben Zub cl und 8) citiert
hat. 1795 fchreibt Hoffmann:
Übrigens hat fich der Hang zur Mahlereh ben mir verlohren. und
das macht. weil ich im Grunde noch nicht weit genug darin bin. daß
es meinen Geift genug hefchäftigen kann - das einzige ift. daß ich
Vignetten fathrifchen und amoröfen Inhalts mit Blehfeder hinwerfe.
die mir Stoff zu einem Werke geben follen. welches ich wißiger Art
nach unterm Namen Ewald Trinkulo fchreibe. Du wirft wiffen. daß
in Schakefpears Sturm der Hoffnarr des Königs Trinkulo heißt. und
das was mein Ahnherr -
1804 fchreibt er:
Wie wär's aber. wenn wir noch auf einige wißige Auffäße dachten.
und ein Tafchenbuch für 1805 edirten? - es ift nur des Abfaßes
und der Kupfer wegen.
ua uncem Kupfer - diefe milffen durchaus fatnrifchen Inhalts
fein - denke darauf! - Ein Baar Blätter Köpfe allenfalls fo *wie
Voltaire - fchreibe mir was Du von der Idee hältft - ich würde
hoffen (ich zeichne alles felbft) ein gutes Honorar zu erhafchen und die
gelehrte Welt mahl zu einem Lachkrampf zu reißen.
Das Tafchenbuchformat allein begeiftert mich fchon. wenn ich
daran denke. mit allerlei) fkurilen Ideen! -
Wir müffen es dem Lefer überlafien. fich wegen der Texte für das
eine oder das andre Jahr oder für beide zu entfcheiden. Von beiden
Handfchriften (in Octav) liegt nur das erfte Blatt vor; die erfte hat
Hoffmann offenbar jahrelang mit fich herumgetragen und zwar in einer
grün abförbendeu Tafche achtfach zufammengelegt (die Bruchftellen find zum
Teil durchgefcheuert.
I.
(Diefes Stück ift eine übermütige Varadierung der beiden Schrift-
fteller. die auf den jungen Hoffmann den ftärkften Eindruck gemacht haben:
Jean Vauls und Sternes. Der Inhalt ift etwa derfelbe wie
der des fchönen Liedes: ..Wenn der Vater mit dem Sahne auf dem Zünd-
loch der Kanone ohne Sekundanten paukt" 2c.; der Herausgeber muß fich
alfo darauf befchränken. vier Einzelheiten durch Noten unter dem

Text zu erklären. Das erfte Wort unter Trims Ziclzacklinie konnte ich
nicht entziffern
- Sieben BaradiesVöge(erhoben fich mit ftolzem Gefieder und
wogten gen Often - Sterne faulen hinab - aber die Lilien blühten
und es fiel ein blutiger Tropfen hinab und der Engel des Todes be-
rührte das Herz den Men f eh en - es war aber alles nicht wahr -
denn die Allongen-Verrücke welche der Mond aufgefezt hattet konte nicht
fo viel Schatten werfen- daß ein Liliputaner den Meißelfchlag des ehernen
Wächters in Zion in den Sand zu graben und des HyginuM) Meifterwerk
von Groffanten und Shkophanten niederfchmetternden TrompetenSchalls
Stickluft in der Seifenblafe Ruhm -- Gott was find wir Menfchen »-
geftern lebte der Capitain noch - einzuathmen und Lehferd Meditationen?)
zu erdolchcn im Stande gewefen wäre -
Hier bat der Corporal Trim fein Freyheits-Syftem einzuriicken und
es gefchieht allfo:
1) Lebte etwa im 3. Jahrhundert nach Chriftus und fehrieb iiber Ve-
feftigungswefen (08 munjtione caZtroi-um, friiher citiert l).- |in1itibu8 consti-
tue-niir.),
L) Weäitationes aa panäectas, das mehrfach aufgelegte vielbändige
Hauptwerk des Wittenberger Juriften Freiherrn Auguftin von Lehfer (1683-1752),
Das Werk ift ein Hauptbeifpiel der - theoretifch höehft verwerflicheni praktifch
aber recht brauchbaren naiven Verquickung von römifchem und deutfchem Recht,
der dann die ftrengen Romaniften des 19. Jahrhunderts (Windfcheibl) ein Ende
mit Sihreäen bereiteten.

D(....)
- Senn Sie fo gütig den Trifft-am Shandy nachzulefem und Sie
werden Sich von der Trefflichkeit des Trimfchen Shftems noch mehr über-
zeugen - ich hätte auch weniger Gründe dafiir angeben können -
argumenta 3a nominern - ent crumenurni) pp - indeffen bin ich
von dem Gegentheile überzeugt; oder mit andern Worten: feit der Zeit
daß ich Noten und Zoten fchreiben lernte- fcheinen mir die Angriffe auf
die Unfterblichkeit der Seele nur Windbiille für feuerfpriihende Batterien
in diefem elenden PißWinkel der Santa Hermandad der Menfchheit zu
fehn. - Vergleichen Sie zum Benfpiel jenes edle BruderPaar auf vor-
ftehender Seite mit diefen elenden Zerrbildern
nicht wahr? -- welehe Stumpfheit -- aber die Sterne gehen auf!
O Freund wo giebt ee noch eine Tugend! wo gibt es noch reine
Verehrer der fchönen Natur - der ewigen Weisheit - ich fah Städte
bauent aber die Ewigkeit ift ein Bücherfchrank und neun Worte ftürmen
den bibelfeften Satin?) herunter in den Bierkeugf der LetheWaffert zur
.Kalten Schaale verbrofamtt uns entgegengießen könntet wenn tauben Ohren
nicht fchlimm predigen wäre! - Das Orchefter war fchon in voller Be-

1) - Appellation an den Geldbeutel.
2) Damit kann Hoffmanns Onkel Ottot der vielverfpottete „dicke Sir"
und „O-weh-Onkel'ß gemeint fein.

A. Feuerbach
Am Meer
(Knnftansftellnng Baden-Baden)

wegung - Sie führten Mozarts Requiem mit obligaten Tafchenpuffern
auf - Ha - Vhilomene bift du es] - fchrie betaiibt von des Donners
Brüllen an der Katarakte Sturz der Edlef des Negenbogens harrend„ der
als ein ewig blauer semper jaem mit WürfelSchwingen durch des
Chaos nächtlicher Schiviiler arbeitete - er fank - nimmer werd* ich dich
ll.
(Das folgende Stück ift in überaus zierlicher lateinif cher
Schrift gefchrieben (daher oe ftattöin Moencht Schoene); an der Spiße
fieht eine Bleiftiftzeichnung ohne Zweifel von Hoffmann felbft- den man
faft in dem unglücklichen Liebhaber mit der blutenden Nafe erkennen
möchte. Als Vorbild für den Text darf man wohl Lichtenbergs Hofarts-
erklärungen anfehn.)
Die Feuersbrunft
Ein DofenGemählde von Rembrand
Ein fchrekliches Feuer - der Hintergrund ift nur eine fehr kleine
Varthie des an fich fchon ziemlich kleinen Eemähldes- allein die wogenden
wirbelnden Rauchwolken - die kreuzenden Fontainengüffe der arbeitenden

Sprißen. die Maffen der einftürzenden Häufer - die verzweifelude Wag-
halfigkeit der Arbeiter - alles läßt fchließen. daß die ganze Gegend fchon
verheert fehn muß - Vorne ift ein Klofter in dringender Gefahr - ein
Moench (von welchem Orden. ift nicht recht zu fehen - in Bohlen fagt
man ein W02. und damit gut) fizt zum Retten bereit auf dem Dache -
Himmel welch ein Jrrthum - wie kann das Haus ein Moenchsklofter
fehn. wenn ein junges fchlankes Frauenzimmer zum Fenfter herausfieht
- Allfo nicht ac] majorem clei glorinm find Ew. WohlEhrwürden fo
armiert mit der Hausfpriße unterm Arm u: dem FeuerEimer in der Hand?
- vielleicht wohnt eine befondere Stöße der Kirche im Haufe oder -- Mit
welcher Sicherheit - ich möchte fagen Behaglichkeit der Sohn der Kirche
feinen gefährlichen Sig behauptet als wär's ein Beichtftuhl - der rechte
Arm ift der Spriße wegen fo gut als unbrauchbar. der linke Fuß hängt
los herunter. und nur der rechte Fuß erhält. fich gegen die lofen Dachziegel
ftemmend. das Gleichgewicht - die Kuhnheit diefer Stellung fteht in
Eontraft mit dem Ausdrnk des Gefichts - man wurde nicht wiffen was
hier der leif' verzückte Mund _ das fchwärmerifch gefenkte Auge - der
fantaftifche Nafenwinkel follte. wenn man nicht den Blick an dem linken
Arm hinabgleiten ließe und hier einen Strauß entdekte den die fchlanke
Schoene dem geiftlichen Retter reicht - nun ift alles erklärt - Ha -
um diefer Heiligen willen fißen Ew, WohlEhrwürden fo wohlgemuthet auf
dem Dache? > aber fiirwahr fie ift es werth - mit welcher Grazie fie
den Strauß dem Retter hinreicht - Nembrand ift kein Schönheitsmahler
aber man fieht es der Figur an. daß er alles mögliche that feinem
Engelchen des Lichts fo viel Grazie als möglich zu geben. ein Zeichen.
daß es dem_M_odell welches .er im Sinne hatte daran nicht fehlte. Mit
welcher Gierde*: .*4- mlt! welcherAnftrengung der geiftliche Herr nach der
Spende feiner ,Heiligenlangt _-*-'der Gegenwart entriickt läßt er Feuer
Feuer fendt"- :>-) &ersehnten-'fs hängt auch feine Spritze fo ziemlich loß
und wird gleich mit großem Gepraffel herunterftürzen - dem geift[lichen]
Herrn kann ein gleiches wiederfahren - allein - er fieht den Strauß -
an demfelben befindet fich eine Hand - dann ein Arm - eine Schulter
- ein Bufen -* was ift alle Gefahr! > Der Strauß fcheint mir von
Amaranthen gebunden zu fehn _ ein Freund von mir wollte ein Oehl-
blatt daran wahrnehmen - allfo wohl gar ein ?lierföhnungsftrc'iuschen'i> -
Die Stellung der Heiligen zeigt daß fie wahrfcheinlich aufgeftiegen ift und
fich doch noch heben muß um den Diener des Herrn der oben fizt wie in
einem Wolkenkukkuksheim zu erreichen - allfo Anftrengung von henden

Seiten - wechfelfeitiges Entgegentommen - wahrhaftig es fteht fo übel
nicht mit dem)(j02 Y die Heilige will ihm wohl - vielleicht nimt er
fich von unten herauf gefehn beffer aus und fie fah„ ihn fonft immer an-
betend von oben herab - An der Ecke klimt ein armer Teufel hinanr von
dem man nicht weißr wollte er aufs Dach oder ins Fenfter - bendes
mußte ihm fo angegriffen mißlingen - gerade die Ecke zu wählen! Er
hat fich fchon die Nafe an den Dachziegeln round geftoßen welche heftig
blutet - der Hut verläßt ihn in der Noth wie ein falfcher Freund - es
ift fchon die helle Verzweiflung daß er fich fo mit oerrenktem Daumen an
die Mauer ankrallt- gleich wird er feinem Hute nachftiirzen, ein Guß aus
der Spriße des geiftlichen Herrn könt' ihm auf der Reife nicht fchaden -
und doch - mirabjle clictu - noch in der TodesAngft aiigelt er nach
der Heiligen und fieht aus wie einer dem das Waffer im Munde zu-
fammenlaüft - Vohlnifche Mühen find teurer als Hüte - aber dem was
da hinten drunter ftekt fieht man's auch ant daß es nicht gehn will mit
der Kletterer) - Weder das Feuer noch das Licht aus der Stube recht-
fertigen den blendenden Glanz auf der Tonfur des glücklichen >60: - es
fcheint fo ein eigenthiimliches elektrifches Flimmern zu fehn - ich glaube
daher auch daß der linke Fuß eigentlich auf der Wache ift um gelegentlich
das nöthige mit der pohlnifchen Mühe abzumachen, wenn fie fich etwa
höhere als es dem Wohl der Kirche erfprieslich ifti heben follte - folche
Hansmittelchen wählt wohl ein elektrifcher Kopf. - Hinten erhebt fich noch
eine Geftalt u: droht dem Seelenhirten; mein Vetter weint immerf wenn
er dies Geficht anfieht - er fagt„ es fei dem feel'gen Papa fo ähnlich
der vor 23 Jahren in Curland ftarb - Was foll man aber

[Auf dem (fehlenden) zweiten Blatt dürften nur noch einige Zeilen
geftanden haben; Hoffmann hat fich fichtlich bemüht die Erklärung noch auf
dem erften Blatt zu Ende zu bringen (die Schrift wird immer enger)f
ganz ift es ihm aber nicht gelungen]

[ll.

Am 12. Januar 1809 berichtet Hoffmann an Rochliß:

Viel zu meinem Empor-kommen wenigftens bis zu einem forgenfreyeren
Zuftande hat ein Prolog den ich zum NahmensTage der fich jezt
hier aufhaltenden Vrinzeffin von Neufchatel nach Hrn. Cunos An-
ordnung dichtete und in Mufik fezte beugetragen. Diefer Prolog (Die
Vilgerinn) gefiel- mußte auf Verlangen des Publikums wiederholt

werdent und die Mutter der Fiirftiny Herzogin und Pfalzgrüfin von
Bayernz ließ mir ein angenehmes Gefchenk dafiir zukommem welches
meinen haüslichen Zuftand in Ordnung brachte.
Vorhert am Neujahrstagez hatte Hoffmann fchon ausführlich und in heiterfter
Laune an Freund Hißig gefchrieben über das „gemein fentimentale Ding“-
die Aufführung und ihren Erfolg; da der Adreffat dankenswerter Weife
die ganze Stelle 1823 in Hoffmanns Leben und Nachlaß ll 14f veröffent-
licht hatt unterlaffe ich hier einen nochmaligen Abdruck. Die Prinzeffint
geboren am 5. Mai 1784 als Tochter des Herzogs Wilhelm von Bayern
und feiner Eoufine Marie Annei war am 9. März 1808 dem Marfchall
Berthier angetraut worden- der kurz vorher die von Preußen abgetretenen
Lande Neufchätel und Valangin als fouverijner Fürft erhalten hatte- jetzt
aber in Spanien für Napoleons Bruder Jofeph kämpfte; Züge von ihr
dürften in der Prinzeffin Hedwiga der Kreislerbiographie feftgehalten fein.
Sie hieß Elifabetht ihr Namenstag war alfo der 19. November.
Leider ift von dem Manuskriptt das aus einem mit Zwirn gehefteten
Quartbogen beftandr das erfte Blatt teils abgeriffen- teils abgefchnitten.
Den Titel „D i e P i l g e rin n“ erkennen wir aus dem oben zitierten Brief
an Nochliß; die Zeit der Handlung iftf wie aus dem Text hervorgehtf eben
der Tag der erften AufführungF der 19. November 1808. Ein Land-
mannt deffen in der Ferne weilende Tochter gleichfalls Elifabeth heißt-
klagt an deren Namenstage über die Trennung; er fieht dann- daß feine
Frau einen Lieblingsbaum der Tochter mit Blumen fchmücktt und fährt
in feiner Rede fort:

Ha -- wie -- was feh' ich dort! o Mutterherzl -
Gedacht hat fie des frohen Tagest
des lieben Kindes den ihr heilgen Baum
fchmückt fie mit Thaubeneßten Blumen.

D i e F r a u.

O Vater fiehl - D er Than der diefe Blumen nezte
find meine Thränen - ferne ift das liebe Kind-
Ich denke jener Stunde als fie fchied
Und tiefer Schmerz der Mutter Bruft zerriß.
Es blutet nur die Wunde ftärker noch
An diefem Tage„ ihr der theuern heilig.

Aus Hoffmanns Nachlaß Möller
C h o r in der Entfernung.
Welch Leiden
Bringt Scheiben
Der Landmann
Auch ich fühl fchwer der Trennung bittern Schmerz
Und ftärker noch an diefem Tage. denn geweckt
hat mich ein ahndendes Gefühl aus tiefem Schlummer
Ehe noch der Sonne Gluth auf jenen Bergen brannte.
Chor der Landleute auftretend.
Doch Freuden
bringt Wiederfehn.
Die Frau.
Sieh' diefe mnntre Schaar - fo feftlich
find fie gefchmückt -
Der Landmann.
Was führt Euch her
Am frühen Morgen - Sagt. habt ihr ein Feft?
Auf fo was deutet Eurer Hüte Schmuck gewiß.
Einer von den Landleuten.
Wie. ift'a nicht Eurer lieben Tochter Nahmenstag.
Der holden Frau Elifabeth. fo hoch verehrt
von allen die fie kennen? Lieber Herr!
Wenn's fonft Euch recht ift. wollen trir bei) Euch
Den Tag feftlich begehn. eine fingen. tanzen.
Seht dort. mein Töchterchen fingt Euch ein Lied
Ganz artig anzuhören! - Nun was fagt ihr?
Der Landmann.
Habt Dank ihr lieben Freunde. bleibt bei) mir
Elifabeths Tag werde feftlich dann begangen,
D i e F r a u.
Ia! - minder werde ich den Schmerz der Trennung fühlen
An diefem Tage. wenn ihr bleibt *und ihrer denkt
Im frohen Spiel. in muntern Scherzen.

Einer von den Landleuten.
Nun Tochter fing einmahl Dein Lied!
Nicht blöde. freh heraus und daß
Du mir die Worte deutlich ausfprichft!
E j n Pi ä d ch e n (fingt).
(N o m a n z e.)
Seht ihr die Burg mit goldnen Zinnen?
Der König und die Königinn.
Was mögen fie beginnen?
Gezogen ift die Tochter hin
Ins fremde Land* laut klagen fie:
„Wo ift Sie, die Holder die von uns fchied?"
Da tönet die Harfep da tönet das Lied:
„Gedenket der Tochter- fie ift nicht mehr fern-
Und hätte fie Flügel- fie flög zu Euch gern.“
Wer kennt der Trennung bittre Schmerzen?
Der König und die Königinm
Kein Troft fiir die zerrißne Herzen!
Gezogen ift pp
Die Frau.
O wie bewegt das Lied mein Junres!
Der Landmann.
Elifabeth- o wärft du bei) uns! aber ferne
Weilft du und nur beflügelte Gedanken
Erreichen dich in ferner Heimath.
D i e F r a u.
O trügen dich der Sehnfucht Fittige
Hieher. o nur ein einzger Blickr ein Wort:
Du lebft. bift froh - gedenkeft unfrer!
Einer von den Landleuten komt,
Herr! - eine Vilgerinn wünfcht euch zu fprechen-
Von Eurer Tochter bringet fie euch Kunde.
D ie Frau.
Von meiner Tochter? - o wo ift die Vilgerinn?
O laßt fie kommen- eilt. o eilt!
Die Vilgerin tritt hervor.

*Aus Hoffmanns Nachlaß Möller
.D i e F r a u,
O redet fchnelll ihr kennt - ihr faht
Elifabetht das theure Kind? - o redet]
Die Vilgerinn. '
(S o n n e t t.)
Mich führen her der Liebe heil'ge Bande;
Die heiße Sehnfucht in der Bruft zu ftillenl
Ein fromm Gelübde frömmig zu erfüllen-
Durchzog die Vilg'rinn ferne weite Lande.
Die Tochter ift es» die zu Euch mich fandte
ich mußte mich fo war ihr fefter Willen
in diefes fromme VilgerKleid verhüllen
Und fo kam ich zu Euch aus fremdem Lande.
Der Tochter Bruft ergriff ein banges Sehnen
Fern von dem lieben ElternVaar die Arme!
„Geh" fagte fie (ihr Auge füllten Thx-einen)h
„Nicht wiederftehn kann ich dem bittern Harme
Forthin* nicht ferne follen fie mich wählten:
Ich ging - ich flog - ich ftürzt in ihre Arme!"
(Bey den lezten Worten läßt fie das VilgerKleid fallen und umarmt dcn Landmann und feine Frau.)
Der Landmann und feine Frau (mit dem Ausdruck der höchften Freude). y
Elifabeth! - o Himmel - Tochter] -
Chor der Landleute,
O Freuden
bringt Wiederfehnl
Der Landmann.
Jezt Freunde! Tretet her um mich
im Kreifel merkt wohl auf denn von Gewicht
ift meine Nede - merkt wohl auf] -
Ihr faht die Burg mit hohen Zinnen
Ihr kennt das edle FürftenVaarf ihr fahet fie-
Fiirftin Elifabetlz die liebenswiirdge Tochter.
Entfernt war fie und nur beflügelte Gedanken
Ereilten fie dort in der Kaiferftadt

Die an der Seine Ufern ftrahlt
In ftolzem Vrunke; doch ihr kindlich reiner Sinn
Er fehnte fich nach dem geliebten ElternVaar.
Nur wenig Tage find's. da kam die edle Fürftin
Her aus dem fremden Lande und es feherte
Des unverhofften Wiederfehens feeligen Moment.
Das hohe. das erhab'ne Fürftenhaus! -
Und nun! - die Kunft. fie die mit glühndem Hauch
belebt den kalten Marmor. Farben. Töne.
in wunderbarem Anklang zuführt dem Gemüth.
Sie die dem trüben Ernft auf heitrer Bühne
Mit tiefem Sinne behgefellt den muntern Scherz.
Ein höh*res Leben fchafft im Leben
Und mit geheimen unfichtbaren Banden
Den Menfchen kettet an den Menfchen -
Sie durft es kühn wohl wagen.
Jenen Moment des Wiederfehns.
Gefeyert von dem hohen Fürftenhaufe.
Im treuen Bilde aufzufaffen.
Und ihr der edeln liebenswürdgen Fürftin
An dem beglückten Tag der ihren Rahmen trägt
zu wehhen diefes Bild!
Elifabeths Tag werde froh und feftltch dann begangen:
Heil ihr. heil der erhab'nen Fürftinl
Heil dem geliebten ElternBaar!

ill.

Das folgende V o l t e r a b e n d g e d icht ift -» auf ein Octavblatt - unzweifelhaft von Hoffmanns Hand gefchriebeu; da ein Verfaffer nicht genannt ift. muß Hoffmann bis zum Beweife des Gegenteils als folcher gelten. Nach der Kleinheit der Schrift möchte ich das Stück nach Berlin verlegen; durchaus möglich ift aber auch eine frühere Entftehung.

Die Nonne an die Braut
(Bet) Ueberreichung eines GebetBuchs)

Sieh mich fromme Braut des Himmels.
Die verließ die enge Elaufe.
Wagte fich ins Weltgetümmel.

Aus Hoffmanns Nachlaß Möller*
fuchte auf die fiiße Freundim
die nun ift ein irrdifch' Bräutlein.
Dacht': was follft du ihr wohl fpendenr
daß fie deiner noch gedenke,
wenn du weilft im ftillen Klofter
und fie fchwärmt in bunten Kreifeni>
Sollft im duft'gen Blumengarten
Rofen pflücken- Mhrtheiu Veilchen-
von dem Morgenthau getränket
und zum fchönen Kranz geflochtenx
dar der trauten Freundin reichen?
Blumen - ach! fie wellen aller
Hin ift Lieb und Angedenkenl
Sollft ein hübfches Heil'genbildchem
ihr wohl fittiglich oerehren?
Ach! das Bild des trauten Mannes
ift ihr mehr als alle Bildchen!
Was giebt's noch daß ia) ihr fpende„
daß fie meiner ftets gedenke?
Ha! - das fromme Kindr betet
jeden Tag zum Herrn des Lebens.
Ein GebetBuch will ich fpendem
und wenn fie es täglich auffchlägt,
denkt fie wohl: die Braut des Himmels
gab es einft der treuen Freundin
als dem trauten Mann verfprochen
eine irrd'fche Braut fie wurde. -
Sieh! - in ftiller enger Claufe
will ich für Dich holde Freundin
für den lieben Mann auch beten,
Und wenn Du im frommen Buche
liefefti das ich dir gefpendet
und ich in dem fernen Klofter
brünftig flehe für Dein Lebenx
dann gedenkft du mein ich deiner-
und wie Mhrth' und Nos' oerfchlungen-
wallen unfre frommen Seufzer *
auf zum hohen gülgen Himmel.

i i
Nimm es hin) o füße Freundin
das GebetBuch, heil'ges Kleinod -
und den Kuß des ftillen Friedens
Talisman der ewgen Liebey
drück ich auf, den füßen Lippen.
(Sie überreicht der Braut das Gebetbnch indem fie fie kiißt.)
Zum Brautpaar
Lieb' aus reiner Lieb' geboren;
Heiligt auch der Erde Wannen.
Darum darf die Braut des Himmels
Jrrdfcher Braut der Lieb' Entzückenfi
Süßes Glück dem Mann auch wiinfehen.
Lebet wohl - gedenket meiner!
U.
Weniger fließend) aber frifcher im Ton ift das andre Gelegenheits-
gedichh in deffen Autorfchaft Hoffmann 'im mit feinem Freunde D'Elpon s
teilt; es ift ebenfalls von Hoffmanns Hand auf ein Oktavblatt gefchrieben.
Friedrich Wilhelm D'Elpons ftammte aus einer Familie, die
fich urfprünglich del Ponte fchriebF im Languedoc .jedoch die Namensform
Delpont angenommen hatte und diefen Namen dann infolge eines Miß-
perftändniffes D'Elpons fchrieb. (Neuerdings ift d'Elpons und dann gar
von Elpons daraus gemacht; es ift fo) wie man Delbrück in „von Ellbrück“
veredeln wollte.) Sein Vator Jean Pierre) geboren in Montpellier 1737;
war in die Dienfte Friedrichs des Großen getreten und 1807 als Oberft a. D.
in Neiße geftorben; von feiner Gattin Charlotte geb, Schmidt hatte er
drei Söhne. Alle drei ergriffen ebenfalls den Offiziersberuf; Wilhelm
der mittlere) ftand beim Leib-Infanterie-Regiment in Frankfurt an der
Oder (wohl fchon fett deffen Begründung 1808). Von klein auf ein
großer Freund des Theaters) heiratete er 1810 in Breslau die Schau-
fpielerin Henriette Benda. Er oerfuchte fich dann in der dramatifchen
Produktion und erreichte es) daß 1816 und 1818 in Berlin zwei Luft-
'fpiele von ihm aufgeführt wurden: Zuerft der Einakter „Die Ein-
quartierung" (dreimal) davon einmal in Potsdam)) dann das dreiaktige
Stück „Jonas Prellhammer" (zweimal; am Tage der Premiere auch in
Dresden). Diefe Erfolge mochten ihn verleitem 1819 als Hauptmann

den Abfchied zu nehmen; er erhielt ihn mit dem Majorscharakter. In
Berlin lebte er meift mit dem Hauptmann a. D. Freiherrn Ferdinand
Moriß von Lüttwiß (1773-1831) zufammen. der mit ihm das Jntereffe
für das Theater und die Leidenfchaft für das Spiel teilte; Koreff fchreibt
Hoffmann 1822 mit komifchem Graufen von ..DelpontslF Schulden. und
Varnhagen behauptet fogar. daß diefer das Spiel nicht aus Lieb-
haberei betrieb. Als Dritten im Bunde hat man fich den Haupt-
mann a. D. Baron Eugen Baerft (1792-1854) zu denken. deffen
Handbuch für angehende Verfchwender in mehrern Tagen wieder neu
gedruckt wird. Hoffmann. der zu Hißigs Verdruß bei feinen Bekannten
mehr auf Temperament und Geift als auf ethifche Qualitäten fah. hielt
mit den drei früh verabfchiedeten Offizieren gute Kameradfchaft; eine un-
gedruckte Poffe von D'Elpous ..Die Sterbeluftigeu“ (in einem Akt) hat
fich 1901 in feinem Nachlaffe gefunden. (D'Elpons ftarb 1831. ohne
weitere Theatererfolge errungen zu haben; der ganze Mann ift fo
verfchollen. daß Goedcke feine beiden in Berlin aufgeführten Stücke einem
württembergifchen Schaufpieler namens Hanifch zufchreibt!)
Das Sonett. das Hoffmann mit D'Elpons entworfen. bezieht fich auf
einen Theaterfkandal. deffen Opfer ich vorher noch vorftellen möchte.
Georg Friedrich Alexander von B lankenfee war 1872 auf dem
väterlichen Schloffe Filehne (in der jeßigen Provinz Pofen) als zweiter
Sohn des weftpreußifchen Generallandfchaftsrepräfentanten Sigismund von
Blankenfee und der Augufte geb. von Hagen aus Pommern geboren und
1798 zufammen mit Eltern und Gefchwiftern in den Grafenftaud erhoben;
er befuchte das Pädagogium zu Halle. ftudierte ebenda und in Göttingen
die Rechte und promovierte zum l)r. fur. 1813; 1814 nahm er als
Volontair-Offizier an den Befreiungskriegen teil und wurde am Bein ver-
wundet; nach dem Friedensfchluß wurde er in Pofen und bei der Regierung
in Berlin befchäftigt und wohnte hier in der Taubenftraße. In diefer
Zeit. Anfang 1816. publizierte er bei Maurer zufammen mit Wilhelm
Henßel. Wilhelm Müller und zwei andern Freunden einen Gedichtband
..Bundesblüthen“. Der Zufall wollte es. daß Helmina von Ehöfh. als
fie im Sommer 1816 nach Berlin kam. um fich gegen eine Anklage zu
verantworten. im gleichen Haufe ein Zimmer mietete. Blankenfee machte
ihr fogieich feine Aufwartung. und beide vereinigten fich zu einem minnig-
lichen ..LiebesfpielFF ..Mahglöckchen“. das_1816 in Heidelberg erfchien. In-
zwifchen war Blankenfee zur Gefandtfchaft in Turin verfeßt worden. 1817
verlor er den Vater. Anfang 1819 die Mutter und fah fich nun genötigt.

fich der Bewirtfihaftung der ererbten kleinern Güter der Eltern. Wogarten
in der Neumark (Kr. Friedebergf und Zemlin in Pommern (Kr. Kammin).
zu widmen. Jnzwifchen dichterte es ihn weiter. und Anfang 1820 hatte
er ein vieraktiges Trauerfqiel „Karlo" fertig daliegen. Carl Maria von
Weber mußte ihm am 13. Februar ein *42mm (lei für 2 Soprane. Alt
'und Blasinftrumente dazu feßen fl*: mol(in Vier-Viertel-Takt; Mser. noch
vorhanden); Schinkel mußte eine neue Dekoration dazu entwerfen.
Mittwoch. am 5. April. ging die mit Spannung erwartete Novität in Szene:
..Die freien Entreen find ohne Ausnahme nicht gültig‟. machte die Jn-
tendantur bekannt. um dem Zudrang zu ftenern. Aber die erfte Auf-
führung follte auch die leßte fein. Nach der Execution harangierten Hoff-
mann und D'Elpons den Autor in folgendem Sonett. das anfcheinend
»eine Parodie auf irgend eine ernftgemeinte Huldigung ift:

(Rektifiziertes Sonnet)

An den Dichter des Trauerfpiels Carlo.

Heil Dir o Genius dem es gelungen.
Schmerz. Tod und Gratis gar fvaßig zu erfaffen.
Dir Arlekin. muß man die Jacke laffen
die Vritfche haft im traur'gen Spiel errungen.
Fiirwahr ein fchöner Kranz den du gefchlungen
von niirrfcher Liebe. Wüthen. tollem Haffenl
Kein BlumenKranz! - Unkraut auf fchmußgen Gaffen
Fruchtfchwangrem Mift mit Mühe abgedrungen.
O Tag des Jammersl Du erregft nur Lachen?
Ja! - du erfchienft uns Jammer aufzutifchen -
Horch: - unten dröhnt lnftiger Knüppel Krachenl
Kritifche Schlangenbrut beginnt zu zifazen.
O! fchnell dem Ding' ein fröhlich End' zu machen
Laßt uns mit Carlo felbft die Aerfche wifchen.

D'E. & H.

[Erfchreckt fchwieg der „Dichter“ nun eine Weile; als aber ein
.Jahrzehnt fpäter die ..Briefe eines Verftorbenen“ Furore machten.

faßte auch Vlankenfee wieder Mut und edierte 1833 bei Mittler ein Epos „Der Verfchollene- Nachlaß aus Italien“ und 1885 bei Enslin eine auf viele Bände berechnete Sammlung „Nachlaß eines Gefchiedenent'; das dritte und leßteBändchen enthält den mittler-weile auf fiinf Akte angefchwollenen „Karlo“ mit Einleitung und Prolog. Erft 1867 „fchied“ Blankenfee wirklich nachdem er noch 1864 einen Gedichtband und 1865 ein Drama in die Welt gefandt, über das Hoffmann fich leider nicht mehr hat äußern können.)

Felix Braun:
Der Schatten des Todes Roman
Capri-käse bj- 3. Zenoettänsero sanierter/ier l/erlaxsanotalt, serien [910
F o r t f e ß n n g

..Sprechen Sie!“ flüfterte Chriftiane.

..Alles?“

..- Alles.“

..Wie gut Sie find -!“

..Sprechen Sie nur - ich höre zu."

Da trat ich ganz nahe an fie heran. nahm ihre beiden Hände und küßte fie. Sie ließ es gefchehn. ..Sprechen Sie!‟ fagte fie. ..warum zögern Sie?"

..Jch habe gefprochen!“ erwiderte ich. mich uufrichtend und zurück-tretend. ..Ganz lautlos hab ich gefprochen: unzählige. füße Worte find in diefem Schweigen gewefen. Hörten Sie nichts? Ich habe fie unbefchreiblich wohllautend klingen gehört. Nun find fie in Ihrer Seele - horchen Sie nur!"

Chriftiane fah mich an. Da hielt ich [mich nicht länger: mein Herz verftrömte.

..Alles find Sie!“ rief ich. ..Ich habe keinen Wunfch als Sie. nur Sie -- und daß Sie mir bleiben. daß Sie immer ganz nahe und lieb bei mir bleiben!"

Da kam Chriftiane leicht und freudig auf mich zu und legte mir die Hände auf die Schultern. ..Bin ich es wirklich?“ fragte fie. un-ficher wie ein Kind.

„Im" hauchte ich. in einem unendlichen Gefühl. das dem Sterben glich und. ganz in ein einziges Lächeln verwandelt. in Sonne aufgelöft. von der das Zimmer auf eimnal unvermeßlich erfiillt fehlen. empfing ich den Knß Chriftianes auf die Stirn. Wie eine Frau ftand ich.

BZÖ-..Q1-
:.„.„.Z::„W
:ZI-JU?::ZS Z5?? _
e.. „WL-„5W .Y „.::7;.Q ..N
6-?
>
2.
ZWQ(O-ZWQ(WO O23 _ _wßOOIsC-OZIZ

-

zurückgeneigt, die Augen ganz gefchloffenx ganz Lichth ganz Reinheit.
Uber aus dem Licht drang ein lauteres Feuerx und von ihm durch-
glüht- fchloß ich Chriftiane heftig in meine Arme. Die fchlanke Geftalt
fchmiegte fich an mich, nnfere Lippen beriihrten und löften fich. Gol-
dene Nacht war um uns. alles Dunkle und Schwermiitige nahm fie
auf, Licht war. Licht- Licht. Licht!!
So verlobte ich mich mit Chriftiane Leffing. die ich vor allen
andern Frauen heimlich erfehnt hatte. Helle Tage kamen. Glück ftrömte
in mich ein- daß ich es kaum zu faffen vermochte: zu ungewohnt war
dafiir mein Herz. Aber ich will an diefer Zeit rafch vorübergehn;
die Verfe Dantes fallen mir ein. Hinab denn Schmerz den Erinne-
rung an Schönheit ruhelos macht! Ich fehe dem Entfliehenden nach
und fammle Kraft: aus der Finfternis die leßten Weile der Finiternis
hervorznholen.

Fünftes Kapitel,

Wir heirateten im September des folgenden Jahres. Noch fehe
ich die Tage- fiir die ich das Bild fandx als befchauten fie fich in
einem goldklaren Spiegel. Wir gingen alle Wege wieder- durch die
ich friiher Schmerz und Einfamkeit getragen hatte. Langfam kamen
wir; uns feft an den Händer haltend. zn den Stätten trauriger oder
lieber Erinnerung.
Und Chriftiane neigte fich immer tiefer zu mir herab, Da wußte
ich erft, wie überfchwenglich mein Herz an Dankbarkeit war. Wenn
ich anf einem Spaziergang im Wald plößlich ftehen blieb, meinen
Arm um ihre Schultern legte und die fiiße Geftalt fanft an mich
heranzog- bis fie ganz an mir lehnte und den Kopf zuriickbog damit
meine Lippen nicht die ihren erreichen könnten, war ich nur poll
Dank, Rein ftrömten alle Wjinfche zu ihr hin; ich hätte mich am
liebften vor ihr auf die Knie geworfenh den Kopf in den Falten ihres
Kleides verborgen und die Hand erwartet- die fo weich übers Haar zu
ftreichen verftand- daß man vermeintex man miiffe einftrömen in die
Luft des Himmels.
Einige Tage vor der Trauung holte mich Chriftiane abx zum
Friedhof zu fahren. Sie wollte das Grab meiner Eltern [chem die
fie beide gekannt hatte. Es war ein regnerifcher Tag. Wir fuhren
mit der Straßenbahn die Simmeringer Heide entlang. die fich endlos

dehnt. bis zum Himmel hin. Eng aneinander faßen wir. ganz allein
im Waggon.
..Du?" flüfterte ich.
..Ja - Clemens?“
..Sollen wir nicht lieber umkehren ?“
..Nein. fahren wir nur."
Und wir fuhren immer an dem grünen Land der Heide vorbei.
an deren Rand niedere. weißgetünchte Häufer ftanden. Jetzt tauchten
die erften Vlakattafeln der Steinmeßen auf. dann kamen ihre Nieder-
lagen felbft. Kreuze. Steine. Afchenkrüge. trauernde Genien. Engel
Obeliskenmit Jnfchrift zogen an uns vorüber. Als wir ausftiegen.
riefelte der Regen nur leicht und tröpfelnd. Chriftiane fpannte den
Schirm aus und hängte fich in mich ein. Ich küßte fie. entwand ihr
fchmeichelnd den Schirm und hielt ihn hoch. aber fie legte ihre Hand
auf die meine. damit er mir nicht zu fchwer würde. wie fie mit ernfter
Miene fagte.
Wir fchritten durch die traurigen Alleen. Zhvreffen und Eiben
überfchatteten die Gräber. die in endlofen Reihen tief im Schweigen
lagen. Bei manchen blieben wir ftehen. lafen die Infchrift. betrachteten die
Blumen. die. vomNegen zerzauft.einen trübfeligenAnblick boten. „Scham“
fagte ich. ..da liegt eine Chriftiane“ - ..Geftorben im Alter von
neunzehn Jahren“ las ich. Drunter ftand ein fchwermütiger Vers von
der bezwingenden Macht des Scheidens. Wie ich nun fo den geliebten
Namen auf folchem Grunde lefend betrachtete. immer wieder betrachtete.
bis ich die Buchftaben im Geifte nachfäzrieb. fühlte ich. wie Chriftiane
meinen Arm ließ. Da wandte ich mich um und fah fie ergriffen ftehn.
Außer mir. von Angft und Sehnfucht wunderlich durchftürmt. zog ich
fie an mich. preßte das liebe Geficht ganz nahe an meines und küßte
es leidenfchaftlich wie nie.
..Du . . . Du . , .“ hauchte ich. ..Du mußt mir bleiben.“
„Ich‟ fliifterte fie und flhmiegte fich an mich. Da neigte ich
mich. ihre Hand zu küffen. und fieh: es fielen Tränen herab und
berührten die liebe Hand noch vor dem Mund.
Als wir aber vor dem Grab der Eltern ftanden. fchien mir
Chriftiane auf einmal fern. Eine Dunkelheit war um mich. die auch
das ftärkfte Licht nicht zu durchdringen oermocht hätte. Die Erinnerung
an Elvira tauchte auf. und das Bewußtfein meiner Schuld an dem
Tode meiner Mutter regte fich in meiner Seele. Wie durch magifche

Kraft zog meine Jugend ganz nahe an mir vorbei„ und wie ich fo im
Finftern verharrte, klopfte die Furcht laut an meine Vrnft.
Da fühlte ich den Arm Ehriftianes um meinen Nacken„ ihr Blick
fuchte den meinen und lockte ihn„ der zur Erde weichen wollte an fich
heran. Und es gefchah daß ich in Schluchzen ausbrach„ nicht aus
Schmerz, nicht vom Gedächtnis toter Tage iiberwältigh fondern von
der vielen Güte übermannh die von ihr zu mir kam. Ich ergriff ihre
Hände und drückte fie an meine Wangen. An die pochte das Blut.
„Wie du zitterft!“ fagte Ehriftiane,
„Kommt“ erwiderte ich dumpf. „Wir wollen gehn„“ und wir
gingen langfam und fchweigend die Allee zurück. Vlößlich blieb fie
ftehn„ und indem fie mit der Rechten auf ein prunkvolles Maufoleum
wies„ fagte fie: „Siehft du? Das dort - das ift die Familiengruft
von Glandorffs.“ - „So„“ fagte ich, ohne zu verweilen, „aber wie
fonderbar: gerade gegenüber ift Onkel Armands Grabftein. Wir wollen
hinübergehm nicht wahr?“ - Ich ging voraus Chriftiane folgte.
„Jft das diefer Onkel/ fragte fie- „von dem du mir oft erzählft?
Der erfte Tote„ den du gefehen haft?“ - „Ich“ antwortete ich. „Aber
fich: noch etwas Sonderbaresl Lies doch einmal die Jahreszahl und
den Tag an dem er geftorben ift.“ - „Es ift fchon verwitterh“
fprach Chriftianß „die Jahreszahl ift ganz undeutlich. Wir wollen
den Grabftein richten laffen: das foll unfere erfte Tat fein. Und
Blumen follen auf das Grab kommen. Wie verwahrloft es doch aus-
fieht.‟ - „Du Liebe!‟ ftammelte ich„ „du Liebe!‟ Und nach einem
Schweigen: „Aber das Sonderbare haft du doch nicht gefehlt -“.
Da ging Chriftiane ganz nahe an den Stein heran und las laut:
„Hier ruht Armand Zeltner - er war ein Bruder deiner Mutter? -
geboren am 30.März 1832„ geftorben im Herrn am 15. September 186..
Wo tft das Sonderbare?‟ fragte fie. „Ich bemerke es nicht.‟
„Daß er im September geftorben ift„“ erwiderte ich. „Ich hätte
gute Luft, die Hochzeit auf den Oktober zu berfchieben.“
Ehriftiane lachte. „Wie aberglüubifch du biftl Nein - nein!
Wir wollen es darauf ankommen laffen, und ich für meinen Teil hätte
gute Luft„ gerade an diefem Tage zu heiraten.“
„Man foll„“ gab ich zurüch „das Schickfal nicht herausfordern,
Es hat Ehrfurcht vor Tagen und Begebenheitem die ihm heilig find
und die es zu wiederholen liebt.“

..Vapa beftimmt vielleicht heute den Tag.“ fagte Ehriftiane luftig.
..Es wiirde mich freuen. wenn es der fünfzehnte wäre. damit dn
endliü) einmal von den heillvfen Dingen kuriert würdeft.“
Jch antwortete nichts. Aber etwas in niir wandte fich leife von
ihr ab. und eine fremde Stimme. die noch nie in mir gefprochen hatte.
rief mir den Namen Beates zn, Und ich dachte mir aus. wie wohl
Beate zu mir geredet hätte. Da ward ich verftimmt. und das Gefpräch ftockte.
Am 16. September aber wurden wir getraut. Es waren wenig
Menfchen anwefend. felbft Beate nicht, Dies verwunderte mich und
nahm mir für eine Zeit die Freude. denn ich hätte gern mit _ihr
gefprochen und ihr liebe Worte gefagt. Auch erfuhr ich nichts von ihr.
ihre Freundinnen erzählten. daß fie fich zurückziehn nnd in Stille
leben wollte; man hätte fie fchon lange nicht gefehn. Darüber ward
ich nachdenklich. aber iiber dem Lächeln Chriftianes vergaß ich Beates ganz.
Am Abend nahmen wir Abfchied von Ehriftianes Eltern und fuhren
zur Bahn. nach Italien zu reifen.
Ich will die fchönen Tage verfchweigen. damit fie der Schatten
der Erinnerung nicht triibe > mögen fie unberührt über meine Seele
hinfchweben wie ferne Geftirne. zu denen man mit glücklichen Augen
emporfieht. Ohne Sehnfucht nach ihrem feligen und harmonifchen.
über Werden und Vergehen erhabenen Sein erhebt fich der Blick. von
ihrem Schimmer entzückt. zu ihnen. die unwandelbar über ihm kreifen.
Wie lange währts? Wolken nahen aus dunftiger Tiefe. bald ift der
ganze Himmel umzogen. Herz. Herz - Finfternis ift um dich. ftern-
lofe Nacht. ewiger Schatten. Aber ab und zu kommt ein Leuchten
her. den Weg durch das Dunkel zn weifen. Schaudert dir. Herz?
Blut ift die Leuchte, Beim Blntfchein gehft du die fchnmle. verfinfterte
Bahn in die Unterwelt. zu den Schatten.
Ich glaubte. es war in Vifa. wo mich der Brief erreichte. Auf
dem fehwarzgerandeten Kuvert ftand mein Name in großen Lettern
einer Schrift. die ich zuerft nicht erkannte. Ich fürchtete mich. es zu
öffnen. und reichte es Ehriftiane. Die erfchrak. ..Um Gott! Der
Beate ift jemand geftorbent“ Haftig riß fie den Ucnfchlag auf. ..Es
ift an dich.“ fagte fie. nachdem fie einen Blick in den Brief getan hatte.
..Wie fonderbar!“ und fie legte mir das leicht parfiimierte Bapier hin.
Ich nahm es und las:
..Lieber Clemens! .
Es ift fpät nachts - die andern Briefe alle find fchon gefanieben.

den an Sie habe ich mir bis zuleßt verfpartx damit in ihn etwas
diefer wolliiftigen Schauer einftröme, die mich vor der großen Tat
iiberirdifch durchfluten. Ich gehe fterben. lieber Clemens - erfchrecken
Sie nicht. daß ich Sie fo nenne! Lange fchon nenne ich Sie fo in
heimlichen Gefprächen mit mir auf weiten Wegen- in Wäldern, wo
niemand mich belanfcht. Da kommen Sie zu mirx und wir fprechen
miteinander hohe und lichte Dinge. Ihre Traumgeftalt ift ganz nahe
an min und wenn ich jetzt nicht das Gefühl ihrer Ferne brauchte -;
ich fliifterte Ihnen felbft alles in tieferer Leidenfchaft zuF was ich da
miihfelig in Worte verwanble.
In einer Stunde - dann ift alles vorbei. Menfchen werden
fich angftvoll iiber mich beugen. viele werden fchlnchzen- vielen werde
ich weh getan haben. Ihnen wohl kaum. Sie werden - wenn Sie
diefen Brief aus den Händen gelegt haben - vielleicht fiir einen Tag
traurig fein„ dann wird Sie Chu'ftiane wieder ins Helle zurückfiihren.
Vielleicht kommen Sie auch an mein Grab - ich glaube- daß ichs
fühlen werdef wenn Sie davor ftehen.
Lieber Clemens - ich habe Sie fehr geliebt: das merkten Sie
nicht. Und doch verriet ichs Ihnen oft; erinnern Sie fich- wie wir
damals im Borhans unferer Wohnung ftanden? Da war es mir. als
müßten Sie fich plöhlich an mir entzünden. Ich war nur Bangnis
und Erwartung. Warum kamen Sie nie? Ich hätte Ihnen alles gefagth
alles. alles!
Es war meinem Leben beftinnnh in das Ihre aufgenommen zu
werden- aber das Ihre breitete nicht nach dem meinen die Arme aus.
Sie gingen an ihm vorbei und ließen mich in dem kalten Dunkel einer
hoffnungslofen Sehnfucht. Da fah ich den Weg- wo das Dunkel fich
verdichtet, daß felbft die Sehnfucht verlöfchen muß. Ich ftreife ein
,wertlofes Leben von mir ab und gehe him Frieden zu fachen.
Ich weiß: ich tue Ihnen keinen fo großen Schmerz und darum
ift meine Hand leichter und meine Stirn klarer und nicht ohne ein
frohes Gefühl. Daß Sie im Glück find. daß diefes Glück über dem
Sterben fteht- läßt mich bereitwilliger in die Tiefe fchanem vor der
mir in friiheren Tagen oft fchwindeltg daß ich zu ftiirzen vermeinte.
Bald wird mir alles fern fein- ich fühle den Himmel und fpiire mich
von kühler Luft durchdiungen; fo leicht bin ich. als wären Flügel un-
fichtbar an mir. - Leben Sie in Licht und Freude: ich werde immer
um Sie fein: Luft und Sonne- Sternhauch und Vaumraufchen. liebes

Wort aus geliebtem Munde. Ich küffe das Blatt auf die Stelle) wo
ich meinen Namen hinfchreiben werde. Küffen Sie den Namen auch;
aber ganz leife) damit meine Seele noch freier wird und noch weiß.
was Gliick ift. Umarmen Sie Chriftiane und fagen Sie ihr, daß ich
fie immer lieb gehabt habe.
Beate Glandorff.“
Ich ließ den Brief finken; Chriftiane blickte fich und hob ihn auf:
da hielt fie ihn in Händen und las ihn! Ruhig ging der Blick iiber
die Zeilen; ich betrachtete fie unverwandt; Kühle; wie fcharfer Höhen-
hauch wehte mich an. Ins Sofa gefunken; die Hände verfchlungen
um das Knie gefpannt) laufchte ich auf das Kniftern des Papiers in
Chriftianes Händen. Kein Laut fonft kam. Still ftand Chriftiane,
aufrecht an den Tifch gelehnt; mit den weißen Fingern den Brief nahe
an die Augen haltend; von denen - wie von Sternen - ein kalter
Glanz ausging. Etwas Eifernes fchniirte mir das Herz zufammen -:
am liebften hätte ich aufgefchrien und ihr das Blatt aus den Händen
geriffen!
„Chriftianel“ rief ich. "
Sie wandte fich. Wa?‟
„Wir reifen noch heute! Gleich! Ich gehe hinunter den Kurier
nachfehen.“
„Das ift finnlos'h erwiderte fie. „Wenn wir ankommen. ift das
Begräbnis fchon lange vorbei.“
„Vielleicht auch nicht. Wenn wir gleich reifen, find wir morgen
nachts in Wien. - Der Brief ift vorgeftern abgefandt worden.“
Sie znckte die Achfeln. „Der Brief liegt fchon zwei Tage bei
der Poft. Das Begräbnis muß - fpa'teftens - geftern gewefen fein
- das heißt) wenn fie wirklich - - wenn fie es wirklich getan hat;
was keineswegs ficher ift.‟
„Um fo fchlechter wäre ein Zögern!“ rief ich außer mir. „Sie
braucht Beruhigung - wenn fie noch lebt. Ach! wenn fie noch lebte.
Chriftiane! Wir müffen zu ihr!“ und leifer; gleichfam zu mir felbft
fprechend; fügte ich hinzu: „Ich muß es.“
„Mußt du es. Clemens?“ erwiderte Chriftiaue) „dann wollen wir
reifen. Ich will gleich mit dem Packen beginnen.“
Ich fah fie an: fie war reglos; ganz ohne Schmerz. Das Geficht
fchien ftarr; als ob fie aus weißem Stein wäre; fo bleich waren die
Wangen. Die zufammengepreßten; blutleeren Lippen; der große ftrenge

Blick ftachelten eine nie gekannte Erregung in mir auf. die mich bis
zu haßähnlichen Gefühlen hinriß. Heute weiß ichx wie iiberirdifch fie
fich beherrfchtg und wenn ich mich in die Erinnerung an diefe Szene
mit aller Kraft der Anfchaunng vertiefe- fo fehe ich wie fie, als ich
wieder-ins Zimmer trath zufammenzuckte und fich mit der Geb-,erde
eines Überrafchten übers Haar ftrichh der fich vorher zu einfamem
Traume oder Schmerz aufgelöft hatte.
Wir fuhren nach Wien.
Als wir ankamen, war das Begräbnis Beates in der Tat fchon
vorbei. Seit zwei Tagen rnhte fie unter dem Maufoleum- Onkel
Armand gegeniiber.
Faffungslos- von Sämierz und Reue geheßt. befchloß ich Beates
Eltern aufzufuchen, doch die empfingen mich nicht. „Es wird gar
niemand vorgelaffen,“ tröftete mich das Stubenmädchen.
Wie ich nnn fo daftandf zweifelnd- ob ich gehn- ob ich bleiben
folltex trat aus einem der umliegenden Zimmer ein junges Mädchen
und rief einen Namen- den ich nicht verfiand, Das Stubenmädchen
ging auf fie zu- und beide fprachen eine Zeitlang miteinander, wobei
es fich gewiß um mich gehandelt haben muß- denn: fo oft das Stuben-
mädchen etwas gefagt hatter fandte mir die Unbekannte einen Blick zu.
„Herr Doktor Fortis?‟ fragte fie endlich- ohne näherzukommen. -
Ich nickte. „Sie wollen Herrn oder Frau Glandorff fprechen. Das
ift ausgefchloffen. Wenn ich Ihnen geniige„ fo bitte ich Sieh mir zu
folgen.“ - Sie ging- ohne meine Antwort abzuwarten- in ein Kabinett-
deffen Türe fie offen ließ. Ich folgte ihr- mechanifch- willenlosr wie
gebrochen, „Nehmen Sie Maß.‟ fagte fieh und als ich- vor Schmerz
immer mehr erftarrend, ftehen blieb- wiederholte fie ihre Aufforderung
fcharf und fchob mir felbft einen Lehnfeffel hin; ich ließ mich fchwer
in ihn hineinfallen,
„Alfo -- Sie wollen wiffen, wie das mit Beate kam. Deswegen
wollten Sie wohl die Eltern fprechen - ich weiß. Nun: ich
kann Ihnen wenig fagen. Sie hat fich mir ja bis zu einem ge-
wiffen Grade anvertrauh und fo weiß ich vielleicht mehr als alle
andern, auch als Sie erfahren haben. Am Abend desfelben Tages
da fie fich vergiftete - ja - alfo damals kam fie zu mir und erzählte
mir- daß fie jemand unglücklich liebe. Dies waren ihre Worte. Sie
nannte fpäter den Namen -“,
Ich zuckte zufammen.

..Es war der Ihre.“ fagte das Fräulein kühl. ..Sie fprach von
Ihnen mit großer Güte. Zn ihren Reden war eine Traurigkeit.
Schwernmt. die wir früher an ihr nicht kannten. Als wir uns trennten.
nahm fie Abfchied von mir. als wiirden wir uns auf Jahre hinaus
nicht mehr fehen dürfen.“ Die Stimme des Fräuleins verfagte und
drohte. fich in Weinen anfzulöfen. Da ftand fie rafch auf und fuhr
fort. ohne mich anzufehn. ..Am Morgen haben fie ihre Eltern gefunden
- nachdem fie die Tür aufgefprengt hatten. Mehr weiß ich nicht. Sie
muß fchon in 'der Nacht geftorben fein, Man fand die Briefe. aus
denen man nichts erfah. als daß fie jemand geliebt hatte. -“
..Sie ift meinetwegen in den Tod gegangen.“ fagte ich. mit Mühe
das innere Schluchzen beherrfchend. - ..aber ich bin ohne Schuld -
ich wußte ja nicht. daß fie mich fo liebte.“
..Aber Sie müffen das gewußt haben.“ entgegnete fie. ..Nun
wird es bald ein Jahr. daß wir andern es ihr anmerkten. Freilich
geftand fie es nie - aber man wußte es: es fprach fich herum."
Ich erhob mich. ..Ich danke Ihnen. Fräulein.“
Sie nickte. ohne mir die Hand zu reichen. und verließ das Zimmer.
Einen Augenblick lang ftand ich ganz' wie im Traum. dann fammelte
ich mich langfam und fchwerfällig. Uberlant tönte mir mein Schritt
ins Ohr. Ehe ich es wußte. hatte ich die Tür gcfchloffen. die kühle
Luft des Ganges fchlng mir entgegen. dann eilte ich die Treppe hinab.
haftiger als damals. da ich. im Zorn über Herbert Ludwig. zu mir
und meiner Einfamkeit geflüchtet war.
Zu Haufe empfing mich Ehriftiane. gefaßt und in Ruhe. Sie
nannte mir den Namen des Fräuleins. das mit mir gefprochen hatte.
als einer Freundin Beates. „Warft du nicht" ihre befte Freundin?“
fragte ich - ..Ja.“ erwiderte Ehriftiane. - Uberrafcht fah ich auf:
..Und du haft nichts gewußt - von alledem nichts gewußt? Nicht
einmal geahnt haft dn es?“ „Doch“ gab Ehriftiaue zurück. ..Ich
habe es gewußt: friiher als alle.“ ..Und du haft es mir verfchwiegen!“
braufte ich anf, - ..Ich liebte dich ja auch!“ wandte fie ein. meinen
Blick mit dem ihren empfangend. der ftill. groß und traurig war. -
Ich liebte dich ja auch: es fchnitt mir ins Herz. Was mir einft
- kühlfter und duftigfter Hauch - in unbefchreiblich auflöfenden
Gefühlen wohlgetan hatte. -: Schmerz war es. ftechender Schmerz.
Und wie ich einige Schritte in wehen Gefühlen zurücktrat. fchien es
mir. als hätte fich eine Kluft zwifchen uns aufgetan. die nichts aus-

zufüllen vermoht hättte. - „Haft du fie denn fo lieb gehabt?“ kam
Chriftianes Stimme heriiber, - Ta erinnerte ih mich was mir diefe
Stimme gewefen war„ wieviel Glück und Sehnfuht mit ihr mitgeklungeu
hatte„ lind ein heißes Gefühl jibermannte mih„ daß mein Herz hin-
zuftrömen begann und verwirrend ftammclte. Zh ftreckte die Hände
nach Chriftiane aus„ aber die ihren kamen niir niht entgegen. Sie
wandte fih ab und fprah unwillig: „Jh will Antworh Clemens!“
- „Neim ih habe niemanden lieb gehabt.“ - „Auh mih nicht?“
- „Außer din“ entgegnete ih im Bewußtfeim Unwahres gefagt zu
haben. - Chriftiane kehrte fih mir wieder zu: „Und wie meinft den
daß es weiter fein wird? Soll diefer Tod unfer Leben ewig iiber-
fchatten? Haben wir niht die Vfllihh ihn jeßt„ da er zwifhen uns
fteht„ gemeinfam niederzuringen? Was follen wir mit ihm zwifhen
uns? Wozu haben wir uns gefunden?- Damit uns das erfte Shickfah
das uns tlifft„ wieder fheidet? Clemens - Clemens! Jh muß dich
wohl noh (angelehrem ftark zu werden.“ - „Chriftiane„“ fagte ih
zitternd„ „oergib mir alles. Aber ih glaube„ ih kann niht mehr
fröhlih fein„“ und ih brah wie ein Kind in Schluchzen aus. Da
kam fie„ umfhlang mih und kiißte mir die Tränen von den Wangen.

Fortfeßnng im nächften Heft,

Dr. med. et phil. Georg Vufchan:

Das Haarkleid des Menfchen

Die Länge des menfchlichen Haars ift fehr oerfehieden. variiert zwlfchen 0.6 und 1.5 mm. Seine Dicke fchwankt zwifchen 0.07 nnd 0.17 nun. Die dickften Haare find die fchwarzen. eine mittlere Dicke weifen die braunen auf. am dünnften find die blonden. Außerdem wechfelt die Dicke des Haars bei derfelben Verfon je nach der Körper-gegend. Die Scham- und Barthaare. auch die Achfel- und Nafenhaare find ftärker als die Kopfhaare. Unter diefen finden fich wieder die dickften Exemplare am Smeitelz etwas dünner find fchon die Haare in der Schleifengegend und an der Stirne. die dünnften weift die untere Partie des Hinterhanptes auf. Das Kopfhaar des Weibes ift im allgemeinen etwas ftärker als das des Mannes.

Die Gefamtzahl der Haare auf der behaarten Kopfhaut beträgt ea. 80 000. am übrigen Körper 20 000. Am dichteften ftehn die Haare auf dem Scheitel (181 auf 1 gern). es folgen dann in abfteigender Reihen-folge das Borderhaupt (132). das Hinterhanpt (123). das Kinn (23) der Schamberg (20). die untere Partie des Vorderarmes (13). der Rücken des 5. Mittelhaudknochens (11) und die Vorderfläche des Oberfchenkels (8). Auch nam den Naffen wechfelt die Dichtigkeit der Haare, Bei den Mongolen ift fie fehr gering. desgleichen bei den Salomouieru. groß da-gegen bei Europäern und auch bei Negern,

Die Leb e n s d a uer der Kopfhaare beträgt ungefähr 2- 4 Jahre. Ihre Zunahme an Länge macht für den Tag 0.2-0.3 man aus und entfpricht einem Gewichte von 0.2 g, Die Barthaare wachfen fchneller. innerhalb 24 Stunden um 0.4 mm. Am Tage nehmen die Haare etwas

Diefe intereffanteu Ausführungen entnehmen wir mit Erlaubnis des Verlags Strecker sc Schröder in Stuttgart dem foeben als Band 2 der Samm-lung ..Natnrwiffenfchaftliche Wegweifer“ erfcheineuden Buche ..Menfchen-kunde“. Wir können diefes Buch. wie die ganze Sammlung ..Natrirwiffenfchaft-liche Wegweifer“ warm empfehlen; in keiner Hausbibliothekfollte es fehlen. D. Red.

fchneller als in der Nacht an Wachstum zu. Am günftigften für den Haarwuchs find die Frühlings- nnd Sommermonate. am ungünftigften die-Herbft- und Wintermonate.
Nur für eine ganz kurze Zeit während des embryonalen Lebens weift der menfchliche Körper eine nackte. völlig haarlofe- amphibienähnliche Haut auf. Etwa vom 100. Tage nach der Befruchtung beginnen die erften Härchen über den Augen nnd bald darauf auch an der Stirn und Ober-lippe hervorzufproffen. Es find dies die fogenannten Wollhärchen. die entweder in Einzelftellung oder in charakteriftifchen Gruppen zu 2 oder 3 aus der Haut hervorbrechen und bald die ganze Körperoberfläche (ausge-nommen Hand- und Fußfläche. Lippenrot und die öußerften Teile der Genitalien) bedecken. Es ift ein weicher. zuerft hellerer (filberweißer). fpäter dunklerer Flaum. der ähnlich wie bei den mit Pelz ausgeftatteten Tieren in befilmmter Richtung verlaufende fpiralige Kreife bildet. Diefe find gefeßmäßig angeordnet zu (vorwiegend divergierenden) Haarftrömen. die von fogenannten Haarwirbeln ausftrömen und auf der Haut beftimmte.. nm die einzelnen Wirbel angeordnete Bezirke bilden. die Haarfluren.
Die erften Wollhärchen beginnen bereits nach kurzer Zeit wieder fich ab-zuftoßen und neuen Häkchen Plaß zu machenp die allmählich in das Kinder-haarkleid übergehn. Diefesl das im allgemeinen feinen Wollhaarcharakter bewahrt und nach und nach das primäre Wollhaar verdrängt- bleibt im wefentlichen das ganze Leben hindurch erhalten. Das Dauerhaarkleid des Menfchen beginnt wie das Wollhaarkleid in Einzelftellung durch die Haut zu brechen; nur Wimpern und Augenbrauen behalten diefe Stellung bei. hingegen geht das Kopfhaar fchnell zur Gruppenbildung von 2-»5 Haaren über. - Kurz vor der Erlangung der Gefchlechtsreife (bei der weißen Naffe ungefähr im 12. Jahre) erreicht das Kinderhaarkleid feine höchfte Entwicklung; es überfät als farblofer kurzer Flaum zu diefer .Zeit die ganze Körperoberfläche. Nach Eintritt der Pubertät fproffen fodann bei beiden Gefchlechtern an der untern Partie des Bauches fowie in den Achfelhöhlem beim männlichen bald darauf auch noch an der Oberlippe. am Kinn und der Backe Haare ftärkern Kalibers. die T e r min a l h a a r e, hervor. Während von nun an das Kinderhaarkleid an Terrain ftändig verliert. nimmt das Terminalhaarkleid an folchem mehr und mehr zu. und dies in höherm Maße beim männlichen als beim weiblichen Ge-fchlechte. bei dem troß vereinzelter Terminalhaarbildung im höhern Alter an verfchiedenen Körperteilen (z. B. Borften im Geficht) das Kinderhaar-kleid im allgemeinen bewahrt bleibt. Das Terminalhaar ift durch die

Vergrößerung aller feiner Dimeafiionen. durch das Auftreten eines fein Inneres durchziehenden Markznlinders. durch eine ftärkere Pigmentierung, durch eine weit längere Lebensdauer. durch ein relatives Zurücktreten der Schuppengröße fowie durch eine größere Variationsbreite gegenüber dem Wollhaar gekennzeichnet. Jedoch laffen fich alle möglichen Übergänge vom Wollhaar wie vom Kinderhaar zum Terminalhaar beobachten. Beim Manne nimmt das Terminalhaar. wie erwähnt. mehr oder weniger die anze Körperoberfläche ein. Dementfprechend zeichnen fich beim Erwachfenen einige Körperftellen (abgefehn vom Kopfe. dem Gefichte. den Achfelhöhlen und dcr Schamgegend) durch ftärkern Haarreichtum aus. Es find diefes der Rücken. fowie die Bruft und der Bauch. Sowohl an der Vorder-. wie auch an der Nückenfeite des Körpers verläuft in der Mittellinie ein dunkler Haarfaum. der fich auf der Bruft nicht fetten zu einer großen be- haarten Fläche ansbreitet. Daneben fallen aber auch die ftärkern und dunklern .Haare an den Gliedmaßen und befonders auf der Rückenfeite der Finger auf. - Das weibliche Gefehlecht neigt viel weniger zu ftarker Behaarung. Der Flaum pflegt hier mehr die Ausbreitung und Stärke des kindlichen Organismus zu bewahren. Gelegentlich aber macht fich auch beim Weihe. befonders bei Südländerinnen. wie iiberhaupt bei briinetten Frauen. in fpätern Jahren ein Auswachfen der Flaumhaare iiber der Oberlippe zu einem Bärtcheu bemerkbar. Unter Umftäudeu kommt es auch bei folchen Frauen zu einem ganz ftattlichen Barte. der dann allerdings ins Bereich des Abnormen gehört. Man bezeichnet diefe Erfcheinung. wie alle übermäßige Entwicklung des Haarwuchfes am menfch- lichen Körper. als Hhpertrichofis.

Über die Hypertrich ofis. die ein anthropologifches Intereffe beanfprucht. verdanken wir M. Bartels eingehende Studien. Zunächft muß man bei abnormer Behaarung einen Unterfchied machen. ob fie auf einer veränderten oder unveränderten Hautftelle entftandcn ift. Im erften Falle erfcheinen die betreffenden Hautftellen. auf denen die Haare fihen. dann verfärbt oder abnorm verdickt oder auch beides zugleich. Außerdem find die auf ihnen wachfenden Haare für gewöhnlich hhpertrophifch. d. h. jedes Haar ift dicker als die iibrigen. fonft am Körper der betreffenden Perfon vorkommenden. Die bekannteften Haaranomalien find die behaarten Muttermäler. länglich-ovale oder rundliche Hautpartien. die etwas oerdickt und gewöhnlich auch dunkelbraun oder fchwarz gefärbt erfcheinen und mit dunkeln Haaren bedeckt find. Es zählen hiezu auch die behaarten Warzen.

deren Haare den Spürhaaren der Tiere gleichen. - Alle übrigen Fälle
von abnormem Haarwuchs faßt Bartels unter der Bezeichnung Hypertrichofis.
d. h. übermäßiges Haarwachstnm. zufammen und nnterfcheidet drei Arten:
die abnorme Behaarung beim falfchen Gefchlecht (Heterogonie). die abnorme
Behaarung zur falfchen Zeit und die abnorme Behaarung am falfchen Ort.
Im erfteu Falle (Heterogenie) alfa zeigt das weibliche Gefchlecht
Haar-wuchs an Stellen. an denen er fiir das männliche Gefchlecht die Regel
bildet. Wie wir oben fahn. befchränkt fich beim Weide die Ausbreitung
der Haare auf das Haupt. die Schamgegend und die Achfelhöhlen. dagegen
greift fie beim Manne. wenn wir von der Gefichtsbehaarnng abfehn. auf
die vordere Brnftfeite. den Rücken und die Extremitäten über. Tritt nun
an einer folchen. für das männliche Gefchlecht thpifchen Stelle beim Weihe
Behaarnng auf. dann fpricht man von Heterogonie des Haarwnchfes.
Hierhin rechnet in erfter Linie der ..Weiberbart“. Ich meine damit
nicht die wenigen Flaumhaare. die wir bei ältern brünetten Frauen über
der Oberlippe antreffen und von denen fchon oben die Rede war. fondern
die ftärkeru Grade der Vehaartheit. die der beim Manne gleichen. Zu-
meift findet fich die Oberlippe von einem kräftigen Schnurrbarte bedeckt;
fchon feltener gefellt fich ein Backenbart hinzu. Es pflegen dann aber die
mehr nach hinten gelegenen Gefichtspartien (dicht vor dem Ohre) nicht in
Mitleidenfchaft gezogen zn werden. im Gegenfah zu dem Backeubarte des
Mannes, Bartels hat noch darauf hingewiefen. daß die Ausbreitung
folchen Weiberbartes den Ausbreitungsbezirk gewiffer Muskel innezuhalten
pflegt. vor allem das des großen Kaumnskels. - Neben der Vehaarung
im Geficht kommt es beim Weihe gelegentlich auch zu einer folchen in der
Mittellinie des Bauches. Bekanntlich befteht zwifchen Mann und Weib
in der Bauchbehaarung ein deutlicher Unterfchied. Während beim
Weib Brufi und Bauch von Haaren vollftändig frei find und die Be-
haarung des Unterleibes nur bis an die untere Bauchgrenze heranfreicht.
wo fie *mit einer leicht konvex nach unten gebogenen Linie abfeßt. find beim
Mann Bruft und Bauch meiftens mit einer ftärkern Behaarung ausge-
ftattet. die in der Mittellinie herabfteigt und fich mit der Schambehaaruug
vereinigt. Zeigt fich beim Weibe dasfelbe Verhalten. dann handelt es
fich ebenfalls um die Erfcheinung der Heterogonie des abnormen Haarwuchfes.
Entwickeln fich bei Kindern vor der Pubertät fchon Haare an Stellen.
wo fie erft fpäter fonft einzutreten pflegen. alfo vor allem in
der Schamgegend. dann fpricht man von Heterochro nie der Be-
haarung. Es find verfchiedene Fälle bekannt geworden. daß Kinder, zumeift

folche weiblichen Gefchlechts. bereits mit Schamhaaren und mit gut ent-
wickelten Brüften ausgefiattet auf die Welt kamen oder beides fchon im
erften Lebensjahre bekamen.
Die dritte Gruppe von abnormem Haarwachstum. die Heterotrophie.
umfaßt alle Fälle von kräftigem Haarwuchs am falfchen Orte. d. h. an
Körperftellen. wo unter normalen Verhältniffen zu keiner Zeit und bei
keinem Gefchlechte Haare zu fproffen pflegen. Bartels unterfcheidet hier
wiederum drei Unterabteilungen: zunächft das Auftreten von Haaren an
irgendeiner Stelle des Körpers. an der zu der Zeit ein Reiz-
zuftand in der Haut nachweisbar beftanden hat. und zwar entweder fchon
vor der Geburt oder erft nachher. Hier kommen als Urfachen
Momente irritaiiver Behandlung. wie die Anwendung von Blafenpflafteru
(Ofiander) oder grauer Salbe (M. Kohn). auch beftändiger lokaler iiber-
mcißiger Druck (Güterbock) in Betracht. Jedoch find folche Fülle fehr
felten. Viel häufiger begegnet man der zweiten Form der Hypertrichofis.
dem Auftreten von Haaren an falfcher Stelle ohne irgendeinen fichtbaren
Grund. Bei der Analyfe diefer Fälle hat man feine Zuflucht zu der Er-
klärung genommen. daß diefe Art der Behaarung einen Rückfchlag auf
tierifche Vorfahren des Menfchen. alfa einen Atavismus. bedeute. Das
Auftreten diefer abnormenBehaarnng kann fich entweder auf einen Teil der
Körpervberfläche befchränken oder fich über den ganzen Körper aus-
dehnen. Jm erften Falle fproffen an irgendeiner Stelle des Körpers.
zumeift von der Mittellinie ausgehend. Haare hervor. die eine befchränkte
Hautftelle. ähnlich wie beim behaarten Muttermal einnehmen. von diefem
fich aber dadurch unterfcheiden. daß einmal die betreffende Hautoberfläche
fich abfolut nicht von ihrer Umgebung unterfcheidet und daß die Haare von
zarter. weicher Befchaffenheit find. Außerdem pflegen diefe behaarten
Stellen ftets bilateral fhmmetrifch zu beiden Seiten des Körpers zu fißen.
Bei der univerfellen Hypertrichofis ift. wie der Name be-
fagt. die ganze Oberfläche mit Haaren bedeckt. Rumpf und Extremitäten
erfcheinen ebenfo wie das Geficht vollftändig behaart. aber im Gegenfaß
zu der Heterogenie greift diefe Behaarung im Gefichte vorn über die
Wangen hinaus zur Nafe und nach hinten zu bis über die Ohren und
fteigt vom Kopf über die Stirn tief ins Geficht herab. fo daß eigentlich
nur Nafe und Lippen hervorfchaun. Die damit behafteten Verfonen
machen den Eindruck eines Löwenciffchens oder. noch beffer gefagt. eines
Affenpinfchers nnd werden daher vom Volke treffend als „Hundemenflhen“
bezeichnet. Bemerkenswert ift außerdem an ihnen noch. daß die außerge-

wöhnlih reihe Behaarung reht häufig mit einem Defekt in der Zahn-
bildung einhergeht. Außerdem ift oft genug erbliche Übertraguug der
Anomalie (bis zu drei Generationen) beobahtet worden. Allerdings können
neben übermäßig behaarten Kindern auh folhe mit normalem Haarwuhs
von Eltern mit Hypertrihofis geboren werden„ die aber fämtlih„ foweit
fich herausgeftellt hat) frühzeitig wegftarben.
Der ältefte aus der Literatur bekannt gewordene Fall von univerfeller
Hypertrihofis ftammt von Joh, Cäfar Skaliger aus dem Jahre 1557;
der von ihm erwähnte „behaarte Knabe“ kehrt„ wie Bartels wahrfheinlih
gemacht hat. in den Veröffentlihungen fpäterer Beobahter noh öfter
wieder„ fo in der zweitältefteu Erwähnung von Felix Vlater aus dem
Jahre 1583; es muß alfo diefer Fall eine bemerkenswerte Erfheinung der
damaligen Zeit gewefen fein. Es gehören ferner zu der Gruppe der
Hundemenfhen von bekanntem Fällen die birmanifhe Hundemenfhen-
familie (Shwe-Maong aus Lao mit feiner gleihfalls ftark behaarten Tohter
Maphoon und deren ebenfo mit Hypertrihofis behafteten Sohne)„ ferner
die haarige Familie (Vater und zwei Söhne) im Shloß Ambras in Tiroh
wofelbft ihr Gruppenbild hängt„ die ruffifhen Haarmenfhen aus Koftroma
(Andrian Jeftihjew mit feinem Sohne Fedor und einer Tohter)„ fhließ-
lih die berühmte Julia Vaftrana aus Mexiko mit ihrem ebenfalls am
ganzen Körper behaarten Sohne.
Neben übermäßiger Entwicklung des Haarkleides trifft man ganz ver-
einzelt auh das gerade Gegenteil an. vollftändiges Fehlen. Ich
habe dabei niht die zahlreihen durch Ausfall des Haares bedingten Fälle
im Sinne, fondern jene„ bei denen bereits zur Zeit der Geburt ein Haar-
mangel bei vollftändigem Fehlen jeglicher andern Hauterkrankung fich zeigte
und ein Wiederwahfen der Haare während des ganzen Lebens niht ein-
trat. Sogar familiär ift diefe Erfheinung beobahtet worden. Jüngft hat
Th. Bär einen folhen thpifhen Fall veröffentlicht: vier Kinder„ deren
Eltern normal behaart waren. Ein Sohn wurde vollftändig haarlos ge-
boren und bekam während des ganzen Lebens keine Haare mehr, mit Aus-
nahme der Augenbrauen und Augenlider; drei Shweftern brachten zwar
reichliches und zum Teil reht langes Haar mit auf die Welt. verloren es
aber wieder nah kurzer Zeit und blieben fortan ebenfalls vollftändig haar-
los. Es handelte fih in der vorliegenden Beobahtung um eine Störung
des fötalen Haarwehfels.
Man hat früher angenommen, daß der Querfhnttt des
Haupthaares als Raffenunterfheidungsmerkmal wihtig fei.

Primer-Bet) glaubte herausgefunden zu haben. daß für jede Raffe ein be-
ftimmter Ouerfchnitt thpifch wäre. nnd Fr. Müller begründete auf diefem
Merkmal feine Einteilung des Menfchengefchlechtes. Indeffen haben die
neuern Forfchungen von Götte. Fritfch. Waldenrer und Bölz gezeigt. daß
es folche Konftanz in der Ouerfchnittform der Kopfhaare der verfchiedenen
Raffen nicht gibt.
Auch die Form des Haarwuchfes befißt bei weitem nicht den Wert
für die Raffeneinteilung. wie man ihn ihr urfprünglich beigelegt hat,
Schon der alte Linus erkannte den Unterfchied zwifchen dem blonden
ockigen Haare des Europäers. dem fchwarzen ftraffen des Afiaten und
Indianers und dem wolligen des Negers.
Das Kopfhaar tritt uns in vier charakteriftifchen Formen entgegen:
als fchlichtes. welliges. (ockiges und kraufes Haar, Das f chlichte oder
ftraffe Haupthaar ift dadurch gekennzeichnet. daß es in feiner ganzen Länge
glatt erfcheint. Es ift gleichzeitig das längfte aller Varietäten. da es bis
zu 2 Meter auswachfen kann. Bei gewiffen Raffen mit fchlichtem Haar
hat das Haar des Mannes die gleiche Länge wie die des Weibes. Das
fchlichte Haar kann bald weicher und feiner. daher leicht gewellt. bald
gröber fein. Die erfte Spielort befißen die Torku-Tataren. Finnen. Ainos.
Nagas. Dajak und andre indonefifche Stämme. die zweite die Mongolen
und (mit einigen Ausnahmen) die amerikanifchen Raffen. Der Querfchnitt
des ftraffen Haars ift zumeift rund. Das wellige Haar befmreibt in
feinem Verlauf eine lange Kurve. eine wellenförmige Krümmung oder
eine unvollftändige Spirale. Man trifft es bei den weißen Naffen Europas.
Afrikas und Afiens an. Sein Ouerfchnitt ift elliptifch. aber in geringerm
Grad als beim welligen Haar. -- Das lockige Haar ift zur Spirale
gedreht. bildet fomit unvollftändige und gleichzeitig ziemlich große Ringe
(von 1 ein nnd mehr Durchmeffer). Das weibliche Gefchlecht unterfcheidet
fich hier in der Länge feines Hanpthaares nicht von dem männlichen.
Lockigem Haare begegnen wir bei den Auftralicrn. Drawidas. Nubiern.
Bedjas. Fulbes nfw. -- Das Kraushaar ift ebenfalls durch (gut gerollte)
fpiralige Windungen gekennzeichnet. aber durch folche von außerordentlicher
Enge (1-9 mm). die fich nicht aneinanderfchließen. fo daß dadurch kleine
Flocken oder Ballen von Filz entftehn. zwifchen denen die na>te Kopfhaut
zum Vorfchein kommt. Kraushaarig find die meiften Neger. die Bufch-
männer und die Melanefier. Bei beiden Gefchlechtern befteht in
der Länge des kraufen Haars kein Unterfchied. Man bezeichnet diefe
Haarform auch als Wollhaar. indeffen ift diefer Ausdruck unzutreffend.

A. B Ã¶ ck l in'
1 Landfchaft
- - (Knuftansftellung Baden-Baden)

"ko
.
*..-
...-
.
..
..'.
"..
.
,F
.
.'
'
...
. .
c..
0.'.
.'
'

denn das Wollhaar des Schafes feßt fich aus büfchelförmigen Strähnen
ganz gleichartig nebeneinander geftellter und verlaufender. fehr feiner Haare
zufammen. die wellenförmig in einer einzigen gekrümmten Ebene liegen. Man
erfeßt daher die Bezeichnuug beffer durch Kraushaar oder (nach Virchow)
durch ..Spiralgelockte". Ebenfowenig ift der Ausdruck ..Büfchelhaarige'i
richtig. Denn wie Waldi-her und Fritfch gezeigt haben. kommen Haar-
büfchel nicht nur bei den fchlichthaarigen Raffen vor. fondern auch beim
Haar des Europäers. Das Charakteriftifche des Kraushaares befteht vieb-
mehr in feiner fog, ..Bfefferkortiforin": die Haare bilden kleine ftarkoerfilzte
Ballen. die zwifchen fich die Kopfhaut durchfchimmern laffen. wodurch der
ganze Kopf das Ausfchn erhiilt. als ob er mit Bfefferkörnern befät wäre.
Für das Zuftandekommen der Bildung hat Unna in weiterm Verfolg der
Unterfuchungen von Fritfch über die Gruppenbildung der Haare eine Er-
klärung verfucht. Beim Europäer. wie auch beim Neger. bilden die Haare
Reihen; während diefe aber bei jenem regelmäßig. annähernd parallel ver-
laufen. find fie beim Neger vie(unregelmäßiger geftaltet. fie find hier ent-
weder ganz kurz (2-3 Gruppen) oder lang (8-12 Gruppen). außerdem
aber zum großen Teil gefchlängelt. befchreiben zuweilen größere oder kleinere
Kreisabfchnitte oder gehn am Ende in einen Halbkreis oder eine gewellte
Linie über. Infofern alfo die Richtung nicht beibehalten wird. erleidet die
Barallelität der Linien keine Einbuße,
Das menfchliche Haar weift alle nur denkbaren Abtönungen vom faft
weißen hellften Afchblond bis zu tiefftem Ebenholzfchwarz auf. Die Farbe
des Haares rührt von dem in ihm enthaltenen Pigment her. wird ihm
durch pigmenthaltige Zellen zugeführt. die es znnächft in die Bapille. auf
der das Haar auffißt. hiueintragen. von wo es in den Schaft auffteigt,
Je nach der Art der Anordnung und der Menge des Pigments erhiilt
das Haar feine hellere oder dunklere Farbe. An den hellen (blonden und
roten) Haaren erkennt man bei mikrofkopifcher Betrachtung in der Rinden-
fchicht des Schaftes vereinzelte Farbkörnchen. die in Linien parallel zur
Längsachfe gelagert find. an den dunklem dagegen mehr oder minder
dichte Anhäufungen von folchen; je dunkler die Haare find. umfo größere
Mengen Farbftoff enthalten fie. Das Ergraun der Haare beruht darauf.
daß der Farbftoff mehr und mehr verfchwindet (nach Metfchnikoff infolge
der Tätigkeit der Bigmentophagen) und an feine Stelle in den mark-
haltigen Kanal des Haarfchafis kleine Luftbläschen treten, Je ftärker
diefer mit Luft angefüllt ift. um fo weißer erfcheint das Haar. Denn
nach den phhfikalifänn Gefeßen erfcheinen die Körper weiß. welche

das auf fie fallende Tageslicht nicht durchlaffen. fondern nach allen Seiten
reflektieren. Die Luftbläschen aber tun dasfelbe. - Der Grund zum
frühzeitigen Ergrauen der Haare ift meift eine Erkrankung der die Kopfhaut
verforgenden Nerven. Gelegentlich ift diefe Erfcheinung ein Erbftüek in den
Familien. in den meiften Fällen indeffen auf Exzeffe allerlei Art zurück-
zuführen. nicht felten auf pfychifche Einflüffe deprimierender Natur. Es
find genügend Beifpiele dafiir verbürgi. daß heftige Gemütserfchütterung
das Hanpthaar plößlich erbleichen ließ. Ich erinnere an die unglüäliche
Königin Marie Antoinette. deren blondes Haar innerhalb weniger Stunden
ergraute. nachdem ihr die Nachricht überbracht worden war. daß fie in den
Tempel überführt werden follte. womit ihr Schickfal befiegelt war. Jn
ähnlicher Weifc ergraute der englifche Kanzler Thomas Morus nach Ver-
kündigung feines Todesurteils.

Abgefehn vom Ergraun. das in den fpätern Jahren einzufeßen
pflegt. ift die Haarfarbe während des ganzen Lebens
nicht konftant. Im Verlaufe der Entwicklung des Individuums
dunkelt die Farbe des Haars nach. Blond geht in Braun über. diefes
wieder in Schwarz. Nach Vfißners Unterfuchungen find faft alle Kinder
(in Weftdeutfchland) vor vollendetem 1. Lebensjahr blond. nur 8 0/0 der
männlichen und 18 0/o der weiblichen brünett; im Alter der endgültigen
Haarfarbe find es nur noch 20 0/0 der Männer und 13 o/0 der Weiber. Beim
männlichen Gefchlecht vollzieht fich die Umwandlung von hell zu dunkel häufiger
und viel fchneller als beim weiblichen. dafür aber fpielt fie fich bei diefem viel
gleichmäßiger ab. Nach dem 40.-50. Lebensjahre beginnt die Haarfarbe
durch Ergraun fich zu verändern.

Das rote H aar wird verfchiedentlich als eine Variation des
blonden aufgefaßt. indeffen ift diefe Anficht irrtümlich. Denn die
Häufigkeit der roten Haare geht keineswegs der Häufigkeit der blonden
Haare parallel. wie jüngft wiederum Bolk an dem Beifpiel Hollands
nachgewiefen hat. Außer in Zeeland ift der Vrezentfaß an Rothaarigen
in allen niederländifchen Provinzen faft genau gleich groß und fteht voll-
f'tändig ohne jegliche Abhängigkeit von der Häufigkeit der Blonden da. die
in der nördlichen Vrovinz doppelt fo groß ift wie in der füdlichen und
zwifchen beiden regelmäßig von Norden nach Süden abnimmt.

Dr. jut. Ernft E. Friedegg:

Juriftendeutfh

Unter allen Sprahverderbern find die Juriften die fhlimmften. Erft
nach ihnen kommen die Kaufleute. Das Kaufmannsdeutfh hat vor der
Sprahe der Juriften wenigftens den Vorzug der Knappheih und es bleibt
vor allem mehr in der Familie. Die Juriften dagegen ftehn auf allen
öffentlihen Voftem und man findet fie fogar„ wo man fie niht vermutet,
dort„ wo man fie entbehren könnte„ z, B. in den Minifterien als Berihterftatter
für - Kunft und Gefundheitspflege. Überall wo es Juriften gibt„ gibt es
aber auh Juriftendeutfh.
Laien halten die Sprahe der Juriften oft geradezu für die Erfindung
einer Kafte„ und niht felten hört man ernfthafte Männer mit guter Bildung
die Meinung vertreten, die Juriften hätten fich abfihtlih eine Sprahe
zurehtgelegß die gewöhnlihe Sterblihe nicht verftehn. um fo der mjZEra
plLbZ zu beweifem das die Jurifterei im allgemeinen und das Urteil eines
Richters im befondern keineswegs etwas ift„ worin jedermann feine Nafe
ftecken darf. An diefer Meinung ift gewiß etwas Wahl-,es wenn wir auh
niht in einem Kaftenftaat leben und wenn auh die Jurifterei ein Gefhäft ift„
das jedermann treiben kann. Zum mindeften bildet fih der Jurift auf
die ftattlihe Zahl der Vrüfungem die er beftanden hat„ etwas ein. Er
zeigt gar zu gerne niht nur fein Diploim fondern auh feine Bildung und
die Meiften von ihnen werden zu Gefangenen ihres Wiffens,
Unfre Gefeße find in einer fehr gewihtigen Sprache gefhriebem aber
die Gewihtigkeit der Gefeßesfprahe wird von den Juriften noh übertrieben.
Manher Jurift hat feine Gefeßeskenntniffe längft verfhwißß aber wie das
Gefeg die deutfhe Sprahe mißhandelß das hat er genau im Ohr behalten,
So find die Gerihtsentfheidungen und die Schriftfäße der Anwälte
in einem noch viel fhlehtern Deutfh gefhriebem als die Paragraphen der
Gefeßesausgaben. Shan die Ghmnafien tragen ein gut Teil Shuid daran.

daß der Iurift den Zufammenhang mit der lebendigen Sprache bald verliert.
Im Lehrplan unfrer Mitttelfchulen find die Stunden für den Unterricht
im Deutfchen gar zu karg bemeffen. und der Ghmnafiaft erliegt beim Studium
der lateinifchen Sprache dem erften Anfturm jenes Bildungsbewußtfeins.
Nun find die Kenntniffe im Latein längft durch das große Sieb Gehirn
gefallen. aber an dem Bau des deutfchen Saßes ift etwas davon hängen
geblieben. wie fich der lateinifche Klaffiker geräufpert und wie er gefpuckt
hat. Nun ift ein fchöner lateinifcher Saßbau noch lange nicht deutfch.
meift ift er fogar das grade Gegenteil davon,
Der Iurift hat fich vor allem fprachreinigenden Streben der legten
Jahrzehnte rein nnd unberührt zu erhalten gewußt. und felbft wenn jemand
die Riefenarbeit wagte. die deutfchen Gefeßbücher ins Deutfche zu überfeßen.
fo wäre damit höchftens für die kommenden Iuriftengenerationen etwas
getan. Wahrfcheinlich würde aber ein folches Beginnen zunächft nur zu
einer allgemeinen Sprachverwirrung unter den Inriften führen. Die tote
Sprache der Iuriften ift deshalb nur dadurch zu rauhem Leben zu er-
wecken. daß fich die Iuriften endlich dazu entfchließen. nur fo zu fchreihen.
wie fie mit ihrer Familie fprechen. Die Iuriften können *- das Ver-
trauen darf man zu ihnen immerhin haben - noch einfache Süße
f prechen. Ich glaube nicht ohneweiteres. daß fich ein Anwalt des
Morgens von feinem Söhnäjen mit den Worten verabfchiedet: ..Es ift
erforderlich. teurer Sohn. daß ich behufs Einfichtnahme in die Akten und
zum Zwecke der Einleitung gerichtlicher Schritte mich zum Landgericht
begebe. Bezüglich meines Verbleibens an Gerichtsftelle. beziehungsweife
meines Zurückkommens oon dort her. ift es dir geftattet. deiner Mutter
davon Mitteilung zu machen. daß ich ohne Nückfichtnahme auf die Stunde.
in welcher uns fonft die Gewohnheit. das Mittageffen einzunehmen. eigen-
tümlich ift. heute möglicher-. refpektive wahrfcheinlicherweife mit dem
gegnerifchen Anwalt zum Zwecke einer vergleichsweifen Übereinkunft in
Konfequenz des von mir während der ganzen Zeit der zu erwartenden
Vrozeßführung einzufchlagenden Verfahrens gegenüber meinem. beziehungs-
weife meinen Klienten in eingehende Beratungen von anfcheinend großer
Bedeutung einzutreten und zwecks Ausgleiwsabfchlnffes. was die ergangenen
Einwendungen betrifft. hinfichtlich der weitgehendften Konzeffionen für die
nachgefuchte Frift bezüglich der Einfendung der Klagebeantwortung um noch
weitere vierzehn Tage eine Verlängerung bewilligen zu wollen. durchaus
nicht fo abgeneigt bin. wie du. nach deinem erftaunten Gefichtsausdruck
zu fchließen. mir immerhin zu glauben fcheinft.“

Gewiß. fo wie diefer Sah von mir willkürlich gebildet wurde. fo
fprach noch nie ein Vater. der Iurift ift. zu feinem Sohn. Aber warum
fchreibt er folgende Säße nieder. die dem öfterreichifchen Patentblatt
vom Jahre 1903 (Seite 261 bis 262) entnommen find: ..Was zunächft
die nach dem vorliegenden Sachverhalte für die Entfcheidung in erfter
Linie belangreiche Frage betrifft. ob eine frühere als die im Erteilungs-
verfahren geltend gemachte und anerkannte Priorität auf Grund des oben
erwähnten Uebereinkommens zwifchen Oefterreich-Ungarn und dem Deutfchen
Reiche noch nach Erteilung des Patentes in Anfpruch genommen werden
könne und ob die Nichtigkeitsabteilnng hierüber zu einer Entfcheidung be-
rufen fei. fo war bei der Beantwortung diefer Frage von der Erwägung
auszugehen. daß im Nichtigkeitsverfahren alle für die Beurteilung der
geltendgemachten Nichtigkeitsgründe bedeutfamen Momente zu erheben und
die für die Entfcheidung maßgebenden Tatbeftände feftzuftellen find. und
daß fich daher die Nichtigkeitsabteilung dann mit der Unterfuchung und
Löfung der Prioritätsfragen in Anfehung der in Betracht kommenden
Patente zu befaffen hat. wenn von der Beantwortung derfelben die Prüfung
der Genehmigung des Anfechtungsantrages abhängt . . . Es ift ferner
hervorznheben. daß iin Falle des Vorhandenfeins der Vorausfeßungen für
die Wirkungen aus dem gedachten Uebereinkommen diefelben fps() fare
eintreten. der Prioritätszeitpnnkt alfo keineswegs durch die Entfcheidung
des Patentamtes erft gefchaffen wird. fondern diesfalls lediglich im Verfolg eines
fchon von vornherein gegebenen Tatbeftandes erfolgt. Selbft wenn man etwa
im Hinblick auf den fcheinbar für die gegenteilige Auffaffung. d. h. für
die Annahme einer Verpflichtung des Patentwerbers zur Geltendmachung
der Prioritätsbegünftigung bei der Patentanmeldung fprechenden Wortlaut
der Minifterialverordnung vom 8. November 1892 aus derfelben die Un-
möglichkeit einer fpäteren Geltendmachung ableiten wollte. müßte dem
mit dem Hinweis darauf begegnet werden. daß der Inhalt eines beide
Kontrahenten bindenden. in beiden Staaten mit Gefeßeskraft ausgeftatteten
Staatsvertrages durch eine bloß formelle Vorfchriften enthaltende Ver-
ordnung nicht befchränkt werden könne.“
Das find ficherlich Prachtpflanzen. aber die herrlichfte. lieblichfte Blume
des Iuriftendeutfchs bleibt doch der folgende Sah aus der ..Deutfchen
Richterzeitung“ vom 15. Iänner 1909. Er hat vor dem erften Sah des
foeben angeführten Urteils entfchieden den Vorzug der Kürze und vereinigt
dennoch in fich alle Unmöglichkeiten einer Sprache. die die Inriften ganz
ernfihaft für Deutfch halten. Hier ift er: ..Die Gerichte. die mit Laien-

fhöffen gebildet werden. und die Ausdehnung ihrer Zuftändigkeit. jedoch innerhalb der Grenzen. in denen das Beobachten. Beurteilen und Ermeffen verftändiger Laien nühen kann. und in einer Geftaltung des Gerichts. die diefen Grenzen Rechnung trägt. vermögen. foweit fie unter der Leitung eines intelligenten und gefhickten Richters ftehen. der die Mühe der ge-eigneten Belehrung und der niht bloß äußerlihen Heranziehung der Schöffen zur Urteilsfindung nicht fcheut. das Anfehen des Gerichts und das Vertrauen zu ihnen dadurch zu heben. daß weitere Kreife des Laien-tums mit den Schwierigkeiten der Rechtfprehung und mit der Arbeits-weife gewiffer Richter bekannt und fo belehrt werden. daß die Gerihte ihre Schuldigkeit tun und daß Rechtsfälle bei genauerer Erforfhung und Berückfichtigung aller. auh fcheinbar unbedeutender Umftände oft eine ganz andere Beurteilung finden müffen. als eine oberflächliche Kenntnis und eine ausfchließlihe Unterlegung der hervorftehendften Eigentümlichkeiten des Falles. mit denen das Publikum fich oft genug begnügt. an die Hand geben.“

Ift dergleichen überhaupt noch zu überbieten? Muß nicht die Phantafie jedes Karrikaturiften des Juriftendeutfchs vor einem folchen Saßungetüm erlahmen? Und ift. es einem Nichtjuriften überhaupt möglih. diefe vollendete Meifterfhaft in der Sprachverhunzung jemals zu erreichen? In der Tat -- nur einem Juriften gab der Herr die Worte. fo zu fhreiben. und das ift ganz allein ehtes. unverfälfhtes Juriftendeutfch. Von einem Charakter diefer merkwürdigen Sprache darf man nur dann reden. wenn fih ein Charakter aus An omalien zufammenfeßt.

Welhe Sprahfünden macht der Jurift nicht?

Er fehl einen Artikel dort. wo er ihn weglaffen müßte. Er läßt ihn weg. wo er ihn fehen müßte. Er gebrauht ein Hauptwort. wo er ein Zeitwort gebrauchen follte. Mit unheimliher Siherheit benußt er eine fubftantivifche Wendung. wo er fih verbal auszudrücken hat. Gilt es. ein kurzes Vorwort zu fchreiben. erzeugt er fih aus einem Hauptwort und einem andern Vorwort ein niegefhautes Ungeheuer. Daß es zwifchen einem Eigenfhaftswort und einem Umftandswort zuweilen einen kleinen Unterfhied gibt. bemerkt er in feiner klaffifchen Bildung gar niht. Ein Buch mit fieben Siegeln bleibt ihm. daß man fiir „anläßlich‟ immer „bei‟. für ,.beziehungsweife“ immer „oder“ fagen kann. daß ein Richter ..als folher“ ein ganz gewöhnlicher Richter ift. daß ..ein Dritter“. von dem er immer fabelt. niemals ..ein Dritter“. fondern meift ..ein Zweiter“ oder „irgend ein Andrer“ ift,

Juriftendeutfch
Wenn der Jurift knapp fein will. wird er unverftändlich. Will er
aber im Ausdruck Kraft zeigen. dann wird er höchftens fchwulftig. und
hat er den Wunfch. ganz befonders präzife und ein unerhört gefchickter
Stilift zu fein. dann baut er Säße wie die früher zitierten. Hat man
fie dreimal gelefen. dann verfteht man fie noch immer nicht. Wenn man
fich aber die Mühe nimmt. fie zu analhfieren. dann kommt man allmählich
dahinter. daß 15 Worte mehr fageu und etwas genauer fageu können
als 150. In den Gefeßen findet man alle Verftöße gegen die deutfche
Sprache. die überhaupt möglich find. in der Judikatnrfammlung aber die
unmöglichften Ungeheuer - Schlangen mit hundert Füßen. Hunde mit
zehn Köpfen. Kaßen mit fünf Schwänzen. Pferde mit acht Beinen. Löwen
mit vollen Mähnen ohne irgend ein Haar. und was fich fonft bei Barnum
fehn laffen kann,
Blind. taub. ftumm. lahm und außerdem tot ift das Juriftendeutfch.
Unglücklicherweife oft all das zugleich. Wenn man es fezieren will. um
feine völlige Blindheit zu zeigen. ach! da ergibt fich. daß man zunächft
das Wefen der Taubheit lehren muß.
Diehterfpruch
Traum und Tag. an Euern tiefen Gnaden
Trug die Seele felig überladen.
Ohne Dank nahm fie und nahm , . und trug
Glück der Welt . , und war ihr nie genug,
Doch was fie nicht leben konnte. ward
Ihr in Sehnfucht Kraft und Werk und Leben.
Welt fie felber. gnadenvoll an Glück.
Hat fie es dem Glück der Welt der Welt gegeben.
'Toben UafießMez-r

Auguft Strindberg:
Gefundbeten

Es gab vor einigen Jahren in Frankfurt am Main einen Wunder-
täter. der Kranke durch Auflegen der Hände heilte. ganz wie l)r. Charcot
in Paris und die Lehrer am ghmnaftifchen Jnftitut, Doch der Wunder-
doktor hatte die Gewohnheit. während des Aktes Gebete zu fprechen.-
was 1)r. Eharcot nicht tun foll. Da der Mann ungebildet war und
keine Erklärung für feine heilende Tätigkeit finden konnte. fchrieb er
es ganz befcheiden einer höhern Macht als feiner zu.

Als der arme Mann die Aufmerkfamkeit eines hochfteheuden Stech-
lings auf fich lenkte und mit deffen Kur Ehre einlegte. wurde es bald
ins liberale Programm aufgenommen. den Wundertäter zu hccheln.
Es erhob fich ein Sturm gegen ihn. und jeder Freifinnige fah es als
feine Pflicht gegen fich felbft und feine Auftraggeber an. mindeftens
einmal in der Woche auf den Wunderdoktor loszuziehn. der nun zum
Scharlatan gemacht wurde. Die Arzte. die die Methode unwiffenfchaft-
lich und gefährlich fiir den allgemeinen Gefundheitszuftand fanden.
fchoffen natürlich mit dem groben Gefchiiß; und jeder Gebildete mußte
unter der erdrückenden Macht der Mehrheit ein Schimpfwort zur Hand
haben. um dem Verdacht zu entgehn. Anhänger des Wundertüters zu

Kein Dichter hat fo viele verfchiedene Sinrm- und Drangperioden durch-
gemacht. keiner fich fo oft entwickelt wie Strindberg: er ift naiv. er ift zunifcb
gewefen. er war Theift und Atheift. war Phantaft und Realift. war Berehrer und
Haffcr des Weibes, Strindberg hat fich fo oft gewandelt. hat fich feiner eigenen
Perföulichkeit oft fo fehr entfremdet. daß er fiah zuweilen felbft nicht mehr erkennen
wollte. Etwa vor einem Vierteljahrhundert hat er am Ende eines Entwicklungsftadiums
eine Art Memoiren niedergefchrieben. die damals nicht erfchienen find. und die nun
Emil Sch erin g. als Dokument zu den Akten Strindberg. bei Georg Müller
in Miinchen nnter dem Titel ..Die Entwicklung einer Seele“ heransgibt. Eine
der intereffanteften Stellen aus dem überfchäumenden Werk bringen wir hier mit
Erlaubnis des Verlages. D. Red.

fein. Die Tatfahe blieb indeffen beftehn: der Mann heilte gewiffe
Krankheitem befonders Nervenleiden durh Händeauflegen (und Gebet).
Jh hatte den Mann nie gefehm hörte das Gefhrei und hütete
mih„ einen Zweifel gegen die wütende öffentlihc Meinung zu erheben.
der lnih und meine Familie ins Unglück ftürzen konnte. Doch auh
das Shweigen war gefährlih„ denn Jnquifitoren gingen überall um-
her und lafen im Shweigen der Menfhen eine geheime Anhängerfhaft.
Jh wllrde bald verdächtig nnd da ih Arzt war„ mußte ih mih gegen
den „Sharlatan“ ausfprehem obwohl ih weder ihn noh fein Ver-
fahren gefehlt hatte.
Uber das Händeauflegen hatte ih eine Anfihh da ich durh
Streihen Kopffhmerz zu heilen pflegte; was das Gebet für eine Macht
dabei hat„ darüber hatte ih mir keine Meinung gebildet. Denn ih war
Atheift. Zh verwarf diefe Maht auf Grund eines kategorifhen
Voftulats das mir befahl„ alles zu verwerfem was die Wiffenfhaft
auf ihrem gegenwärtigen Standpunkt verwirft; und ih hatte erft kürz-
lih einen Arzt in Vergeffenheit und Elend ftiirzell fehn, weil er„ nur
zur Unterfuhung die vierte Dimenfion angenommen. Doch ein Ereignis
das gleih darauf in meinem eignen Haus eintrat„ zwang mih gegen
meinen Willen und gegen lnein Jutereffe„ die Frage nah der Macht
des Gebets vorzunehmen.
Hier der Verlauf der Sahe:
Zh werde eines Nahts von meiner Frau geweckt„ die mit Ge-
bärden der Verzweiflung meldet„ meine fiebenjährige Tohter habe
Krämpfe bekomnlen. Nahdem ih lnir die Kleider übergeworfen habe„
gehe ih in die Kinderkammer.
In ihrem Betthen lag meine Tohter im Starrkrampf. Die Glieder
waren fteif„ die Daumen waren nah innen gewandt„ die Augen blut-
unterlaufen und ftier„ das Gefiht blau. Alle Zeichen gaben an die
Hand, daß es ein Anfall von nähtliher Fallfuht fei. Ich ging fofort
zum Medikamentenfhrank; nahm Bromkali ulld Belladonna und be-
ruhtgte meine Fran, es werde gleih vorüber fein.
Wenn ih auh felbft nur wenig Vertraun in die Mittel feßte)
jagte mir die Verzweiflung meiner Frau doh einen unerfhütterlihen
Glauben ein; und obwohl ih felbft fiirhtete„ das Liebfte„ was ih befaß,
zn verlieren„ wurde ih von einer unbefhreiblihen Ruhe ergriffem als
ih meiner Frau Ruhe einfprah, ganz wie der Beraufhte nühtern
wird„ wenn er einen andern beraufht fieht ulld ihn nühtern mahen

will. Ich maß die Dofen ab„ ohne mit der Hand zu zittern, und gab
fie dem Kinde mit voller Zuverfichh es wiederhergeftellt zu fehn.
Doch als die Wirkung ausblieb und der Anfall fich mit größerer
Kraft erneuerte und mein Weib mir zweifelnde Blicke zuwarf- fiel ich
zufammen. Hier war nur der Tod zu erwarten, denn das Kind fchien
mir keine Widerftandskraft zu befitzen.
Es war mirr als wäre man im Begriff, mir ein Glied abzu-
fchneidenf einen Teil meiner Seele zu exftirpieren. Machtlos, beftürzt
fühlte ich meine Kraft mit dem abnehmenden Leben des Kindes fchwindem
und ich feßte mich ratlos auf den StuhlF der neben dem Bette ftand.
Meine Fran war beim Bett auf den Boden gefunken und glich einer
toten Maffe.
Wir hatten den Griff losgelaffem und die Sache fchien ihren
eigenen Gang zu gehn, da kein Verfuch zu Widerftand gemacht wurde.
Vlößlich fehe ich- wie fich die Geftalt meiner Frau aufrichteh wie
fich ihre Hände zum Gebet falten; ihr Kopf beugt fich- und der Rücken
wird gerade. Ihre Lippen bewegen fich- nnd der kleine dünne Körper
fcheint fich mit Kraft zu füllenT die fchlaffen Muskel des Gefichts
frre-len fich- und die Augen bekommen Glanz,
- Tu etwas! befiehlt fie mir.
Und ich gehorche, wenn ich auch nicht weiße was ich tun foll.
Mafchinenmäßig nnd nur um zu gehorchen, lege ich eine Hand auf
die Stirn des Kindes die andre auf feine Bruft und bleibe fo fißen.
Während meine Frau noch immer in leifem Gebet verbleibt- erneuert
fich der Anfall unter meinen Händenf die gehoben werden-ohne Wider-
ftand leiften zu können- denn ich war vollftiindig machtlos.
- Bitt Goth daß er uns hilfh befiehlt meine Frau.
In diefem Augenblick fchwebte mir Kants Widerlegung der Kraft
des Gebets, Gottes Willen (in meiner Uebertragung: die Gefeße der
Natur) zu ändern von und ich betete natiirlich nicht.
Beim nächften Anfalh als wir glaubten- alles werde zu Ende
gehn- faßt meine Frau meinen Arm und ruft aus:
- Sie ftirbt! Bete fiir fie!
Zn diefem Augenblick hört alle bewußte Gedankenkraft bei mir
auf: ich vergeffe Kant und den Atheismus nnd unter dem Einfluß
eines ftiirkern Willens als meiner augenblicklich ift- beginnen meine
Lippen fich zu bewegen- und alte Worte- die ich feit fiinfundzwanzig
Jahren nicht wiederholt habe kommen hervor. Mit den Worten fteigen

alte Gedanken auf. mit den Gedanken wächft meine Stärke, Die Brnft. die zufammengefallen war. füllt fich mit Luft; das Rückgrat. das fich gebogen hatte. wird gerade; meine Arme fpannen fich. und ich fühle gleichfam einen Strom von neuer Kraft aus meinen Fingern aus-ftrahlen. Die Hoffnung wächft wieder. ein Optimismus bemächtigt fich meiner. und ich glaube. das Kind mit bloßen Händen heilen zu können. Sieh. wie einfach. will ich fagen. wie ich in einem oft wieder-kehrenden Traum zu fagen pflege. in dem ich die Kunft des Fliegens lehre.
Ob das. was folgt. in urfächlichem Zufammenhang mit dem Gebet fteht. kann ich nicht vor der Wiffenfchaft befchwören. aber folgendes trat ein: Solange ich betete (wenn ich es fo nennen kann). blieb das Kind ruhig; eine Weile aber. nachdem ich aufgehört. begannen die Paroxhsmen wieder. Und ich betete von neuem. ich glaube (Gott ver-zeihe mirl). ich fprach das Vaterunfer und den Segen fünfundzwanzig-mal. und ich hätte Buddha angerufen. wenn ich einen Vorteil darin gefehn hätte. Gegen Morgen fiel das Kind in Schlaf und war gerettet!
Was foll ich davon glauben? Meine Frau war überzeugt. daß Gott uns geholfen habe. doch darauf konnte ich nicht eingehn. Ich fchämte mich fehr. wie nach einem Scharlatanftreich. doch die Haupt-fache war erreicht. und meine Seele hatte keinen Schaden genommen. für die Zeit nicht. und hoffentlich auch nicht für die Ewigkeit.
Daß es meine Nervenftröme waren. die die des Kindes durch Kontakt und Leitung regelten. dafür hatte ich den unanfechtbaren Be-weis der Wiffenfchaft; bleibt nur übrig. zu erklären. wie das Gebet die Ströme wecken konnte. die fich anfangs paffiv verhielten.
Wenn ich meine religiöfe Entwicklung von der Kindheit an durch: gehe. glaube ich einige Spuren zu einer Erklärung finden zu können. die. wenn fie heute noch nicht zufriedenftellend ift. doch in der Zukunft fich vielleicht zu einer Theorie auswachfen kann. Meine älteften Er-innerungen führen mich zu einer Zeit beftändiger Furcht zurück. Mir war bange vor der Dunkelheit. vor dem Donner. vor meinen ftärkern Gefchwiftern. vor meinem Vater. Es fchien mir immer. als fchwebe ein großes Dunkel vor mir. das wahrfcheinlich nichts anders war als das Unbekannte im Leben und vielleicht die Zukunft felbft.
Der erfte Gott. das heißt Befchiißer. den ich kannte. war meine Mutter. In ihre Arme flüchtete ich mich. wenn diefe Panik vorm Dunkel mich überfiel. Sie tröftete mich. beruhigte mich. verband meine

Wunden. lehrte mih die Urfahen fiir alle diefe erfhreckenden Wirkungen.
die ih fah. Als ih aber etwas Veiftand bekam. lehrte fie mih zn
Gott beten. Es war abends. wenn ih mich niederlegte und das Licht
gelöfht werden follte. Sie lehrte mih. daß er iiber uns wahe. wenn
wir fchlafen. und daß er alle böfen Mächte bekämpfen könne. Doch -
hier fhob fie wieder den Gott der Furcht und des Opfers ein - er
befhiiße nur die. die artig und gchorfam gegen ihre Eltern feien. Das
leßte fprah mih weniger au und war unnötig. denn ih hatte vor
meinem Baier Furcht genug. um niht ungehorfam zu fein.
Seitdem betete ih ftets des Abends. und ih fhien von außen
eine ungeheure Ruhe zn holen. die ebenfo ftark war wie die. die meine
Mutter mir friiher gegeben hatte. Aber des Morgens. wenn es heller
Tag war. betete ih niht. wahtfheinlih weil ih niht mehr bange war.
Diefe Gewohnheit. zn beten. hing mir lange an. Zh betete. als
ih zur Shule ging. daß ih meine Aufgaben könne; ih betete auf dem
Heimweg. daß ih gutes Mittageffen bekomme. Und konnte ih meine
Aufgaben nicht und bekam ih fhlehtes Mittageffen. fo vergaß ih. zu
kontrollieren; oder ih war bereits ein folher Fatalift. daß ih glaubte.
es fei Gottes Wille. mih niht zu erhören; oder ih überfah den Miß-
erfolg. um mir nicht ein anderes Mal die Znverfiht. daß Gott mit
mir fei. zu rauhen.
Was war das? Die Fnrht ging fo weit. daß fie ..den Mut
des Feigen“ hervorrief. und damit. da keine Fluht möglih war. kam
die Befinnnng oder der Perftand hervor. Jh kam zu mir felbft. wie
es heißt. fammelte mih. faßte mih. und die Klugheit verjagte den
augenblicklichen Wahnfinn. der den Shreck hervorgerufen hatte.
Doh das erklärt nicht die letzte Erfheinung. und davon ift nun
die Rede. In meinen Gedanken von Gott hegte ih die Porftellung
von einem unendlich ftarken Mann. von dem ih durh das Gebet
Kraft entlehnte. Eigen war es auh. daß ich nie zu dem fhwahen.
gepeinigten Chrifius betete. niht einmal jeßt. als fein Bild am Altar
hing. Vermutlih hielt ih ihn fiir ebenfo hilflos wie mih felbft. und
durh Mitleiden war mir niht geholfen.
Nahdem ih bis zum fehsunddreißigften Jahr gelebt hatte. als
wäre ih überzeugt. daß ein Leben nah diefem mir wiedergeben wiirde.
.worauf ih in diefem verzihtet; durhdrungen von der falfhen Vor-
ftellnng. daß ih für die Menfhheit arbeite. fiir andre. während ich
fiir eine Partei ftrebte. befand ih mich mit Frau und zwei Kindern in

einer Krifis. die fo furchtbar war. daß ich nur den Tod vor uns fah.
Alle Quellen waren erfchöpft. jede Ausficht auf ein Wiedereintreten in
die Gefellfchaft und auf eine Stellung war zu Ende. und meine Kinder
hatten nur als Erbe einen verhaßten Namen. der ihnen den Weg ver-
fperren wiirde; daß fie mich bald beerben wiirden. glaubte ich zu
fühlen. denn meine Seelen- und Körperkräfte waren fehr herunterge-
kommen. Wie ich fo vorm Tode ftand. fühlte ich. daß es die Ber-
nichtung fei. die fich näherte.

Doch ich mußte einen größern Fonds an Kraft befeffen haben. als
ich geglaubt. denn jeßt erhob fich meine Widerftandsluft und. ftatt
Gott anzurufen. forderte ich den Tod zum Ringkampf heraus. Statt
wie friiher mich unfruchtbaren Grübeleien hinzugeben. blieb ich gleich
bei dem Refultat ftehn: wenn es einen Gott und ein Leben nach
diefem gibt. fo miiffen fie ignoriert werden. denn folange man feine
Hoffnung auf etwas nach dem Tod feßt. verfäumt man fein Leben.
fein einziges Leben vielleicht. Ich wurde Atheift aus Pflicht. aus
Notwendigkeit; damit hatte ich meine Schiffe verbrannt und mußte
hinaus aufs Land gehn. um zu ftreiten; einfam. ohne Freunde. ohne
Stöße,

Und mit einer Kraft. die ich friiher nicht gekannt hatte. anf mich
felbft angewiefeu. feße ich mich an den Schreibtifch und ftelle mein
Konto auf. Finde jetzt in der elften Stunde der Not. daß ich nicht
allein große materielle Mittel habe. die ich vollftändig vergeffen. fondern
auch ausftehende Forderungen. fertige Arbeiten. ja ungekündigtes Geld;
die Gefahr hatte ich mir alfo nur eingebildet unter dem Einfluß der
Nervenabfpannung. Bei näherer Unterfuchung entdecke ich. daß ich
viele und ftarke Freunde habe und daß die Zukunft fich in vollem Licht
zeigt. Darauf werfe ich mich fiir kurze Zeit auf das Studium der
Gegenwart. fuche die Stellung zu finden. in die Natur und Begabung
mich rufen; entdecke die Ströme. die mich tragen können. ftatt wie
friiher die Ströme leiten zu wollen. Und damit ift mein Fahrzeug
vom Schiffbruch gerettet.

. . . Alle Völker haben das Gebet gebraucht. mit oder ohne
Opfer. und haben es wirkfam gefunden. indem es den Mut und damit
die Kraft erhöhte. Seine Wirkung auf das Subjekt ift alfo eine
hiftorifche und wirkliche Tatfacbe. Doch je fchwächer und niedriger
das Individuum ift. defto ftärker ift es im Gebet. Sollte nun.
phhfiologifch genommen. das niedrigftehende Individuum. das meift

von der unbewußten Reflextätigkeit des Spinalfhftems gelenkt wird.
durch diefes Ausfichherausgehn fich nur zu der bewußten des Zerebral-
fhftems erheben; und Nachdenken. Ruhe und Selbftbeherrfchung die
Spukbilder der Furcht überwinden?
Ich träumte eines Nachts. ein Falke ließe fich auf meine linke
Hand nieder und fchliige die Hinterkrallen in die Innenfeite der Hand.
Als ich am Morgen erwachte. fühlte ich noch den Schmerz und fühlte
ihn weit bis in den Vormittag hinein. Hier gab es zwei Erklärungs-
gründe: entweder hatte ein Nagelim Bett oder eine Nadel in den Decken
mich geftochen und ich im Schlaf die Urfache gefucht. vielleicht mich
im Traum in einer Landfchaft befunden. Vögel gefehn und alfo die
Urfache in den Falken verlegt; oder der eingebildete Schmerz war aus
dem Auftreten des Falken im Traum und dem geträumten Schlag
feiner Krallen entftanden. Jm leßten Falle lag eine Stigmatifierungs-
erfcheinung im kleinen vor.
Pfhchologifch könnte die Sache einfacher erflheinen. Ich bitte um
Hilfe; glaube oder bilde mir ein. zu glauben. mir fei geholfen. und
die Kraft kehrt mit der Hoffnung zurück.
Ich bitte jemand um einen Dienft. Er fagt nein! Ich liege ge-
fchlagen da. Aber antwortet er ausweichend. weder ja noch nein. dann
verlockt mich mein Optimismus. auf fein Ja zu hoffen; mit der Hoff-
nung bekomme ich Mut. mich aus der Verlegenheit zn ziehn. und ich
habe feine Hilfe getroffen. auch wenn er mir niemals geholfen hat.
Darum fagt auch die Schrift fehr richtig. man muß glauben. um
erhört zu werden. Doch der Glaube ift nichts andres als eine Kon-
zentrierung des Wunfches und Verlangens. bis zum bewußten Willen
gefteigert; und das Wollen ift die größte Außerung der Nervenbe-
wegung und ruft darum die höchfte Kraft zu feiner Verfügung. Sollte
das Gebet alfo nichts anders fein. als daß das Bewußtfein alle zu
Gebote ftehenden Kräfte auf einen Punkt fammelt. fo ift das nur eine
Umflhreibung der Erklärung des Gläubigen,

SOLO m. N:: ?SN ?YZ-W Z
:HANDY â€ž8:FW OWL-...S
Z.WQ(O-ZWQ(O OZ)._._W._.OWJ(._.OZIZ

F

Rund

Das Religions-Gefpräth im Zoologifchen Garten

Vor kurzem ift der ftenographifche Bericht iiber das ..Berliner Relegions-gefpräch“ vom 31. Iauuar und 1. Februar d. Is. erfchienen (Berlin und Leipzig. Verlag des dentfchcn Monilftenbnndes). Die Reden und Gegeureden)aben durchweg etwas Wiirdiges. Auregendes und Förderndes; jeder der Mitwirkenden bringt im engen Rahmen bedentfame Gefichtsvnnktc. Mir fcheint jedoch. daß die Frage nach dem Hiftorifchen der Iefusgeftalt durch Anwendung einer zweckmäßigen Methode mit hoher Wahrfcheinlichkeit anf einen feftern Boden geftellt werden kann. als im Religionsgefpräch und iiberhaupt in der bisherigen Erörterung.

Das Hanptfeld fiir die Entfcheidung bilden immer die biblifchen Urkunden. die Evangelien. mit ihrem reichen. vor uns ausgebreiteten Erzählungsftoff. In diefen Urkunden entdeckt das knndige. durch lange. gleichfam mikrofkopif e Forfchung gefchärfte Auge eine Rei e von übereinandergelagerten Schichten der Berichterftattnng. Jede diefer Schichten ftellt foznfagen eine neue Form des Selbfterhaltuugsftrebens des Iefusglanbens durch Anpafi'nu an neue Gedankcngiinge. neue Anfor erringen. neue Gegnerfchafteu dar. Wenn wir diefe Schichten eine nach der andern abtragen. gelangen wir zuleßt auf einen llrboden. der keine Schichtung mehr zeigt. Nur hinfichtlich diefes Urbodens kann eine erfolgreiche Unterfnchnng der Frage: Muthus oder Gefchichte? erwartet werden. Ohne diefe vorgängige Operation des Riickgangs auf den 1lrboden entfteht in Bezug auf die lieberlieferung ein ziellofes Hin- nnd Herreden. bei dem feder etwas .Anderes meint.

Eine Reihe von Beftätignngen erhält diefe Schichtentheorie durch gewiffe ftehen gebliebene Refte und Spuren älterer

ichau

Phafen. gleichfam lleberlebfel. die zn den neuen Entwicklungsftufen entweder geradezu im Widerfpruch ftehn. oder doch* für diefelben ihre Bedeutung verloren* haben. Es kann fchon an diefer Stelle gefagt werden. daß wir in diefen ftehen gebliebenen Reften des Aelteften und llrfpriinglichen. das bei der mhthifchen Weiterentwicklung finnlos wurde. das bedeutfamfte Zeugnis fiir die Entdeckbarkeit eines echt gefchichtlichen Kerns

in der Ueberlieferung erblicken zu dürfen
glauben. Eine wiffenfchaftliche Be-
riindung diefer Schichtentheorie müßte
fielbftverftändlich den Weg von oben
nach unten. den Weg der fukzeffivcn
Abtrennung. betreten. Tiefer Weg kann
aber an diefer Stelle. wo es fich nur
um eine andeutende Skizze handelt.
nicht eingefchlagen werden. Wir miiffen
ein unficheres Verfahren wählen. die
Form des Aufbaus von unten nach
oben. der das Reit-[tat gibt. aber zu-
glefich doch auch die Probe aufs Exempel
ie ert.
Geben wir alfo in kiirzeften Zügen
die Urgeftalt der Ueberlieferung. wie fie
fich nach der Methode der Schichtenab-
tragnng ergibt. Das auserwählte Volk
Gottes fchwer gedrückt und gedemiitigt.
Als Reaktion gegendiefen nnwiirdigenZu-
ftand eine Potenziernng der Prophetie.
die Apokalyptik. die in mancherlei armen
die Erlöfung und Befreiung des eiligen
Volkes durch göttliches Wunderwirken.
die Aufrichtung eines prächtigen und
glänzenden jjidifchen Reiches mit dem
Meffiaskönige an der Spitze durch eine
vom Himmel her bewirkte Kataftrophe
verkündete. Johannes der Täufer ver-
kjindet die Nähe diefer Kataftrophe. aber
init der Maßgabe. daß das meffianifche
Reich nicht ein Raffeureich fein wird.
Der Eintritt der Kataftrophe wird mit
einem Gottesgericht auch iiber Israel
verbunden fein. das die Unwiirdigen
ans dem Gottesvolke ausfchließt. Er
fordert eine religiöszfittliclie Umwandlung

Nundfhau
'“' ÜN? '** AffkMl-?V 3.
als Begründung der Anwartfebaft auf
das Gottesreih und vollzieht als Sinn-
bild diefer Umwandlung die Unter-
tauhung der Bußferti'gen iin Jordan.
Wir werden unfchwer erkennen. daß
diefer Auffaffnug der Würdigkeit zum
Gottereich eine Art von idealem
A narchisln us zu Grunde liegt.
den wir in noch ausgeprägterer Geftalt
dann auch bei Jefn finden. Gehören
zum Gottes-reihe nur Menfchen reinen
Willens. fo bedarf es da keiner be-
fondern Regiermigstünfte: Die Sache
'hält fih von felbft im Gleichgewicht.
Das ift ja aber der Grundgedanke des
Anarchisunis. Die Anffehen erregende
,Erfcheinnng diefes Berkiiudigers einer
nahen Gotteshiilfe fiir das wahre Israel
zog den mit dem Geifte der Apokalnptik
tief durchtränkten Nazareuer unwider-
ftehlichlich an fich. Er nimmt die Taufe
Johannis an und tritt nun mit der
gleihen Verkündigung. nicht als Mcffias.
fondern als Rufer zur Buße im Hinblick
auf das Gottesgericht vor dem Meffias-
reiche auf. Bei der ausgeprägten Eigen-
art feiner Perfönlichkeit geftaltet fih fein
Wirken wefentlich andersartig. zugleich
auch mächtiger und erfolgreiher als das
des Johannes. Weit iiberbictet er diefen
in der anarhiftifchen Anffaffung des
Gottesreiehes. Eine ungeheure Ver-
fchärfung der Anforderungen an die
Wiirdigkeiten zum Gottesreiehe vollzieht
er. Die fogenanute Ethik Jefn. die
even durch ihre Erzentrizitäten fo
gewaltig auf die nachfolgende Kultur
gewirkt hat. ift znniihft nur gedacht als
Kodex der zum Beftehn des meffianifhen
Gerichtes nnd zur Teilnahme am Gottes-
reihe befähigenden Eigenfhaften. Daß
von einer fo mahtvollen. f wärmerifchen
Perfd'ulihkeit Suggeftions feilnngen von
Nervenzerriittnngen wie von felbft aus-
gehn. ift ein naheliegender Zug in
diefem Bilde. In einem gegebenen Mo-
ment wird in ,Join die tieberzeugnng
lebendig. er fei felbft der Gottgefalbte.
den die Wundertataftrophe an die Spitze
des neuen Israel ftellen wird. In vollem
Widerf bruch mit ihrer f onftigen Stellung-
nahme zur Frage nach dem Zeitpuufte
des Auftretens Zefa-als Meffias mar-
tieren fämtliche drei ältern Evangelien
iibereiuftimmend nah niht fehr langem
Wirken Jefu in Galiläa diefen Moment
des Durchbruhs des Bewußtfeins bei
ihm '(Markus 8.27 fi. Matthäus 16.13

ff. Lukas 9.18 ff). und bei allen dreien fchließt fich daran der Aufbruch nach Jerufalem. das allein die Stätte für die Verwirklichung der erzentrifchen Er- wartungen bilden kann.
Den weitern Verlauf vom meffi- anifheu Einzug in Icrufalem bis zum erfchiitterndeu Ansgange. 'diefe ganze feehstägige. mit fchwärmerifchen Wunder- hoffnungen ftatt mit reellen Machtmitteln durchgeführte Meffiasaktion. habe ich im Anfchlnß an das klaffifche Werk von Otto Pfleiderer ..Das llrchriftentum". 2. Auflage. 2 Bände. Berlin 1902 in einem Auffabe im „Freien Wort" (3. Jahr- gang. Nr. 24 März 1904) den Grund- zügen nah dargeftellt. Zh möchte. fchon um nicht zu weitläufig zu werden. diefe Einzelziige hier niht wiederholen. Wir haben hier_ die furchtbare Tragödieder erzeffivften Shwärmerei vor uns; mit dem letztenBerzweiflnugsfhrei amKrenze ift für das Bewußtfein des in feinen hohen Wunderillnfionen Getänfchten Alles. aber auh Alles vorbei.
Auh fiir die Jünger Zefa war mit dem Ansgange diefes phantaftifheu Meffiastranmes zunächft alles zu Ende. (fin vermeintlicher Meffias. wie es deren vorher und nachher zahlreiche gegeben hatte! Judas Jfhariot hatte fchon am vierten oder fünften Tage den Glauben an die Wunderkataftrophe verloren nnd verwertet in fhnöder Weife feine Kennt- nis der Stelle. wo der Meifter fih nächtliher Weile in Siherheit bringt. Bei der Verhaftung Jefu fliehen alle; Petrus. den feine Anhängliehkeit auf den Schauplatz des Endfchickfals feines Meifters gefiihrt hat. findet nicht den Mut. fick) als deffen Anhänger zu he- kennen. Nah dem Tode Zefa kehren fie in ihre galiläifhe Heimat zurück. Treffcnd bringt die Legende von den Emmausjiingern (Lukas 24.13h) die in diefem Momente im Ziingerkreife herr- fehende Stimmung zum Ausdruck: ..Wir hofften. er werde Jfrael erlöfen". d. h. er werde als der gottgefalbte Meffias- könig demGottesvolkedieihm zukommende Weltftellung verfhaffen. Jeßt nun aber vollzieht fich in den kurzen fieben Wochen zwifchen Oftern und Pfingften der große Selbfterhaltnngs- und Anz paffungsvorgvng in diefer kleinen Meffias- gemeinde. Der Tod des Meffias erhält

Rundfchau
NLB? (""7" ?MPV
ein pofiiives Wertzeichen: Er war kein
Märtnrertod; er war ein von Gott ver-
ordnetcr und von den Propheten
vorausverküudeter ft e l l v e r tr e t e n-
der Sühnetod. kein Unterliegen.
fondern ein Sieg. Es war eine vor
Anfrichrun des Meffiasreiches zu er-
füllende Lhliegenheit des Meffias. diefeu
Siihnetod zu leiften. Er ift aber nicht
im Tode geblieben und wird ganz bald
zum zweiten Male erfcheincn. und zwar
dann ..in den Wolken des Himmels“.
um das Wunder der Reichsgriindung zu
vollziehn. Durch Vifionen des Anfer-
ftandenen wird diefer Glaube zur un-
nmftößlichen Gewißheit erhoben. Freilich
war “auch das nur eine fchwäruierifche
Illnfion von notwendig kurzlebiger
Dauer. aber fie hat hingereicht. um die
Anhängerfchaft Jefu zufammenzuhalten.
bis fich durch das Znfammenwirken zahl-
reicherilmftäudeausdieferapokalhptifchen
Tranmwelt die neue. einer unverändert
fortbeftehenden Menfchheit angepaßte
Weltreligion herauskwftallifiert hat.
. Tiefe epo eingehende Wendung im
Iiiugerbewnßtein hat dann aber auch
die ganze Ueberlieferung iiber Jefus
bis zur Unkenntlichkeit umgewandelt und
aus den Angeln gehoben, Znnächft
mußte felbftvcrftiindlich nach Antritt der
verhäugnisvollen Wanderung nach
Icrufalem Jefns felbft die Notwendig-
keit des Siihnetodes auf's Nachdrücklichftc
voransgefagt haben. In fämtlichcn drei
lirevangelien finden ffch in diefem Zeit-
punkte (in vollem Widerlpruche zu dem
ganzen nachfolgenden Gebahreu in
Zernfalem!) die fogenannten ..Leidens-
verkiindignngen“. Weiter gehört dahin
- ebenfalls in vollem Widerfprnche
mit dem Auftauchen des Meffiasbewnßt-
feins .erft vor der Ierufalemfahrt. > die
immer weiter und weiter rückwärts
datiert.: göttliche Ernennung zum Meifias,
Markus begniigt fich hierfür noch mit
*einem wunderbaren Vorgange bei der
Taufe Iefn durch Johannes. den auch
die beiden andern Urevangeliften iu
kraffer Berftricknug des Wunderelements
nufweifen. Mit dem gottentftannnten
Meffiasgeift bei der Taufe ausgeftattet.
tritt Jefns nun fchon bei Markus in
ganz anderui Sinne auf. dann als
bloßer. das große apokalnntifehe Ereig-
nis vorbereiten er Bußprediger. Alt-
teftameutarifthe Prophezeiungen und
altteftamentarifcheWundermänner.hinter

denen der Meffias nicht zuriickbleiben
darf. fordern fchon für diefe erfte Phafe
des meffianifchen Wii-tens eine Wunder-
atmofphäre. deren Programm in derAnt-
wort gegeben ift. die Iefus (Luk. 7.18 ff.
Matth. 11.2 ff) auf eine angebliche An-
frage des Tänfers. ob er der Meffias
fei. erteilt haben foll: ..Die Blinden
feheu. die Lahmen gehen. die Ansfiihigen
werden rein. die Tauben hören. " die
Toten ftehen auf. den Armen wird das
Evangelium verkündigt." Als erfte Phafe
des Meffiaswirkens ericheint nach diefer
veränderten 'Anffaffnng außer der Bot-
fchaft vonder Nähe des meffianiicheu
Reiches ein exzeffives Wirken von
Heilnngswuudern. Weiter aber. da der
Meffiaskönig unbedingt ein Nachkomme
Davids fein muß. wird bei Matthäus
und Lukas ein doppelter Stammbaum
Jefu mit Zuriickführung auf David ge-
liefert. dcr aber bemerkenswerter Weife
die Davidfche Avknnft nicht durch Maria.
fondern durch Jofeph begründet. Hier
ift die fukzeifive Säjimtenbildnug gerade-
zu mit den Händen zu greifen. denn nach-
dem die weitere Stufe der jungfräu-
lichen Geburt hinzugekommen ift. werden
von beiden Evangeliften zwar die
Stammbänme beibehalten. aber mit der
Modifikation. daß Iofeph nur der 'ver-
meiutliche Vater Iefn gewefen fei
(Matth. 1.1 und Luk. 8.23). ein voll-
kommener Noufens. da damit die David-
fche Herkunft aufgehoben und die
Stammbiinme ihres Zweckes beraubt
werden. Auch die Erzählung von der
Geburt in Bethlehem. während der
Wohnfiß der Eltern Nazareth war. be-
ruht auf dem Intereffe der Ankniipfnng
an David. da Bethlehem die Wiege des
Davidfchen Königsgefmlechts war. liegt
alfo. wie die Stammbänme. dem Ein-
treten der iibernatürlichen Erzeugung
voran und wird. ebcnfv wie die Stamm-
bijume. durch diefe ihrer ganzen Be-
deutung beraubt.
Anf den Widerfinu. der in der Zn-
fannnenfchweißung der iibernatürlichen
Geburt nebft Ankündigung der Meffi-
anitcit des Kindes fchon vor der Geburt
mit der erft fehr viel fpäter erfolgenden
Geltendmachung der Meffiaswiirde liegt.
brau t nur mit einem Worte hin-
gewie eu zn werden. Das Stärkfte iu
diefer Beziehung ift der Bericht bei

Markus (8.21). daß die Angehörigen
Zefu nach Kapernaum kamen. um fich
feiner mit Gewalt zu bemächtigen. weil
fie glaubten. er fei wahnfinnig gewor-
den. wozu die Aeußerung Iefu Kap. 6.4
ftimmt. der Prophet gelte nichts bei
feinen Auperwaudten und in feinem»
eigenen Haufe. (Beide Stellen bei Luther
abgefchwächt).
Dagegen ift es von Intereffe. darauf
hinzuweifen. daß P a u l n s. unbefchadet
der Verfeßung Zefu in eine iiber-
natürliche Sphäre. hinfichtlich feiner
menfchlichen Herkunft auf der Stufe
der Abftammnng von David fteheu
bleibt und von der jungfräulichen Ge-
burt noch nichts weiß. Wir lefen
Römer 1.8 f: „Geboren von dem Samen
Davids naä) dem Fleifch und kräftig-
Lißch_ erwiefen ein Sohn Gottes nach dem
e I'
Wir haben den Urboden anfgewiefen.
der durch Abtragung der fukzeffive anf-
gelagerteu Schichten gefunden wird.
Es ift nun die Frage. ob diefem Ur-
boden mit geniigeuder Wahrfihcinlich-
keit gefchichtliche Geltung beigemeffen
werden kann.
Dafür fcheinen nun drei Gründe
zu fprechen:
Zunächft die Tatfaehe der Schichtnng
felbft. Wenigftens wird die Annahme
einer rein mhthologifcheu Fiktion des
Urf riinglichen durch die fiir nnfer Auge
no erkennbaren llmmodelungen und
Wandlungen im höchfteu Maße erfchwert.
Zweitens haben wir an dem Urfpriing-
lichen ein in fich einheitliches.pfhchologifch
Verftändliches vor uns. das an keinem
Punkte dem Vorwurf der innern Un-
wahrfcbeiulichkeit ansgefetzt ift. Eine
im höchftenGrade feufitive und impul-
five Natur. von den Gährungsftoffen
der Zeit und Umwelt erfiillt. durch den
Vorgang des Täufers zur Aktion anf-
gernfen und durch überwältigende Er-
folge und die fuggeftiven Einwirkungen
der Umgebung bis zur letzten Konfe-
quenz diefes ganzen Gedankeukreifes.
den Glauben an die eigene Meffianität.
fortgetrieben: Hier fchließt fich folge-
richtig Glied au Glied. was natiirlich.
um voll gewürdigt zu werden. einer
fehr ins Einzelne gehenden Begründung
bediirfte. Drittens endlich haben wir
hier einen Prozeß vor uns. der ganz
oder doch faft ganz innerhalb des
jiidifchen Gedankenireifes verläuft und
des Hereinwirkens afiatifcher Religions-

mengerei nicht bedarf. Das echt Jiidifche
verhält fick) von jeher gegen das Fremde
fpröde und ablehnend und hat auch da..
wo es fremde Kulturelemente affimiliert
hat. diefe einer ftarken Umbildnug ins
Jiidifche unterzogen. Die eflhilderten
Vorgänge verlaufen ganz an dem Boden
der jiidifcheu Apokalhpik. die wiederum
ein echtes und legitimes Kind der
Prophetie. ,Das anserwählte Gottes-
volk. bedroht. überwältigt und gekneäj-
tet von den nureiuen und verächtlichen
Weltmächten. das ift das große. in immer
neuen Wendungen abgehandelte Problem
diefer ganzen Geiftesbewegung. ein Pro-
blem der eigenen Not. aber auch der
Rechtfertigung des Waltens Gottes. der
Theodizee. So kann denn auch inder
Jefnsgefchiehte nur bei einigen wenigen
Außendingen ein Hineinwirken außer-
jiidifcher Elemente in Betracht kommen.
Ob hierher die Taufe des Johannes zu
rechnen ift. muß bezweifelt werden. Ihr
wird kein fakramentaler Charakter. d. h-
keine mnftifche Wirkung beigelegt. fie ift,
ein einfaches nnd naheliegendes Symbol.
das fich leicht anfdräugte. Erft die Ver-
wandlung des lebten Mahles Jefu mit
feinen Jiingern in die Stiftung eines
geheimnisvollen Knltusakts. der bei
Paulus (1. Kor: 11.30) fogar bedeut-
fame körperliche Wirkungen nach fich
zieht. fo wie endlich der Sihlußakt ini
den Znriickdatierungeu der Meffianität
Jefn. die jibernatiirliche Zeugung. weifen
außerjiidifäje Einfiiiffe auf. die dann
erft im Pauliuismus einen etwas breiter-1
Raum gewinnen. -
Eins aber fei zum Schluß noch ge*
riigt. die barbarifche Form ..die Jefus-
mhthe“ auf dem Titel der Drewsfihen
Schrift. DerVerfuehung. uneingedeuk des
Griechifchen.von der Mehrzahl „Mythen“
die Einzahl ..die Mhthe‟ zu bilden. find
ja auch andre Autoren erlegen. Es be-
darf ja aber wohl nur der einfachften
Erinnerung. um die Erkenntnis n be-
wirkeu.daß als Einzahl zu der Me rzahb
..die Mythen“ nur ..der Mhthus“ ftatt-
haft ift. 9|-0f. 01:18. DöringOei-lin).

Gottfried Kellers
Lied an das deutfche Volk

In das bisher unbekannte Gedicht
Gottfried Kellers. das wir in der letzten.

Nummer von „Nord und S lid" ver-
öffentlichen konnten. haben fich einige Druck-
fehler eingefhlihen. Ju Strophe 7, Vers
6 hat es zu heißen: „Wie keinem Volke
fie erklungen find‟ ftatt „wie einem Volke
nie erklungen find“„ in Strophe 9, Vers 8:
„Der Einen Freiheit unfer Weiß und
Not" ftatt „Der Einen Freiheit unfer
Weiß und Brot“„ Strophe 10„ Vers 6:
„Jft nicht mein innnerft Denken ufw.
ftatt „Jft niht mein innres Denken . , .“
Unfre Lefer haben fiherlich die Druckfehler
felbft bemerkt und verbeffert.

Die Ergebniffe
des fpanifchen Riffeldzuges

Mit der Unterwerfung der gefalnten
Guelana Kabnlen der Halbinfel Tres
Forcas bis nah Zeluan und mit deln
Tode C haldhsldes Führers der Bewegung
inl Rif, kann der Niffeldzug Spaniens
als beendet und fein erftes politifhes
Ziel als erreiht gelten. Die Nahrihten
erllenter Unruhn unter verfhiedenen
Stämmen und der Aufruhr eines fana-
tifchen Marabuts zum Wiederbeginn des
Krieges aber diirfteln falls fie fih iiber-
haupt beftätigeln ohne weitere Folgen
bleibeln höchftens zn einer ipanifchen
Strafcrpedition fiihren.

Spanien. das feit der Vertreibung
der Mauren aus ihrem letzten Königreich
Granada mannigfahe Kriege in den
nordafrikanifhen Kiiftengcbieten gefiihrt
hatte und friiher dort ein ansgedehntes
Gebiet erwarb, delffell Refte die heutigen
fpanifchen Strafko onien der„Prefidios‟:
Eentm Melilla- Fort Alhncelnas Velez
de la Gomera lind die Chafarinasinfeln
bildern das unter Karl V. Tunis erobert
und zum fpauifhen Kronlehn gemaht
hatte nnd feiner Zeit mit Portugal
Ceuta erwarbl und in der Neuzeit 1859
durch L'Donnel lnit dem Siege bei
Tetnan im Rifgebiet eine neue Gebiets-
abtrctnng bei Ceuta erlangt, fowie
1893/94 bei Melilla nach großen An-
ftrellgnngen fhließlih erfolgreich ge-
kämpft hatte. betrachtet das nördlihe
Marokko. im befolldern das Rifgevict,
als feine gegebene natürliche :intereffen-
fphäre und Erpanfionszone in Nord-
Afrika. Mit dem Verluft des letzten
wertvollen Beftandteils feines friihern
weltulnfpannenden Kolonialreiches .iin-
bas und der Philippinelu gewann diefe
,Fes/SM. -- >
Auffaffung einen neuen Impuls, da das
auf nur 2() d. M. Seefahrt benachbarte
marokkanifhe Gebiet weftlich vom Mn-

lnja die einzige Zone bildet, ill dcr
Spanieln wenn auh erft mit der Zeit„
fiir die Entwicklung feines Handels und
dell Abfaß feiner Induftrieerzengniffa
zunähft durch die Ausbeutung der erz-
reicläen Mienen des Rifgcbiets einiger-
ma cn Erfatz fiir die verlorenen wert-
vollen Kolonialgebiete zu gewinnen
verlnag. Faft gleihes Klima und gleiche
Vegetatiolu Fauna und Flora. fowie
die geograp ifhen Verhältniffe des
Bodenreliefs lind manhe der Boden-
klltur geftalten überdies das nördliche
Marokko zu einer fiidipanifchen .ikiiften-
landfhaft nnd einer ihren Lebensbedin-
gungen verwandten Negion. llberdies er-
ftreckt fih von Mnluna aufwärts ein
reiches frnhtbares Hinterland des Rif.
deffen Fruktifizierung dnrch den ins Auge
gefaßten Bahnban nah Taza nnd Fes
wefentlih erleihtcrt wiirde.
Erft mit der im Dezember vorigen
Jahres erfolgten Befeßnng der Höhem
die die Täler um den Uixanberg und
Zora el Diemis und dalnit das ganze
Gebiet der bis dahin nicht völlig iiber-
wältigtellBeni-bn-Jfrnr nnd den Minen-
diftrikt beherrfchen. war das militärifhc
Endziel der Spanier, die Jnbefitznahme
auh des Beni-bu-Jfrurgebiets und des
wichtigen Minendiftrikts fowie der Ab-
fchlnß der Okknpation der Halbinfel
Tres Forcas auh gegen den Siideu
erreiht. Die Minenvahn funktioniert
heute bereits fiir die Verpflcgllngs nfllhr
bis Nador, und wenn die fpanif e Re-
gierung den weitern Ausbau der Bahn
nah dem Minendifirikt der Minen-
gefellfchaft vorläufig noch verweigerte-
fo gefchah dies offenbarl nm die voll-
ftändige Beruhigung des Gebiets der
Beni-bn-Jfrnr abzuwarten und uln zuvor
die Organifation der Verteidigung diefes
Gebiets durchzuführen.
Bekanntlich wurden fpanifherfeits
die wichtigften der gewonnenen Po-
fitiollen auf einer Linie von etwa 100 lern
Gefamtansdehnnng bereis providorifh
befeftigt und eine Geniekomlniffion zur
Auswahl nnd zu Vorfhlägen fiir ihre
perlllanente Befeftigung entfalldt. Es
foll ein Kranz von befeftigten Stellungen
Melilla im Weften und Süden in einer
Entfernung von 8-12 lem (Nador)

umgeben. der zugleich die Bucht von
Fid-n-Arras des Mar el ehica, als ge-
räumiges eventuelles tiinftiges Hafen-
becken umfaßt. llverdies wiirde das Gebiet
der Benni-bu-Ifrnr dnrch die anzu-
legeuden Befeftigungeu vollkommen be-_
hei-richt werden. -
Es ift der Regierung gelungen.
G ene ra l M a rin a. der infolge der
von ihm nicht gebilligteu Art der Ver-
teilung der Belohnungen fiir den Feld-
zug das Lverkommando in Melilla
niederle en wollte, vorläufig noch ,zur
Beibehatnng des Kommandos zn be-
wegen. Sobald er wieder dorthin zurück-
gekehrt ift, folleu diciiberziihligen Truppen
- zwei Divifioneu -* nach der Heimat
zuriickbefördert werden. Die ftiindige
Garnifon wird fich dann ans etwa
2000() Mann zufammenfeßeu, davon
14000 Mann Infantrie, nämlich die
beiden Afrifaregimenter nnd die Regi-
menter San Fernando und Cerinola,
die durch ihre dritten Bataillone und
Rekruten verftiirkt werden; ferner wird
ein Regiment Kavallerie von 6 Schwa-
dronen zu je 150 Mann gebildet; außer-
dem bleibt ein Regiment Pioniere dort,
und die Artillerie wird aus 22 Vofitions-
batterien und 3 Batterien Berg- und
4 Batterien Feldartillerie beftehn.
In fo befeftigter Stellung, künftig
mit 4 Brigaden und den erforderlichen
Dieufthilfszweigeu iu einer Gefamtftärke
von 25000 Mann befetzt. faßt Spanien
nicht nur feften Fuß auf der gefamten
Halbinfel Tres Forcas und fichcrt fich
jederzeit das von den Riflenten fortan
nicht mehr verwehrbare Debouchiereu
ans Melilla, foudern aua) die wichtige
maritime Vofition des Mar el chica,
das dura) geniigende Vertiefung des
Durehftichs feines Jfthtuns und Ans-
baggern fowie die erforderlichen Anlagen
zu einem Handelshafeu nmgeftaltet werden
foll. Das urfpriinglich vom Kabinett
M an ra nnd anfänglich auch dem M o-
rcts als Minimum ins Auge gefaßte
Ziel der Gewinnung der Linie: Cabo
de Agua. Mar el chicar Nador. Gurngn
wird alfo fehr erweitert. ,_
Der fpanifche Minifter des Außerm
Allendefalazar, hat fiel) im Septem-
ber 1907 iiber die Expedition der Spanier
im Rifgebiet geäußert: die Abfichten der
fpanifcheu Regierung feien bei diefer
Aktion unverändert diefelben geblieben,
wie zu Beginn, Sie zielten darauf ab.
die Unruhen. die die Kabhlen hervor-

riefen, zu unterdrücken, Biirgfchaften
gegen eine Wiederholung folchcr Vor-
komnmiffe zu fchaffen und dem dem
fpanifchen Territorium benachbarten Ge-
biet die durch Umtriebe vou Fanatikern
geftörte Ruhe wiederzngeben. Dagegen
wurde bereits anfangs November 1909
im minifteriellen „Diari0 unit/EMU“
erklärt. die Lage Spaniens in Marokko-
habe durch die Befehliiffe der Konferenz
von A l g c f i ra s eine plötzliche Wand-
lung erfahren. Man habe vcrfnehh das
300 Jahre lang vernachliiffigte Einfluß-
gebiet am Rif zu erfchließeu. llm das
fogenannte friedliche Eindringen zu
fördern, feiert Kredite fiir koloniale
llnteruehmtntgen. fiirdie Errichtung eines
Marktes. eines Eingeborenen-Kranken-
haufes, einer Eingeborenenpolizei. fiir
Hafen- und Schulbauten nfw. vor-
gefchlagen worden. und gleichzeitig habe
die Regierung die fpanifeheu Kapitaliften
aufgefordert, fich am Rif zu betätigen.
Ferner wurde die Entwicklung des vom
Roghi zugeftandeneu nnd gefchjitzteu
Bergwerkbans im Gebiet der Beni-bu-
Zfrurs und defien Verhinderung durch
die Riflente nach der-Vertreibung des
Roghi gefchildert, Nunmehr aber wurde
in deuifelben Blatt nicht nur die Not-
wendigkeit der Bauvollendnng der Verg-
werkbahn dargelegt. fondern auch. daß
es notwendig fei, dann den Anfang mit
einer Kiiftenbahn zu machetu die Melilla
einerfeits mit Ceuta. andrerieits mit
Cap Agua und dem algerifehen Kiiften-
neß verhindert miiffe. Endlich fei eine
Linie iiber Nador und Taza nach Fes
ins Auge zn faffen. die dann fpäter bei
Larafch oder Rabat den Ozean erreichen
tuiiffe. Znzwifchen feien gute Land-
ftraßeu nach Zelnan, nach Tnza iiber
Atlaten, nach Kap Agua. nach Alhncetnas
und Ceuta anzulegen. Abgefehn davon
müßten die regelmäßigen Verbindungen
zur See fchleuuigft vermehrt, die Aus-
baggerung des Mar el chica. um diefen
See in einen großen Handelshafen zu-
verwandeln, fertiggeftelltr Zndnftrie-
zweige. die die Fifcherei zur Grundlage
haben. ins Leben gerufen. die verfchie-
denen Erzlager ansgebentet werden nfw.
So ftelleu fich heute die Ziele Spa-
niens im Rif als fehr erweitert dar.
Es ift jedoch perftiindlieh, daß Spanien
- 1_
K_Z'l.:_.-_ *-

Rundfchau
nach dem erfolgreichen Vorgehn Frank-
reichs den uberfall der Rifbewohner auf
feine Bahnarbeiter benutzte. nm lang-
gehegte Wjinfche zu befriedigen und zn
einer Parallelaktion im Rifgebiet zur
fichern Gewinnung des Bergwerksdiftrifts
des Hafenbeckens des Mar el chica nnd
einer Erpanfionszone fiir feinen Handel
und feine Indnftrie zu fchreiten.
ltvgalla ron 8ieber8tein
0ber8tleutnant a. l).
Deutfthe Knnftausftellung
Baden-Baden 1910
Mitten im blühenden Garten der
*Frühlingsnatur zwifchen Magnolien und
Azaleen. Rhododendren und Faulbänmen.
hart an jener Lichtenthaler Allee. deren
lachende Farbenpracht noch auf niemand
ihren Eindruck verfehlt hat. erhebt fich das
ftreng nionumentalc. beinahe feierlich-ernite
Sandfteingebände der ftändigen Kaufraus-
ftelluug Baden-Baden. das. im vorigen
Jahre von Profeffor Billing neu erbaut.
in feiner Schlichtheit von außen kaum
ahnen läßt. daß es in zwölf geräumigen
Oberljchtfälcn eine umfaffende deutfche
Kunfifchau birgt. In einem Weltbade.
wo fich zum voice tar "leute viele reiche
Gäfte aus allen Himmelsftrichcn wie
Lichtftrahlen unter einer Lupe fammeln.
hat man geglaubt. der Kauft einen guten
Markt eröffnen zu können. und noch mehr:
hier hatte man fich verpflichtet gefühlt.
für deutfche Knnft ein neues Abfarzgcbiet zu
fchaffen ned ihre Lebenskraft und .non-
kurrenzfähigkcit dem Auslande gegeniiber
zu beweifen. .Der Erfolg des erften
Jahres fchcint diefer Hnpothefe Recht zu
geben und hat nun zum Fortfchreiten auf
diefer Bahn ermuntert. Die deutfche
Kunftausftellung 1910 ift ein Ansfichts-
punkt. der zwar keinen allumfaffenden
Rundblick iiber die gefamte dentfche .nunft-
produktion getvährt. der aber doch ein
hübfches und umfangreiches Panorama
uufers heimatlichen Knnftfchaffens eröffnet.
Unter den Badnern. die diefes Haus natur-
gemäß befonders herzlich willkommen heißen.
ragen die ältern Meifter Dill. Schönleber.
Thoma, Tiiibner. Volkmann. die jiingeru
Haueifen. Hellwag. Kampmann. Hertel,
Thrahn und die jüngften aus der* Schule
Trübner: Hagemann. Goebel. Gräber.
Grimm. Sutter. Sprung. Wallifcheck mit
bedeutenden Leiftungen hervor. Die
Elfiiffer find mit Namen von gutem
Klang. wie Beecke. Daubner. Seebach.
Stoskopf vertreten. unter den Berlinern
begegnet man ftarken Arbeiten von Eorinth.

Hübner. Liebermann. Sleoogt. Kampf. Kallmorgen. von den Diiffeldo rfern fallen Clarenbach. E. von Gebhard. Hermann befonders auf. Am ftärkften hat fich M ü n ch'e'n eingefnnden. deffen unbeftritlene Vorherrfchaft anf dem Gebiete der deutfchen .nunft durch die bedeutendften Werke. die Erler. Habermann. Th. T h. Heine. F. A. von Kanlbach. von Keller. Ober-länder. Puh. Samberger. Sperl. Uhde. Zinnbufch vorführen. hier [eitht zu bewcifen wäre. Aueh Stuttgart hat mit Hoelzel. Grethe. Landenberger. Pleuer und Poenelberger ftarke Kräfte ins Treffen gefchickt. und wenn wir unter den iibrigen noch die Namen Kalckreuth. Vogeler. Kuchl. Sterl. Steinhaufeu. von Hoffmann berausgreifen. fo foll das zeigen. daß fich aus allen Teilen des .Reichs gern gefehene Gäfte eingeftellt haben, Eine kleine. hübfch zu-fanunengeftellte graphifche Abteilung und eine Anzahl plaftifcher Werke runden das fchlichte Bild deutfihi-r Kunft ab. das hier in vorurteils-. doch nicht wahllofer Zufammenftellung gegeben wird.

Was diefer *Ilusftellung einen befon-dern Wert gibt. das ift die ..A b t e i l n n g älterer Kauft". die in einem gut proportionierten Ober-lichtfaal eine Reihe von Werken deutfcher oder damals in Deutfchlard lebender Meifter aus den fünfziger bis achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts umfaßt. Leib(und fein Freundeskreis find. hervorragend vertreten. Vom Meifier felbft fieht man unter anderin den prachtvollen Kopf des jungen Trübner. das Porträt feiner Schwefter. den einiuent feinen ..rothaarigcn Jungen". eine kleine Wiefenlandfchaft von Eorotfcher Delikateffe und das löftliche Gegenftück ..Bauer und 2 Dirndln",

lion Feuerbach fieht man außer dem monumental nnd ftreng gezeichneten ..Nanna-kopf" und der pikanten kleinen ..Land-fchaft mit badenden Frauen" eine herrliche große ..Jphigenie" fbetitelt ..Ant Meer“), die das Land der Griechen wahrhaftig mit der Seele fucht. Schuch ift mit einer Reihe ausgezeichneter Stilleben und Land-fchaften vertreten. und anch der feltene' Viktor Müller. jenes unentbehrliche Glied in der Kette Courbet-Leibl-Thoma-Trübner.

Nundfhau
lebt hier in 2 Bildern auf. von denen
befonders die in großen Dimenfionen ge-
haltene ..Waldnymphe 1862" Auffehn
erregt. diesmal freilich bewunderndes Auf-
fehn. während es feiner-zeit. als es frifch
von der Staffelei kam. beim Miinhner
Publikum Aergernis. ja Empörung ob der
Realiftik des blühenden Fleifchtons erregte.
Angefichts diefes Bildes wird einem wieder
klar. wie fich die Augen und das innere
Empfinden mit der fortfchreitenden Zeit
anders einftellen. und diefen Gedanken
kann mau fortfpinnen vor den Bildern
des jungen Thema und Trübner. Beide
haben eine Anzahl Werke aus den fieb-
ziger Jahren ausgeftellt. deren Qualitäten
es einem wunderbar erfcheinen laffen.
daß diefe Meifter fo verhältnismäßig lange
auf Anerkennung warten mußten. Oh es
fich nun nm die beiden fabelhaft gemalten
weiblichen .Köpfe Trübners handelt oder
um Thomas „Säckingen“. ..Eharon“.
..Höhenrücke11". ..Fröhliherporträt" - dem
Auge von heute ift es fchlehthin unver-
ftändlich. warum man damals anders fah
oder iiberhaupt niht fah. Dasfelhe gilt
von Feuerbach wie vou Boecklin. der hier
mit einigen intereffanlen Arbeiten aus den
fünfziger Jahren vertreten ift. die noch
nicht die Glut feines fpätern Eolorits
nierten laffen. Schließlich hat ja auch
Sperl. der befcheidne Freund. Mal- und
Lehensgenoffe Leibis. der mit verfchiednen
kleinen Bildern in diefer Netrofpektive
erfcheint und damit vielleicht niht impo*
fant. aber fehr charakteriftifch und fein ver-
treten ift. nah bis zum heutigen Tage
auf die Anerkennung warten müffen. die
er verdient und die ihm eine fpätere Zeit
wird einräumen müffen. Vielleicht bringen
ihn die diesjährigen Kollektivausftellungcn.
die zum 70. Geburtstag des Künftlers
vorbereitet werden (n. a auch in Berlin),
der Knnftgefchihte etwas näher. -- Eine
intereffante Studie findet man von
Kaulbah (zum „Konzert" in der Dres-
dener Galerie). Die Werke von Canon.
Liebermann. Schirmer. Schönleher und
Zimmermann. fie alle bilden. jedes in
feiner Art. eine Quelle des Gennffes und
- der Erkenntnis. daß man im vorigen
Jahrhundert eigentlich doch weiter voran
war in der Malknnft als heute . . . [Z. [7.
Variete !
_ Lange Zeit hindurch galt der Ge-
fclnnack am Variete? als etwas fehr Min-
derwertiges und Zweitklaffiges. als ein
Zeichen geiftiger Impotenz und aefthe-
tifhen Unvermögens. Der deutfche Ge-

hirnmenfch wies mit Entrüftung die
Zumutung zurück. er könne Gefallen fin-
den an diefen Lebensäußerungen. die fo
ausfhließlih anf die körperliche Kultur
gehn. an diefer Kiihnheit der Farben
und Bewegungen. an der feltfamen Kalt-
bliitigkcit. womit der Artift oft all-
abendlih fein Leben an den „Tric“
wagt. Aber die Verachtung hinderte niht.
daß eigentiimlihe. farbenfchillernde Ro-
mantik dies verbotene Land nmgab. daß
ein Schimmer uncrhörten Mutes von
ihm ausging und die jungen Mädchen.
die es nicht bcfnhen durften. iu ihren
Betten neugierig erfchaneru machte. Bis
dann die Ehe mit andrer Erotik auch
diefe legalifierte. Die junge Frau be-
fuchte das Varietö und fand nichts von
der freien Orgiaftik. die ihre Mädhen-
phantafie heimlich hineingetränmt hatte.
lim fo geheimnisvoller tat fie der jiin-
gern. weniger begiinftigten Schwefter
gegeniiber. Generationen reichten ein-
ander die Hand. dem Barietä feinen
gefährlichen uud falfhen Nimbus der
nicht tvohlanftändigen Romantik treu
zn erhalten,
Die neuere Zeit mit ihrem durch
keine iiberfinnlihen Freierfehafteu ge-
triibten Blick für das Tatfächliche hat
mit manhem Nimbus auh den des
Varietes zerftört. Es liegt wohl viel
Graufamkeit in einer folhen zweck-
gemäßeu Weltanfhauung. die eine neue
pofitive Menfhheit errichten will. Vor
diefem pofitiven Forfcheu floh der Flitter
der Barietäromankik armfelig ausein-
ander. Heute begegnet man dort kleinen
Kindern. die mit neugierigen und inter-
effierten Augen Tänze und Akrobatik
verfolgen. Der Rubin fhwiiler Erotik
ift entfhwnnden. die Lebewelt. die es
friiher hierher zog. hat die Barietäs
längft mit den Balllotalen und Wein-
reftaurants vertanfeht. die den Vorzug
gedankenlofen Stumpffinus haben. Das "
Variete ift verbiirgerlicht. lind mit
Staunen hat man auh erfahren. wie
biirgerlich feine Künftler felbft find.
wie fehr fie abfeits von jeder orgiaftifhen
Lebensfreude ftehn. Biel biirgerliher
als ihre fonft weit höher gewerteten
Kollegen vom ..ernften“ Theater. Arme.
müde und geheßte Menfhen. in der

Rundfchau
Wer-W _
ftändigen Sorge ums Engagement der
niichfternMonate. deren Ausfall fie rui-
nieren kann. Erfüllt von der Angft.
ihr Tric. von dem fie leben und dem
fie unendlich miihevolle Arbeit widmeten.
könnte von einem Kollegen übertroffen
uud fiir fie wertlos gemacht werden.
Sehr ernfteLeute. euthaltfam und fleißig.
-anftändig und folide. nach Ausfiihruug
ihrer „Nummer“ totmiide und zu keinerlei
Lebensexzentrizitätengeneigt. Bürgerliche
Charaktere. die alle Romantik mit dem
Flitterftande und den Tricots ablegen.
'die zu ihrem Berufe nun einmal gehören.
Ich muß zu meiner Schande gc-
ftehn. daß ich das Variete? fanatiich
liebe und es bitter ernft nehme. Ich
fitze gerne unter d'em geheimnisvoll
“dunkelblauen Himmel des Wintergartens.
unter den zahllofen weißen iiber ihm
verftrenten Sternen der elektrifchen Glüh-
lampen und träume nervös auf die
Bühne hinüber. Mein Geift fchlummert
fanft. aber Sinne und Nerven find
wacher als je nnd leben. leben ftark.
wie fie es fonft faft nie vermögen. Ich
bin in den Todesfprüngen der Akrobaten
und der körperlichen Ironie des Excntrik.
im Lächeln der Tänzerinnen und in
ihren pas. Das lächerlich unterfchätzte
wunderbare Animalifche hat die fchein-
bar verlorne Königskronc wieder feft in
'den ftrahlenden Locken. Ich bebe in
diefer großen Schule der Körperknltur.
bete die wunderbare Leichtigkeit an.
womit hier der Körper alle feine Mög-
lichkeiten herrlich zu enthüllen fcheint.
bin ftolz auf die fcheiubarc Uberwindung
-aller Schwerkraft und Schwere. die uns
fonft im grauen Leben des Alltags
ftiindlich niederdriicken. O. wie haben
nufre Sinne. nufre armen nnterdriickten
Sinne diefe Erziehung. diefe Stärkung
ihres Selbftgefiihles nötig! Damit die
neue Zeit auch ihre Kraft finde. die große
Schönheit ihrer Kraft. lind ich denke“
-au die atemlofe Freude der Augen
Augufte Radius. wenn fie die Bewegungen
eines gefchulten Tänzerinnenweibcs niit
*der gierigen Dankbarkeit und der großen
Erkenntnis des Kiiuftlers verfolgen und
bannen. Ein Mißverftändnis konnte es
nur fein. daß die Kiinftler nicht fchon
lange das Variete auf den Schild hoben.
[other krieger-Waeßeruogel.
Neue Briefe Fontanes
Die neue Brieffolge Fonianes. wovon
Dr. Helene Herrmann im lehten Heft von

..Nord und Süd“ Proben publiziert
hat. ift mittlerweile nn Verlage von Fontane
(Berlin) erfchienen. Die Briefe find heraus-
gegeben von Paul S chlen t her und
Otto P n i o w e r. Borziigliche Anmer-
kungen und ein ausgezeichnetes Negifter
erleichtern die Lektüre.

Finanzpolitifches

Unfrer Eifeninduftrie geht
es beffer; wenigftens werden die
rheinifchen Käufe in Phönix. Geilenkirchen
ufn). mit ftarken Zukunftshoffnungen in
Verbindung gebracht. Ob dann die April-
zifiern fiir Phönix fchließlich keine Beffe-
rung ge en den Bormonat aufweifen oder
bei Gel enkirchen viele angebliche Mei-
nungskäufe fich doch nur als Deckungen
herausftellen. ändert an dem zuverficht-
lichen Grundfon des Marktes nicht allzu-
viel. Und hatte nicht der Optimismus in
der Generalverfammlnng der Shantung-
bahn noch befonders vorzügliche Mit-
teilungen erwartet? Diefe nnter-blieben.
aber die fo oft mit Leidenfmaft gekauften
Aktien hielten die kleine Enttäufchung fo
ziemlich aus. Hauptfache für uns bleibt
nun freilich eine weitere gründliche Be-
feftigung der amerikanifchen Eifen- und
Stahlverhältniffe. Vermag fich eine folche
Erwartung nicht zu erfüllen. fo wiirde
die-:i felbft durch eine erfolgreiche Vermitt-
lung nnfers Reichsamtes des Innern
zwifchen den Bauhandwerkern und Arbeit-
gebern alles eher als aufgewogen. Wer
kann indeffen. und gehörte er zu den maß-
gebendften europäifchen Kaufleuten. in die
Pläne. Entfchließungen und demgemäß
auch Manipulationen der in Newport' zen-
tralifierten Trufts hineinfehn? Schon
die eine Nachricht von dem Ausblafen
zahlreicher Hochöfen drüben läßt eher die
Deutung auf eine ftarle Einfchränknng der
Produktion zu. als einfach anf den Aus-
taufch alter Hochöfen gegen neuer-richtete.
Unfer ganzer. fo koftfpieliger geiftiger
Apparat. wie er in den Leitun en unfrer
erften Montan- und Metallgefellfchaften
längft hergeftellt ift. vermag fich gegentiber
den Rockefeller. Morgan etc. nur zu fetten
Klarheit zu verfchaffen. Ob z. B. Kupfer
fällt oder fteigt. heute doch eine der wich-

Börfenwirkungen. fo' wird man
uns kaum heransbringen. welche
Zwecke jene Truftgewaltigen damit ver-
binden. Denn von diefen. auftatt von
den europäifchen Großoerbrauchern. die ja
aus Gefchäftsneid nimmer als Käufer zu-
fammengehn. hängt eben unnatiirlicher-
weife der Weltmarktpreis ab. Deshalb
ift es im Grunde auch gleichgiltig. ob
einzelne Berliner Großbanken „Tips“ fiir
Baltimore oder Canadian ausgeben. weil
deren Kursfteigerungen doch mit der
amerikanifchen Jnduftriefituation zunächft
wenig zu tun haben. Einen andern giin-
ftigen Umftand durfte fich die Spekulation
allerdings zugute halten: in London war
der erwartete Zufammenfturz einzelner
wild gefteigerter Akiiengebiete noch ans-
geblieben. In der lehten Woche des Mai
fah man dort vor allem Kautfchukwerte
nach verhältnismäßig geringen Abfchwä-
chungen wieder lebhaft begehrt. An der
Stock-Exchange geht es wie an den deutfchen
tigften
es bei
Börfcn: das Publikum hat verdient und,
geht mit feinen bisherigen Gewinnen.
gleichfam als Schild vor der Bruft. mutig
vorwärts. Immerhin herr'fcht bei uns
großes Gefchäft nur in Kaffapapieren. d. h.
in folchen. die die Wechfelftuben empfehlen
und in denen es keinen Termin gibt.
Darum brauchen folche Aktien noch keines-
wegs bar bezogen zu werden. Geld ift
ja leicht. und die Banken können die Be-
träge einftweilen vorlegen. Das wäre
natiirlich fofort unterblieben. wenn fich an
den unerwarteten Tod des „King" politifche
Befürchtungen geknüpft hätten. Dann
wiirde unfer Mittelftand es einmal wieder
erlebt haben. wie ungeahnt nahe feinen
frhlichten lil Käufen die fcheinbar ganz
entfernten Weltumftände ftehn. Und ge-
rade die intenfioe Hiße als Vorwand für
die allgemeine Gefchäftsftelle hätte nicht
mehr gegolten.
1'! 2(ek

Hochadel oder Hochfinanz?

Bei dem Austritt der Berliner Handels-
gefellfchaft aus den Hohenlohe-Werken und
dem Eintritt ftatt deren. der Deutfchen
Bank. ift in der Oeffentlichkeit auf die
nunmehrige Spannung diefer beiden Groß-
inftitute. fowie zweier Großinftitute*- iiber-
haupt. wohl ein zu ftarkes Gewicht gelegt
worden. Eine abfolute Einheit innerhalb
unfrer Hochfinanz hat ja' immer nur be-
ftanden. *fobald es die Abwehr neuer
Steuern betraf. oder leidenfchaftsvvlle Ge-

fehgeber mit dem Differenzeinivand eine
Ari von eifernem Ring um das regel-
mäßige Gefchäft legten. Sonft hat jeder
Bankdirekter inöglichft einfritig das Gewinn-
konto feiner eigenen Gefellfchaft aufzu-
beffern gefucht. Dies war fchon in dein
Jahre 1887 der Fall. wo unfre Banken
ohne Riickficht auf den wirklichen Stand
der portugiefifchcn und argentinifchen Ver-
hältniffe in Liffabon und Buenos Ayres
neuen Anleihen im fchädlichften Wettbewerb
nachjagten. Und fpäter. als durch unfre
fortwährenden Kapitalserhöhungen auch weit
intenfiver für die Dividenden gearbeitet
werden mußte. haben die täglichen Rivali-
täten zwar das ältre Demvnftrieren dabei
gefcheut. aber doch fonft keinen Augenblick
diefe ihnen von Natur aus vorgefchriebenen
Bahnen ver-laffen. Selbft da. wo fehr
rafch eine gewiffe Einheit geboten fchien.
nämlich als nach dem Zufammenbruch der
Leipziger Bank. die Berliner-Hvchfinanz
hinfichtlich ihrer Diskontierungen einen ge-
wiffen engen Kreis fiir Akzepte erften
Ranges zog - felbft da wurde entweder
aus Mangel an moralifchent Mut. oder auch
aus perfönlicher Ranciine die Dresdener
Bank nicht mit aufgenommen. Diefe ver-
mochte fich dann fpäter durch die Ueber-
rafchung mit der Hibernia-Affäre zn revan-
chieren. bei der es aber dem Leiter und
der Seele der Haudelsgefellfchaft gelang.
alle andern wichtigen Bankett auf feine
Seite zu bringen. Sogar auf dem nach
Solidität geradezu fchreienden Gebiete der
allgemeinen Kreditgcbung ift bisher das
meifte verfäumt worden. was unfre
Kommiffionsbanken vor der Gefahr iiber-
aus großer Verliifte hätte bewahren können.
Im Gegenteil. jeder wollte jeden bei der
Herauziehurg fetter Kunden übertru-nvfen.
Bis dann Falliment iiber Falliment in den
Warenbrauchen die verblüffende Tatfache
enthüllten. wie oft fchlechte Firmen an den
verfchiedenften Stellen große Kredite* ge-
troffen. ohne daß diefe Stellen unterein-
ander im Einverftändnis waren. Als es
der Handelsgefellfchaft einfiel. daß auch
fie ihre Börfenaufträge auf eine angemeffene
Höhe bringen miiffe. fchiekie fie ?lieifendc
zu den Provinzbankiers aus. und ihnen
wurde wörtlich gefagt: Unfre Bank ift die
einzige. die keine Wemfelftubenauftut. alfo
auch keine Vrivatkuudfchaft fucht, alfo auch
den Provinzbankcers keine direkte lion-
fnrrenz macht. darum ift es auch nicht

Rundfhau
mehr als billig, daß ebewJhr Eure Auf-
träge all uns gebt. - Ein Raifonnemenh
das von wach endenl Erfolge begleitet ift.
Was hat fich nun jeßt ereignet? Die
Hohenlohewerfe find mit der Handels-
gefellfhaft, ihrem Gründer, uneins ge-
worden und haben, geftüht auf ihre arifto-
kratifhen Namen und ihre klingenden
Ueberfhiiffe, ein .Konto bei der Deutfcheu
Bank genommen, Daß letztere dabei hinter
den Kuliffen der ganzen Jntrigue, beffer:
Auflehnung. geftanden habe, läßt fich wohl
kaum behallpten. Sie _hat einfach eine fehr
fchöne Offerte angenommem zu deren Ab-
lehnullg es ihr an einer zwingenden per-
fönlihen Gereiztheit fehlte und in welche
Offerte wohl auch die Diskoutogefellfchaft
eingefchlagen hätte, wäre diefe in dem
gleichen Rufe der Modernität wie die
Deutfhe Bank. Herr Fül-ftrnberg hat es
fich denn auch keinen Augenblick beikomlnen
laffen, in feiner öffentlichen Erklärung, die
wegen der vielen „Ihe" darin ruhig eine
Schwäche genannt werden darf. die
Deutfhe Bank irgendwie nur zu erwähnen.
Leider hat er aber zugleich die prinzipiellen
Ziele des ganzen, fo entfheidenden Zwiftes
niht berührt. Denn hier zum erftenmale
in unfrer Bankengefchihic hat unfre ebenfo
hohe wie reihbegiiterte Ariftokratie einen
Kampf mit der Hvhfinanz aufgenommen,
der mehr auf Herrfhgeliifte als auf
ftrengere Sahlihkeit hilldentet. Indem
vor einigen Jahren die Fiirftenbergs,
Hohenlohe weinen Teil ihrer Schätze auf
felbftändige Bank- und Schiffsunter-
nehmen verwendeten, glaubten dabei wohl
nur die Wenigften an eille Art Sport.
Jeßt aber, wo diefe „Großen" von ihrer
Ahnentafel aus auch jene Gefhiifte, die
ja inzwifhen immer weiter ausgedehnt
werden,wirklih - regieren wollem jetzt läßt
fih das Wort Sport kaum unterdrücken.
Natürlich werden diefe Durchlauchte und
Erlauchte wieder von ihren untertänigen
Finanzkünftlern regiert, die ihre Herren
- gefchickt zu behandeln verftehn und-mit
denen dann felbft die Deutfhe Bank fchwer
fertig werden diirfte. Das Ende, wenn
auh erft nah Jahren. wird wohl ein Fiasko
fein, das bei ' olcher Fülle von Adels"-
hohmut und Gefhäftsunkeuntnis auh
f eitens nnfrer Bankdirektoren undShiffahrts-
unternehmer 2c. 2c, gleich anfangs hätte
erkannt worden fallen.
'k * 7'
Das Oefterreihifche Deficit
fpielt auh für unfre Kapitaliften feine
Nolte, nachdem fogar noch die lehre große

Begebnng von Goldrente nur zu deutlich
gezeigt hat. welche Anfprüche dabei an den
Deutfhen Markt gemaht werden. Fiir das-
Oefterreihifhe Wirtfhaftslebem das an
innerer Kraft nun fchon feit Jahren un-
unterbrochen gelvahfen ift, konnnt jeßt das
eigentiilnliche Geheimnis der Rüftungen ent-
fheidend in Betracht. Denn fobald eine
folche Großmaht ganz im Ernfte die
bekannten übcrkeuern Dreadnoughts bauen
läßt und ihreln Parlament gegeniiber die
fadenfchcinigften Ableugnungen vornimmt,
muß fchon die Befürchtung erlaubt fein,
daß jenen Mahthabern die Finanzfragc
dabei fo ziemlich gleihgiltig ift. Tatfählih
find die einzelnen Minifter über diefe ganze
fo gewaltige Ausgabe bisher im Dunkeln
eblieben und nahlncn wegen diefer bei-
lpiellofen Znriickfeßnng niht einmal ihre
Entlaffung. All das weift wieder einlllal
auf die alten traditionellen Gewalten. die
in der Habsburger Monarchie, fern von
jeder perfönlichen Verantwortlichkeit. fchon
oft Unheil angerihtet haben; wobei denn
unter Anderln auch die Finanzen faft immer
verwirrt wurden.
* 1K n-
Das hundertjiihrige Argen-
tinien hat vor Kurzem die Jubelfeier
feiner ftaatlichcn Unabhängigkeit begangen.
und nah der ftatiftifchen Mode fehlen auh
die Ziffern zum Belveife des Laplataauf-
fchwunges nicht, Einerlei aber, ob die
bebaute Ackerfläche auf 15 Millionen Hektar
glücklich fteigen konnte. ob das Eifenbahn-
netz bereits 25000 Kilometer umfaßt, und
der Außenhandel 700 Millionen Pefos
Gold beträgt. So follte es fich doh auh
lohnen, die *tlrfahe diefes Glanzes felt-
uftellen; noch dazu nah einem einft fo
fhnlählihen Zufammenbrnhe. Diefe Ur-
fahe nun betrifft das ernfte Eingehen der
Bevölkerung auf dcn Erwerb, infolgedeffen
jeder nationale Dünkel, der ja vor Allem
deln Frentdenelemente plulnper Weife
feindlich bleibt, nahezu lvegfiel. Erft dadurch
konnten englifche und dentfhe Firmen die
argentinifhe Gefhäftswelt auffüllen„ dereln
Vertrauen feitens Europas dann der eigent-
liche Getreideerport und dann natiirlich auch
der wachfende Anbau zu danken ift. Und
Getreide bildet in der dortigen Bilanz den
aktioften Poften. Auf diefe Weife ift es
mich dahin gekommen, daß Weizenländer
x . -. 1» -- . .. *'ZLLIYF‟U;Ö1-WWc *c-*fi IO'- L

'Nundfrhau
wie z. B. das recht ehanviniftifchc Rumänien
im modernen Handel gegen Argentinien
noch tief zurückfiehn. ja daß unfere Kauf-
leute behaupten. in Buenos Ahres und
La Plata fich-:rer und grader zu ihrem Recht
zu kommen, als etwa in Bukareft oder Jaffh.
* ae
aß
Berlin und Teheran. Wie
-eine Art Seefahrer fcheint die Deutfche
Bank nach Glücksgiitern anszufegeln,
Wenigftens wird das unoermutete Auf-
tauchen eines Vertreters diefes Jnftitutes
in Verfiens Hanptftadt als ein finanzielles
Abenteuer. freilich auch als eine politifche
Aktion je nach der Farbe der ausländifchen
Preffe - gefchildert. Nach Meinung der-
jenigen. denen ein bloßer Name bei uns
nicht allzuviel bedeutet. ift es iiberhaupt
oft unpraktifch. wenn eine der rößten
deutfchen Finanzzentreu den RufJ einer
politifcheu Macht genießt. Diefen Ruf von
fich fernzuhalten. deutlich und unver-
brijchlieh. läge foivohl im Jutereffe unfcres
diplomatifchen Friedens. als fogar im Inter-
effe jener in Plau doch einmal befindlichen
Konzeffionsgefuche, Jede perfönliche Eitel-
keit einzelner Yankfaktoren müßte hierbei
zu unterdrücken fein. ja vielleicht wäre es
fogar bcffer. falls zu derartiger! Zwexkeu
die Deutfche Brut mit ihrem Namen ganz
aus dentSpicl bliebe, Warum denn nicht
ein neues Jnftitut nur fiir perfifche und
tnittelafiatifche Gefchäftsziele? Das. was
den Stolz der Deutfchen Bank ausmacht:
ihre Eifeubahnnnternehmen im tiirkifchen
Reiche macht fie ja den Engländer-n und
Ruffen in der Umgebung des Schahs
grade verdächtig! Mum.
Leffing-Gefellfchaft E. V.
Die beiden letzten Atelierbefnchediefes
Vereinsjahres fiihrten uns zu Leffer
Urn und Mar llth. In erfteres fiihrte
uns Dr. Lsboru. als in die Arbeits-
ftättc Einfiedlers. eines Einfamen. Vor
20 Jahren ftand er neben Max Lieber-
mann an der Spitze derer. die uns eine
ftarke. finnliche Farbenkunft brachten.
wenn anch Dr. Lsborn an älteren Bit!
dern noch die Tradition des Farben-
liandtveris nachweifen konnte; fo die
Miichuug von Braun nnd Rot iu der
Anordnung von Tapete. Tifch. Fenfter-
rahmen. Kleidern in dem Bilde: Kinder
beim Krämer, Das hereiubrechendc Licht
beleuchtet die Kinder kräftig und folide
und dringt in der tonigen Malerei die
Lokalfarben zur Geltung. - Neue
Farbenwerte anzuwenden. brachte Urh

als ein Ergebnis feiner Studienreifen
*iu Belgien und Varis mit heim. Es
entftanden Landfehafteu iu guter. fefter
Malerei. einfach nnd fchlicht. aber tief
im Heranslefen farbiger Probleme.
die damals - vor 20 Jahren - als
blendeud und fchreiend verrufen waren
und die heut fo fclbftverftäudlich wirken.
Woran liegt das? Wir machen immer
wieder die Erfahrung. daß wir Licht-
verlaugender geworden find; und feit
Technik nnd Indnftrie unfre Dunkel-
. heiten auf dem Umwege iiber die Elek-
trizität durch den Sonnenfchein aus dcr
.Kohle verfunkener Iahrtanfende erhellen.
fordern wir auch das Spriihen diefes
Lichtquells im farbigen Abglanz des
Lebens. - 'Jim Kolorismns. zu dem
llrh durch (andfchaftliche Arbeiten inder
Mark Brandenburg und Thüringen kam.
begiinftigte nnd betonte er Einzelfarbeu.
wodurch er ganz erftauuliche Wirkungen.
etwasLhrifch-Eigenartiges.erzielte, Ganz
befonders_ trat das' hervor. als er fich
von der Ölmalerei zum Vaftell wandte.
Denn hier fchafft der Kiinftler. nicht nur
mit Vinfel und Stift. fondern unmittel-
bar mit Hand und Finger und bringt
damit direkt auf das Vapier. was ihm
die Seele füllt: Farbeiigedimte auf
Naturausfchnitte. See und Berge und
Bäume in gefteigerter Anffaffung als
Gegenftände wurden mit vereinfachten
Konturen als befondere und merkwürdige
Art gegeben. Dem ftärkeren Kolorismus
:verdankten-wir i111 Atelier ein pracht-
volles Stillleben von wunderbar leuch-
tenden Farden. Ein Strauß von Feld-
blumen auf eine blaue Tifchdecke gegen
eine helle Wand geftellt. greifbar dctrt-'
lich. und in Contraften und Harmonien
fein und klug verteilt find die
Farben: famtdunkles Blau und glühen-
des Mohnrot. mit Zwifchenftufen von
rofa und naturgriin.
Lebhaftes Jutereffe erregten die vor-
handenen großen Bilder. die eine Un-
fnmme von Arbeit repräfentiereu und
deren größter Wert nicht fo fehr in dem
erreichten Refnltat als in dem Kampfe
mit dem Refilltat fteckt. Da ift zuerft
Adams und Evas Anstreibung aus dem
Varadiefe. Diefe beiden erften Menfchen
im Profil dicht aneinander gefchmiegt.
gegen den Abendhimmel geftellt. deffen

Rundfchau:
Sonnenuntergang das Verfinken ihres
Himmelsgliickes bedeutet, fchaun mit
ieltfamer Ergriffenheit in die weite nu-
bekannte Welt vor ihnen, Außerordent-
lich prägnant ift der Kontraft zwifehen
dem Frauen* und dem Münnnerthpns
gegeben und durch das Starten der
beiden Angenpaare das ungläubi e Er-
ftaunent das die Seelen emp nden.
.Klarer aber als in diefem Bilde decken
fich Abfirht undGelingen iu dem großen
Bilde des Ieremias. Der weite Sternen-
himmel wölbt fin, iiber der nachtdunkeln
Ende- von der fich erft nach längerem,
icharfem Hinbliclen die eckigen Konturen
eines Mannes abheben, In tiefer Ein-
famkeit fucht hier Jeremias, zu Boden
gedrückt durch Sorgen und Augfß Ant-
wort anf die bangen Fragen feines
gequälten Herzens und in verzweifeludeni
Nachdenken Hiilfe fiir feines Volkes
Elend, das endlos ift wieder Himmel.
- Ein drittes diefer großen Bilder
zeigt uns den Menfchen als Jüngling-
Mann nnd Greis, Trotz mancher Fehler
in der Zeichnung und mancherlei Miß-
lungenem empfinden wir doch deuRiefen-
kampf derMenfchheit gegen das Schickfal,
der hier zugrunde liegt! Das Bild ift
als Tryptichon gemalt und zeigt auf
dem linken Seitenbilde aus Griingold,
Blau und Rot gewebt, einen Zauber-
wald, in dem der Märchenvogel dem
tränmerifch laufehenden Jüngling 3u-
knnftslieder fingt. Der anffteigende,
farbige Nebel fhmbolit'iert die jugendlich
phantaftifche Weltanfawuung, in der die
Ericheinnngen des Lebens hinter dem
Gewaltfamen einer perfönlich-finulichen
Lebeusfehnineht verfehwindeu. 3m
Mittelbilde fteht der Manu- in das
lieberiueuichlime gefteigert. ein Athleh
mit trotzig aufgeftemmtem Knie. Wir
meinen einen Vromotheus zu fehm der
im Haß gegen die Götter und die nn-
i anfhaltfam und blind wirkenden Lebens-
gewalten in Wut uud Verbitterung eine
drohende Herausforderung zum Himmel
emporfehleudert. Verfönli ef feelifme
Erfahrungen fanden in die em titanen-
haften Ringen eine Erlöfungt ohne doeh
zu unbeftrittenem Erfolge zu fiihren.-
Das rechte Seitenbild bringt den Ab-
ichluß. In grauer, eiutöniger Landfehafh
den Blick leer nnd ansdrnekslos wie die
Umgebung in die Ferne gerichtetF fißt
der Greis in troftlofer Lede und er-
_ berufener Vertreter
wartet das Ende. Das feheidende Lime

und das oerlötchende Leben eutfyreehen
einander und klingen aus wie ein er-
'greifeudes Selbftbekenutnis. Trotz der
Fiille diefes gedanklichen Inhaltes geht
das Trhptiehon ale Bild nicht zufammein
nnd namentliaz der Hintergrund kommt
durch die zufammenhanglofe Szenerie
zu keiner einheitlichen Wirkung.
Mit großem Eifer begann Leffer
Urn darauf neue und ernfte Aktftndien-
die er in einem großen Bilde „Die Sint-
flut‟ zu verwerten gefucht hat. Wie
diefe Körper fich miihen, in rafender
Verzweiflung einen rettenden Halt zu
finden inmitten des Untergangs alles
Lebens, und wie der rauhe fchaurige
Farbenton alles in llnwettert Waffer,
Regent Nebel einfangt- wirkt mit er-
fehiitternder Tragik, -
„Eines der erfreulichften .iiiiuftler-
atelierg“ nannte Vh. Spandow das-
Atelier von Max uth„ dem nnfer letzter
Befuch galt. I'm allgemeinen wird
nnirer (kunft häufig ein gewiffer femi-
niftifcher Einfchlag vorgeworfcin weil
wir uns leicht fremden Einfljiffen hin-
gehen. Max 11th hingegen ift völlig
frei davon. Als ein Schüler Eugen
Brachts nahm er zwar teil an den
Kämpfen der liki'mftlert die zur Gründung
der Berliner Seeeffion fiihrten, der er
auch eine Weile angehörte. Aber "chou
daß er ipiiter wieder iu der Großen
Berliner Audftellnng mit ausftellte, ve-
wicsf daß er nicht zu denen 1unLiebcr-
mann gehörte nnd nicht dem franzöfifchen
Einfluß erlag. Er ftand abfeito uud
ift nie iiber die Grenzen Deutfchlands
hinausgekommen. Was er gibtt gibt er
aus Eigenen!, eine echte Heimatskuuft,
'Tnpifeh deutt'eh niuten uns daher feine
Arbeiten auch an; ja man fpjirt an ihnen
beinahe den Erdgeruch der Mark deren
er ift. Frifehe,
ftimnnurgsvolle Laudfchaften aus Dorf
und Wald and Feld und Wiefct deren
leicht filbriger Ton unfre norddeutichen
Verhältniffe fo fein rharafterifiert, boten
.einen guten Gefamteindruck von Uthe
Schaffem und einen intimen Reiz gewährte
der verftohlene Einblick iu das Schüle-
rinnen-Atelien in dem ein wirkungs-
volles .Biedermaier-Interieur Zeuguie
gab von den verfehiedenartigen Be-
gabungen und Auffaffungeu, die au feiner
Wiedergabe tätig waren. der l/orZtancl.
409-

Mufikbeigabe -
V0lt11801168 O'ägäbuncjcznljyä.
(Cm-1 LUZZG.)
89Megt.a0ob nicht Kl] 86111-, 80vo1t26-8jeßanf:,()p*21X04
Lil. 0m 7aZga» bunqjo, Madsack'. ve'.
82.8 > vid, (jo 8&8 _ , 138 mjcd 6U) :uk 'l'ijjc
>91- schläft im v0.- . fe. nur äje [Lu-len ecm-Ein. auf (18m Strudel-Ich
Mit Genehmigung von Henry LitylffS Verlag in Braunfchweig
41()

:it - tei-t vleiehsk Won. - Ã¤on-eehoin.
nicole-e - '
(lei... rufe-nel)
[Inu _ via,Ã¤u 838 .jeu . teams..- [nach (las [fenster
(ist 78. - gie-vun - (le
will ru Ã¤ir hin . untl-,W . , hat! .tio blu-len "n
x
. â€ži4 ...mul
411

Muï¬kbeigabe
[aus www-iu! uncj
Ã¼v mjc-b vom! um'
full-rig, _jan - 30
.7
27 acc-Fe kan-F0
LÃ¶ - qj-glol
412_

Zu nnfrer Mufikbeigabe
Ein fhönes Seitenftl'ick zu dem ill
unfrer letzten Mufikbeigabe veröffent-
lihtenMarfhalkfchen Liede bietet
das „polnifhe Vagabundenlied“ von
ClelnensShultze-Biefants. Nach
der fcurig einfchmeihelnden Weile diirfte
man darallf fhließen. daß in dem Kom-
poniften ehtes Slavenblut pulfiere. Er
ift aber ein echter Deutfher; im fhönell
Weftfalenlande hat feine Wiege ge-
ftanden; in Bückeburg. -wo fein Vater
Clemens Shnlße als Hofpianift wirkte.
ift er 1876 geboren llnd dort anch auf-
gewahfen. Das fhlihte Elternhaus.
in dem nur die Mufik täglicher Gaft
war. das freundliche Städthen inmitten
fruchtbarer Felder und prähtiger Buchen-
waldungen. die derben Klänge des ..Acht-
tourigen‟. nah dem fih die kraft-
ftroßenden Geftalten der Bauern und
Bäuerinnen im Lanze fo lnunt'er drehtell.
daß die weißen Kittel lind roten Röcke
nur fo flogen. das waren die gefunden
(Eindrücke feinerKindheit. *Schon während
der Schulzeit erhielt er von feinelll
Vater griindlihen Unterricht im Klavier-
fpiel und der mllfikalifhen Theorie.
Im Jahre 1895 fiedelte er nah Berlin
über. um bei Ludwig Bußler und Georg
Stolzenberg feine Studien zum Abfchluß
zu bringen; zugleih begann er hier fehr
eifrig. felbft zu fhaffen. Im Jahre 1899
konnte er einem fehr ehreuvollen Rufe
nah Brannfhweig folgen: er übernahm
hier den verantwortlichen Poften des
Mufikredakteurs der bekannten und all-
gemein gefchähten ..Collection Litolff“.
den er nah heute bekleidet. Seitdem
find Neuausgaben klaffifher Werke von
ihm in großer Anzahl erfchienen; fie
haben f ämtlih wegen ihrer außerordentlich
forgfältigen Tertrevifion und Phra-
fierung. die von einer durchaus fein-
finnigen mufikalifchen Auffaffung be-
redte's Zeugnis ablegt. allgemeine An-
erkennung gefunden. Trap diefer großen.
faft gefchäftsmäßigen. rein philologifhen
Tätigkeit hat fih Clemens Schulke-
Biefants fein eigenes Schaffen niht rau-
ben laffen: er hat große Orhefterwerke.
vor allem aber Lieder. Klavier- und auh
einige Geigenftiicke gefchrieben. Lebendig
fließende Melodik und reizvolle. aber
natürliche Harmonik find ihm nach-
zuriihmen; er verfolgt offenbar das Ziel.
zumHerzengehendeMufik zu fhaffen. und
wird fih fiherlih dariiber niht ärgern.
wenn die Vertreter der hhpermodernen
Richtung die Eingebungen feiner Fantafie

als „harmlos“ bezeichnen follten. Seine Lieder. unter denen vor allem ..die Traumkinder“ (op. 18) mit ihrer tiefen Znnigkeit und der fein empfundene „Spaziergang“ (op. 21 Nr. 2) populär zu werden beginnen. zeihnen fih auh dadurh aus. daß die melodifche Linie fich niht nur dem Text anpaßt. fondern ullgekiinftelt aus ihm herauswähft; die natürliche Deklamation wird alfa damit immer mehr zur harakterifierenden Melodie.

prof. dr. Willi. Mtmann.

:Aus Hof und Gefellfchaft

Der neue Adjutant
des preußifchen Generalftabschefs

Nachdruck verboten.

Der Major von Fabeik im
-Großen Generalftab wurde zum erften
Adjutanten des Chefs des Generalftabs
Generals von Moltke ernannt. Einer Le-
gende nach hat der preußifche Generalftabs-
e in feinem ziemlich umfangreichen
Schreibtifch die verfchiedenen Feldzugspläne
fertig vorbereitet bis auf die letzte Train-
ftaffel lie en. um fie gegebenenfalls hervor-
zuholen. fodaß die Armeen nach Bekannt-
gabe des Mobilmachnn sbefehls nur noch
an die betreffende gefährdete Grenze zu
fenden find. alles übrige entwickelt fich fo-
zufagen von felbft. Den zweiten Schlüffel
zu dem ominöfen Pult hat logifcherweife
der erfte Adjutant des Chefs in der Tafche.
- man kann ja nie wiffen! Seit des
fchwei famen Schlaanenlenkers Zeiten. dem
man foeben in Walhall einen Ehrenplah
an der Seite des großen Kaifers gab. hat
diefes Gerücht fich erhalten. und wenn es
auch nicht bis ins Kleinfte „genau“ ftimmt.
ein Köruchen Wahrheit ift doch daran.
jedenfalls fteht feft. daß man in den langen
Friedensjahren im Generalftab eifrig an
der Arbeit war. iiber die Pläne unfrer
eventuellen Gegner au fait zu bleiben,
Die rechte Hand des Generalftabschrfs ift
begreiflicherweife fein erfter Adjutant. und
diefe Stellung zu erhalten. gilt als eine
ganz befondere Auszeichnung. man kann
wohl fagen. fie ift das Ziel jedes Offiziers.
der fich in den inapp bemefienen freien
Stunden während des aufreibenden Front-
dienftes fiir das Examen zur Kriegsakademie
vorbereitet. Jft der große Wurf gelungen.
und folgt nach der langen clkriifungszeit auf
der Akademie fchließlich die Kommandierung
zum Generalftabe. dann fagt fich allerdings
wohl manch einer: in den hohen Regionen
wird man nur gar zu leicht „erkannt“.
das Vöftchen ift ja fehr ehrenvoll - aber
in der Provinz gelten die kartnoifinroten
Streifen mehr. und fo befcheiden fich viele.
denn einer kann es fchließlich doch nur
werden.

Major Artur Otto Karl von Fabeck.
der die Ernennung zum erften Ad-
jutanten beim Chef des Großen General-
ftabes erhielt. ift der ältefte Sohn des
Oberften a. D. Artur von Fabeä. eines
Bruders des an der Spitze des Garde-
Schiitzen-Bataillons bei St. Privat 1870
gefallenen Majors Hugo von Fabeck; die
Mutter des Adjutanten. Olga geborene von
Beneckendorff und von Hindenburg aus

dem Haufe Neubert. ftarb 1879 in Stral-
fund, Karl von Fabeck wurde am 6. Mai
1867 in Hannover geboren und im Ka-
detten-Korps erzogen. aus welchem er 1888
als Offizier in das Königin Elifabeth
Garde-Grenadier-Regiment Nr. 3 eintrat.
1890 zur Kriegsakademie kommandiert. ftand
er fpäter als Hauptmann im Generalftabe
der 3. Divifion in Stettin und wurde
dann zum Großen Generalftabe oerfeht.
Major von Fabeek ift feit dem L4. Mai 190l
mit Johanna Antoinette Sophie Dorothea
geborenen von Reiche vermählt. aus welcher
Ehe ein Sohn Siegmar entftammt. So-
wohl der Hauptmann und Kompagniechef
im Garde-Schüßen-Bataillon Wolfgang von
Fabect wie der friiher in Breslau beim
Generalftab des 7|. Korps ftehende Haupt-
mann Hans von Fabeck find jüngere Brüder
des neu ernannten Adjutanten; Exzellenz
Mar von Fabeck. der im Januar zum
ttommandierenden General des l5. Armee-
korps in Straßburg ernannt wurde. ift
ein Vetter der oben genannten Offiziere,
denn der Vater des nommandierendeu war
ein älterer Bruder des Vaters Major Karl
von Fabect. Bei dem Wechfel iin Kom-
mando des [5. Korps ereignete fich zu
Anfang des Jahres übrigens der feltene
Fall. daß der Nachfolger. Exzellenz von
Fabeck. friiher in Straßburg eintraf. als
der ..blaue Brief“. fiir den auf fein Gefnch
feiner Stellung enthobenen General der
Infanterie Exzellenz Hentfchel von Gilgen-
heitn. den diefer zwar auf Grund feines
eingereichten Abfchiedsgefuches wohl er-
wartete. der jedoch nicht mit jener Vlißzugs-
gefchwindigkeit ..die wunderfchöne Stadt"
erreichte. wie der fich auf feinen hohen
Vvften begebene neue H erri

Die diesjährige afrikanifche Expedition des Herzogs Adolf Friedrich zu Mecklenburg

Nachdruck verboten.

Jn wenigen Wochen wird der Herzog
Adolf Friedrich zu Mecklenburg. der fchon
durch feine erfte wiffenf-haftliche Expedition
ins innerfte Afrika in die vorterfte Reihe

Hof und Gefellfchaft
unfrer bedeutendften Forfmungsreifenden
getreten ift, von neuem die Reife in den
„dunkeln Erdteil" antreten. Ueber die erfte
Expedition hat einer feiner Begleiter, der
Anthropologe Dr. Jan C z e k a n o w s ki,
in der erften Mainuinmer von „N o r d u n d
Süd" ausführlich berichtet. Ueber die
weite Expeditioin deren Dauer etwa
fünfzehn Monate beträgt, macht der He r-
zog folgende intereffante Mitteilungen:
Die Pläne für die Expedition ftehn
nunmehr endgültig feft Nichh wie zuerft
beabfiihtigi, wird die Expedition von Kribi,
dem fiidlichften Hafen Deutfch-Kamerun?-
und durch den Urwald unfrer deutfchen
weftafrikanifchen Kolonie bis ins fran-
zöfifche Gebiet weitermarfchieren, fondern
die Reife geht von Hamburg ab t). Juli
direkt bis nach Borna an die Mündung
des großen Kongoftroms. Unterwegs
follen allerdings flüchtig Togo, Duale.
Atome?, Gabnni befucht werden. Von
Borna beziehungsweife Matadi aus geht
es mit der Eifenbahn nach Leopolduille am
Stanley-Pool und von dort mit einem
eigens dazu von der deutfchen Südkamerun-
gefellfchaft gemieteten Dampfer den Kongo
aufwärts bis Jrebu, und von dort den
Ubangi aufwärts bis Fort de Poffel Von
diefem befeftigten Plätze aus beginnen dann
die wiffenfchafilichen Exkurfionen. Der
Vielfeitigkeit der Aufgaben entfprechend
wird fich, genau wie das letzte-nal, die
Stammexpedition in Sonderexpediiionen
auflöfen, an deren Spihe je ein Mitglied
der Hauptexpedition tritt. Hierdurch wird
es möglich. “das gefamte umfangreiche
Gebiet zwifchen dem Tfadfee im Norden
und dem Kongo im Süden aufs forgfältigfte
zu durchforfchen. Die Gebiete, die auf
diefe Weife planmäßig und erfchöpfend
für die Wiffenfchaft erfchloffen werden
fallen, find das Flußgebiet des Ubangi
und Uefle, des Schari und Logone und
das Tfadfeegebiet. Mitten in diefem
Länderftrich- in Archambault, werden fich
die Expeditionsmitglieder nach etwa nenn-
monatiger Arbeit in einem Standlager
wieder zufammenfindenf worauf der eine
Teil der Expedition nach Weften durch
den Süden Kameruns den Weg zur Weft-
küfte antreten wird, während der Hauptteil
der Expedition nach Offen dura) Dor
Fertit- Kati. Bahr el Ghafal bis an den
Nil oordringen fall. Auf dem Nil geht
cs dann nach fünfzehnmonatiger Arbeit
wieder heimwärts. Teilweife werden oon
der Erpedition. die wie die letzte nur zu
wiffenfchaftlichen Zwecken unternommen

wird, noch gänzlich undurehforfchte Gebiete
berührt, daher oerfpricht auch die Ausbeute
wiederum außerordentlich intereffant und
reichhaltig zu werden. Sämtliche Mit-
glieder der diesjährigen Expedition waren
bereits längere Zeit in Afrika tätig, zum
“Teil fogar bei der letzten Unternehmung
im Innern. Als Ethnograph und Ex-
peditionsführer wird Oberleutnant von
Wiefe und Kaiferswaldau wiederum dem
Expeditionsleiter unterftellt, als Arzt und
Anthropologe wird fich Brofeffor Dr.
H a b erer- der zurzeit als Regierungs-
arzt in Kamerun angeftellt ift. an Ort
und Stelle der Expedition anfchließen.
l)r. S chulße findet als Geograph und
Topograph Verwendung. ()['. Schuboß,
der wie l)r. Mi l d b re ad bereits bei der
„Deutfchen wiffenfchaftlichen Zentral Afrika-
Expedition“ 1907-1908 erfolgreich tätig
war, wird als Zoologe, [)r. Mildbread als
Botaniker, die Reife mitmachen: außerdem
tritt als Expeditionsteilnehmer noch der
bekannte Tiermaler Heims hinzu.

Das fünfte deutfäze Vachfeft

Für das fünfte Deutfche Vaihfefd das
vom 4. bis 7. Juli in Duisburg ftattfindet,
haben die folgenden Künftler ihre Mit-
wirkung zugefagt: Frau Anna Stronck-
Kappel und Frau Tilly Eahnbleh-
Hin ken (Sopranf, Fräulein Maria
V hilip pi (Alt), Herr Kammerfänger Lud-
wig Heß (Tenor), Herr Profeffor Joh.
Meffchaert und Herr Arthur van Eweyct
(Vaß), Frau Wanda Land owska (Cem-
balo), die Herren Brofeffor Ernft von
Dohnannif Profeffor Julius Vuths
und Profeffor Georg S chu m a nn (Klavier),
Profeffor Henri Ma rtean und Profeffor
Bram-Elderin (Violinelf Profeffor
Friede, W. Franke und Organift Paul
Fif cher (Orgel), Kammeroirtuos Julius
M a n i g o l d (Flöte)7 Kammeroirtuos
Chriftian Döbereiner (Gambe). Leiter
des Feftes ift der .Königlmnd ftädt. Mufik-
direkter Walther J ofephf o n in Duisburg,

Hof und Gefellfchaft
König Eduard
als Sportsman
Nachdruck verboten.
König Eduard hatte als Rennftallbefißer
ganz hervorragende Erfolge, Außer dem
Derby, das er dreimal gewann, find feine
Farben faft in allen klaffifehen Rennen
Englands fiegreich gewefen. Volle 40 Jahre
hat der König dem Rennfpori gehuldigt.
Zum erftenmal trug im Jahre 1871 ein
Pferd feine Farben, und zwar bei einem
Steeplechafe-Meeting der 10. Hufaren, Aber
erft 9 Jahre fpäter war es dem damaligen
Prinzen von Wales oergönntr ein Rennen
zu gewinnen. Sein Leonidas fiegte im
April des Jahres 1880. Die fpätern Jahre
haben ihm dann mehr Erfolge gebracht,
obwohl eine Farben nicht allzuoft in der
Oeffentliehkeit erfchienen. Im ganzen haben
die Pferde des Königs 119 Nennen im
Werte von 2752260 Mark, alfo faft
3 Millionen, gewonnen. - Wohl noch nie
hat es einen Monarchen gegeben. der dem
Sport in jederlei Geftalt mit fo voller
Paffion gehuldigt hätteF wie der oerftorbene
Beherrfcher des Dreiinfelreiches. Was
König Eduard fiir den Rennfport feines
Landes bedeutete, ift allgemein bekannt.
Er warf abgefehn oon feiner Liebe für den
Tnrf und die Vollblutzucht, auch in allen
andern Zweigen des Sports ioohlerfahren,
er wußte einen Golffchläger ebenfo zu
handhaben wie das Billiardqueue; Cricket
hat er als jüngerer Mann häufig gefpielt;
dem Fußballfport zeigte er als Patron des
der Rugby-Union und der Football-Affo-
ciation ftets ein lebhaftes Jntereffe; feine
Teilnahme am Segelfport drilate den großen
feglerifehen Veranftalmngen feines Landes
einen befondern Stempel auf, und als
Jäger fuchte er ebenfalls feines gleichen;
erlegte er doch auf feiner Reife durch Zn-
dien auf einer Jagd, die der Maharadfcha
Jung Bahadoor in Nedal oeranftaltete, nicht
weniger als feihs Tiger an einem Tage.
Weniger bekannt ift, daß König Eduard
auch ein ausgezeichneter Reiter war Als
junger Prinz erhielt er von Charles Davis,
der ein heroorragender „Horfemann" und
44 Jahre lang Huntsmann der Königin
Viktoria war, Reitunterricht Als er eines
Tages beim Earl Spencer eine Jagd mit-
ritt fragte der Earl feinen alien Huntsmann
Charles Panne: „Nun, was halten Sie
oom Prinzen von Wales?" - Der Ge-
fragte griff an feine Kappe und erwiderte:
„Wird ein famofer König werden* mein
Lordi" - „So, das freut mich", entgegnete
Carl Spencer „und warum denn?" -

„Er fißt fo gut im Sattel, mein Lord",
war die Antwort. Der damalige Prinz
von Wales foll über diefe Begründung auf
das höfliehfie beluftigt gewefen fein, . .

Aus der Gefellfrhaft

Die 125 Mitglieder des V e reins
Berliner Kaufleute und Zn-
d u ft r i e l l e r7 die zum Befuch der Welt-
ausftellun nach Brüffel gekommen find,
haben oerfchiedene Studiengänge durch die
deutfchen Hallen unternommen. Sie wur-
den oon drei Reichstommiffaren oor dem
Eingang des deutfchen Saales mit liebens-
würdigen Worten begrüßt. Der Vorfißende
des Vereins, Geheimer Kommerzien.
rat Jacob, dankte im Namen des
Vereins. Zu den Gäften gehören auch
zwanzig Damen.

Fiir den gefamten Inhalt verantwortliche-Or. E. E. Friedegg in Schöneberg -
Redakteur der Mufikbeigabe: Alex Jadaffohn in Berlin. - Druck von Richard Falk,
Berlin W. 66, Leipzigerftraße 115-16.
F Unoerlangte Manuffripte fenden wir nicht zurück, wenn ihnen 1
nicht Rüctporto beiliegt.

DOI

,*x*
-
. 4_
" .- _
.
. - '
z
71****
. W '
j.. .- ." * *;.
7"' -4 - e .
*' â€œRTV ' -L-*z'* ..
- k .*. ' j* ._ j' - ._' Ã–' 4_YR. F'* . -..j * .Q -
> â€œ' ., .F,
Maurice Maeterlinck
geb. 29. Auguft1862

* * p-
Nor-[WSW
oereiot mit WWW
Keutfche HalbmonafSj'chrifi
_1
Weg-?ben bonbcCürfRaölaWr
.MLunöSüö
I» *Z :avi-g. Hd. x55 Heft 408 ZweiteS Zunikyeft (N0

.Or an (lerne ereKun vereint' un
Ã¶etYl'Yjng- elellfihnfi? g 9
unFWefftng-Hoehfehuw SucYerï¬n..

Staatsminifter Richard Freiherr von Friefen:

Die innere Notwendigkeit des deutfch-franzöfifchen Krieges

In den erften Monaten des Jahres 1870 fehlen in Europa allgemeine
Ruhe zu herrfchen und dem oberflächlichen Beobachter nichts ferner zu
liegen- als die Befürchtung eines baldigen großen Krieges. Wer freilich
die Lage der Dinge etwas genauer zu beurteilen verftand. der konnte fich
nicht verbergen. daß ein Krieg Frankreichs mit dem Norddeutfchen Bunde
über kurz oder lang unvermeidlich feiF wenn auch wohl niemand glaubte.
daß er fchon in der alleruc'ichften Zeit ausbrechen werde. Schon im Herbfte
1869 hatte mir Graf Bismarck einmal in einem vertraulichen Eefpräch
gefagt: Er fehe einen baldigen Krieg mit Frankreich als eine nnabweisliche
Notwendigkeit an. Der Kaifer Napoleon lll. werde in feiner Stellung
nach innen immer unficheren habe aber auch feine frühere klare Entfchiedenheit
größtenteils verloren und mache in feiner inuern Volitik Fehler aller Art.
wodurch die Unzufriedenheit im franzöfifchen Volke fich immer mehr ver-
breite und die Macht fowie der Einfluß feiner prinzipiellen Gegner täglich
wachfe nnd für ihn gefährlicher werde. Es werde daher dem Kaifer bald
nichts übrig bleibenf als durch einen Krieg die Aufmerkfamkeit von der
inuern Lage ab nach auf-,eu zu wenden und womöglich durch einen fieg-
reichen Feldzug der Eitelkeit der Franzofen. die feine ruhmlofe. fchwächliche
Haltung im Jahre 1866 noch immer nicht vergehen hätten. zu fchmeicheln.
um dadurch feine eigene Stellung und die feiner Dunaftie von neuem zu

Ani 25, Februar 1884 verfchied in Dresden der fächfifche Staatsminifter a. D.
Richard Freiherr bon Friefen. ein Mann. der unter drei Königen des Haufes
Wettin eine lange Reihe von Jahren die wichtigften Staatsämter bekleidet und
fich um fein Herrfcherhaus wie um fein eugeres und weiteres Vaterland große und
bleibende Verdienfte erworben hat. Die Vielfeitigkeit feines reichen Wiffens. feine
Detailkenntnis der Verhältniffe des Landes und der Gefchäfte. feine erprobte Er-
fahrung, feine bewundernswerte Arbeitskraft und Ansnnßung der Zeit machten es
ihm möglich. jiberall leitend.ratendf befferud und helfend einzugreifen. Während

befeftigen. Auch für den Norddeutfchen Bund wäre ein Krieg mit Frank-
reich nicht nur unvermeidlich fondern auch notwendig, denn folange die
jeßige unfiihcre Lage Frankreich gegenüber dauerex fei an eine gedeihliche
Entwicklung und Sieherftellung der Verhältniffe auch bei uns nicht zu
denken. Judeffem fügte er beiF der Norddeutfche Bund müffe fich zwar
für alle Falle vorbereiten, habe aber gar keinen Grund, felbft den Auobruch
einer. Krieges zu oeranlaffenr oder auch nur zu befehleunigem wenn er von
Frankreich beabfichtigt würde. Der Bund könnte ruhig zuwarten und bei
einem Auffchub des Krieges nur gewinnenf denn feine militärifche Kraft,
die Zahl der in den Waffen geübten Soldaten- über die er gebieten könner
wachfe noch mehrere Jahre hindurch bedeutend. Die preußifche Militär-
oerfaffung, durch die den Referven der Armee alljährlich eine große Menge
geübter Soldaten zugeführt und eine ebenfo große neu ausgebildet werde-
fei in den neuerworbenen preu'ßifchen Vrooinzen- wie Königreich Saehfen
und in den iibrigen Bundesftaalen erft feit wenigen Jahren eingeführt- die
Landwchr diefer Länder und Provinzen hätte daher ihre normalmiißige
Höhe noch nicht erreichtr fodaß in den nächften 4-5 Jahren eine
Vermehrung unfrer Streitkräfte nm jährlich etwa 40000 Mann zu erwarten
fei. Auch mit Rückficht auf die Verhältnifie des Bundes zn den füd-
deutfcheu Staaten liege es- wie Graf Bismarck noch befonders hervorholr
in unferm Intereffej Lüthi felbft den Anlaß zu einem Kriege zu geben-
denn auf Grund der mit diefen Staaten im Jahre 1866 abgefchloffenen
Verträge könnten wir- wenn der Krieg von Frankreich erklärt oder un-
vermeidlich gemacht würder mit voller Beftimmtheit auf ihre Hilfe rechnem
was„ wenn wir der angreifende und prooozierende Teil wärenf wohl kaum
der Fall fein dürfte. Diefe Anfnhten fchienen mir der* wirklichen Sachlage
vollkommen zu entfprechenr fie gewährten zwar auf der einen Seite die
Sicherhciß daß oon von fetten des Norddeutfchen Bundee keine Provokation
zum Kriege erfolgen werder erregten aber doch auf der andern Seite die
Befürchtung: daß der Kaifer Napoleom der ja unfre Militciroerfaffungx
in deren Folge die Armee des Bundes noch einige Jahre hindurch ftetig
feiner letzten Lebensjahre lebte Friefen ganz in der Zuriickgezogenheitr feine Muße
mit literarifchen Arbeiten und der Niederfchrift feiner Memoiren ausfüllend. Im
Jahre 1880 erfchienen die erften Bände von Friefens Erinnerungen. Nun liegt
auch der dritte Band vor (herausgegeben vom Wirklichen Geheimen Rat Heinrich
Freiherrn von Friefen). Diefer dritte Band umfaßt die Zeit von 1866 bis 1876:
die Periode, in die die Gründung des Deutfehen Reichs fälltj an deffen Ausbau Friefen
in einflußreirher Stellung teilgenommen hat. Mit Erlaubnis des Verlags Wilhelm
Baeufch in Dresden entnehmen wir dem neuen wertvollen Bande diefe kurze Probe.

anwachfen mußte. ebenfalls genau kannte. geneigt fein möchte. den Ausbruch
des nun einmal von allen Seiten als unvermeidlich angefehenen Krieges
eher zu befchleunigen. als zu verfchieben. Indeffen lagen doch auch in
diefer Richtung damals noch keine beftimmten Anzeichen vor.
Im Frühjahr 1870 trat der König von Preußen feine gewohnte Badereife
nach Ems an. Graf Bismarck begab fich aufs Land.unddieprenßifchen Gefandten
an den großen Höfen gingen zum größten Teil in gewöhnlicher Weife auf
Urlaub. Dagegen wurden in den erften Monaten des Jahres 1870 von
Berlin aus nach einer andern Richtung hin verfchiedene. aber ganz un-
beftimmte Gerüchte verbreitet und in Berliner diplomatifchen Zirkeln glaubte
man zu bemerken. daß eine ganz unerwartete politifche Aktion vorbereitet
werde. und in einigen öffentlichen Blättern. denen man intime Beziehungen
zum auswärtigen Amt zutraute. wurden ähnliche Gerüchte in ziemlich un-
klarer Weife verbreitet.
Ich hatte im verfloffenen Winter und im Frühjahr faft ununterbrochen
an heftigen rheumatifchen Schmerzen gelitten. und mein Arzt hatte mir
deshalb eine baldige ernfte Kur in Wiesbaden dringend empfohlen. Da
die Lage der allgemeinen Berhältniffe keine außerordentlichen Vorkommniffe
für die nächfte Zeit befürchten zu laffen fchien. fo befchloß ich. den mir
bewilligten Urlaub jeßt zu benußen und mich in erften Hälfte des Juli
nach Wiesbaden zu begeben, Ehe ich dies jedoch ausführen konnte. trafen
unerwarteter Weife Nachrichten ein. die den Ausbruch eines heftigen Konflikts
zwifcheu Frankreich auf der einen und Preußen auf der andern Seite
verkündeten. Am 6. Iuli hatte der franzöfifche Minifter der auswärtigen
Angelegenheiten. Herzog von Gramont. in der Sißung des gefeßgebenden
Körpers offiziell mitgeteilt. daß der Marfchall Prin dem Prinzen Leopold
von Hohenzollern-Sigmaringen die Krone von Spanien angeboten und der
Prinz fie angenommen habe mit der Erklärung: Frankreich habe zwar die
größte Achtung vor den Rechten und der Willensfreiheit der fpanifchen
Nation und nicht im entfernteften die Abficht. fich in die innern Angelegen-
heiten Spaniens zu mifchen. aber es könne deffen ungeachtet nicht dulden.
daß eine fremde Macht das europäifche Gleichgewicht zum Nachteil Frank'-
reichs ftöre und den Intereffen fowie der Ehre Frankreichs Gefahr bringe.
Dies werde nicht gefchehn. dafür rechne er auf die Weisheit der deutfchen
und auf die Freundfchaft der fpanifchen Nation. Sollte es aber anders kommen.
fo werde die Regierung des Kaifers wiffen. ihre Pflicht ohne Zaubern. ohne
Schwachheit zu erfüllen. Diefe fhroffe und drohende. direkt gegen Preußen
gerichtete Erklärung erfchien um fo auffallender. als ihr offenbar keine

Vernehmungen mit der preußifchen Regierung vorangegangen waren; fie
war kaum anderst als dadurch zu erklären- daß der Kaifer Napoleon
die beftimnite Abficht hatte-f diefe Gelegenheit zum Kriege mit Preußen zu be-
nußen. Durch diefe Erklärung und durch die heftige Sprache der unter
dem Einfluß der Regierung ftehenden Preffe wurde in Paris die größte Auf-
regung hervorgebrachtf der Haß gegen Preußen auf die Spiße getrieben und
allgemein die Meinung verbreitetF daß der Krieg zweifellos beoorftehe.
In Berlin erfuhren wir gar nichts. Unfer Gefandter war auf UrlaubX
es war aber auch momentan in Berlin niemand anwefendF von dem über
die wahre Sachlage etwas zu erfahren gewefen wäre. Der preußifche
Gefandte in Dresden- Herr von Eichmannr war ebenfalls ganz ohne Nach-
richt. Da fchien ganz plößlich eine oollftc'indige und durchaus friedliche
Änderung in der Sachlage eingetreten zu fein. Der Fiirft Anton von
Hohenzollern-Sigmaringen hatte unter dem 12. Juli dem fpanifchen
Minifterpräfidenten angezeigh daß fein Sohn- Prinz Leopoldx auf die Krone
von Spanien verzichtet haber und damit fchien jeder Anlaß zu einer Ver-
ftimmung Frankreichs: jeder denkbare Grund zu einer kriegerifchen Ver-
wicklung zwifchen Frankreich und Preußen befeitigt zu fein. Nach der
Prooinzial-Korrefpondenz vom 13. Juli war Graf Bismarck vom König
nach Ems berufen worden und deshalb von Varzin zunächft nach Berlin
gereift- hatte aber hier am 12. die Nachricht von der Verzichtleiftung des
Prinzen von Hohenzollern erhalten und fich daraufh offenbar in der Über-
zeugung, daß die Gefahr wenigftens für die närhfte Zeit vorüber fei- wieder
nach Varzin zurückbegeben.
Unter diefen Umftiinden trat König Johann eine feit längerer Zeit
fchon beabfichtigte Reife in einige Landesteile. an„ und auch ich glaubte
nunmehr) meine Kur in Wiesbaden um fo unbedenklicher antreten zu
könnem da ich„ wenn doch eine Sißung des Bundesrats in der nächften
Zeit ftattfinden follter auch von dort aus fehr fchnell in Berlin fein
konnte. Am 14. traf ich in Wiesbaden ein. An demfelben Tage erhielt
Minifter von Noftiz-Wallmißr der in meiner Abwefenheit das Minifterium
der auswärtigen Angelegenheiten verwaltete nachftehende Note des Königl.
prenß. Gefandten Herrn von Eichmann: „Dresden den 14. Juli 1870.
Eurer Excellenz bin ich durch ein mir in der Nacht zugekommenes Tele-
gramm des Herrn Kanzlers des Norddeutfchen Bundes beauftragtr folgen-
des ergebenft mitzuteilen: Nachdem die Nachrichten von der Entfagung
des Erbprinzen von Hohenzollern der Kaiferlich Franzöfifehen Regierung
von der Königlich Spanifchen amtlich mitgeteilt worden find- hat der
franzöfifwe Botfchafter in Ems an feine Majeftät den König noch die

cForderung geftellt- ihn zu antorifierenx daß er nach Paris telegraphiere„
daß feine Majeftät der König fich für alle Zukunft oerpflichter niemals
wieder feine Zuftiinmnng zu geben- wenn die Hohenzollern anf ihre
Kandidatur wieder znrückkommen follten, Seine Majeftc'it der König hat
es darum abgelehntr den franzöfifchen Botfchafter nochmals zu empfangen
und demfelben durch den Adjutanten vom Dienft fagen lafien- daß Seine
Majeftät dem Boifchafter nichts weiter mitzuteilen habe. Genehmigen ufw.
Eichmann.“ An deinfelben Tage- 14. Juli fpät abend„ noch ehe ich
von diefer Note nnd von der inmittelft eingetretenen neuen Berioicklnng
Kenntnis erhalten hattey bekam ich ein direkt nach Wiesbaden gerichtetes
Telegramm des Bräfidenten des Bundeskanzleramts- Minifters Delbrück-
mich zur Teilnahme an einer auf den 16. Juli nachmittag 2 Uhr an-
beranmten Sitzung des Bundesrats fchlennigft in Berlin einznfinden.
Über den Zweck der Sihnng und die dabei zu behandelnden Gegen-
fta'nde enthielt das Telegramm keine Andeutung. Ich gab daher meine
noch gar nicht begonnene Kur fofort auf nnd reifte am 15. Juli nachmittag
mit dem Kurierzug iiber Frankfrirh ohne Dresden zu berühren! direkt nach
Berlin, zeigte dies auch telegraphifih in Dresden an, In Kaffe(traf ich
mit dem preußifchen Minifter des Innern Grafen Eulenbnrg zufaininein
der unmittelbar von Ems kam und mirx da wir bis Berlin allein in
einem Knpee waren- alles mitteilter was inzwifrhen dort vorgekommen
war- namentlich daß der Kaifer Napoleon durch die Verziihtleiftnng des
Erbprinzen von Hohenzollern noch nicht befriedigt fei- vielmehr von dem
Könige von Preußen noch eine bindende Erklärung darüber verlange daß
er auch in Zukunft die Kandidatur des Vrinzem wenn fie wieder aufge-
nommen werden follter nie genehmigen werder daß der König diefe unber-
fchämte beleidigende cForderung abgelehnt habe- was darauf in Ems ge-
fchehem und daß nunmehr eine Kriegserkla'rung Frankreichs täglich zn er-
warten fei. Ich war daher von der Sachlage ziemlich genau unterrichtetf
als ich in den fpiiten Vormittagsftunden des 16, Juli in Berlin ein-
traf. Die Sigung begann gegen 2 Uhr unter dem perfönlirhen Vorfih
des Bundeskanzlers. Ich trat in diefe ohne jede Jnftrnktion ein. Eine
folche fchien mir aber auch wenn und infoiveit die Frage iiber Krieg und
Frieden in der Sißung znr Sprache kommen folltex unnötig zn fein- da
die Entfcheidnng darüber nach der Verfafiung des Norddentfchen Bundes
nicht dem Bundesratß fondern dem Bundespräfidinm znftand und daher
eine Übereinftimmnng deshalb garnicht znftande kommen konnte.

Maurice Maeterlinck:
Der blaue Vogel
Gin Märchenfpiel in 5 Aufzügen und 10 Bildern
Deutfeh von Stephan Epftein.
Verfonen:
Zauberin Berylune
Nachbarin Berlingot
Vater Th(
Mutter Th!
Großvater Thl
Großmutter Thl
Die Brüder Tplthl's
Die Schweftern T lthl's
Der Genius der eit
Die Nacht
Die kl. Tochter der Nachbarin Beriingot
Der _und Egenannt Thlo)
Der Kater genannt Thiette)
Das Brot
Der Zucker
Das Feuer
Das Waffcr
vcrftorben
Der Wolf
Der Oehfe
Das Schwein
Die Kuh
Der Stier
Das Schaf
Der Haie
Das Vferd
Die Eiche
Die Ulme
Die Buche
Die Linde
Die Fichte
Die Zhpreffe
Der Kaftanienbaum
Der Epheu
Die Vappel
Die Trauerweide
Sterne. Krankheiten. Finfternis 2c-
Bilderfolge:
d..
. Bild (Aufzug l t
Aufzug l] :
Aufzug ll'
Aufzug l|l
Aufzug l' :
Aufzug in
Aufzug ll/ :
Aufzug li :
Aufzug Kt :
DBVBBÄÖBO
ZJZKÄTLJK
p..
Aufzug ll : B
Das Haus des Holzknechtes
ei der Fee
Das Land der Erinnerung

r Der Valaft der Nacht
: Der Wald
Vor dem Vorhang
: Der Friedhof
Das Reich der Zukunft
Der Abfchied
Das Erwachen
M6

Der blaue Vogel
Koftüme:
Thlthl: Kleidung des Däumlings in den Märchen Verrault's: kurzes-
zinnoberrotes ösehen. kurzes zartblanes Röckchen. weiße Strümpfe. Schuhe oder
Stiefel aus ge bein Leder.
Mhthl: Gretchen- oder Rotkäppchen-Kleidung.
Das Licht: Mondfcheinfarbenes Kleid. d. h. aus blaffem Gold und
Silberflor. fchillernden Schleiern. die gleichfam Strahlen bilden 2e. Neugriechifcher
oder englifch-griechifcher Sthl. in der Art Walter Erane's. oder aber mehr oder
weniger Empire. - Hohe Taille. bloße Arme 2e. Kopfbedeckung: Eine Art Diadem
oder eine leichte Krone.
Zauberin Berhlnne. Nachbarin Berlingot: Klaffifches
Koftiim der Bettleriu in dem Kindermärchen. Jm erften Aufzug kann die Ver-
wandlung der Fee in eine Vriuzeffiu unterbleiben.
Vater Thl. Mutter Thl. Großvater Thl. Großmutter
Thl: Kleidung der Holzknechte und deutfchen Bauern in den Grimm'fchen
Märchen.
Die Brüder und Schweftern Thlthl's: Varianten des Däum-
ling-Koftiims.
D i e Z e i t: Klaffifches „Ehronos"-Gewand: Faltiger fchwarzer oder dunkel-
blauer Mantel. weißer wallender Bart. Seufe. Sanduhr,
Die* N a (ht: Weite fchwarze. geheimnisvoll geftirnte Kleider mit dunklem.
rotbrannem Glanz. Schleier. dunkle Mohnbliiten 2c.
Das kleine Mädchen der Nachbarin: Leuchtendes blondesHaar.
langes weißes Kleid.
Der Hund: Roter Frack. weiße Hofe. Lackftiefel. Hut aus Glanzlein-
wand. Die Kleidung erinnert mehr oder weniger an die John Bulls,
Der Kater: Koftiim des geftiefelten Katers: gepuderte Verriicke. Drei-
fpiß. himmelblaues Gewand. Galauteriedegen 2e. Die Gefichter des Hundes und-
des Katers diirfen nur andeutungsweife Tiercharakter tragen.
Das Brot: Ueberladenes Vafcba-Gewand, Weiter Talar aus rotem
Sammt oder roter Seide mit Goldbrokat. Weiter Tur-ban. Breiter Vallafch.
Ungeheurer Bauch. rotes. anfgedunfenes Geficht.
De r Zucker: Seidenes Erwachen-Gewand. halbweiß. halbblan. an die
Packung der Zucker-hüte erinnernd. Kopfbedeckung. wie die Serailwärter.
Das Feuer: Rotes Trikot. Voneeau-roter Mantel mit fchimmernden
Reflexen. Goldfiitternng. Feuerfarbiger Federbufch.
Das Waffer: Gewand in „Weiterfarbe“ aus dem ..Märchen von der
Efelhaut" d. h, bläulichen oder meergriines Kleid mit transparenten Reflexen.
riefelnden Gazefchleiern. ebenfalls neu* oder englifeh-griechifch. jedoch viel weiter
und wallender. Algen oder Schilfrohr.
Die Tiere: Volks- oder Bauerutrachten.
Die Bäume: Kleidung in den verfchiedenen Abftufnngeu der griinen
rbe oder mehr oder weniger an Baumrinden erinnernd. Attribute: Blätter oder
weige. an denen fie kenntlich find.

1. Aufzug
1. Bild:
Das Hans der Holzknechte.
(Das Innere einer Holzknechthütte; einfach, ländlich* aber nicht armfelig. -
Kamin mit Manteh unter dem ein Holzfeuer fchlummert, Küchengeräte7 ein Schrank,
ein Brotkaften, eine Standuhr mit Gewichtem ein Spinnradf ein Wafferbecken
ufw. Auf dem Tifch eine brennende Lampe. Am Fuße des Schrankesf die Nafe
zwifchen den Pfotenf ein Hund und eine Frage; zwifchen den beiden ein großer
Zuckerhut, weiß und blau, An der Wand hängt ein runder Käfig mit einem Turtel-
täubchen. Jm Hintergrunde zwei Fenfter; die Fenfterladen find von innen ge-
fchloffen. Am Boden, an einem der Fenfter, ein Scheme-l. Links die Eingangstüre
mit einem großen Riegel. Recht-Z ebenfallß eine Tür. Eine Leiter-f die zum Dach-
boden hinaufführt. Rechts zwei kleine Kinderbetten, zu deren Fußende auf zwei
Stühlen fanber zufammengelegte Kleider.)
Beim Aufgehen des Vorhanges liegen Thlthl und Mhthl in ihren Bettehen
in tiefem Schlaf. Mutter Thl ftreicht die Bettdecken zurecht. beugt fich über die
Kinderf betrachtet fie einen Augenblick und ruft mit einem Zeichen Vater T171, der
den Kopf zur-Türfpalte hereinfteckt. Mutter Thl legt den Finger auf den Mundf
um ihm Schweigen zu gebieten,und geht dann nach rechts auf den Fnßfpihen, indem
fie gleichzeitig die Lampe auslöfcht. -
Die Bühne bleibt einen Augenblick ganz in Dunkelheit gehülltf dann aber
wird fie. allmählich und zwar immer ftiirker von einem durch die Spalten der Fenfier-
laden dringenden Licht erhellt, Die Lampe auf dem Tifch entzündet fich von felbft,
aber ihre Flamme hat nicht diefelbe Farbe7 wie vorhin, als fie Mutter Thl ausblies.
Die beiden Kinder erwachen fcheinbar und richten fich in ihrem Veilchen filzend auf.
Thlthl: Mhthl?
Mhthl; Thlthl?
T h lthl: Schliifft du?
Mhthl: Und du?
T h l t h l: Ich? Nein! Wie könnt ich fonft mit dir reden?
M h t hl: Heute ift Weihnachten, nicht?
T t) l t hl: Noch nicht. Erft morgen. Aber diefes Jahr bringt der
'Weihnachtsmann nichts.
M h t h l: Warum denn?
T h l t t) l: Ich hörteF wie Mutter fagtef fie hätte kein Geld gehabt.
in die Stadt zu gehen und ihm's zu fagen . . . Aber nächftes Jahr kommt er
ganz beftimmt . . .
M h t t) l: Jft das lang. bis niichftes Jahr?

T hlthl: Kurz ift es nicht... Zu den reichen Kindern kommt er
aber heute Nacht!
M1) t hl: Soo?
Thlthl: Da fchau het! Mutter hat die Lampe vergehen! Ich
habe eine Idee!
M h t h l: ? -
T hlthl: Wir ftehen auf!
Mhthl: Das darf man nicht....
T h l t h l: 's ift doch niemand da . . . . Siehft du die Fenfterliiden ?“
M h t h l: Oh! Was iind fie hell!
T hlth l: Das ift die Feftbeleuchtung.
Mhthl: Was für ein Feft?
T t) l t hl: Da gegeniiber7 bei den reichen Kindern. Die haben
nämlich einen Weihnachtsbaum . . . Wir machen die Läden auf.
M h t hl: Darf man denn?
T r) l t h l: Natürlich! 's fieht doch keiner. . . Hörft du die Mufik?
Auf!! (Die beiden Kinder ftehen auf- laufen zu einem der Fenfter- fteigen auf
den Schemel und öffnen die Laden, Das Zimmer ift von außen hell erleuchtet.
Die Kinder fchauen neugierig hinaus.)
M 1) t hl (findet nur ein ganz kleines *Plätzchen auf dem Scheme!) : Ich
iehe nichts . . . .
T hlthl: Es ichneit . . . da kommen zwei fechsfpännige Karofien!
M h t h l: Zwölf kleine Jungen fteigen aus dem Wagen.
T h l t hl: Dummchen, das find doch Mädchen!
M hlthl: Sie haben aber doch Hofen an. *
T n l t hl: Das verftehft du nicht! Und dann . . . ftoß mich nicht in
einem fort.
M h t hl: Ich habe dich nicht angerührt!
T t) (t h l: (der fich auf dem Scheme! breit gemacht hat): Du nimmft mir
den ganzen Vlaß weg,
Mh t hl: Ich habe ja gar keinen Vlaß!
T hlthl: Still! Man fieht den Baum!
Mhthl: Was für einen Baum?
T h lt h l: Den Weihnachtsbaum! Du fchauft immerzu auf die
Mauer!
Myth!: Ich fchaue auf die Mauerf weil ich keinen Vlaß habe.
T h l t y l (überlößt Mntnl einen ganz kleinen Maß auf dem Schemel): Da!
Bift du jeßt zufrieden? Haft du nicht den beften Vlaß? Oh! die vielen
Lichter! die vielen Lichter!
M ht hl: Was machen denn die- die io viel Lärm fihlagen?
T hlthl: Die machen Mufik!
Mytyl: Sind fie böie?
T h l t h l: Nein! aber es ift arg fchwer.
*My t hl: Noch ein Wagen mit weißen Pferden!
Tyltyl: Still! Schau dort hin!

M h t h l: Was hängt denn von den Zweigen herab, wie Gold?
Thlthl: Spielzeug was denn fonft? Säbel und Flinten und
Soldaten und Kanonen . . . ,
Mhthl: Nat und Puppen. . . . haben fie die auch aufgehängt?
T h l t h l: Puppen? Neinf das ift zu dumm! Das freut fie nicht!
M y t h l: Und um den Tifch herumf was ift denn das alles?
T h l t h l : J-laden7 Früchtef Schaumkuchen . . . .
My t hl: Wie ich noch ganz klein war, habe ich einmal davon gex
n.
T h l t h l: Ich aueh, Beffer ift's fchon, als Brot, aber man bekommt
davon zu wenig.
My t hl: Die drüben haben nicht zu wenig. . . den ganzen Tifch
-voll. Werden fie all das aufeffeni>
T h l t h l: Sicher! Was follen fie fonft damit anfangen?
M h t h l: Warum effen fie dann nicht gleich?
T v l t h l: Weil fie keinen Hunger haben!
Mhtyl (verwundert): Sie haben keinen Hunger?> Warum?
T hl t hl: Weil fie zu effen bekommen, wann fie wollen.
M t] t h l (ungläubig): Alle Tage?
T h lt hl: Man fagts wenigftens!
Mt) t hl: Werden fie alles aufeffen? Werden fie was hergeben?
T h l t hl: Wem?
M h t h l: Uns!
T h l t hl: Sie kennen uns ja nicht!
M h t hl: Wenn man fie drum bitten tät'?
Thlthl: Das tut man nicht!
M h t h l: Warum?
T hlthl: Weils nicht erlaubt ift!
M h t vl (fiblägt in die Hände): Oh find die aber hübfch! Sieh' mall
T h l t hl (begeiftert): Und wie fie lachem wie fie lachen!
M h t h l: Und die Kleinen tanzen.
T h l t h l: Jawohl, wir wollen auch tanzen. (Sie ftampfen vor Freude
*auf ihrem Schemel.)
Mhthl: Gottf ift das luftig!
T y l t h l: Jetzt gibt man ihnen Kuchen! Sie dürfen fie anrühren!
»Sie effen! fie effen! fie effen!
M h t h l: Die ganz kleinen auch *Z Sie haben zwei Kuchen, drei, vier]
T h l t hl (freudetrunken): Oh! Jft das gut! Jft das gut!
M h t hl (zählt die eingebildeten Kuchen): Ich habe zwölf Kuchen be-
kommen.
T h l t hl: Und ich viermal zwölf! Aber ich gebe dir davon auch was ab l
(Man klopft an der Eingangstür der Hütte.)
T h l t nl (plötzlich, fiiu und ängftlich): Was ift denn das?
M t) t hl (erfäfreckt): Das ift Vater! (Da fie mit dem Öffnen zögern,
„fieht man den großen Riegel ganz von allein mit Geräufch in die Höhe gehenf

die Türe geht ein wenig auf, gerade genugf um einem kleinen alten Weiblein
Durchlaß zu gewähren. Sie hat ein grünes Kleid an, dazu ein rotes Käppchen. Sie
ifi bucklig, einäugig und hinkt. Die Nafe und das Kinn berühren einander beinahe,
fie geht vorn über gebücktf auf eine Mücke_ geftüht. Es ifi ganz zweifellos eine Zauberin.)
Z a u b e rin: Habt Ihr hier vielleicht das fingende Kraut und den
blauen Vogel?
T h l t hl: Wir haben wohl Kräuter, aber fie fingen nicht . . . .
M h t hl: Thlthl hat auch einen Vogel. '
Thlthl: Aber ich geb' ihn nicht her,...
Zauberin: Warum denn nicht?
T hlthl: Weil er mir gehört.
Z a u b e rin: Das ift wohl ein Grund! Wo ift er7 dein Vogel?
T hlthl (zeigt auf den Käfig): Im Käfig.
Z a u b e rin (feßt ihre Hornbrille auf und betrachtet den Vogel): Ich mag
ihn nicht; er ift mir nicht blau genug. Ihr müßt mir den Vogel fuchen,
den ich brauche.
Thlthl: Aber ich weiß ja nichtf wo er ift .
Zaub erin: Ich auch nicht. Eben darum müßt ihr* ihn fuchen.
Ich kann fchließlich auf das fingende Kraut verzichten. Aber den blauen
Vogel muß ich unbedingt haben. Ich brauche ihn ftir mein Töchterchen,
das fehr krank ift, i
Thlthl: Was fehlt ihm denn?
8 aub erin: Das weiß ich nicht genau. Das Kind möchte gerne
glücklich fein.
T h l t h l: So e
Zauberin: Wißt Ihrf wer ich bin?
T h l t h l; Sie fehen ein wenig unferer Nachbarinf Frau Verlingot,
ähnlich.
Z a u b e rin (plöhlich wütend): Keineswegs!
damit zu tun. Unerhört! Ich bin die Zauberin Berhlune.
Thlthl: Ah fol
Z aub e rin: Und ihr müßt euch fofort auf den Weg machen.
T h l t h l: Kommen Sie mit uns?
Z a u b e r i n: Ganz unmöglich! Ich habe nämlich heute morgen den
Fleifchtopf aufs cFeuer gefeßtfund der benüßt jedesmal die Gelegenheit,
wenn ich mehr als eine Stunde fortvleibef um überzulaufen. (Deuiet nach-
einander auf die Deckef den Kamin und das Fenfter.) Wollt ihr da hinaus, oder
da, oder da?
T hlthl (deutet fehiichtern nach der Türe): Am liebften möchte ich da
hinaus.
Z a u b e rin (wieder böfe w--rd-ud): Das ift ganz ausgefchloffenl So
eine empörende Gewohnheit. (D -ut t rnfs Fenfter.) Wir werden da hinaus!
Nun? Worauf wartet Ihr?> Z ein ri (i) fofort an . . . . (Die Kinder gehorchen
und ziehen fich catch an.) Ich w-.lx Minen! helfen . . . , . Wo find denn eure
Eltern?
hat gar nichts

T t) l i 2]((deutet auf die Türe rechts): Da drinnen. fie fchlafen.
Z a u b e r i n: Und Großvater und Großmutter?
Thlthl: Tot. -
Z a n b e rin: Und deine kleinen Brüder und Schweftern? Habt
ihr welehe?
T hlthl: Jawohl. ja! drei Brüderchen!
M h t y l: Und vier Schwefterchen!
Zauberin: Wo find die?
Thlthl: Auch tot.
Z a u b e r i n: Wollt ihr fie fehen?
T hlthl: Ach ja! Sofort! Zeigen Sie fie uns!
Z a u b e rin: Ich habe fie nicht in meinem Sack! Aber es trifft fich
ganz ausgezeichnet. Jhr werdet fie wiederfehen. wenn ihr durch das Land der
Erinnerung kommt. Das liegt gerade auf dem Weg zum blauen Vogel.
Gleich links. nach dem dritten Kreuzweg. Was habt ihr denn gerade gemacht.
als ich geklopft habe?
T r) l t vl: Wir fpielten Kueheneffen.
Z au b erin: So. ihr habt Kuchen. wo find fie?
T n l t t) l: Da drüben! Jm Schloß der reichen Kinder . . . Sehen Sie
doch. wie herrlich! (Er zieht die Zauberin zum Fenfter.)
Z a u b e rin: Aber es find doch die anderen. die die Kuchen effen.
T h l t h l: Jawvhl. aber man fteht es ganz deutlich.
Z a u b e ri n: Und du bift ihnen nicht neidifch?
-Thlthl: Ja. warum denn?
Za ube rin: Weil fie alles allein aufeffen. Ich finde es häßlich.
daß fie euch nichts davon abgeben.. . .
T h l t hl: Aber nein. warum follten fie? Sie find doch reich! Jft
das fehön bei ihnen. was?
Z a u b e rin: Nicht fchöner. als bei euch.
T h l t h l: Hm! Bei uns ift's dunkler. viel kleiner. keine Kuchen . . ,
Z a u b e rin: Es ift genau. wie drüben. Nur fiehft du es nicht.
Tylthl: Aber ja. ich fehe fehr gut. ich habe vorzügliche Augen*
Jch kann die Stunde von der Turmnhr ablefen. Vater aber nicht. der fieht
nicht fo weit.
Z au b e rin (plötzlich fehr böfe): Ich aber fage dir. du fiehft nichts!
Siehft du mich denn richtig '.9 Wie bin ich *L Wie feh' ich aus? (Tvlthl fchweigt
verlegen.) Warum antworteft du nicht? Ich will wiffen. ob du richtig fiehft.
Bin ich fchön oder häßlieh? (Höchfte Verlegenheit Thlthls.) Willft du wohl ant-
worten? Bin ich jung oder alt? Bin ich rofig oder gelb? Hab' ich vielleicht
gar einen Höcker?
T h l t hl (verföhnlich): Nein. nein. er ift nicht fehr groß . . . .
Z a u b e rin: Doch. doch. wenn man fteht. wie du dreinfchauft.
könnte man glauben. er fei turmhoch. Hab' ich vielleicht auch eine krumme
Nafe? Und das linke Auge ausgefchlagen?

Hans Memling
rienbild
Ma

,-1.-
....,

T h lt t) l: Nein, nein) ich fag' ja nichts. . . Wer hat's Ihnen denn ausgefchlagen ? ,
Z a u v e r i n (immer erregtcr): Aber es ift ja gar nicht ausgefehlagen! Unverfchämter Vengel, du! Es ift viel fchöner als das andere) viel größer) viel heller und blau) wie der blaue Himmel! Und meine Haare) fiehft du fie?, . . Sie find blond) wie Weizen . . . Wie reines) fliiffiges Gold . . . Und ich habe fo viel davon) daß ich es kaum ertragen kann . . . Überall quillt es hervor. Siehft du) wie ich es mit meinen Händen ausbreite. (Sie zeigt zwei kurze Strähnen grauen Haares.)
Thlthl: Ja) ich fehe einzelne,...
Z aub erin (empört): Einzelne? Ganze Garben) Haufen) Wogen von Gold . . . . Ich weiß) ich weiß wohl, die Menfchen fageu) fie fehen fie nicht. Aber du) du gehörft nicht zu den dummen Blinden, nicht wahr?
T hlthl: Nein! Nein! Ich fehe fie vortrefflich, die nämlich) die fich nicht verftecken,
Z a u b e r i n: Das ift nicht genug. Du mußt die anderen auch fehen! Nur Mut! Sind die Menfchen doch merkwürdig! Seitdem es keine Zaube-rinnen mehr gibt, fehen fie nichts und wiffen nichts . . . Glücklicherweife habe ich bei mir alles) um blinden Augen das Licht wiederzugeben . . . , Was zieh' ich denn da aus meinem Sack?
Thlthl: Oh, das fchöne grüne Käppchen! Was blinkt denn da mitten auf der Schleife?
Z au b e rin: Das ift der große Demant, der fehen macht. . .
T h lt h l : Oh!
Z a u b e rin: Wenn man das Käppchen an hat) dreht man ein wenig den Diamanten von rechts nach links) z. B. fo) fiehft du ? Er drückt dann auf eine Beule auf dem Kopf) die kein Menfch kennt und, das macht dann fehen!
Thltyl: Tuts nicht weh?
Z a u b e rin: Im Gegenteil) es ift doch ein Zauberftein . . . Man fiel)t fofort) was fich im Innern der Dinge verbirgt: die Seele des Brotes, des Weines) des Pfeffer-s zum Veifpiel -
M h t hl: Sieht man auch die Seele des Zuckers?
Z au b e rin (plößlich wieder wütend): Natürlich! Ich haffe unnüße Fragen . Die Seele des Zuckers fteht nicht höher, wie die Seele des Bfeffers. So, und nun gebe ich euch, was ich habe) um euch beim Suchen nach dem blauen Vogel behilflich zu fein . . . Ich weiß wohl, daß der Ring) der un-fichtbar machh oder der fliegende Teppich) euch mehr von Nahen fein könnten . . . Aber ich habe fie in einem SchrankF deffen Schlüffel ich verloren habe. Beinahe hätte ich etwas vergeffen . . . . (Zeigt den Diamanten.) Hält man ihn fo, fiehft du? eine Umdrehung mehr und man fieht in die Ver-gangenheit, noch eine Umdrehung und man fieht in die Zukunft . . . . 's ift merkwürdig und praktifch und macht keinen Lärm.
T h l t h l: Vater wird ihn mir abnehmen.
Z a u b e rin: Er wird ihn ni>)t fehen. Keii Menfch kann ihn fehen,

folange du das Käppchen an haft . . . Verfueh's doch! (Setzt Tnltnl das grüne Köppchen auf.) Und nun drehe den Diamanten! So, eine Umdrehung und dann . . . . .

(Kaum hat Tt)Itt)l den Diamanten umgedreht, da vollzieht fich mit allen Gegen-fiänden eine plötzliche und wunderbare Umwandlung. Die alte Zauberin erfcheint als fchöne, herrliche Prinzeffin. Die Steine, aus denen die Hütte gebaut ift. beginnen zu leuchten, erblauen wie Saphire, werden durchfichtig, funkeln und blitzen gleich den reinften Edelftcinen. Die dürftigen EinriGtungsgegenftünde werden prächtig und bekommen Lebenf der leichte Holztifch wird gewichtig und vornehm, wie eine Marmortafel. das Zifferblatt der Uhr zwinkert mit den Augen und lächelt herab-laffend, wiihrend die Türe. hinter der das Pendel hin und her fchwenkt, aufgcht und den Stunden Durchlaß gewiihrth die fich die Hände reichen und hell lachend zu einer herrlichen Mufik den Reigen tanzen. Gerechte Verwunderung Thlthls, der auf die Stunden deutend ausruft)

T nlthl: Was find denn das fiir fchöne Frauen?

Z au b erin: Habe nur keine Angft, das find die Stunden deines Lebens.- die glücklich findf für einen Augenblick fichtbar zu werden.

T h l t h l: Und warum find die Mauern fo hell? Sind fie aus Mar-zipan oder aus Karfunkelftein?

Z a u b e r i n: Alle Steine find gleich. alle find edel. Menfchen fehen nur wenige . . . .

(Während fie fprechenf geht der Zauber feinen Lauf und wird immer voll-fiändiger. Die Seelen der Vier-Pfund-Brote ,Männchenf angetan mit brotrinden-farbenen Trikots arbeiten fich verduzt und mit Mehlftaub bedeckt aus dem Brotkaften und fpringen um den Tifch. Das Feuer, das aus dem Herd in fchwefelgelbem und zinnoberrotem Trikot hervorgekrochenkommtf gefellt fich zu ihnen, läuft ihnen nach, fich vor Lachen förmlich ausfchüttend.)

T h l t h l: Was find denn das für häßliche Männchen?

Z aub erin: Nichts von Bedeutung die Seelen der Vier-Pfund-Brotef die fich das Regiment der Wahrheit zu Nußen machen. um den Kaften zu verlaffen, in dem es ihnen zu eng war . . .

T h l t h l: Und der rote Teufel, der fo fchlecht riecht?

Zauberin: Pft! Nicht fo lautl..... Das ift das Feuer... ..- Es ift fehr bösartig! . . . . .
Aber die

(Diefes Zwiegefpräch hat die Entwicklung des Zaubers nicht unterbrochen. Der Hund und die Kaßef die zu beiden Seiten des Schrankes zufammengekauert lagen, fioßen gleichzeitig einen grellen Schrei aus und verfchwinden in einer Klappe. An ihrer Stelle erfcheinen zwei Perfonenf die eine in Buldogginaske, die andere mit einem Kaßenkopf. Sofort ftürzt fich der kleine Mann mit der Buldoggmaske - den wir von nun an als Hund bezeichnen werden - auf Thlthl, den er ftiirmifch küßt und mit lärmenden und leidenfchaftlichen Liebkofungen überhäuft, wiihrend der andere kleine Mann mit dem Katerkopf, den wir der Einfachheit halber nunmehr den Kater nennen wollenh fich zu kümmert. die Hände zu wafchen und den Schnurbart zu glätten beginnt, bevor er fich Myth! nähert.)

q .KW
..**x

H u n d (heulend) fpringend, alles nmftoßend, unausftehlich): Mein kleiner
Gott! Guten Tag! Guten Tag! mein kleiner Gott! Endlich endlich
kann ich fprechenF ich habe dir fo viel zu fagen . . . Ich hatte gut bellen
und Schweif wedeln . . . Du berftandeft mich nicht Aber jetzt! , . .
Guten Tag! Guten Tag! Ich hab dich lieb! Ich hab dich lieb! Soll ich
was ganz Hervorragendes machen *Z Soll ich auf den Hinterpfoten fpazieren
gehen? Soll ich auf den Händen hetumlaufen oder Seil tanzen?
T t) l t h l (zur Zauberin): Wer ift denn der Herr mit dem Hundekopf?
Z a u b e rin: Siehft du denn nicht? Das ift die Seele Thlos) die du
befreit haft!
K a t e 1: (nähert fich Mhthl, reicht ihr zeremoniell und umftändlich die Hand):
Guten Tag. Fräulein! Sie find heute fo hiibfch!
M h t h l: Guten Tagf mein Herr! (Zur Fee.) Wer ift das?
Z a u b e rin: Das ift doch nicht fchwer zu erraten. Es ift die Seele
Thlettes) die dir die Hand reicht. Umamn fie doch! . . . . (Der Hund pufft
den Kater.) Ich auch! Ich umarme den kleinen Gott! Ich umarme das kleine
Mädchen! Ich umarme alle Welt! Fein! Nun wird's luftig! . . . Ich will
mal Tylette erfchrecken, Hu! Hu!
K ate r: Mein Herr) ich kenne Sie nicht!
Zaub erin (droht dem Hund mit ihrem Stab.): Sei ftill du, fonft
mußt du zurück ins Schweigen bis ans Weltende.
(Inzwifchen geht der Zauber feinen Lauf: Das Spinnrad in der Ecke beginnt
mit fchwindelnder Gefchwindigkeit zu furren und fpinni herrliche Lichtftrahlen;
das Wafferbecken in der anderen Ecke fängt mit fchriller Stimme zu fingen an) wird
zu einem Leuchtbrunnen und iiberfchwenimt den Spiilftein mit einer Flut von
Smaragdem durch welche hindurch die Seele des Waffers hervorfprndelt: ein junges
Mädchen) triefend) fträhnenhaarig) weinerlichf das fofort mit dem Feuer Streit
anbindet.)
Thlthl: Und die naffe Dame da?
Z a u b e r i n: Fiirihte nichh das ift das Waffer) das aus dem Hahn
fließt. . . .
(Der Milchkrug fällt vom Tifch und zerfehlc'igt auf dem Boden. Aus der aus-
gefchiitteten Milch fteigt eine weiße) verfchämte Geftalt empor) die vor allem und
jedem Angft zu haben fcheint.)
T h l t h l: Und die Dame im Hemd) die Augft hat?
Z au b e r i n: Jft die Milch) die ihren Topf zerfchlagen hat. . . .
(Der Zuekerhut, der am Fuße des Schrankes geftanden hat) wird immer größer
und breiter und fprengt fchließlich das blaue Papier; heraus tritt ein fiifzliches,
fcheinheiliges Wefen, angetan mit einem weiten, halb weißen) halb blauen Gewand
und nähert fich felig lächelnd Mhthl.)
M hihi (beforgt): Was will denn der da?
Z aub e rin: Das ift doch die Seele des Zuckers.
M h t hl (beruhigt): Hat er auch Kandis?
Z aub erin: Die ganzen Tafchen voll) und jeder feiner Finger ift
aus Kandis oder Gerftenzucker!

(Die Lampe fällt vom Tifeh. Kaum auf dem Boden angelangtf richtet fich die Flamme in die Höhe und verwandelt fich in eine leuchtende Jungfrau von unvergleichlicher Schönheit. Lange, durehfichtige) feurige Schleier bilden ihre Kleidung; fie fieht wie feftgebannt gleichfam verzaubert da.)
Thlthl: Die Königin!
M h t h l: Die heilige Jungfrau Maria!
Z a u b e r i n: NeinF Kinder) das ift das Licht!
(Inzwifchen haben fich die Küchengeräte und Fächer wie Kreifel zu drehen begonnen. Der Wäfchefihrank fchlägt feine Türen auf und zu und beginnt herrliche Stoffe zu entfalten) fonnene und mondfarbig, denen fich ebenfo herrlich die Lumpen und Feilen anreihen) die auf dem Dachboden gehängt haben, Vlößlich hört man von rechts an der Tür drei derbe Schlage.)
T h l t hl (erftaunt): Das ift der Vater! Er hat uns gehört!
Z a n b e rin: Rafch! Dreh den Diamanten! Von links nach rechts.
(Thltvl dreht eiligft den Diamanten.) Nicht fo rafch! Mein Gott! zu fpät! Du haft ihn zu ftark gedreht. Sie werden nicht mehr auf ihren gewohnten Vlaß zurtickkönnen) und das gibt einen heillvfen Ärger.
(Die Fee wird wieder zur alten Hexe) die Mauern der Hütte verlieren ihre leuchtende Herrlichkeit, die Stunden flüchten in die Standuhr ufw. nfw. In der allgemeinen Eile und Verwirrung und während das Feuer faft wahnfinnig hin und her läuft auf der Suche nach dem Kamin, bricht ein Vier-Vfund-Vrot) das feinen Vlaß im Kaften nicht wieder gefunden hat, in ein wildes, erfchrecktes Geheul aus.)
D a s V r ot (in Tränen): Jm Kaften ift kein Platz mehr.
Z a u b e ri n (beugt fich iiber den Kaften): Aber ja) aber ja! (Die anderen Brote, die inzwifchcn ihren Vlad eingenommen haben7 zufammenfchiebend): Rufe()-rafch) macht Vlad! . . . .
(Man klopft abermalß an der Türe.)
D a s B r ot (drängt fich vergebens in den Kaftcn): Nein) es geht nicht! Er wird mich zuerft aufeffen.
H u n d (uni Thlwl herumfpringend): Mein kleiner Gott! Ich bin noeh da! Ich kann noch reden! Ich kann dich noch umarmen! Noch einmal! Noch! Noch!
Z au b e rin: Wie? Du bift noch immer da?>
H u n d: Ich kann von Glück reden! Ich konnte nicht ins Schweigen zurück. Die Klappe hat fich zu rafch gefrhloffen.
K ate r: Die meinige auch! Was wird gefchehen *2 Jft Gefahr dabei e
Z au b e rin: Mein GottF ich will's euch nicht verhehlen: Alle die, welche die Kinder begleiten, werden am Ende der Reife fterben!
K a t e r: Und dieF die fie nicht begleiten?
Zaub erin: Werden fie um einige Augenblicke überleben.
K a t e r (zum Hund): Komm, fteigen wir in die Klappe!
Hund: Nein) nein! Ich will nicht! Ich begleite meinen kleinen Gott! . . . . Ieh will die ganze Zeit mit ihm reden.
Kater: Idiot!
(Man klopft abermals an der Türe.)

B r ot (weint heiße Tränen): Ich mag nicht am Ende der Reife fterben.
Ich will gleich in meinen Trog zurück.
(Das Feuer hat inzwifchen nicht aufgehört. im Zimmer auf und ab zu rennen.
vor Angfi förmlich rbchelnd.)
F e u e r: Ich finde nicht mehr den Schornftein.
W a f f e r (fucht inzwifchen vergeblich in den Hahn zu fchlüpfen): Ich finde
nicht in den Hahn zurück! *'e-4'.i :>11
D e 1: Z u cke r (hafpelt um fein Papier herum): ,Ich habe meine Veh
packung zerriffen. ff e; * 'uf
D i e M i l ch (lhmphathifch und verfchämt): Ich habe mein Töpfchen zer-
brochen.
Z a u b e rin: Dummes Back! Dummes. feiges Back! Wollt ihr denn
lieber in euren ekelhaften Kiffen fortleben. in euren Verfenkungen oder
Wafferhähnen. anftatt die Kinder auf ihrer Suche nach dem blauen Vogel
begleiten?> 2 t:: - 7?* f"
Alle: (mit Ausnahme des Hundes und des Lichtes): Ja. ja. jawohll
Mein Hahn! Mein Trog! Mein Kamin! Meine Klappe!
Z aub e rin (zum Licht. das träumerifch die Scherben der zerbrochenen
Lampe betrachtet): Und du Licht. was meinft du?
Licht: Ich werde die Kinder begleiten.
D e t: H u n d (heult vor Freude): Ich auch! Ich auch!
Z a u b e r i n : So. das ift fchön! Übrigens ift es zu fpät. um den Rück-
zug anzutreten. Ihr habt keine Wahl mehr. ihr kommt alle mit uns. Aber
du mein Feuer. komm niemandem zu nahe. du Hund. laß die Kahe zufrieden.
und du Waffer. halte dich rechts und gib acht. nicht überall hinzufließen.
(Verdoppelte. heftige Schläge an der Tür rechts.)
T h l t hl (horcht): Das ift der Vater! Diesmal fteht er auf. ia; höre
feine Schritte.
Z a u b e rin: Alfo ab. durchs Fenfter, Ihr kommt alle zu mir. damit
ich die Tiere und Elemente anftändig kleide. (Zum Brot): Du Brot. trägft
den Käfig. der für den blauen Vogel beftimmt ift . . . Du wirft ihn behüten!
Rafch. rafch. verlieren wir keine Zeit.
(Das Fenfter wird plößlich nach unten zu länger. bis es einer Tür gleicht.
Alle ab. Das Fenfter nimmt feine urfprüngliche Form an und fchließt fich.als ob
nichts gefchehen wäre. Das Zimmer i| wieder finfter und die beiden Bettchen in
Dunkelheit gehiillt. Die Türe rechts geht halb auf. in der Türfpalte erfeheinen die
Köpfe von Vater und Mutter Thl.) *
V ate r T t) l: 's ift nichts. 's ift bloß das Heimchen.
MutterThl: Siehft du fie?
V ate r T h l: Gewiß fehe ich fie . . . . Sie fchlafen friedlich!
Mutter Thl: Ich höre ihren Atem!
(Die Türe geht wieder zu.)
Vorhang.

Zweites Bild:

V ei d e r F e e.

Ein prächtiger Vorraum im Valaft der Zauberin Berhlune. Säulen aus hellem Marmor mit goldenen und filbernen Kapitalen, Treppen, Sciulengiinge7 Geländer ufw,

(Aus dem Hintergrund rechts treten ein, reich gekleidet: der Katerf der Zucker- das. Feuer, Sie kommen aus einem lichterfüllten Raum; dem Ankleidezimmer der Zauberin. Der Kater ift im klaffifchen Gewand des geftiefelten Katersf der Zucker hat ein halb weißesf halb blauesSeidenkleid an,und das Feuer trägt einen karmoifin- rotenf goldgefütterten Mantel und als Kopffchrnuck einen vielfarbigen Federbufch. Sie gehen über die ganze Bühne und kommen in den Vordergrund rechts, wo fie der Kater unter dem Säulengang aufftellt.)

K at e r: Hierher! Ich kenne hier alle Schlupfwinkel . . . . Die Zauberin Berhlune hat diefen Valaft vom König Blaubart geerbt. . . , Während nun die Kinder und das Licht das Töchterchen der Zauberin be- fuchen. wollen wir uns unferen letzten Augenblick der Freiheit zu Nahen machen . . . . Ich habe euch hier vereinigtf um mit euch die .Lagef in die wir gekommen findf zu befprechen. Sind wir oollzählig?

Z u ck e r : Da kommt der Hund aus dem Ankleidezimmer der Zauberin.

F eu er: Wie hat fich denn der angetiirkt?

Kate r: Als Lakai Afchenbrödels . . . . Die Livree fteht ihm am beften . . . . Eine Bedientenfeele! . . . Ich glaube, wir tun beffer, uns hinter der Baluftrade zu verbergen . . . . Ich traue dem Kunden nicht . . . Es i| befferr er hört nichtf was ich euch zu fagen habe . . . .

Zu cker: Zu fpät . . . Er hat von uns Wind bekommen. . . Da kommt auch das Waffer aus dem Ankleidezimmer . . . Schön ift die aber!

(Der Hund und das Waffer fchliefzen fich der Verfammlung an.)

Hund (fpringend): Da find wir! Da! Sind wir fchön? Nicht? Seht doch die Spihen und die Stickereien. Alles Gold.. . . und echtes!

K a t e r (zum Waffer): Aha! Das wetterfarbene Kleid aus der „Efelshaut“. Mir fcheint. ich kenn es!

D a s W af f e r: Das fteht mir noch am beften zu Geficht,

F e u e r (balblaut): Sie hat ihren Regenfchirm vergeffenl

W aff e r: Wie meinen Sie?

Feuer: Nichts! Gar nichts!

W af f e r: So? NaF ich glaubte, Sie fprechen von einer dicken
roten Nafe, die mir leßthin aufgefallen ift . . . .
K ate r: Streitet euch doch nicht unnüß herum. Wir haben befferes
zu tun. Wir find auch noch nicht vollzählig! Wo bleibt der Brotlaib?
H u n d : Der wird mit der Wahl feines Kleides gar nicht fertig.
F e u e r: Wirklich der Mühe wert! Mit dem dummen Geficht und
dem Schmerbauch!
H u n d: Schließlich wählte er ein türkifches Gewand mit Edelfteinen)
einen Vallafch und einen Turban.
K a t e r: Da kommt er! Er hat das fch'onfte Gewand Blaubarts an.
(Das Brot tritt ein) in dem vorhin befchriebenen Koftilm. Das feidene Gewand
fchließt nur mit Mühe über feinem mächtigen Bauch. In einer Hand hält es den
Knauf des Ballafch, der in feinem Gürtel ftecktF in der anderen den für den blauen
Vogel beftimmten Käfig.)
B r ot (fich eitel in den Hüften wiegend): Nun? Wie findet ihr mich?
H u n d (fpringt ums Brot herum): Schön ift der aber! Und dumm ift er!
Schön! Schön! Schön!
K a t e r (zum Brot): Sind die Kinder angekleidet?
B r o t; Jawohl) Herr Thlthl wählte das Rofa Jäckchen. die braunen
Strümpfe und die blauen Höschen des Dänmlings, Fräulein Mhthl hin-
gegen hat fich als Gretchen angetan und dazu die Schuhchen Afchenbrödels
angezogen. Am fchwerften ift es) das Licht einzukleiden.
K a t e r: Warum ?
D as Br ot: Die Zauberin fand es fo fchön, daß fie es iiberhaupt
nicht anziehen wollte . . . . Da legte ich im Namen unferer Würde und
unferes Standesbewußtfeins als nützlicher und achtbarer Elemente Vroteft ein
und erklärte) daß ich unter folchen Umftänden verzichten müßte, mich mit der
'Dame öffentlich zu zeigen . . . . .
F e u e r: Man hätte ihr ja einen Latnpenfchirm kaufen können.
K ate r; Nun. und die Zauberin) was fagte die dazu?
B r o t: Sie gab mir einige Stockhiebe auf den Kopf und den Leib.
K at e r: Und ?
B r o t: Ich ließ mich eines befferen belehren. Aber im lehten Augen-
.blick entfchied fich das Licht fiir ein mondfcheinfarbenes Kleid. das fich im
Koffer der Märchenrequifiten vorfand,
K a t e r: Genug gefchwaßt. Die Zeit drängt. . . Es geht um unfere
Zukunft. Ihr habt alle gehört, was die Zauberin gefagt hat. Das Ende diefer
Reife bedeutet für uns gleichzeitig unfer Lebensende . . . Es wird fich alfo
darum drehen) diefes Unternehmen mit allen zu Gebote ftehenden Mitteln
in die Länge zu ziehen. Das ift aber noch nicht alles. Wir miiffen auch an
die Beftimmung unferer Art und das Schickfal unferer Nachkommen denken.
B r ot: Bravo! bravo! Der Kater hat recht.
Kater: Hört mich an! Wir alleF die wir hier verfammelt find.
Tiere. Gegenftände und Elemente) wir alle haben eine Seele, die der
“Menfch noch nicht kennt. Aus diefem Grund bleibt uns noch ein Reft von

Unabhängigkeit. Gelingt es ihm aber. den blauen Vogel zu finden, fo wird
er mit einem Male alles wiffen. alles fehen und wir find ihm dann ganz aus-
geliefert. . . . . Ich weiß es von meiner alten Freundin. der Nacht, die
gleichzeitig Hüterin der Lebensgeheimniffe ift . . . . Es liegt demnach in
unferem Jntereffef mit allen Mitteln zu verhindern) daß der Vogel gefunden
wird. felbft wenn wir dabei das Leben der Kinder aufs Spiel fehen müßten.
Hu n d (empört): Was fagt er? Sag's noch mal, wenn du's wagft.
B r ot: Ruhe! Sie haben nicht das Wort! Ich bin hier der Vor-
fißende.
F e u e r: Wer hat Sie denn dazu ernannt?
W a f f e r (zum Feuer): Ruhe! Was geht das Sie an?
F eu e r: Das geht mich fchon an! Von Ihnen laffe ich mir keine
Belehrungen gefallen!
Z u ck e r (verföhncnd): Geftatten Sief ftreiten wir uns doch nicht herum
. . . . Der Augenblick ift feierlich . . . . Es dreht fich in erfter Linie darum.
welche Maßregeln wir zu ergreifen haben . . . .
B r o t: Ich ftimme dem Zucker und dem Kater vollkommen bei.
H u n d: Blödfinn! .Ich bin für den Menfchen! Man muß ihm ge-
horchen und tun. was er will! Das ift das einzig Wahre! Sanft ift mir alles
gleich! Es lebe der Menfch! Mit Leib und Seele für den Menfchen! Der
Menfch ift unfer Gott!
B r ot: Ich teile vollkommen die Meinung des Hundes.
K a t e r (zum Hund): Ich bitte doch wenigftens zu begründen . . . .
Hu n d: Da ift nichts zu begründen. Ich liebe den Menfchen, das
genügt! Wenn Sie gegen ihn etwas im Schilde führen. werde ich Sie vor
allem erwtirgen und nachher dem Menfchen alles erzählen . . . .
Z u ck e r (unterbricht füßlich): Geftatten Sie einmal . . . Verbittern wir
uns nicht die Diskuffion . . . Von einem gewiffen Standpunkt haben Sie
ja beide recht. . . . '
B r o t: Ich teile vollkommen die Anficht des Zuckers . . . .
K at e r: Sind wir denn nicht alle, das Waffer und das Feuer und
ihr felbft. Brot und Hund, Opfer einer namenlofen Tyrannei? Denkt doch
der Zeiten. wo wir - vor Erfcheinen des Defpoten _ frei auf dem Erdboden
herumirren konnten, Waffer und Feuer waren die einzigen unumfchränkten
Herren der Welt. Und feht, was aus ihnen geworden ift! Was aber uns an»
belangtf uns. die dürftigen Nachkommen der großen, wilden Tiere . . . .
Achtung! Tun wir7 als ob nichts los wäre . . . . . Ich fehe die Zauberin und
das Licht herankommen. Das Licht hat fich zum Menfchen gefchlagen . . . .
Es ift unfer ärgfter Feind . . . . Da kommen fie . . . .
(Eintretend von rechtsf die Zauberin und das Lichh gefolgt von Thlthl und
Mhthl.)
Z au b e rin: Nun? Was foll das heißen? Was tufchelt ihr da in
der Ecke? Ihr feht ausf wie eine Bande Verfchwörer . . . Es ift Zeit, auf-
zubrechen . . . Ich habe das Licht zu eurem Oberhaupt ernannt. . . Ihr
werdet ihm gehorchen, als ob ich's felbft wäre . . . Übrigens gebe ich ihm

meinen Zauberftab. Die Kinder werden heute abend ihre verftorbenen
Großeltern befuchen . . . . Ihr werdet fie nicht begleiten) aus Zartgefühl . . .
Sie fallen den Abend im Kreife der verftorbenen ihrigen zubringen . . . .
Inzwifchen habt ihr Zeitf alles fiir die morgige Reife vorzubereiten) es wird
ein langer Marfch . . . Alfo auf! Ieder auf feinem Voften.
K a t e r (fcheinheilig): Gerade habe ich es ihnen gefagt) Frau Zauberin
. . . . Ich habe ihnen nahegelegh gewiffenhaft und tapfer ihre Pflicht zu
erfüllen. Leider hat mich der Hund fortwährend unterbrochen.
H u n d: Was fagt der? Wart einmal! (Will fich auf den Kater ftürzen-
wird aber von Thun(f der feine Abficht wahrgenommen, mit einer drohenden Geberde
zurückgehalten.)
T hlthl: Kufch Thlo! Nimm dich in achtf und wenn du noch ein
einziges Mal . . . .
H u n d : Mein kleiner Gott, du weißt ia nichh er war's gerade, der . . .
T t] l t t) l (drohend): Kufch!
Z au b e rin: Genugf genug! Das Brot wird den Käfig für heute
Abend Thlthl überlaffen . . . Es ift möglich, daß der blaue Vogel fich im
Lande der Vergangenheit) bei den Großeltern verbirgt. . . . Allenfalls
darf man nichts unverfucht laffen , . . Naf alfo Brotlaib) wo bleibt der Käfig?
Br ot (feierlich): Einen Augenblich Frau Zauberin, wenn's gefällig
ift'z .* . . (Beginnt wie ein Redner zu perorieren.) Ihr alle feid Zeugen) daß
diefer filberne Käfig, der mir anvertraut worden ift . . . .
Zanb erin (unterbricht ibn): Genug! Keine Redensarten! Wir
werden dort abgehen7 während die Kinder hier ihren Weg nehmen werden . . .
T t) l t hl (beforgt): Ganz allein?
M h t hl: Ich habe Hunger!
Thlthl: Ich auch.
Zauberin (zum Brot): Mach dein türkifches Kleid auf und gib-
ihnen ein tüchtiges Stück von deinem Bauch!
(Das Brot öffnet fein Kleidf ergreift den Vallafch und fchneidet aus feinem
Bauch zwei Schnitte) die es den Kindern anbietet.)
Zu cker (fich den Kindern nähernd): Geftattet mir, euch gleich auch-
etwas Gerftenzucker zu geben! (Er bricht fich die Finger der linken Hand ab-
und reicht fie den Kindern.)
Mhthl: Was macht er denn? Er bricht fich ia alle Finger ab!
Zucker (einladend): Bitte nur zu verfuchen, befte Qualität) un-
verfälfchter Gerftenzucker.
(Mhthl fangt daran.)
M h t h l: Gott) ift der gut! Haft du viel davon?
Z u ck e r (befcheiden): Iawohl) foviel ih): wollt!
M t) t hl: Tuts weh) wenn du dir's fo abbrichft?
Z u ck e r: Abfolut nicht! Im Gegenteil! Es ift fogar fehr bequem.
Sie wachfen mir augenblicklich nachnmd fo halte ich meine Finger immer nett
und fauber!

Zaub erin: Kinder7 nafcht nicht fo viel Zucker! Vergeßt nichh
daß Ihr ja bei den Großeltern zu Abend effen werdet.
Thlt hl: Sind fie denn hier?
Z a u b e rin: Ihr werdet fie heut' fehen!
T yltnl: Wiefo denn? Sie find doch tot!
Z aud erin: Sie find nicht tot, da fie doch in eurer Erinnerung
leben. Die Menfchen wiffen diefes Geheimnis nicht) die wiffen überhaupt
fehr wenig. Während du) dank dem Diamantenf fehen wirft, daß die Toten,
deren man gedenkt, ebenfo glücklich leben, als wenn fie gar nicht tot wären . . .
T h l t hl: Kommt das Licht mit uns?
D a s Licht: Nein, es fchickt fich beffer) daß ihr unter euch feid . , .
Ich werde hier warten . . . aus Zartgefühl . , . Mich haben fie ia auch nicht
eingeladen. -
T hlthl: Wo gehts denn hinaus?
Zaub erin: Da hinaus! Ihr feid gerade an der Schwelle des
Landes der Erinnerung, Sowie du den Diamanten gedreht haft, wirft du
einen großen Baum fehe1u mit einer Tafel dran, die dir zeigt) daß du an-
gelangt bift , . . Vergeßt aber ja nicht, daß ihr um 3/4 9 Uhr zurück fein müßt.
Es ift von höchfter Wichtigkeit. - Seid pünktlich. Alles wäre verlorenf
wenn ihr euch verfpätet . , ... Auf Wiederfehen! (Ruft den Hund, den
Kater) das Licht ufw.) Hierher! Hierher! Und die Kleinen dort hinaus!
(Ab nach rechts, begleitet vom Licht) von den Tieren nfw., wiihrend die Kinder nach
links abgehen.)
Vorhang.
Drittes Bild:
Das Land der Erinnerung:
Dichter Nebel) aus dem rechts) ganz im Vordergrund eine mit einer Tafel
verfehene Eiche emportaucht. Milchiges, zerftreutcsf undurchdringliches Licht.
(Thlthl und Myth! am Fuße der Eiche.)
Thlthl: Da ift der Baum!
M t) t hl: Mit der Tafel drauf!
T h l t hl: Ich kanns nicht recht ausnehmen. Wort' mal, ich fteige
auf die Wurzel. . . . Richtig! Da fteht's ja: „Land der Erinnerung.“
M t) t hl: Fängt es hier an?
T h l t hl: Jawohl, da ift der Pfeil.
M h t hl: Wo find denn aber Großvater und Großmutter?

Thlthl: Hinter dem Nebel! Wir werden fie fchon zu fehen be-
kommen!
M h t hl: Ich feh' aber nichts! Weder meine Hände, noch meine
Füße . . . . (Weinerlirh.) Mir ift kalt! Ich mag nicht weiter . . . Ich will heim!
T hlt hl: Wein' doch nicht alleweil wie's Waffer . . . Schiimft du
dich denn nicht? . , . . So ein großes Mädchen! Siehf der Nebel fteigt . . .
Gleich werden wir wiffenF was dahinter ift.
(Der Nebel hat fich tatfiichlich in Bewegung gefeßtf er wird leichten hellen.
zerftreut fich und verdampft fchließlich ganz. Bald darauf entdeckt man inmitten
eines immer heller werdenden Lichtes, von Bäumen befchattet, eine fröhliche, ganz
von Schlingpflanzen bedeckte Bauernhütte, Die Fenfter und Türen find weit offen.
Unter einem Vordach Vienenkörbc, Blumentöpfe auf denFenftervretternF ein Käfig,
mit einer darin fchlafenden Anifcl ufw. Neben der Türe eine Bank auf derf in tiefem
Schlaf verfunken, ein altes Bauernpaar fißt. Es find dies die Großeltern Thlthlsh*
Tyltyl (fie plötzlich erkennend): Da find ja Großvater und Groß-
mutter.
M t) t hl (ifhlögt in die Hände): Ja! ja! Da find fief da find fie.
T h l t yl (etwas mißtrauifch): Achtung! Warten wirt bis fie fich-
bewegen. Verftecken wir uns hinter den Baum.
(Großmutter Thl öffnet die Augen, hebt den Kopf in die Höhe* ftreckt fichf
feufzt und fieht nach Großvater Thl- der ebenfalls langfam aus feinem Schlaf
erwacht.)
G r o ß m u t t e r T h l: Mir ift fo, als ob unfere Enkelkinden die
noch am Leben find7 uns heute befuchen würden.
G r o ß v a t e r T h l : Jawohh fie denten an uns. Mir ift ganz merk-
würdig zu Mute und ich fühle wie Ameifen in den Beinen . . . . ,
Großmutter: Ich glaube, fie find fchon ganz naheF denn die
Freudentränen tanzen vor meinen Augen.
G r o ß v a t e r: Nein, neinf fie find noch weit. . . . Ich fühle mich
noch recht fchwach.
Gr o ß mu t t e r: Und ich fage dir, fie find da, Ich bin auch fchon
ganz bei Kräften . . . . .
Thlthl und Myth((ftürzen hinter dem Eichbaum hervor): Da
find wir! Da find wir! Großväterchenl Großmutter-chen! Wir find's! Wir!
Gr oßv ater: Na! Siehft du! Was hab' ich gejagt? Ich war
fiiherf fie kommen.
G r o ß m u t t e r: Thlthl! Mhthl! Du! Und fie auch! Alle beide!
(verfucht ihnen entgegen zu laufen.) Ich kann nicht laufen. Ich hab' immer
noch das Zipperlein!
G r o ß v a t e r (verfucht ihnen entgegen zu hinten): Ich kann auch nicht.
recht, wegen dem verdammten Holzfuß- den ich mir machen laffen mußte,
als ich von der Eiche herabfiel.
(Großeltern und Kinder umarmen einander mit überftrömender Zärtlichkeit.)-
G r o ß m u t t e r: Bift du aber groß und ftark geworden7 Thlthl!
G r o ß v a t e L (fireichelt Mhthl die Haare): Und Mhthl, fchau doch

her! Die fchönen Haare! Die fchöneu Augen! Und wie fie duften!
G r o ß m u t t e r: Umarmt mich noch einmal und feßt euch auf
meine Knie!
Großvater: Und ich gehe leer aus?
G r o ßm u t t e r: Nenn nein, ich zuerft . . . . Wie gehts Vater und
'Mutter Thl?
T h l t h l: Sehr gut- Großmiitterchen. Als wir fortgingen, fchliefenfie!
G r o ß m u t t e r (die Kinder betrachtend und fie mit Zärtlichkeit über-
hänfend): Gott, find fie fihön und rein gewafchen! Hat dich Mutter ge-
wafchen 7 Und kein Loch in den Strümpfen! Früher habe ich fie euch immer
geftopft. Warum kommt ihr uns nicht öfters befinhen? Es ift uns eine jo
große Freude! Seit Wochen und Monaten vergeßt ihr an uns! Wir
fehen keinen Menfchen mehr!
T h l t h l: Wir konnten's ja niihß Großmütterchen! Und nur Dank
:der Zauberin . . . . .
G r o ß m u t t e r: Wir find immer da und erwartein daß uns die
Lebenden einen kleinen Befuch abftatten . . . Sie kommer aber fo felten . . . .
Wann ward ihr denn zuleßt da . . . . Wann war's denn gleich? Richtig!
,Zu Allerheiligem wie die Kirchengloäen geläutet haben . . . . ,
T h l t h l: Zu Allerheiligen? Da find wir gar nicht ausgegangen- da
hatten wir argen Schnupfen!
G r o ß m u t t e r: Natürlichf aber ihr habt an uns gedacht. . . . .
Thlthl: Jawohl!
G r o ß m u t t e r: Ja, ieht ihr- jedesmal, wenn ihr an uns denkt,
7wachen wir auf und fehen euch . . . . .
Thlthl: Wie?> Jedesmal, wenn - - - -
G r o ß m u t t e r: Natürlih du weißt es doch!
Thlthl: Aber nein, ich weiß es nicht.....
G r o ß m u t t e r (zu Großvater): Merkwürdig, die da oben wifien's
noch immer nicht! Was lernen fie eigentlich in der Schule?
G r o ß v a t e r: Genau io wie anno dazumal, zn unferer Zeit! . . .
'Die Lebenden find fo dummf fowie fie von den anderen zu reden anfangen.
T t) l t h l: Schlaft ihr die ganze Zeit über?
G r o ßv ate r: Jawohl, wir fchlafen immerzin bis uns das Ge-
denken der Lebenden aufwachen macht . , . . Ach! Es fchläft fich io gut,
wenn das Leben zu Ende ift , . . Aber es ift auch ganz angenehmL von
.Zeit zu Zeit einmal aufzuwachen . . . . .
T h l t h l: Aljo ihr ieid nicht wirklich tot?
Gr o ß v ate r: Was iagft du? Tot? Das find Ausdrücke, die wir
*ni>)t verftehen! Jfi das ein neues Wort7 eine neue Erfindung?
T h l t h l: Wie? Das Wort „tot“?
G r o ß v ate r: JawohlF was will das jagen?
T h lt hl: Das will jagenF daß man nicht mehr lebt.
Großvater: Sind die aber dumm!
T hlthl: Geht's euch hier gut?

M...-_---
G r o ß v a t e r: Iawohl! Nicht fchlecht! Und wenn man noch um
uns beten würde . . . .
T t) l t h l : Vater fagt, es ift nicht mehr nötig. es ift fchon fo lange her . .
Gr o ß v a t er: Doch! Doch! Beten heißt gedenken! . . . . .
G r o ßmu t t e r: Alles das wäre fehr fchöm wenn ihr uns öfters
befuchen kämet. Erinnerft du dich) Thlthl? Letztes Mal habe ich für dich
einen fchönen Apfelkuchen zurechtgemacht und du haft foviel davon ge-
geffen, daß du Leibfchmerzen bekamft. er.
T h l t h l: Aber ich habe ja feit einem Iahr keinen Apfelkuchen mehr
gegeffen! . . , . . Heuer gibt es keine Apfel. . .. .
G r o ß m u t t e r: Red' nicht fo dumm! Hier gibt es immer welche!
T hlthl: Das ift aber doch nicht das gleiche!
G r o ß m u t t e r: Wie ? Wiefo ift's nicht das gleiche ? Natürlich
ift's das gleiche, wenn man einander doch umarmen kann.
T y l t hl (betrachtet nacheinander Großvater und Großmutter): Du
haft dich gar nicht verändertf Großvater) gar nicht. Und Großmütterchen hat
fich auch gar nicht verändert . . . Ihr feid nur viel fchöner!
G r o ß v a t e r: Es geht uns aber auch nicht fihlecht . . . Wir werden
nicht mehr älter . . . Aber ihr) ihr fchießt kräftig in die Höhe! Guck) da am
Türpfoften fieht man noch die Einfchnitte vom letzten Mal . . . zu Aller-
heiligen! Da ftell' dich hin!
Thlthl (ftellt fiih gegen den Türpfoftcn): Bier Finger! Ungeheuer!
M t) t t) l (ftellt fich ebenfalls gegen den Türpfoften): Und Mhthl vierein-
halb. Ah! Das Unkraut! das Unkraut! Schießt das in die Höhe!
T k) lt hl (fieht fich mit Entziicken im Kreife herum): Ifi doch alles hier
fo nett und ordentlich! Aber viel fchöner! Da ift die Uhr mit dem Zeiger,
von dem ich ein Stück abgebrochen habe.
G r o ßv a t e r: Und die Suppenfchüffel, der du eine Ecke ab-
geftoßen haft. - '
T h l t hl: Und da ift das Loch) das ich in die Türe gemacht habe,
als ich den Bohrer fand.
G r o ß v a t e r: Ia. ja! Schöne Sachen haft du angeftellt! Und
da ift auch der Zwetfchkenbaum) auf den du immer hinaufkletterteft, wenn
ich nicht da war. Du fiehft, es find noch immer fchöne rote Pflaumen drauf. . .
T hlthl: Ia, aber fie find viel fchöner!
M ht hl: Und da ift auch die alte Amfel. Singt fie noeh immer?
(Die Amfel erwacht aus dem Schlaf und beginnt aus vollem Halfe zu fingen.)
Gro ßmutter: Du fiehft. fowie man an fie denkt,...
T t) l t h l (bemerkt mit Verwunderung, daß die Amfel blau ift): Sie ift blau!
Da ift ja der blaue Vogel, den ich der Zauberin mitbringen foll. Und ihr
habt mir nichts davon gefagt! Ol). ift der blau7 ift der blau! Wie eine blaue
Glaskugel. (Bittend.) Großväterchen. Großmütterchem fchenkt ihn mir)
wollt ihr?
G r o ßv a t e r: Ia, wir wollen fchon, vielleicht! Was denkft du,
Mutter Tnl?

.G r o ß m u t t e r: Natürlich! Natürlich! Was nüßt fie uns hier . . .
fie fchläft fortwährend . . . Man hört niemals einen Ton . . . .
T h l t h l: Ich tue fie in meinen Käfig . . . . Wo hab' ich ihn nur gleich
gelaffen. meinen Käfig? Richtig. unter dem Eichenbaum!
(Er läuft hinter den Baum. bringt den Käfig und tut die Amfel hinein.)
T h l t t) l: Alfo ihr gebt fie mir? Wirklich und wahrhaftig? Wird
die Zauberin aber zufrieden fein . . . . und erft das Licht. . . .
Gr o ß v ate r: Ja. aber. weißt du. ich übernehme für den Vogel
keine Verantwortung . . . Ich fürchte. er wird fich an das bewegte Leben
da oben nicht mehr gewöhnen können . . . . Der erfte gute Wind bringt ihn
wieder hierher . . . . Na. man wird's ja fehen . . . Laß ihn hier . . . Komm.
gehen wir die Kuh anfehen.
T t) l t hl (bemerkt die Vienenkbrbe): Und die Bienen. wie gehts ihnen?
G r o ß v a t e r: Nicht fchleiht! . . . Die leben auch nicht mehr.
wie Jhr da oben zu fagen pflegt . . . . . Aber das hindert fie nicht. feft drauf
los zu arbeiten . . . . .
T hlthl (fich den Körben nähernd): Ok) in! Das riecht nach Honig!
Die Waben miiffen ganz voll fein. fchön find aber diefe Blumen! Und meine
kleinen toten Schwefterchen. wo find die? ZYX!
M h t hl: Und die Brüderchen. die man begraben hat. wo bleiben
fie? (Bei diefen Worten treten lieben Kinder von verfchiedener Größe. immer
kleiner werdend. wie eine Pansflöte. aus dem Haus.) Da find fie! Sowie man
an fie denkt. lowie man von ihnen fpricht. find fie fchon da. die Racker!
(Thlthl und Myth! laufen den Kindern entgegen. Man pufft einander. küßt
fich ab. man tanzt. wirbelt im Kreife herum und ftößt Freudenfchreie aus.)
T t] lt t) l: Sieh mal. Peter!! (Sie faffen einander an den Haaren.) Wir
werden wieder raufen. wie feinerzeit . . . Da ift Robert! . . . . . Guten Tag.
Paulchen! Wo bleibt denn dein Kreifel? Da ift auch Hans. Pierette und
Rickchen . . . .
M h t h l: Rickchen! Rickchen! Die kraucht noch immer auf allen
Vieren!
G r o ßm u t t e r: Ja. fie wird nicht mehr größer!
T t] l t h l (bemerkt einen kleinen Hund. der neben ihnen bellt.): Sieh' ma!
her. da ift auch Kiki. dem ich mit Paulinens Scheer den Schweif abgefchnitten
habe. Der hat fich auch nicht verändert.
G r o ß v a t e r (bedeutungsvoll): Hier verändert fich nichts!
T h l t hl: Und Paulchen. die noch immer ihren Pickel auf der
Rufe hat?
G r o ß m u t t e r: Den bringt fie nicht mehr fort. Da ift nichts zu
machen.
T h l t hl: Wie gut fie alle aus-fehen! Dick und fett! Und die runden
Wangen! So gut genährt.
_G r o ß m u t t e r: Seitdem fie nicht mehr leben. gehts ihnen weit
beffer! Man braucht fich vor nichts mehr in acht zu nehmen. man ift niemals
krank. niemals beunruhigt. . . . .
(Man hört im Haus acht Uhr fchlagen.)

G f o ß m u t t e r (verwuudert): Was ift denn das *.9
G r o ßv a t e r: Ich weiß nicht! Wahrfcheinlich die Uhr!
G r o ß m u t t e r: Unmöglich! Sie fchlägt niemals!
G r o ß-v a t e r: Weil wir nichtmehr an die Zeit denken! Hat jemand
daran gedacht) wie fpät es ift?
T h l t t) l: Iawohll Ich! Wieviel hats denn gefchlagen?
G r o ßv ater: Meiner Seel' ich weiß nicht) ich bin's nicht mehr
gewöhnt. Sie hat achtmal gefchlagen. Es wird wohl das feinf was fie*da
oben acht Uhr nennen.
T y l t t) l : Das Licht erwartet mich um 3/49 . . . wegen derZauberin . .
Es ift hbchft wichtig . . . Ich muß fort!
G r o ß m u t t e r: Ihr werdet doch nicht vor dem Nachteffen fort
wollen . . . . Rafchf rafch den Tifch gedeckt . . . . Ich habe gerade eine
Krautfuppe gekocht und einen Vflaumenkuchen gebacken. . . .
(Sie tragen den Tifch heraus und decken ihn vor der Türe . . . Dann bringen
fie Teller) Veftecke ufw. Alle helfen mit.)
T hlthl: Schließlich eilt es nicht fo . . . Den blauen Vogel hab'
ich ja . . . . und es ift fchon fo lange her, daß ich keine Krautfuppe gegeffen
habe. Seitdem ich auf der Reife bin. In den Gafthbfen gibt es das nicht!
G r o ß m u t t e r: So! Das wäre in Ordnung! Zu Tifchf Kinder . . .
Wenn ihr Eile habt, verlieren wir keine Zeit. . .
(Inzwifchen hat Großvater Thl die Lampe angezündet und Großmutter die
Suppe aufgetragen. Großmutter und Kinder feßen fich um den Tifch herum. Herunt-
ftoßen7 Vilffe, Gelächter und Freudengefchrei.)
T t) l t h l (ißt gierig): Oh lift die Suppe gut! Mein Gott) ift fie gut!
Noch) noch! (Er fchwenkt feinen Holzlöffel und fchlägt damit auf den Tifch.)
G r o ß m u t t e r: RuheF Ruhe! Du bift noch immer fo ungezogen.
Gleich wirft du den Teller zerfchlagen! . . . . ,
T t) l t hl (fich auf feinem Schemel aufrichtend): Ich will noch Suppe)
ich will noch Suppe , , .. (Er erreicht die Suppenfchiiffel und zieht fie an fich,
fie fällt um) die Suppe fließt iiber den Tifch auf die Knie der Tifchgenoffen. Gefchrei
und Geheul der Ver-brannten.)
G r o ßmutte r: Siehft du? Na) was hab' ich gefagt?
G 1: o ß v at e r (verabreicht Thlihl eine fchallende Ohrfeige): So, da
haft du!
T y l t t) l (einen Augenblick außer Faffung gebracht, legt die Hand auf feine
Backe) entzückt): Ia) ja) gerade fo waren die Maulfchellen, die du gabft) als-
du noch am Leben warft. O Großväterchen! Ift das gut) bekommt das aber
gut! Ich muß dich Umarmen.
Gr o ß v ate r: Schön! Schön! Es gibt noch welche) wenn es dir
darum zu tun ift.....
(Die Wanduhr fchliigt 14,9,)
T h lt hl (fpringt auf): Halbneun! (Wirft den Löffel von fich.) Myth!)
es ift hbchfte Zeit!
G r o ß m u t t e r: Noch einen Augenblick! Es brennt ja nicht. . .

Man fieht fich fo felten . . . . .
T t) l t h l: Nein) neinf es muß fein. Das Licht ift fo lieb zu uns . . . .
Ich hab' ihm's verfprochen . . . Komm) Mhthl) komm . . . .
G r o ß v at e r: Gott) was find die Lebenden mit ihrer Eile und ihren
ewigen Gefchäften unausftehlich!
Thlthl (nimmt den Käfigf kiißt alle nacheinander, rafch ab): Adieu,
Großvater7 . . . adieu Großmutterf adieu Brüderchen und Schwefterchen . . . .
Veterl, Robertf Vaulinchen) Madeleine) Rickchen und du auch) Kiki . . .
.Ich fühle, daß wir nicht länger verweilen dürfen . . . Weine nichh Groß-
mütterchen, wir kommen bald wieder . . . .
Großmutter: Kommt doch am Tage.
T hltvl: Jawohl) fo oft wir können.
G r o ß m u t t e r: Es ift doch unfere einzige Freude) wenn eure Er-
innerung uns auffucht.
G r o ß v a t e r : Wir haben keine anderen Zerftreuungen . . . .
T hlthl: Rafch, rafch! Mein Käfig! Mein Vogel!
G r o ßm u t t e r (reicht ihm den Käfig): Da! Aber ich übernehme
keine Verantwortung! Und wenn er nicht echtfarbig ift . . . .
Thlthl: Adieu! Adieu!
Die Brüder und Schwefter: Grüß Gott) Thlthl!
Adieu Myth!! Denkt an den Gerftenzucker! Adieu! Kommt bald wieder!
(Alle fchwenlen die Tafchentiicherf während Thlthl und Mythl abgehen. Aber
fchon während der leßten Süße hat fich der Nebel, wie wir ihn am Anfang des
Aufzuges gefehen) wieder gebildet) die Stimmen werden immer unvernehmlicher
und fchließlich ift alles wieder in milchiges Weiß gehüllt) bis auf Tylthl und Mhthl,
die am Fuße der Eiche fiihtbar bleiben.)
T h l t t] l: Hierher Myth!!
M h t hl: Wo bleibt das Licht?
T y l t y l: Ich weiß ni>)t! (Sieht nach dem Vogel im Käfig.) Schau!
Der Vogel ift nicht mehr blau! Er ift jeht fchwarz!
M t) t hl: Reich mir die Hand) Thlthl. Ich habe Angft und es ift
fo kalti.. ...
Vorhang.

Dritter Aufzug.
Viertes Bild.
Der Balaft der Nacht. Weite) geräumige Halle7 von ernfter Bracht. Steif-
metallifch und leichenhaft macht fie mit ihren Säulenf Architraven und Fliefem mit
ihren Ornamenten aus fchwarzein Marmor) Gold und Ebenholz den Eindruck eines
griechifchen oder üghptifchen Tempels. Die Halle ift trapezförmig. Bafaltene Stufenf
welche die ganze Breite der Bühne einnehmenf teilen den Raum in Riefenterraffen,
die fich allmählich gegen den Hintergrund erheben, Rechts und links zwifchen den
Säulen Türen aus dunkler Bronze) im Hintergrund eine Monumentalpforte aus
Erz. Zerftreutes LichtF das feine Quelle ausfchließlich im Glanze des Marmors und
Ebenholzes hatF beleuchtet den Raum.
(Beim Aufgehen des Borhanges fißt die Nacht, eine Frau in fchwarzen Kleidern7
auf einer Stufe der zweiten Terraffe zwifchen zwei Kindern, von denen eines) faft
nackt, gleich Amor) in tiefem Schlaf verfunken, lächelt7 während das anderef von
Kopf bis zu Fuß in Schleier gehiillt7 aufrecht fteht. Ein tritt rechts, vorne) der Kater.)
Die Nacht: Wer kommt da?
D e r K a t e r (läßt fich erfchöpft auf eine Marmorftufe nieder): Ich bin es,
Mutter Nacht. . . Ich kann nicht mehr!
D i e N a ch t: Was haft du) mein Kind? Du bift bleich) abgemagert
und kotig bis an den Schnurbart . . . . Haft du dich wieder einmal im Sturm
und Schnee auf den Dächern herumgetrieben?
D e r K a t e r: Wer denkt noch an Dachpromenaden! Es geht um
unfer Geheimnis! Es ift der Anfang vom Ende! Ich habe mich einen Augen-
blick fortgeftohlen, um dich zu befuchen. Aber ich fürchte) es ift nichts mehr zu
machen.
D i e N a ch t : Wie *i* Was ift denn gefihehen?
D er Kater: Ich habe dir fchon vom kleinen Thlthl, dem Holz-
knechtsfohm und von dem wunderbaren Diamanten erzählt. . . . Er kommt
hierher um den blauen Vogel!
Die Nach t: Noch hat er ihn nicht.
D e r K a t e r: Wenn nicht irgendein Wunder gefchieht, wird er ihn
bald haben - - - Ja, alfo) es fteht nämlich fo: das Licht) das ihn führt
und uns alle verrät) hat fich ganz zum Menfchen gefchlagen. Das Licht
hat nun erfahren) daß der blaue Vogel) der wahre, der einzige, der im Tages-
licht leben kann, fich hier verfieikt) zwifchen den blauen Traumvögeln) die fich
von Mondftrahlen ernähren und fofort fterben) fowie fie die Sonne fehen . . .
Das Licht weiß) daß es ihm verboten ift, die Schwelle deines Haufes zu iiber-
treten. Aber es fchickt die Kinder und da du den Menfchen nicht verhindern

'kannf't7 die Türen deiner Geheimniffe zu öffnen, weiß ich nichtf wie all das
enden wird . . .l Wie dem auch fei7 gelingt es ihnenf den blauen Vogel zu
erwifchew fo bleibt uns nichts anderes übrig, als zu verfchwinden.
Die N a chi: Mein Gott! Mein Gott! Was find das für Zeiten!
Keinen Augenblick Ruhe gönnt man mir. Seit einigen Jahren verftehe ich
die Menfchen nicht mehr! Wo wollen fie hinaus? Alles wiffen? Ein gutes
Drittel meiner Mhfterien kennen fie fchonF die Entfeßen haben Angft und
wagen fich nicht mehr hinaus meine Gefpenfter find in die Flucht gefchlagem
meine Krankheiten fühlen fich gar nicht wohl. -
D er Kate r: Ich weiß, Mutter Nachh die Zeiten find hart, wir
ftehen beinahe ganz allein im Kampfe gegen den Menfchen . . . Aber ich
höre ihre Schritte . . . Ich fehe nur ein Heil: da es doch nur Kinder find-
muß man ihnen Angft einjagen, eine folche Angftf daß fie nicht darauf beftehen,
die große Pforte im Hintergrunde zu öffnen, hinter der die Mondvögel
herumfliegen . . . Die Geheimniffe der anderen Höhlen werden genügeny
um ihre Aufmerkfamkeit abzulenken und fie zu erfchrecken . . . . .
D i e N a ch t (horcht auf ein Geriiufch, das von draußen kommt); Was höre
ich? Sind fie denn zahlreich?
D e r K a t e r: Keine Bedeutung. Unfere Freundef das Brot und der
Zucker, Das Waffer ift nicht ganz wohh und das Feuer kam nichtf weil es
mit dem Licht verwandt ift. Alle find auf unferer Seite, mit Ausnahme des
Hundes. Aber es gab kein Mittelf ihn los zu werden . . . . .
(Ein treten fchiichtern von rechts vorne Thlthl, Mhthl- das Brot- der Zucker
und der Hund.)
D e r K a t e r (läuft Thun! entgegen): Hieherf hieher7 mein gnädiger
Herr . . . . Ich habe die Nacht verftändigtf fie ift entzückt7 eu>) begrüßen zu
können. Ihr müßt fie fchon entfchuldigen. Sie ift ein wenig leidend; des-
wegen konnte fie euch nicht entgegen gehen . . . . .
T t) l t y l: Guten Tag7 Frau Nacht!
D i e N a ch t (verletzt): Guten Tag? Das verftehe ich nicht. . . , Sag'
lieber „Gute Nacht“ oder wenigftens „Guten Abend“.
T hl t hl (geträNkt): Entfchuldigen Sie . . . ich wußte nicht . . . .
(Deutet mit dcm Finger auf die beiden Kinder): Sind das da Ihre beiden Buben 'Z . .
Sehr lieb fehen fie aus!
Die N a ch t: Ja, das da ift der Schlaf.
Thlt hl: Warum ift er fo rund?
Die Nach t: Weil er gut fchläft.
T h l t h l : Und der andere, der fich verfteckt 7 Warum hat er denn einen
Schleier vor dem Geficht? Jft er krank? Wie heißt er?
Die N a ch t: Das ift der Bruder vom Schlaf . . . Es ift befferf man
nenn ihn nicht . . .,
Thlthl: Warum?
D i e Nacht: Er hat einen Namenf den man nicht gerne hört . . .
Aber reden wir lieber von etwas anderem . . . Der Kater fagte mirf ihr feid
hergekommenf um den blauen Vogel zu fuchen.

T h lt hl: Iawohl, mit Ihrer gütigen Erlaubnis. Wollen Sie mir
nicht fageu) wo er fich aufhiilt?
Die Nacht: Das weiß ich felber nicht) kleiner Freund! Ich weiß
nur, daß er nicht hier ift . . . Ich habe ihn niemals gefehen . . . .
T hlth l: Das Licht fagte mir. er fei hier) das Licht weiß. was es
redet. . . . Wollen Sie mir, bitte) Ihre Schlüffel geben?
D i e N a ch t : Aber. mein kleiner Freund) ich kann doch meine Schlüffel
nicht dem Erftbeften anvertrauen . . . Das mußt du doch begreifen . . . Ich
behüte alle Naturgeheimniffe) ich bin dafür verantwortlich) und ich darf
niemandem die Schlüffel anvertrauen) befonders nicht einem Kinde . . . .
T h l t h l : Sie haben nicht das Recht) fie dem Menfchen zu verweigern.
der danach verlangt. Ich weiß es ganz beftimmt.
D i e Na ch t: Wer hat dir's gefagt?
Thlthl: Das Licht.
D i e N a ch t: Das Licht! Immer das Licht! Was geht all das das
Licht an?
D e r H un d: Soll ich fie ihr mit Gewalt abnehmen?
T h lt h l: Still! Sei ruhig und benimm dich anftändig! (Zur Nacht):
Befte Frau Nachh geben Sie mir Ihre Schlüffel. bitte!
Die Nacht: Haft du wenigftens das Merkzeichen? Wo ift es?
T t) l t hl (berührt fein Käppchen): Da. der Diamant!
D i e N a cht (fchickt fich ins Unvermeidlichc): Na, denn alfo . . . . das da
ift der Schlüffeh der alle Türen in diefer Halle auffchließt . . . , . Widerfährt
dir ein Unglück - um fo fchlimmer für dioh . . . . Ich wafche meine Hände
in Unfchuld.
D a s B r ot (fehr beunruhigt): Ift Gefahr vorhanden?
D i e N a ch t: Gefahr! Ich felbft weiß nicht. wie es mir ergehen wird)
wenn fich gewiffe Bronzetüren über den Abgründen öffnen . . . In diefen
Bafalthöhlen, die den Saal umgeben) befinden fich alle Übel) alle Blagen,
alle Krankheiten, alle Schreckem alle Kataftrophen, alle Geheimniffe) die
feit Anfang der Welt das Leben bedrohen. Ich hatte genug Mühe, fie unter
Beihilfe der Beftimmung unter Schloß und Riegel zu bringen. und ich kann
euch verfichern, daß ich nur mit großer Mühe unter diefen ruchlofen Gefellen
Ordnung fchaffe . . . . Übrigens toeiß man ja zur Genüge, was gefchieht,
wenn einer davon frei wird und fich auf Erden breit macht . . . .
D as Br ot: Mein hohes Alterf meine Erfahrung und meine Er-
gebenheit machen aus mir den natürlichen Befchützer diefer beiden Kinder.
Aus diefem Grunde. Fran Nacht, geftatte ich mir. an Sie eine ergebene
Frage zu richten.
Die Nacht: Bitte!
D as B r o t: Im Falle einer Gefahr . . . wo geht's am kürzeften
hinaus ?
D i e N a ch t: Flucht ift ausgefchloffen!

T t) l t hl (nimmt die Schlüffel und beginnt die erften Stufen empor zu fteigen): Was verbirgt fich hinter diefer Bronzetüre?
Die Nacht: Ich glaube. die Gefpenfter. Es ift recht lange her. feitdem ich fie aufgefperrt habe und fie freiließ.
T hlthl (fteckt den Schlüffel ins Schlüffelloch): Wir werden ja fehen. (Zum Brot) Haft du den Käfig für den blauen Vogel? -
D a s B r ot (zähneklappernd): Ich habe ja keine Angft. aber glaubft du nicht. es wäre vorteilhafter. nicht aufzufperren. fondern durchs Schlüffelloch zu fehen? -
T h l t hl: Ich habe dich nicht um den Rat gefragt.
M t) t hl (fängt plötzlich zu weinen an): Ich habe Angft! Wo ift der Zucker? Ich will nach Haufe!
D e r Z u ck e r (dicnftbefliffen und kriecherifch): Hier Frauchen! Weinen Sie nicht! Gleich breche ich mir einen Finger ab. damit Sie Gerftenzucker haben . . . .
Thlthl: Machen wir ein Ende,...
(Er dreht den Schliiffel um und macht die Türe vorfichtig halb auf. Durch die Spalte dringen fofort fiinf oder fechs Gefpenfter. feltfam und verfchieden und zer- |reuen fich nach allen Richtungen. Das Brot läßt erfihreckt den Käfig fallen und verkriecht fich in eine Ecke. während die Nacht. die Gefpenfter verfolgend. Thlthl zuruft:)
D i e N a ch t: Schnell! Schnell! Schließe die Türe! Sonft befreien fie fich alle und wir können fie nicht mehr einfangen. Sie langweilen fich da drinnen. feitdem die Menfchen nicht mehr an fie glauben. (Sie läuft hinter den Gefpenftern einher und verfucht fie mit Hilfe einer aus Schlangen gebildeten Peitfche gegen die Tür ihres Gefängniffes zu jagen.) So helft uns doch! Hieher! Hieher! *
T t) l t hl (zum Hund): Hilf ihr doch. Thlo! Los. los!
D e r H und (ipringend und bellcnd): Ja. ja. ja!
T hlthl: Und das Brot. wo bleibt es denn?
D a s V r ot (aus der Ecke): Hier! Ich bin an der Türe. um fie am Entweichen zu verhindern . . . (Da fich ein Gefpenft nach der Seite wendet. flieht das Brot. was es die Beine tragen können. Schreckensfchreie ausftoßend.)
D i e N a cht (zu drei Gefpenftern. die fie am Kragen gepackt hat): Hieher. ihr anderen! (Zu Thlthl.) Mach' ein wenig die Türe auf. (Sie ftößt die Gefpenfter in die Höhle.) So ift's recht! (Der Hund kommt mit den beiden anderen.) So. die auch noch! Jeßt haben wir fie alle! Hinein! Macht. daß ihr hineinkommt . . .! Ihr wißt ja. daß ihr nur am Allerheiligentage hinaus dürft. (Sie fchließt die Türe.)
T t) l t hl (geht zu einer zweiten Türe): Und hier? Was gibt es hier?
- D i e N a cht: Wozu das? Habe ich dir denn nicht gefagt. daß der blaue Vogel fich niemals hierher verirrt hat? . . . Na. wie du willft. Mach auf : wenn es dir Spaß macht. . . . Da drinnen find nämlich die Krankheiten . . . . .

T h lt hl (den Schliiffel ins Schloß fieckend): ?Ruß man fich beim Auf-
machen in acht nehmen?
Die Na cht: Nicht der Mühe wert. Sie find fo artig) die armen
Kleinen . . . . Sie find recht unglücklich! Seit einiger Zeit macht ihnen der
Menfch das Leben zu fauer . . . Befonders feit Entdeckung der Mikroben! . . .
Mach' nur auff du wirft ja fehen . . . .
(Thlthl macht die Türe weit auf. Man fieht nichts erfcheinen.)
T hlt hl: Kommen fie nicht?
Die N a ch t: Ich hab' dir's ja gefagt . . . Die meiften find leidend
und ganz mutlos . . . Die Ärzte find fo graufam mit ihnen! . . . Geh' doch
einen Augenblick hinein, du wirft's ja fehen . . . . (Thltnl verfchwindet in der
Höhle und erfcheint einen Augenblick fpäter wieder.)
T hlt h l: Der blaue Vogel ift nicht drinnen. . . Aber Ihre Krank-
heiten fehen recht krank aus. Nicht einmal das Haupt haben fie erhoben . . .
(Eine einzige Krankheit in Vantoffeln, Schlafrock und Zipfelmüße) kommt aus der
Höhle und beginnt im Saal herumzufpringen.)
D i e N a ch t: Erfchrick' nicht! Das ift die kleinfte) der Schnupfen . . .
Sie gehört zu denen) die man am wenigften verfolgt) und der es daher am
beften geht. (Sie ruft den Schnupfen.) Kommft, Kleinef zu früh! Watt', bis es
Winter ift. (Huftend) niefend und puftend tritt der Schnupfen in die Höhle zurück7
deren Türe von Thlthl gefchloffen wird.)
T h l t hl (an der nächften Türe): Alfa jeßt da hinein . . . Was gibt es
drinnen?
Die Nacht: Nimm dich in acht! Da drinnen find nämlich die
Kriege. Sie find gräßlicher und mächtiger denn je - - Gott weiß7 was
gefchehen wiirdeF wenn auch nur ein einziger entkäme! . . . . Glücklicher-
weife find fie fettfüchtig und ungelenk . . . halten wir uns alle bereitf die
Türe zuzuftoßen) während du einen Blick hineinwirfft.
(Thlthl öffnet die Pforte unter unzähligen Vorfichtsmaßregelm nnd läßt nur
eine ganz kleine Spalte freif die ihm erlaubt) einen Blick in die Höhle zu werfen.
Mit einem Entfeßensfchrei fpringt er zurück.)
T h l t hl: Rafm, rafch! Drückt zu! Sie haben mich gefehen! Sie
kommen alle heran! Sie fprengen die Türe!
Die Nacht: Alfo) drückt doch! Was treibft denn du, Brotlaib?
Feft! Sind die aber ftark. Endlich! Sie geben nach. Es war aber höchfte
Zeit! Haft du gefehen?
T h l t hl: Ia, ja! Sie find riefengroß und gräßlich. Die werden den .
blauen Vogel wohl nicht haben.
Die N a ch t: Natürlich nicht! Sie wiirden ihn fofort freffen! Na)
haft du nun genug? Du fiehft) es ift nichts zu machen.
T h l t h l: Ich muß aber alles fehen. Das Licht hat es befohlen.
D i e N a ch t: Das hat lei>)t befehlen! Selber aber hat es Angft und
bleibt fchbn zu Haufe. -
T hlthl: Gehen wir zur nächften Tür. Was ift denn drinnen?

Die Nach t: Die Schrecken und nächtliche Grauen find hier ein-
-gefchloffen.
T t) l t hl: Darf man die Türe öffnen?
Die N a ch t : Ohne weiteres! Sie find fchön ruhig . . . . Genau wie
'die Krankheiten.
T t) l t t) l (macht die Türe mißtrauifch auf und wirft einen Blick in die Höhle):
Sind fie denn nicht drinnen?
D i e N a cht (fie blickt ebenfalls in die Höhle): Holla, ihr Finiterniffe,
was macht ihr denn? Kommt doch einen Augenblick heraus) es wird euch gut
tun) ein wenig munter zu werden! Und die Schrecken ebenfalls . . . . Es ift
nicht zu befürchten _ -
(Einige Schrecken und nächtliche Grauen) verfchleierte Frauen) erftere fchwarz)
die zweiten griinlich, kommen fchüchtern zum Vorfchein und verfchwinden auf eine
Bewegung Thlthls hin wieder in der Höhle.)
D i e N a ch t: Seid doch nicht fo feig . . .. Es ift ja nur ein Kind)
es tut euch nichts zuleide . . . . (Zu Thlthl.) Sie find fo fchüchtern geworden . . .
mit Ausnahme der großen) die du im Hintergrunde fiehft. . . .
(Thlthl fchaut in den Hintergrund der Höhle.)
Thlthl: Oh! Sind die aber fchrecklich!
D i e N a ch t: Sie find angekettet . . . . Das find nämlich die einzigen,
die vor dem Menfchen keine Angft haben . . . . . Schließe lieber die Türe,
fonft könnten fie zornig werden.
T h l t hl (geht zur nächften Türe): Sieh' da) diefe ift dunkler . . , Was
ift da drinnen?
D i e N a ch t: Hinter diefer Türe verbergen fich mehrere Geheimniffe
. . . . . . Wenn es dir unbedingt darum zu tun ift) kannft du fie auffchließen
und wir halten uns bereit) die Türe wieder zuzudrücken, wie wir es mit den
Kriegen gemacht haben . . , . .
T t) l t t) l (macht mit großer Vorficht die Türe auf und fteckt den Kopf durch
die Spalte): O! Wie kalt ift's da drinnen! Meine Augen brennen mir!
Rafch zu! Drückt feft! Driickt zu! (Die Nacht, der Hund7 der Kater und der
.Zucker drücken die Türe zu.) O! Was ich da gefehen habe . . . .
Die Nacht: Was denn?
Thlthl (bewegt): Ich weiß nicht recht) aber es war fürchterlich!
Sie faßen alle da) wie augenlofe Ungeheuer . . . . Wer ift denn der Riefe,
.der mich packen wollte?
- Die Nacht: Wahrfcheinlich war es das Schweigen! Es behütet
diefe Türe . . . . . Alfo fchrecklich war es? Du bift ganz blaß und du zitterftf
wie Efpenlaub . . . .
T h l t h l: Ich hätte nie geglaubt . . . Nie habe ich fo etwas gefehen . . .
.Ich habe eiskalte Hände . . . .
D i e N a ch t: Wenn du fortmachfh kommt es noch viel fchlimmer . . . .
T y l t hl (geht zur niichften Türe): Und die hier? Jft es da drinnen
auch fo fchrecklich?

D i e N a ch t: Nein! Hier gibt es allerlei! Sterne ohne Bejchäftigung) meine eigenen Düfte) einige mir gehörende Schimmer, wie zum Beifpiel Jrrlichter, Leuchtkäfer) Johanniswürmchen) dann find drinnen der Morgen-tau, der Nachtigallgejang ujw.
T h l t h l: Sternef Nachtigallgejang, da drinnen muß er fein!
Die Nacht: Schließ' auf) wenn du willft. All' das ift nicht fehr jchreckhaft. (Thlthl macht die Türe weit auf, fofort ergießen fich die Sterne) jchöne junge Mädchen in jchillerndem fchimmernden Schleiern in den Saal und bilden auf den Stufen und um die Säulen anmutige Reigen) die von einer Art leuchtender Dämmerung bejchienen werden. Ihnen jchließen fich an die fajt unjichtbaren Düfte der Nachh die Johanniswürmchem die Jrrliihter. der durchjichtige Morgentau, während der Nachtigallgejang, der aus der Höhle herausfirömt, den Saal mit feinen Tonwellen förmlich überjchwemmt.)
M t) t t) l (jchliigt entzückt in die Hände): O! Die jchönen Damen!
T h l t hl: Wie jie jchön tanzen!
M h t t) l: Wie jie fein duften!
T h l t h l: Wie jie herrlich fingen!
M h t h l: Was find denn das fiir welche7 die man faft gar nicht jieht?
D i e N a ch t: Das ift der Morgentau der Wälder und Auen . . . Nun ift es aber genug. Die werden nie fertig. Wenn jie einmal zu tanzen an-fangenf bringt jie der Teufel nicht mehr hinein. (Schlägt in die Hände.) Rajch) rafch) ihr Sterne! Es ift keine Zeit zum Tanzen . . . . Der Himmel ift bedeckt. Wolken ziehen auf. . . Rajch hinein, jonft hol' ich den Sonnenftrahl!
(Wilde Flucht der Sterne) Düfte njw. in die Höhle) die zugejchlojjen wirdf gleichzeitig verjtummt der Nachtigallengejang.)
Thlthl (geht zur Pforte im Hintergrund): So, da wäre die große Mitteltür . . . . .
D i e N a ch t (ernjt): Schließe jie nicht auf. . . .
T h l t h l: Warum nicht?
D i e N a ch t: Weil es nicht erlaubt ift!
T h l t t) l: Aljo dort drinn verbirgt fich der blaue Vogel. Das Li>)t hat es mir gejagt.
D i e N a cht (mit mütterlichcr Fürjorge): Hör mich an, mein Kind . . .
.Ich war mit dir gut und gefällig . . . Für niemanden habe ich noch das getan) was ich für dich getan habe. Ich habe dir alle meine Geheimnijje enthüllt. Ich habe dich fehr lieb. Mir tut es um deine Jugend leid) ich rede zu dir) wie eine Mutter. Hör' mich anf glaube mir7 mein Kind, fteh' ab) wag' dich nicht mehr vor) verfuche nicht das Schichah laß' die Türe zu,
T h l t hl (jchwankend): Aber weshalb denn?
Die Na cht: Weil ich nicht will) daß du zugrunde gehjt . .. Weil keiner von denenf die jie auch nur um eine Haaresbreite geöffnet) das Tages-licht wieder gefehen haben . . . Weil) was man fich immer Gräuliches denken kann, weil alle Schrecken, alle Grauen) von denen man auf Erden jpricht, nichts find im Vergleich zum geringjtenf das fich auf den Menfchen ftürzt) fowie fein Auge über das erfte Grauen diefes namenlojen Abgrundes hinzu-
_ÜWx-x-

gleiten wagt. . . . Iaf wenn du darauf beftehftf troß allem dich an diefes
Tor zu wagen) werde ich dich bitten, zu warten) bis ich mich in meinen
fenfterlofen Turm eingefchloffen habe . . . Und nun ift es an dir) zu wählen
und zu beftimmen . . . . , -
(Mhthl) in Tränen aufgelöft, ftößt unartikulierte Angftfchreie aus und fur-ht
Thlthl fortzuziehen.)
Brot (zähneklappernd): Tu' es nichh mein kleiner gnädiger Herr!
(Wirft fich auf die Knie.) Hab' Mitleid mit uns! Ich flehe dich auf den
Knien. . . Du fiehft ja . . . die Nacht hat recht. _
D er Kater: Du bringft unfer aller Leben zum Opfer!
Thlthl: Ich muß! -
M t) t hl (weinend, ftampft mit den Füßen): Ich will nicht! Ich will
nicht!
T h l t hl: Das Brot und der Zucker mögen Mhthl die Hand reichen
und fich mit ihr in Sicherheit bringen . . . Ich fchließe auf!
D i e N a cht: Rette fich wer kann! Rafch) rafch! Es ift Zeit!
(Sie flieht.)
D as Brot (in wilder Flucht): Warte doch wenigftens) bis wir am
anderen Ende des Saales find!
D e r K a t e r (flieht ebenfalls): Warte doch noch, warte . . . .
(Sie verfteclen fich hinter den Säulen am anderen Ende der Halle. Thlthl bleibt
mit dem Hunde allein bei der Monumentalpforte.)
D e r H u n d (vor verhaltener Angft fchnaubend und röchelnd): bleibe)
ich bleibe . . . Ich habe keine Angft! Jah bleibe . . . Ich bleibe bei meinem
kleinen Gott! Ich bleibe, ich bleibe!
T hlth l: Das ift fchön von dir) Thlo, das ift fchön von dir! Wir
zwei) wir halten ftand! Und jetzt aufgepaßt!
(Er fteckt den Schlüffel ins Schloß! Ein Schreckensfchrei ertönt aus dem anderen
Ende des Saales, wo fich die Flüchtigen verfteckt haben. Kaum hat der Schliiffel
die Türe berührt, da öffnen fich die beiden hohen breiten Flügel, gleiten nach beiden
Seiten) verfchwinden rechts und links in der Mauer und offenbaren plößlich einen
zauberhaften) wunderherrlichem unfagbar fchöneu) von nächtlichem Schimmer
umfloffenen Blumengarten, in dem zwifchen Sternen und Planeten, die alles,
was fie berühren) in Licht baden) märchenhafte blaue Vögel, bis zu den Grenzen des
Horizonts von Edelftein zu Edelftein- von Mondftrahl zu Mondftrahl harmonifch
und in folcher Menge auf- und abfliegen, daß fie der Odem der himmelblauen Luft,
das eigentliche Wefen des ganzen Gartens vorzuftcllen fcheinen. Thlthl fteht
geblendetf beftiirzt mitten im Lichtmeer.)
T h l t h l: O, der Himmel! (Zu den Flüchtigen.) Kommt fchnell! Da
find fie ja! Da find fie! Sie find es! Wir haben fie! Taufende von blauen
Vögeln! Millionen! Millionen! Zu viel beinahe! Komm' Mytyh komm
Thlo! Kommt alle! Hilft mir. (Stürzt fich zwifchen die Vögel.) Man hat alle

Hände voll! Sie find nicht furchtfam! Sie fürchten uns nicht! Hierher!
Hierher!
(Mhthl und die anderen kommen herbei. Sie treten alle in den blendenden
Garten mit Ausnahme der Nacht und des Katers.)
T t) l t h l: Seht her. es find ihrer zu viel! Sie kommen mir in die
Hände geflogen. Seht! Seht. fie effen Mondftrahlen! Mhthl. wo bift du?
So viele blaue Vögel. fo viele Federn. die herumfliegen. daß man nichts
mehr fieht. Thlo. beiß'fie nicht! Tu' ihnen nichts! Thlo! Backefie recht vor-
fichtig!
Myth! (ganz von blauen Vögeln umhüllt); habe fchon fieben!
Wie fie mit den Flügeln fchlagen! Ich kann fie nicht halten!
T h lt h l: Ich auch nicht! Ich habe zu viel! Sie entkommen! Sie
kommen wieder! Thlo hat auch welche! Sie werden uns noch in die Höhe
heben. in den Himmel tragen. Kommt da hinaus! Das Licht erwartet uns!
Es wird zufrieden fein! Hier hinaus. hier!
(Sie fchliipfen aus dem Garten. die Hände voll fich ftrüubender blauer Vögel.
und durchqueren den ganzen Saal. Während die Azurvögel im Garten erfchreckt
herumfliegen. gehen fie rechts - wie fie gekommen find - ab. gefolgt vom Brot und
Zucker. die keine Vögel gefangen haben. - Es bleiben allein die Nacht und'der Kater.
fie gehen nach hinten und fehen ängftlich in den Garten.)
D i e N a ch t: Sie haben ihn nicht!
D e r K a t e r: Nein! Ich fehe ihn. dort oben auf einem Mondftrahl.
Sie haben ihn nicht erreichen können. er faß zu hoch oben . . . . .
(Der Zwifchenvorhang fällt. Gleich darauf treten vor den Vorhang gleichzeitig:
von links das Licht. von rechts Thlthl. Mhthl und der Hund in haftiger Eile und ganz,
von den gefangenen Vögeln bedeckt. Aber diefe. leblos mit hängenden Köpfen.
gebrochenen Flügeln. find nur noch fchlaffe Leichen.)
Das Licht: Nun. habt ihr fie?
T h l t h l: Iawohl. fo viel wir haben wollten! Es find taufende
davon da! Da find fie! Siehft du fie? (Sieht die Vögel. die er dem Licht reicht.
an und bemerkt. daß fie tot find.) Ia. aber . . . fie leben ja nicht mehr! Was-
hat man ihnen denn zu leid getan? Na und die deinen. Mhthl? Die von
Thlo auch! (Wirft zornig die Bogelleichen von fich.) Nein. das ift zu garftig!
Wer hat fie denn erfchlagen? Ich bin zu unglücklich. (Er verdeckt fein Geficht
mit den Händen. ein heftiges Schluchzen durchzittert feinen Körper.)
D a s L i ch t (nimmt ihn mit mütterlicher Liebe in die Arme): Weine nicht
mein Kind . . . Derjenige. der am hellen Tag leben kann. ift dir eben ent-
kommen. Der ift wo anders hin! Wir werden ihn fchon wiederfinden.
D e r Hu n d (betrachtet die toten Vögel): Darf man fie freffen?
(Alle ab nach links.)
Vorhang.

Fünftes Bild.
D e r W a l d.
Ein Wald. Nacht. Mondfchein. Alte Bäume verfchiedenfker Art: Eine Eiche-
-eine Buche. eine Ulme. eine Pappel. eine Tanne. eine Zhpreffe. eine Linde. ein
Kaftanienbaum ufw.
(Ein tritt der Kater.)
D e r K a t e r (begrüßt die Bäume um ihn herum): Seid mir gegtüßt.
ihr Bäume.
(Getnurmel im Laub): Sei gegrüßt.
D e r K a t e r: Diefer Tag ift ein großer Tag. Euer Feind kommt.
um eure geheimen Kräfte zu befreien und fich auf diefe Weife euch aus-
zuliefern . . . Es ift Thlthl. der Sohn des Holzknechtes. der euch fo viel Leid
zugefügt hat . . . Erfucht den blauen Vogel. den ihr feit Anfang der Schöpfung
vor dem Menfchen verberget und der allein unfer Geheimnis kennt. (Ge-
marine! im Laub.) Wie meint ihr? Ah fo! Die Pappe! hat was gefagt . . .
Jawohl. er befißt den Diamanten. der die Macht hat. unfere Seelen für einen
Augenblick zu befreien; er kann uns den blauen Vogel mit Gewalt entreißen
und dann find wir dem Menfchen in alle Ewigkeit auf Gnade und Ungnade
ausgeliefert. (Gemurmel im Laub.) Wer fpricht? Aha! Die Eiche! Wie
gehts? (Gemurmel irn Eichenlaub.) Immer verfchnupft? Warum läßt du
dich nicht von der Lakrihe behandeln? Immer noch das verdammte Zipper-
(ein ? Glaub' mir. das kommt vom Moos . . . . Du tuft dir viel zu viel davon
auf die Füße . . . . Jft der blaue Vogel noch immer bei euch? (Gemurmel
in den Blättern.) Wie ? Jawohl. ja. . . . da gibt es kein Zögern. . . Er muß
verfchwinden . . . . (Gelnurmcl in den Blättern.) Wie? Jawohl. er kommt
mit feiner kleinen Schwefter . . . Sie muß ebenfalls fterben. (Gemurmel in
den Blättern.) Jawohl. der Hund begleitet fie. es ift ganz unmöglich. ihn zu
entfernen. (Gemurmel in den Blättern.) Wie meint ihr? Ha. beftechen?
Ganz ausgefchloffen! Jehhabe alles verfucht. (Gemurmel in den Blättern.)
Bift du es. Tannenbaum? Jawohl. halte vier Bretter bereit. . . Dann
kommen-noch das Feuer. der Zucker. das Waffer. das Brot . . . Sie find alle
auf unferer Seite. mit Ausnahme des Brotes. das ziemlich wetterwendifch
ift . . . Das Licht allein hält zum Menfchen. Aber es kommt nicht mit. Ich
habe den Kleinen eingeredet. fie follten fich fortftehlen. während es fchläft . . .
Die Gelegenheit ift einzig. (Gemurmel im Laub.) Ah! die Buche! . . . Du
haft recht! Die Tiere miiffen ebenfalls verftändigt werden . . . Hat der Hafe
feine Trommel? Schön. dann fo!! er fofort alle Tiere zufammentrommeln . . .
*Da kommen fie.. .
(Man hört in der Ferne Trommelwirbel verklingen . . . Ein treten Thlthl. Myth!
und der Hund.)
T h l t t) l: Sind wir an Ort und Stelle?
D e r K a t e r (ftürzt unterwitrfig. füßlich. dienftbefliffen den Kindern ent-
gegen): Da bift du ja endlich. mein kleiner gnädiger Herr! Gut fiehft du aus

und hübfch bift du heute abendl. . . . Ich bin vorausgeeilt) um dich an-
zumelden. Alles in Ordnung! Diesmal haben wir aber den blauen Vogel
ganz beftimmt . . . Ich habe den Hafen hineingefajickt) um die wichtigften
Tiere zufammenzutrommeln . . . . Man hört ihre Schritte im diirren Laub . . ..
Hörft du? Sie find ein wenig fchiichtern und wagen nicht näher zu treten.
(Man hört das Herannahen verfchiedener Tiere) der Kuh) des Schweines, des
Pferdes) des Efels ufw. - Leife zu Tnlthl) ihn beifeite ziehend.) Aber warum
haft du den Hund mitgenommen? Ich habe dir ja gefagt. er ift mit aller Welt
verzankt) felbft mit den Bäumen. . . Ich fürchte) daß feine haffenswerte
Anwefenheit alles in Frage ftellt . . . .
T t) l t t) l : konnte ihn nicht loswerden. (Zum Hund drohend.) Willft
du machen) daß du fortkommft, Scheufal!
D e r Hu n d: Wer? Ich? Warum?. . . . Was habe ich getan? . . . .
T h l t hl: Fort) fage ich! Man kann dich hier nicht brauchen) ver-
ftanden? Du langweilft uns!
D e r Hu n d: Ich will ganz ftill fein! Ich folge von weitem . . . c
Ich mache mich ganz klein . . . Soll ich mal auf den Hinterpfoten fpazieren.
gehen?
D e r K ate r (leife zu Thltnl): Und du läßt dir diefen Ungehorfam
gefallen? Gib ihm doch einige Stockhiebe auf die Nafef er ift wirklich un-
ausftehliih.
Thlthl (fchlägt den Hund): Das wird dich lehren7 rafcher zu ge-
horchen,
D e r H u n d (heulend): Au weh! Au weh! Au weh!
T hlt hl: Na) was fagft du jetzt?
D er Hund: Du haft mich gefchlagen, Ich muß dich umarmen.
(Umarmt Thlthl mit überftrömender Zärtlichkeit.)
T h l t h l: Genug . . . Schon gut! MachF daß du fortkommft!
M h t hl: Nein) nein) ich will) daß er bleibt. Wenn er nicht da ift)
fürchte ich mich fo fehr.
D e r H u n d (fpringt vor Freude) wirft Mhtnl beinahe zu Boden) indem er
fie mit begeifterten und heftigen Liebkofungen iiberhänft.) O! Das gute kleine-
Mädchen. Ift fie fchön! Ift fie gut! Ich muß fie abkiiffen! Noch einmal)
noch einmal7 noch einmal) noch einmal!
D e r K a t e r: So ein Idiot! Na) wir werden ja fehen . . . . Ver-
lieren wir keine Zeit. . . . Drehe den Diamanten!
Thlt hl: Wo muß ich ftehen?
D e r K ate r: Da in diefem Mondftreifen. Da fiehft du beffer! So,
und jeßt dreh' fchön langfam . . . .
(Thlthl dreht den Diamanten, Ein langes Zittern geht durch Laub und Affe,
Die älteften und größten Stämme fpalten fich in der Mitte und laffen die Seele des-
Baumesf die fie einfchließen) entweichen, Diefe Seelen unterfcheiden fich von-
einander, je nach der Art und dem Wefen der einzelnen Bäume, Die Seele der
ulme z, V. ift eine Art engbrtiftigerfungefchlachter, bäuchigerZwerg; diejenige der Linde
ruhigf zutraulieh) jovial; diejenige der Buche elegant und beweglich; diejenige der

Birke weiß) zurückhaltendf unruhig; diejenige der Weide verwachfen, verftörtf
-weinerlich; diejenige der Tanne lang, ausgemergelt, fchweigfam; diejenige der
Kaftanie eingebildet) geckenhaft ; diejenige der Pappe! heiter, gefchmeidig) gefchwc'ißig.
Die einen lommen langfam aus ihren Stämmen) verfchlafenf dehnen fichF wie nach
einer jahrhundertelangen Gefangenfchaft, die anderen find mit einem Sah draußen)
lebhaft) gefchäftig, Alle bilden um die Kinder einen Halbkreis, fich möglichft in der
Nähe des Baumes haltend) dem fie entftammen.
D e r P a p p e l b a u m (kommt als erfter. aus Leibeskräften fchreiend);
Menfchen, kleine Menfchen! Man wird mit ihnen reden können. Das
Schweigen ift zu Ende! Zu Ende! Woher kommen fie? Wer ift's? Wer
'find fie? (Zum Lindenbaum, der ruhigf feine Pfeife rauchend) herauskommt.)
Kennft du fie, Gevatter Lindenbaum?
D e r L i n d e n b a u m: .Ich kann mich nicht erinnern, fie jemals
.gefehen zu haben!
Der Pappelb aum: Doch, do>)! Du kennft ja alle Menfchen,
"du bift immer um ihre Häufer herum.
D e r L i n d e n b a u m (betrachtet die Kinder): Nein, ich verfichere dir,
nein! Ich kenne fie nicht. . . . Sie find noch zu jung. Gut kenne ich nur die
Liebes-paare, die mich bei Mondenfchein befuchem oder die Zecher) die in
meinem Schatten einander zutrinken.
D e r K a ft a n i e n b a u m (verletzt) klemmt fein Monokle ins Auge):
“Was ift denn das? Gefindel?
D e r P a p p e l b a u m: Na. wiffen Sie, Herr Kaftanienbaum) feit-
.dem Sie die Promenaden der Großftädte fchmücken, glauben Sie was extra
zu fein.
D e r W e i d e n b a u m (in Holzfchuhen) ächzend): Mein Gott) mein
Gott! Da kommen fie fchon wieder) fchneiden mir Kopf und Beine ab,
um daraus Reifig zu machen.
D e r P a p p e l b au m: Still! Da kommt der Eichenbaum aus
feiner Behaufung. Er fieht heute Abend recht leidend aus. Findet ihr nicht.
daß er alt wird ? Wie alt mag er wohl fein ? Die Tanne meint 4000 Jahre.
Aber ich glaubef fie übertreibt. Achtung, er wird uns über alles aufklären.
(Der Eichenbaum kommt langfam vorwärts. Er ift fabelhaft alt, fein Haupt
ift von Mifteln gekrönt, er trägt ein langes mit Moos und Flechten verbrämtes Ge-
wand. Er ift blind, fein weißer Bart fliegt im Winde. Mit einer Hand ftüpt er
fich auf einen Knotenftock, mit der anderen auf eine junge Eichef die ihm als Führer
dient. Der blaue Vogel fißt auf feiner Schulter. Bei feinem Herannahen entfteht
eine achtungsvolle Bewegung, die anderen Bäume machen ihm Plav und ver-
neigen fich.)
_ T hlt hl: Er hat den blauen Vogel! Rafch) rafch! Hierher! Gib
*ihn mir!
Die Bäume: Ruhe!
D e r K a t e r (zu Thlthl): Nimm den Hut ab. es ift der Eichenbaum!
D e r Ei ch e nb au m (zu Thlthl): Wer bift du?
T . e KT TOMMY-*3.:*

Thlthl: Ich bin Thlthl. mein Herr! Wann bekomme ich den
blauen Vogel?
D e r E i ch e n b a u m: Thlthl) der Sohn des Holzknechtes '2
Thlthl: Jawohl) mein Herr!
Der Eichenb aum: Dein Vater hat uns viel zu leid getan. In meiner Familie allein hat er 600 meiner Söhne umgebracht, 475 Onkel
und Tanten, 1200 Vettern und Bajen, 380 Schwiegertöchter und 12 000 Ur-
enkel.
T h l t h l: Ich weiß nicht. . . Er wird's nicht abjichtlich getan haben.
D e r Ei ch e n b a u m: Was willft du hier und warum haft du unjere
Seelen aus ihren Heimftätten gelockt?
Tyltyl: Bitte) entjchuldigen Sie) daß ich Sie gejtört habe . . . .
Der Kater jagte mir) Sie wollten uns verraten. wo fich der blaue Vogel ver-
birgt.
D er Eichenb aum: Jaf ich weiß. du juchft den blauen Vogel,
das heißt das große Geheimnis der Dinge und des Gliickesf damit die
Menfchen unjere Sklaverei noch härter geftalten können . . . .
T hltvl: Aber nein! Ich brauche ihn bloß für das kleine kranke
Mädchen der Zauberin Berhlune . . , . .
D e r Ei ch e n b a u m (ihm Schweigen gcbietend): Genug! Wo bleiben
die Tiere 7 Wo find jie 'Z All' das geht jie genau jo an) wie uns. Wir Bäume
wollen für die ftrengen Maßregeln, die wir ergreifen werden) nicht allein die
Verantwortung tragen. An dem Tage7 wo der Menjch erfährt. daß wir dasf
was wir vorhaben, vollbrachh wird er fiirchterli>)e Wiedervergeltung üben . . .
Es ift aljo notwendig, daß wir einig find) damit unjer Schweigen ver-
bürgt jei..... _
D e r T a n n e n b a u m (jieht über die anderen Bäume hinweg): Da
kommen die Tiere . . . Sie folgen dem Hafen . . . Da ift die Seele des
Pferdes) des Stiersf des Ochfen, der Kuh) des Wolfes) des Schafes) des
Schweines, des Hahnes) der Ziege) des Efels. des Bären . . . .
(Ein treten der Reihe nach) wie jie der Tannenbaum ankündigt) die Seelen
der Tiere) jie jeßen fich zwijchen Bäume, mit Ausnahme der Seele der Ziege) die
herumjtreift) und der Seele des Schweinesf das in den Wurzeln herumwühlt.)
Der Ei ch enb aum: Sind wir vollzählig?
D e r H a j e: Die Henne konnte ihre Eier nicht im Stiche lajfenf der
Hirjch hatte HornjÜmerzen, der Fuchs ift leidend _ da ift das ärztliche
Zeugnis! Die Gans hat nicht verftanden, um was es fich handelt) und der
Truthahn wurde zornig . . . .
D e r E i ch e n b a u m: Diejes Mck)tetj>)einen ift höchft bedauerlich.
Nichtsdejtoweniger jind wir in genügender Anzahl verjammelt. . . Ihr
wißt) meine Brüderf worum es fich handelt. Diejes Kind da kann fich dank
einem den irdijchen Mächten entwendeten Talisman in den Bejiß des
blauen Vogels jeßen und uns auf diefe Weije das Geheimnis7 das wir jeit
Uranfang des Lebens bewahren7 entreißen . . . . Wir kennen aber den
Menfchen viel zu genau) um auch nur einen Augenblick im Unklaren darüber

zu feinf was für ein Schickfal uns erwartet) wenn er einmal im Befiße des Geheimniffes ift. Deswegen fcheint es mir, daß jedes Zögern ebenfo dumm, wie frevelhaft wäre. . . Der Augenblick ift gefahrvoll) der Knabe da muß verfchwinden) bevor es zu fpät ift. . . .
Thlthl: Was fagter? m
D e r HU nd (um den Eichenbaum herumfchleichend und die Zähne flet-fchend): Sieh' dir mal meine Zähne an, alter Mmmelgreis!
D i e B u ch e: Er infultiert den Eichenbaum!
D e r Eich e n b a u m: War's der Hund? Hinaus mit ihm! Wir können keinen Verräter dulden.
D e r K a t e r (leite zu Trilthl): Tu den Hund weg . . . Es ift nur ein Mißverftiindnis . . . Laß mich nur machen . , . Ich bringe alles wieder ins Geleife . . . . Aber tn ihn möglichft rafch fort.
T h l t hl (zum Hund): Willft du machen, daß du fortkommft!
D e r H u n d : Laß mich doch feine Moospantoffel zerfeßen, dem alten Vodagriften. das wird luftig!
T t) lt hl: Still! Kufch! Fort) Scheufal!
D e r H und : Schöin fchöm ich geh' fchon! Ich komme wiederf wenn du meiner bedarfft.
D e r K a t e r (halblaut zu Tnltnl): Es wäre vielleicht vorfichtiger, ihn anzuketten, fonft macht er Dummheiten. Die Bäume geraten in Zorn und das kann ein fchlimmes Ende nehmen,
T h lt hl: Ja, aber wiefo? Ich habe feine Leine verloren.
D er Kater: Da kommt gerade der Epheu mit ftarken Stricken verfehen.
D er Hund (lnurrend): Ich komme wieder! Ich komme wieder! Gichtgreis Keuchhuften du! Ausgemergeltes Gefindel) altes Wurzelwerk! Und der Kater fiihrt fie alle an! Dem zahl' ich's aber noch heim! Was tufchelft du - Judas. Tiger, Verräter! Wan, wau, wan!
D e r K a t e r: Du fiehft) er befchimpft alle Welt.
T h l t h l : Ja) er ift unausftehlich. Man hört nicht fein eigenes Wort. Herr Epheu) wollen Sie ihn anbinden?
D e r E p h e u (nähert fich vorfichtig dem Hund): Beißt er nicht?
D e r Hu n d (brummend): Jm Gegenteil! Im Gegenteil! Abküffen wird er dich! Wart nur, du wirft es fchon fehen! Komm' nur, altes Schnurzeng!
T t) l t t) l (droht mit dem Stock): Thlol
D e r H u n d (kriecht fchweifwedelnd zu Thlthls Füßen): Was foll ich tun. mein kleiner Gott?
Thlthl: Dich flach hinlegen! Gehorche dem Epheu! Laß dich binden) oder . . . .
D e r H u n d (immerfort knnrrend) während der Epheu ihn bindet): Galgen-ftrick) Schweinekette! Sieh doch, mein kleiner Gott) er zerfchneidet mir die Pfoten) er erwürgt mich.
T t) l t h l: Um fo fchlimmer für dich! Sei ftill! Du bift unausftehlich l

:cr-77.0* lc WMF" ide-kast. 'f1
Pï¬kkq'kW-l; (7".hLk'ik-jl'q W'
9)
G G o t) a
W VortrÃ¤t eines jungen Mannes-
W
4..

Der'Hund: Na, ja) aber du haft wirklich Unrecht! Die fiihren
Schlimmes im Schilde. Mein kleiner Gott) nimm dich in acht! Er ftopft mir
das Maul zu! Ich kann nicht mehr reden!
D e r E p h e u (hat den Hund zufammengefchniirt wie einen Ballen): Wo
foll ich mit ihm hin? Ich hab' ihn ordentlich geknebelt. Er gibt auch
keinen Ton von fich!
D e r Ei ch e n b a u m: Man binde ihn feft an eine meiner Wurzeln. . .
Wir werden dann weiter fehen. (Der Epheu tragt mit Hilfe des Bappelbaumes
den Hund hinter die Eiche.) Ift's jetzt in Ordnung? So. nun find wir diefe
Läfterzunge los und wir können laut Recht und Wahrheit verhandeln . . . .
Ich bin, ich verhehle es euch nicht) tief und fchmerzlich bewegt. . . , Zum
erftenmal ift es uns gegeben, den Menfchen zu richten und ihn unfere Gewalt
fühlen zu laffen, Nach all dem Leid) das er uns zugefügthatF nach den un-
geheuerlichen Ungerechtigkeiteiu die wir durch ihn erdulden mußten, diirfte
über den Urteilfpruch, der ihn erwartetf kein Zweifel mehr herrfchen . . .
Alle anderen Bäume und Tiere: Nein! nein! Kein
Zweifel! Aufhängen! Zu viel Unrecht! Er hat zu fehr feine Macht miß-
braucht! Das dauert zu lange! Man zerfchmettere ihn. Man freffe ihn auf!
Sofort! Sofort!
T hit hl (zum Kater): Was haben fie denn? Sind fie unzufrieden?
D e r K a t e r: Beunruhige dich nicht! Sie find ein wenig böfe,
weil der Frühling zu fpät kommt. Laß mich nur machen) ich bringe fchon
alles ins Geleife.
D e r Ei ch e n b a u m: Diefe Einmiitigkeit war vorauszufehen . . .
Es handelt fich jeht darum) und zwar, um Wiedervergeltung zu vermeiden)
feftzuftellen, welche Todesart am praktifchften) am bequemften) am rafcheften
und am ficherften fein wird. Eine Todesart) die am wenigften geeignet ift)
verräterifche Spuren zu hinterlaffen. wenn die Menfchen die kleinen Leichen
im Wald auffinden.
T h l t h l: Was heißt denn das? Wo wollen fie hinaus? Nun hab'
ich aber genug! Da er doch den blauen Vogel hat, foll er ihn hergeben.
D e r S t i e r (vortretend): Das ,Befte und Braktifchfte wäre ein
türhtiger Stoß mit dem Horn in den Magen. Soll ich los gehen?
Der Eichenbaum: Wer fpricht?
Der Kater: Der Stier!
D i e K u h: Er täte beffer, ftill zu fein! Ich mifihe mich nicht in An-
gelegenheiten. die mich nichts angehen. Das ganze junge Gras) das man dort
im Mondlicht in der Ebene fieht) habe ich noch abzuweiden . . . . Ich habe
viel zu viel zu tun . . . .
D e r O ch f e: Ich auch! Übrigens unterfchreibe ich alles im voraus.
D e r B u ch e n b a u m: Ich biete meinen höchften Aft) hängt fie
daran auf.
Der Epheu: Ich die Schlinge.
D e r T a n n e n b a u m: Und ich die Bretter für die kleine Kifte.
Die Zhpreffe: Und ich ein Ehrengrab.

D e r W e i d e n b a u m: Das befte wäre, man ertränkt fie in einem
meiner Bäche - ich nehm's auf mich!
D e r Lin d e n b a u m (verföhnlich): Aber. aber . . . Muß man denn
immer gleich zum äußerften greifen? Sie find noch fo jung . . . Man könnte
fie unfchädlich machenf indem man fie in ein Gehege fperrt) das ich gerne her-
ftellen will; ich pflanze mich einfach um fie herum. [j
D e r Ei ch e n b a u rn: Wer fpricht fo? Mir fcheint. ich erkenne die
honigfüße Stimme des Lindenbaumes!
D e r T a n n e n b a u m: Jn der Tat. Wir haben alfo unter uns
einen Verräter. genau wie die Tiere!
D e r Ei ch e n b a u m: Bis jetzt haben lediglich die Obftbäume nicht
mitgetan. Aber das find eigentlich gar keine richtigen Bäume.
D a s S ch w ei n (rollt feine kleinen gefräßigen Augen): .Ich denke, man
frißt zuerft das kleine Mädchen . . . Was muß die zart fein!
Thlthl: Was fagt er? Wart' einmal. du... .
D e r K a t e r: Ja7 ich weiß nicht) was fie alle haben. Aber die Sache
fieht mir nicht geheuer aus.
D e r Ei ch e n b a u m: Still! Es handelt fich darum) wem die Ehre
zufallen wird) den erften Streich zu fiihren. wer von unferen Wipfeln die
große Gefahr abwenden wird. die wir feit Geburt des Menfchen laufen.
D e r T a n n e n b a u m: Dir) unferem Patriarcheru unferem König,
gebührt diefe Ehre . . . .
D e r E i ch en b a u m: Wer fpricht? Tannenbaum? Wehe! Ich
bin zu alt! Ich bin blind) gichtbrüchig . . . . Und meine fteifen Arme gehorchen
mir nicht mehr . . . . Nein) dir, mein Bruder) der du immer grün) immer
aufrecht bift7 dir) der du die meiften diefer Bäume zur Welt kommen fahft.
fällt ftatt meiner unfere Befreiung zu,
D e r T ann e n b a u m: Ich danke dir. ehrwürdiger Vater. Aber
da ich fchon die Ehre haben werde, die beiden Opfer zu begraben, fürchte
ich den gerechten Neid meiner Brüder. Aber ich glaube) daß nach mir
niemand eine beffere Keule fiihrt, niemand würdiger ift, wie der Buchenbaum.
D e r B u ch e n b a u m: Ich bin wurmftichig und meine Keule ift
unverläßlich . . . Aber_ Ulme und Zhpreffe haben gewaltige Waffen.
D e r Ulm e n b au m: Wie gerne möchte ich. Aber ich halte mich
kaum aufrecht. . . Ein Maulwurf hat mir heute Nacht die große Zehe
verletzt,
D i e Z h p r e f f e : Ich bin bereit. Aber wie mein Bruder der Tannen-
baum) werde ich die Ehre haben) wenn fchon nicht die Opfer zu begraben,
fo doch wenigftens auf ihrem Grabe zu weinen . . . Und das hieße zu viel
an fich reißen. Beauftragt doch die Pappel!
Der P appelbaum: Ich? Wo denkt ihr hin? Mein Holz ift
zarter als die Haut eines Kindes. Und dann weiß ich nicht. wie mir ift,
ich habe Schüttelfroft. . . Seht doch meine Blätter.. . Ich werde mich
wohl heute Morgen vor Sonnenaufgang o.*.-itihlt haben . . .

D e r Ei ch e n b a u m (entrüftct): Angft habt ihr vor den Menfchen!
Selbft diefe kleinen) fchußlofen Kinder flößen euch jenes geheimnisvolle
Grauen ein, das uns ftets zu Sklaven gemacht hat. Aber nein! So joll es
nicht enden! Die Stunde kommt nicht wieder) und ich felbft - allein, alt)
gichtbrüchig, blind und zitternd - will mich dem Erbfeind entgegenftellen.
Wo ift er? (Mit feinem Stab tappend) rückt er gegen Thlthl.)
T h l t h l (zieht fein Meffer aus der Tajche): Hat er's auf mich abgefehen)
der Alte da) mit feinem dicken Stecken?
(Beim Anblick des Meffers ftoßen alle übrigen Bäume einen Angftfchrei aus
und halten den Eichenbaum zurück.)
Die B äume: Das Meffer! Achtung! Das Meffer!
D e r E i ch e n b a um (fucht fich zu befreien): Laßt mich! Was liegt
mir daran! Mefjer oder Beil. . . Wer hält mich zurück? Alle jeid ihr da?
Wie7 ihr wollt alle . . .? (Wirft den Stab von fich.) Aljof fei es! Schmach
über uns! Mögen die Tiere für unjere Befreiung forgen.
D e r S t i e r: So ift's recht! Ich nehm's auf mich! Und mit einem
einzigen Stoß . . . .
D e r O ch s und d i e K u h (halten ihn am Schweif zurück): Was geht
das dich an? Mach' doch keine Dummheiten! Schlimme Sache! Es wird
fchief enden und dann find wir an allem jchuld. Laß doch die wilden Tiere
machen.
D e r S t i e r: Nein, nein, mich geht es an! Wartet nur! Haltet mich
doch zurück) fonft gibt es ein Unglück,
T t) l t h l (zu Mhthlf die fchrille Angjtfchreie ausftößt): Hab' keine Angff!
Stelle dich hinter mich) ich habe mein Mejjer . . . .
D e r Hah n: Tapfer ift aber der Kleine!
T h l t hl: Aljo, abgemachh ihr wollt mit mir anbinden?
D er Efel: Aber natiirlich) mein Junge'. Lang hat es gebrauchh
bis du es bemerkt haft.
D as S ch w ein: Du kannft dein Gebet aufjagen, dein Stündlein
hat gejchlagen, Und verftecke nicht das kleine Mädchen, ich möchte meine
Augen an ihm weiden . . . Sie freffe ich zuerjt!
T hlthl: Was habe ich euch getan?
D as S ch a f: Nichts mein Junge! Meinen kleinen Bruder haft du
gefrejjen) meine beiden Schweftern, meine drei Onkel) meine Tante7 dann
Großvater und Großmutter. Wart nur! Wenn du erft am Boden liegjt,
wirft du jehen) daß ich auch Zähne habe . . . .
Der Ejel: Und ich Hufe!
D as V f e r d (jtolz wichernd): Ihr werdet eure blauen Wunder er-
leben, Soll ich ihn mit meinen Zähnen zerfeßen oder ihn mit einem einzigen
Fußtritt niederfchmettern?
(Stolz und großartig geht das Pferd auf Thlthl los) der fich ihm mit erhobenem
Meffer entgegenftellt. Plötzlich wird das Vferd von wilder Angft ergriffen, wendet
Thlthl den Rücken und galoppiert davon, was es die Beine tragen können.)

Nein! O nein! Das ift nicht gerecht! So haben wir nicht
gewettet. Er verteidigt fich.
D e r H a hn (kann feine Bewunderung nicht verbergen): Na, der Kleine
hat aber Blut in den Adern.
D as S ch w ein (zum Bären und zum Wolf): Greifen wir alle zu-
fammen an. Ich decke euer Hintertreffen. Wir werfen fie um, und wenn
das kleine Mädchen einmal zu Boden ift) verteilen n ir fie . . . .
D e r W o l f: Lenkt ihre Aufmerkfamkeit ab . . . . Ich will ihn von
hinten angreifen. (Er umgeht Thlthl, greift ihn von hinten an und wirft ihn halb
zu Boden.)
T t) l t t) l: Judas! (Richtet fich auf einem Knie auf, fchwingt fein Meffer
und deckt mit feinem Leibe Mhthl) die Berzweiflungsfchreie ausftößt. So wie fie
ihn zu Boden fehen7 kommen alle Bäume und Tiere heran und fuchen ihn zu er-
reichen. Berzweifelt ruft Thlthl um Hilfe.) Hierher! Hierher! Zu Hilfe!Thlo!
Thlo! Wo bleibt der Kater? Thlo! Thlette! Zu Hilfe! Zu Hilfe!
D e 1: K a t e r (fcheinheilig, abfeits): Ich kann nicht! Ich habe mit die
Bfote verftaucht!
T t) l t hl (pariert die Hiebc und verteidigt fich, fo gut er kann): Hierher!
Thlo! Thlo! Ich kann nicht mehr! Es find ihrer zu viele! Der Bär, das
Schwein! Der Wolf! Der Efel! Die Tanne! Die Buche! Thlo! Thlo!
Thlo!
(Die gefprengtcn Feffeln einherfchleppend, fpringt der Hund hinter der Eiche
hervor) die Bäume und Tiere durcheinanderwcrfendX wirft fich vor Thlthl und ver-
teidigt ihn verzweifelt.)
D e r Hu n d (um fich herumbeißend): Da bin ich, mein kleiner Gotik
da bin ich! Fürchte nichts! Ich habe noch gute Zähne! Da nimm, Bären-
vieh) das ift fiir deinen dicken Hintern! Wer verlangt noch? Da ift was
fiir das Schwein, das für das Vferd und das da für den Schwanz des Stieres.
So ift's recht, Ich habe dem Buchenbaum ein Loch in die Hofe gebiffen
und der Eiche den Rock zerfeßt! Die Tanne nimmt Reißaus! Heiß ift's
aber!
T t) l t hl (überwältigt): Ich kann nicht mehr! Die “Zhpreffe hat mir
einen Hieb auf den Kopf verfeßt.
D e r H u n d: Au! Ich habe eins von der Weide abgekriegt. Meine
Bfote ift hin.
Thlthl: Sie rücken wieder an! Alle vereint! Diesmal ift es
der Wolf!
D e r H u n d: Laß mich ihn nur kriegen.
D e r W o l f: Tölpel! Du bift doch unfer Bruder, feine Eltern haben
deine Kleinen ins Waffer geworfen.
D e r H u n d: Recht hatten fie! Um fo beffer! Wenn fie dir ähnlich
gefehen haben.
Alle B äu me und Tier e: Renegat! Tölpel! Abtrünniger!
Verräter! Dummkopf! Judas! Laß ihn doch! Cr ift dem Tod verfallen!
Komm' mit uns!
'1

D e r H u n d (vor Begeifterung und Aufopferung tranken): Nein! Nein!
Ich allein gegen euch alle! Nein! Nein! Treu meinen Göttern! Den
beften. den größten. (Zu Thlthl.) Achtung. da kommt der Bär! Nimm dich
vor dem Stier in acht! Ich rücke ihm an den Leib. Au! Ein Fußtritt.
Der Efel hat mir zwei Zähne ausgefchlagen.
T h l t hl: Ich kann nicht mehr. Thlo! Au weh! Ießt hab' ich etwas
von der Birke gekriegt. Sieh her. meine Hand blutet. - Das war der Wolf
oder das Schwein!
D e r H u n d: Warte. mein kleiner Gott! Laß mich dich küffen. fo.
jeßt leck' ich dir die Wunde. das tut gut. bleib' nur hinter mir. _Sie wagen
fich nicht mehr heran! Doch! Sie kommen wieder! Ießt wird's aber ernft!
Halten wir feft zufammen!
T h l t h l (gleitet zu Boden): Nein. ich kann nicht mehr.
D e r Hu n d: Man kommt! Ich hör's. ich riech's!
Thlthl: Wo? Wer?
D e r H u n d : Da! Dort! Das Licht! Es hat uns wiedergefunden!
Wir find gerettet! Umarme mi>)! Gerettet! Sieh hin! Sie ziehen fich
zurück! Sie haben Angft.
T hlt hl: Licht! Licht! So komme doch! Rafch! Sie find alle in
Aufruhr! Alle gegen uns!
(Ein tritt das Licht. In dem Maße. wie es vortritt. geht über dem Wald das
Morgenrot auf.) M
D a s Li ch t: Was gibt es ? Was denn ? Aber. Unglückfeliger. wußteft
du denn nicht? Drehe den Diamanten! Sie müffen dann ins Schweigen
zurück. in die Finfternis. Und du wirft nicht mehr ihre geheimen Gefühle
wahrnehmen.
(Thlthl dreht den Diamanten. Sofort ftürzen die Seelen der Bäume zu ihren
Stämmen. die fich fchließen. Die Seelen der Tiere verfchwinden gleichfalls. Und
in der Ferne fieht man. friedlich weidend. eine Kuh und ein Schaf ufw. Der Wald
ift wieder harmlos. Verwundert blickt Thlthl um fich herum.)
T hlthl: Wo find fie geblieben? Was hatten fie? Sind fie toll
geworden?
D a s Li ch t: Aber nein. fie find immer fo. Aber man weiß es nicht.
weil man es nicht fieht . . . . Ich hab' dir's ja gefagt. es ift gefährlich. fie zu
wecken. wenn ich nicht dabei bin . . . ,
T hlthl (wifcht fein Meffer ab): Gleichwohl! Ohne den Hund und
ohne mein Meffer . . . . Nie hätte ich geglaubt. daß fie fo böfe find . . . .
D as Licht: Du fiehft. der Menfch ift auf diefer Welt ganz allein
gegen alle . . . .
D er Hu n d: Haft du nirgends weh. mein kleiner Gott?
T hlthl : Nichts von Bedeutung! Mhthl haben fie nicht einmal
berührt! Aber du. mein guter Thlo! Deine Schnauze ift ganz blutig und du
hinkft!
D e r H u n d: Nicht der Rede wert . . . . Morgen ift's vorbei. . .
Aber das Scharmüßel war heiß. . . .

D e r K a t e r (kommt hinkend aus einem Bufm): Na und ob l Der Ochfe
hat mir einen Stoß in den Bauch verfetzt! Man merkt's nicht. aber es tut
fehr weh! Und die Eiche hat mir die Pfote gebrochen.
D e r H u n d : Ich möchte gerne wiffen. welche . . . . .
M h t h l (ftreichelt den Kater): Armes Tylettchen! Wirklich ? Wo warft
du denn? Ich habe dich nicht bemerkt!
D er Kate r (fcheinheilig): Mütterchen. gleich am Anfang hab' ich
was abgekriegt. als ich gegen das Schwein losging. das dich freffen wollte . . .
Die Eiche gab mir einen gewaltigen Hieb und ich wurde ohnmächtig.
D e r H u n d (zum Kater zwifchen den Zähnen): Mit dir rede ich noch ein
Wörtchen . . . . Wart nur! Nur Geduld!
D e r K a t e r (weinerlich. zu Mhthl): Mütterchen. er befchimpft mich . .
Er will mich fchlagen . , . .
M h t hl (zum Hund): Willft du fie wohl in Frieden laffen. ekelhaftes
Twn.„.
Vorhang.

Vierter Aufzug.
Sechftes Bild.
Vor dem Vorhang.
(Ein treten Ttjlthl. Yiljthl, das Lichtf der Hund) der Kater7 das BrotF das
Feuer, der Zucker) das Waffer und die Milch.)
Das Lich t: Zauberin Berhlune läßt mir fagen, der blaue Vogel
befindet fich wahrfcheinlich hier!
T t) l t h l : Wo ?
D as Licht: Hierf im Friedhof7 hinter der Mauer. . . . Einer
der Toten foll ihn in feiner Gruft verbergen . , . . man muß nur wiffen,
welcher es ift. . . . man wird fie eben einzeln vorbeiziehen laffen.
T h l t h l: Vorbeiziehen? Wie macht man das?
D a s Lich t: Sehr einfach! Um Mitternacht - um fie nicht all-
zufehr zu ftbren - drehft du den Diamanten. Man wird fie dann aus dem
Boden fteigen fehen. oder aber man wird dief die nicht ausgehen) in ihren
'Grüften betrachten können.
T hlthl: Werden fie nicht böfe fein?
D cc s L i ch t: Keineswegs! Sie werden's iiberhaupt nicht merken.
Sie lieben es allerdings nicht fehr, geftört zu werden. Da fie aber immer
.zu Mitternacht ausgehen7 wird es ihnen nichts machen.
T h l t h l; Warum find denn das Brot) der Zucker und die Milch fo
blaß? Warum reden fie kein Wort?
D i e Milch (wankend): Ich fühle, ich gerinne . , . .
D a s L i cht (leife zu Thlthl): Hat nichts zu jagen . . . . fie fürchten
7die Toten . . . .
Das Feuer (herumhopfend): Ich habe keine Angft! Ich bin
gewohnt, fie zu verbrennen . . . . friiher verbrannte ich fie alle . . . . Es
war viel luftiger, als heute.
T h l t h l: Und Thlo? Warum zittert er? Hat er auch Angft?
Der Hund (zähneklappernd): Ich? zittre ich denn? Ich habe
*niemals Angft! Aber wenn du dich von hier fortrnachfh ginge ich gerne mit.
T hl t hl: Na) und du Kater) fagft du nichts?
D e r K a t e r (geheimnisvoll) : Ich kenne fie.
-T h l t hl (zum Licht): Kommft du mit uns?
D as Li cht: Nein, es ift beffer. ich bleibe an der Friedhofstüre,
*mit den Tieren und Gegenftänden . . . . Die einen hätten-zu fehr Angft

und die Andern könnten fich vielleicht unziemlich aufführen. - Befonders
das Feuer wiirde alle Toten verbrennen wollen) wie einftmals und das ift
jetzt nicht mehr Sitte . . . . Fr-
T t) l t h l: Und Thlo . . . . kann der nicht mit uns bleiben?
D er Hund: Jawohl) ich bleibe, ich bleibe bei meinem kleinen
Gott.
Das Li cht: Unmöglich. . . die Zauberin hat ausdrücklich be-
fohlen . . . . übrigens ift nichts zu befürchten . . . .
D e r Hun d: Schön! Schön! Umfo fchlimmer! Wenn fie bbfe
find) mein kleiner Gott) brauchft du nur fo zu machen (er pfeift) und du
follft mal fehen) genau wie im Wald. Wau! Wau! Wau!
D as Licht: Alfo auf Wiederfehen, meine lieben kleinen . . , .
ich bleibe in der Nähe! (Umarmt die Kinder.) Die) die ich liebe und die mich
lieben) finden mich immer wieder. (Zu den Tieren und Gegenftänden): Hierherf
Ihr Andern. -
(Ab mit den Tieren und Gegenftünden. Die Kinder bleiben allein in der:
Mitte der Bühne. Der Vorhang teilt fich: das fiebente Bild wird fichtbar.)

Siebentes Bild.

Der Friedhof.

Nacht. Mondfchein. Ein Dorffriedhof. Zahlreiche Gräber) Grabhügel, Holz--
kreuze) Grabfteine ufw.
(Thlthl und Mhlthl ftehen neben einem Grabmonument.)
M h t h l: Ich habe Angft! '
T hlthl (furchtfam): Ich habe niemals Angft!
M ht hl: Sind fie bösartig, die Toten?
T hlthl: Nein) fie leben doch nicht mehr!
M h t hl: Haft du fchon welche gefehen? -
Thlthl: Jawohl. einmal) als ich noch ganz jung war. . ..
Mhthl: Wie find fie?fag!
T h l t hl: Ganz weiß. fehr ftill. fehr kalt. . . . und fchweigfam.
M ht hl: Werden wir fie fehen. fag'?
T h l j hl: Natürlich! Das Licht hat's uns doch verfprochen.

Der blaue Vogel'
Myth!:
Thltyl;
Wo find fie denn, die Toten?
Hier unter den Rafen bei den großen Steinen.
M h t hl: Sind jie das ganze Jahr über drinnen?
Thlthl: Jawohl!
M h t hl (auf die Steine deutend): Sind das die Türen ihrer Häufer?“
Thlthl: Jawohl!
M h t h l: Wenn es fchön iftf fteigen fie da heraus?
Thlthl: Nurbei Nacht!
M h t hl : Warum ?
T hlth l: Weil fie nur ein Hemd anhaben.
M ht hl: Gehen fie auch aus) wenn es regnet?
T hlthl: Wenn's regnetf bleiben fie zu Haufe!
M ht hl: Jft's bei ihnen zu Haufe fchöm jag'?
T h l t h l: Man jagtf es ift fehr eng.
M ht hl: Haben jie auch Kinderchen?
Thlthl: Natürlich. alle die, die fterben!
M t) t hl: Wovon leben fie denn?
T hlthl: Sie efjen Wurzeln!
M h t hl: Werden wir fie aber auch wirklich fehen?
T h l t h l: Natürlich! Wenn ich einmal den Diamanten gedreht hal-e,
jieht man ja Alles.
das
M t) t h l: Was werden fie jagen?
T h l t hl: Nichts) fie reden nicht!
M h t h l: Warum reden fie nicht?
T h l t hl: Weil fie nichts zu jagen haben.
M h t hl: Warum haben jie nichts zu jagen?
T h l t h l: Du langweilft mich!
iVm-fe.)
M t) t h l: Wann wirft du den Diamanten drehen?
T hl t h l: Du weißt ja) das Licht jagte) ich foll bis Mitternacht warten,„
ftört fie dann weniger.
M ht hl: Warum jtört jie das weniger?
T hlth l: Das ift nämlich die Stunde, wo fie Luft jchnappen.
M h t hl: Jjt's noch nicht Mitternacht?
T hlth l: Siehjt du die Zeiger der Kirmenuhr?
M t) t hl : Jawohl! Den großen und den kleinen . . . .
T t) l t t) l: Aljo! Gleich fchlägt es Mitternacht! So! Jeht! Hörjt du ?“
M t) t hl (man hört Mitternacht fchlagen): Ich möchte fort!
T t) l t h l: Jetzt nicht! Ich werde jeßt den Diamanten drehen . . . .
M ht hl: Nein) nein! Tu's nicht! Ich will hinaus! Ich fürchte-
mich fo fehr.
T hlt h l: Aber) fie tun dir doch nichts!

Mt) t hl: Ich will keine Leichen fehen! Ich mag fie nicht fehen!
T hlthl: Alfo fchön! Dann machft du die Augen zu!
M t) t hl (fich an Thlthl klammernd): mag nichtsf Thlihl! Ich will
nicht! Sie werden aus dem Boden fteigen.
T t) l t t) l: Zittere doch nicht fo! Es dauert ja nur einen Augenblick!
M h t h l: Aber du, du zitterft ja ebenfalls! Sie find wohl grauenhaft *.9
T hlthl: Jeßt! Die Zeit drängt!
(Er dreht den Diamanten. Ein fchrecklicher Augenblick der Stille und Un-
beweglichkeit. Dann beginnen langfam die Kreuze zu wanken) die Grabhiigel fallen
zufammen) die Leichenfteine heben fich.)
M t) t hl (fchmiegt fich an Tnlthl): Sie fteigen heraus! Sie find da!
(Und es fteigt aus allen klaffenden Gräbern allmählich, zuerft fchmächtig und
fchiichtern gleich Wafferdunft) dann weiß und jungfräulich) endlich immer bufchiger)
immer höher) überfchwänglich und wunderbar, ein Flor) der langfam) unaufhaltfam
alles überwuchert und den Friedhof in eine Art hochzeitlichen Zaubergarten ver-
wandelt) iiber den die erften Strahlen der Morgendämmerung erzittern. Der Tau
gleißt) die Blumen fchließen fich auf) der Wind munnelt in den Blättern, die
Bienen fummen) die Vögel erwachen aus ihrem Schlaf und überfchwemmen den
Raum mit ihren trunkenen Hymnen an die Sonne und das Leben. Hingeriffen,
*verwundert machen Thlthl und Mhthl) fich an den Händen haltend) einige Schritte
mitten durch die Blumen, die Spuren der Gräber fuchend.)
M t) t hl (fucht auf dem Boden): Wo find die Toten?
T hlthl (ebenfalls fuchend): Es gibt keine Toten . . . .
Vorhang.

Achtes Bild.

Das Reich der Zukunft.

Riefenhalle des Azurpalaftes) in dem die zu gebärenden Kinder warten.
»Endlofe Säulenperfpektiven unter Wölbungen aus Türkifen. Alles, vom Licht und
den Fliefen aus Lapislazuli angefangen, bis zum verwafchenen Hintergrund, in
dem fich die letzten Bogen verlieren) ja felbft bis zu den kleinften Gegenftänden,
ift in ein märchenhaftes intenfives) übernatürliches Blau getaucht. Nur die Ka-
*pitäle und Sockel der Säulen, die Bogenfchliiffe und einige runde Bänke find aus
Marmor oder Alabafter. Rechts zwifchen den Säulen große opalifierende Türen.
Diefe Pforten) deren Flügel gegen Ende des Stückes von der Zeit geöffnet werden)

fiihren ins wirkliche Leben und zu den Geländen der Morgenröte. Überall. har-
monifch im Saal verteilt. eine Menge Kinder in langen azurblauen Gewändern.
Die einen fpielen. die andern luftwandeln. andere wieder plaudern oder träumen.
viele find in Schlaf vcrfunken. andere arbeiten zwifchen den Säulen an zukünftigen
Erfindungen; die Werkzeuge. die fie benüßen. die Apparate. die fie herftellen.
die Blumen und Früchte. die fie pflegen oder pflücken. find ebenfalls von derfelben
leuchtenden. übernatürlichen blauen Farbe. wie der ganze Ather. der den Valaft*
erfüllt.
Unter den Kindern. deren Kleider etwas blaffer und durchfichtiger find. be-
wegen fich einige hochaufgefchoffene Geftalten von gebieterifcher und ftiller Schönheit:
es find dies fcheinbar Engel. *
(Ein treten von links. gleichfam heimlich und fich an die vorderen Säulen
hindrückend. Thlthl. Mhthl und das Licht. Ihre Ankunft ruft eine gewiffe Be-
wegung unter den blauen Kindern hervor; diefe kommen von allen Seiten ge-
laufen. ftellen fich um die ungebetenen Gäfte herum und betrachten fie neugierig.)-
M h t hl: Wo bleiben der Zucker. der Kater und das gute Brot?!
D a s L i ch t: Sie dürfen hier nicht hinein. Sie könnten in die Zu-
kunft fehen und würden dann nicht mehr gehorchen.
Thlthl: Und der Hund?
D a s L i ch t: Für den ift's auch nicht gut. daß er weiß. was ihm in
künftigen Jahrhunderten blüht. Ich habe fie alle in den Keller der Kirche
eingefperrt.
Thlthl: Wo befinden wir uns?
D as Licht: Wir find im Reiche der Zukunft. inmitten der noch
ungeborenen Kinder. Da uns der Diamant geftattet. diefe Gefilde. die kein
Menfch fonft fieht. zu betrachten. werden wir wahrfcheinlich hier den blauen
Vogel finden. ,
T h l t h l: Sicher wird er blau fein. da doch alles hier blau ift (fich
umfehend) Gott. ift das fchön!
Das Lich t: Sieh doch die Kinder. wie fie gelaufen kommen.
Tblthl: Sind fie böfe?
D as Li ch t: Keineswegs . . . . du fiehft doch. fie lächeln. aber fie-
find ein wenig verfchüchtert!
D i e b l a u e n Ki n d e r (immer zahlreicher herankommend) :-
Kommt doch die lebendigen Kinder anfehen.
T h l t hl: Warum nennen fie uns lebendige Kinder?
D as Li cht: Weil fie felbft noch nicht leben.
Thlthl: Was machen fie denn?
D as Licht: Sie erwarten die Stunde ihrer Geburt.
T hlthl: Die Stunde ihrer Geburt?
D a s Licht: Iawohl! Alle Kinder. die zur Welt kommen follenx*
find hier. Iedes erwartet feinen Tag. Wenn Väter und Mütter Kinder
wünfchen. öffnet man die großen Türen. die du dort rechts fiehft; und die
Kleinen fteigen nieder!

Thlth!: Sind fie aber viel! So viel!
D a s Li ch t: Noch vie! mehr! man fteht fie nicht alle! Denk doch.
alle Kinder bis zum Ende der Welt find hier . . . . niemand könnte fie zählen.
T h l t h!: Und die großen. blauen Wefen. was ift das?
D as Li ch t: Das weiß man nicht recht. . . . wahrfcheinlich Wär-
terinnen . . . . , ... man fagt. fie werden n a ch den Menfchen zur Welt
kommen . . . . aber es ift nicht erlaubt. fie zu befragen . . . . .
T h l t h l: Warum ?
D as Licht: Weil es das Geheimnis der Erde ift.
T h l t h l: Und mit den anderen. den Kleinen. darf man mit denen
reden?
D as Licht: Gewiß. knüpft nur Bekanntfchaft an . . . . . Schau
der da ift neugieriger als die anderen . . . . . . tritt ihm näher. red' mit ihm .
Thlthl: Was fo!! ich ihm fagen?
D a s L i ch t: Was dir in den Sinn kommt . . . fprich wie zu einem
Spiekameraden.
T vlt hl: Darf man ihm die Hand reichen?
D a s L i ch t: Gewiß! Er wird dir nichts zu Leide tun! Na alfo. fei
doch nicht fo linkifch . . . . . ich laffe euch lieber allein. Ihr feid dann mehr
unter euch! Ich habe mit der großen Perfon da zu fprechen . . . .
T hl tl t) l: (nähert fich dem blauen Kind und reicht ihm die Hand): Guten
Tag! (berührt mit dem Finger das Gewand des blauen Kindes) Was ift denn das?
D as Kind (ernft. auf Tullths Häkchen tippend): Und das?
T hlth l: Das ift mein Hut! Haft du denn keinen Hut?
D as Kind: Nein! Wozu ift denn das?
T t) lt t) l; Wenn es kalt ift. und dann. um guten Tag zu fagen.
Das Kind: Was ift denn das „kalt“?
T h l t h l: Das ift. wenn man zittertt fo: brr! brr! Wenn man fich in
die Hände haucht und mit den Armen fo macht (er fchüttelt fich kräftig).
Das Kind: Ift es auf der Erde kalt?
T h l t r) l: Manchmal im Winter. wenn man kein Feuer hat.
D as Kin d: Warum hat man kein Feuer? *
T h l t h l: Weil das teuer kommt und weil man Geld braucht. um
.Holz einzukaufen.
D as Kind: Was ift denn das ..Geld"?
Tvlt hl: Das ift. womit man bezahlt.
D a s K i n d : So ?
T t) l t h l: Manche haben's und dann gibt's welche. die's nicht haben.
Das Kind: Warum?
T r) l t v l: Weil fie nicht reich find! Bift du reich? Wie alt bift du?
D as Kind: Ich werde bald geboren werden! In zwölf Jahren.
Ift es gut. wenn man zur Welt kommt?
Thlthl: O ja! Luftig ift es!
Das Kind: Wie ift denn das?

T hlthl: Ich erinnere mich nicht... . Es ift folange her!
D a s K i n d: Die Erde und die Lebenden . . ., das muß fehr fchön fein!
T h l t r) l: Nicht fchlecht! Es gibt Vögel7 Kuchen, Spielzeug . . . . .
Manche haben Alles davon. aber die es nicht haben, können den anderen
u e en . . . . .
z f k]D as Kind: Man fagt7 die Mütter warten an der Türe, find fie
lieb, fag?
T t] l t h l: O ja! Das liebfte von allen! Und die Großmiitter auch.
Aber die fterben zu rafch!
D as Kind: Sterben? Was ift denn das?
T h l t h l: Eines Abends gehen fie fort und kommen nicht wieder.
Das Kind: Warum?
Th lthl: Weiß man denn? Vielleicht, weil fie traurig find?!
D as Kind: Die deinige) ift fie fort?
T h l t h l: Meine Großmutter?
D a s Ki n d: Deine Mutter oder Großmutter, was weiß denn ich?
Thlthl: Das ift doch aber nicht das Gleiche! Die Großmütter
gehn zuerft fort) traurig genug. Die Meinige war fehr lieb.
D as Kind: Was haben denn deine Augen? Haft du Perlen
daran?
Thlth l: Aber nein! Das find keine Perlen!
D as Kind: Was denn?
T vlt h l: Nichts. all das Blau blendet mich ein wenig.
Das Kind: Wie heißt denn das?
T h l t v l: Was ?
D as Ki nd: Da, was da herabtropft . . . . .
Thlthl: Nichts ein wenig Waffer.
D as Kind: Kommt es aus den Augen?
Th l t hl: Manchmal, wenn man weint.
D as Kind: Was heißt denn das „Weinen"?
T h l t h l: Ich habe ja nicht geweint. Es ift das viele Blau! Aber es
ift genau fo, als ob ich geweint hätte.
Das Kind: Weint man oft?
T h l t h l: Die kleinen Iungen nicht. Aber die kleinen Mädchen . . . .
Weint man hier nicht?
Das Kind: Nein..... ich weiß nicht.. ..
T h l t h l: Du wirft es fchon lernen . . . . was find denn das für große
blaue Flügel, mit denen du fpielft?
D a s K i n d : Das ift eine Erfindung, die ich auf Erden machen werde . .
T h l t hl: Eine Erfindung? Haft du was erfunden?
D as Kind: Natürlich! Weißt du denn nicht? Wenn ich einmal
unten binf muß ich das Ding erfinden) das glücklich macht,
Thlthl: Ift es was zum Effen? Macht es viel Lärm?
D as Kin d: O neinf ganz geräufchlos!
T h l t h l: Schade!

D a s Ki n d: Ich arbeite daran täglich! Es ift beinahe fertig. Willft
du es fehen?
Thlthl: Gewiß! Wo ift es denn?
D as Ki n d: Man fieht es von hier. zwifchen den zwei Säulen.
(Ein anderes Kind zupft Thlthl am Ärmel.) Willft du auch meine Er-
findung fehen. fag?
Thlthl: Gewiß. was ift es denn?
2. K i n d : Dreiunddreißig Heilmittel. um das Leben zu verlängern . . .
Siehft du dort. in den blauen Flafchen. . . . .
3. Kind (aus der Menge heraustretend): bringe ein Licht. das
niemand kennt (wird von einer wunderbaren Flamme durchleuchtet), Merk-
würdig. was?
4. Kind (zieht Thlthl am Arm): Komm doch meine Vorrichtung an-
fehen. die in den Lüften fliegt. ohne Flügel. '* _
5. K i n d: Nein. nein! Zuerft die meinige. mit der man alle Schilde
findet. die fich auf dem Mond verbergen. "ax
(Alle Kinder drängen fich um Thlthl und Mhthl und fchreien durcheinander):
Rein. die Meinige! Die Meinige! Die Meinige ift fchöner! Die Meinige* 4
ift wundervoll! Die Meinige ift ganz aus Zucker! Die feinige taugt nichts!
Er hat mir die Idee geftohlen ufw. ufw. (unter fortwährendem Gefchrei werden
Thlthl und' Mhthl zu den blauen Werkftätten gezogen. Dort angelangt. feßt jeder
*der Erfinder feine ideale Vorrichtung in Bewegung. Das gibt ein bläuliches Schwingen
von Rädern. Scheiben. Zahnftangen. Rollen. Riemen. einer Anzahl merkwürdiger.
namenlofer Dinge. die von den Azurdünftcn der Märchenatmofphäre umhüllt
werden. Eine Menge feltfamer. geheimnisvoller Vorrichtungen fteigt in die Höhe
und fchwebt unter dem Bogen. oder züngelt fich an den Säulen empor. während
die Kinder Pläne und Landkarten ausbreiten. Bücher auffchlagen. chanblaue
Vildniffe enthüllen. ungeheure Blumen und übergroße Früchte. die aus Saphiren
und Tiirkifen zufaminengefeßt erfcheinen. angefchleppt bringen.)
Ein klein e s Kin d (unter der Luft koloffaler blauer Gänfeblürnchen
gebeugt): Seht doch meine Blumen!
Thlt hl: Was ift denn das? Ich kenne fie nicht. . . .
Das kleine Kind: Gänfeblümchen!
T hlt hl: Unmöglich! Sie find ja groß. wie die Räder!
Das kleine Kind: Und wie fie duften!
Thlthl (riechend): Wundervoll!
D a s klein e Kin d: So werden fie fein. wenn ich einmal unten
bin . . . . . ,
T hlthl: Wann wird das fein?
Das kleine Kind: In 63 Iahren. 4 Monaten und 9 Tagen.
(Man fieht zwei blaue Kinder ankommen. die an einer Stange gleich einem
Kwnleuchter. eine ungeheure Weintranbe tragen. deren Beeren größer find als
Birne.)
Err-'s der Kinder: Was fagft du zu meinem Obft?

T hlthl: Ein Aft voll Birnen.
D as Kin d: Aber nein) das find ja Trauben! Sie werden alle fo
groß fein, wenn ich einmal 30 Jahre alt bin. Ich habe es herausbekommen!
Ein a n d e r e s Ki n diunter der Laft eines Kot-bes voll Äpfel ächzend,
die fo groß find wie Melonen): NaF und ich) jeht meine Apfel!
T hlthl: Aber das find ja Melonen!
D as Kin d: O nein! Das find meine Apfel, die kleinften! Alle
werden fie jo fein, wenn ich einmal lebe. Ich bin dem Geheimnis auf die
Spur gekommen.
Ei n a n d e t e s K i n d (bringt auf einem blauen Schubkarren blaue
Melonen) viel größer als Kürbijfe): Na, und meine kleinen Melonen?
T hlthl: Das find doch Kürbiffe!
D a s Ki n d : Wenn ich einmal zur Welt komme, werden die Melonen
ftolz fein. Ich werde Obergärtner beim König der 3 Planeten.
T hlt hl: Beim König der 3 Planeten?
D a s K i n d: Das ift nämlich der König, der 35 Jahre lang das Glück
der Erde) des Mars und des Mondes machen wird. Man kann ihn von
hier aus fehen.
Thlthl: Wo ift er?
D as Kind: Dort, der kleine) der am Fuße der Säule jchläft.
Thlthl Links?
D a s Kind: N e i n -rechts. . . . .der links bringt die reine Freude
auf die Welt.
Thlthl: Wiejo?
D a s K i n d (das zuerft Thlthl begrüßt hat): Durch neue Gedanken, an
die noch niemand gedacht hat . . . . . . _
T hlthl: Und dort der kleine Dicke, der fortwährend in der Naje
bohrt, was wird denn der vollbringen?
Das Kind: Der wird ein neues Feuer finden) das die Erde
erwärmt) wenn einmal die Sonne bleich geworden ift.
T t) lt h l: Und die zwei) die fich an den Händen halten und fich fort-
während abküfjen. Sie find wohl Brüderlein und Schwefterlein?
D as K i n d: Oh nein! Aber komifch find fie! Das find nämlich die
Verliebten.
Thlthl: Was ift denn das?
D a s K i n d: Ich weiß nicht. Vater Zeit nennt jie fo) um jie auszu-
lachen. Den ganzen Tag jehen jie fich an, umarmen einander und nehmen
von einander Abjchied.
xxx Thlthl: Warum?
D as Ki n d: Es fcheint, fie werden nicht zujammen von hier fort-
können.
T t) l t hl: Und der Kleine. Rofige, der fo ernft ift und fortwährend
am Daumen fangtF wer ift denn das?
D as Kin d: Der joll alle Ungerechtigkeit auf Erden auslöjchen.
T h l t hl: So ?

D as Kind: Man fagt) das fei eine fürchterlich fchwere Arbeit.
T v l t hl: Und der kleine Rotkopf) der herumgeht) als ob er nicht
fähe) ift er blind?
D a s Kin d: Noch nicht) aber er wird's werden. Sieh ihn gut an,
er wird den Tod befiegen . . . . . .
T hlth: Was heißt das?
D a s K i n d; Ich weiß nicht recht. Aber man fagt) esift eine große Tat.
T t) l t hl (deutet auf eine Menge Kinder. die am Fuße der Säulen auf den
Stufen fchlafen): Und all die, welche fchlafen . . . . find es aber viel! _machen
die nichts?
Das Kind: Die denken!
Thlthl: Woran?
Da s K i n d: Das wiffen fie noch felbft nicht. Aber fie follen was auf
die Erde mitbringen. Mit leeren Händen darf man von hier nicht fort.
T hlt hl: Wer verbietet es denn?
D a s Kin d: Vater Zeit) der fich an der Tür aufhält . . . , du wirft
ihn fehen) wenn er auffchließen wird . . . . angenehm ift's ja nicht.
(Ein Kind kommt aus dem Hintergrund und bricht fich durch die Menge Bahn):
Guten Tag) Thlthl!
T hlthl: Schau her! Woher kennft du denn meinen Namen?
D as Kind (küßt Thlthl und Myth(mit überftrömender Zärtlichkeit):
Guten Tag! Wie gehts? So umarme mich doch und du auäz) Mhthl . . . .
Wundere dich nicht, daß ich deinen Namen kenne) - ich werde doch dein
Bruder fein . . . . . . Soeben fagt man mir, daß du hier bift. - Ich war
ganz hinten im Saal und packte meine Ideen ein . . . . . du kannft Mutter
fagen) daß ich bereit bin . . . .
Thltyl: Wie? Du willft zu uns?
D a s K i n d: Natürlich) nächftes Jahr) am Valmfvnntag . . . . .
Quäl' mich nicht zu fehr) folange ich klein bin . . . . . und fag Vater, er foll
die Wiege zurechtzimmern . . . . . Ich bin fo glücklich) daß ich euch im Voraus
umarmen konnte. Jft es bei uns nett?
T y l t hl: Nicht übel! Und Mutter ift fehr lieb!
Das Kind: Und die Nahrung?
T v l t t) l: Nicht fchlecht! Manchmal gibt's auch Kuchen, nicht Mhtvl?
M h t h l: Jawohl. zu Neujahr und am 14. Juli. Mutter macht fie felbft.
T t) l t h l: Was haft du denn in dem Sack? Bringft du uns was mit?
D as K i n d (fehr fiolz): Ich bringe drei Krankheiten: Keuchhuftem
Scharlach und Mafern.
T h lt h l : Na) wenn's nicht mehr ift! Und was fängft du nachher an ?
D as Kind: Nachher? Ja, dann geh ich wieder!
T t) l t hl: Da ift es wirklich nicht der Mühe wert) daß du kommft.
D as Kin d: Hat man die Wahl? (Ju diefem Augenblick hört man
eine Art langes, mächtiges, kriftallenes Zittern, das von den Opalfäulen und Türen
auszugehen fcheint) den Raum erfüllen.)

Thlthl: Was ift denn das?
D as Kind: Vater Zeit! Er öffnet die Türe.
(Mächtige Bewegung unter den blauen Kindern. Die meiften verlaffen ihre
Mafchinen und ihre Arbeiten. zahlreiche Schläfer wachen auf oder wenden ihren
Blick auf die Opalpforte. indem fie fich ihr nähern.)
D a Ö L i (h t (fich Thltt)l wieder aufchließend): Verftecken wir uns hinter
den Säulen. Es ift beffer. Vater Zeit fieht uns nicht.
Thlthl: Wer macht denn den Lärm? »
Ein Ki nd: Es ift die Morgenröte. die aufzieht . . . . . diejenigen
Kinder. die heute geboren werden. müffen jetzt zur Erde . . . . .
T vlt t) l: Wie fteigen fie denn hinab. gibt es Leitern?
D as Kin d: Du wirft gleick) fehen! Der Genius der Zeit öffnet
die Riegel.
T t) l t hl: Was ift denn das. der Genius der Zeit?
D as Kind: Ein alter Mann. der die. welche fortmüffen.aufruft.
Thlthl: Ift er böfe?
D as Ki n d: Nein. aber er hört auf nichts . . . Wenn man nicht
an der Reihe ift und doch fortmöchte. kann man ihn betteln. fo lang man will.
T t) l t t) l: Sind fie zufrieden. daß fie fortkönnen? . . . . . Ießt. -
jeßt! Ietzt wacht er auf! (Die großen Opalpforten drehen fich langfam in ihren
Angeln. Man hört. gleich einer fernen Mufik. die Geräufche der Erde. Ein rot-
grünes Licht dringt in den Raum und der Genius der Zeit. ein hoher Greis. mit
wallendem Bart. bewaffnet mit Senfe und Sanduhr. erfcheint auf der Schwelle.
während man im Hintergrunde die weißgoldenen Segel einer Galeere erblickt.
die an einem von den rofigen Dünften der Morgendämmerung gebildeten Gelände
verankert liegt.)
D e r G e n i u s d e r Z e i t (an derSchwelle): Sind die. deren Stunde
gefchlagen hat. bereit?
D i e b l a u e n K i n d e r (durchbrechen die Menge und kommen von
allen Seiten herangelaufen): Hier find wir! Hier find wir! Hier find wir!
D e r G e ni u s d e r Z eit (mißlaunig zu den Kindern. die vor ihm vor-
überziehen): Einesnachdemanderen! Es find wiedervielmehr da. alsverlangt
werden! Immer diefelbe Gefchichte ! Mich täufcht man nicht (ein Kind zurückfto-
ßend) Du bift nicht an der Reihe. du kommft morgen dran . . . .. du auch nicht.
deine Reihe kommt erft in zehn Iahren. Ein 13. Hirte? Ich brauche bloß
zwölf; wir find nicht mehr in der Zeit Theokrit's und Birgil's. Noch Ärzte ?
Es find fchon ohnehin zu viel! Man beklagt fich darüber auf Erden! Und
die Ingenieure. wo bleiben die? Dann verlangt man nach einem an-
ftändigen Menfchen. einem einzigen . . . . als Naturwunder . . . . . Wo
bleibt der anftändige Menfch? Bift du's? (Das Kind nickt mit dem Kopf.)
Du fiehft mir recht kränklich aus . . . . du lebft nicht lange . . . . Heda. ihr
Anderen nicht fo rafch. nicht fo rafch! Na und du. was bringft du mit ? Nichts ?
Leere Hände? Zurück! Bereite was vor. ein großes Verbrechen. oder eine
fchöne Krankheit. mir ift's egal. aber irgendwas mußt du mitbringen . . .

(Bemerkt einen Kleinen. den die anderen vorwärts ftoßen und der fich aus Leibes-
kräften fnäubt.) Was haft du denn? Du weißt doch. es ift Zeit. . . . man
verlangt nach einem Helden. der gegen die Ungere>)tigkeit kämpft. Das
bift du. und nun heißt es fort.. . . .
Die Kinder: Er mag nicht.....
Der Genius der Zeit: Wie. er wil! nicht? Wo glaubt es
denn. daß es fich befindet. das kleine Scheufa!? Kein Widerfpruch. wir
haben keine Zeit.
D e r Klein e (geftoßcn): Nein. nein. ich will nicht! Ich will lieber
nicht geboren werden. Ich wi!! lieber hier bleiben . . . . .
Der Genius d er Zeit: Davon ift nicht die Rede! Wenn die
Stunde da ift. ift fie da . . . . . Rafch. rafch vorwärts!
Ein K i n d (vortrctcnd): Bitte. laß mich vor! Ich will gern mit ihm
taufchen . . . . Meine Eltern find . . . . . fagt man . . . . . fo alt und erwarten
mich fchon fo lange . . . . .
D er G e nius d er Z eit: Nein! Nein! Stunde bleibt Stunde.
und Zeit bleibt Zeit. Mit euch wird man ja nie fertig. wenn man auf euch
hören wollte. Der eine will. der andere wil! nicht. bald ift's zu früh. bald
zu fpät . . . . . (Schicht die Kinder. die fich an der Schwelle drängen. zur Seite.)
Nicht fo nahe. ihr Kleinen! Zurück die Neugierigen! Die da bleiben. haben
draußen nichts zu fachen. Ießt habt ihr Eile. wenn aber einmal die Reihe
an euch ift. habt ihr Angft und weicht zurück , ... Da find vier. die
zittern wie Efpenlaub. (Zu einem Kinde. das im Augenblick. wo es die Schwelle
überfchreiten will. plößlieh zurückkehrt.) Was denn? Was haft du?
D a s K i n d : Ich habe die Kifte vergeffen. die mit den zwei Verbrechen.
die ich begehen foll.
Ein a n d e r e s Ki n d : Und ich habe den kleinen Topf liegen laffen
mit den Gedanken. die das Volk erleuchten werden.
D ritte s Ki n d: Und ich den Pfropfen meiner fchönften Birne.
D e r G e ni u s: Lauft rafch und holt fie! Wir haben nur noch 612
Sekunden Zeit. Das Boot der Morgenrbte bläht fchon feine Segel. um
zu zeigen. daß es bereit ift . . . . . fonft kommt ihr zu fpät und könnt nicht
geboren werden. Rafch. rafch. f>)ifft euch ein! (Packt ein Kind. das ihm zwifchen
den Beinen durchzufchlüpfen droht.) Was heißt denn das? Das dritte Mal
erwifche ich dich . . . .immer verfuchft du. geboren zu werden. bevor du an
der Reihe bift . . . . Wenn ich dich noch einmal kriege. mußt du für immer
warten . . . . neben meiner Schwefter. der Einigkeit. und du weißt. bei der
ift es nicht fehr unterhaltend. Sind wir alfo bereit? Alles auf feinem Poften?
(Muftert alle Kinder. die auf dem Gelände verfammelt find oder bereits im Boot
fißen.) Einer fehlt noch! Unnötig fich zu verbergen. ich fehe ihn in der
Menge! Mich hintergeht man nicht. Rafch hierher. Kleiner. . . . Ver-
liebter. wie fie dich nennen. fag deiner Herzliebften Lebewoh!!
Erftes Kind: Laß mich mit ihm fort!
Zweites Kind: Laß mich bei ihr bleiben!
D e r G e n i u s: Unmöglich! Wir haben nur noch 394 Sekunden . . . .

Er ftes Kin d: Lieber will ich nicht geboren werden.
Der Genius: Man hat keine Wahl!
Z w ei te s K i n d (flehend):' Ich werde zu fpät auf die Welt kommen!
E r fte s Ki n d: Wenn fie hinunterfährt. werde ich ni>)t mehr auf
Erden fein. -
Z w eites Kin d: Nie werde ich ihn wiederfehen.
Erftes Kind: Wir werden allein fein auf der Welt.
D e r G e n i u s: All das geht mich nichts an. Befchwert euch beim
Leben, Ich für mein Teil verbinde und trenne. wie mir befohlen wird.
(Backt eines der Kinder). Komm!
Erftes Kind: Nein! Sie auch! Sie auch!
Z w e i t e s Kin d (llammert fich an die Kleider des erften): Laß
ihn! Laß ihn!
D e r G e niu s: Aber Kinder! Es geht doch nicht in den Tod. es
geht ins Leben. (Das erfte Kind fortziehend.) Komm!
Z w e i t e s K i n d (ftreckt nach dem erften verzweifelt die Arme aus:)
Ein Zeichen! Ein einziges Zeichen! Sage mir. wie ich dich wiederfinden
kann?
Erftes Ki nd: Ich werde dich ewig lieben.
Z w e i t e s Ki n d: An meiner großen Trauer wirft du mia) wieder-
erkennen.
(Fällt nieder und bleibt auf der Erde liegen.)
D er G enius: Ihr tötet beffer. zu hoffen . . . . fo. das wäre alfo
in Ordnung. (Sieht auf feine Sanduhr.) Es bleiben nur noch 63 Sekunden . . , .
(Letztes heftiges Durcheinander unter den Kindern. die fortfahren. und denen.
die bleiben. Rafche Abfchiedsworte : „Leb' wohl. Peter!" „Leb' wohl. Hans!“
„Haft du auch'nichts vergeffen? Berki'cnde meine Gedanken.“ ..Haft du den neuen
Vergafer ?“ „Erzähle von meinen Melonen.“ .. Wirft du mich auch wiedererkennen 7'“
„Iawohl. wir fehen uns wieder l“ ..Berliere deine .Ideen nicht!“ „Beuge dich
nicht zu fehr über den Raum.“ „Schreib mir.“ „Es foll nicht gehen.“ „Verfuch's
immerhin!“ „Schreib'. ob's unten fchbn ift.“ „Ich werde dir entgegenkommen“.
„Ich komme auf einem Thron zur Welt“ ufw. njw.)
D er G e nius (mit feinem Schliiffelbund und feiner Senfe klirrend):
Genug! genug! Der Anker ift gelichtet.
(Man fieht die Segel der Galeere vorüberziehen und verfchwinden. dann hört
man das Gefchrei der im Boote befindlichen Kinder verklingen.) Land! Land!
Ich fehe es! Wie fchön es ift! Wie groß es ift! Wie hell es ift! (Dann gleich-
fam aus einem Abgrunde emporfteigend. erklingt aus weiter. weiter Ferne ein
Gefang voll Erwartung und Fröhlichkeit.)
T hlt hl (zum Licht): Was ift denn das? Das find doch nicht die
Kinder! Es find andere Stimmen. die fingen!
D as Lich t: Das ift der Gefang der Mütter. die ihnen entgegen-
eilen!

(Unterdeffen hat der Genius der Zeit die Opalpforten wieder verfchloffen.
Er wendet fich um. um einen leÃŸten Blick in den Saal zu werfen. und bemerkt
plÃ¶ÃŸlich Thlthl. Mhthl und das Licht.) .
D er Genius (wÃ¼tend und erftaunt): Was ift denn das? Was-
macht ihr hier ? Warum feid ihr nicht blau ? Wie feid ihr hereingekommen ?
(RÃ¼ckt ihnen mit der Senfe drohend zu Leibe.)
D as Licht (zu Thlthl): Antworte nichts! Ich habe den blauen
Vogel! Er ift unter meinem Mantel. . . rafch fort. . . . . dreh den
Diamanten .. .. auf diefe Weife verliert er unfere Spur.. . . (Ab
nach links zwifchen den SÃ¤ulen im Vordergrunde.)
Vorhang.

_"-
5. Aufzug
9. Bild:
D e r A b f ch i e d.
(Eine Mauer, in deren Mitte eine kleine Pforte, Vor Sonnenaufgang.)
(Ein treten Thlthlf Mythl) das Lichh das Brot, der Zucker) das Feuer und
die Milch.)
Das Licht: Wo find wir? Rat einmal?
Thlthl: Wie joll ich? _Ich weiß es doch nicht!
D as Licht: Erkennft du nicht die Mauer und die kleine Pforte?
T h l t h l : Es ift eben eine rote Mauer und eine kleine grüne Tür . . . .
D as Lich t: Erinnert dich das an gar nichts?
T t) l t hl: O ja) das erinnert mich, daß der Genius der Zeit uns an
die Luft gejeßt hat!
Das Licht: Es ift doch merkwürdig) wenn man träumt: man
erkennt fein eigenes Haus nicht!
Tylthl: Wer träumt? Ich?
D a s L i ch t: Vielleicht ich? Wer weiß? Auf alle Fälle umgibt diefe
Mauer ein Haus) das du feit deiner Geburt mehr als einmal gefehen haft.
T t) l t t) l: Ein Haus, das ich mehr als einmal gefehen habe?
D as Licht: Natürlich) kleiner Träumer! Das ift ja das Haus)
das wir eines Abends) vor einem Jahr) verlaffen haben . . . .
T h l t hl: Genau vor einem Jahr? Ja) aber dann . . . .
D as L i ch t: Natürlich! Reiß nicht die Augen auf wie Mühlräder.
Jawohl) das ift das Heim deiner Eltern.
Thlthl (nähert fich der Vforte): Ich erkenne den Türpflock... .
Sind jie drinnen? Sind wir bei Vater und Mutter? Ich will gleich hinein!
Gleich will ich jie umarmen . . . .
D a s Li ch t: Einen Augenblick . . . . jie fchlafen noch. Es hat keinen
Zweck) fie jählings aufzuweckeii. Wenn die Stunde gefchlagen hatF geht die
Türe ganz von allein auf . . ..
T t) l t hl: Was für eine Stunde? Dauert's noch lange?
D a s Li ch t: Nein, leider! Einige armjelige Augenblicke . . . .
T t) l t hl: Bift du denn nicht zufrieden. heimzukehren? Was haft du
denn? Du bift blaß! Bift du krank?

D a s Li ch t: Nichts, nichts. Ich bin nur traurig, weil ich euch ver-
laffen muß.
Thlthl: Uns verlaffen?
D a s Li ch t : Es muß fein! Ich habe hier nichts mehr zu tun, das Jahr
ift um. Die Zauberin wird fich einfinden und von dir den blauen Vogel
verlangen . . . . .
T t) l t hl: Aber ich habe ihn nicht, den blauen Vogel. Der aus dem
Lande der Erinnerung wurde fmwarz, der aus dem Reiche der Zukunft rot,
die Vögel der Nacht find tot) und den im Walde hab' ich nicht fangen können.
Jft es denn meine Schuld) daß fie Farbe wechfeln) fterben, oder davonfliegen ?
Wird die Zauberin böfe fein? Was wird fie wohl fagen?
D a s L i ch t: Wir haben getan, was in unferen Kräften gelegen hat . .
Wahrfcheinlich gibt es gar keinen blauen Vogel; oder er verändert fofort
feine Farbe) fowie man ihn in einen Käfig tut.
Thlthl: Wo ift er) der Käfig?
D as V r ot: Hier, kleiner Meifter! Er wurde während der Reife
meiner Obhut anvertraut; heute) da mein Auftrag ein Ende nimmt) erftatte
ich ihn zurück, wie ich ihn erhalten habe, intakt und gut verfchloffen . . . .
(Gleich einem Redner) der das Wort ergreift.) Und nun möchte ich im Namen
aller Anwefenden einige Worte hinzufügen . . . .
Das Feuer: Er hat nicht das Wort -
Das Waffer: Ruhe!
D a s B r o t: Diefe von einem verachtungswürdigen Widerfacher,
von einem neidif>)en Rivalen kommenden bösartigen Unterbrechungen. , .
(die Stimme erhebend) werden mich nicht verhindern) meine Pflicht bis zu
Ende zu tun. Jm Namen aller . . . .
D a s F e u e r: Nicht im meinigen! Ich habe felber eine Zunge.
D a s B r o t: Im Namen aller und mit einer mühfam zurückgedrängten,
aber um fo tieferen Erregung nehme ich von diefen zwei auserwählten
Kindern) deren hohe Miffion heute zu Ende geht, Abfchied. Indem ich Ihnen
mit Liebe und Zärtlichkeit) die eine gegenfeitige Hochachtung erzeugt haben)
Lebewohl fage . . . .
T h l t hl: Wie! Du auch!? Du verläßt uns ebenfalls?
D as Br ot; Leider! Es muß fein! Ich verlaffe euch) aber nur
fcheinbar) ihr werdet mich nicht mehr reden hören. . . . .
Das Feuer: Gott fei Dank!
Das Waffer: Ruhe!
D as B r ot (mit Würde): Das berührt mich nicht! Ich fagte: Ihr
werdet mich nicht mehr hören und mich nicht mehr in meiner belebten Geftalt
fehen. Eure Augen werden das unfichtbare Leben der Dinge nicht mehr aus-
nehmen. Aber ich werde ftets gegenwärtig fein) im Brotkaften) auf dem
Brett) auf dem Tifch. neben der Suppe. ich, der ich der ältefte Tifchgenoffe
und Freund des Menfchen bin. . . .
Das Feuer: Na) und ich?
D a s L i ch t: Rafch! Rafch! Die Zeit vergeht: gleich wird die Stunde

fchlagen. die uns alle ins Schweigen zurück-ruft. Umarmt alle rafch die
Kinder!
D a s F e u e r (fich vordrängend): Zuerft ich! Zuerft ich! (Umarmt
ftürmifch die Kinder.) Leb wohl. Thlthl! Leb wohl. Mhthl! Lebt wohl. meine
lieben Kleinen. Und denkt an mich. wenn ihr jemals irgendwas in Brand
ftecken wollt. . . .
M t) t hl: Au weh! Er verbrennt mich!
T t) l t t) l: Au weh! Er verfengt mir die Nafe!
D a s Li ch t: Mäßige dich ein wenig. das find doch Kinder und nicht
dein Schornftein!
Das Waffer: So ein Tölpel!
D a s B r o t: Unerzogenheit!
D as W affe r (nähert fich den Kindern): Ich werde euch umarmen.
ohne euch zu verletzen. fchön zart . . . .
Das Feuer: Na und die Wafferleichen. wie ftehts mit denen?
D a s W a f f e r: Liebet die Flüffe. horchet auf das Riefeln der
Bäche . . . . Ich werde ftets da fein. . . .
D a s F e u e r: Sie hat alles überfchwemmt . . ..
D as Waffe r: Wenn ihr am Abend am Rande einer Quelle fitzt
- es gibt deren fo viele im Wald - trachtet zu verftehen. was fie euch
fagen will . . . . . Ich kann nicht mehr! Die Tränen erfticken mich und ver-
hindern mich. weiterzufprechen.
D a s F e u e r: Kaum zu glauben!
D as W a f f e r: Denket an mich. wenn ihr eine Wafferflafche feht!
Auch im Krug. in der Gießkanne. im Wafferhahn. in der Zifterne . . ..
überall werde ich zugegen fein.. . .
D e r Z u ck e r ifcheinheilig und iiißlich): Wenn ihr in eurer Erinnerung
einen kleinen Blah für mich übrig habt. fo denkt daran. daß meine Anwefen-
heit euch manchmal füfz war. . . . Mehr kann ich euch nicht fageu . . . .
Tränen liegen nicht in meinem Wefen . . . . fie fchmerzen mich. wenn fie zu
meinen Füßen fallen . . . .
Das Brot: Iefuit!
D as F e u e r (komifch ausrufend): Gerftenzucker! Kandis! Kara-
mellen!
T t) l t hl: Wo bleiben Thlette und Thlo? Was machen fie denn?
(Int felben Augenblick hört man den Kater fchrille Schreie ausftoßen.)
M t) t hl (beunruhigt): Das ift Thlette! Man tut ihr was zuleide!
(Herbeigelaufen kommt der Kater. zerzauft. mit zerriffenen Kleidern. das
Schnupftuch an die Wange gedrückt. als ob er Zahnfchmerzen hätte. Cr ftößt ein
zorniges Geheul aus; ihm folgt auf den Ferfen der Hund.)
D e r H u n d (prügelt den Kater): Bift du jeßt zufrieden? Willft du
noch? Da! da! da!
(Das Licht. Thlthl und Mhthl fachen fie zu trennen.)
Thlt hl: Thlo! Thlo! Bift du wahnfinnig geworden? So was!
Kufch! Watt nur du! -- (Man trennt fie mit Mühe.)

D as Licht: Was ift denn los? Was geht vor?
D e r K a t e r (weinerlich. fich die Augen trocknend): Er ift daran fchuld!
Er hat mich befchimpft. Nägel in meine Suppe getan. mich am Schwanz
gezogen. geprügelt.und ich habe ihm doch nichts zuleide getan. nichts. nichts.
Der Hund (ihm nachäffend): Nichts. gar nichts (halblaut. ihm ein
Schnippchen fchlagend.) Auf alle Fälle haft du's ordentlich abgekriegt und
wenn's dir nicht genügt. gibt's noch was! "
M t) t hl (fchließt den Kater in die Arme): Armes Tylettchen. wo tuts
denn weh? Soll ich mitweinen?
D a s Li ch t (fireng zum Hund): Dein Benehmen ift um fo unwürdiger.
als du einen Augenblick wählft. der fchon an und für fich peinlich genug ift.
wo wir uns nämlich von den armen Kindern trennen müffen.
D e r H u n d (plötzlich erniichtert): Uns von den armen Kindern trennen ?
D a s Li ch t: Iawohl. die Zeit ift bald um. Wir kehren ins Schweigen
zurück. Wir werden nicht mehr mit ihnen fprechen können.
D e 1: H un d (beginnt'plößlich wahre Verzweiflungsfchreie auszuftoßen.
wirft fich auf die Kinder und überhäuft fie mit lauten und heftigen Liebkofungen):
Nein. nein. ich mag nicht! Ich wi!! nicht! Ich will immer weiterreden!
Ießt wirft du mich verftehen. nicht wahr. mein kleiner Gott? Iawohl.
jawohl! Und alles wird man einander fagen können. alles! Alles! Und
ich wi!! recht brav fein! Ich will fchreiben lernen. lefeu. Domino fpielen . . . .
Und ich will auch rein fein . . . . Nie werde ich mehr was in der Küche ftibipen!
Soll ich was ganz Außerordentliches tun? Soll ich den Kater abküffen?
M hth! (zum Kater): Na. und du. Thlette. haft du uns nichts zu
fagen?
D e r K at e r (verletzt. rätfelhaft): Ia) liebe euch alle beide. wie ihr es
verdient. '
D a s Licht: So. meine lieben Kinder. ift es an mir. euch den Ab-
fchiedskuß zu geben . . . .
T t) l t hl und M h t hl (klammern fich an das Kleid vom Licht): Nein.
nein. bleib' bei uns! Papa wird 's erlauben! Wir werden Mutter erzählen.
wie gut du zu uns warft . . . . .
D a s Li ch t : Ach! Leider darf ich nicht . . . . Diefe Pforte bleibt uns
verfchloffen. und ich muß euch verlaffen . . . .
T hlt h!: Wo willft du denn allein hin?
D a s Li ch t: Nicht weit. meine lieben Kinder . . . . Dorthin. in das*
Land des Schweigens . . . .
T t) l t t) l: Nein. nein. ich will nicht . . . . Wir gehen mit dir . . . .
Ich fag' Mutter . . . . “
Das Licht: Weint nicht. Kinder.. . . Ich habe keine fo laute
Stimme. wie das Waffer. ich habe nichts als meine Helle. die der Menfch.
nicht zu hören vermag . . . . Aber ich werde über euch bis an euer Lebensende
wachen . . . . Merk diris: In jedem Mondftrahl. der fich ausbreitet. in
jedem Stern. der lächelt. in jeder Morgenröte. die aufgeht. in jeder Lampe.
die man anzündet. in jeder guten und klaren Regung eurer Seele wird

fich etwas von meinem Wefen offenbaren. (Man hört hinter der Mauer 8 Uhr
fchlagen.) Hört! Die Uhr fchlägt! Lebt wohl! Die Vforte geht auf! Tretet.
ein (Sie fchiebt die Kinder in die halbgebffnete Pforte. die fich fofort wieder fchließt.
Das Brot wifcht fich eine Zähre aus dem Auge. der Zucker und das Waffer zerfließen
in Tränen. während fie rechts und links in der Kuliffe verfchwinden. Man hört den
Hund hinter der Bühne heulen. Die Bühne bleibt einen Augenblick leer. dann geht:
die Mauer nach beiden Seiten auseinander und offenbart das letzte Bild.)

10.Bild:

Das Erwachen.

(Die gleiche Dekoration wie im erften Bild. aber Alles. die Mauern. die*
ganze Atmofphäre märchenhaft fchön. frifch lachend. glückftrahlend. Das Tageslicht
dringt heiter durch die Spalten der gefchloffenen Fenfterläden.
Rechts im Hintergrund des Zimmers fieht man Thlthl und Mhthl in ihrem
kleinen Bettchen in tiefem Schlaf. Der Kater. der Hund. fowie alle Dinge nehmen»
genau diefelben Plätze ein. wie im erften Bild. vor der Ankunft der Zauberin..
Ein tritt Mutter Thl.)

M u t t e r T t) l (mütterlich warnend): Auf. auf. ihr Faulpelze! Schämt
ihr euch nicht? Acht Uhr hat es gefehlagen und die Sonne fteht hoch über
dem Wald! Na. fchlafen die aber feft. (Neigt fich über fie und küßt fie.) So
rofig find fie! Thlthl duftet nach Lavendel! Myth(nach Maiglöckchen!
(Küßt fie abermals.) So lieb find die Kinder. Aber ich kann fie ja nicht bis
Mittag fchlafen laffen . fie zur Faulheit erziehen.... . und dann
fagt man auch. es bekommt ihnen nicht . . . . (Schüttelt Thlthl fanft.) Auf.
auf. Thlthl!

T hlthl (erwachend): Wie? Das Lian? Wo ift das Licht? Du follft
aber nicht fortgehen!

Mutter T v l: Das Licht? Aber es ift doeh da! Schon lange!
Es ift fo hell. als ob es Mittag wäre. Laß mich erft die Läden aufmachen.
(Sie macht die Läden auf. blendendes Tageslicht dringt ins Zimmer.) So! Was
haft du denn? Du fiehft ganz geblendet aus!

T hlthl (reibt fich die Augen): Du bift es. Mutter! Du!

Mutter T hl: Natürlich bin ich es! Wer denn fonft?

Thlthl: Du! Du! .

Mu t t e r T hl: Aber ja doch. ja! Ich bin feit geftern nicht anders-
geworden. Was fiehft du mich fo verwundert an? Habe ich vielleicht eine
fchiefe Nafe?

Th l t h l: Es tut fo wohl. dich wiederzufehen. So lange habe ich dich
nicht gefehen! Ich muß dich fofort Umarmen! Noch einmal! Noch einmal!
Und mein Benchen. ift das gut! Und ich bin bei mir zu Haufe.
M u t t e r T h l: Was haft du denn? Schläfft du noch? Bift du auch
nicht krank ? Zeig' mal deine Zunge ! Steh doch endlich auf und zieh dich an . .
T h lthl: Komifch! Ich hab' nur ein Hemd an.
M u t t e r T h l: Natürlich! Zieh dein Höschen an und dein Röckchen!
Da liegen fie auf dem Stuhl!
T hlthl: Habe ich fo im Hemd die ganze Reife gemacht?
Mutte r T hl: Was fiir eine Reife?
T hl t h l: Na ja. die lehtes Iahr!
Mutter T hl: Letztes Iahr?
Thlthl: Natürlich! Zu Weihnachten. als ich fort bin.
M u t t e r T hl: Als du fort bift? Du bift doch gar nicht aus dem
Zimmer. - Geftern habe ich dich zurechtgebettet und heute finde ich dich
wieder. Haft wohl geträumt?
T h l t h l: Verftehft du denn nicht? Voriges Iahr. als ich mit Mhthl.
der Zauberin und dem Licht fort bin . . . . lieb ift es das Licht! Und dann
waren auch dabei das Brot. der Zucker. das Waffer. das Feuer. . . die
zwei haben fich fortwährend herumgeftritten , . . . Bift du mir nicht böfe?
War dir die Zeit nicht zu lang? Und Vater. hat er gefchimpft? Ich konnte
nicht anders. Ich habe dir auch einige Zeilen hinterlaffen. um dir zu er-
klären . . . . .
M u t t e r T hl: Was erzählft du mir da? Entweder du fchläfft noch.
oder du bift krank. (Gibt ihm einen freundfchaftlichen Puff.) Wach' doch endlich
auf. . . . Na. geht's jetzt beffer?
T h l t h l: Aber. Mutter. ich verfichere dir . . . . Du bift's. die noch
'fchläftl
M u t t e r T h l: Wie? Ich fchlafe noch ? Seit 6 Uhr bin ich auf den
Beinen! Ich habe fchon die ganze Wirtfchaftbeforgt. das Feuer angezündet . .
T h l t h l: So frag' doch Mhthl. ob's wahr ift! Was haben wir alles
für Abenteuer mitgemacht.
Mu t t e r T hl: Wiefo Mhthl! Was denn?
Thlthl: Sie war mit! Wir haben Großvater und Großmutter
befucht . . . . .
M u t t e r T hl (immer verwunderter): Großvater und Großmutter?
T h l t h l: Iawohl im Lande der Erinnerung . . . . . es lag unterwegs . .
Großmutter hat uns einen großartigen Pflaumenkuchen gebacken . . . .
und die kleinen Brüderchen. Robert. Hans. fein Kreifel. Madeleine. Pieretto.
Paulinchen und Rickchen . . . .
M h t hl: Rickchen kraucht noch immer auf allen Bieten . . ..
Thlthl: Und Paulinchen hat noch immer ihren Pickel auf der
Nafe . . . , .
Mutte r T hl (fprachlos): Ihr müßt rein die Branntweinflafche
gefunden haben. die Vater verfteckt!

T t) l t t) l: Vater verfteckt eine Branntweinflajche?
M u t t e r T h l: Geh' einmal ein wenig auf und ab, damit ich fehe-
ob du aua) gerade gehen kannft! (Thlthl tut es.) Nein, das ift's nicht! *Mein
Gott) was haben jie denn? Schließlich verliere ich jie wie ich die anderen
verloren habe. (Erjchreckt ruft jie) : Vater Thl! Vater Th!! Komm doch!
Die Kleinen find krank.
(Ein tritt Vater Thl7 fehr ruhig) ein Beil in der Hand.)
Bat er T hl (fehr ruhig): Was gibt es?
T t) l t h l u n d M t) t h l (dem Vater entgegenlaufend) : Vater !'
Guten Tag) Väterchen! Haft du das Jahr über gut gearbeitet?
B ater T hl: Was denn? Sie jehen ja frijch und munter aus.
M u t t e r T h l (weiuerlich): Ich trau' der Sache nicht . . es wird
uns jo gehen wie mit den anderen . . . die haben auch gut ansgejehen . . . .
bis fie uns fchließlich der liebe Gott genommen hat. . . ich weiß nicht,
was in fie gefahren ift . . . . geftern Abend habe ich jie gefund zu Bett
gebracht und heute früh) feitdem fie auf find) geht alles fchief. Sie wifjen
nicht mehr) was fie reden) fie erzählen von einer Reife . . . . . fie hätten das
Licht gefehen und Großvater und Großmutter) die wären tot) fonft ginge
es ihnen aber gut. . . .
T h l t hl: Aber Großvater hat noch immer feinen Holzfuß . . . .
Mt) t hl: Und Großmutter ihr Zipperlein.
Mutter T t) l: Hörft du? Lauf rafch um den Arzt!
V a t e r T t) l: Aber nein, aber nein! Noch find jie nicht tot. Wir
wollen mal jehen . . . . . (Man klopft an der Eingangstiire.) Herein! (Ein
tritt die Nachbarim eine kleine Alte) die, auf einen Stock gejtüßt, mit der Zauberin
aus dem erften Aufzuge eine große Ähnlichkeit aufweift.)
Die N a ch b a rin: Guten Tag und fröhliche Feiertage allerfeits..
T hlt hl: Das ift die Zauberin Berhlune.
Die Nachbarin: Ich komme um ein wenig Feuer... . recht
frijch heute Morgen - Guten Tag) ihr Kinder) wie geht's euch?
Thlthl: Frau Zauberin Berhlune, ich habe den blauen Vogel
nicht finden können.
Die Nachbarin: Was jagt er?
Mutte r 'T hl: Es ift fchrecklich. Frau Berlingot . . . . fie wifjen
nicht7 was fie reden . . . . und das geht fo) jeitdem fie auf find . . . . Sie
mtiffen was fchweres gegeffen haben . . . . .
D i e N a ch b a rin: Aber Thlthl) erkennft du nicht Mutter Berlingot)
deine Nachbarin Berlingot?
T hlt hl: Gewiß! Sie find ja die* Zauberin Berhlune! _ Sind fie
uns nicht böfe? *
Die Nachbarin: Wie fagft du? Bert) . . . . ..
T t) l t t) l: Berhlune.
D i e Na ch b a rin: Berlingot) Berlingot, willft du jagen
T t) l t t) l: Berlingot oder Berhlune, wie Sie wollen, mir ift's gleich . . „
Aber Mhthl weiß gewiß genau -

M u t t e r T h l : Ia) das Schlimmfte ift) daß Mhthl ebenfalls . . .
V ater T t) l: Na) na! Es wird fchon vorübergehen. Ich werde
ihnen einmal ein paar tüchtige Ohrfeigen geben . .
Die Na ch b arin: Laffen Sie das! Es ift nicht der Mühe wert.
Ichkennedas. Siefind ein wenig verträumt. Sie werdenim Schlaf voneinem
Mondftreifen befchienen worden fein. Mein kleines Mädchew das recht
krank ift) hat das öfter.
Mutter T hl: Ia) richtig) wie geht's dem kleinen Mädchen??
Die Na ch b arin: So) fo. Aufftehen kann fie noch nicht. Der
Arzt fagt, es find die Nerven . . . , . Ich aber weiß genau) was fie heilen
könnte . . . . . Noch heute früh hat fie mich darum gefragt. Das ift fo eine
Idee von ihr... .
M u t t e r T hl: Ich weiß) Thlthl's Vogel! Na) alfo, Thlthl) willft
du ihn nicht endlich der armen Kleinen geben?
T hlthl: Was denn Mutter?,
Mu t t e r T hl: Das Vögelchen! Wozu brauchft du es denn? Du
fiehft es nicht einmal mehr an . . . . . und fie hat danach fo ein Verlangen!
T t) l t t) l: Richtig, mein Vogel! Wo ift er denn? Da ift der Käfig!
Mhthl, fiehft du den Käfig? Es ift derfelbe) den das Brot getragen hat.
Ia) ja) es ift der gleiche! Aber nur mehr ein einziger Vogel drin! Hat er
den anderen aufgefreffen? Schau! Schau! Er ift blau! Das ift doch aber
mein Turteltäubchen! Und viel blauer, als friiher Das ift ia der blaue
Vogel) den wir gefucht haben . . . . fo weit find wir gegangen und er war
hier! Das ift aber merkwürdig! Siehft du Mhthl? Was würde das Licht
dazu fagen. (Er fteigt auf einen Stuhl, nimmt den Käfig vom Nagel und gibt
ihn der Nachbarin.) So) Frau Berlingot, da haben fie ihn. Er ift noch nicht
ganz blau) aber das wird fchon kommen. Sie werden fehen . . . Bringen
fie ihn rafch Ihrem kleinen Mädchen . .
Nachb arin: Wirklich? Du gibft mir ihn fo umfonft? Gott)
wird die Kleine glücklich fein. (Umarmt Thlthl.) Laß' dich umarmen! Ich
mach' jetzt fortF ich laufe!
T t) l t hl: Ia) laufen Sie nur . . . . damit er nicht die Farbe verliert . . .
Na ch b arin: Ich komme wieder und erzähle dir) was fie gefagt
hat . . . . . (Av.)
T t) l t hl (fieht fich lange im Kreife um): Vater, Mutter! Was habt
ihr denn mit dem Haus gemacht? Es ift ja genau) wie früher, aber viel
fchöner . . . . . .
V at e r T h l: Wiefo viel fchöner?
T h lt h l: Alles frifch geftrichen. neu hergerichtet) alles glänzt,
»alles ift neu . . voriges Jahr war's nicht fo!
Vater Thl: Voriges Iahr?
T t) lt hl (geht zum Fenfter): Und der Wald? Was ift der groß und
*fchönl Als ob er neu wäre! Gott) ift man hier glücklich! (Macht den Brot-
kaften auf.) Wo ift das Brot? Sind die aber ftill! Ah) da ift Thlo! Guten

Tag. Thlo! Thlo! Tapfer haft du dich aber herumgeprügelt. Erinnerf't
du dich. im Wald?
Mhthl: Und Thlette! Sie erkennt uns wohl. aber fie fpricht
nicht mehr.
Thlthl: Heda. Herr Brotlaib. (Greift nach feiner Stirne.) Den
Diamanten hab' ich auch nicht mehr! Wer hat mir denn das grüne Käpp>)en
weggenommen? Na. fchließlich brauch ich's nicht mehr! Ah. das Feuer!
Ift es aber luftig! Es flackert und lacht. um das Waffer zu ärgern. (Läuft
zum Wafchbecken.) Und das Waffer? Guten Tag. Waffer! Was fagft du!
Sprechen tut's noch immer. aber ich verfteh's nicht mehr!
M t) t h l: Wo ift der Zucker?
T hlt hl: Ich bin fo glücklich. fo zufrieden. fo zufriedeni
Mhthl: Ich auch.ich auch!
Mu t t e r T t) l: Was haben fie denn fortwährend im Zimmer
herumzuftöbern ?!
V ater T hl: Laß' fie nur! Die fpielen. glücklich fein.
T t) l t h l: Am liebften war mir das Licht. Wo ift denn die Lampe?
Darf man fie anzünden? (Sich umfehend.) Ift das aber alles fchön! Und
ich bin fo zufrieden!
(Man klopft au die Eingangstüre.)
Vater Thl: Nur herein!
(Ein tritt die Na>)barin. fie hält an der Hand ein kleines. blondes wunderbar
fchönes Mädchen. das in ihren Armen Thlthls Turteltäubchen drückt.)
Die Nachbarin: Da feht einmal das Mirakel!
Mutter Thl: Nein. fo was? Sie kann gehen?
D i e N a ch b ar i n: Ia. fie läuft. fie tanzt. fie fliegt. Als fie den
Vogel fah. fprang fie mit einem einzigen Sah zum Fenfter. um bei Licht
zu fehen. ob es auch Thlthls Turteltäubchen fei! Und dann Sfft! . . .
Auf die Straße. wie ein Engel . . . ich konnte fie nur mit Mühe einholen . . .
T t) l t hl (mit Bewunderung): Oh! fteht die aber dem Licht ähnli>)!
Mt) t hl: Ia. aber fie ift viel kleiner.
T hlthl: Sie wird fchon größer werden.
Die Nachb arin: Was fageu fie? Sind fie noch immer nicht
zu fich gekommen?
Mutter Thl: Es_geht fchon beffer... .
ganz gut.
D i e N a ch b a rin (fchiebt das kleine Mädchen gegen Thlthl) :
Kleines. fag' ihm doch danke fchön.
T t) l t hl (plötzlich verf>)üchtert. weicht einen Schritt zurück).
Mu t t e r T t) l: Ia. was haft du denn. Thltvl? Fürchtefi du dich
vor dem kleinen Mädchen? Gib ihm doch einen Kuß . . . einen herzlichen
Kuß! Stärker! Du bift doch fonft nicht fo fchüchtern! Noch einmal! Ia.
was haft du denn? Es fteht beinahe fo aus. als ob du weinen wollteft . . .
Nach dem Effen wird's
Na.

(Nachdem Thlthl dem kleinen Mädchen linkifch einen Kuß gegeben hat. bleibt
er ftumm vor ihr ftehen; die beiden Kinder fehen einander an. ohne was zu fagcn.
Dann fpriän Thlthl. dem Turteltänbchcn den Kopf ftreichelnd.)
Thlth!: Ift er blau genug?
Das kleine Mädchen: Mir ift er recht.
T h l t h l: Ich habe fchon blauere gefehen! Aber den ganz blauen . . . .
man kann machen. was man will. man fängt ihn nicht. . . .
Das kleine Mädchen: Macht nichts. Der da ift recht fchön!
Thlthl: Hat er was gegeffen?
Das kleine Mädchen: Nein.... was ißt er denn?
T h l t hl: Alles. Weizen. Brot. Mais. Grillen . . . .
Das kleine Mädchen: Wie ißt er denn?
T h l t h!: So. mit dem Schnabel. ich will dir's einmal zeigen.
(Er will den Vogel aus den Händen des kleinen Mädchens nehmen. diefes
widerftrcbt inftinktiv. das Turteltäubchen benupt diefen Augenblick. macht fich frei
und fliegt davon.)
Daskleineübädmen(mnemmiVammwmmWnh: Ywmm
er ift fort! (Bricht in Tränen aus.)
T t) l t t) l: Wein' nicht! Ich fange ihn wieder ein. (Tritt nach vorne.
zum Publikum fprechend.) Wenn ihn jemand von Ihnen findet. möchte er
ihn uns wohl wieder geben? Wir brauchen ihn. um fpäter einmal glücklich
zu fein! . -
Vorhang.

Rund
Dernburg
Grade zur rechten Zeit ift Bern-
hard Dernburg im Jahre 1906 in
den deutfchen Reiche-dienft berufen
wordem und nun hat er einen nicht
minder giinftigen Augenblick fiir
feinen Abgang gewählt. Er ift ge-
fchickter gewefein als Pofadowetn und
Bülow, die fich felbft bei aller Schlau-
heit genau um ein halbes Jahr
überlebt haben. Das Schickfal eines
Staatemannest fich felbft zu iiber-
leben- ift mindeftens eben fo traurigx
wie der Anblick eines ausgefungenen
Tenors„ der einmal die Herzen mit
unheimlicher Sicherheit eingefangen
hat und nun einen Nachfolger hören
muß der weit weniger fiifz fingt-
aber feine Sache doch auch ganz gut
macht . . . Solche Ueberlebende„
wie Pofadowskn und Biilowt kehren
aber außerdem niemals mehr ins
wirkliche Leben wieder.
Dernbnrg hat vor feinem Ein-
tritt ins Kolonialamt 38 Auffichts-
ratsftellen von Aktiengefellfchaften
inne gehabt. Er hat fich als Bank-
direktor ein refpektables Vermögen
erworbene er hat auch während feiner
Amtstc'itigkeit notarifch gute Be-
ziehungen zur baute finance unter-
halten- fo daß er jeßtr als Exzellenz
und Staatsfekretär a. D„ an der
Spiße des Auffichtsrats der größten
Aktiengefellfämften wahrhaftig eine
ziemlich angenehme Stellung finden
könnte. Er will aber nicht General-
direktor des Norddeutfchen Lloyds
icltau
werdent wird als Privatmann po-
litifche Reifen unternehmem wird im
Ausland- als der möglicherweife
kommende Mania zu Höfen, Staats-
männern und Politikern Beziehungen
fuclfem wird fich den von Gott ge-
wollten Abhängigkeiten fernhalten und-
ecZ fo dem Kaifer einft leicht machem
ihm die auswärtigen Angelegenheiten
des Deutfchen Reichs zu übertragen
oder ihm gar das Gefamtfchickfal
Denfchlands anzuoertraun. Der*
Kaifer foll es nicht notwendig habem
Herrn Dernburg mit Opfern aus
einer kaufmännifchen Stellung los-
zukaufen. Der opfernde Teil will
dabei nur Bernhard Dernbnrg fein.
Fiir diefe Opferbereitfchaft wird er
im Auslande feine Nerven ftärkenX
feine Kenntniffe vermehren und ab-

warten.
In feinem jüngft bei Schufter 8c
Löffler erfchienenen Bande „Deutfche
Machthaber'ß der endlich recht und
fchlecht gefchrieben werden mußtet
weil ihn kein andrer bisher iiberhanupt
gefchrieben hatx erzählt der frühere
Regierungsrat im Reichsamt des»
Jnnerm Rudolf Martina der fich
guter Beziehungen zur konfervatioen
Partei rühmt und infolgedeffen wiffen
mußt was Wilhelm ll. will von dem
neneften Staatsfekretör a. D. des
Kolonialamts: Der Kaifer hätte oor
einiger Zeit zu Dernburg gefagtt er
folle anfangenr fich auch um die
allgemeine Politik zu kümmern. Aus
der Art feines Abgangs und der
497“

'Rundfchau
Wahl des Termis darf man in der
Tat fchließen. daß Dernburg felbft
die Erreichung der oberften Staffel
für wahrfcheinlich hält.
Eine andre Frage ift. ob Dern-
burg der Reichskanzler wäre. den
Deutfchland braucht. Sicher ift. daß
.Kaifer Wilhelm diefen Poften allein
vergibt und daß er einen Cecil Rhodes
fucht; wei! nun Dernburg nicht weit
von Rhodefia etliche Diamantenfeldcr
erfchloffen hat. mag ihn der Kaifer
fiir einen Cecil Rhodes in deutfcher
Ausgabe halten.
Bon der Borgefchichte der Be-
rufung Deruburgs in die Kolonial-
verwaltung lefen wir bei Martin:
Einft hatte der Kaifer die Abficht.
Erni Hohenlohe zu einem kleinen
-Cecil Rhodes und dann zum Reichs-
kanzler heranzubildeu. und darum
machte er ihn zum Kolonialdirektor.
"Wahrfcheinlich war diefe Tatfache
Dernbnrg bekannt. als er fich um die
Direktion des Kolonialatntes bewarb,
Die Stellung ift damals ver-
fchiedenen Herren der haute finance.
beifpielsweife dem Direktor der Dres-
dener Bank. dem Geh. Oberfinanzrat
Müller. angeboten worden. aber keiner
wollte fie annehmen. obwohl die Er-
höhung des Kolonialdirektors zum
Staatsfekretc'ir fchon in ficherer Aus-
ficht ftand. In Kreifen der traute
finance wurde die Ausbietung der
Stelle befprochen. Dernburg hörte
davon und ließ Herrn von Loebell ,
-» Biiloios rechte Hand - wiffen.
daß er nicht abgetleigt wäre. die
'Aufgabe zu übernehmen. Fürft Bülow
*bat ihn zu fich. hatte ein paar Unter-
redungen mit ihm und fchlng ihn
»dem Kaifer vor.
Schon als Staatsfekretär des
Auswärtigen hat Bülow nach der
Ernennung Richthofens zum Unter-
ftaatsfekretär Ende 1897 in Hamburg
und Bremen nach einem Kolonial-
direktor Umfchau gehalten. Ein an-
gefehener Kaufmann der Hanfa ließ
ihm damals fagen: Am Tage ver-
diene ich vie(Geld an der Börfe.
nachmittags fahre ich mit 2 fchönen
Fiichfen auf mein Landhaus. und
das foll ich mit der Schinderei und
Aufregung in der Wilhelmftraße der:
taufchen? Acht Jahre fpäter. nach
dem Rücktritt Stilbels. trug Bülow
die Stelle dem Direktor des Nord-

deutfchen Lloyds Wiegand an. der fie
ebenfalls rundweg ablehnte.
Bernhard Dernburg hat mit der
Ueberiiahme des Kolonialamts eine
feine Witterung bewiefen. denn die
Leitung der Kolonialoerwaltung ift
durch die Auffindung der Diamanten
in Siidweftafrika bedeutend leichter
geworden. Aber der Reichtum an
Diamanten brachte Dernburg. wie
noä) jeden Kolonialoerwalter in
jedem Lande. in den Verdacht. daß
er einzelne Gruppen von Inter-
effenten befonders bevorzuge. Mit
Recht machte man dem Staats-
fekretär den Vorwurf. daß feine
Diamantenpolitik nur den Intereffen
des Großkapitals diente. Er wurde
im Reichstag und in der Preffe
heftig angegriffen. und nach einem
großen dialektifchen Erfolg zog er
fich zurück.
Vom März 1901 bis zum Ro-
oember 1906 ift Dernburg Mit-
glied der Direktion der Darmftädter
Bank gewefen und war dort beinahe
Alleinherrfcher. Zu befonderer Blüte
hat er die Bank ni>)t gebracht.
vielmehr ift diefes Infiitut heute die
fchlechtefte von allen 'deutfchen Groß-
banken. Sie ift überreif für die

Rundfchau
Fufion mit einer größern und ftär-
kern Bank. Die Darmjtädtec Bank
zahlt nur 61/2 0/0 Dividende. die
Deutfche Bank 1211/2 9/0. Die Re-
-feroeu der Darmftädter Bank be-
tragen 20 9/0 des Aktienkapitals.
die ?ltr-fernen der Deutfchen Bank
50 "/0, Die Aktien der Darmftädter
Bank ftehn heute auf 130.50 Mk..
die Aktien der Deutfchen Bank auf
251 Mark.
Wäre Dernburg niemals Di-
rektor der Darinftädter Bank ge-
wejen. fo ftünde fie wahrjcheinlich
befjer da, Als er die Bank ver-
ließ. meinte man. daß fich die un-
-giinftige Wirkung feiner Sanierungen
bald zeigen werde. Die Dernburg-
jehen Sanierungen waren zwar
.b e f f e r als ihr Ruf. aber gut waren
fie nicht.
Wegen der Wahreform ift Dern-
ducg ficher nicht gegangen. Der
Mann hat dem Staatsdienjt
und feinen Ansfichten fiir die
Zukunft folche Opfer gebracht.
'daß er ohne große .Bedenken auch
noch das Opfer hätte bringen können.
mit Bethniann:Holliveg eine Weile
gemeinjam an einem Strang zu ziehn.
Deruburg diirfte felbft am beften
wifjen. warum er unter Bethmann-
Hollweg nicht mehr bleiben wollte.
Die Wahlreform war es nicht. Biel
eher waren es die Ausfichten fiir die
Zukunft. - i.
Ausgrabungen bei Venares.
Während ausden verfchiitteten Kultur-
ftätten Turkeftaus unerwartete Schätze
aus vergangenen Zeiten emporfteigen
und von der Ausbreitung des indifchen
*Einfluffcs in jenen Ländern Kunde ge-
ben. ift die_britifche Regierung inder
Erforfchung des indifchen Heimatlandes
nicht zuriickgebliebcn. fondern hat die
Wirkfamfeit der dort an verfchiedenen
Stellen tätigen Gelehrten unter der
Oberleituug cities Director General of
Archaeologn zuiammengefaßt. Indiens
Kuuftentwickluug kann fich nicht gleichen
Alters riihmen wie die Mefopotainieus
oder Aeguptcns. denn feine älteften
Bildwerke und Injchriftcn gehn nicht
iiber das 3. Iahrh. v. Chr. riick. Aber
die große Bedeutung. die xindien als
Kulturträgerin fiir den ganzen Offen
und fpezicl(fiir die buddhiftifchcn Länder
als Heimat ihres Glaubens befißt.
fichert den archäologifcheu Arbeiten auf

und in feinem Boden ein über Indien
hinausgehendes Init-reife. Wir begegnen
noch heut an den wichtigften Stätten
der buddhiftifchen Tradition Pilgern aus
Ceylon. Tibet. Birma. Japan. der Be-
fucher des einfain liegenden Buddha-
gahu z. B, kann japanifche Briefter und
tibetifche Lamas dort jederzeit treffen.
die in dem _fiir fie beftimmteu Rafthaus
iu der Nähe des großen Heiligtums
wohnen. um fich iu der Nähe der Stätte.
wo Buddha feine „Erleuchtung“ empfing.
kentemplativen Betrachtungen hinzu-
gcben. Es ift der Zweck diefer Zeilen.
die Aufnierkfamkeit auf die Ausgrabun-
gen hiuzulenken. die F. O. Oertel
vor wenigen Jahren in der Nähe von
Benares an einer fiir den Buddhismus
beionders wichtigen Stätte vorgenommen
und nun in dem foeben ausgegebenen
Archaeological Report fiir 1904-5 ein-
gehend befchrieben hat.
Nur wenige Kilometer nördlich von
Benares liegt Samatl). eine von den
vier Orten. die im Leben Buddahs eine
befondere Rolle geipielt haben: er ift
den Buddhifteu als Mrgadava oder
..Antiiovenheim" bekannt. wo Buddha
feine Lehre zum erften Male verkündete
oder. wie der techuiicbe Ausdruck lautet.
..das Rad des Gefctzes in Bewegung
jeßte‟. Als der chincfiicbe Reifende
Fa-Hian im 5. Jahrhundert u. Ehr.
auf feiner Bilgcrfahrt dorthin kam.
fand er vier große Türme und zwei
große Klöfter vor. Einige Jahrhunderte
fpäter kam ein andrer fehr berühmter
Rcifeudcr. Hiuer Thjang und traf in
Sarnatl) hunderte von Heiligtiimern
fowic gegen 150() Mönche an und ve-
fchreibt eine große Säule. die zur Er-
innerung an Buddhas Tat einft ge-
feßt worden ici.
Seit Jahrhunderten liegt Saruath im
Verfall. Zerftörung und Bliinderung

haben den Ort vernichtet und miter
ihrem Schutt die Denkmäler verfchiittet.
unter denen nur ein Turin dcm Lauf
der Zeiten und der Gewalt der Menfchen
widerftandcn hatte. Selbft Name und
Bedeutung des Ortes waren vergeffen.
bis ein zufälliger Fund im 18. Jahr-
hundert eiuKäftc-heu aus griinem Marmor
niit Rubiuen. Verlen. goldenen Blättern
und verkohlten .Knochenreften die Auf-
nterkfamkeit darauf lenkte. Gelegentlich
felzteu Liebhaber von Kuriofitäten ihren
Spatenein undrichteten mehr Schaden als
Nutzen an; 1815 erforfchtc zum erften
Mal Oberft Mackenzie die Stätten;
ihm folgte 1835 General Eunningham
und 1848 Major Kittoe u. A. Ein
kleines Mufeum ward errichtet. Jin
Jahre 1856 erwarb die Regierung das
Gebiet und fetzte 1900 einen Wachter
dariiber ein. Endlich im Winter 1904-5
trat in F. O. Oertel. damals Regierungs-
in enieur iu Benares. ein neuer Forfcher
an den Blau. Mit forgfältiger Be-
obachtung des Terrains und fachkundiger
Hingabe fetzte er den Spaten ein, Wer
in jener Zeit die Triimmerftiitte befuchte.
konnte die erften Verfuchsgräben fehn.
mit denen Hertel die Stelle durchzog. und
fich der erften Funde erfreuu. die aus
Tageslicht traten. Der Bericht des er-
folgreichften aller Erforfcher von Sarnath
liegt jetzt vor uns und bildet einen er-
heblichen Beftaudteil des von der
britifcheu Regierung ausgegebenen Ar-
chaeologica! Reports. Das Verzeichnis
weift nicht weniger als 470 gefundene
Skulpturen. abgefehu von der Auf-
deckung der Grund* und Tempelmauern.
dazu kleinere Gegenftände und vor allem
eine große Reihe von Jufchriftcn. die
aus der Zeit Afokas im 8. Jahrh. n. Chi'.
bis ins 12. Jahrhundert unfrer Zeit-
rechnun fich erftecken. Die wertvollfte
unter i nen ift jene von Hiues Thfang
erwähnte Säule. deren Kapitäl und
Jnfchrift von großem Wert find.
Das Kapitäl bietet wohl das feinfte
Stiick unter allen Skulpturen. die bis-
her in Indien gefunden worden find:
Vier Löwen von ausgezeichneter Arbeit
ftehn Rückert an Rücken und halten ein
leider verfchwundenes großes Rad aus
Stein in ihrer Mitte. ein Symbol ..des
Rades des Gefeßes.‟ Sie erheben fich
auf einer Trommel. deren Seitenflc'iche
die Reliefs von Löwen. Ochfen ufw..
von einander immer durch ein Rad ge-
trennt. zeigt. Die ganze Säule befteht

aus poliertem Sandftein und trägt in
klaren. fchöneu Buchftaben eine Infchrift
des Königs Afvka. des großen Ver-
ehrers Buddhas. die Dr, Vogel heraus-
gegeben und gelefen hat.
Ein andrer Fund von kiiuftlerifchem
Intereffe ift ein mächtiger Sonneuturnc..
der zu einer Buddhafigur gehörte und
“zehn Fuß im Durchmeffer hat. Erftellt
in wundervoller Arbeit einen umge-
kehrten. bliihenden Lotus dar. uni deffen
innern Blätterkreis fich ein Ring von
ztvölf befliigelten Tieren zieht. deren
jedes vom andern durch einen Lotus in
viereckigem Felde getrennt ift. Ein
weiterer Ring enthält zwifchen Linien-
ornamenten eine Reihe buddhiftifcher-
Symbole; der Außcnriug zeigt wieder
das Blattoruament, Zahlreich find die-
ausgegrabenen Buddha-'und Bodhifattva-
bilder. von denen eins bis auf die Zeit
Kaniskas im erften Jahrhundert n. Chi".
zuriickgeht. Dr. Vogel und Oertel find
der Meinung. daß diefe Statue mit
einigen auderwärts gefundenen auf eine
in Mathura. dem heutigen Mutti-ci.
blühende Bildhauerfchule zuriickgeht. die-
den erften Typus eines neuindifchen.
von der gräco-buddhiftifchen Kunft ab-
weichenden Buddhabildes fchuf. An.
diefe zum Teil vortrefflich erhaltenen
Bilder und Darftellungen der wichtigften
Ereiguiffe in Buddhas Leben fchließen
fich nicht wenige Statuen und Statnetten
von indifchen Göttern und Göttinnen
an. unter denen eine Darftelluug der
Saravati mit der Laute darum be-
fonders bemerkenswert ift. weil diefe
brahmanifche Göttin der Gelehrfanckeit
und Beredfamkeit fich nur fehr felten
unter buddhiftifchen Heiligtiimern findet..
Oel-tels Bericht _ift reich mit Zeichnun-
gen. Situatiousvläncn. Querfchnitten
und Bhotogravhien der wichtigftcn
Funde verfehn und fchildert die Methode
wie das Ergebnis feiner Forfäntng. die
dem Ingenieur ebenfoviel Ehre macht.
wie der angloindifchen Regierung. die
ihm die Mitte(und die Möglichkeit zur
Ausführung feines Werkes gewährte.
[Ni-ok. 0|“. FX. "illedrunat,

Schiller und Rubens

Daß diefe beidenNamen kaum jemals
zufammen genannt werden! Auf dem

-ganzen weiten Künftgebiete gibt es biel-
'leicht nicht zwei andre große Naturen. die
einander in ihrem nienfchlichen Wefen
und Schickfal fo fern. fiinftlerifch fo nahe
ftehn. Odcr ich fage wohl beffer
ftiliftifch.
Man vergleiche nur eine der Kopien.
*die Rubens nach fiidlichen Meiftern
gemacht hat. mit Schillers Bühnen-
earbeituug des Macbeth, Es find
völlige Uebertraguugen. nein Umwer-
klingen ins rein Rnbenfifche. ins rein
Schillerfche.
Wenn Goethe einige Strophen Bh- _
rons iiberfeßt. fo wird das leicht goethi-
fiereuder Byron; der weimarifche Mac-
beth aber. auf den Stil hin betrachtet.
ift kein fchillernder Shakefpeare. ja kaum
mehr ein fhakefpearifierender Schiller.
fondern einfach Schiller.
So wird unter_des Rubens nach-
fchaffender Hand aus Mantcgna -
"Rubens, Wir fehn Farbe und Be-
leuchtung geändert. Figuren durch andre
erfeßt - wie Schiller in Macbeth alle
Farben dämpft. die ganze Beleuchtung
ändert. den wjiften Pförtner oertaufcht
mrt einem frommeu Bfalmenfängcr.
Shakefpeare nnd Rembrandt nnd Ve-
lasquez. die ftets anfcbanend Ber-
*weilendeiu berfenken fich in die Welt;
Schiller und Rubens. die ftets innerlich
Drängendcu. verfenken die Welt in fiat.
..Schlingen" fie tatfächlich in fich ..zn-
*riick." fo daß fie gleichfam nichts mehr
vor fich haben. und in dies Nichts aus
-fich heraus in jedem Augenblick die Welt
' *nen gebären müffen. "
Alle geheimen Naturbedingnngcn.
.alle Wirkungskriifte und Samen der
vorhandenen Welt find auch iu der neuen
'Schöpfung lebendig und waltend: als
'Wille wie als Borftellung.
Dennoä). da die beiden Meifter nicht
mit der großartigen Befcheidenheit
:eines Shakefpeare und Rembrandt und
Velasquez der Erfcheinung nahu. fie
nicht mit den in ihr gegebenen Maßen
kund Mitteln darzuftellen fich überwinden
können. fondern ..die fließend innner
gleiche Reihe" felbftbeftinnnend. wenn
auch nicht willkürlich. abteilen. daß fie
fich nach ihrem perfönlichen Rbnthmus
rege; ..das Einzelne" eigenniächtig. wenn
-auch nicht iiberhebend. zur allgemeinen
:Weihe rufen. daß es in herrlichern
.prächtigeru Akkorde-u fchlage - darum
denn kann es nicht Wunder nehmen. daß
fchilkerifchcs und rnbenfifches Gefelz. oft

mehr als die Natur an fich. in ihrem
Kunktbereich gebietet. daß die Werke der
beiden bewundernswiirdigen Stiliften
durch dies ihnen notwendige und gelnäße
Verfahren fich zu Meifterwerken der
Manier formen und arten. der Manier
im vornehmften iind weiteften Sinne.
Das Verfahren der Beiden. ihre
große. gewaltige. ja gewaltfame
und doch nicht naturfremde Manier.
oeranfchaulicht am beften ein Wort des
Novalis: fie hängen ihr Bild jedem
lebenden Wefen um.
Nicht naturfrenid. Auch im Einzel-
nen nicht. Vielmehr da nicht weniger
hingegeben. nicht weniger treu dem Ge-
fIclhauten. als jene Meiftcr der andern
* rt
Wie Rubens eine Kranfe auf das
zarte Fleifch des Halfes fchmiegt. liebe-
voll in Form und Farbe ein kleines
Gefäß behandelt irgendwo *im Winkel
eines figurenreichen Gelnäldes. oder die
feidige Vfote eines Hi'uldchens auf den
Teppich legt. und fo vom Kleinften anf-
wärts. in feiner Manier und trotz
feiner Manier. überall das Rechte. Echte.
unmittelbar Ueberzeugende gibt bis hin-
auf zur wichtigften. ausdrucksvollften.
feeleuoffenbarenden Gebärde. dem ent-
fvricht bei Schiller die gleiche Meifter-
fchaft. die gleiche Sicherheit des Erfaffeus
und Kraft des Darftellens. bekundet zum
Beifpiel in den Einzelheiten grade der
fchillerifcheften Schöpfungen. etwa der
..Kiinftler“ oder feines genialften Wag-
niffes ..Ideal und Leben.“
Leicht fchwebend fühlte fich
der Blick
Vom fchlanken Wuchs der Ceder
aufgezogen . .. .
Die Kraft. die in des Ringers Muskel
fchwillt,
Muß in des Gottes Schönheit lieb-
lich fchweigen . ..
Sanft wie des Reizes Linien fich wiirden.
Wie die Ericheinnn en um ihn
In weichem llmri ineinander
fchwinden . ..
Der freiften Mutter freie Söhne
Schwingt euch mit fefte tn Angeficht
Zum Strahlenfißder höchften Schöne!, .

Rundfchau
Und mehr noch als in diefen un-
wählerifäl herausgegriffeueu Stellen aus
deu Kiinftlern. faft Zeile fiir Zeile wird
uns in Ideal und Leben Aufchauung
geboten.
Sogar Aufchauuug des fcheinbar
bloß Begrifflichcu. Gcftaltuug des lin-
faßlicheu.
* Ewig eingeprägt - durch ein einziges
Wort! - bleibt dem Nachempfiudendcn
die gelitige Wcienhcit des Alcideu. von
dem er vcrniiumt;
Alle Plagen. alle Erdenlaften
Wälzt der unvcrföhnten Göttin Lift
Auf die willigen Schultern des
Verhaßtcn . . .
Seine Apotheofc ftellt ihn uns den
herrlichft bewegten. fclnoeveudeu Figuren
des Rubens an die Seite:
Bis der Gott. des Jrdifchcu cutkleidet.
Flammeud fich vom Menfchen fcheidet
llud des Aethers leichte Liifte trinkt.
Fra() des neuen ungewohnten Schwe-
hcus
Fließt er aufwärts. und des Erden-
lebens
Smwercs Traumbild finkt _uud finkt
uud fiukt . . .
Noch eilte pillehologiiche Frage! Ift
es Zufall. daß init Schiller und Rubens
als Menfchen cities fo ..edeln und mäch*
tigen Wefeus" waren. als Künftler. bei
aller fonftigcn Verfchiedenheit. gemein
hatten: eine nicht zu ermi'tdcnde Be-
geifteruugsfähigkeit. ein ftets rein und
ticfcmpfindeudes Pathos uud das „ae-
waltige Vermögen fiir das Gefchchu?"
Oder hängen im Geheimften diefe
tiinftlerifcheu Eigenfchaften mit jenen
meufchlichen innig zufaulmen?
Wir dürfen glauben. daß teilte .dau-
ernde Begeiftcruug. kein zugleich tief
uud rein atnteudes Pathos je empor-
fchwellen kann als aus der Bruft fo
lauter-ftarker Charaktere. und dürfen
das gewaltige Vermögen fiir das Ge-
fchehn herleiten aus dem Tatendrange
uud Tatcnleven kiinftlerifch-heroifcher
Naturen.
lin-ot, 01-. Kamen Noel-ner
(hreiburg i. 8.)
Die Fortfeßung des Romans
von Felix B r a u n. ..Der Schatten
des Todes". erfcheint iu der nächften
Nummer unferes Blattes. Sie mußte
diesmal aus technifchen Griinden
wegfallen.
Walt Whitman in Frankreich
Seit 1892 haben wir in Deutfch-

land angefangen. uns eruftlicher um
Whitman zu bekjimmeru und feine hohe
Bedeutung fiir die inetifmliche Kultur
der Zukunft zu erkennen. lind doch.
wie lau. literariich und theorificrend
mäkclig - das Grundlafter der Deutfchen
- find feither feine frifchen Anregungen.
anfgcnonuneu und weitergeführt worden!"
Als handle es fich bloß fo um irgend
eine vorübergehende literarifchc Senta-
tion und nicht um eine der bedeutend-
ften uud znkunftsgewaltigfteu Erfchei-
nungen meufchlicher Kultur-entwicklung!
Denn daß Whitman eine folche Er-
fchciuuug bedeutet. ift iiber jeden Zweifel
erhaben.
Wie ganz anders dagegen bemächtigt
' [ich jetzt Frankreich diefes großen .Kultur-
faktors! Vor ein paar Jahren hat es
angefangen. ihm eine ernftlichcre Auf-
merkfamlcit zuznwendeu: heute aber hält
man bereits öffentliche Vorträge iiber
ihn, llud nicht uur das: es ichart fich
um feinen Namen >- zugleich mn
um den Emile Verhaerens - ein ganzer.
fehr frifch und fehr verheißungsool(
aufftrebender diehterifcher Aufl'tieg!
Denn ein folcher Sammelvuukt ift
inzwifcheu die prächtige. fo umfangreiche*
wie forgfältige Whitmau-Biographie
des Soziologen LSon Bazalgette.
dic vor kurzem erfchien. gcwordeu.*)
Und außer ihr die neuerdings erfchienene.
nicht minder ausgezeichnete Gefamt-
Ueberfetzuug der ..Grashaltne“. die gleich-
falls von Bazalgette herriibrt.
Wenn man erwägt. daß Bazalgctte
außerdem irritiert in der lleberietzung der
Profaloerke Whitmans ift. und daß er*
ein weiteres Buch iiber Whitmau. ..Walt
Whitmau. le Poete-Prophete“. demnächft
*) Sie kgm im Verlage des neuer--
dings fo rjiftig aufftrebenden ..Mercure
(le france" heraus. Ebenfo die liebe
feßung der ..Grashalnte". _]. 8-

herausgeben wird! fo muß man fich faft
verwundern nnd muß ee fiir ein ganz
befonderes Omen anfehn, daß im
romanifchen Frankreich ein folches Ju-
tereffe fiir eine folche Erfcheinnng wie
die Whitmane vorhanden fein kann.
We denn fände fich wohl in Deutfch-
land ein Verleger* dcr es wagen wiirde
vier fo nmfangreiheBiicher von Whitman
und iiber ihn heranszngeben? Wo wiirde
er bei uns- felbft nur in den enger
literarifch intereffierten Kreifeiu fo viele
Intereffcnten findem daß er ein
artigeS gefchäftliches Rifilo übernehmen
könnte? In Frankreich aber nimmt
nicht nur die Preffe all diefe Veröffent-
lichungen Bazalgettes mit aufrichtigcm
Intereffe entgegen fondern fie machen
überdies alfo noch Richtung in der neuen
Generation! Und nicht nur jüngere
Dichter wie der hochbegabte und vie(-
verfprechende J u le *Z R o m a i n Ö -
von dem foeben ein fehr beachtenstvertes
Dichtwerk ‚bei rie Unnnime“ erfchien
- oder wie Henri) Guilbeanr n. a. er-
heben fich im Geiftc Whitmans - ohne
ihn im iibrigen nacltzuabmen! -: fondern
auch ein fo namhafter Dichter wie
Francis Viele-Griffin- der
bieher der letzten Richtung feit Verlaine
näher ftandr zeugt ein fo ftartee Inter-
effe fiir Whitman, daf-i er neuerdings
die herrliche Nänic Whitmauoj* iiber den
'Tod Lincolns - eine der bedeutendftcn
Dichtungen der gcfamten Weltliteratur!
- mit einer Hingabe feines großen
titnftlerifchen Vermögens iiberfeßt hat,
die man nur als ein höchft erfreuliches
und bedeutnngsvolles Anzeichen fiir
einen neuen entfchiedenen Anffchwnng
Der, franzöfifchen Dichtung zu werten
at _-
Es ift bereits heute nicht zn viel
gefagt- wenn man ausfpricht: in fiinf
'Jahren wird in Frankreich eine neue
Dichtung vorhanden feim die der bis-
herigen lnrifchenDecadence und formalifti-
fehen Artifterei den (Heraus gemacht haben
wird! Eine Dichtung die wieder le-
bendige Weltaiifhaunngbdihnmg von
entfchieden ncureligiöfem Zug fein wirdt
und die Ausficht haben wird, eine neue
fehr wertvolle Kultur-Zentrale der euro-
väifchcn Moderne zn werden!
Es wäre eine Schiltach fiir Dentfch-
[andi wenn wir uns alsdann etwas-
fobald diefe Richtung mit ein paar her-
vorragenden Talenten, die bereits fich
mit allem Nachdruck dnrchzufeßen be-

ginnen, das Jntereffe des» Auslandes
erregt- erft wieder mal beeinfluffen nnd
in Gang bringen laffen wiirden! -
Das erfte Mal wäre es ja aber wahr-
haftig nicht- daß Deutfchland feine
eigene gute Jnitative berfchmäht hätte-
nm fich alsdann in gleicher Angelegen-
heit erft hinterher vom Ausland ins
Smlevptan nehmen zu laffen! -
cHier nur fo viel iiber diefe ficher
nicht nnwichtige Angelegenheit. Ich be-
halte mir dort bei niichfter Gelegenheih
vielleicht in diefer Zeitfchriftt iiber diefe-
nen anfftrebende Rüftung der franzö-
fifchen Dichtung ane-führlicheres mit-
zuteilen, _fohannes Zehlat.

Zu Robert Schumanns
,hundertjährigem Geburtstag

Seit Monatenfchon find, da der hundert-
jöhrige Geburtstag Robert Schumanns in
die konzertlofe Zeit (8. Juni) fiel, aus
diefem Anlaß mufikalifche Gedenkfeiern ver-
anftaltet worden, Allenthalben haben diefe
den Beweis erbrachh dafi auch heute noch
zahlreiche der Kompofitionen Schumann?
begeifterte Aufnahme finden. Genuß tagt
uns manches feiner Wecker befonders
aus der Zeit feiner letzten Schaffensperiode,
wo fich fein unheilvolles Leiden fchon vor-
bereitete, nicht mehr viel, aber jene Zeiten,
in denen man mit wohlwollender Herab-
laffnng, nm nicht zu fagen, mit einer
gewiffen Verachtung von ihm fprechen zu
müffen glaubte- find längft vorüber. 'Seit-
dem „feine Briefe in großer Bollitändigkeit
der Offenllichteit übergeben, feine Schriften
weitern Kreifen erfchloffen find, hat fich
das Verftändnis für fein iiinftlerifches
Säfaffen ungemein verbreitet. Heute gibt
es eine große-7 fogar ftändig wachfende
Sehnmanngemeinda die mit größter. Liebe
an ihm und feinen Werken hängt, wenn fie
auch feine ungemeine Verehrung für Jean
Paul nicht teilen kann.

Wir wollen es ihm nie vergeffen, daß
er ftets als Deutfcher empfunden hat und
von bcreehtigter Antipathie gegen alles
Schlechte erfüllt war, das aus Frankreich
und Italien zu uns gekommen ift, Seine
rein menfchlichen Eigenfchaftem fein Ehe-
und Familienleben erfcheinen uns gradezn
vorbildlich. Wir verehren ihn als einen
der glänzendften Schriftfteller über Mufik

und können nur wiinfchen. daß man zu feiner Art der .Kritik wieder mehr und mehr zuriickkehrt. Wir fehn in ihm den Ton- künftler. der wie kaum ein andrcr Anfpruch darauf hat. ein T o n d i ch t e r genannt zu werden: Poefie und Mufik find bei ihm aufs wundervollfte mit einander verknüpft. Wir achten in ihm den Schöpfer eines neuen tklaoierftils. einer neuen Lied- vertonung. bei der Singftimmc und Klavier- begleitung fich aufs fchönfte ergänzen. 'und 'des weltlichen Oratoriums (..Das Paradies und die Perle"). wie wir uns auch mit be- fonderer Dankbarkeit des poetifchen Inhalts feiner ttammermufikioerke erinnern. Wir können auch nicht zugeben. daß feine Sin- fonien zuwenig gehaltooll find. und wollen fihließlich noch energifch betonen. daß das Lebenswerk Schumanns für die Gegenwart unendlich mehr bedeutet als das feines Freundes Felix Mendelsfohn-Bartholdh.

Wer das nicht glauben will. der folk fich nur in Schumanns Briefe. Schriften und Kompofitionen vertiefen. Freilich wird nicht jedermann ohne eine gewiffe Anleitung dies erfolgreich tun können. Diefe An- leitung findet er m. E. in ganz oortrefflicher Weife in dem foeben in zweiter neu- bearbeiteter Auflage erfchienenen. rund 110 Seiten nmfaffenden Buche ..Robert Schu- mann“ von Hermann A b ert.

Als der Berfaffer. der an der Univerfität Halle die Mufikwiffenfchaft ver- tritt.„diefes Werk vor fieben Jahren zuerft der Öffentlichkeit übergab. war man all- gemein erfreut. eine fo anregend und les- bar gefchriebene Lebensfkizzennd Würdigung der Werke Schumanns erhalten zu haben; .wohltuend berührte es auch. daß diefes Buch kein bloßer Paneghrikns war. Zum erften Mal war auch darin verfucht worden. der vielfeitigen Begabung Schumanns ge- recht zu werden und ihm feine Stellung »in der gefamtcn Geiftesgefchichte feiner Zeit anzuweifen, Mit befonderer Liebe hatte “fich der Berfaffer auch der Erkenntnis der erften, für feine ganze Entwicklung fo :überaus wichtigen Klavierwerke-Schumanns angenommen. Die neue Auflage zeigt. ohne daß der Umfang vergrößert worden ift. viele Verbefferungen im einzelnen. Neu hinzugekommen ift u. a. eine fehr .'lefenswerte. durchaus zu billigende Ein- :leitung über Schumanns gefchichtliche Stellung. ein Erkurs über fein Verhältnis zu feinem großen Landsmann Richard Wag- ner und der Nachweis der bisher nicht be- achteten Tatfache. daß Schumann in feiner Oper ..Genom-va" mit Leitmotioen operiert

und fich darin auch in der Orchefter-
behandlung dem modernen Mufikdrama
auffallend nähert. Zahlreiche Rotenbeifpiele
oerleihu dem Werke noch befondern Wert.
Es bildet übrigens den (5. Band der
von der Verlagsgcfellfchaft „Harmonie"
herausgegebenen. bekannten und weit-
oerbreiteten Sammlung ..B e r ü h m t e
Muf iker" und ift demgeinäß ungemein
reich illuftriert, So zahlreiche Bildniffe
Schumanns darin enthalten find. fehlen doch
merkwürdigerweife folche aus der Knaben-
und Iiinglingszeit. Gern hätte ich dagegen
zwei der Thumannfchen Illuftrationen zu
..Frauenliebe und- -Leben" oermißt. Por-
träts von allen den bedeutenden Männern.
mit denen Schumann in Berührun ge-
kommen ift. Facfimiles feiner Handfchrift
und dgl. werden vielen Lefern befonders
willkommen fein. Recht gute Dienfte wird
auch das genaue Verzeichnis der Schumann-
fchen Werke leiften. Daß diefe in einer
von feiner Gattin Clara unter Mitwirkung
von Brahms beforgten ausgezeichneten Ge-
fanitausgage vorliegen. daß fie in billigen
Volksausgaben eine koloffale Verbreitung
gefunden haben, verdanken wir dem Er:
l'o'fchen der Schuhfrift nach dreißig Jahren.
an dem erfreulicherweife bei uns in Deutfch-
land nun auch weiter feft ehalten wird.
U/j t1. Mimizan.

Fritz Reuter

Ein Komitee hervoragender 'Perfön-
lichkeiten. an deffen Suche die deutfche
Kronprinzeffin fteht. fendet-uns folgenden
Aufruf:

Im gegenwärtigen_ Jahr 1910 find
es hundert Jahre. daß uns Deutfchen
ein Hnucorift von Gottes Gnaden befchcrt
wurde: Friß Reuter,

Reuter. der Bljicher noch gekannt und
verherrlicht hat. war. wie Marfchakl
Vorwärts. ein treuer Mecklenburger und
echter Deutfcher. ein Mann nach dem
Herzen Bismarcks. der ihm 1866 fchrieb:
„Noch ift. was die Jugend erhoffte. nicht
Wirkliäfkeit geworden; mit der Gegenwart
aber verföhnt es. wenn der auserwählte
Volksdichter in ihr die Zukunft gefichert
vorfaiaut. der er Freiheit und Leben zn
opfern ftets bereit war.“

Berliu. wo der Dichter in jungen
und alten Tagen wiederholt weilte.
..tannl irften- nn taum annernnial“ uu-
.504:

Rundfchau
freiwillig. fpäter hochgefeiert. Berlin. in
..De Reif' nah Belligen". „Abendteuer
.des Entfpekter Bräfig" und in Briefen
gar lannig und luftig gefchildert. Berlin.
die Hau tftadt des Deutfchen Kaiferreichs.
das er ' chou als Jüngling herbeigefehnt
und dann. nicht verbittert durch fieben-
jährige Feftungshaft. iu dem Schwanen-
gefaug „Ok 'ne liitte Gaw' för Diitici)-
land" mit Jubel begrüßt hat. - Berlin
ift wie kaum ein audrer Ort dazu be-
rufen. den Menfchen und Vorteil vor
'Augen zu fiihren durch taufenderlei Er-
innerungen von ihm. an ihn uudiibcr ihn.
Das Denkmal in Stavenhagen kann
erft übers Jahr. am 12. Juli 1911 -
feinem Todestage - enthüllt werden.
Soll denn diefer Tag im gegen-
wärtigen Jahr. das uns die hnndertfte
Wiederkehr feiner Geburt bringt. un-
beachtet bleiben?
An dem eruften Gedenktag des fo
:bedeutungsvollcu Jahres wird daher eine
Fritz Reuter-Hundertjahr-Ausftcllung in *
Berlin eröffnet und bis Anfang Oktober
dauern. Zu dem fchönen nationalen
Zweck bewilligte der Verein Berliner
Künftler das Kjiuftlerhaus. Bellevneftr. 3.
Hier treten wir eine anichauliche und
befchauliche Wanderung durch Reuters
.Leben und Schaffen an. mit folgenden
Zauptftationen: Baterftadt Stavenhagen.
- hmnafien Friedland und Parchim.
Univerfitäten Roftock und Jena. Stadt
und Hausvogtei Berlin. Feftungen
-Silberberg. Glogau. Magdeburg. Grau-
'.denz und Dömiß. nieckleiiburgifm-vor-
pommerfche Begiiterungen (.Stromtid'*)
Treptow a. Toll. Neubrandenburg.
Eifenaih.
Da fehn wir viele feiner Manujkripte
(Romane. Erzählungen. Gedichte. Dra-
men. Briefe. Albumblätter). auch Hand-
fchriften intereffanter Männer und
Frauen. die mit ihm in geiftiger und
perföulicher Berührung ftanden. dazu
die Originaldrncke und fonftigen Aus-
gaben feiner Biicher nebft einer erlefeneu
Literatur feiner Werke. dauii Vorträts.
Genreftiicke. Skizzen. von ihm felbft ge-
malt oder gezeichnet. fowie Bildniffe und
'Anfichteu von ihm. feinem Familien- und
Freundeskreife. den Wohnhäufern.
Städten und Laudfchaften aus Heimat
.und Fremde (..Feftuiigstid". ..Rcif' nah
.Konftantinopel"). ferner Möbel (u. a.
.feine Wiege. fein Schreibfekrctär). Ge-
branchsgegenftäude.knuftgewerblicheKoft-
barkeiteu. Skulpturen. Medaillen. Illu-

ftrationen. Berlugskoutrakte. Urkunden
und Raritäten mannigfaltigfter Art.
Dem Wuufche des Beranftalters und
Leiters der Ausftellung. Brof. Dr. Karl
Theodor Gaedertz. der um baldinögliche
Zufeuduug geeigneter Religuien von und
an Fritz und Luife Reuter bittet (Ber-
lin W.. Genthinerftr. 15). glauben die
Mitunterzeichner diefes Aufrufs ihre
Befi'trwortung nichtverfagen zu follen.
So fteht zu hoffen. daß die Reuter-
Hundertjahr-Ausftellung in Berlin im
Sommer 1910 ein Wallfahrtspunkt fiir
Taufende wird. die hier mit Teilnahme
den Werdegang des großen Bolt'sdichters
an fich vorjibergehu lajfen. der durch
feinen goldenen. gemiitvolleu. echt deut-
fchen Humor ihnen ungezählte frohe
Stunden bereitet und manchmal wohl
?uch iiber traurige Zeiten hinweggeholfen
at.

Finanzpolitifches

Zwifchen Amerika nnd Deutfch-
land haben unfre Börfen fchou ge-
fchwankt. bis der dritte Juni jenes
furchtbare Zwifchenfpiel in New York
brachte. D. h. die Allgemeiuftimmung
in Berlin. Frankfurt. Hamburg wurde
Mittwochsimmer zuverfichtlicher. weil wir
die eigne Marktlage unfrer Induftrie
mit fehr giinftigeu Blicken anfahn, -
Um fich dann abzufchwächen. jobaid von
drüben. oder auch nur via London jene
unklaren Depefcheu über die Ein-
fchränkung der Stahlproduktidn. das
Vorgehen der Gerichte gegen einzelne
große Eifenbahueomvagnieu etc. etc. ein-
getroffen waren, Solchen wie gejagt
ziemlich regelmäßigen Schwankungen
machte dann der erwähnte Krifentag
drüben _ein Ende. fodaß man heute natur-
gemaß immer noch auf die weitern Er-
olungen aus diefen Kurszertriimme-
rungen zu achten hat, Unferu heimifchen
Judnftrieganlg freilich fehn wir als recht
hoffnungsvo an. keineswegs im Gegen-
fatz zu den Spezialverichten. Denn all
die Andeutungen iiber die Bedenken
gegen das Fortbeftehu unfrer fo wich-
tigen_ Montanvcrbände könnten doch
höchftens 'erft nach drei refv. fiinf
Jahren ganz oder auch nur teil-
weife erfiillt werden. Wirklich be-

Rundfchau
achtet wurde dagegen die Preiserhöhung
der Cokes um Mk. 2- befonders da hier
zuvor gegen die Höhe von Kohlenaktien
indirekt gefchrieben worden war, Der
Wochenbericht der Berliner Handels-
gefellfchaft hatte nämlich fiir Harzener
eine geringe Dividende phrophezeih
was natiirlich mehr den Kundenkreis
diefer Bankr als die eigentliche Speku-
lation verwirrte. Letztere pflegt nur
felten ein fchwachceö Gedächtnis zu
habenr nnd fo erinnert fie W)- daß
vorige-Z Jahr der gleiche Wochenbericht
auch fiir Phönix ein geringeres Erträgnis
voranegefagt hatte. Inzwifchen konnten
fich aber die Eifenpreife beffernr die
Riickftellungen auf die Beftiinde brauchten
weniger ftarf zu werden, nnd Phönix
brachte dann eben jene .tiaffa darauf
nicht zur Verwirkliauing. Uebrigeus
entwickeln unfre Vörfen nun fchon feit
Wochen immer nur vereinzelte .tiriifter
S fiir chemifchc oder elektrifche Werte
ete„ jedoch eine Gefamtkraft zu Gunftcn
der Tendenz ift nirgeudo erfichtlich.
Deshalb hatte ana) die Diskont-
eruicifiigung in London keinen weitern
Einfluß wir hängen eben heute vom
Geldftande gar nicht fo ftark ab. Das
wird erft wieder gefchehn- fobald in
den leitenden Papieren wie Gelfeukirchen,
Harzenerr Laura. DiakontoWommandit,
Deutfche Bank etc. umfangreiche Engage-
ment-Z fichil'ar werden. Heute fpiirt man
iu diefen Artieu „kaum einen Hauch.“
K'- *. d'-
Wehc dem Sieger! fo ließe
fich der Schwertfprueh des Breunus 1un-
tehren, fobald man des wohlfeilen Tri-
umphÖ gedenken mußt den der Minifter
v. Rheinbaben iiber (Zwiuner gefeiert.
- Wohlfeil! Denn welche Quantitciten
von Gleichgiltigkeit und Unkenntnis
hatte nicht bei diefer bedentfanien Ge-
legenheit das Herrenhane offenbart.
Die Folge war auch daß faft in unfrer
gefamten öffentlichen Meinung gerade
Herr v, Rheinbaben eine empfindliche
Schlappe davon getragen hat, Jndeffeu
kommt es hier weniger darauf an, ob
das Breußifche Finanzminifteriumr oder
jener Direktor der Dentfchen Bank mit
ihren Gefichtspunkten Recht haben7 als
auf die erfchreckenden EinfeitigkeitcnF die
urplötzlich der Leiter unfrer Finanzen
zeigte. Ju der Tat! Solche fchiefe-
Ueberzeugungen von den Aufgaben
unfrer Banken und dem All-Heil fiir
die Anfbefferung unfrer Konfolökurfe

hatte die dentfche Gefehiiftswclt bis noch
vor wenigen Wochen fiir unmöglich ge--
Kalten. Ia7 wenn fo ein Manu ernft-
aft glaubt, daß unfre Großiuftitute
nnr die Anlagepapiere zu empfehlen
brauchten, nm deren gefunkenes Kurs-
uivean wieder auszugleichen, fo erfcheint
es nur zu natiirlich daß die direkten
und wirkfamen Mittel noa) nie in feinen.
Kopf hineingekonnneu find. Das ift der
echte Biireaukratr der feit Dezennien
nichts von der wachfenden Selbftiindig-
keit unfres Vublikums gemerkt hatr
das doch nur in felienen Fällen den
Willen zur Entfeheidnng dariiber auf--
gibt, ob es Anlage- oder Dividenden-
papiere fein follen. Und ift ce eigent-
lichunpatriotifch.ftattpreußifcherKonfolZ
fich Aktien eines kleinen oder großen.
Judnftrieunternehmens hinzulegen? Tas-
ftelllt eine Unterftiitznng heimifeher Arbeit
dar7 die eben fonft kaum denkber wäre.
Eine ganz beiondere Belehrung oer-
dient der Finanzminifter ferner iiber
die von ihm fo gehaßteu „laotifchen“
Wetter gegen die er doch wohl nichts
einzuwenden wagtr fobald z. B. daS
5 "/0 ige internationale Marokko-Llnlehen
bei uns zur Zeichnung gelangt, Weiter
aber: wie denkt fich das kenntnisreiche
Oberhaupt unfrer Finanzen unfre Ge-
treide- und Baumwollverrechuung mit
der Union„ fobald wir das Alles haar
bezahlen müßten? Hat er noch nie von
dem immenfen Vorteil unferer Handels-
bilauz gehörh wenn wir iu der Lage
findr als Ausgleich auf fehr große Voften
Shares und Bons zunachft hiniiber zu
verkaufen? Und fiir den Weizen nnd-
die Wolle aus Argentinien geben wir
anch ganz gerne La Plata-Werte in
Zahlung foweit dies irgendwie möglich
bleibt. Angeufcheinlich nimmt der Finanz-
minifter an, daß der Tiefftand der
dentfchen Fonds nur den Kapitalmarkt.
intereffiera wahrend "das Anhalten
diefeeh man kann wohl fagen: ver-
zweifelten Zuftandes in erfter -Linie
doch Handel und Jnduftrie betrifft..
Diefe beiden gebrauchen den Weltkreditr
der fich ja keineswegs immer fogleich in
Baar umznfeßen braucht. Als Baro-
meter der Wirtfchaftsverhiiltniffe eines-

Rundfchau
Landed betrachtet aber das Aue-land
nnermiidbar den Kursftand der betreffen-
den Banken. Auch ift eZ im Julande
nnfern Kaufleuten und Fabrikanten alles
eher, als gleichgiltig- ob fie, fabald fie
fich Geld berfäiaffen miiffeir ihre .tionfols
hoch oder niedrig lombardieren können.
Von diefem tiefen (finfchneiden in uujer
lebendiges Gefehäftsleben follte fiäj
nnfer Geheimratsbiertel endlich einmal
gründliche Kenntniife zu erwerben ver-
fnchen. Das wäre bald fchwer. bald
leicht- je nach der Bedanterie oder der
gejjtigeu Anpaffungsfähigkeit der be-
treffenden tireife. Jedenfalls hat die
HerrenhauÖrede Gwinner mit ihren
fehweren Bedenken gegen den Geift
unfrer Finanzpolitik wenig Neue.;- ge-
jagtr fondern lediglich die langjährige
1leberzeugnng unfrer praktifchen Stände
.zum Ausdruck gebracht. Den Herren
am griinen Tiiche freilich war diefer!?
Alte ganz nen!
d!- * die
Der fehwarze Freitag bil-
det in der Gefchichte der New Yorker
Börfe keine Neuheit. und zufällig fiel
die diedmalige Vanik vom dritten Juni
nach langer. langer Vanfe wiederum
anf einen Freitag! Nur daß die tinte»-
ftiirze gegenwärtig keine gefährliche
Ueberjpeknlation ausdriickten. fondern
wie mehr als jicher anzunehmen ift- bon
den „Großen“ ausgingen- um Regierung
und Bundesgerichte etwas zahm zu
machen. Da nun der Aktienmarkt driiben
durchaus unmittelbar in fait alle Be-
dingungen von Handel und Wandel
eingreiftj jo pflegen fich die höchften Ve-
amteu der Republik immer zu befinnen,
fobald ihnen jene „Großen" das Schau-
fpiel einer Börienpanik zum Beften
geben. Man vergeffe den Unterichied
nicht zwifchen der Union und z. V.
Deutichland! Bei uns fieht das Be-
amtentnin auf vieles herniederr was es
nicht perfönlich fälafjt nnd fördert.
Drjiben fteht man umgekehrt zn allem
hinauf was man biireankratifcher Weife
nicht felbft leiten kann. Indiefem Sinne
lohnt es fich auch. iiber alle Alarm-
depefcheu hinweg die fchwere Kämpfe
der Staatsdepartemeuts gegen die Trnfts
fignalifieren, eine? nnberbriichlieh feft-
znhalten: nämlich daß in jener großen
Republik bisher noch alles von privater
Hand geichaffen wurde und daß fich
daher auch jede Regierung hiiten wird-
den Unternehmnngßgeift des einzelnen.

allznftark zu knebcln. Dinge daher„
wie fie heute vorkoinmen,daß die Bundes-
gerichte in die Tarifpolitik der Eifer!-
bahnen eingreifen, die ihre jcchs-
prozentige Lohnerhöhuug der Arbeiter
wieder ane-gleichen wollen. oder Eut-
hiillungen iiber faljche Trans-aktionen
der Gruppe Morgan-Gnggenhein wegen
Kohlenländereien in Alaska, alle folche
mit Recht Llnffícht erregenden Dinge
dürfen nicht zu fehwer genommen wer-
den. Eine Zeit lang opfert man dann
der erziirnteu öffentlichen Meinung. geht
wohl auch einmal unter diefem Druck
wie z. Zr. bei den Landdepartementö in
das fchädliche Extrem iiber„ aber im
Grunde brauchen fich die amerikanifchen
Multimillionäre nicht zn fürchten, - Es
gefchieht ihrem eigentlichen Shftem
nichts! Kein Wunder. daß die ge-
waltigften Finanzgefchäfte noch immer
an der TageZorduung find. wozu natiir-
lich da45 reiche Enropm ab heute das
reiche Frankreich gehört. Die Varifer
liebernahme z. B. von 25() Millionen
Francs 4"/0igeu Delentures der Mi]-
waukeebahn beweiftr in welchem Kredit
gegenwärtig die Union in der Welt da-
jteht, lind da fäintliche erfte franzöfifche
Gruppen bei jener liebernahme beteiligt
find- fo muß doch jede diefer Gruppen
fich beeilt haben. an dem gewinn-
bringcnden (befchäft teilzunehmen. Jin
llebrigeu wird der Vräfident Taft feine
Animofität gegen die leitenden Gefehäfts-
kreife des Landes nicht lange' fortfeßen
können. Ein Starker jogar, wie fein
Vorgänger Roojevelt hat während der
erften tirijentage von 1907 Morgan
bitten laffen müffen. doeh an der Börfe
zu interoenieren,

I' * :l-

Vom Laboratorium bis
zu r Fabrik ift noch fiir jedes neue
chemifche Präparat ein weiter Weg ge-
wefen! Dar". vergeffen jeßt fchon wieder
alle diet welche ein Vatent der
Elberfelder Farbenfabrikeu auf kiinftliehes
Gummi zu argen Knrstreibereien in den
perfchiedenen Aktien benutzen. Jene
Farbenjabriken felbft erklären fich ja

Nundfchau
einftweilen noch iinfzerft zurückhaltend iiber den Wert ihrer angeblichen Erfindung* und fie hätten nur noch hinzufügen fallen, wie viele Jahre fie kiinftliches Indigo laboratoriumsmiißig "herftellten- bis man es in die Fabrikation eintreten laffen konnte. Es fcheint übrigens vorerft. als ob man das wirkliche Hartgumini durch das kiinftliche wenigftens an Billigfeit nicht fo leicht erfepen könnte. Auch einer der vitalen Vorzüge Brafiliensr daß es außer dem Kaffee noch das Hartgnmmi als hochwichtigeu Erportartikel hat! Solche von der Natur gefegnete Lauder wiffen gar nicht- wie leicht fie es hätten- eine glänzende Wirtfchaftsaera nicht nur empor zn bringeny fondern auch feftzuhalten, Hartgummi an fich wird ja in der Welt immer mehr gebraucht, ohne daß die Beftände der Nachfrage genügen könnten. Deshalb ift auch die wilde Spekulation in Kantfchuck, wie fie heute London fiehtr keineswegs etwas Neues. Nun daß in alten, liingft vergangenen Jahren lkantfchnck als Ware- alfa von den Kaufleuten fpekulativ verhandelt wurde; wiihrend heute das gleiche tolle Spiel in den Werten folcher Aktiengefellfchaften hochflntet. Nur die Formen haben fich da geändert, der fchiidliche Inhalt ift geblieben.
-k * "-
Eine wichtige Tifchrede
hat beim Monatsbeginn der Generaldirektor Kirdorf von Gelfenkirchen zu Gunften des Kohlenfhndicats gehalten; wichtig weil fie unwillkiirlich auf die ftarken Schwierigkeiten einer Erneuerung diefes Shndieats raten läßt. Auwefend waren nämlich auch Vertreter der fiskalifchen Gruben. die aber ni t das Mindefte antworteten- als jener edner die nngeheuern Gefahren fiir unfre gefamte Montan-Induftrie ausnialteF falls fpiiter Produktion und Handel in Kohle regellos werden müßten. Die Herren vom Fiskus auf die bei diefer Gelegenheit zweifellos eine Art von moralifchem Druck ausgeübt werden follte* hiitten nun als freie Männer, (die fie ja leider nicht find) fagen können- der Staat hat heute im Rnhrbezirk - freilich immer erft nach Thnffen - den weitaus größten Grubenbefiß, und wenn auch deffen Förderung vorläufig noch hinter der von Gelfenkirchen zurückfteht, fo wird doch die Lage beim Ablauf des Syndicats 1915 eine fchon ganz

andre geworden fein. Alfa hat auch
der Staat, der feine Grubenfclder er-
worben hat„ um nicht wie Gelfenkirchen
Handel zu treibenF fondern um feine
Eifenbahnen billig zu verforgenf nur
ein einziges Intereffe. Seine Breis-
volitik felbft aufznftellcnf falls ein neues
Shndikat nicht* von vornherein nach
diefer Richtung hin bindende Zngeftiind-
niffe macht. Wahrfcheinliih wäre Herr
Generaldirektor Kirdorf auf eine Duplik
gegen eine folche Replik unvorbereitet
gewefen- da ja fogar er zugeben wird,
daß es Verwickelungen gibt- wo eben
beide Teile Recht haben. Nicht ganz fo
nneigenniißig hätte freilich Augnft
T h hffen fprechen können- der ja als
Vrivatmann nur auf feinen Geldbeutel
zu achten braucht. Cr hat feine Zeche
Deutfcher Kaifer fo gewaltig arrondirt
und erweitert, nm der leitende Herr auch
im Kohlenhandel zu werden, infofern
nämlich aus feinem enormen Eigen-
verbrauch ein Ueberfchuß verbleibt. Trotz
feiner 68 Jahre wird Thhffen zum Min-
deften fo zähe wie der Fiskus verhandelt!,
damit ihm das Kohlenfhndikat Ans-
nahmebedingungen gewähre, Vielleicht
aber hat der Genannte ein ftilles Inter-
effe iiberhaupt an dem Nichtwieder-
zuftandekommen einer feftgegliederten
Kohlenvereinigung. Indem er gleich-
zeitig der größte Stahlprodncent ift und
als folcher fehr überlegt, ukunftspliine
bearbeitet, fo läßt fich bei i rn auf Grund
der gegenwärtigenf d. h. von uns einiger-
maßen zu iiberfehenden Verhältniffe,
kaum etwas Beftimmtes zn Gnnften
neuer Syndicate fagen. Feftznhalten
ift nur, daß der Stahlverband zwei
Jahre vor dem Kohlenfhndicat abläuft,
alfo falls die Verhandlungen desLeßteren
faiwierig werden follten- doch möglicher
Weife in Frage gefreut werden könnte.
Auch hier _weiß man nicht- was Herr
Thhffen fiir möglich heilt. fiir fich felbft.
Betanntlich kann man diefen viel-
befchilftigtcn Mann nur morgens gegen
7 Uhr fprechen. Wer ihn alfo iiberlifteu
with „muß friih anfftehn.“

4- * e

Rundfchan

Die neue Lage in Ungarn-
wo bekanntlich die Ultras gegen die
Regierungspartei die zerfchmetterndfte
Wahlniederlage erlitten haben- ift auch
von der Gefchäftewelt wie eine Art Er-
löfung aufgenommen worden. Wenn
aber nun- wie es fcheint, fogar die Hoch-
finanz auf die Möglichkeit von Trans-
aktionen zählt, die eines ftreng nn-
garifchen Charaktere entbehren miiffen,
fo wäre damit doch der allgemeinen
Volkdftimmnng weit voransgeeilt. Denn
gefiegt hat die Regierungspartei, - das
ift in diefem Falle Lefterreich - we en
der wirklichen Brutalitäten der Jiifth-
innen alfo mehr ane rein menfchliaien
Griinden, ale aus einer nun plößlicheu
Abfchwenknng der Wähler in's cislei-
thauifehe Lager. Und wenn den Wählern
von ihren Bankdirektoreu und Groß-
induftriellen vorgeftellt wird, wie wirt-
fehaftlich fehwaeh Ungarn noch gegeniiber
der alten Wohlhavenbeit Oefterreichs
dafteht, fo erfolgt die Antwort: „grad-
deshalb fürchten wir von diefem Stär-
kern überwunden zu werden!“ Sie
wiirden es fogar lieber fehnr daß der
größte Teil ihrer Kronenwerte bei den
Franzofem als bei den Oefterreichern
wäre welche unbequeme Tatfache, -
unbequem weil fie zuweilen auch Ma t
verleiht- - fich natiirlich nicht me r
ändern läßt. Jedenfalls werden aus
der neuen Situation die Parifer Banken
mehr Nutzen ziehn könnem als die
Wiener Bankem troßdem diefe jcßt fehr-
riihrig in Budapeft find. l-'luw

Aus Hof und Gefellfchaft

Oberhofmeifter Graf Mirbach

Naehdr. nei-b.

Dem Oberhofmeiiter der deutfchen Kai-
ferin, Kammerherrn Freiherrn von Mir-
b a ch zu Potsdam, wurden die Brillanten
zum Großkreuz des Roten Adlerordens
mit Eichenlaub und Schwertern am Ringe
verliehen. Ernft Otto Karl Ludwig Adolf
Freiherr von Mirbach, dem diefe koftbare
Auszeichnung zuteil wurde, entftammt dem
weiten Aft (Preußen) feines alten Ge-
fchlechteT das in zwei Linien „Waffen“
und „Puffnecten‟ zerfäflt, von denen die
zweite in Rußland und Oefterreiäi zuhaufe ift,
Der um den Bau von Kirchen be-
*fonders verdiente Hoflaoalicr ift evange-
lifehen Glaubens, wiihrend andre Mitglieder
des Haufes Mirbach fowohl zur römifeh-
*wie auch zur grieehifch - katholifihen Kirche
zählen. Der Dekorierte befißt außer zahl-
reichen andern Orden auch den Wilhelms-
orden, das eiferne Kreuz und dic Rettungs-
medaille am Bande, er erhielt 1899 am
*Geburtstage des .ti'aifers den Charakter als
*Generalmajor A la suite der Armee gleieh-
zeitig mit dem oerftorbenen Reichstag?)-
pröfidenten Grafen Udo zu Stolb erg-
Wernigerode uerliehn, deffen Vordermann
er war; als Oberhofmeiiter der Kaiferin
fteht Exzellenz Freiherr von Mir-bach im
Range eines Wirklic'hen Geheimen Rats.
Die Gemahlin des nerdienftoollen Hof-
mannes, Camilla, geborene Orban ans
Lüttich, f>)enkte ihrem Gemahl vier Söhne,
von denen zwei dem Leib-Garde-Hnfaren-
*Regiment angehören, einer wurde Jui-ift.
Der Oberhofmeifter der Kaiferin wurde
am 24. Dezember1844 in Düffeldorf
als der ältefte Sohn des Regierungs-
priifidenten Otto Magnus Freiherrn oon
Mirbaeh geboren, deffen Gemahlin Antoi-
nette der Familie Schenk entftainmt. Ein
jüngerer Bruder aus diefer Ehe, Wilhelm
Freiherr von Mirbachf ift Direktor der
C0n1pagnie Commerciale [Zeige an-
ciennernent [*1. »ändert ae Zart- äe C0.
und der Kemmerich Gefellfchaft, fowie
Sekretär der Zanque de'ge (ie pretß
f0ncier8, der fich 1897 zn Antwerpen
init Carmen Laura geborenen von Bari),
einer Tochter des von ihm geleiteten
.Handelshaufes, oermiihlte. Eine Tochter
aus der Ehe des 1888 in Bonn ver-
ftorbenen Regierungspriifidenten, des Vaters
des Oberhofmeifters, Freiin Selma- ver-
mählte fich mit Gnftao von Lübbecke, Herrn
auf Depenau in Holftein. Antoinette, die
filtefte Schweiter Ernft Ottos von Mirbach
und feiner Gefchwifterf ift die Witwe des

1899 zn Schwerin oerftorbenen Oberften
a. D. Fridrieh Freiherrn oon Sell. Die
hohe Ordensanszeichnung des Freiherrn oon
Mirbach, die durch die Verleihung der
Brillanten auch noch einen erheblichen
materiellen Wert repräfentiert, ift u. a.
auch feiner Zeit dem Admiral ä la Zuite
der Marine Erzellenz oon Knorr verliehn
wordeny deffen Bruft außer dem hohen
Orden oom Schwarzen Adler anch das
Eiferne ttrenz fchmücth eine Dekoration,
die bekanntlich in der Kaiferlichen Marine
außerordentlich felten ift. Jntereffant ift,
daß fich fchon in weit zurückliegenden
Zeiten Träger des Namens oon Mirbach
bei der Verbreitung des Glaubens betätigt
haben. Es fteht nämlich urkundlich fett,
daß die Mirbach von ihrer eigentlichen
Heimat am Rhein nach Kurland, Liefland
und ePreußen als Mitglieder des deutfchen
Ordens kamen. Der leichnamige Stamm-
fiß des Gefchlechts it ein Dorf an der
Eifel, Von den älteftbekannten Ahnherren
werden erwähnt: Der Ritter Theodorieb
von Mirbach um 1290 und deffen Bruder
Johann. Ein Heinrich von Mirbach war
1360 Bundesgenoffe des Herren non Sleiden
gegen die Blankenheimer und Wilhelm oon
Mirbach erfcheint 1:398 in Urkunden als
Burgherr von Dreiborn, die er allerdings
nur als Pfand befaß. Die Grafen von
Mirbach, fpeziell' die aus dem Haufe
Mirbach-Kosmanus und die Linie Mirbach-
Sorquitten, entftammen- wie die oben
genannten dem rheinifchen Uradel, die erfte,
xiriifliche Linie ftiftete Friedriih Gotthard,
c-f- 21. Dezember 1827 der das Gefchlecht
von Kurland nach Böhmen verpflanzte;
anch er gehörte dem Haufe „Waffen" an.)
Die Hand Wilhelms [l.
Jiaaidr. oerb.
Durch eine Entzündung mit Furunkel-
bildung am reehten Handgelenk ift der
deutfehe iiaifer gezwungen gewefen. Staats-
gefcha'fte, die keinen Auffchnb erleiden
51()

dürfenj von feinem Sohne, dem Kron-
prinzen, ooflziehn zu laffen. Speziell trat
diefe Vertretung bei den zahlreichen Unter-
fchriften ein, aber auch militärifchen Vor-
führungen blieb der Kaifcr fern -- er
*mußte fich foznfalen „krank melden".
Selbft für den Kai er befteht eine gewiffe
Vorfchriftin der Abfaffung diefer „Meldung“,
die an den Kronprinzen gerichtet war und
von den Miniftern gegengezeichnet wurde.
Altpreußifche Tradition fchrieb in folchen
Fällen einen „Dienftweg" auch dem Ge-
krönten vor, der für diefen mit andern
Pflichten und Rechten in der Verfaffungs-
urkunde feftgelegt ift. Durch den ftändigen
Offiziersmangelf an dem die Armee von
den Zeiten Friedrichs des Großen iiber die
Jahre der Befreiungskriege hinaus zur
Aera Wilhelms des Erften, ja felbft bis in
unfre 'Zeit hinein dauernd litt, hat fich
der (übliche Brauch in Offizierskreifen er-
halten, mit einer Krankmeldung in jedem
Falle fo lange wie möglich zu warten,
jagt doch das kameradfchaftliche Gefühl dem
vor diefe Frage geftellten: „Fiiflft du aus7
fo muß ein andrer zu feinem Dienft noch
den deinen mit übernehmen, alfo halte aus,
bis du nicht mehr kannft!“ Daß man fich
vor Sonn- oder Feiertagen dann nicht
grade wieder „gefund“ meldet, iftf neben-
bei bemerkt, ein andrer traditioneller Brauch.
Vielen von uns wird wohl noch in weh-
miitiger Erinnerung feinj wie das Bild
alle ergriff, das den greifen Kaifer auf
dem Sterbebett, feine letzte Unterfchrift
gehend, darftellte, ihn, der das militärifche
Vflichtgefiihl Zeit feines Lebens oerkörperte
und das oben gefagte in die charakteriftifchen
Worte zufammenfaßte: „Ich habe keine
ZeitF müde zu fein!" - bis ihm der Tod
Tags darauf zu ewigem Schlunnner die
Augen f-hloß. Auch Kaifer Wilhelm ift
dem ärztlichen Rat erft dann gefolgt, als
eh mit dem Schreiben nicht mehr ging,
und wäre die linke Hand des Kaifers
fo gebrauchsfiihig wie die rechte, würde
diefe während der Krankheit die Unter-
fchriften nun wohl zu leiften gehabt haben-
denn felbfwerftändlich ift ja diefe Uebnng
für einen Menfchen, der jede Halbheit
haßt. Aber der letzte kaiferliche Erlaß
fagt ausdrücklich: „Da ich auf ärztlichen
Rat mir fiir einige Tage Schonung
meiner Hand auferlegcn mnß'f und
hierdurch gibt der Kaifer refigniert zu7
leider nur über die eine Hand verfügen zu
können. Das fcheiut uns bemerkenswert.
Durch eifernen Willen hat fich Wilhelm [I.
die linke Hand fo gut wie möglich auszu-

bilden oerfuchtf fodaß diefe nicht abfolut
jeden Dienft oerfagt, fondern trotz der
Verkürzung des Arms, oerhältnismäßig
gebrauch-Zfähig ift7 foweit es der vorhan-
dene Mu-Zkelfchwund eben zuläßt. Wie
ftattlich der .n'aifer zu Pferde fitzt und wie
gut fich ein Pferd unter ihm zufammen-
ftellt, das heißt, wie er es „reitet“, das
haben erft kürzlich noch die englifchen
Zeitungen hervorgehoben. Wie ift diefer
fcbeinbare Widerfprnch zu erklären? Ein
Holzftiict, durch das die Zügel hindurch-
gezogen find, läßt diefe bei ricktiger Stellung
der Hand nicht nach vorwärts gleiten,
und daher muß das Pferd eben „am
Zügel bleiben". Solche Hilfsmittel der-
langen aber gleichzeitig auch die ftändige
Aufmerefamkeit des Reiters in hohem
Maße, denn eine geringe Unachtfamkeit
kann die Zügel plötzlich zum Durchrntfchen
bringen7 fodaß das Vferd den Halt ber-
liert; bei fchärfren Gangarten kann fich
dann nur allzuleicht eine Kataftrophe er-
eignen, deren Folgen abzuwenden, die
ftändige Sorge der Begleitung des Kaifers
fein muß. Wie fcharf der hohe Herr aber
gelegentlich zu reiten beliebt, das weiß jeder,
der die kaiferliche Standarte fchon einmal
im konpierten Gelände - quer Beet -*
wehn fah! Auch im Schießen kommt
dem Kaifer kaum einer gleich, vielleicht
noch am nächften Oefterreiehs Thronfolger,
der mit feiner klein-kalibrigen Büchfe gleich-
falls den Schuß nur fozufagen hinwirft*
trohdem aber faft nie fehlt; follte er jedoch
unter denfelbcn Bedingungen wie unfer
Kaifer. d. h. ?t pjZtolet. auf der Jagd
in Konkurrenz treten, fo dürfte der Ans-
gang kaum zweifelhaft fein, denn jeder
Schütze weiß7 wie nötig beim Einziehn
des Gewehr-s die linke Hand ift, und ihre
Tätigkeit kann durch Auflegen auf eine
vor dem Stand gefpannte Schnur nicht
erfefzt werden. Man weiß ferner7 daß fich
der Kaifer beim Effen eines eigenen Be-
fteckes bedientj darüber kurfiereu aller-
hand Gerüchte, und trohdem ift auch diefe
Frage recht einfach gelöft. Der dienft-
tuende Leibjiiger überbringt in einer Leder-
tafche bei der Ankunft der Herrfchaften eine
Anzahl filberner Gabeln- dieF genau wie
die fonft iiblichen geformt findj nur etwas
fchwcrer wiegen fie wohl als die gebräuch-
lichen; die iiußerfte linke Zinke ift ftärker
als die übrigen und nach dcm Rande zu

Hof und Gefellfchaft
ganz flach gehalten, fo daß ihre äußere
Kante als Meffer dienen kann. Mit großer
Gewandtheit oerfteht es der Kaifer, alles
Anfgetragene mittelft diefes Jnftrumentes
zu zerkleinern, indem er, beifpielsweife die
Fleifchiranchen, rafch klein kriegt und dann
mit der Gabel aufnimmt. In diefer Art
zu effen liegt etwas fo Selbitoerftändliches,
daß der, der diefe Methode zum erften
Male fiehft fie unwilli'iiclich nachzuahmen
oerfuchh felbft Hummer vermag der .uaifer
auf diefe Weife mit Grazie zu genießen,
was bekanntlich manchem auch mit zwei
Händen nicht immer einwandsfrei gelingen
will. So fühlt fich der Kaifer durch die
bei feiner Geburt ihm durch einen un-
glücklichen Mißgriff beigebrachte Ver-
ftiimmlung eines fo wichtigen Gliedes
fonft im Leben kaum noch behindert, um
fo ftöreuder wurde ihm daher jetzt die ver-
minderte Gebrauchsfc'ihigkeit „feiner Hand“
fein, befonders. da der Kaifer abfolute Un-
tätigkeit bisher nicht kannte. Selbft in
der kurzen Baufe, die zwifchen dem Vor-
legeu eines neuen zur Unterfchrift bereiten
Aktenftiicks entfieht, zeichnet die allzeit
nach Betätigung drängende Rechte an den
Rand der Unterfchriften-Mappe oder auf
einem bereitliegenden Block irgendeine,
den regen Geifi augenblicklich befchäftigende
Figur mit markanten Strichen hin, fei es
ein Römer auf dem Wall der Saalbnrg,
oder ein .Krieger aus neuerer Zeitf und
immer ift die charakterifterifche Eigenart
des Dargeftellten feftgehalten.

Aus der Gefellfchaft

Großherzog Wilhelm Ernft von Sachfert
vollendete am l0. Juni das 34. Lebensjahr.
DieErbprinzeffinvonSachfen-Meiningeu
ftatteie in diefen Tagen dem Kaiferin-Anguitex
Viktoria-Haus zur Bekämpfung der Säug-
lingsfterblichkeit in Charlottenburg einen
,zweiftiindigen Befuch ab. Sie wurde von
dem Borfißenden des Kuratoriums, Kammer-
herrn Dr. Behr-Binnen), dem
Direktor des Haufes Vrofeffor Dr. Keller,
der Obi-in Elifabeth M a n n h a r d t und
Profi-five Dr. L an gftein empfangen
und geführt.

Der Note Adlerorden vierter Klaffe
wurde verliehn: Dem Gewerberat Bruno
B ö h m in Bromberg, dem Regierungsrat
a. D. Michael K'ubiß in Stettin, dem
Oberlandesgerichtsfekretär a. D. Croft K l e e
in Königsberg in Preußen. Der Kronen-
orden dritter tilaffe: Dem Bundesrat
Heinrich S (hm i dk in Düffeldorf und
und dem emeritiertenVfarrer Stiegliß
in Potsdam. Der Kronenorden vierter

Klaffe: Dem Rektor Karl Rücker in
Falkenburg, dem Ghmnafiallehrer Heinrich
.ic o l ft e r in Bielefeld und dem Kaufmann
Heinrich C r e m e r , ebenfalls in Bielefeld.

Der ganzen Auflage unfrer Zeitfchrift liegt ein Vrofpekt der Jubi-
läumsau-Zftellnng in Weimar beif auf den wir unfre Lefer
befonders aufmerkfam machen,

Fiir den geiamten>InhaFue1-antwortlieh: l)r. E. E, Friedegg in Schöneberg -
Druck von Richard Falk, Berlin W. 66, Leipzigerftraße 115-16.

t Urn-erlangte Manufkriote fenden wir nicht zurück, wenn ihnen
nicht Nückporto beiliegt.

A